This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

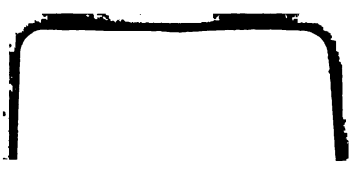
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1803.

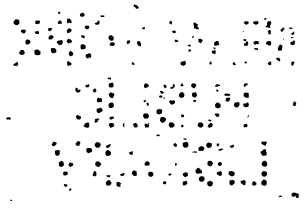
ZWEYTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

APRIL, MAY, JUNIUS.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1803.



Ueber die Siegsgöttin als Bild und Reichskleinod.

(Zur Erläuterung des Titelkupfers.)

„Hocherhabene Nika bleibe
„Mir durchs Leben getreu
„Und lass nicht ab mich zu kränzen!"

Mit dieser Gebetsformel schloss gewöhnlich der Chor des griechischen Trauerspiels, wie wir aus mehrern Finalen beym Euripides wissen. (S. *Valkenaer* zu Euripides Phoenissen p. 586. ff.) Dort galt es nur dem Kampfpreis dramatischer Dichter vor dem Richterstuhl der eilf Männer, die im Namen des athenischen Publicums urtheilten. Aber welcher Hochherzige, welcher dem Edelsten zugewandte, mögte nicht dasselbe zum Ziel aller seiner Bestrebungen machen? Zwar jene Hochbegabte, Hochbegabende, von den Griechen Nike, von den Römern Victoria genannt, ist mit den würdigen Göttergebilden Griechenlands lange schon unserm Gesichtskreis und Sprachformen entrückt. Die *Ehre*, das Grundprincip monarchischer Verfassungen nach Montesquieu, hat uns Modernen den Genius des Ruhms dafür gegeben, ein zweydeutiges Nebelbild, kaum durch den Pinsel eines Caracci zu veredeln, als fliegende Fama aber mit den häslichen Trompeter-Backen ein wahres Spottbild auf die Allegorie der Modernen. Wer wollte aber nicht gern wenigstens auf Augenblicke jenes Himmelstochter des Alterthums, der Siegesgöttin seine Andacht weihen! Sie erscheint uns auf vorliegendem Kupfer-Umriss in ihrer würdigsten Gestalt; als Schutzgeist der ewigen Roma. Das Bestimmtere über *diese* holde Figur läst sich nicht aussprechen, bevor nicht über ihre Entstehung und Ausbildung im Alterthum das Nothwendigere vorausgeschickt worden ist. Vielleicht ist es auch hier nicht ohne Reiz, die vieldeutigste, vielgebrauchteste unter allen Figuren der Antike auf ihren frühern Spuren zu verfolgen, und, wenn dies ohne Anmassung gesagt werden darf, dadurch eine Probe aufzustellen, wie etwa eine *Kunst-Mythologie*, die wir noch immer vermissen, auszuarbeiten wäre.

Die Göttin Nike ist ursprünglich nichts, als ein personificirter Beyname der grossen Jungfrau von Athen, der Pallas Minerva, oder mit andern Worten, die Göttin Athene hiess lange selbst nur Nike, war selbst die Siegsgöttin, bis man anfing, ihre siegbringende Eigenschaft als einen eigenen Genius zu symbolisiren, die Phidias seinen zwey grössten Göttergebilden auf die Hand stellte, und damit einen unabsehlichen Schwarm grösserer und kleinerer Siegsgöttinnen über die alte Kunstwelt ausfliegen liess. Mit den ältesten Herakleen, den Vorläufern und Vorbildern des homerischen Gesangs-Cyclus, trat auch die thebanische Onca, die cecropische Neith, (die Urahnin der athenischen Pallas-Athene) in das schöne Vorrecht, allen gepriesenen Göttersöhnen und Heroen, dem Perseus, Hercules, Jason, Oedipus, Theseus, bis auf Diomedes, Ulysses und Telemachos herab, siegverleihende Trutz- und Schutzgöttin zu seyn. Kein Kampf, kein halsbrechendes Abentheuer, kein Irsal, wurde bestanden, den nicht die Männin-Jungfrau geleitet und gesegnet hätte. Sie war und hiess davon selbst *Nike*, Sieg, und als die Götterkämpfe und Theogonieen *später* geregelt wurden, that sie dem Zeus, was sie den Heroen geleistet hatte, half ihm den Sieg über die Giganten erkämpfen (Euripides Jon. 1529.) gab dadurch den Peplusstickerinnen in Athen, und den daraus schöpfenden Bildhauern und Malern einen würdigen Gegenstand, (*Visconti* zum *Pio-Clement.* T. IV. p. 15.) und wurde nun selbst *als Nike* die Tochter eines Giganten oder Titanen (*Davies* zu Cicero de Nat. D. III. 23. *Jacobs* zur Anthologie T. I. p. 289.) den sie erschlug,

ſchlug, und mit deſſen Haut ſie ihre Aegide umpanzerte. Daher allein erklärt ſichs, warum die älteſte Nike in und auſser Athen unbeſchwingt und unbeflügelt gebildet wurde. Die hohe Athene bedurfte der Flügel zu ihren Götterſchritten nicht, oder ſie fuhr auf ihrem Götterwagen, *mit unbewegtem Fuſs, ohne Flügel, die rauſchenden Lüfte mit ihrer Aegide, wie in einem Seegel, auffangend* (ſo müſste wohl die ſchwierige Stelle in Aeſchylos Eumeniden 400. verſtanden werden). Daher überall die alte Nike ohne Flügel (ἄπτερος) auf der Acropole neben den Propyläen, Pauſan. I, 22. p. 81. und in der Nachahmung des Calamis zu Elis Pauſan. V, 26. p. 117. Wir wiſſen aus dem Fragment einer Rede des Lycurgus (Harpocrat. ſ. v. Νίκη Ἀθηνᾶ p. 125. *Gron.*) daſs dieſs alte Bild zu Athen flügellos, in der Rechten einen Granatapfel (Symbol aus dem Orient, woher ſchon *Bonarotti ſopra alcun. Medaglioni* p. 66. die ganze Victoria-Vorſtellung ableiten wollte) in der Linken den Helm haltend vorgeſtellt war. Läppiſch und aus dem Munde des Sacriſtans, dem der curioſe Antiquarius ſo viel nachſchreibt, iſt die Deutung, die Pauſanias davon giebt, III, 15. p. 396. man habe der Siegsgöttin die Flügel genommen, damit ſie fein hübſch einheimiſch bliebe, und nicht davon flöge. Ein ſolcher Concettino mag allenfalls dem griechiſchen Epigrammendichter hingehen, der uns erklären will, warum der Blitz einer Victoria die Flügel abſchmolz, Analect. T. III. p. 208. CCLXXIX. Weit zierlicher, wenn es einmal allegoriſirt ſeyn muſs, dichtete ein griechiſcher Comiker, Ariſtophon (Athen. XIII, 2. p. 563.), die Götter hätten dem muthwilligen Eros die Flügel abgeſchnitten und ſie der Nike angeſetzt. Wir wiſſen aber auch noch ungefähr den Zeitpunkt anzugeben, wo die zur eigenen *untergeordneten* Göttin ſymboliſirte Nike Flügel bekam. Auf der Inſel Chios lebte zwiſchen der L. und LX. Olympiade eine Bildhauer-Familie, wo der Vater Antheruus, die zwey Söhne Bupalus und Antheruus hieſsen. Plin. XXXIV. ſ. 4. Dieſe machten ſichs, wie es ſcheint, zum beſondern Geſchäft, die alten ſtrengen Götterfiguren in neue mehr allegoriſche und gefällige Geſtalten umzuformen. Sie ſchufen aus der aſiatiſch-epheſiſchen groſsen Mutter, ſpäter Artemis und Diana genannt, die Tyche, oder Glücksgöttin, und gaben ihr fürs erſte die Kugel auf dem Kopf, die ſie dann ſpäter unter die Füſse bekam (Pauſan. IV, 30.). Sie ſchufen aus eben jener epheſiſchen Diana die ehrwürdige Upis, auch Adraſtea und Rhamnuſia genannt. Sie beflügelten auch zuerſt die Athene Nike, und trennten ſie eben dadurch von der hohen Göttin ſelbſt auf immer, die (einige Münzen mit beſonderer Veranlaſſung abgerechnet, wie die geflügelte Siegsminerva auf dem köſtlichen Agathocles im Wiener Cabinett *Eckhel. Doctrin. Num.* I, 261. oder auf den Münzen ſyriſcher Könige mit dem Sieger-Beynamen *Nicanor*, *Eckhel* III, 230.) nirgends ſelbſt mit Flügeln erſcheint. Vergl. *Voſs mythol. Briefe* II, 32. Daſs Antheruus der Vater die Nike zuerſt beflügelt habe, lernen wir aus den Scholien des Ariſtophanes Av. 575. nach Heyne's nothwendiger und durch den Plinius vollkommen gerechtfertigter Verbeſſerung in ſeiner Kunſtchronologie *Opuſc. Acad.* T. V. p. 356.

Sieg ſitzt bey Kraft und Rath. Wie herrlich ſprach der groſse Phidias dieſen Satz dadurch aus, daſs er ſeinen zwey göttlichen Coloſſen, der ſtehenden Pallas auf der Acropole in Athen, und dem ſitzenden Jupiter Olympius die geflügelte Siegesgöttin ſelbſt auf die vorgehaltene Rechte ſtellte, und damit den Urtypus angab, der die ſiegreiche Herrſchergewalt bis auf die Barbarey des Mittelalters, und bis auf den gothiſchen Pomp unſerer Kaiſerkrönungen herab charakteriſirte. Denn daſs der Reichsapfel nichts anders als die Victoria in den Händen Jupiters ſey, wird ſich ſogleich aus der weitern Deduction ergeben. Die vier Ellen hohe (Pauſan. I, 24.) bronzene Victoria auf der Rechten der Minerva von Phidias (ſ. die Hauptſtelle in Arrians Diſſert. Epictet. II, 8. p. 208. wo *Schweighäuſer* in den Anmerkungen mit Recht eine Lücke im Text des äuſserſt corrumpirten Pauſanias vermuthet) hatte den Kranz in der Rechten, die Palme mit der Linken an die Schulter gelegt, wie ſich aus Münzen, wo Minerva mit der Victoria auf der Hand erſcheint, (z. B. auf den bekannten Lyſimachis *Eckhel* II, 56.) mit Sicherheit ſchlieſsen läſst. Das bronzene Bild hatte Flügel von gediegenem Gold, weswegen die Schatzmeiſter des Tempels beſonders verantwortlich waren; S. Harpocration p. 183. *Gron.*, und ſo iſt es kein bloſses poetiſches Gold, wenn Ariſtophanes in ſeinen Vögeln ſie als die Goldbeflügelte begrüſst. Von nun an erſcheint die Siegsgöttin als dienſtbarer Genius der Minerva (ungefähr wie Ampelos dem Bacchus zugeordnet iſt) vielfach in ihrem Gefolge oder ihr ſelbſt die Libation darbringend. Man erinnere ſich hier nur an die zierliche Vaſenabbildungen in *Tiſchbein's Engravings* T. IV. pl. 10. und 16. die ſich gegenſeitig erläutern, und an die prachtvolle Proceſſion unter Ptolemaeus Philadelphus in Alexandrien beym Athenaeus V, 34. p. 278. *Schweigh.*, wo Alexanders goldene Bildſäule von Elephanten gezogen, in herrlicher Apotheoſe, zu ſeiner Rechten die Pallas, zur Linken die Victoria ſtehen hat. Ueberhaupt tritt hier das geiſtreiche Kunſt- und Phantaſieſpiel ein, das mit dieſen Siegesbildern bey feyerlichen Siegesgepränge und religiöſen Aufzügen in unendlicher Mannigfaltigkeit getrieben worden iſt. Wahrſcheinlich fand kein ſogenanntes *iſelaſtiſches* (εἰσελαστικὰ S. zu Plin. X, Ep. 118.) Gepränge, kein Siegereinzug bey den heiligen Spielen ſtatt, wobey nicht eine über dem Wagen ſchwebende Victoria den Kranz über dem Haupte des Siegers hielt, wie aus ſo vielen Münzen Groſsgriechenlands und Siciliens zu erſehen iſt. Daher und nicht bloſs um die Flügel zu befeſtigen, wie anderswo behauptet worden iſt, die breiten, über der Bruſt ſich überkreuzenden Flügelbänder oder Baudolieren, die wir auf mehrern Victorienbildern, und unter andern auf der coloſſalen antiken Marmor-Statue der Victoria im Halbkreiſe vor den

dem neuen Schlosse in Sanssouci bey Potsdam finden. S. *Die Farienmaske auf den Bildwerken der alten Griechen* p. 83. Denn diese Bänder waren eben dazu da, um die fast horizontal schwebenden Siegesbilder an der dazu gehörigen Maschinerie zu befestigen. Auch beym römischen Triumph fehlte es nicht an dergleichen Siegesbildnissen; doch trug man sie da häufiger auf Stangen; S. Dio Cassius XLVII, 40. p. 520. mit *Fabricius* Anmerkungen, und daher zum Theil die grosse Menge noch vorhandener kleiner Bronzen, welche diese Siegsgöttin vorstellen, und unten zum Aufstecken angepasst sind, in *Caylus* Recueil und in so vielen Museen. S. *Visconti* zum Pio-Clement. T. II. p. 20. und *Guattani Monumenti inediti per l'anno* 1787. p. 20. Denn dass sie als wirkliche Feldzeichen und Panniere gebraucht worden, lässt sich selbst aus der Colonna Trajana kaum beweisen. — Doch kehren wir aus diesem endlosen Gewimmel von Siegesgöttinnen zu jener Ehrwürdigen zurück, die Phidias seinem Olympischen Jupiter auf die Rechte stellte. (S. *Völkel* über die Bildsäule und den *Tempel des Jupiter Olympius* S. 153.). Sinnreich war, (wie sich aus einer sorgfältigen Vergleichung nachahmender Kaisermünzen, wo bald der Olympische Jupiter, bald die Pallas mit der Victoriola auf der Hand abgebildet wird, z. B. *Bonarotti Medagl.* IV, 4. und VII. 4. gar wohl bestimmen lässt,) der Gedanke des Phidias, die Victoria auf der Hand Minervens auswärts schreitend vorzustellen, denn *von ihr* geht der Sieg aus; hingegen die andere auf der Rechten Jupiters einwärts zum Vater selbst schreitend zu bilden, denn *ihn* krönet der Sieg. Die Nike ist seine Tochter. S. Aristides Hymn. in Min. p. 29. *Cant.* und *Wernsdorf* zu Himerius p. 717. ff. Was die Diadochoi oder Nachfolger Alexanders in ihren Selbstvergötterungen sich längst erlaubt hatten, sich mit Victorien auf der Hand im grösten und kleinsten Format, in Colossalbilden und Münz Typen bilden zu lassen, musste natürlich den weltbeherrschenden Imperatoren Roms noch weit ziemender gestattet seyn. Die Republik hatte ihre Denare und Quinare sehr früh mit einem geflügelten und behelmten Pallaskopf, der wahren Victoria (s. *Eckhel* V, 84.) und später mit dem ganzen Bilde der Siegesgöttin (die bekannten *Victoriati*) ausgeprägt. Jetzt stellten sich die römischen Autocratoren das allgeliebte Siegessymbol auch auf die Hände. Wer des Beweises bedarf, findet sie zu Dutzenden im *Rasches* Wörterbuch. Doch *diese* Victoria bekam unter den spätern Kaisern auch noch eine bedeutende Basis. Wer kennt nicht den stolzen Begriff des *orbis Romanus*, des den Römern unterthänigen Weltkreises, unter welchem man bald die ganze Erdkugel zu verstehen anfing. Diese Kugel, die schon Jupiter dem Thronerben Commodus überreichend auf Münzen vorgestellt wird, wurde in der Kaiserreihe des dritten und vierten Jahrhunderts das festbestehende Symbol der Weltherrschaft, und wenn der fromme Basilius Serm. de Adam. I. p. 68. Opp. einen ehrlichen Landmann schildert, der in der grossen Stadt zum erstenmal alles anstaunt; so nennt er unter den Gegenständen seiner Bewunderung auch die Kaiserbilder, die die Weltkugel mit ihren Fingern umspannen. S. *Lindenbrog* zum Ammian. XXI; 14. p. 222. *Gron.* Was war natürlicher, als dass man auf diese Kugel in der Kaiserhand nun auch noch das alte Lieblingsbild der Victoria stellte. So finden wir sie z. B. auf den Medaillons des Kaisers Probus mit *Bonarotis* Anmerkung p. 354. Doch findet sich diese Vorstellung sogar schon auf einer Colonialmünze von Tarragona, die unter August geschlagen worden ist. S. *Vaillant Colon.* T. I. p. 36. Als Constantin das heidnische Rom mit seiner christlichen Anthasa vertauschte und das Kreuz, dem er so viel schuldig war, überall pflanzte, duldete man zwar eine Zeitlang auch noch die Siegsgöttin, aber sie erhielt doch nun das Kreuz in die Hand. Man bemerkt dies zuerst auf Münzen des Kaisers Jovian beym Banduri. S. *Eckhel* VIII, 147. Doch endlich stürzte auch dies Symbol, das unter allen heidnischen Bildern dem Christianismus am längsten getrotzt hatte; das Kreuz wurde allein auf die Kugel gestellt, und der *Reichsapfel* war fertig. Da *Canges* christliches Constantinopel und des gelehrten *Freher Origines Palatinae* c. 13. p. 106. haben schon lange die Beweise zu allen diesen gesammelt. Man darf aber in unsern Tagen, wo die verdriesslichе Alterthumskunde oft als eine unnütze Stubenmagd gescholten wird, zuweilen auch an so etwas wieder erinnern. Auch v. *Murr*, der zuletzt über die Reichskleinodien geschrieben hat, hatte dem Forscher noch eine kleine Nachlese übrig gelassen. Unter den ältern, die man in *Pfeffingers Vitriarius* T. I. p. 880. ff. in vollem Haufen angeführt findet, herrscht wirklich noch viel Verworrenheit.

Ausser der Vorstellung der auf den Händen und in Processionen getragenen und fliegenden Siegesgöttinnen (*Victoriolae* des Cicero) sind vorzüglich noch zwey Classen dieser Bildwerke zu unterscheiden, die *Tropäenerrichtende* und *tragende* Victoria (Τροπαιοῦχος) worin sich die zwey schönsten Formen in *Tischbeins Vasengemälden* IV, 21. und im *Museo Clementino* T. II. tav. 11. verglichen *Pitture d'Ercolano* IV, 50. und *Bronzi* T. II, 10. eine ganze zahlreiche Familie aber auf geschnittenen Steinen (*Tassie's Catal.* n. 7722 bis 7742) auszeichnen, und die *ankommende* in der Vorstellung, als berühre sie im frischen Anfluge so eben den Boden. Letztere erblicken wir in der Antike, deren Umriss in der vorstehenden Kupfertafel gegeben worden. Nicht unrühmlich ist auch ihr Wirken in der alten Römerwelt, und wenn man die Geschichte eines Bildwerks seinen Lebenslauf nennen darf: so ist die Biographie *dieses* Bildes eine der interessantesten in der ganzen Archäologie. Julius Caesar war in der Curia des Pompejus ermordet worden. Der junge Imperator Octavianus Augustus sühnte den Schatten seines Gross-Oheims unter andern auch dadurch aus, dass er eine neue prächtige Curia erbauete, und sie dem Divus Julius weihete. In der Vorhalle dieses Saales sollte ein bedeutendes Götterbild alles aussprechen, woran man hier zu denken habe. Eine Victoria wurde unter al-

len

den ein unglücklichen Platz gefunden. Seit König Hiero jene goldene geschickt hatte, deren Aufnahme und Weihung Livius so würdig erzählt XXII, 37., war auf und ausser dem Capitolium noch gar manche schöne Siegsgöttin aufgestellt worden (ein ganzes Verzeichniss liefert *Just. Ryckе* de Capit. Rom. c. 28. p. 294. bis 299.) Allein man darf voraussetzen, dass Augustus gerade zu dieser ehrwürdigen Bestimmung die schönste Statue, die damals zu finden war, mit dem bedeutendsten Ausdruck gewählt haben werde. Das kunstreiche und festlustige Tarent (s. Strabo VI. p. 429. A., wo doch der neueste Herausgeber das mildernde ἄλλας vor ἡμέρας unbedenklich hergestellt haben sollte T. II. p. 292. *Tzschucke*) hatte gewiss auch eine Menge ausgezeichneter Siegsgöttinnen von den trefflichsten griechischen Künstlern. Victoriolen auf der Hand des Taras oder Phalantus finden sich noch häufig auf den Münzen dieser Stadt. S. *Magnan Miscellan. Numism.* T. I. tab. 40. 11. T. III. tab. 44. 5. Die schönste Tarentinische Victoria erhielt nun den Preis vor allen Mitbewerberinnen, und wurde hier aufgestellt. Nach einer Verordnung Augusts streuete jeder Senator beym Eintritt Weihrauch auf dem Altar, der neben der Göttin stand. Sueton in Aug. c. 35. Das Bild muss in der That eine ungewöhnliche Hochachtung genossen haben, da es selbst beym Leichenconduct Augusts mit vorgetragen wurde. Sueton. in Aug. c. 101. Dio Cassius, dem wir die Nachricht von seiner Aufstellung verdanken LI. 22. p. 655. sagt, es ist noch jetzt da (er war unter Severus im Jahre 222. zum zweytenmal Consul). Herodian erwähnt ihrer gleichfalls, und so lässt sich ihr Daseyn bis auf die ersten iconoclastischen und bilderstürmenden Zeiten des herrschenden Christianismus fortführen. Julian hatte die von Constantin entweihete Victoria wieder hergestellt, und so wie sie selbst unter den christlichen Kaisern noch immer geduldet worden, bis endlich im Jahre 384 unter dem eifernden Theodosius und dem stets bevormundeten Valentinian trotz aller Deputationen und Vorstellungen des Senats, der um seine Victoria flehete, und der beredten Vorstellungen des hochherzigen Symmachus ungeachtet, auch diese Göttin ihr Todesurtheil empfing, und der Vers noch einmal in Erfüllung ging: *Ultima caelestum terras Astraea reliquit.* Sie musste sich mit ihrem Vater Jupiter trösten, der zugleich in einem förmlichen Rathsdecret abgesetzt und des Landes verwiesen wurde. S. *Gibbon's History of the Decline and Fall of the R. Empire* T. V. p. 81—84. und wo es gegen die Bitterkeiten deutscher Unpartheylichkeit bedarf, *Schröckh's Kirchengeschichte* VII. 225. ff.

Aber woher wissen wir, dass gerade eine so gestaltete Victoria, wie unser Umriss darstellt, das Bildniss gewesen sey, dem über 400 Jahre die erlauchteste Rathsversammlung der Welt (auch noch in spätern Zeiten so wichtig, dass um ihr zu entgehn, Constantin eigentlich den Sitz *seines* Despotismus an dem Bosporus gründete) mit süssen Weihrauchwolken huldigte? Die Sache lässt sich durch Vergleichung alter Denkmäler und Schriftsteller ausser allen Zweifel setzen. Mehrere Münzen Augusts zeigen eine Victoria, die der unsrigen ganz ähnlich auf einer Kugel aufzuschweben scheint. Die eine zeigt zugleich ein Gebäude, das alle Umstände zusammengenommen kaum etwas anders, als die Curia Julia seyn kann. S. *Eckhel* VI. 85. Wir wissen aber auch ferner aus der Schilderung jener Victoria, die mit bejahrter Ehrwürdigkeit in der Curia präsidirte, beym Prudentius ihre Gestalt so genau, dass man sie Stück für Stück mit unsrer Bronze vergleichen, und überall unverkennbare Aehnlichkeit finden kann. Diese Stelle ist *contra Symmachum* II. 36. *e recensione N. Heinsii.* Er fragt: wer ist der Gott des Sieges, und antwortet sich nun selbst:

Est deus omnipotens: non pexo crine virago
Nec nudo suspensa pede, strophioque revincta,
Nec tumidas fluitante sinu vestita papillas.

Hier trifft alles zu, die gekämmten ums niedliche Köpfchen zierlich gelegten Haare, die schwebende Berührung mit den bloßen Füßen, die Umgürtung unter den schwellenden Brüsten, das rückwärts flatternde Gewand. Wenn einmal eine Figur mit Worten gemalt werden soll: so kann man es schwerlich beredter und lebendiger thun, als hier geschehen ist. Den sonst schwerfälligen und aufgedunsenen Versdrechsler scheint die leicht schwebende Göttin, deren Vernichtung er sich so angelegen seyn lässt, wider seinen Willen angehaucht zu haben. Und wer wollte auch nicht bey ihrem Anblick, die sich so still und sittsam herabläßt, und in der Fülle ihrer Jungfräulichkeit doch einem zartgeschlossenen Blumenkelche gleicht, von Sehnsucht ergriffen und von dem Wunsche beseelt seyn, an dem himmlischen Kranz, den man in ihre Hände denken muss, auch Antheil zu nehmen? Auch der Gedanke, sie hier vor der Curia, wo sie gleichsam immer eine neue Siegesbotschaft zu bringen hat, gerade im Anflug ankommend zu bilden, wird immer Bewunderung verdienen. Auch ist er der angemessenste für die ganze Figur. Rasche Bewegung ist gleichsam die Bedingung ihres Wesens. Sie mit gesenkten Flügeln an einem Siegeszeichen oder sonst in ruhiger Stellung zu bilden, heißt eigentlich dem Wesen ihrer Bestimmung widersprechen, und dieß scheinen auch alle die Künstler gefühlt zu haben, die sie mit rückwärts gebundenen Händen gefesselt vorstellten, wie auf der Gemme in *Lippert's* Dactyliothek III. 383. und auf mehrern Nachahmungen in *Tassie's Catalogue* n. 7691. oder die auch der ruhenden die Flügel ganz wegnahmen, wie auf einem Agath des Königs von Preussen in *Begers Thesauro Brandenb.* T. I. p. 51. oder in dem allegorischen Relief bey *Guattani Monumenti inediti per l'anno* 1786. p. 84. Der Anflug selbst ist sehr graziös. Die fertigste Schülerin aus Vestri's oder der Vigano Schule würde noch weit hinter dieser

leis

leis aufschwebenden und doch so kühnen Haltung des ganzen Körpers auf einer einzigen Fufsspitze zurückbleiben. Gerade hierdurch unterscheidet sich dieses Bild von den meisten andern Victorienbronzen der Art, wo die Ankunft der Göttin durch das Zusammenhalten beider Füfse angedeutet wird. Diese Stellung ist, wie schon *Caylus* bey einer übrigens sehr ähnlichen Figur bemerkt, *Recueil d'Antiquités* T. IV. p. 183 von den Vögeln abgesehn, die ihre Füfse gleichfalls zusammenschliefsen und ausdehnen, wenn sie sich irgendwo niederlassen wollen, woraus, beyläufig zu erinnern, auch der Taubenähnliche Gang der Göttinnen beym Homer Ilias V, 778. u. s. w. wohl am sichersten zu erklären seyn dürfte. Wer fühlt aber nicht, dafs die hier gewählte Attitüde noch viel mehr Grazie mit Ausdruck verbindet und ein wahrer Triumph der plastischen Kunst genannt zu werden verdiente? Wie sprechend ist endlich das zurückflatternde Gewand, um die Schnelle und Raschheit, womit die anfliegende Göttin die Lüfte zertheilte, malerisch anzudeuten. Lesern der alten Dichter werden die Stellen nicht entgehn, die bey der Schilderung fliehender Schönen dasselbe Bild vor Augen hatten. Zum Verständnifs der ganzen, meisterhaft geordneten Draperie dürfte es aber nicht überflüfsig seyn zu bemerken, dafs alles was wir hier vom Gewand erblicken, nur ein einziges Kleidungsstück im Costum der griechischen Jungfrauen vom dorischen Stamm ausmacht, und dasselbe ist, was die griechischen Künstler auch zur Drappirung der Dianen, Amazonen, Nymphen und spartanischen Jungfrauen stets gebraucht haben. *Dorisch* heifst in der griechischen Kunst (man denke nur an die dorische Säulenordnung) altgriechisch, und giebt den Begriff jener schmucklosen Einfachheit, die sich nur erst von dem strengen Gebot des Unentbehrlichen gelöst hat. Dieses altdorische Gewand war eine Tunika der einfachsten Art. Zwey gleich lange und breite Stücken Tuch machten den Vordertheil und Hintertheil des Gewandes und blieben auf beiden Seiten fast ganz aufgeschlitzt. Ueber den Schultern fafste sie eine Art von Agraffe, unter welcher die ganz unbekleideten Arme frey hervorgiengen. Ein doppelter Gürtel, der eine knapp unter den Brüsten (das nachmalige *Strophium*) der andere über den Hüften hielt die beiden Blatter (die höchstens unter dem linken Arm durch ein paar Stiche zusammengenäht waren, auf der rechten Seite aber von oben bis unten ganz offen blieben) an den Leib geschlossen. Von der Hüfte an trennten sich beide Blätter des Gewandes und liefsen daher selbst die nackten Oberschenkel durchsehen (daher die famöse Benennung *Φαινομηρίδες* Hüftentblöfserinnen, bey den spartanischen Mädchen, bey welcher man doch *Heyne's* Bemerkungen *de Spartanorum Institutis* in den *Commentt. Gott.* T. IX. p. 22. nicht übersehen darf.) Dieses ist die eigentliche altdorische oder auch peloponnesische Frauenkleidung (*χιτὼν σχιστὸς* Pollux VII, 55), die man späterhin, wo jonische Weichlichkeit den Frauen faltenreiche Ober- und Untergewänder und asiatische Verhüllungen zur Sitte machte, überhaupt *ἀναζύειν* nannte. Alle hieher gehörigen Citate findet man zum Hesychius T. I. c. 1054 und bey *Fischers Anakreon* p. 404. ed. novifs. Es bedarf keines Erweises, dafs gerade diese Bekleidung der griechischen Kunst, die überall nach dem Ausdruck des Nackenden dürstete, auch für ihre spätern Bildwerke äufserst willkommen seyn mufste, bey der leichtschwebenden Victoria aber zugleich auch symbolisch war. Auch bequemt sich die griechische Kunst aller Freyheiten, die diese Gewand verstattete, bey den verschiedenartigen Stellungen der Siegesgöttin. Oft lösten die heroischen Mädchen eine Agraffe über der Schulter, und entblöfsten so die eine Brust (der wahre Ursprung des Wort *Ἀναζύειν*, *wo man nur eine Brust sieht*) Man findet dieses auch nicht selten an den Siegsgöttinnen, besonders da, wo ihnen eine bestimmte Thatigkeit gegeben wird, z. B. das Beschreiben eines Schildes im *Montfaucon* T. I. pl. CCIX. 3. oder wo sie am Eingang der Mithrashöle den mystischen Stier schlachtet, bey *Tassie* pl. 45. n. 7760. Löste man beide Schulteragraffen und die Gürtel (den *geminum cinctum* der romischen Dichter bey der Schilderung Dianens) so entstand völlige Nacktheit, wo nur auf einigen untern Theilen das Gewand nachlässig hängen blieb, wie auf der Tropäen stützenden Victoria im Clementischen Museum. Schritt der eine Fufs im Gehen rascher vorwärts: so zeigte er sich durch das aufgeschlitzte Gewand von oben bis unten ganz blofs, ein charakteristisches Merkmal der sogenannten *Victoria gradiens*, wovon sich in *Caylus Recueil* T. II. pl. 85. und in den *Bronzi d'Ercolano* Beyspiele finden. Diese Entblöfsungen verschmähete indefs der Schöpfer unserer Victoria, da der Gegendruck der Luft auf beiden Seiten die getrennten Blatter des Gewandes aneinander treibt. Die Trennung selbst bleibt aber auf der einen Seite in wellenförmiger Einbiegung vollkommen sichtbar. Aber vor einem Irthum, den die Betrachtung des blofsen Kupferstichs leicht veranlassen könnte, mufs man hier um so mehr auf seiner Huth seyn, als diese Kleinigkeit noch täglich die lächerlichsten Mifsgriffe in der Nachahmung der antiken Bekleidung in den Kunstwerkstätten und Ankleidezimmern unserer Schönen erzeugt. Die untere Umgürtung ist auch hier, wie fast überall auf Antiken, durch das darüber herausgezogene Gewand verdeckt. Was sich hier in der Mitte in reiche Falten aufschlägt, ist keineswegs ein sich hier endendes Obergewand, sondern nur der Faltenbausch, der durch das hier aufgeschürzte dünne, und sich daher auch leicht drappirende einzige Gewand hervorgebracht wird. Man mufs sich nämlich vorstellen, dafs dieses Gewand nach der Simplicität der damaligen Lebensart zugleich auch die verhüllende Nachtbedeckung machen, und daher, ungegürtet, weit über die Füfse herabfliefsen mufste. Denn zwey Stücke Tuch waren damals zureichend, dem Menschen des Nachts zum Bette und bey Tage zur Bekleidung zu dienen (daher die weite Bedeutung von *εσθὴς, vestis*).

Sobald

Sobald man also gehn, oder ein Geschäft verrichten wollte, mußte man dieß Schleppgewand mehr oder weniger zwischen dem Gürtel heraufziehn, und dieß hieß eben im alten Sinne *aufschürzen*. So aufgeschürzt erscheint also auch unsere Victoria, zu deren Erklärung eine architektonische Stelle in Apulejus Metamorphosen II. p. 22. *Pric.* noch manchen lehrreichen Wink ertheilen könnte.

Das Original der hier abgebildeten Bronze, die schon ihrer seltenern Größe wegen Aufmerksamkeit verdient, befindet sich in Cassel, und macht eine Zierde des dortigen Museums, dessen bedeutende Kunstschätze von der geschmackvollen Gelehrsamkeit ihres jetzigen Aufsehers noch manche lehrreiche Erläuterung, wie neuerlich im Fache der Numismatik, zu erwarten berechtigt sind. Der Casseler Bildhauer *Wolf* hat seinen andern Verdiensten auch dieß hinzugefügt, einen äußerst gelungenen und reinen Abguß davon in der Größe des Originals (1½ franz. Fuß ohne die Kugel und Basis) in Gyps zu verfertigen, wovon er Liebhabern Exemplare für einen Carolin überläßt. Man wird nicht satt die holde Gestalt, als eine himmlische Erscheinung, zu bewundern. Wohl jedem, der die unschuldig aber nicht ungestraft Verbannete, allen Interdicten der Constantine und Theodose zum Trotz, unter glücklichen Vorbedeutungen bey sich einführen kann. Denn immer bleibt doch der Ausruf des Euripides wahr: Καλὸν τὸ νικᾶν.

C. A. Böttiger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, in d. Wayſenhausbuchh.: *Commentar über den Pentateuch von Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. u. d. morgenländ. Spr. *Mit Einleitungen zu den einzelnen Abſchnitten, der eingeſchalteten Ueberſetzung von Dr. Alex. Geddes merkwürdigeren kritiſchen und exegetiſchen Anmerkungen und einer Abhandlung über Moſes und die Verfaſſer des Pentateuchus.* 1802. *Erſter* Theil. die Geneſis. 332 u. VIII S. *Zweyter* Theil. Exodus u. Leviticus. 332 und IV S. 8.

Eine fleiſsige und brauchbare *Annotatio perpetua*, in welcher man nicht leicht eine der Erklärung bedürftige Stelle aufſchlagen wird, ohne Winke oder wenigſtens Materialien zu ihrer Aufklärung anzutreffen. Sie hat das eigenthümliche Verdienſt, daſs ſie das für uns brauchbare der Geddesiſchen Ueberſetzung und Anmerkungen, das Beſte aus einer Arbeit, die für den Boden ihrer Entſtehung vortrefflich zu nennen iſt und wohl auf lange Zeit unübertrefflich bleiben wird, überall aber ihrem Vf. ein ehrenvolles Denkmal ſtiftet, in Auszügen unter uns verpflanzt. Dieſe fremde, mit möglichſter Raumerſparniſs mitgetheilte, Ausbeute aber iſt bey weitem nicht die Hauptſache. Durchaus mit berichtigenden Zuſätzen ausgeſtattet, erſcheint ſie als mitaufbewahrt unter den übrigen vielen Erläuterungen, durch welche der Vf. theils, wie es ſich verſteht, nach andern guten Vorarbeiten, theils aber auch nach ſeinen eigenen, an der ſonſtigen claſſiſchen Philologie geübten, Talenten und Kenntniſſen, ſeinen Autor den allgemeinen Geſetzen der Interpretation gemäſs ununterbrochen und zweckmäſsig beleuchtet. Ueberall dringt der Vf. auf den hiſtoriſchen Sinn. Allerdings muſs es jedesmal die erſte Frage des Exegeten ſeyn, wie der Autor den Gegenſtand angeſehen, und nach ſeiner Kenntniſs und Urtheilskraft beſchrieben habe. Mit Recht arbeitet deswegen der Vf. gegen die üble Gewohnheit, anders woher geſchöpfte Einſichten den alten Schriftſtellern als die ihrige zu unterlegen. Auſser dieſer erſten Pflicht der Interpretation aber miſskennt der Vf. auch die weitere Aufgabe nicht, durch deren Erfüllung man als pragmatiſcher Exegete nützt; wir meynen das Geſchäft, Factum und Anſicht, Erfolg und Urtheil über die Urſache deſſelben zu unterſcheiden und dabey aufzuſuchen, was wohl der Anſicht, als Factum zum Grunde liege, und durch was für Eigenheiten des Erfolgs und des Erzählers das Urtheil des letztern, welches meiſt wie ein Theil der Begebenheit ſelbſt vorgetragen iſt, modificirt worden ſey. Bey ſchwierigeren Stücken iſt die Literatur der beſten Auslegungsſchriften nachgewieſen. Geddes hat ſich das Verdienſt gemacht, die alten Ueberſetzer fleiſsig zu vergleichen. Dieſe Vorarbeit hat Hr. *V.* aufgenommen, und wo ſie minder vollſtändig war, vermehrt; z. B. verwendete er viel mehr Fleiſs auf die älteſte Völker- und Ländertafel Geneſ. 10. In der Geneſis überhaupt iſt Er auf die Verſchiedenheit der an einander gereihten Erzählungen ſehr aufmerkſam. Auf die Endreſultate hierüber, welche der dritte Theil in einer beſondern Abhandlung liefern wird, iſt Rec. zur Vergleichung mit ſeinen eignen Unterſuchungen ſehr begierig. Zur hebräiſchen Wortforſchung gebraucht der Vf. nicht ſelten, doch ſeltener als Rec. es für nöthig und conſequent hält, die verwandten Dialecte. Dem Rec. ſcheint, wenn man die Vergleichung der Dialecte nicht als eine bloſse Nothhülfe und dadurch als ein unſicheres Verzweiflungsmittel charakteriſiren will (und ſo werden doch auch in andern Sprachen die Dialecte nicht angeſehen!) als Grundſatz feſtgehalten werden zu müſſen, daſs man den hebräiſchen Dialect mit allen ſemitiſchen zuſammengenommen immer als Einen gemeinſchaftlichen Sprachſchatz anzuſehen habe. Allerdings entdecken ſich alsdann viele Bedeutungen als beſonderes Eigenthum dieſes oder jenes einzelnen Dialects. Aber jedes Hauptwort, welches mehrere von ihnen gemeinſchaftlich haben, gehört zum Ganzen der Sprache, und hat eine Bedeutung, aus welcher ſich die particulären, welche man die dialectiſchen nennen könnte, erzeugt haben. Durch Entdeckung (nicht: Erdichtung) jener Grundbedeutung entſteht Zuſammenhang im Ganzen und oft über die beſondere Anwendbarkeit eines Worts ein beſonderes Licht. Eine mit den übrigen Dialecten in der That unvereinbare Bedeutung aber kann mit Wahrſcheinlichkeit im Hebräiſchen nie angenommen werden. S. 6. bemerkt der Vf. bey תהו ובהו „dieſe beiden Ausdrücke ſtehen verbunden Deut. 32, 10. Hiob 12, 24. Pſ. 107, 40. Jer. 4, 23. von einer *ſchreckbaren* und ungeheuren Wüſteney. *Leere* ſcheint der *bloſs hinzukommende* Begriff zu ſeyn.“ Der Begriff deſſen, wofür einem graut, deſſen, was einen als formlos, ungeſtalt, leer gleichſam ſtaunen macht, liegt in תהו nach dem chaldäiſchen und ſyriſchen Sprachgebrauch, vgl. auch ثهى. Eben ſo gewiſs liegt in בהו *das Leere* ganz eigentlich. Vgl. بهى. Von תהום ſagt der Vf., die Ableitung und Bedeutung iſt ungewiſs. Wenn man bloſs die Parallelſtellen vergleicht, allerdings. Nach dem Arabiſchen aber iſt تهام, بهامة eine niedere Ge-

gend, wo durch keinen Wind Bewegung iſt, wo deswegen zu Lande eine drückende Hitze entſteht. Vgl. شوح *depreſſiora loca.* Wie ſehr ſchickt ſich dieſs zu der noch nicht vom Winde bewegten Waſſertiefe Geneſ. 1, 2. Auch in den andern Stellen entſteht hieraus ein beſtimmter, von den übrigen zugleich genannten Arten der Gewäſſer unterſcheidbarer Begriff: ſtille Waſſertiefen. Bey עַרְעָרָה beklagt der Vf. den Abgang einer weitern Hülfe der Dialecte. Dagegen ſind aus Geddes die Verſionen angeführt, die ein *επιφερεσθαι darüber ſchweben* bloſs rathen. Sicherer iſt es doch, in den Dialecten als Thatſache zu finden, daſs die Bedeutungen des Piheliſchen רִחֵף in der Einen ſich concentriren: etwas fein, zart, daher auch wohl weich oder ſchwach machen, es fein, zart etc. behandeln; woraus denn auch die Seite, nach welcher רחף auf den brütenden Vogel anwendbar iſt, ſich klar macht. Deut. 32, 11. nämlich beſchreibt ירחף zwar einen Vogel, der *ſchweben will*; aber zum Schweben kommt es erſt in den folgenden Prädicaten. In ירחף liegt die Urſache davon. Er will ſeine Jungen fliegen lehren; er „iſt zärtlich, mitleidig über ihnen.“ Daher kommt es dann, daſs er ihnen ausfliegen hilft. Schon das על zeigt, daſs in dieſer Stelle nicht vom Schweben die Rede ſeyn kann. Der Vogel, der ſeine Junge fliegen lehrt, ſchwebt nicht *über*, ſondern unter ihnen, um im Nothfall ſie aufzufangen. Bey Exod. 12, 11. iſt einige Verlegenheit über die Bedeutung פָּסַח, und wie dieſe mit der eigenen Definition Vs. 23. 27. harmoniere. Die Bedeutung *tranſire* iſt, ſagt der Vf., nicht erweislich, obgleich die Vulg. mehreremal und die Alex. Vs. 23. ſo überſetzen. Man kann hinzu ſetzen, daſs auch Joſephus und Philo פָּסַח durch διαβατηριον erklären. Und nichts iſt erklärbarer, ſo, wie nichts ſo gut zu Vs. 23. 27. paſst. فشخ und فشخ bedeuten: *die Füſse weit aus einander ſetzen* und daher ſchon, mit عن conſtruirt, *ſich von etwas entfernen.* Im Hebräiſchen iſt פסח mit על conſtruirt. Was iſt alſo näher, als: *dilatavit pedes ſuper quem*, d. h. über einen wegſchreiten (διεβη επ' αυτοις) ohne nämlich ſie zu verletzen, wie die Aegyptier; und gerade ſo fodert es die ganze Stelle. Daſs alsdann auch ein Hinkender, weil bey ſeinem Gehen die Füſse weiter aus einander gezogen werden, פסח heiſst, iſt eben ſo gut aus der gleichen Wurzel erklärbar. 2 Sam. 4, 4. heiſst das Wort, wie 1 B. Kön. 18, 21. 26. nur hinkend, nicht: lahm. Der Vf. hat ein ſo vorzügliches Talent zur genauen Sprachforſchung, einem Geſchäft, zu welchem ſo wenige Luſt, Fleiſs und Vorkenntniſſe genug vereinigen. Gerade deswegen wünſcht Rec. äuſserſt, daſs er dieſe Genauigkeit auf den ganzen Umfang des hebräiſchen Sprachſtudiums ſo glücklich ausdehnen möchte, wie er ſie auf das Fach der grammatikaliſchen Sprachlehre, der dennoch nie zu vernachläſsigenden Erläuterung aus Parallelſtellen und anderer von ihm ſehr gut genützten Erläuterungsmittel angewendet hat. Zur Probe heben wir noch einige einzelne Bemerkungen aus. Bey Geneſ. 1, 5. giebt Geddes den richtigen Wink, der alte Vf. ſage nicht: aus Abend und Morgen ward der erſte (zweyte etc.) Tag, ſondern: es ward Abend, es ward Morgen, der erſte Tag. Das heiſst: die Meynung, als ob der alte Vf. ſeinen Tag mit dem Abend angefangen habe, wie in der Folgezeit die Juden, iſt wirklich ein Vorurtheil, das auch Rec. bisher gehegt zu haben eingeſteht, um es eben ſo öffentlich zurückzunehmen. Vielmehr beginnt das erſte Lied der Geneſis den Tageswechſel mit dem eigentlichen Tage. An dieſem ward zuerſt Licht. Dieſer Tag geht in den Abend und die Nacht über; am Morgen aber ſchlieſst er, und nun iſt Ein Tag vergangen. Dieſes Vorurtheil abzulegen, iſt nicht unbedeutend. Man ſchloſs ſonſt aus der Art, den Tag vom Abend anzufangen, daſs der alte Vf. des Lieds unter eine Nation gehörte, welche dieſe Gewohnheit hatte, νυχθημερα zu zählen. Man ſieht, daſs dieſer Schluſs aufgegeben werden muſs. — Zur Beſtätigung, daſs das *Wir* 1, 26. auf ein Geſpräch mit andern gegenwärtigen Gottähnlichen ſich beziehe, wird mit Recht 3, 22. ממנו verglichen. Vgl. die בני אלהים im Prolog der Jobiade und in deren 38 Kap. Vs. 5. Zu רוח היום paſst die Bemerkung gut, daſs im Morgenlande gegen Abend ſich ein erfriſchender Wind zu erheben pflege. Vgl. Ruſſel. Bey Geneſ. 3, 15, ſagt der Vf. „die Bedeutung von שוף muſs aus dem Zuſammenhang errathen werden. Es kommt nur noch Job. 9, 17. Pſ. 139, 11. vor.“ Hier, vornehmlich da im Pſ. 139, 11. die zu den andern beiden Stellen paſſende Bedeutung *durchbohren* سيف nicht paſst, ſcheint doch ein anderes Mittel, als bloſses Errathen, ſich gar ſehr zu empfehlen. Zu Pſ. 139, 11. ſchickt ſich die Bedeutung *ausſpüren, entdecken*, سوف, welche zugleich erklärt, warum die Alex. auch Geneſ. 3. τηρησει *ſie wird belauern*, überſetzen konnten, welches dieſsmal kein bloſses Errathen war; auch Onk. und die It. ſtimmen damit überein. Bey 4, 3. giebt der Vf. eine feine Spur an, um das Zeitalter dieſes Fragments zu beſtimmen. „Bey dem Opfer des Abels findet man ſich in die *moſaiſche Verfaſſung* verſetzt; das Fett der Erſtlinge wird geopfert wie Num. 18, 17., und obwohl bloſs männliche Erſtlinge geopfert werden: ſo wird doch davon בכורות geſagt, wie Deut. 12, 6. 14. 23. Kains unblutiges Opfer iſt eine מנחה.“ Rec. verbindet hiemit noch zwey auffallende Spuren ſpäter Entſtehung. Im 1 Vs. iſt auſser der Phraſe את־יהוה *mit Gottes Hülfe* (wenn man Exod. 6, 2. nicht Gewalt anthun will, muſs man die Benennung Jehovah für eine erſt durch Moſe eingeführte halten!) auch die unbegreiflich unrichtige Ableitung des Namens קין von קָנָה. Ferner liegt im Vs. 13. ſchon der Begriff von Blutrache und zwar mit dem ſicher nicht frühen Umſtand verknüpft, daſs der, welchem die Blutrache erlaſſen wurde, von der mit ihm wieder ausgeſöhnten und durch Genugthuung begütigten Verwandtſchaft ein Wahrzeichen bekam, damit er ſich gegen Angriffe anderer legitimiren konnte. So nachgiebig ward die Blutarche gewiſs nicht frühe. Aus dieſer Sitte floſs die Dichtung, daſs auch Gott dem Kain ein

ſolches nie gegeben habe. 4, 22: wird ſtatt כל vermuthet כלי *Waffe*. Nicht unwahrſcheinlich. S. 83. wird eine Conjectur von Hn. *Holmes* zu der Alex. angeführt. In der Stelle 9, 6. ὁ εκχεων αιμα ανθρωπου, αντι του αιματος αυτου εκχυθησεται ſey zu leſen αντι του αιματος τὸ ἑαυτὸ εκχυθης. דָּמָם ſtatt בְּאָדָם ſcheint ohnehin von der Alex. angenommen worden zu ſeyn. — Wir können mit der Verſicherung abbrechen, daſs der Fleiſs des Vfs., wenn er gleich in der Folge ſich in ſeinem Raume etwas mehr einſchränkt, durch die ganze Arbeit hindurch ſichtbar bleibt, und daher das Ganze als ein ſehr brauchbares Hülfsbuch zum Studium des Pentateuchus zu empfehlen iſt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Predigtentwürfe für das Jahr* 1800. von *Joh. Fr. Zöllner*, kön. Oberconſ. und Oberſchul-Rath, Probſt in Berlin etc. *Gedruckt zum Beſten der Kirche.* 1801. 256 S. *Fortſetzung* für das Jahr 1801. unter gleichem Titel. 1802. 264 S. 8.

Richtig gedachte, wohlgeordnete und mit Materialien hinreichend ausgeſtattete Predigtentwürfe hält Rec. für ſehr nützlich. Ohne der Trägheit ein Polſter unterzulegen, können ſie den Kanzel-Vortrag anderer nähren, bilden und berichtigen helfen. Sollte die verächtliche Behandlung der Logik und Rhetorik, als theoretiſch-praktiſcher Vorübungen zum Erfinden, Ordnen und Darſtellen der etwa überhaupthin eingeſehenen Wahrheiten, ſich noch weiter verbreiten: ſo würden muſtermäſsige Dispoſitionen für die Folgezeit noch mehr unentbehrlich werden. Wenn denen, welche ſich und ihrer Pflicht genugthun wollen, nach dieſer äuſserſt ſchädlichen, in der Studienzeit jetzt nur allzu gewöhnlichen Vernachläſsigung jener gering geachteten, ihre Verachtung ſelbſt aber ſehr rächenden, Vorübungen bey weiterem Nachdenken über das Mangelhafte, Verworrene und nicht einmal zur Wiedererinnerung ſich empfehlende Chaos ihrer Aufſätze und Vorträge ein Licht aufgehen muſs: ſo können ſie durch ſorgfältiges Studium guter Predigtentwürfe noch am eheſten das Verſäumte nachholen. Die meiſten von den gegenwärtigen Entwürfen aus beiden Jahrgängen haben alle oben genannten Eigenſchaften, welche einen guten Predigtentwurf charakteriſiren. Wir wollen, zu Abkürzung unſerer Anzeige, und da beide Lieferungen in ihrem Gehalt und Werth einander ſehr gleich ſind, die Gegenſtände unſerer Beurtheilung und die Proben des Inhalts aus dem neueren Jahrgang wählen. Selbſt ſolche Themata, bey denen man zum voraus ſchwerlich eine befriedigende Ausführung erwarten möchte, wie Nr. 18. über Luk. 24, 12—35. „Wir werden diejenigen, mit denen wir in dieſem Leben in Verbindung ſtehen, in jenem wieder finden," ſind mit einer vorzüglichen Genauigkeit, behutſamer Abſonderung des ſonſt eingemiſchten Aberglaubens, und möglichſter Befriedigung über die Sache ſelbſt ausgeführt. Mehrere andere Themata ſind äuſserſt glücklich gewählt, z. B. am 2. Pfingſttage: Mit der Sünde iſt unausbleiblich Schüchternheit verbunden! (der Sünder fürchtet ſich vor Gott, auch wenn er ihn nicht glaubt). Am Johannisfeſt: Die Lehre Jeſu befreyt uns von unnöthiger Furcht! Am 4. Sont. n. Trin.: Es giebt in der Welt ungleich mehr Wiedervergeltung als man zu glauben pflegt! An ebendenſ.: Es giebt eine tadelhafte und eine tugendhafte Gutmüthigkeit (von Hn. Pred. *Jeniſch*). Am S. Lätare: Gott ſpeiſet uns durch die Natur eben ſo wunderbar, als Jeſus ſeine Zuhörer in der brodloſeſten Gegend (von Hn. Pred. *Troſchel*) u. dgl. m. Bey einigen dagegen ſcheint uns das Thema den Text allzu ſehr als bloſses Motto zu behandeln. Z. B. aus Joh. 3, 16—21. „alſo hat Gott die Welt geliebt" erwartet man ſchwerlich je das Thema: Die Verherrlichung Gottes *in der Natur*, ſo ſehr häufig dieſe aus andern Veranlaſſungen Gegenſtand der Canzelvorträge werden ſoll. Auch aus der ganzen Dispoſition dieſes Thema ſcheint keine Benutzung des Textes hervor. Und doch müſſen wir wohl die Texte als Hülfsmittel betrachten, durch welche wir unſern Zuhörern die Rückerinnerung an das Gehörte und die für ihre Verſtandescultur ſo nützliche, eigene Entwicklung der vorgetragenen Hauptſätze und ihrer Gründe erleichtern wollen. Sie ſollen, wie Koheleth ſich ausdrückt, die goldnen Nägel ſeyn, durch welche die Sprüche der Weisheit im Gemüthe der ungeübteren befeſtigt werden. Bey andern Texten, welche nun einmal ſo vertheilt ſind, daſs aus ihnen nicht häufig Materien, welche auf die Zeiten paſſen, ausgehoben werden können, finden wir die gute Methode gebraucht, den Uebergang vom Texte zu der gewählten Materie ausdrücklich nachzuweiſen. Am Sonntage nach dem Neujahr redet Hr. Z. der Zeit gemäſs, von der chriſtlichen Gemüthsverfaſſung, womit wir den ungewiſſen Schickſalen dieſes Jahrhunderts entgegen gehen müſſen (ſollen). Das Evangelium aber iſt Matth. 2, 13—23. Sehr gut wird hiezu bemerkt: „den Herodes ſetzte die Zukunft in Schrecken. Er griff zu einem grauſamen Mittel, und erreichte ſeine Abſicht dennoch nicht." So iſt der Uebergang glücklich gebahnt, da man gewiſs ein ſo paſſendes Thema um eines nicht ganz paſſenden Textes willen nicht mit einem andern der Zeit minder angemeſſenen vertauſchen möchte. Meiſt iſt auch der Ausdruck dieſer Entwürfe tadellos, wie es nothwendig iſt, daſs an die Stelle desjenigen Theils der Canzelſprache, der im Umgang archaiſtiſch, ſchleppend und geſchmackwidrig ſeyn würde, aus dem allgemein verſtändlichen der Umgangsſprache das Gegentheil in die Canzelvorträge aufgenommen werde. Dagegen ſind uns einige Reſte jener Idiotismen um ſo mehr aufgefallen. Z. B. Wir müſſen fortgeſetzt gegen die Hinderniſſe des Guten *auf unſerer Hut ſeyn*. Wir müſſen vor unrichtiger Beurtheilung unſers Nächſten *auf der Hut ſeyn*. In der Umgangsſprache hat der Vf. gewiſs nie nöthig, ſich vor einer ſo ſchleppenden Redensart zu hüten. Nur die Canzel ſcheint ſelbſt diejenigen, welche die Sprache ſehr in der Gewalt haben, noch gegen dergleichen Phraſeologien unbehutſamer

ma-

machen zu können. Dahin zählen wir auch S. 2. die Zeile:

Nur Einer ist *droben im glänzenden Himmel,*
Der allem, was war und was seyn wird, gebeut.

Das übrige jener zum feyerlichen Chor am Neujahrstage ausgewählten Strophen ist erweckend und zweckmäfsig. Aber für einen, der andachtsvoll mitsingen wollte, würde die obige Zeile nichts weniger als erbaulich seyn. Man würde lieber das Gegentheil gesungen haben:

Nur Einer, der Erde so nah' wie dem Himmel etc.

Aus ähnlichen Gründen sollten in einer gebildeten Stadt in einem allgemeinen Lobgesang am Neuen-Jahre Stellen, so matt, wie —

Du hast bis hieher uns gebracht.

oder:

Ach, Segen werde unser Theil etc.

nicht erschallen. Noch einmal aber mufs ausdrücklich angemerkt werden, dafs dergleichen einzelne Gegenstände des Tadels nur deswegen auffallen, weil sie, mit dem übrigen Ganzen verglichen, als völlig fremdartig erscheinen.

Die meisten Stücke der Sammlung sind von Hn. O. C. R. *Zöllner*, einige von den Hn. Predigern *Troschel*, *Jenisch*, *Pappelbaum* und *Agricola*.

Augsburg, in Riegers sel. Buchh.: *Die feyerlichen Opfer des Seelsorgers im Zirkel seiner Heerde*, oder *liturgische Mefs- Gelegenheits- und Vespergebete*. Zum Gebrauche bey öffentlichen Gottesverehrungen, von einem Regular-Landpfarrer. Mit Begnehmigung des Hochw. Ordinariats zu Constanz. 256 S. 8. (10 gr.)

Dem Vf. dieser Schrift macht es Ehre, dafs er das Zweckwidrige des Gebrauches der lateinischen Sprache bey der katholischen Liturgie nicht allein selbst gefühlet, sondern auch seine Pfarrgenossen so weit aufgekläret hat, dafs sie geneigt wurden, in der vaterländischen Sprache abgefafste liturgische Formeln anzunehmen. Allein, dafs *er*, der so weit in allen Zweigen der Theologie, so weit auch in der Mutter-Sprache zurück ist, es über sich nahm, von diesen Formeln eine deutsche Uebersetzung oder Paraphrase zu liefern, oder auch statt der bisherigen neue zu verfertigen, dieſs ist sehr zu bedauern. Wer kann es billigen, wenn ein Pfarrer dem Volke verkündiget: „In dem weifsen langen Rocke, in der Gürtel, welche die Lenden des Priesters umgiebt, in der Stole etc. siehst du die Verspottung, die Stricke und Ketten deines leidenden Heilandes: und in der Binde (dem Manipel), die er am linken Arme trägt, das Schweifstuch, welches ihm auf dem Kreuzwege dargeboten wurde? (S. 28.). Wer bedauert das Volk nicht, dem folgendes Gebet für Kriegeszeit gegeben wird: „*Richte dich auf*, o Gott! nimm dich deiner eigenen Sache an! Eile *herzu*, du Retter! in der Zeit der Bedrängnisse und der Noth. Verfolge unsere Feinde, und *ergreif* sie; und lafs nicht ab, bis sie vertilgt sind. *Zerbrich* sie: und sie werden nicht bestehen können; sie werden unter deine Füfse fallen, die sich erkühnet haben, über die Heere des lebendigen Gottes Läfterworte zu sprechen.“ Auch über die *Anstalt*, vermöge deren der Vf. die Epistel von einem Schulmädchen, das Evangelium aber von einem Knaben bey der Liturgie ablesen läfst, glaubt Rec. seine Unzufriedenheit äufsern zu müssen. Zuverläfsig wäre es zweckmäfsiger, und der Würde einer öffentlichen Gottesverehrung angemessener, wenn dieſs Geschäft, wie es vor etwa 16 Jahren in der katholischen Hofkapelle zu Stuttgart geschah, von dem Geistlichen selbst übernommen würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt*, in d. Henning. Buchh.: *Anti-Reich vom Fieber und dessen Behandlung überhaupt*. Als Vorläufer eines gröfseren Werks in 4 Bänden unter dem Titel: Fieberlehre. 1801. VIII. und 48 S. 8. (5 gr.) In der Vorerinnerung ist das fehlerhafte und unrechtmäfsige Verfahren Hn. *Reichs* in Rücksicht der Anzeige und Bekanntmachung seines neuen Fiebermittels gerügt. Die Principien, von denen der Vf. zur Begründung seiner Theorie ausgeht, sind dieselben, die Hn. *R.* leiteten, nämlich die schwankenden Principien der animalischen Chemie. In dieser Hinsicht treffen also alle Vorwürfe, die Hn. *Rs.* Schrift trafen, auch die gegenwärtige. Sehr verschieden sind aber die aus jenen Principien gezogenen Folgerungen. Der Vf. setzt die nächste Ursache der verschiedenen Fieber in ein entweder im ganzen Körper oder in einzelnen Theilen vermehrtes Verhältnifs des Sauerstoffs zu den übrigen Stoffen; und verwirft die von *R.* angestellte Vergleichung des Fiebers mit einer Gährung gänzlich. Nach dem Vf. besteht das ganze Geschäft eines Arztes bey Heilung eines Fiebers darin, das Uebermaafs des Sauerstoffs aus den Theilen des Körpers, die daran leiden, zu entfernen, alle sauerstoffhaltige Materien abzuhalten, dagegen hinlängliche Materien in den Körper zu bringen, die fähig sind, sich mit dem Sauerstoff des leidenden Theils zu verbinden, oder, wenn die Krankheit in einem edlen Organe ihren Sitz hat, in anderen weniger edlen Theilen die Verwandtschaft zum Sauerstoff zu vermehren. Demnach sind alle Mittel, die Mangel an Sauerstoff haben, die wahren Fiebermittel. Noch bis jetzt hat der Vf., unsers Wissens, das auf dem Titel angekündigte gröfsere Werk nicht folgen lassen, und Rec. hofft, dafs er von seinem Vorhaben ganz abstehen werde; wünscht aber, dafs er den Scharfsinn, den er in dieser Schrift gezeigt hat, auf eine andere Weise zum wahren Nutzen der Heilkunde anwenden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. April 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN: *Observations et expériences sur l'inoculation de la Vaccine.* Par *Jean de Carro*, Dr. en Médecine. 1801. 216 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieſe Schrift des Hn. *de C.*, eine der vorzüglichſten Schriften über die Kuhpocken, fand einen ſo ſchnellen Abgang, daſs der Vf. ſehr bald, eine zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon veranſtaltete, unter dem Titel:

WIEN, b. Geiſtinger: *Observations et expériences sur la Vaccination.* Par *Jean de Carro*, Dr. en Médecine. Seconde édition corrigée et conſidérablement augmentée. 1802. 283 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir halten es für das zweckmäſsigſte, den Leſer erſt mit dem Inhalt der erſten Ausgabe bekannt zu machen, und alsdann nach einer treuen Vergleichung die in der zweyten befindlichen Verbeſſerungen und Zuſätze kurz anzugeben.

Nach einigen wenigen Bemerkungen über die verſchiedene Benennung der Kuhpocken, findet man die vollſtändige Geſchichte der Entdeckung und des Urſprungs der Kuhpocken gut zuſammen geſtellt. Dann folgt eine kurze Beſchreibung der Kuhpocken nach des Vfs. eigenen Beobachtung. In einigen folgenden Kapiteln beleuchtet der Vf. einige die Kuhpocken betreffende Fragen; im neunten ertheilt er Nachricht von der im J. 1799 zu London errichteten Kuhpocken-Impfanſtalt. In Unterſuchung der Frage über die Möglichkeit, die Kuhpocken öfters zu haben, und dieſelben nach überſtandenen Kindblattern zu bekommen ſchlieſst der Vf. mit *Pearſon*, daſs man die Kuhpocken nicht nach den Kinderblattern, noch die wahren Kuhpocken zweymal haben könne. Die Frage, ob die Kuhpocken ohne Impfung anſteckend ſind, beantwortet der Vf. mit nein. Ueber den im Impfſpital zu London von *Woodwille* bemerkten allgemeinen Ausſchlag findet man die verſchiedenen bekannten Erklärungen hier beyſammen. Die Frage; ob ein deutliches Fieber nothwendig iſt, um von dem blatterwidrigen Erfolg der Kuhpocken verſichert zu ſeyn? wird verneint; vielmehr hält der Vf. den rothen Hof für ein gewiſſes Zeichen, daſs die Kuhpocken-Lymphe ihre Wirkung auf das ganze Syſtem hervorgebracht hat; eine Behauptung, die er noch in dem Anhange durch einen Brief des Hn. D. *Jenner* beſtätigt. Nach angeſtellter Vergleichung der Kuhpocken und Kinderblattern zeigt der Vf. die mittelbaren und unmittelbaren Vorzüge jener vor dieſen, und widerlegt einige Einwürfe gegen die Annahme der Kuhpocken. Dem Beweiſe, daſs es keine Fälle giebt, wo Kinderblattern nach den Kuhpocken erſchienen ſind, und verſchiedenen Bemerkungen über die Impfmethoden folgen endlich Nachrichten von 200 Kuhpocken-Impfungen des Vfs. aus ſeinem Tagebuche. — Das Ganze empfiehlt ſich durch ſeine Vollſtändigkeit und ſchöne Schreibart.

In der *zweyten* Ausgabe hat der Vf. alle Aufſchlüſſe, die Theorie und Erfahrung ſeit jener erſten Auflage gaben, an den gehörigen Orten eingeſchaltet, und was einer Verbeſſerung und Berichtigung bedurfte, ſehr zweckmäſsig abgeändert; wodurch die zweyte Ausgabe einen gröſseren Umfang erhalten hat.

So finden wir S. 70. die Erfahrung *Moreau's*, daſs Einreibungen von Kuhpocken-Lymphe in die unverletzte Oberhaut keine Wirkung hervorbrachten, S. 121. Nachricht von einer Impfanſtalt in der cisalpiniſchen Republik, S. 140. bittet der Vf. im Namen der Menſchheit diejenigen, die die Einimpfung der Kuhpocken innerhalb Wien verboten haben, das Verbot zurückzunehmen. Weiterhin werden einige neuere Einwürfe gegen die Kuhpocken mit vieler Beſcheidenheit widerlegt. S. 196. erzählt der Vf., er habe eines Tags 5 Kinder einer Familie mit flüſſiger gut gewählter Kuhpocken-Lymphe geimpft, aber ohne Wirkung; nach der zweyten Impfung hätten alle 5 Kinder regelmäſsige Kuhpocken bekommen. Bey dieſer Gelegenheit ſagt er: *On ſeroit donc en droit de conclure qu'outre la diſpoſition momentanée, il y a une certaine affinité entre tel vaccin, et tel individu.* In wie fern der Vf. hierin Recht hat, kann nur eine fortgeſetzte allgemeine Aufmerkſamkeit auf den körperlichen Zuſtand ſowohl der Subjecte, welche man einimpft, als auch derer, von denen die Kuhpocken-Lymphe genommen wird, in der Folge zeigen. — Ganz neu hinzugekommen iſt das 17te Kap., welches ſehr zweckmäſsige Ideen des Vfs. über die Mittel, die Kuhpocken-Impfung zu erleichtern, und die Kinderblattern auszurotten, enthält.

WIEN, b. Vf.: *Beobachtungen und Erfahrungen über die Impfung der Kuhpocken* Von *Johann de Carro*, d. A. K. D. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. *Joſeph von Portenſchlag.* 1801. 220 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Iſt eine wohlgerathene Ueberſetzung der erſten Ausgabe, für welche Hr. v. P. den Dank aller derer verdient, die der franzöſiſchen Sprache nicht kundig ſind.

WIEN, b. Geiftinger: *Expériences fur l'origine de la Vaccine* par *J. G. Loy*, D. M. Traduit de l'anglois par *Jean de Carro*, D. M. Avec quelques obfervations du traducteur, et des fragmens de fa correfpondance avec le Docteur *Jenner* fur le même fujet. Supplément à fes Obfervations. 1802. XI. und 45 S. 8. (6 gr.)

WIEN, in Geiftingers Buchh.: *Verfuche über den Urfprung der Kuhpocken* von *J. G. Loy*, M. D. Aus dem Engliſchen überſetzt von *Johann de Carro*, M. D. Mit einigen Beobachtungen des Ueberſetzers, und Fragmenten aus deſſen Correſpondenz mit Dr. Jenner über dieſen Gegenſtand, Als Anhang zu den Beobachtungen und Erfahrungen über die Kuhpocken. 1802. X. u. 53 S. 8. (6 gr.)

Die wohl erdachten und ſorgfältigen Verſuche des Vfs. beweiſen, daſs *Jenner* nicht mit Unrecht den Urſprung der Kuhpocken von einer Krankheit an der Ferſe des Pferdes hergeleitet habe. Hr. *de Carro* verdient wegen vorliegender Ueberſetzung eines für die Geſchichte der Kuhpocken wichtigen Aktenſtücks um ſo mehr unſern Dank, da uns die Engländer noch immer gar keine genaue Beſchreibung des Greaſe gegeben haben. Wir ſind darüber auf dem feſten Lande noch in groſser Dunkelheit: die Franzoſen verſtehen darunter bald *Javart*, bald *les eaux aux jambes*, die Deutſchen bald *die Mauke*, bald *die Waſſerfüſse*, die Italiäner bald *Giardoni*, bald *Veſiconi*. Der Vf. findet ſich durch Thatſachen beſtimmt, zu muthmaſsen, daſs es zwey Arten von Greaſe gebe, die ſich in ihrer Kraft, den Menſchen und Thieren die Krankheit mitzutheilen, von einander unterſcheiden. Auch giebt er Umſtände an, deren Beachtung zur Mittheilung höchſt nöthig iſt. Der Ueberſetzer beſtätiget des Vfs. Meynung durch einige angehängte Beobachtungen und einige Bruchſtücke einer Correſpondenz mit *Jenner*.

ERFURT, in d. Henning. Buchh.: *Beobachtungen über die Kuhpocken* nebſt einigen Bemerkungen von D. *A. F. Nolde*, Prof. zu Roſtock. 1802. 191 S. 8. (16 gr.)

Sehr richtig iſt es, daſs wir über die Kuhpocken und ihre Impfung noch keine *in aller Rückſicht* vollſtändige Erfahrung haben, und daſs es noch immer wünſchenswerth iſt, daſs ſowohl die aufmerkſamen Beobachtungen als ihre kritiſchen Würdigungen fortgeſetzt werden. Vorliegende Schrift verdient, wenn ſie gleich nichts eigentlich Neues enthält, doch von allen Impfärzten geleſen zu werden, da in derſelben neben manchem, was noch Beſtätigung oder Berichtigung bedarf, manches vorkommt, was ſehr der Beherzigung werth iſt.

Der Vf. impfte in Roſtock zuerſt, und zwar nahm er vom November 1800 bis zum April 1801, wo er ſeine literariſche Reiſe antrat, 38 Impfungen vor, aus deren einzeln erzählten Geſchichten Rec. das merkwürdigſte ausheben will. Die Impfmethode, welcher der Vf. ſich bediente, war dieſe: er machte mit der Impfnadel in dem Umfange eines Groſchens eine Menge kleiner Stiche unter die Oberhaut, und benutzte das hervordringende Blut oder Blutwaſſer zur Anfeuchtung der Fäden. Rec. hätte gewünſcht, der Vf. wäre bey der gewöhnlichen Methode geblieben; die Erſcheinungen können bey veränderter Art zu impfen unmöglich dieſelben bleiben, wie dieſes auch aus des Vfs. Beobachtungen bewieſen iſt, und es muſs nothwendig dadurch Verwirrung veranlaſst werden. Rec. findet daher die Beſchreibung der Erſcheinungen an der Impfſtelle lange nicht genau genug; auf die Kriteria der wahren Kuhpocken iſt dabey faſt gar nicht Rückſicht genommen. Die Beſchreibung der vergehenden wahren Kuhpocken-Puſtel iſt allein ſo, wie Rec. ſie in der Natur gefunden hat; in der Mitte der Puſtel zeigt ſich eine flache Vertiefung, die mit einem ſchwarzen (noch öfterer braunen) Schorf bedeckt iſt, und von einem blaſigten gelbgrauen Ring umgeben wird. Spricht der Vf. von der Kuhpocken-Lymphe, ſo nennt er ſie bald eine weiſse, bald eine weiſsliche Feuchtigkeit: obgleich durch die Erfahrung bewieſen iſt, daſs ächte Kuhpocken-Lymphe allemal waſſerhell iſt. In 37 der beſchriebenen Impffälle ſah der Vf. an verſchiedenen Theilen des Körpers Kuhpocken-Ausſchlag, ja ſogar in zwey Fällen ſchon einige Tage vor dem merkbaren Eintritt des Fiebers. In 5 Fällen bemerkte er den ſpecifiſchen Blattergeruch aus dem Munde. Bey der erſten Impfung, die der Vf. am 10ten November vornahm, ſah er am 14ten ſchon eine kleine Blatter auf der Backe, am 15ten hatte das Kind gefröſtelt, die Impfſtellen waren röther im Umfange, die Blatter auf der Backe weg, aber jetzt ein wahrer Blattergeruch aus dem Munde. Den unter Nr. III. vorkommenden Fall muſs Rec. ſeiner Wichtigkeit wegen ausführlicher anzeigen. Ein nicht geimpftes benachbartes Kind, welches jenen Impfling täglich beſuchte, ihn küſste und umarmte, klagte am 20ten November über Kopfweh, war träge und niedergeſchlagen, hatte beſondere Stimmung zum Weinen, keinen Appetit, viele Hitze, nachdem es ſchon Tages vorher eine rothe Geſchwulſt an dem linken Mundwinkel gehabt hatte. Am 21ſten ſah der Vf. die Stelle von der Gröſse eines Zweygroſchenſtücks, an welcher ſich auf einem dunkelrothen Grunde von eryſipelatöſer Beſchaffenheit eine Menge kleiner Hervorragungen zeigte, die am 22ſten anfingen, puſtulös zu werden. Das Befinden war beſſer: es zeigten ſich einige ſchwach erhabene rothe Flecken hinter dem linken Ohre, die aber am 23ſten wider verſchwunden waren. Die Puſteln am Munde, welche vorher eine ziemlich klare weiſsliche Feuchtigkeit enthalten hatten, fingen nun allmälig an einen Schorf zu bilden. Zugleich war am Zeigefinger der linken Hand eine ſehr erhabene rothe Blatter mit einer gelblichen Spitze, aber ohne Vertiefung zum Vorſchein gekommen. Am 24ſten: friſche Blattern in der Gegend des Mundes. Am 25ſten: die Puſtel am Finger trocknete ab, die am Munde aber waren in voller Blüthe. Bis zum 29ſten kamen täglich neue Blattern auf dem Kopfe, in der Gegend des Mundes, im Geſichte, auf der Bruſt, an Händen und Füſsen hervor.

Wäh-

Während der Zeit versicherte die Mutter auch einen Blattergeruch aus dem Munde bemerkt zu haben. Am 4ten December hatte sich der Ausschlag mehrentheils verloren. Am 7ten war alles abgetrocknet bis auf eine platte Pustel an der inneren Fläche der Hand, die eine seröse Flüssigkeit enthielt, einen blaurothen Hof hatte, und erst am 9ten ein zusammen gefallenes Ansehen bekam. Während der Krankheit giengen mehrere Spuhlwürmer ab. Die pustulöse Stelle am Munde verhielt sich übrigens im Ganzen wie die Impfwunde an dem Arme des ersten Kindes. — Der Vf. sagt: er hätte sich aus mehreren Gründen nicht entschliefsen können, von den drey ersten Impfungen, die er mit einer von dem Hofmedicus *Sachse* erhaltenen Kuhpocken-Lymphe verrichtete, selbst Lymphe wieder aufzunehmen, und habe sich deshalb aufs neue an Hn. *S.* gewandt. Fast sollte man auf den Gedanken kommen, es hätte dem Vf. bey den drey ersten Impfungen die Ueberzeugung gefehlt, dafs das hervorgebrachte ächte Kuhpocken gewesen sind! Nur spricht das, was der Vf. in seinen Bemerkungen über diese drey Fälle sagt, dagegen. Nach der Zeit hat der Vf. selbst Kuhpocken-Lymphe aufgenommen und damit geimpft. Er bemerkt aber in seiner Schrift nie, an welchem Tage der Impfung er Lymphe aufgenommen hat, weil er dafür hält, die gröfsere oder geringere Empfänglichkeit des Körpers mache darin eine zu grofse Verschiedenheit. Wollte Rec. auch dieses entschuldigen, so mufs er doch das als einen Fehler bemerken, dafs der Vf. die Beschaffenheit der Impfpustel und die Zeit der Einwirkung auf die allgemeine Constitution nicht angiebt, wenn er Kuhpocken-Lymphe aufgenommen hat.

Die Bemerkungen machen den vorzüglicheren Theil der Schrift aus. Der Vf. will dreyerley Kuhpocken-Ausschlag gesehen haben: 1) blofse rothe Flecken, 2) kleine Stippen bald mit bald ohne Hof, 3) wahre Pusteln, anfangs mit einer dünnen wässerigen, nachher aber eiterartigen Flüssigkeit. Den specifischen Blattergeruch aus dem Munde rechnet der Vf. zu den diagnostischen Zeichen der Kuhpocken, und will ihn nur immer dann gefunden haben, wenn die Infection nicht mehr örtlich war, und die vorher feuchte und reine Zunge unrein zu werden angefangen hatte. Rec. hat ihn bey mehreren hundert geimpften Subjecten nie gefunden. Aufmerksame Beobachtung mehrerer Impfärzte wird darüber entscheiden müssen! Der Achselschmerz beweiset nach dem Vf. für die künftige Sicherheit eines geimpften Kindes nichts. (Auch in Verbindung mit den übrigen Zeichen nicht?) Der Vorschlag, in jedem Lande von einigem Umfange, ein Impfcomtoir zu errichten, welches den Debit der Impfmaterie für dasselbe übernähme, ist gut, und das Beyspiel des bereits in Berlin bestehenden wird vielleicht bald mehrere zur Folge haben. Von dem unter Nr. III. angezeigten Fall meynt der Vf., dafs, da eine Ansteckung durch den Kufs und wahrscheinlich auch durch Dunst aus dem Munde geschehen sey. Gesetzt, dafs dieses Kind wirklich die Kuhpocken gehabt habe, welches dem Rec. aber noch lange nicht erwiesen scheint: so ist es nicht schwer, sich, ohne zur Annahme jener Ansteckung seine Zuflucht zu nehmen, ungezwungen die Mittheilung auf andere Art zu erklären. Aufserdem ist ja auch des Vfs. Meynung durch die bekannten Untersuchungen des Neffen des Dr. *Ed. Jenner* über die Ansteckung der Kuhpocken ohne Impfung schon allein sattsam widerlegt.

Rec. erkennt übrigens ganz den Werth der Bemerkungen des Vfs., und wünscht, dafs diese Schrift viele Leser finden möge. Würden doch auch durch diese Schrift alle diejenigen, welche in dem Wahn stehen, man müsse, wenn man irgend etwas über die Kuhpocken bekannt zu machen habe, die Geschichte der Kuhpocken beyfügen, und wenn man sie auch zum hundertsten Mahle widerholen sollte, eines andern belehrt!

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *Die Englischen oder die Schutzpocken heilen die Blindheit eines zarten Kindes;* nebst der Beschreibung einiger gemachten Impfungen, und einem Anhange literarischen Inhalts von Dr. *J. J. Schmidt*, praktischem Arzt, Wundarzt und Accoucheur zu Boizenburg. 1802. VIII. u. 194 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hätte in mehrerer Rücksicht sehr wohl gethan, wenn er diese Schrift nicht herausgegeben hätte! Unter einem ganz sonderbaren Gemische von Sachen, die man dem Titel nach gar nicht erwarten sollte, wird das, was den Hauptgegenstand ausmachen sollte, S. 115—123. abgefertigt. Das Kind des Tagelöhners K. machte, wenn es die Brust haben wollte, mit dem Kopfe so viele und besondere Bewegungen, als wenn es die hingehaltene Brust nicht finden, noch die in den Mund gesteckte Warze anerkennen wollte; dabey war das Kind auffallend munterer als sonst Kinder des Alters (wodurch es dieses äufserte, liefet man nicht). Der Vf. wurde, wie das Kind ½ Jahr alt war, gerufen, fand alles dieses (freylich sehr wenig!), und erfuhr, das Kind habe 6 Wochen nach der Geburt einen Ausschlag auf dem Kopfe gehabt, der durch Salben u. dgl. Quacksalbereyen zurückgetrieben wäre, und seit der Zeit habe das Kind obiges Betragen geäufsert. Nach der Bemerkung S. 116., dafs das Kind ganz auffallende Nervenleiden äufserte, (deren Beschreibung aber ganz fehlt) sagt der Vf. „ganz natürlich, denn der Ausschlag war zurückgetreten, und Gott weifs wohin, wenn gleich nicht auf edlere Theile, als der Kopf ist, dennoch auf solche Theile gelagert, welche fähig waren, den natürlichen Gang der Organisation zu läediren" u. s. w — (Was der Vf. über den Satz: der gröfsere Reiz hebt den kleineren, sagt, übergeht Rec.; doch mufs er bemerken, dafs diese Wahrheit lange vorher, ehe der Vf. seine Inauguraldissertation schrieb, bekannt war): Es wurde ein Vesicatorium am Arme gelegt, mit *Ungu. vef. Armstr.* 6 Wochen lang offen erhalten, aber es fruchtete gar nichts; der Vf. schritt also zur Impfung der Kuhpocken. — Hier erst findet man bemerkt, dafs die Pupillen der beiden Augen des Kindes grau und ganz

ge-

gefüllt waren, keine Empfänglichkeit gegen das Licht zeigten, dafs aber das Kind beym Sonnenfchein die Augen plötzlich und mit fortwährender Bewegung des Kopfs von einer Seite zur andern gefchloffen habe. Die Kuhpocken machten den ordentlichen Verlauf. Wie fich nun alles zum Ende zu neigen fchien (wenn diefs war, wird nicht gefagt,) entftand ein kleiner Ausfchlag, wie Hirfe, in der Haut, der zunahm, und endlich in eins floss. Am 21ften Tage war alles eine Kruffe, die eine weifsliche Feuchtigkeit gab. Am 23ften Tage zeigte fich eine Veränderung am rechten Auge, am 35ften Tage aber war das Graue aus den Augen weg. Da der Ausfchlag nach dem 40ften Tage an einigen Stellen etwas zu trocknen fchien, gab der Vf. einige Tage hindurch Abführungen; der Ausfchlag vergieng und die Augen wurden ganz hergeftellt.

Der Vf. impft entweder mit dem Blafenpflafter, oder er fchabt die Oberhaut fo lange, bis Blut kömmt, und legt dann einen Impffaden ein. Wer wird aber wohl dem Vf. folgen, da wir beffere Impfmethoden haben? — Die Nachrichten, durch welche der Vf. erweifen will, dafs auch Kühe in Mecklenburg Kuhpocken haben, find blofse Erzählungen, deren Grund oder Ungrund nicht weiter unterfucht ift, und denen Vollftändigkeit und Ausführlichkeit fehlt, beweifen alfo nicht viel. — S. 131—160. ftehen literarifche Notizen aus *Auguftins* neueften Entdeckungen, aus unferer Zeitung und aus *Bufch* Almanach wörtlich ausgefchrieben, und von S. 167—172. Recenfionen von Schriften über die Kuhpocken aus den Göttingifchen Anzeigen. — Gleich zu Anfange diefer Schrift tadelt der Vf. weitläuftig den Gebrauch fremder Worte, als *vacciniren:* gebraucht felbft aber fremde Worte häufig, als lädiren, Renommee, Spargement u. dgl.

Wien, b. Schalbacher: *Annalen der Kuhpockenimpfung.* Herausgegeben von einer Gefellfchaft. *Erftes Heft.* 1802. 153 S. 8. Mit 1. Kpft. (14 gr.)

Bereits die dritte Zeitfchrift über die Kuhpocken-Impfung, mit welcher wir unfere Lefer bekannt zu machen haben! — Wir finden in diefem erften Hefte aufser mehreren kurzen Impfgefchichten folgende Aufsätze: Impfgefchichte des Dr. *Obermeyer*, von ihm felbft. Ueber den Urfprung und die Urfachen der Kuhpocken und die Entdeckung derfelben in der Lombardey, von Dr. *Al. Sacco*, aus dem Italiänifchen überfetzt. Unftreitig der vorzüglichfte der fremden Aufsätze in diefem Hefte. Schade, dafs der Vf. die Verfuche nicht befchrieben hat, durch welche er völlig überzeugt ift, dafs das, was er bey den Kühen zu Lugano fahe, wirkliche ächte Kuhpocken waren. Ueber die Kuhblattern in Hollftein, von *Hellwag*. Aus dem Nordifchen Archive. Plan über die allgemeine Verbreitung der Kuhpocken-Impfung, von *Sacco*. *Hunolds* Ueberblick der Gefchichte der Kuhpocken-Impfung. Aus dem Reichsanzeiger. Dr. *Müller*, ein Gegner der Kuhpocken-Impfung, von *Heffert*. Auszüge aus Briefen aus Spanien, Holland, Conftantinopel u. a. Orten. Endlich noch Anzeigen einiger bekannter Schriften über die Kuhpocken. — Die Kupfertafel ftellt das Euter einer mit den Pocken behafteten Kuh vor; fie hätte aber, wenn fie eine befriedigende Anfchauung geben follte, getreu nach der Natur illuminirt werden müffen.

Sollte der Herausgeber diefe Zeitfchrift fortfetzen, fo wird er fehr wohl thun, wenn er fich nur allein auf ungedruckte wichtige vaterländifche Aufsätze über die Kuhpocken und ihre Impfung, und diefe betreffende Nachrichten aus feinem Vaterlande einfchränkt!

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Mythologie für die Jugend* oder *Götter- und Heldengefchichte*, zum Gebrauch für Schulen bearbeitet von *Friedr. Wilh. Hempel.* 1802. 352 S. 8. Mit Kupfern. (18 gr.)

Eigentlich ein Handwörterbuch der griechifchen und römifchen Mythologie, wie wir deren feit einigen Jahren verfchiedene erhalten haben, ohne hervorftechende Vorzüge, doch gereinigt von einigen gröbern Verftöfsen der Trivial-Schriften diefer Gattung. Nur dem Anfänger oder blofsen Liebhaber kann mit einem fo eingerichteten Hülfsbuche gedient feyn. Selbft der gebildetere oder bildungsfähigere Schüler bedarf einer kräftigern Nahrung, wie fie ihm z. B. Nitfchs mythologifches Wörterbuch giebt. Kupfer in der Mehrzahl finden fich in unferm Exemplar nicht, fondern nur ein einziges Titelkupfer, das füglich hätte wegbleiben können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Zerbft*, b. Füchfel: *Leitfaden bey dem erften Unterricht in der lateinifchen Sprache.* 1802. 70 S. gr. 8. (3 gr.) Deutlichkeit und Simplicität charakterifiren diefe kleine Sprachlehre, die nichts weiter will als das geben „was die erften Anfänger, nach Erklärung eines Lehrers, zu lernen nöthig haben." Sie philofophirt nicht, fondern fie lehrt mechanifch die Declinationen, Conjugationen und die erften Regeln der Zufammenfetzung, welcher Methode der Vf., wenn von Elementarfchülern die Rede ift, den Vorzug giebt. Unter den Sprachlehren feiner Vorgänger nennt er die Seyfert'fche mit grofser Achtung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. April 1803.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Das Ganze der Rindviehp eſt*, oder vollſtändiger Unterricht, die Rindviehpeſt genau zu erkennen, ſicher zu heilen, und das erkrankte Vieh vor Anſteckung zu bewahren. Nebſt einer *allgemeinen und ganz neuen Theorie, alle Krankheiten der Thiere überhaupt richtig zu beurtheilen, und glücklich zu behandeln.* Entworfen und dargeſtellt von *Bernhard Laubender*, der Philoſophie und Arzneygelahrtheit Doctor, der Kurfürſtl. Leipziger ökon. Geſellſchaft Ehren-Mitgliede und prakticirendem Arzte zu Wurzen bey Leipzig. 1801. 652 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſes Werk iſt, wie man ſchon nach der weitläuftigen Anlage deſſelben erwarten kann, eine Compilation von eigenen und fremden Beobachtungen. Der Vf. hatte Gelegenheit, die Rindviehpeſt, welche in d. J. 1796 und 1797 in Franken wüthete, näher zu unterſuchen, und Bemerkungen darüber zu ſammeln. Er las hierauf mehrere Schriftſteller über dieſen Gegenſtand, beſonders Stoll, v. Schallern, Reich, Humbold, Ackermann, Weigel u. a., excerpirte ſie fleiſsig, und lieſs ſodann dieſe Auszüge mit ſeinen eigenen Meynungen und Erfahrungen, ohne ſich jedoch vorher um eine ſorgfältigere Ordnung der Materialien zu bekümmern, unter dem vorſtehenden viel verſprechenden Titel im Publico erſcheinen. Der Vf. hat ſein Buch in zwanzig Abſchnitte eingetheilt. Er unterſucht darin die Urſachen, die Natur und Beſchaffenheit der Rindviehpeſt, nebſt den Heilmitteln, welche bey dieſer Krankheit gebraucht werden; beſchreibt die Präſervativ-Mittel, welche man anzuwenden pflegt, und die Polizey-Anſtalten, welche unter ſolchen Umſtänden getroffen werden müſſen. In einigen Nachträgen wird eine Ueberſicht von dem Verfahren des Dr. *Ackermann* in Behandlung dieſer Krankheit, und von den Grundſätzen gegeben, nach welchen man in Frankreich und in Italien dieſes Uebel zu heilen und zu verhüten geſucht hat. So manche richtige und lehrreiche Beobachtung ſich in dieſem Werk vorfindet; ſo häufig wird der ſachkundige Leſer doch auch genöthigt ſeyn, Erinnerungen gegen den Vf. zu machen. Die Literatur iſt, was ältere Schriftſteller betrifft, ſorgfältig zuſammengetragen; aber einige neuere wichtige Schriften über den vorliegenden Gegenſtand ſind nicht angeführt. So vermiſst Rec. *Hallers* Abhandlung von der Viehſeuche 1773 — *u. Lamotte* praktiſche Beyträge zur Cameralwiſſenſchaft B. IV. wo S. 266. u. fg. die Königl. Preuſsiſche Verordnung, wie bey dem Viehſterben verfahren werden ſoll, d. d. Berlin den 13. April 1769 mit den dazu gehörigen Beylagen und den inſtructiven Verhandlungen zwiſchen dem Obercollegio Sanitatis und der Kurmärkiſchen Krieges- und Domainen-Kammer, wegen der Einimpfung der Viehſeuche, abgedruckt ſind — und die *Inſtructions et avis aux habitans des provinces méridionales de la France, ſur la maladie putride et peſtilentielle qui détruit le bétail. Publiées par ordre du Roi.* Paris 1775, wozu noch das *Second mémoire inſtructif ſur l'exécution du plan adopté par le roi, pour parvenir à détruire entièrement la maladie qui s'eſt repandue ſur les beſtiaux etc. publié en Novembre* 1775. Paris 1775 gehört. Der Vf. ſetzt in den erſten Abſchnitten des vorliegenden Werks mit zu vieler Weitläuftigkeit die Begriffe von Leben, Geſundheit, Krankheit, und die Art und Weiſe auseinander, wie man im Allgemeinen Krankheiten unterſuchen ſoll. Für den Mediciner ſind ſolche weitſchweifige Belehrungen überflüſſig; dem Layen aber nützen ſie deswegen nicht, weil ſie noch mehr Vorkenntniſſe vorausſetzen, ja ſie können den letztern, bey verſuchter Anwendung, ſehr leicht zu Miſsgriffen veranlaſſen, und ihm hierdurch ſchädlich werden. Man merkt es ſehr bald, daſs der Vf. dem Brownſchen Syſtem zugethan iſt, und hiernach die Thierkrankheiten behandelt haben will. Dieſes wird auch wohl nur unter der im Titel angekündigten ganz neuen Theorie verſtanden. Zu den veranlaſſenden Urſachen der Rindviehpeſt rechnet der Vf. Atmoſphäre, nachtheilige Lage der Gegend, ſchlechtes Trinkwaſſer, Ausdünſtungen in Fäulniſs übergegangener thieriſcher Subſtanzen, beſonders des Bluts, Uebertreiben des Viehs in der Arbeit, vornehmlich zu Kriegszeiten. Auch wird die Meynung einiger Schriftſteller, daſs nach den harten Wintern, in den Jahren 1709. 1710. 1740 und 1741 überall Viehpeſten ausgebrochen ſeyn ſollen, aufgeſtellt. Dieſer letztern Behauptung widerſpricht aber die Erfahrung der neueſten Zeiten, in welchen ganze Länder, ungeachtet ſie von den härteſten und ſtrengſten Wintern betroffen worden, von der Rindviehpeſt verſchont geblieben ſind. In Anſehung der äuſsern und innern Merkmale, an denen die Rindviehpeſt erkannt werden ſoll, bleibt man, bey den zum Theil widerſprechenden Angaben der verſchiedenen Schriftſteller, in Ungewiſsheit. Am mehreſten ſtimmen die Beobachter darin überein, daſs ſich bey dem an der Rindviehpeſt gefallenen Vieh, in dem Pſalter ganz trocknes Futter, welches ſich zu Pulver zerreiben läſst, und Brand an mehreren Stellen der Eingeweide vorfinde. Aber Rec. hält auch dieſes Zeichen nicht für untrüglich, ſondern glaubt, daſs, zur Auf-

findung der charakteriſtiſchen Merkmale der Rindviehpeſt, noch genauere Unterſuchungen angeſtellt werden müſsten. Von den Verheerungen dieſer fürchterlichen Krankheit, erzählt der Vf., daſs im Wirtembergiſchen im J. 1796, als noch nicht ganz der vierte Theil des Viehſtandes angeſteckt war, von 72,676 Stück, 16,677 todgeſchlagen, und 9618 an der Peſt gefallen ſind. In Franken allein fielen in den Jahren 1796 und 1797 an dieſer Seuche 25,000 Stück Hornvieh. Nur in wenigen Oertern wurde der dritte, in vielen nur der fünfte oder der ſechſte Theil des Viehſtandes gerettet. Mit dieſen Thatſachen ſteht aber die Behauptung des Vfs. S. 45. und 46., daſs die Viehpeſt jetzt nicht mehr ſo bösartig ſey, als in ältern Zeiten, im Widerſpruch. Wenigſtens läſst ſich die für dieſen Satz hier aufgeſtellte Berechnung, daſs gegenwärtig bey einer Rindviehpeſt, mehr als die Hälfte Häupter gerettet werden, wenn ſie auch nur ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, mit jenen Erſcheinungen in Wirtemberg und Franken nicht vereinigen. Der Vf. will bemerkt haben, daſs das Gift der Rindviehpeſt auch ſchädliche Krankheiten unter den Menſchen hervorbringe. Sogar wird die Meynung geäuſsert, daſs die bekannte contagiöſe Krankheit unter den Katzen eine Folge der Rindviehpeſt ſeyn könne. Allein dieſe Meynungen werden ſich wohl, ohne mehrere Beweiſe und Erfahrungen, nicht allgemein geltend machen. Dagegen vertheidigt der Vf. mit Recht, gegen alle Zweifler, den Satz, daſs ein einmal durchgeſeuchtes Stück die Seuche nicht wieder bekomme; und es iſt bekannt, daſs dergleichen Häupter, welche die Seuche überſtanden haben, wegen ihrer härtern Natur einen weit gröſsern Werth, als anders, übrigens auch geſundes Vieh, bey jedem Landwirth haben. Unter den Heilmitteln, deren auch in dieſem Buch eine groſse Anzahl empfohlen werden, iſt es ſchwer, das wirkſamſte zu wählen. Rec. iſt überzeugt, daſs hierin nur dem ſachkundigen Arzt, unter der ſorgfältigſten Beobachtung aller concurrirenden Umſtände, die Anordnung gebührt, und daſs er auch dann nur, mit einiger Sicherheit, auf günſtigen Erfolg wird Rechnung machen können, wenn er den Zuſtand des kranken Viehs täglich unausgeſetzt beobachtet, und die Wartung, Diät, nebſt der Anwendung der Heilmittel ununterbrochen dirigirt. Man muſs dem Vf. Beyfall geben, wenn er, zur Präſervation des geſunden Viehs, auf Reinlichkeit in den Ställen, auf Abſonderung des geſunden Viehs von dem kranken, dringt. Wenn indeſſen, nach dem von *Stoll* angeführten Beyſpiel, ein geſundes Rind, in dem nämlichen Augenblick, als vor dem geöffneten Stall eine kranke Kuh, und verpeſteter Miſt vorbey und aus der Stadt geführt wurde, Zittern am ganzen Leibe, Abnahme der Freſsluſt, und an dem folgenden Tage, alle Zufälle der Peſt mit zunehmendem Grade bekam, und hierdurch das Leben verlor; ſo beweiſt dieſer Fall, wie äuſserſt vorſichtig bey der Abſonderung des kranken Viehs zu Werke gegangen werden müſſe, und ſelbſt die in der Preuſsiſchen Inſtruction von J. 1769 enthaltene Anordnung, nach welcher, in der Entfernung von dem mit der Viehſeuche behafteten Dorf, Kranken-Ställe, oder ſogenannte Buchten angelegt werden ſollen, wird, unter obigen Wahrnehmungen, in der Ausführung, zumal im Winter, wenn alles Vieh in den Ställen iſt, gefährlich. Gerne tritt man auch dem Vf. in Hinſicht der Präſervativ-Maaſsregeln bey, die er bey dem Getränk des Viehs angewendet haben will. Er bezieht ſich darauf, daſs das Anſteckungs-Miasma vorzüglich vom Waſſer angezogen werde. In Franken griff die Seuche vorzüglich in niedrigen, waſſerreichen Gegenden um ſich; die höher liegenden blieben verſchont. Das Vieh, welches aus Flüſſen, Brunnen, Bächen und offenen Gewäſſern getränkt wurde, erkrankte am erſten. Diejenigen verwahrten ihr Vieh vor der Anſteckung, die ſich vor Getränken aus freyen Gewäſſern hüteten, und dagegen das Waſſer erſt kochten und ſäuerten, ehe ſie es dem Vieh zum Getränk reichten. Ein Edelmann rettete bloſs dadurch ſein Vieh, daſs er ihm Spühlicht, gekochtes und geſäuertes Waſſer, und übrigens gute Nahrungsmittel mäſsig geben lieſs. In der Gegend, wo Rec. lebt, ſucht man das geſunde Vieh, damit es nicht von der Anſteckung ergriffen werde, vorzüglich dadurch ſicher zu ſtellen, daſs man demſelben von Zeit zu Zeit Salz zum Lecken darreicht, oder auch einige Stücke Steinſalz in den Brunnen wirft, und die Naſen des Hornviehs, ſo wie die Ständer der Ställe mit Theer, oder noch beſſer, mit dem, unter dem Namen von Daggert, bekannten Ruſſiſchen Birkenöl beſtreicht. Die S. 303. u. fg. geſchilderten Polizey-Maaſsregeln, zur Hemmung der weitern Verbreitung der Rindviehpeſt, ſind wohl nicht ſtrenge genug. Auch ſtatuirt der Vf. den Verbrauch der Häute, und das Schlachten des Viehs im angeſteckten Orte. Im Preuſsiſchen wird, ſobald ein Viehſterben in einem Dorfe ausbricht, ſogleich das Dorf durch Aufgrabung der Wege, Setzung von Schlagbäumen, und ausgeſtellte Wachen auf das ſtrengſte geſperrt. Alle Gemeinſchaft zwiſchen dem angeſteckten Orte und geſunden Oertern, in Rückſicht von Perſonen, Vieh und Sachen wird aufgehoben. Einem ſolchen geſperrten Orte werden die Lebensmittel und Bedürfniſſe bis auf die Gränze zugeführt. In dem inficirten Orte darf keine Communication der Höfe, wo krankes Vieh iſt, mit geſunden Höfen ſtatt haben. Das an der Rindviehſeuche fallende Vieh muſs, mit Haut und Haar, an abgelegenen und umzäunten Oertern drey bis vier Ellen tief vergraben werden. Mit dieſen Maaſsregeln ſtimmen die vortrefflichen Abilgaardſchen Vorſchläge zur Verhütung der Rindviehpeſt, welche der Vf. S. 619—622. anführt, ſehr überein; doch übertreffen letztere noch die Preuſsiſche Verordnungen an Vollſtändigkeit. Einen ſehr lobenswerthen Vorſchlag thut der Vf. S. 266. Er will, daſs, bey jeder Landes-Epidemie, auf Veranſtaltung der Ortsobrigkeiten genau aufgezeichnet werden ſoll, wenn und wie die Seuche im Dorfe angefangen — wie lange ſie gedauert habe, wie viele Stücke Vieh angeſteckt, und wie viele gerettet worden ſind — auf welche Art ſich die Seuche im Dorf weiter verbreitet habe — welche Anſtalten man getroffen habe, um die weitere Verbreitung zu hindern —

wel-

welche Verfahrungsmethode vorzüglich bey der Heilungsmethode genutzt, und welche geschadet habe — welches die auf einander folgenden Symptomen der Krankheit waren — was die Einwohner sonst für interessante Bemerkungen und Beobachtungen während der Dauer der Seuche gemacht haben. Alles was hierüber aufgezeichnet wird, soll in die Dorfannalen eingetragen werden. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, dafs durch Ausführung dieser Vorschläge sehr viel Gutes erreicht werden könnte, und dafs man auf diesem Wege am sichersten zu lehrreichen Aufschlüssen über eine Krankheit, gelangen würde, die in ihrer Natur noch so dunkel, und in ihren Folgen so fürchterlich ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERLANGEN, in d. Waltherschen Buchh.: *Englische Blätter.* In Gesellschaft mehrerer Gelehrten herausgegeben von *Ludwig Schubart*, K. Preufsischen Legations-Sekretär. *Erster* bis *zwölfter Band.* 1793—1801. Der erste Band besteht aus drey, die übrigen bestehen aus vier Heften; jedes im Durchschnitt von 10 Bogen. gr. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 16 gr.)

Aus den zahlreichen englischen Zeitschriften, die unter manchem für Ausländer wenigstens unerheblichem Stoffe doch auch viele interessante Aufsätze historischen, politischen, literarischen, kritischen und moralischen Inhalts liefern, hat man schon seit vielen Jahren und in mancherley periodischen Schriften für deutsche Leser das Beste und Wichtigste auszuheben gesucht. Unter denen, welche sich ganz auf diesen Zweck einschränkten, und vornehmlich die Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland zur Absicht hatten, war wohl die von dem nun verstorbenen Geh. Kriegsrath *Müller* veranstaltete *brittische Bibliothek* eine der ersten Zeitschriften dieser Art. Seitdem erschienen manche andere, zum Theil von weitern Umfange des Plans, von denen wir nur die bald wieder geschlossene *englische allgemeine Bibliothek* von *J. C. F. Schulz*, das vom Hofr. *Eschenburg* herausgegebene *brittische Museum für die Deutschen*, in sechs Bänden, dessen *Annalen der brittischen Literatur* für 1780, und die in englischer Sprache durch *v. Archenholz* besorgten beiden Sammlungen, *The British Mercury* und *The British Museum*, nennen wollen. Des letztern *brittische Annalen*, die zu 20 Bänden angewachsen sind, gehören gleichfalls in diese Classe, ob ihnen gleich mehr eigene Ausarbeitung zu Theil geworden ist. Auch die hier anzuzeigenden *englischen Blätter*, zu deren Herausgabe sich Hr. *Schubart* vor zehn Jahren mit mehrern Gelehrten vereinte, und die seitdem ihren ununterbrochenen Fortgang gehabt haben, enthalten verschiedene, England betreffende, *eigene* Aufsätze; obgleich bey weiten der gröfste Theil ihres Inhalts aus Uebersetzungen besteht. Als besondere Absicht ihrer Zeitschrift kündigten die Herausgeber den Vorsatz an, die genaueste Rücksicht auf den *Geist der Zeit* zu nehmen, und durch Beyspiele edeln Freymuths zu zeigen, wie weit wir Deutschen noch mit unserer Pressfreyheit hinter dem kühnern Britten zurückstehen. In Ansehung ihrer Quellen aber beschränkten sie sich nicht blofs auf Auszüge aus den periodischen englischen Schriften, sondern schöpften auch oft, entweder ganze Aufsätze und Abhandlungen, oder einzelne interessante Stellen aus ältern und neuern Werken beliebter Schriftsteller.

In dem Vorberichte zum zweyten Bande erklärten sich die Herausgeber noch umständlicher über den Plan ihrer Blätter, und erweiterten denselben dahin, dafs sie aus den besten englischen Zeitungen und Magazinen einen kurzen Abrifs der neuesten englischen Geschichte geben, und die vornehmsten einschlagenden Schriften selbst anschaffen, prüfen und beurtheilen wollten. Auch auf die neueste brittische Literatur liefsen sie sich von Anfang an in so weit ein, als es die Gränzen ihres Instituts verstatteten, und nahmen daher in diesen Artikel nur die Anzeigen solcher Schriften auf, die unter dem gelehrten, politischen oder artistischen Publicum Englands Aufsehen erregt, grofsen Vertrieb gefunden, und folglich Einfluss auf den Geist der Nation gehabt hatten, ohne blofs auf die äufsere Gröfse solcher Werke zu sehen, oder blofse Flugschriften auszuschliefsen. Aufserdem lieferten sie von Zeit zu Zeit eigene Abhandlungen über die englische Literatur überhaupt. Den meisten Heften wurde ein literarisches und artistisches *Intelligenzblatt* beygefügt. Für die letzten Bände wurde dieses Intelligenzblatt von Hn. Lektor *Fick*, in Erlangen besorgt, und gewann dadurch an Reichhaltigkeit der Nachrichten.

Man hatte sich bis zum fünften Jahrgange mit den Auszügen auf die neuesten Zeitschriften eingeschränkt; jetzt aber wurde der Plan auch auf ältere, und auf classische Stücke solcher Schriftsteller ausgedehnt, die entweder noch gar nicht, oder doch matt und unbefriedigend, übersetzt waren. Die Summarien aus der neuesten Geschichte fand man zu mühsam, und doch nicht zuverlässig genug; sie fielen also seitdem weg, und in ihre Stelle traten zuweilen politische Stücke aus dem *Annual Register* und *Monthly Magazine*. In Ansehung der neuern Literatur schränkte man sich gleichfalls mehr ein, und nahm zugleich vorzügliche Hinsicht auf starke und wahre Urtheile der Britten über deutsche Schriftsteller vom ersten Range. Uebrigens erklärte der Herausgeber bey dieser Gelegenheit, dafs von den ersten sieben Bänden dieser Blätter kaum drey Bogen von einer andern Hand, als von der seinigen, waren, das Intelligenzblatt abgerechnet, welches die Verlagshandlung, ohne dafs es ihm auch nur zu Gesichte kam, besorgen liefs. — Von der ersten oben gedachten Abänderung wird im eilften Bande die — vielleicht nicht *durchaus* geltend zu machende — Ursache angeführt, dafs die neueste brittische Literatur merklich gesunken, und mit unserer deutschen bey weitem nicht auf gleicher Höhe sey. Beweise davon sollen seyn: die täglich in England überhand nehmenden Uebersetzungen deutscher, nicht sel-

ten

ten mittelmäfsiger, Producte; die warme Aufnahme, welche sie dort finden; der allmälige Uebergang des englischen Autorwesens aus den Händen der Männer in die Händlein der Weiber; die kometenähnliche Seltenheit ächter Originalwerke unter den Britten, und die neuerlich unter ihnen aufgekommene Sucht, ihre eigenen grofsen Originale zu kopiren. Gern geben wir dieſs im Allgemeinen, und noch williger die Behauptung des Vfs. zu, dafs ein Britte, der ähnliche *deutsche Blätter* in London herausgäbe, in unserer neuesten Literatur eine ungleich reichere Ausbeute finden würde, als wir in der seinigen.

Schon in der beyfälligen Aufnahme, welche diese Blätter fanden, und wodurch ihre beträchtlich lange Fortdauer befördert wurde, liegt ein günstiges Zeugnifs für ihren Werth, den ihnen auch der strengere Beurtheiler im Ganzen gern zugestehen wird. An Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Materien fehlt es nicht; ihre vornehmsten Arten sind; Biographik, Geschichte, Erzählung, Dialog, französische Revolution, humoristische Stücke, Reisebeschreibungen, philosophische Versuche, Dichtkunst und Literatur. — An *Biographieen* und Charakteren sind diese Blätter vorzüglich ergiebig, und es giebt darunter mehrere von allgemeinem Interesse, z. B. von Chatham-Pitt, Burke, Reynolds, Lord Mansfield, Fox, Lord Camden, Hastings, u. a. m. An sich zwar erheblich, aber doch zu sehr anderweitig bekannt, sind die von Dr. Johnson, Dr. Franklin, Fielding, Milton, Goldsmith und Swift. Unter den *historischen* und *politischen* Abhandlungen nennen wir nur die über die französische und englische Constitution. Auch findet man im dritten und folgenden Bande Originalbriefe über die jetzige Verfassung von Grofsbritannien, vom Prof. *Lange*. Aus verschiedenen *Reisebeschreibungen* liefert diese Zeitschrift lesenswerthe Auszüge; z. B. die Beschreibung der westindischen Inseln von *Edwards;* einen Aufsatz über die Sitten und Gebräuche der Indianer, u. a. m. Unter den *Erzählungen* zeichnen sich aus: Der Ritter und das Schwert; ein Ehestandsgesuch; Nurmahal; Carantain und seine Töchter; und unter den humoristischen Stücken: Standrede über die Fortschritte der Vernunft; die Episteln eines Sarkophagen, und eines Bedienten an seine Livreegenossen; die Geschichte einer Dachstube; Autorwehen; das Urselbst und seine Nachahmer. In den philosophischen und moralischen Versuchen (*Essays*) bleiben uns die Engländer noch immer, wenigstens an Menge des Bessern, überlegen; man findet hier einige sehr gute und belehrende, z. B. über Geschwätzigkeit, über den Unsinn, die Neuheit im Schreiben, die Aufschiebsucht u. s. f. auch ältere aus dem Adventurer und andern Wochenschriften. Diese und andere nicht unbekannte, auch schon ins Deutsche übersetzte, Stücke von mancherley Art hier wieder zu finden, wird der mit der classischen Literatur der Engländer bekanntere Leser gern sich gefallen lassen, da sie durch dieſs Vehikel theils in gröfsern Umlauf gebracht werden; theils auch durch bessere Uebersetzungen eines völligern Genusses, einer richtigern Würdigung fähig geworden sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Duisburg*, in d. Helwing. Universitätsbuchh.: *C. A. Kortum*, der Arzneykunde Dr. u. Bergarzt giebt *von dem Nutzen und von der Bereitung der Rumfordschen Suppe ausführlich Nachricht.* 1802. 40 S. 8. (3 gr.) Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gab ein Streifzug, welcher gegen eine grofse Anzahl in der Grafschaft Mark umherziehender Verbrecher und Vagabunden unternommen ward, unter Leitung der 1801 niedergesetzten Immediat-Sicherheitscommission. Da nämlich die Menge der zu *Bochum* inhaftirten grofse Kosten zu ihrem täglichen Unterhalt erfoderte: so schlug der Vf. die Rumfordsche Suppe vor, in einem für das Lokale passenden Aufsatz, welcher von der Sicherheitscommission angenommen und mit so gutem Erfolg angewandt ward, dafs man jetzt bey besserer Nahrung für jeden Inhaftirten täglich anderthalb gute Groschen erspart. Diesen Aufsatz theilt er nun, etwas vollständiger, dem gröfseren Publicum mit, und wir können ihn allen, die mit der Verpflegung in ähnlichen Anstalten zu thun haben, als praktisch brauchbar empfehlen. — Die *Rumfordsche* Suppe, auch wohl die Englische genannt, welche Graf Rumford 1798 zuerst in seinen kleinen Schriften bekannt machte, besteht hauptsächlich aus Gerstenschleim, Erbsen, Erdäpfeln, Brod und Wasser. Sie ist gesund, nahrhaft, schmackhaft und sehr wohlfeil; viele Erfahrungen beweisen, dafs man sie in gemeinschaftlichen Speiseanstalten mit dem gröfsten Nutzen eingeführt hat. Als Zuthaten, um den Wohlgeschmack zu vermehren, hat man bisher Salz, Essig, Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, Peterfilge und Aepfel, frisch oder getrocknet, gebraucht. Der Vf. schlägt in gleicher Rücksicht vor: braun geröstetes Weizenmehl, Sauerampf, Sellery, zerhackte oder zerriebene Meerettigwurzeln, die auch noch vor Skorbut sichern; ferner Senf, Kresse, zerschnittene Rüben und Möhren, Sauerkraut. Auch einen Zusatz von Fleisch hält er mit Recht für wesentlich nothwendig, und empfiehlt dazu eine Gallert aus Rinderknochen, deren 16 Pfund, nach *von Marum's* Methode, vermittelst des Papinianischen Topfs ausgekocht, 66 Pfund Gallert geben; ingleichen Schaf- Kälber- und Rinderfüfse, die frischen Därme von Kälbern oder Schafen, oder zur Abwechslung Heringe. Gesiebtes Gerstenmehl wäre den Graupen, Roggenbrod dem Weizenbrod vorzuziehen. Die Erdäpfel sollte man mit der Schale kochen. Umständliche und zweckmäfsige Vorschriften über das Verfahren bey dem Kochen. Dann die verschiedenen Recepte: das *Prager* die Portion 1½ Kr.; das *Leipziger* die Portion mit Ausnahme der Feuerung $1\frac{79}{100}$ Pf.; das *Eisenacher* die Portion 2¼ Pf.; das *Glückstädter*, *Hamburger* und *Münchener* die Portion 3 Pf.; das Recept des Hn. *von Marum* die Portion von 59 Loth $\frac{1}{15}$ Stüber; das Recept des Vfs. die Portion ungefähr 1 Stüber. Das letztere hat aber den Vorzug, dafs die Gespeiseten dabey beträchtlich mehr feste Nahrungsmittel erhalten, als bey den übrigen, nämlich über 17 Loth, da doch nach der Rumfordschen Angabe 12 ja selbst 9 Loth fester Nahrungsstoffe in 40 Loth dieser Suppe hinreichen sollen, den Hunger eines Erwachsenen zu stillen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. April 1803.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité élémentaire de Physique, présenté dans un ordre nouveau d'après les découvertes modernes*; par *A. Libes*, Prof. de phys. aux écoles centrales de Paris et membre des plusieurs societés savantes. T. I. 406 S. 13 Kupf. T. II. 448 S. 6 K. T. III. 414 S. 11 K. An X. 1801. gr. 8. (27 Fr.)

JENA, b. Mauke: *A. Libes*, Prof. etc. *Anfangsgründe der Physik*, übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. *Joh. Friedr. Droysen*, Lehrer d. Math. u. Phys. auf d. Univ. zu Greifswald. 1802. *Erster* Theil. 386 S. 17 Kupf. *Zweyter* Theil. 392 S. 9 Kupf. 8.

Lehrbücher der Physik erscheinen in Frankreich eben nicht häufig. Seit *Nollet's* Leçons etc. von 1743, verflossen 24 Jahre, ehe *Sigaud de la Fond* die seinigen herausgab, und noch 10 Jahre später erschienen erst dessen *Elemens de phys. theor. et experim.* Nach einem neuen Zeitraume von 13 Jahren trat *Brisson* mit seinem *Traité élémentaire* in 3 Octavbänden auf, der sich aber nicht so merklich vor seinem Vorgänger auszeichnete, als es der Fall bey unserm Vf. ist; wobey man indess auch erwägen muss, dass in dieser Periode in Jahrzehenden Fortschritte geschehen sind, die vorher in ganzen Jahrhunderten nicht gethan wurden. Unser Vf. hat von allem diesem neuen Zuwachs so viel beygebracht, als in einem Lehrbegriffe, der gewissermaßen das Mittel zwischen einem Compendium zu Vorlesungen, und einem vollständigen Lehrbuche, halten sollte, — mitgenommen werden konnte. Unter den neuern Schriften sind vorzüglich die von *Coulomb*, *Hauy* und *Laplace*, so wie von *Humboldt* beym Galvanismus, benutzt worden. Das Werk ist überdiess in einer sehr anziehenden und unterhaltenden Schreibart abgefasst, und die Anordnung der Materien zwar nicht durchgehends so, wie in den bisherigen Lehrbüchern, aber doch auch nicht unsystematisch. So pflegt man z. B. sonst gewöhnlich die Lehre vom Weltgebäude und von der Erde ganz an Ende anzubringen, unser Vf. hat sie hingegen fast in die Mitte genommen, wo vielleicht nur das einzige etwas anstössig gefunden werden dürfte, dass die Lehre vom Lichte noch nicht vorausgegangen ist. Bedenkt man aber, dass man das Licht vornämlich erst von den himmlischen Körpern erhält: so wird man es sehr natürlich finden, von diesen eher als von jenem zu handeln. Wissenschaft der Natur ist unserm Vf. gewissermaßen die einzige Wissenschaft. Die Geometer und Chemiker hatten sich bisher in ihr Feld getheilt, und ihr blos noch einige Erscheinungen übrig gelassen, die aber zur Bildung einer Wissenschaft im Ganzen bey weitem nicht zureichend waren. Jetzt ist es eine Hauptrücksicht des Vfs., derselben ihren vorigen Zustand und ihre eigenthümliche Gröfse wieder zu geben, so dass Geometrie und Chemie mit ihr als Hülfswissenschaften ganz vereinigt werden sollen. Ein Gleiches wünscht er auch in Absicht der Naturgeschichte. Er hat es sich deshalb auch zum Gesetz gemacht, alle Folgerungen zu vermeiden, die sich nicht fest an Grundsätze, welche auf Erfahrung gestützt und durch Geometrie bestätigt sind, anschliessen. *Thatsachen* gehen ihm in der Physik über alles, dabey nimmt er aber doch auch die *Theorien* in Schutz. Unleugbar ist es zwar, dass Versuche und Beobachtungen zur Grundlage unserer systematischen Kenntnisse dienen müssen, ohne Hülfe der Theorie aber werden die am meisten bestätigten Versuche und die vielfachsten Beobachtungen in den Händen der Physiker nur isolirte Erscheinungen seyn, die nichts zum Vortheil der Naturwissenschaft mitwirken. Der Mann von Geist muss sich dieser einzelnen Ringe bemächtigen, und sie mit Geschicklichkeit an einander reihen, um daraus eine fortlaufende Kette zu bilden. Diese Stetigkeit bestimmt die Theorie, welche nur allein uns die Verhältnisse, welche die Thatsachen an einander knüpfen und ihre Abhängigkeit in Betracht der Ursache, die sie hervorgebracht hat, zu erkennen giebt. Sie enthält die verborgenen Federn, welche die Natur in ihren Wirkungen spielen lässt; — ja noch mehr: durch sie ist gewissermaßen dem Physiker die Folgezeit unterworfen, indem sie ihm die Resultate kommender Arbeiten zeigt. — Im Buche selbst geht nun der Vf. wie billig vom Begriff der *Natur* aus. Unter *Natur* versteht er den Inbegriff aller Körper, welche die Welt ausmachen, und unter *Körper* alles, was sein Daseyn durch eine Wirkung auf unsere Sinne anzeigt. Durch eine innige Verbindung der Physik mit der Naturgeschichte und Chemie ist in neuern Zeiten die Kenntniss von jenen Körpern ganz ungemein befördert worden. Bey der Methode diese Gegenstände zu behandeln, befolgt der Vf. fürs Ganze, die synthetische, für einzelne Fälle aber, die analytische, am meisten aber werden beide auf eine schickliche Art mit einander verbunden. Er ist darin seinen Vorgängern ähnlich, dass er zuerst die allgemeinen Eigenschaften der Körper aufsucht, wobey er einen Unterschied unter denjenigen macht, welche allen Körpern gemein sind, wie z. B. Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit

keit etc. — und solchen, die nur gewisse Körper bezeichnen, wie Compressibilität, Flüssigkeit, Durchsichtigkeit etc. Bey diesen allgemeinen Eigenschaften werden die physischen Grundsätze durch Hülfe der Erfahrung und Geometrie aufgestellt. Die unter jenen Eigenschaften mit vorkommende *Beweglichkeit* führt auf die Begriffe von Raum, Zeit, Geschwindigkeit und auf die Gesetze der Bewegung; und dies leitet dann weiter auf die aus der *Trägheit* hervorgehenden Erscheinungen. Nun war es Zeit, auch den *Stoff* der Körper zu betrachten, der unwandelbaren Gesetzen unterworfen ist, welche nur durch die Elasticität verändert werden. Weitere Betrachtungen führen auf die zusammengesetzte und krummlinigte Bewegung, welche die Centralkräfte verursacht, so wie zum Gleichgewichte in den Maschinen, zum Widerstande, der aus der Reibung und Steifheit der Seile entsteht. Der Vf. hat hier einen sehr instructiven Auszug aus *Coulomb's Mémoire sur les frottemens* im 10. B. des *Journ. des Savans étrangers*, beygebracht, wobey er aber doch auch das nicht aus der Acht läfst, was schon vorher *Amonton* und *Desaguliers* hierin gethan haben, auch eine Menge schätzbarer Erfahrungen über die Kräfte der Menschen bey verschiedenen Verrichtungen und nach der verschiedenen Art, wie sie ihre Muskeln gebrauchen, sind hier mit beygebracht worden. Es folgen hierauf die *flüssigen* Körper, wo die gewöhnlichen hydrostatischen und hydraulischen Grundlehren entwickelt werden. Hieran schliefst sich die Lehre von der allgemeinen wechselseitigen Anziehung der Körper in der Natur, wo besonders auf das Planetensystem, die elliptischen Bahnen etc. Rücksicht genommen wird. Bey einer Anwendung derselben auf die Körper unserer Erde ist jenes Phänomen unter dem Namen *Schwere* bekannt, wovon hier die Gesetze entwickelt werden, und womit die Wurf- und Pendelbewegung in Verbindung steht, deren Theorien hier zugleich aufgestellt werden. Den Eigenschaften, welche die verschiedenen Körper bezeichnen, ist die Theorie der *Verwandtschaften* vorausgeschickt worden. Diese Theorie hat vieles dazu beygetragen, die Meteorologie und Hygrometrie in die Höhe zu bringen; sie hat uns über die Bildung der festen Körper und vorzüglich über die symmetrische Anordnung ihrer Theilchen unter geometrischen Formen, aufgeklärt; auch vielen andern Theorien, besonders des Wärmestoffs, hat sie das Daseyn gegeben. Es veranlafste dies den Vf., die physischen und chemischen Eigenschaften des Wärmestoffs, dessen verschiedene Anwendung in Künsten und im gemeinen Leben, so wie seinen Einfluss auf Porosität, Compressibilität und Elasticität der Körper zu untersuchen; auch auf ihren Uebergang von einer Aggregatform zur andern, z. B. festen, liquiden und gasförmigen; — auf das Steigen des Queckfilbers im Thermometer, — Rücksicht zu nehmen. Da uns unter den gasförmigen Flüssigkeiten am meisten die Luft unsers Dunstkreises interessirt: so werden die Eigenschaften und Anwendungen derselben bey den Saugpumpen und beym Barometer besonders untersucht. Es schliefst sich alsdann die Untersuchung des Wassers an, wobey von den neuerlich angenommenen Bestandtheilen desselben, unter dem Namen Oxygen und Hydrogen, das Nöthige vorkommt, und alsdann die Anwendung auf das Phänomen der Verbrennung, des Athmens, der thierischen Wärme, der Vegetation und der Gährung gemacht wird, womit dann noch mehrere Lufterscheinungen, wie die von Blitz und Donner, Gewitterregen, Nordlicht etc. in Verbindung stehen. Dann folgt ein Abschnitt von der Kenntnifs der Säuren, der Laugensalze und Erden, weil der Vf. diese sonst die allgemeine Chemie ausmachenden Gegenstände als zur besondern Physik gehörig annimmt. Nun geht der Vf. zu den Erscheinungen des Lichts über; dessen Geschwindigkeit und Abnahme der Intensität durch Ausbreitung, nebst dessen Zerlegung in farbige und wärmende Strahlen, wobey die neuen Herschelschen Versuche mit beschrieben werden, — vorerst betrachtet wird, und woran sich alsdann die Theorie des Regenbogens und des Sehens anschliefst. Gesetze der Zurückwerfung und Brechung des Lichts. Einfluss des Lichts auf das Gedeihen der Pflanzen und Thiere, auf die Entbindung des Oxygengas aus den Pflanzen und auf mehrere wichtige Erscheinungen. Untersuchung der Verschiedenheit zwischen Licht und Wärme. Am Ende noch die Lehren von der Electricität, dem Mechanismus und Galvanismus. Bey der Electricität wird die Idee von zwey besondern Flüssigkeiten zum Grunde gelegt, deren eigne Theilchen sich zurückstofsen, und die der andern im umgekehrten Verhältnifs des Quadrats der Entfernung sich anziehen, wobey zugleich die sinnreichen und entscheidenden Versuche angeführt werden, wodurch *Coulomb* dieses Gesetz bestimmt hat. Auf gleiche Art werden auch die magnetischen Erscheinungen aus dem Gesichtspunkte von zwey besondern Flüssigkeiten betrachtet.

Am meisten zeichnet sich der Vf. vor seinen Vorgängern durch den Abrifs vom *Galvanismus* aus, welchem das ganze 16te Buch gewidmet ist, und wobey auch die Anmerkungen des Uebersetzers am zahlreichsten und ausführlichsten sind. Der Vf. giebt zuerst den Ursprung und die Geschichte dieses neuen Zweiges der Naturlehre an, zählt dann die galvanischen Isolatoren, Leiter und Halbleiter auf, und beschreibt die Vorrichtungen und Behandlungsarten, um die galvanischen Erscheinungen an *Frösche* bemerklich zu machen. 1. Kap. von der *thierischen Kette*, wo die Hauptversuche hinter einander beschrieben werden. Zuerst von den thierischen Ketten, von Nerven verschiedener Theile des nämlichen Thieres und von verschiedenen Thieren, in einer Kette verbunden. Die Nerven oder Muskeln allein zwischen den Enden der erregenden Ketten. Das mit Haut und Oberhaut bekleidete Thier. 2tes Kap. von der *erregenden Kette*, von drey und von zwey verschiedenen Metallen, auch von zwey Metallen in zwey Gliedern; von zwey Metallen und drey Gliedern. 3tes Kap. *von einigen am Menschen beobachteten galvanischen Erscheinungen.* Erstlich die Beobachtungen, welche Hr. v. *Humboldt*

an

an sich selbst mit Blasenpflastern angestellt hat; dann von dem Einfluss der galvanischen Wirksamkeit auf das Geschmacksorgan. Der galvanische Blitz. Galvanische Reize; um Erbrechen zu erregen. 4tes Kap. vom *Einflusse verschiedener Ursachen auf die galvanischen Wirkungen*; Z. B. dass diese Wirkung durch Uebung erregt, durch Bewegung erschöpft und durch Ruhe gehindert zu werden scheine; dass Electricität auf die Empfänglichkeit der Thiere für die galvanischen Untersuchungen Einfluss habe. Mittel, welche dieser Wirksamkeit entgegen sind. Fälle, wo der Galvanismus unwirksam befunden worden, z. B. bey Thieren, welche durch Kohlendämpfe etc. erstickt waren. 5tes Kap. *Anziehen, Abstossen, Funken, Erschütterung, Zersetzung des Wassers* etc. Hier wird zuvörderst die *Voltaische Säule* beschrieben. Verschiedene Einrichtungen dieses Apparats. Die Vorstellungen sind hier noch so gegeben, dass der Zinkpol die Harzelectricität und der Silber- oder Kupferpol die Glaselectricität liefere; wobey der Uebersetzer bloss auf die *Ermannischen* electroskopischen Versuche und auf *Ritters* Abhandlung in Gilb. Ann. 10ter und 9ter Band, verweisst. Das Sprühen der galvanischen Funken scheint dem Vf. Product der Verbrennung des Drathes zu seyn. Rec. glaubt hingegen, dass es hiermit eine ähnliche Bewandnifs habe, wie mit den Quasten, die sich an positiv electrischen Spitzen oder stumpfen Enden im Dunkeln zeigen, indem man diese sprühenden Funken gewöhnlich nur am Zinkpol der Säule bemerkt, oder wie *Ritter* sich ausdrückt, hier bloss *Verbrennung*, am Kupferpole hingegen *Schmelzung* vorkommt. Nach der Ansicht des Rec. scheint sich am Zinkpole vorzüglich der *leuchtende* und am Kupferpole der *hitzende* Theil des Feuers auszuzeichnen. Eben so am positiven und negativen electrischen Leiter. — Ausgezeichnete Verschiedenheit zwischen Säulen von vielen kleinplattigten Lagen und wenigen grosplattigen. Die drey Erklärungsarten der Gasbildung im Wasser zwischen Dräthen, welche mit den beiden Polen der Säule in Verbindung stehen, wo der Vf. meynt, dass diejenige Erklärung, bey welcher das Wasser ganz unzersetzt bleibt, und wo die verschiedenen Gasarten dadurch entstehen, dass sich ein paar verschiedene imponderable Stoffe aus den beiden Polen der Säule mit dem einfachen Wasser verbinden, schon deswegen unmöglich zugegeben werden könnte, weil sie den Thatsachen der neuern Chemie so sehr widerspäche; — (Dass sie *Thatsachen* widerspräche, kann Rec. nicht finden, wohl aber sieht er diese galvanische Thatsache als eine Klippe an, woran ein Theil der Theorie von der neuern französischen Chemie scheitern könnte). — Es werden auch die Versuche erwähnt, wo mit dem Wasser noch verschiedene andre Stoffe vermischt wären; auch handelt er von der Erzeugung einer kleinen Quantität *Salpetersäure* bey diesem Versuche; und von dem Anzünden verbrennlicher Körper durch den galvanischen Funken und dem Laden der electrischen Verstärkungsflaschen. Endlich schliesst der Vf. damit: dass grose Uebereinstimmung zwischen der electrischen und galvanischen Flüssigkeit herrsche, die aber dennoch unter gewissen Verhältnissen merklich von einander abweichen. 1) Beide, die electrische und galvanische Flüssigkeit, verbreiten sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. 2) Beide bewegen sich leicht in Metallen und feuchten Körpern, schwer in Glas, Harz, Wachs. 3) Ein am Zinkpol galvanisirter Körper, zieht einen am Silberpol galvanisirten an, und stösst den gleichartigen zurück. 4) Der Galvanismus bringt in thierischen Körpern ähnliche Erschütterungen wie die Leidner Flasche hervor. (Jetzt kennt man auch den schönen *Helvigischen* Versuch über die Erschütterung des Queckssilbers, wovon auch schon *Volta* und *Henry* Kenntnifs gehabt, so wie *Ritter*. Man sehe Voigt's Magazin Bd. 4. S. 94. und Bd. 5. S. 637.) Andererseits weichen aber auch die galvanischen Erscheinungen merklich von den electrischen ab: 1) Eine entladene Leidner Flasche giebt (das bekannte *Residuum* ausgenommen) ohne neue Ladung keine abermalige Erschütterung. Die Voltaische Säule hingegen bleibt mehrmal hinter einander in ihrer Wirksamkeit dieselbe; und nur durch Entladung mit sehr grosen Conductoren (oder nachdem sie mehrere Tage gestanden), kann sie auf einige Zeit geschwächt werden. 2) Die Leidner Flasche entladet sich immer durch Feuchtigkeit, ihre Wirkung wird vernichtet, so bald etwas Wasser zwischen ihre beiden Belegungen tritt. Die Säule hingegen verträgt nicht allein, sondern erfodert sogar einen gewissen Grad von Feuchtigkeit. 3) Das galvanische Anziehen und Abstosen ist im Vergleich mit dem electrischen und in Betracht der andern so mächtigen galvanischen Wirkungen, überaus schwach; dagegen die Bildung der Gasarten gegen das, was man hiervon bey der Electricität erhalten haben will, sehr beträchtlich. 4) Die Flamme, der Wasserdampf, glühendes Glas, sind für die Electricität gute, für den Galvanismus aber schlechte Leiter. 5) Die gleichartigen Metalle stören oft die galvanische Flüssigkeit, da hingegen die electrische sie leicht durchströmt. — Hiezu kann man noch rechnen, was neuerlich von *Gautherot* so deutlich aus einander gesetzt worden ist, dass ein und derselbe Körper, z. B. die Flamme für die eine Art der galvanischen Wirksamkeit, nämlich für die *Geschmackserregung* ein *Isolator*, und für die andere, als die *Funkengebung*, die *Wasserzersetzung* etc., ein *Leiter* ist. Voigt's Magazin 4. B. 6. St. S. 831. Verschiedenheiten, die bey der Electricität gar nicht vorkommen.

Die Uebersetzung ist sehr treu und fliessend; weniger blühend, aber gedrängter, so dass auch der Uebersetzer, seiner Anmerkungen ungeachtet, alles Wesentliche in zwey Bände bringen konnte, was im Original drey anfüllt. Der erste Band des Originals enthält ausser der Einleitung drey Bücher, und schliesst mit der Pendel- und Wurfbewegung. Der zweyte enthält das 4te bis zum 10ten Buche, welches die Phänomene der Verbrennung, des Athmens etc. in sich fasst. Mit dem 11ten fängt der dritte Band an, worin die Erden, die Alkalien, das Licht und die Electricität,

chät, auch mit Anwendung auf die Oekonomie des thierischen Körpers, auf Fische, Mineralien, auf die Atmosphäre, Gewitter und Nordlicht etc., ferner der Magnetismus und Galvanismus, abgehandelt werden. In der Uebersetzung schliesst der 1te Bd. mit dem 7ten Buch über die atmosphärische Luft und die Gasarten. Der Uebers. sagt, dass ihm einige Anmerkungen vom Vf. selbst wären mitgetheilt worden, diese sind aber nicht so ausgezeichnet, dass man sie unterscheiden könnte. Das neue Maass ist durchaus in Verbindung mit dem alten angegeben. Die Uebersetzung hat mehrere Druckfehler, wovon einige bedeutende angezeigt sind, andere aber auch nicht, z. B. Centripedalkraft, welches mehrmals vorkommt, ingleichen dass Galvani seine Entdeckung im J. 1764 (statt 1791) gemacht habe; mehrere verbessert der Leser leicht selbst. Bey der Centrifugalkraft wird eine Anwendung bey den Wasserpumpen und Korasieben erwähnt, womit eigentlich nur die funicular- und ähnliche Wassermaschinen, — die Futterschwingen und Wurfschaufeln gemeynt sind. Kupfer sind nicht allzu reichlich angebracht, und die Maschinen noch zum Theil nach ältern Originalen gezeichnet.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Kurzer Entwurf der Naturwissenschaft* für den ersten systematischen Unterricht mit besonderer Hinsicht aufs gemeine Leben, von *E. F. Wrede*, Prof. d. Mathem. und Naturlehre am Friedrich Wilhelms-Gymnasium u. s. w. 1801. 368 S. 8. (14 gr.)

Dieses Buch, welches zunächst den Schülern des *Friedrich Wilhelms-Gymnasium* bestimmt ist, soll die Stelle des Auszuges aus *Reccards* Lehrbuch der Naturgeschichte vertreten, welches auch, nachdem er von *Hobert* verbessert worden, sowohl in der *Form* als *Materie* sehr mangelhaft blieb. Die Hauptabsicht des Vfs. ging dahin, seine Schüler nicht allein mit dem Wissenswerthesten aus dem Gebiete der Naturwissenschaft bekannt zu machen, sondern sie auch frühzeitig zu gewöhnen, den Unterricht in der Physik nicht als eine Reihe von Kunststücken, die zur Belustigung aufgestellt werden, zu betrachten, sondern sie zu überzeugen, dass das Studium dieser Wissenschaft ein wesentliches Bedürfniss für jeden gebildeten Menschen sey. Diess scheint auch Hn *W.* veranlasst zu haben, mit den Versuchen zu kargen, und statt dessen den Einfluss, welchen jeder Stoff auf die Bedürfnisse des Lebens hat, so viel als möglich herauszuheben. Zum Selbstunterrichte würde für den angehenden Physiker dieses Buch darum nicht ganz geeignet seyn, weil demselben Kupfer fehlen, an manchen Orten die Beweise nicht beygefügt sind und mehreres nur kurz angedeutet ist. So bald aber der Lehrer das Fehlende zu ergänzen weiss: so genügt es hinreichend, wenn das Lehrbuch die Resultate der Wissenschaft im Zusammenhange enthält; ja es ist sogar nothwendig, dem mündlichen Vortrage etwas übrig zu lassen, damit die Aufmerksamkeit des Schülers stets gespannt erhalten werde, und er sich nicht dem Wahne überlasse, er könne die Lücken, die seine Unachtsamkeit veranlasst hat, durch eignes Nachlesen ergänzen.

Nachdem in der Einleitung mehrere Begriffe vorläufig bestimmt worden, wird im ersten Theile von S. 22—130. von der allgemeinen Naturlehre gehandelt. Von S. 130—266. trägt der Vf. die besondere Naturlehre vor, sie zerfällt in zwey Abschnitte. Der eine handelt von den einzelnen Arten der Körper, welche wir auf unsrer Erde antreffen, der andre von den Naturerscheinungen im Grossen, sofern sie zu unsrer Erde gehören. Durchgängig sind die neuesten Entdeckungen benutzt worden. Der zweyte Theil der Naturwissenschaft handet von der Physiologie. Der Vf. folgt in der *eigentlichen Physiologie* den Vorstellungen von *Reil*, und man kann das S. 333. f. Gesagte als eine gedrängte Uebersicht der Vorstellungsart dieses Physiologen ansehen.

Zu den Stellen, welche Rec. einer Verbesserung zu bedürfen scheinen, gehören folgende. S. 133. a. wo von den ebenen Spiegeln angeführt wird, dass das Bild so weit hinter der Spiegelfläche erscheine, als der Gegenstand vor derselben liegt, könnte leicht eine unrichtige Vorstellung durch die Art, wie sich der Vf. ausdrückt, veranlasst werden. Er sagt: „da jeder leuchtende Punkt aus einanderfahrende Lichtstrahlen auf die Spiegelfläche wirft; so müssen diese beym *Zurückstrahlen sich wieder in eben der Entfernung durchschneiden*, welche der leuchtende Körper vom Einfallspunkt hat.“ Hier könnte man leicht veranlasst werden, das Bild *vor* dem Spiegel zu suchen. Dem Mifsverständnisse könnte vorgebeugt werden, wenn jene Stelle so gefasst würde: da jeder leuchtende Punkt aus einanderfahrende Strahlen auf die Spiegelfläche wirft: so müssen diese sich *hinter dem Spiegel* in eben der Entfernung von ihren Einfallspunkten zu durchschneiden scheinen, in welcher es vor dem Spiegel an derjenigen Stelle geschiehet, wo sich der leuchtende oder erleuchtete Körper befindet.“ Die Erklärung, welche S. 233. von der Entstehung des Hagels gegeben wird, indem derselbe *nur allein* von dem Einfluss des Sonnenlichtes auf über einander liegende Wolkenschichten, denen sie durch Verdampfung den Wärmestoff entziehen, abgeleitet wird, ist zu einseitig. Winde, welche die Temperatur merklich erniedrigen, wärmere Luftschichten, in denen die äufsere Oberfläche der Schneeklümpchen, welche durch sie herabfallen, schnell verdunsten mufs u. s. w. können dieselbe Wirkung hervorbringen. S. 262. Zus. 1. mufs es heifsen: jeder Fixstern kommt in einem Jahre 366¼ Mal herum, nicht 366¼ Mal. S. 265. Z. 1. würde Rec. statt einen der *kleinsten*, einen der *kleineren* Fixsterne gesagt haben. Ebend. Z. 8. würde es die Deutlichkeit vermehren, wenn nach: *Sie ziehet es*, beygefügt worden wäre: Herschels Beobachtungen und Schlüssen zufolge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. April 1803.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Magazin der Handels- und Gewerbskunde*, herausgegeben von *J. A. Hildt*. Jahrg. 1803. 1, 2, u. 3 St. Mit ausgemalten und andern Kupfern und Karten. gr. 8. Jedes Stück 6 Bog. ohne das Intell. Bl. (Der Jahrg. in 12 St. 6 Rthlr.)

Hr. *Hildt* hat sich bereits durch seine 19 Jahre hindurch mit Beyfall fortgeführte *Handelszeitung* als praktischen Kenner seines Fachs gezeigt, und das gegenwärtige Magazin, welches gewissermaßen an die Stelle jener Zeitung getreten ist, wird die Achtung und den Dank des kaufmännischen Publicums, den er sich dadurch erwarb, nicht blos erhalten, sondern wahrscheinlich noch erhöhen. Die Zeitung noch länger beyzubehalten, war freylich in mehr als einer Rücksicht nicht räthlich; unmöglich konnte sie das immer mehr sich vergrösernde Feld des Handels und der technischen Industrie umfassen, und dazu kam, dass sich seit einigen Jahren mehrere Rivalen in Nürnberg, Frankfurt, Wien u. a. O. einfanden, die, ob sie gleich eben nicht mehr leisteten, ihr dennoch nicht wenig von ihrem anfänglichen Interesse benehmen mussten. Jetzt erhöht sich aber dieses Interesse wiederum merklich dadurch, dass dieses Magazin sowohl dem aufgeklärten Kaufmann, als dem Staatsgeschäftsmann einen hellen Ueberblick des ganzen Feldes der Handels- und Gewerbskunde, nach einem sehr erweiterten und vervollkommneten Plane darbietet. Diesen Plan hat Hr. *Hildt* dem 1sten Stücke als *Einleitung* vorangeschickt, und man sieht leicht, dass er ihn reiflich durchdacht hat. Das Magazin soll unter 5 Hauptrubriken folgende Gegenstände umfassen: I. *Geschichte und Fortschritte des Handels in und ausser Europa.* II. *Kunstfleiss in Manufacturen und Fabriken eines Landes oder einer Stadt.* III. *Handelswaarenkunde.* IV. *In- und ausländische Literatur der Handelswissenschaften.* V. *Correspondenz- und vermischte Nachrichten.* — Es ist kein Zweifel, dass der Herausg. seinem Publicum in diesen Abtheilungen alles geben kann, was irgend einiges Interesse für dasselbe hat. So viel wir aus den vor uns liegenden 3 Stücken sehen, werden nicht blos vorübergehende, sondern Nachrichten und ganze Abhandlungen von bleibendem Werthe geliefert, wobey es sehr gut ist, dass der Vf. seine Hülfsmittel — denn diese Abhandlungen sind mit vielem Fleisse aus den neuesten und besten Schriften zusammengetragen —, besonders vom 2ten Hefte an treulich und vollständig angeführt hat.

Von der 5ten Rubrik bemerken wir, dass sie als eine wahre *Monats-Zeitung* für Handel und Gewerbe anzusehen ist, indem sie lauter kurze Notizen, theils aus Briefen vom neuesten Datum, theils aus so eben erschienenen Flug- und andern Schriften enthält. Diese sind gleichsam der Beleg zu dem, was der Herausg. sehr treffend in der Einleitung S. 4 sagt: „Handel und Gewerbe sind ein ewig wogendes Meer, das nie ruhig wird; stets seine Ufer und Begränzungen ändert; tausend Klippen und Untiefen hat; stets gute Leuchtthürme, Tonnen, kenntnisreiche Schiffer und Piloten erfodert, um sich mit Glück und guten Erfolg darauf zu wagen. Täglich giebt es in der Handels- und Gewerbswelt neue Erscheinungen, neue Erfindungen und Entdeckungen, neue Combinationen und Speculationen, die nur der wachsame Kauf- oder Staatsmann, der sein Feld stets mit hellem Blick übersieht, mit Glück benutzen kann. Welch' eine Menge von wissenschaftlichen Notizen sowohl, als mercantilischen Nachrichten und Neuigkeiten müssen nicht dazu gesammlet, gesichtet und gleichsam unter Einem Brennpunct gestellt —, und wie ununterbrochen muss nicht der Faden davon fortgeführt werden, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht werden soll!“ Wenn der Herausg. auch in den folgenden Stücken so sich gleich bleibt: so dürfte wohl dieses Handels-Journal das erste in seiner Art seyn, und mit der Zeit für den Kaufmann ein höchstbrauchbares Handbuch werden, das selbst die Stelle einer kleinen Bibliothek vertreten könnte. Besonders gilt dieses von den 3 ersten Hauptrubriken, deren Werth und Brauchbarkeit durch die beygefügten Karten und ausgemalten Kupfer, auf deren artistischen Theil gleicher Fleiss verwandt ist, noch beträchtlich erhöht wird. Ein guter Gedanke war es vom Herausg. unstreitig, Uebersichten oder Handels-Tableaux ganzer Länder, Meere oder grosser Handelsflüsse mit eigens dazu entworfenen bequemen Handelskarten zu geben, dergleichen z. B. hier in den ersten 3 Stücken vom algierischen Staate, vom schwarzen Meere und dem Rheinhandel geliefert werden. Solche Ueberblicke sind von grosem Nutzen, wollen aber auch mit vielem Geiste und gründlicher Sachkenntniss entworfen seyn. Wir möchten Hn. *Hildt* rathen, vorerst unsere deutschen grosen Handelsflüsse, die Donau, die Elbe, die Oder, die Weser, eben so wie den Rhein, zu behandeln, da diese nothwendig den vaterländischen Kaufmann am meisten interessiren, und alsdann erst auf die Meere und die wichtigsten Handelsstädte überzugehen. Eine zweckmäsige Ausführung dieses Artikels kann in der Folge auch einen sehr wünschenswerthen Handelsatlas liefern.

dergleichen uns durchaus noch fehlt. Um aber unsern Lesern von dem, was hier bereits geliefert worden, selbst eine nähere Kenntniss zu verschaffen, begnügen wir uns, nur einiges auszuheben, da der Raum nicht gestattet, von jedem einzelnen Artikel etwas zu sagen. Die erste Abtheilung liefert recht gute Uebersichten und Nachrichten vom *Handel der Barbarey;* von dem jetzt die Aufmerksamkeit so sehr erregenden *schwarzen Meere* und von den *Ufern des ganzen Rheins* mit 3 kleinen sauber gestochenen und sehr richtigen Karten. Ueberdem noch allerley Nachrichten von neuen französischen, dänischen, österreichischen, ungarischen, schwedischen und englischen Handels-Einrichtungen und Anlagen. Die zweyte Rubrik enthält ausser mehrern guten technologischen Nachrichten die Beschreibung der *Reinholdischen Gewichtsmühle*, die indess noch manchem mechanischen Zweifel ausgesetzt seyn möchte; die Kunstgeschichte der *Flintensteine;* die Beschreibung der *Lackwaaren-Fabrication* nach Japanischer Art, mit einer Beschreibung und Abbildung des *Wilke'schen* Digestors zum Bereiten des dazu gehörigen Lackfirnisses — nebst mehrern technologischen Nachrichten. Sehr zu billigen ist es, dass Hr. H. unter dieser Rubrik keine neuen unerprobten Fabricationsprojecte, so anziehend sie auch oft seyn mögen, aufgenommen hat, und es ist ihm zu rathen, dass er auch künftig blos erprobte Thatsachen und Fortschritte des fabricirenden Kunstfleisses liefere. Die Rubrik für die *Handels-Waarenkunde* ist in allen 3 Heften ohne Zweifel am stärksten besetzt; sie liefert ausser einer kleinen Einleitung zur *Handels-Waarenkunde im allgemeinen betrachtet*, den Artikel *Eiderdunen* (mit colorirter Abbildung des Eidervogels männlichen und weiblichen Geschlechts) *Persio* oder rother Indigo, ein neues Färbeproduct; *Schmalte* oder blaue Kobaltfarbe; *Granaten; Moschus* (mit colorirter Abbildung des Bisamthiers), *Safran* (ebenfalls mit color. Abb. der Pflanze) *Bernstein; Hausenblase; Taback; Pfeffer* (mit ill. Abb.) *stinkenden Asand* (auch die Pfl. abgebildet) *Galläpfel* und *Knoppern*. Diese Artikel sind so vollständig bearbeitet, dass wir nichts daran vermisst haben. Da diese Rubrik für den Kaufmann unstreitig die wichtigste ist: so wäre wohl zu wünschen, dass sie Hr. H. am sorgfältigsten cultivirte, und die erheblichsten, allgemein gangbarsten Handelsartikel zuerst lieferte, auch die weitläuftige Aufführung der Namen einer solchen Waare in allen uns gewöhnlich unbekannten Sprachen, blos auf die unentbehrlichsten einschränkte; von colorirten Abbildungen, die wie die bisherigen treu und instructiv sind, können aber nie zu viel beygefügt werden, da sie die Kenntniss der Waaren sehr anschaulich und gründlich machen. Die für die *Literatur der Handelswissenschaft* bestimmte Rubrik enthält in diesen 3 Heften die Anzeigen von 16 neuen den Handel und die Industrie betreffenden in- und ausländischen Schriften, welche dem Kaufmann, der etwa sonst keine Anzeige von neuen Schriften liest, manches neue in sein Fach einschlagendes Buch nicht blos bekannt machen, sondern ihm selbst Auszüge und Notizen liefern; wir empfehlen hiebey dem Herausg. auf seiner Hut zu seyn, dass diese Anzeigen nicht in trockene Recensionskritiken ausarten. Die Rubrik endlich für die Correspondenz- und vermischten Nachrichten hat alle Anlagen zu einem *Repertorium* für die Handelsgeschichte aller Länder, da man hier aus den meisten Tagblättern des In- und Auslandes zu diesem Behufe dienliche Materialien gesammelt findet. — Das diesem Magazin angefügte Intelligenzblatt, welches vorzüglich zu Handelsanzeigen und dahin einschlagenden Bekanntmachungen, so wie zu Buchhändler-Anzeigen bestimmt ist, hat eine solche Einrichtung, dass wahrscheinlich sowohl die Leser als die Verfasser der darin vorkommenden Artikel damit zufrieden seyn werden. — Eine Zeitschrift, die so gut und zweckmässig eingerichtet ist, und die das ihr bestimmte Fach so vollständig umfasst, wie dieses Magazin, wird gewiss den Beyfall nicht verfehlen, den sie wirklich verdient, und den ihr der Herausgeber auch für die Zukunft versichern kann, wenn er seinem Plane getreu bleibt, und auf die zweckmässige Redaction ein wachsames Auge behält.

STATISTIK.

Presburg, b. Landerer: *Michaelis Horváth*, Praepositi de Graba, S. Theologiae Doctoris, ejusdemque antea in R. Universitate Professoris publici ordinarii, *Statistica Regni Hungariae et partium eidem adnexarum.* — Editio *altera* auctior et emendatior. 1802. 542 S. 8.

Der Vf. hat sich schon mehrmals, aber nie mit grossem Erfolg, aus dem Gebiet der Theologie in jenes der Statistik und Politik gewagt. Man hat von ihm eine *Introductio ad Historiam Hungariae critico-politicam* und eine *Historia Hungariae politica*, dann von seiner *Statistica Regni H.* die erste Ausgabe 1795. Unter diesen seinen Büchern ist das gegenwärtige wirklich noch das beste, weil der Vf. doch *Achenwalls* Methode und Ordnung befolgt, und *Schwartners* und *Novotnjs* Werke, ja sogar *Grellmanns* statistische Aufklärungen benutzt hat. Hierdurch ist die zweyte Ausgabe, verglichen mit der ersten, beynahe ein neues Werk geworden. Der Vf. ist also in der Wissenschaft weiter gekommen; er selbst aber bringt sie nicht viel weiter. Er erinnert am Ende, das Werk sey schon im Sept. 1799 fertig gewesen, habe aber erst zu Anfange 1802 die Presse verlassen können. (Also wird auch ein Probst von Graba von der Censur und dem Buchdrucker nicht minder, als andre ungrische Schriftsteller gequält.) Um ungedruckte Quellen hat sich der Vf. nicht umgesehen, und selbst gedruckte Bücher benutzt er nicht überall; Z. E. v. *Engels* Staatskunde von Croatien, Dalmatien und Slavonien (im 2ten Bande der Gesch. des Ungr. Reichs. Halle 1798.) So wie es an ausgezeichneter politischer Urtheilskraft dem Vf. gebricht, eben so hat er andrerseits von dem hierarchischen Geist etwas zu viel. Proben,

ben, die der Rec. ausheben, mögen beides bestätigen. In dem *Abschnitt* über die Quellen ungrischer Statistik trifft man unerwarteter Weise auch folgendes an: S. 8. „*Novellae deinde Budenses ac Posonienses, ambae cum annexis Neovedensibus,* (mit dem schandlichen Nachdruck des sogenannten Neuwieders) *eae autem aus spiciis Tondererianis scribuntur, sanctque multa erudi tione et salibus Socraticis respersae.*" Kann wohl der Name Sokrates ärger entweiht werden? — S. 13. heifst es in dem Abschnitte über den Ursprung der ungrischen Monarchie: *Cl. Mart. Schwartner existimat, Hungaros Pannoniis eo jure fuisse potitos, quo Israelitae Palaestina. Verum opinioni huic sacrae refragantur literae, quae locis plurimis perhibent, Josuam et Israelitas Palaestinam in suam redegisse potestatem jure a Deo . . sibi dato, Hungaros autem Pannonias ab originibus populis jure armorum, quod solum nullum est, ademisse tota loquitur antiquitas.* (Der Anonymus B. R. Notarius erkühnt sich zwar auch seinen Arpadischen Ungern zum Führer nach Pannonien den heiligen Geist zu geben, aber man sieht wohl, welch eine andre Ansicht die Statistik und Geschichte hier aus der Theologie erhält!) S. 49 meynt der Vf. die Szekler (Siculi) hiefsen besser Scythuli: eine Rudbekisirende Meynung, wegen welcher schon Bonfinius öfters getadelt worden. S. 54. Die Russen oder Rusinyaken in der Marmarosch u. s. w. bedienen sich nach dem Vf. der glagolitischen Buchstaben. Hieraus ist klar, dafs der Vf. erst hätte nachschlagen sollen, wie das cyrillische und das glagolitische Alphabet sich zu einander verhalten. S. 68. *Slavis quoque, Germanorum more, doctrina Lutheri prae austera Calvini ethica dulcior.*" Bekanntlich ist es nicht die Moral, die zwischen beiden Confessionen einen Unterschied zieht. S. 86 und 564 bemerkt er zwar, dafs die Evangelischen Geistlichen und Professoren schmal besoldet seyn, doch aber „*conjugia cum sponsis opulentioribus, magno eis ad rem faciendam sunt adjumento.*" Schade nur, dafs der Vf. dagegen die Unkosten auf den Unterhalt einer Familie und auf Erziehung der Kinder in Anschlag zu bringen vergessen hat. Auffallend aber ist es gewifs, dafs die protestantische Kirche keinen Mangel an Candidaten der Theologie fühlt, während die katholische, welche ihren Clerus so gut besoldet, so sehr über Mangel an Clerikern klagt; vermuthlich trägt die Aussicht auf das Heyrathen und zumal auf reiche Bräute dazu bey. S. 108 wird das Armen-Institut im schlechtesten, der Jugend ja nicht zum Muster dienenden Latein „*Actuosae Caritatis proximi confraternitas*" genannt. Einen ganz neuen Artikel, den weder Schwartner, noch Novotni angezeigt haben, mufs Rec. billig aus Hn. Horváths Buch ausheben, und dieser ist folgender: S. 141 *Stanno carere Hungariam percrebuerat, verum reperti nuper veteres ejus cuniculi Lovinobanyae et Zinnobanyae scoriae denique stanneae juxta eos* (Halden) *opinionem hanc erroris arguunt atque etiam coarguut. His autem rationum momentis accedunt insuper alia criteria; scilicet ipsa locorum horum etyma, et Insignia montanistica, metallici malleoli.* Der Vf. glaubt, diese Zinngruben müfsten unter Bela IV. bey der Mongolischen Verwüstung zugeschüttet worden seyn. Die Quelle dieser Nachricht anzuzeigen, hat dem Vf. nicht beliebt. S. 154 meldet er, die Bauern in Ungern und Slavonien trügen ein grobes kotzenähnliches Tuch: und setzt den philanthropisch-klingenden Wunsch hinzu: *Quam cuperem, villosum hoc genus vestimenti mundiore mutatum!* Wie kömmt es, dafs der Vf. über die zottigten Mäntel der Bauern jammert, aber unter den Artikeln: Contribution und Urbarium nichts besonders zu ihrem Vortheil sagt? S. 269 liest man: „*Illud etiam pro explorato dare possum, coecutire, duce Verbötzio, quicunque existimant, divum Stephanum, postquam religioni christianae nomen dedit, jura Majestatica a populo, id est, a primoribus gentis, accepisse. Nam sic . . Duces Hungariae . . ipseque S. Stephanus triennio, quo Ducis nomine Hungaris imperabat, non alia potestate, quam illa, quae eis a populo mandabatur, fuissent instructi, cui rei tota refragatur antiquitas, et notio Imperii Monarchici.*" — Nun ist der Leser natürlich gespannt auf die Beantwortung der Frage: Woher hatte also Stephan I. und sein ältester Vorfahr sein Recht zu regieren? vom Papst? oder von Gott? allein der Vf. entschlüpft der Frage durch die Formel: *Sed hic me commorari non delectat.* S. 290 legt der Vf. den Protestanten in Ungern die Pflicht auf, sich genau an die symbolischen Bücher zu halten, und keinen Socinianismus oder blofs natürliche Religion zu predigen, mit der Drohung „*nam secus privilegiis confessioni utrique concessis excidere possent.*" Er zählt sogar diese symbolischen Bücher sorgfältig her. Rec. meynt, er, als katholischer Geistlicher habe in diese innere Angelegenheit der protestantischen Kirche nicht zu reden; thut er es aber: so handelt er wider sich selbst. Dieis letztere scheint der Vf. zu fühlen. Er nennt die „*formulam Concordiae foecundam discordiarum parentem* — und von den Dordrechter Synodalbeschlüssen bemerkt er: „*Si tamen austera haec Decreta nostris probantur.* S. 314. wird verkündigt, der Clerus sey fast in dem ganzen christlichen Europa der erste Stand (*toto fere orbe christiano gaudet proedria.*) Dieis reimt sich aber mit dem nicht, was er S. 86. gesagt hat: *Lutherus et Calvinus, Ministros verbi,* (das Wort *divini* blieb in seiner Feder) *honoris praerogativa et censu inferiores esse volebant secularis ordine.*

Doch genug zur Charakteristik des Buchs. Aus manchen Aeufserungen des Vf. leuchten doch auch billige Gesinnungen hervor: er rühmt z. E. dafs in Ungern nie eine Inquisition gewesen: *Si qua vero* (S. 294) *anomalia* (im Religionswesen) *nonnunquam intercesserat superioribus seculis, ea in mores temporum illorum conferenda.* S. 459 läfst er den protestantischen Gymnasien Gerechtigkeit widerfahren. Im Ganzen trägt ja auch sein Buch zum Wetteifer der ungrischen Gelehrten in dem Studium der Statistik bey, und damit ist schon viel gewonnen.

Neustrelitz, b. Spalding: *Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Staatskalender* auf das Jahr 1803. 129 S. 8.

2) Ebendas.: *Verzeichniss der jetztlebenden Europäischen Regenten und ihrer fürstlichen Familien.* Eine Beylage zum Mecklenburg-Strelitzischen Staatskalender. 1803. 116 S. 8.

Die Verdienste der vorjährigen Ausgabe wurden in der A. L. Z. 1802. N. 90. gewürdiget. Hr. Graf August v. *Schulenburg* hat auch die diesjährige mit dem ihm eigenen Fleisse geordnet. In den *Annalen* (S. 127 bis 129) bemerkt man mehrere weniger bekannte Ereignisse, z. B. das Geschenk einer Fahne von der Königin von England an die Schützencompagnie zu Neustrelitz, den Tod des verdienten Ministers von Normann, die Landtags-Sachen, die Reisen des Herzogs und des Erbprinzen u. s. w.

Das *Geschlechts-Verzeichniss* ist ausführlicher als in irgend einem deutschen Special-Kalender und zur geschwinden Einsicht zweckmäfsig geordnet. Dadurch bekömmt es freylich im Verhältnisse zu dem Namens-Verzeichnisse und zu dessen Lese-Publicum (für welches 900 Exemplare jährlich genügen) eine kostspielige Ausdehnung. Allein das Verdienst des Vfs. wird dadurch nicht vermindert. Vielmehr wäre es zu wünschen, dafs der gelehrte Graf seine Materialien zu einem genealogischen Handbuche für die, in dem Varrentrappschen fehlenden *fürstlichen* und *gräflichen* Familien benutzen möge. Rufsland, Spanien, England, Dännemark, Schweden, Italien und das ehemalige Polen liefern zu jenem eine starke Nachlese; — aber auch Preufsen, Schlesien, Bayern und Hannover, welche der deutschen Literatur so nahe liegen, dafs man sich über den Mangel eines solchen Handbuchs wundern darf.

ERDBESCHREIBUNG.

Altona, b. Bechtold: Des Capitains *James Cook Beschreibung seiner Reise um die Welt.* Ein nützliches Lesebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Mit Kupfern. *Zweyte verbesserte Auflage.* 1802. *Erstes Bändchen.* 162 S. *Zweytes Bändchen.* 164 S. 8. (Mit schwarzen Kupfern 1 Rthl. m. illum. K. 1 Rthl. 8 gr.)

Nach einer beygefügten Anzeige hat sich die erste Auflage (welche im Dec. 1801 erschien) in einigen Wochen vergriffen, und dieser schnelle Absatz die zweyte nöthig gemacht. Der Her. hat sich nach Kräften die Campe'sche Manier angeeignet; ob aber nicht die lesende Jugend dem dialogirten und dadurch ins Weite gezognen Vortrag eine fortlaufende Erzählung vorziehen würde, lassen wir dahin gestellt seyn. Das zweyte Bändchen endigt mit dem Tode Cooks; es soll aber noch ein drittes folgen, in welchem der Beschluss dieser Seereise enthalten seyn wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Düsseldorf*, b. Schreiner: *Ein paar Worte über einige Waldübel im Bergischen Lande.* 1801. 64 S. 8. (4 gr.) So sehr auch bisher die Regierung von Pfalzbayern, durch die erneuerten Forstordnungen, die Verbesserung der Wälder und Forsten in Jülich und Berg, und die Abstellung der Mifsbräuche in denselben betreffend, unterm 19 May 1791, 28 Februar 1792, und 18 April 1792, (s. *v. Mosers* Forst-Archiv XI Bd. S. 259—261, XIII Bd. S. 294—301 und 302.) damit beschäfftigt gewesen ist, dem immer mehr einreifsenden Uebel des Holzmangels vorzubeugen, und so oft auch die Frage: Wie der fast in allen bevölkerten Ländern drohenden Holznoth am geschwindesten abgeholfen, und den Waldungen am zweckmäfsigsten aufgeholfen werden könne, — von öffentlichen Akademien und Privatpersonen aufgeworfen und beantwortet worden; eben so wenig haben alle bisherigen Vorschläge in der Hauptsache gefruchtet, dafs man, zumal im Bergischen, die Klage über bevorstehenden Holzmangel fast noch täglich hört. Der ungenannte Vf. nimmt daher Gelegenheit, die wesentlichsten Fehler zu berühren, die der Holz-Cultur im Allgemeinen, und der im Bergischen besonders im Wege stehen. Zuförderst zeigt er, woher es komme, dafs in dieser Provinz ein merklicher Holzmangel zu befürchten sey. Der *erste* Grund sey die fast täglich wachsende Volksmenge, sie betrug im J. 1780, nach den, von dem verstorbenen Grafen und Statthalter v. *Golstein* statistisch eingeführten Volkszählungen, aufser den freyen Herrschaften *Braich* und *Hardesberg*, auch der Vogtey *Syberg*, die mit dem Bergischen nur durch *Schutz- und Steueranstalten* verbunden sind, — Umstände, die wenige deutsche Statistiker kennen, weil dieses Land von dieser Seite äufserst unbekannt ist — im Ganzen 204, 542 Menschen, die 35, 942 Feuerstätten benutzten; (s. die trefflichen *Beyträge zur neuesten deutschen Territorial-Verfassung* 1r *Beytrag* S. 38 und 73. eine Schrift, die kurz nach ihrer Erscheinung unterdrückt ward, und daher äufserst selten geworden ist). Im J. 1790 war die Volksmenge, nach authentischen Quellen, 211, 789 Menschen, die in 37, 097 Häusern wohnten, und eine Ausfuhr von Kunstproducten des Landes bewirkten für 6, 133, 476 Rthl. Berg. Courant.) Dadurch wird sowohl der Verbrauch des Holzes in dem Maafse vermehrt, als die beständige Ausrodung der Forsten und Waldgegenden, und die damit verbundene Umwandlung des Holzbodens in Ackerbau und Wiesen, das Vermögen Holz zu wachsen vermindert. Der *zweyte* Grund sey der, dafs die Einwohner dieser Provinz, die Wälder und Holzungen als ein gemeinschaftliches Gut betrachten, welches ihnen alles Nothdürftige zur unentbehrlichsten Feurung, zur Erhaltung des Viehes und dessen Streue unentgeldlich gewähren müsse. Der *dritte* sey der Krieg, der seit 1795 erstaunlich viel Holz verzehret habe, wohin auch *vierens* die kalten Winter von 1798 und 1798, und *fünftens* die Mayfröste gehörten, worin sich die Jahre 1799 und 1800 besonders ausgezeichnet hätten: so dafs mehrere tausend junge Eichen- und Büchenstämme erfroren und gänzlich zerstört worden wären. — Das Alles ist ganz richtig; auch sind die Vorsommer-Fröste um so gewöhnlicher, weil die hohen Gebirge, die schmalen Thäler und tiefen Schluchten dieses Landes, die Frühlings-Nebelfröste durch die, jene Defileen durchrauschenden Flüsse und Bäche gleichsam vom Rheinstrome herbeyführen. Ein Waldübel hat der scharfsinnige Vf. übersehen, nämlich die verschwenderische Bauluft der Bergischen. Das schlimmste und schädlichste Uebel, welches hier ausführlich zergliedert wird, besteht in der Viehzucht oder der sogenannten *Waldweide*. Wir stimmen dem Vf. völlig bey, und wünschen diesen Bogen viele Leser und Beherziger.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. April 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Thomas Garnett's* Prof. der Phyſik und Chemie zu London, *Reiſe durch die Schottiſchen Hochlande und einen Theil der Hebriden.* Aus dem Engl. überſetzt und mit *Alex. Campbells* Abhandlung über die Dicht- und Tonkunſt der Hochländer, wie auch über die Aechtheit der dem Oſſian zugeſchriebenen Geſänge vermehrt von *Ludwig Theoboul Koſegarten.* 1802. *Erſter Band.* Mit 1 Titelkupf. u. 2 Karten 352 S. u. VIII S. *Zweyter Band.* M. 2 Kpf. 310 S. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Dieſe Reiſe gehört unter die beſten, die ſeit geraumer Zeit über irgend einen Theil der brittiſchen Inſeln erſchienen ſind. Hr. *Garnett*, der einige Jahre Profeſſor am Anderſonſchen Inſtitut zu Glasgow war, nachher Vorleſungen im königl. Inſtitut in London hielt, in der Folge aber ſeine Stelle aufgab, und ſeitdem geſtorben iſt, hatte in der That Fähigkeiten und Willen, etwas vorzügliches zu liefern. Der Statiſtiker, der Alterthumsforſcher, der Liebhaber der ſchönen Natur, der Botaniker und der Mineralog — alle finden hier mehr oder weniger ihre Rechnung. Nur diejenigen, die bloſs zu ihrer Beluſtigung leſen, möchten das Werk zu ernſthaft und etwas trocken finden; denn der Vf. hält ſich nicht bey Mährchen, Reiſegeſchichten und jenen Abſchweifungen auf, welche mit den wichtigern Gegenſtänden abwechſeln und Erholung gewähren. Die Reiſe geht von Glasgow über Dumbarton an den See Lomond; von da nach Inverary — über Glenorchay und Cruachan auf die Inſeln Mull — Staffa — Icolmkill. — Fort William — Fort Auguſtus — Inverneſs — Culloden — Blair Athol — Perth — Stirling — zurück nach Glasgow. Von hier geht der Vf. ſüdlich nach Hamilton, Lanerk bis herab nach Moffat, wo er ſehr umſtändlich das berühmte mineraliſche Waſſer beſchreibt.

Der groſse Kanal, durch welchen die Nordſee und das Atlantiſche Meer verbunden ſind (S. 6.) iſt von der Mündung des Carron an der öſtlichen Küſte, bis zu ſeinem Einfalle in die Clyde bey Kilpatrick, 35 Meilen lang. Sein Waſſer ſteigt und fällt 160 Schritt vermittelſt 39 Schleuſen. Unweit Kilpatrick hat er 4 Bogen, deren jeder 65 Fuſs hoch und 420 weit iſt. — Zu Dumbarton iſt eine Fabrik von Flaſchen und Plattenglas, welche 130 Menſchen beſchäftiget und der Regierung 3800 Pf. St. jährlich an Acciſe einbringt. — Durch die Druckereyen von Leven und Milton erhält die Regierung jährlich 40,000 Pf. — Das Schloſs Inverary (S. 81.) iſt eben ſo ſchön als prächtig. Die Koſten der Pflanzungen, Verbeſſerungen, Heerſtraſsen, nützlichen und verſchönernden Anlagen, die die Herzoge von Argyle ſeit 1745 hier vorgenommen haben, ſollen ſich auf 250,000 Pf. St. belaufen. Der jetzige Herzog ſoll ſeit der Beſitznehmung ſeiner Güter jährlich 3000 Pf. auf dieſe Gegenſtände verwendet haben. — (S. 100.) In dem Lough Fyne beſchäftigen ſich oft 5 bis 600 Boote mit dem Heringsfang. In manchem Jahre werden mehr als 20,000 Fäſſer geſalzen. Ein Faſs hält ungefähr 500 Heringe von der beſten Art, 700 von mittlerm Schlage. Die Eingeweide liefern eine beträchtliche Quantität Oel. S. 103. Geſchichte des Heringes, ſeiner Wanderungen und andere anziehende Nachrichten. — (S. 167.) Die Hütten in den Hochlanden ſind noch immer höchſt armſelig; die auf den Inſeln aber noch elender, beſtehen aus Kieſeln ohne Mörtel, haben 2 Abtheilungen und ſind weder warm noch trocken. (S. 179.) Wenig Lairds in den Hochlanden verpachten ihre Güter anders als von Jahr zu Jahr; und wenn der Pachter ein Haus haben will: ſo muſs er es ſich ſelbſt bauen. Das Land wird mehrentheils unter der Hand den Meiſtbietenden zugeſchlagen. Die Unternehmer, oder Mittelleute (die das Land im Ganzen pachten und wieder in kleinen Stücken verpachten) ſind hier ſo gemein als in Irland. Das Elend iſt denn oft ſehr groſs. Man läſst dem Viehe bisweilen zur Ader, um das Blut zu ſieden, oder Kuchen daraus zu backen. Dafür lebt es, bey ſtrenger Kälte, in des Herrn Hütte, und theilt ſein Mehl, wenn die Fütterung aufgezehrt iſt. Die Schafe ſind oft lange im Schnee vergraben, und freſſen eins des andern Wolle. Thauet es wieder auf: ſo findet man eine Menge todter. — (S. 194.) Bloſs in den Jahren 1773 und 75 ſind mehr als 30,000 Menſchen aus den Hochlanden über das Atlantiſche Meer gegangen; Schaaren ſind ſeitdem ihnen nachgefolgt. Zu Mull iſt das Elend vorzüglich groſs. Im J. 1755 waren auf dieſer Inſel 5287 Menſchen, und im J. 1795 waren 8016. (Alſo immer wieder die alte Geſchichte! Man lieſt ohne Unterlaſs von Elend und Auswanderung, und das Land nimmt doch an Bevölkerung und Wohlſtand zu.) S. 294. „Unbegreiflich iſts, wie Perſonen, die ſelbſt in den Hochlanden reiſeten, die Aechtheit der durch Macpherſon überſetzten Celtiſchen Geſänge bezweifeln können. Da iſt kein Glen, worin ſich nicht Perſonen fänden, welche mehrere von dieſen, wie auch andere Celtiſche Lieder von *gleichem Alter* (nämlich? —) die ſie durch Ueberlieferung erlernten, herſagen könnten.“ — D Mac Intire zu Glenorchay ſagte zu Macpherſon, er glaube, das

das Gedicht Fingal sey nicht so, wie er es geliefert, und dass er vieles ausgefüllt habe. Macpherson antwortete, dass er das gar nicht nöthig hatte, und lud den Doctor ein, in seinem Hause das Original zu besehen, welches aber dieser (sonderbar genug!) vernachlässigte. — Einem Hn. M'Nab hat Macpherson öfters Stücke aus dem Original vorgelesen.

Band II. (S. 8.) Die vornehmsten Manufacturen zu Inverness sind in Flachs und Hanf. Sie beschäftigen jetzt mit Spinnen und Weben 1000 Manner, Frauen und Kinder. In den verschiedenen Zweigen der Weifsgarnmanufactur arbeiten 10,000 Menschen in der Stadt und der umliegenden Gegend. Auch Baumwollenmanufacturen und Gerbereyen. S. 84. „Obgleich Lord Bredalbane gütiger gegen seine Pächter seyn soll, *wie* (als) die meisten Grundherren: so „hörten wir doch von vielen, die aus dieser Gegend „nach Amerika ausgewandert waren.“ — Das nämliche sagt auch Campbell, und zwar, dass diese Auswanderungen unter dem letztern Lord angefangen hätten, der „*für einen sehr guten Herrn gegolten hätte.*“ — (Also ist es nicht immer Elend und Druck, die den Hochländer auszuwandern bewegen.) Was sich S. 93 ff. über Perth findet, steht auch in Campbell. Beide schöpften aus der nämlichen Quelle, dem John Young. — (S. 181 ff.) In *Glasgow* werden jährlich ganz neue Strafsen angelegt, und doch ist der Zufluss von Menschen so gross, dass man sich nicht ohne die äufserste Schwierigkeit ein erträgliches Haus verschaffen kann. „In diesem Jahre (vermuthlich 1799) wurden 500 neue Häuser gebauet, und in jedem Stockwerke wohnt eine Familie. Die Bevölkerung kann mit vollem Recht zu 80,000 Seelen angesetzt werden.“ (Rec. hat seitdem von 92,000 gehört.) Die Hausmiethe ist hoch, und es ist hier theurer zu leben, als fast in den drey Königreichen.“ — (S. 187.) In allen Strömen und Bächen nicht nur der Nachbarschaft, sondern auch in entfernten Gegenden sind Mühlen, Bleichen und Druckereyen; und doch reicht das Garn nicht, und vieles wird aus England gezogen, besonders aus Manchester. — S. 189. Interessante und genaue Beschreibung des Andersonschen Instituts. Der Stifter vermachte ihm seinen ganzen Apparat, seine Bibliothek, sein Museum, und sein ganzes Vermögen. Noch kamen grofse Summen durch Subscription dazu. Und so hat das Institut jetzt ein schönes Haus, und sein Apparat ist der vollständigste und reichhaltigste im Grofsbrittannien. Es ward 1796 geöffnet. Hr. Garnett, als Prof. der Naturlehre und Naturgeschichte fing dreyerley Vorlesungen an, die er durch drey Winter fortsetzte. Die Zahl der Studierenden, die seine Vorlesungen besuchten, war 525 in der letzten Session, 500 in der vorletzten und 975 in der ersten. Das weibliche Geschlecht hat mit dem männlichen gleichen Zutritt zu den Vorlesungen; beynahe die Hälfte von Garnetts Zuhörern bestand regelmäfsig aus Damen. (S. 227.) *New Lanark* und seine Spinnmühlen. Es sind ihrer drey, und ihnen verdankt das Dorf, das 1500 Einwohner hat, sein Daseyn. Gegen 500 arme Kinder werden von Hn. Dale gekleidet und genährt; die andern wohnen bey den Aeltern im Dorfe. Sie arbeiten täglich 11½ Stunde. Um 7 Uhr Abends wird gegessen, worauf der Unterricht anfängt, der bis 9 dauert. Drey ordentliche Lehrer sind von Hn. Dale angestellt, die Kinder, die zur Arbeit noch zu jung sind, den ganzen Tag zu unterrichten. Auch ist eine Frau da, die die Mädchen nähen lehrt. — Im J. 1790 wurde ein Schiff aus der Insel Skyl nach Greenock verschlagen und setzte 200 elende Hochländische Emigranten ans Land. Hr. Dale erbot sich, sie augenblicklich in Nahrung zu setzen, was denn auch die meisten annahmen. Er schickte hierauf Einladungen in die Hochlande und Hebriden. Im folgenden Jahre machte er sich anheischig, Häuser für 200 Familien zu schaffen und 1793 standen sie da.

S. 256 endiget die Reise, zu welcher Hr. *Kosegarten* einen doppelten Anhang gefügt hat: 1) Georg Buchanans Leben und Charakter, bis S. 266 und 2) *Campbells* Abhandlung über die Musik der Hochländer. Diese betrifft denn hauptsächlich Ossian und seine Gedichte, und kommt auf folgende Punkte heraus: 1) Als der Vf. Macpherson's Ossian las, erinnerte er sich der nämlichen Gedichte, die er unter den Hochländern in seiner frühern Jugend gehört hatte. 2) Gedichte, die dem Ossian zugeschrieben wurden, waren in den Hochlanden durch mündliche Ueberlieferung bekannt, lange vorher, ehe Macpherson seinen Ossian herausgab. 3) Macpherson hat diese letztern weder ganz, noch in der Hauptsache erfunden, sondern sie mit Hülfe anderer gesammelt, geordnet und nachher übersetzt. 4) Heutzutage sind nur noch sehr wenig Handschriften von den alten Celtischen Gesängen in den Hochlanden vorhanden. 5) John Daire war 1743 oder 44 in den Hochlanden auf der Jagd, und hörte Gesänge, *die er nicht verstand*, die aber sein Begleiter ihm übersetzte. Als nachher Macphersons Ossian erschien, erkannte er die Aehnlichkeit dieser Dichtungsart mit dem, was er ehmals in den Hochlanden gehört hatte. 6) Colin Campbell sagt, dass er sich der Zeit gar wohl erinnere, in der Macpherson Materialien zu der entworfenen Ausgabe von Ossians Gedichten sammelte. 7) Macpherson lebte eine Zeitlang in der Familie des Hn. Macpherson zu Arathnasie, der nicht nur der Alterthümer seines Landes und der Celtischen Sprache vollkommen kundig, sondern auch ein geübter Dichter war. Dieser leistete unserm Uebersetzer die allerwichtigsten Dienste. — „Fragt man, welche Theile er ganz, welche verstümmelt gefunden, auf was Weise und nach welchen Regeln er sie ausgewählt, revidirt und geordnet habe: so dürfte darüber heutiges Tages keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen seyn. Der Uebersetzer ist todt, und der andere Macpherson ebenfalls.“ — Rec. fragt: In wessen Händen sind die Originale, welche Macpherson bearbeitete? Und warum giebt man sie nicht heraus? Wenn diese Originale existiren: so kann es sogar schwer nicht seyn, die Fragen zu beantworten, von denen Hr. *Campbell* meynt,

meynt, dafs keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen fey.

Rec. kann die Ueberfetzung mit dem Originale nicht vergleichen; aber er findet fie im Ganzen etwas fchwerfällig und hin und wieder fteif. Auch ift es zu bedauern, dafs Hr. K. hier die Reinheit der Sprache fo fehr vernachläffiget und fich fo viel Provinzialwörter erlaubt! So fagt er (S. 6) Schütten, ftatt Schleufen; — S. 11 nach unferer Rückkunft zu (nach) Kilpatrick befuchten wir etc. — *Einfprengelgelder* (S. 24) für Geld, womit ein Fremder an einem Orte fich einkauft. — S. 85 und an mehreren Orten „*aus* Gelegenheit" ftatt bey Gelegenheit. — S. 325. Welcher Reifende *fchwielicht* genug ift, (was heifst das?) das alles anzufchauen etc. — S. 335 um die kleine Aernte *überfait* zu bringen etc. (vermuthlich für einbringen;) — S. 338. in einem *einigen* Sturze etc. Ueberhaupt kommt das Wort einig für einzig zu wiederholtenmalen vor. — Eben fo Oftcrende und Weftcrende, für öftliches Ende etc. — Ich fchmeckte davon etc. ftatt ich koftete. — S. 234 *Pariser Pflafter*. Vermuthlich ftcht im Original *plaifter of Paris*; das heifst aber auf deutfch *Gyps*. — S. 301 *Mafter of Stair*. Was mag das feyn? Ift es vielleicht Earl (Graf) v. Stair? — Band II. S. 2. Ein Rector und *Tutoren* etc. mufs heifsen Unterlehrer. — S. 9 *Gefäfse* (vermuthlich *veffels*) für Fahrzeuge oder kleinere Schiffe möchten wohl aufser Preufsen wenige verftehen. — S. 37 was ift *grüner* und *geblümter Scharlach*? — S. 162: *Wenn ehe* (in welcher Zeit) das Caftell gebaut worden etc. — S. 187. Statt 130,000 Baumwollenweberftühle etc. l. 15,000. — S. 230. So haben fie dann *umfchichtig* (abwechfelnd) Fleifch und Käfe etc. — *Prope Liburni portum*, in der Auffchrift auf Smollets Denkmal, heifst: „nahe bey der Stadt Livorno" und nicht „*am Ausfluffe des Liburnus*." S. 228. *Water twift* ift Garn, das auf Mühlen gefponnen wird, die von Waffer oder Dampf getrieben werden. *Jennies* find Handfpinnenmafchinen; und *mule Garn* das Garn, das auf diefen Handmafchinen gefponnen wird. — Was find (S. 230) eiferne *Grapen*? Man follte doch dem Lefer nicht zumuthen, immer ein Idiotikon zur Seite zu haben, um die Wörter, die der hochdeutfchen Mundart fremd find, aufzufuchen.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographifches, ftatiftifch-topographifches Lexicon von Franken* etc. *Fünfter Band*. Mit einer Karte. 1802. 780 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Was wir bey der Anzeige der vorhergehenden Bände von der Brauchbarkeit diefes Werks gefagt haben, gilt auch bey dem gegenwärtigen Bande, welcher die Buchftaben S bis U enthält. Nur müffen wir bedauern, dafs es dem Vf. nicht gefällig gewefen, unferer fchon vormals gerügten Ungleichförmigkeit der Artikel einige Aufmerkfamkeit zu würdigen und fich, befonders bey unbedeutenden Ortfchaften, der nöthigen Kürze zu befleifsigen. Viele find zu kurz und beynahe nur mit den blofsen Namen abgefertiget; andere Artikel hingegen find mit Nachrichten überladen, die man in einem Werke von der Art gar nicht erwartet. Diefs ift aber der gewöhnliche Fehler der Compilatoren, die ohne Auswahl und planmäfsige Abkürzung, viel abfchreiben, wo fie viel finden, auch dabey fich die Mühe nicht nehmen, Erkundigung einzuziehen, ob nicht vielleicht ihre Quellen, nach einem Ablauf von mehrern Jahren, einer Ergänzung oder Berichtigung bedürfen. So find z. B. die Hennebergifchen Artikel von Wort zu Wort aus *Schultes* Befchreibung der Grafffchaft Henneberg genommen, ohne an eine Abkürzung oder Weglaffung folcher Nachrichten zu denken, die gewifs Niemand in einem allgemeinen Lexicon von Franken fuchen wird. Wenn in der jetzt erwähnten Topographie unter andern die Einrichtung des Gymnafiums zu *Schleufingen* vortheilhaft befchrieben, zugleich aber auch einige Mängel deffelben angezeigt und die Schwierigkeiten erwähnt werden, die des dafigen Rectors, Hn. Prof. Walchs, Verbefferungs-Vorfchläge gefunden haben; fo hätte der Vf. des Lexicons doch wohl ahnden können, dafs man durch diefe Publicität auf die Abftellung jener Mängel und auf die Ausführung der desfalls gemachten Vorfchläge etwas aufmerkfamer geworden fey. In der That hat fich feit neun Jahren gar vieles zum Vortheil des Gymnafiums geändert; und hätte der Vf. hierüber nähere Erkundigung einziehen wollen: fo würde er erfahren haben, dafs nicht nur alle damals gerügten Mängel, aufser der Einführung eines beffern Katechismus, feitdem glücklich gehoben, fondern dafs auch die Befoldung der Lehrer erhöht und die Gymnafien-Gebäude erweitert und verfchönert worden find. — Diefe Erinnerung gilt auch von *Suhl*, wo fich, feit der Erfcheinung der Henneberg. Topographie, das angegebene Perfonale der Gewehr- und Barchent-Fabriken fehr geändert hat. Die unter der Rubrik *Spatt*, eingerückten weitläuftigen Biographien von den dort gebornen Gelehrten, die höchftens nur genannt werden konnten, gehörten wohl in kein topographifches Lexicon. Defto dankenswerther ift die ausführliche Befchreibung der Reichsftadt *Schweinfurth*, welche als Nachtrag zu S. 261 am Schluffe diefes Bandes anzutreffen ift. Der Vf. hatte zwar fchon im Fränkifchen Merkur das Publikum mit der Gefchichte und Verfaffung feiner Vaterftadt, in einzelnen Aufsätzen bekannt gemacht, es war aber gewifs nicht überflüffig, jene Nachrichten hier in Zufammenhang vorzutragen. Der Flächeninhalt des Schweinfurther Gebiets wird auf 1 Quadrat-Meile angegeben, worin fich 4 Dörfer und 2 Höfe befinden. Das Land ift von vorzüglicher Güte und bringt alle Lebensbedürfniffe in Menge hervor. Diefseits des Mayns liegen 1165½ Morgen Weinberge, auf welchen im J. 1788 nach einer beygefügten Berechnung 25774 Eimer Wein erbaut wurden. Die Stadt enthält 879 Wohnungen, 3 Kirchen und noch mehrere öffentliche Gebäude, deren Befchreibung in zweckmäfsiger Kürze abgefaffet ift. Auf der aus 14 Gängen beftehenden Mahlmühle werden jährlich über 9000 Malter Getraide gemahlen und mehr als 1600 Malter geferoten. Die Zahl der Einwohner wird

auf

auf 6361 angegeben. Hierauf handelt der Vf. von der politischen Verfassung der Stadt und berichtiget dabey die irrigen Angaben, welche in den neuesten Erdbeschreibungen darüber anzutreffen sind. Sehr zahlreich ist das Verzeichniss der Aemter, welche von den Rathsherrn verwaltet werden. Die Einkünfte der Stadt sind zwar nach ihren verschiedenen Rubriken, 17 an der Zahl, angegeben; aber den neuesten Ertrag derselben scheinet dem Vf. ein Geheimniss geblieben zu seyn, daher er sich immer damit begnügen musste, bey jedem Artikel den Betrag der Revenüen aus der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunders bemerklich zu machen. Von der kirchlichen Verfassung, von dem Gymnasium und den deutschen Schulen, von dem Nahrungsstand der Einwohner, von den Künstlern und Handwerkern, von den Abgaben der Bürgerschaft, von den Armenanstalten u. dgl. m. werden gute Nachrichten mitgetheilet. Von der Bleyweissfabrik, die eine der wichtigsten in Deutschland seyn soll, und hier nur, ihrem Daseyn nach, erwähnet wird, hätten wir etwas ausführliche Nachrichten gewünscht. Den Beschluss macht ein Verzeichniss der Verordnungen, welche vom J. 1543 bis 1795 in der Reichsstadt Schweinfurth in Druck erschienen sind. Endlich ist auch dieser gut gerathenen Topographie eine Karte über das Schweinfurther Gebiet und über die Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld, mit Bezeichnung der angrenzenden Ortschaften, beygefüget, welche dem Geographen um so willkommener seyn wird, weil dadurch die fehlerhaften Karten des Fränkischen Kreises von 1782 und 1797 hin und wieder berichtiget und verbessert werden können.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von *J. G. A. Galletti*. — *Zehnter Theil*. 1802. 427 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Auch dieser Theil, welcher die Geschichte von Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien, in der Periode vom Anfange der Kirchenreformation und Kaiser Karl V. bis auf König Heinrichs IV. in Frankreich Tod mit Genauigkeit, zweckmässiger Ausführlichkeit und in gutem Erzählungstone liefert, gewährt Unterricht und Unterhaltung. In der Geschichte von dem Fortgange der Reformation wird man ihn belehrend, obgleich S. 76 zu sehr für die Handlungen des Kurfürsten Moriz eingenommen finden. Bey der mit Einsicht vorgetragenen Geschichte Englands gefällt vielleicht der Königin Maria Regierung am vorzüglichsten. Ein Theil der Niederländischen Geschichte ist nach Schiller erzählt; bey den Darstellungen der innerlichen Kriege Frankreichs ermüdet die zu sorgfältige Aufzählung jedes einzelnen für das Ganze wenig entscheidenden Gefechts. Hier noch einige andere Bemerkungen. S. 113 steht Philipp V., statt II. blofs durch Schreibfehler. S. 186 hätte Hr. G. nicht nacherzählen sollen, dass in Antwerpen, zur Zeit der Blüthe seines Handels, *täglich* 500 und oft 800 und 900 Schiffe aus- und einliefen. Die schreckliche Summe wird ihm erst auffallen, wenn er die Zahl der Schiffe mit 365 multiplicirt als jährliche Ein- und Ausfahrt erhebt. Mehrere der ersten Handelsstädte unserer Tage zusammengenommen reichen nicht an diese Menge hin. Auffallender wird noch die Angabe durch die Beyfügung, dass gewöhnlich 200 — 250 Schiffe in dem Hafen lagen. 200 waren also da und 500 seegelten ab und zu. — Perioden wie folgende: S. 195. „Oranien und Egmond bildeten, nebst dem Kardinal Granvelle, ingleichen Karl Grafen von Barlaimont, einem der vornehmsten niederländischen Herren, und Viglius von Zuichem von Aytta, einem Friesländer, einem gelehrten, beredten, einer kraftvollen Schreibart mächtigen, feinen Politiker, den seine patriotischen Gesinnungen zu einem Lieblinge der Nation machten, den Staatsrath, der die Generalstatthalterin Margaretha in der Regierung der Niederlande unterstützte“ — finden sich zum Glücke wenige in diesem wirklich gründlich und gut geschriebenen Buche.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Frankfurt am Main*, b. Körner: *Pongistiano*; oder, über Dicht- und Schauspielkunst älterer und unsrer Zeit. — (1802.) 52 S. 8. (6 gr.) Einzelne Bemerkungen und Maximen, ohne strengen Zusammenhang, aber doch fast alle dahin abzielend, den grossen Vorzug der griechischen und englischen Schauspielkunst und dramatischen Dichtkunst, sammt den Gründen dieses Vorzugs, darzulegen, und dagegen das Mangelhafte dieser Künste unter uns Deutschen, vornämlich das Unvollkommene ihrer Wirkung, und das Unbestimmte unsers dramatischen Geschmacks zu rügen. Viel Wahrheit ist in der Zusammenstellung des griechischen Publicums mit dem unsrigen, der griechischen Verstandes- und Empfindungskultur mit der heutigen. Der Grieche wurde unmittelbar durch Natur, wir werden durch Bücher gebildet. Unser Ideenbezirk ist ohne Vergleich weiter ausgedehnt; manche Verhältnisse empfinden wir vielleicht noch feiner als der Grieche; aber es fehlt uns an Nationalverfeinerung, und die Zahl ächter Kenner ist allzu klein. Daher denn die flachen, schwankenden, nichtssagenden Urtheile über Schauspiele und ihre Vorstellung. — Ueber diese und verwandte Gegenstände sagt diese kleine Schrift manches Wahre und Treffende, wenn gleich hie und da Halbwahres und Triviales mit unter läuft, und die Schreibart zuweilen ins Kostbare und Gesuchte fällt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. April 1803.

STATISTIK.

BERLIN, b. Lange: *Beyträge zur näheren Kenntniss der Schwedisch-Pommerschen Staatsverfassung*, als Supplementband zur *Gadebuschischen* Staatskunde von Schwedisch-Pommern, von *H. C. F. von Pachelbel*, königl. Schwed. Reg. Rathe. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass statistische Werke öftere Nachträge, Berichtigungen und Ergänzungen erfodern, liegt so sehr in der Natur der Sache, dass nach dem Verlauf von vierzehn bis sechszehn Jahren, vor welchen das Hauptwerk zuerst erschien, ein so mässiger Supplementband, als der gegenwärtige, nichts weniger als unerwartet seyn kann. Vielmehr muss die Erscheinung desselben nicht blos allen denen sehr willkommen seyn, die an der genaueren Kenntniss der vaterländischen Verfassung, so wie aller darin vorgehenden Veränderungen ein besonderes Interesse finden; sondern auch selbst Fremden, welche die Verfassung einzelner deutscher Reichsländer zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen sich vorzüglich gewählt haben, muss es angenehm seyn, hiedurch ihre Kenntnisse von einem Lande erweitert zu sehen, welches, seines kleinen Umfanges ungeachtet, doch manche Eigenheiten hat, und besonders durch die nähere Verbindung mit einem fremden Reiche, und die daraus entstehenden mancherley Verhältnisse merkwürdiger wird; eben dadurch aber, vornehmlich durch einige zur Publicität gekommene Vorfälle neuerer Zeit, grösseren Anspruch auf die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums erhalten hat. Rec. erinnert hiebey nur an den in bekannten Zeitschriften abgedruckten landsherrlichen Aufruf an die Bürgerschaften in den Städten zur Anbringung ihrer Beschwerden über die Ortsobrigkeiten, so wie ihrer Wünsche in Betreff der Abänderung älterer Privilegien, Statuten und Gewohnheiten, der nicht nur an sich schon merkwürdig genug war, sondern es auch durch die demselben seitdem in öffentlichen Zeitungsblättern, mittelst der Nachricht von dem weiteren Erfolge, gegebene allgemeine Publicität noch mehr geworden ist; ferner an die neueren, seit anderthalb Jahrhunderten unbekannten, Processe des Landesherrn mit den Ständen bey den höchsten Reichsgerichten; ingleichen an manche, zum Zweck einer besseren Justizpflege, theils nur projectirte Vorkehrungen, theils wirklich getroffene Einrichtungen; so wie endlich an die öffentlich angekündigte Verlegung des höchsten Gerichtshofes von seinem seit anderthalb Jahrhunderten inne gehabten Sitz in die Hauptstadt des Landes. Alle diese Vorfälle, die zum Theil tief in die innere Verfassung des Landes eingehen, sind freylich nicht sowohl blos in statistischer, als vielmehr in staatsrechtlicher Hinsicht wichtig, und daher auch nur aus einer genaueren Kenntniss des wahren Verhältnisses landesherrlicher und landschaftlicher Rechte, so wie mehrerer particulärer factischer Umstände erklärbar, die denn eigentlich so wenig einen Hauptgegenstand dieser Schrift, als des Hauptwerks, ausmachen, sondern nur einen kleinen Abschnitt desselben einnehmen, der schon seinem geringen Umfange nach keine vollständige Aufklärung über jene Punkte erwarten lässt. Gleichwohl fehlt es auch hier nicht an einzelnen Notizen, z. B. S. 114. 217. 245. 256. die, wenn auch keine vollständige Aufschlüsse, doch Fingerzeige enthalten, welche selbst den nicht einheimischen Lesern über die Lage der öffentlichen Verhältnisse einiges Licht zu geben im Stande sind. Möchte man daher auch gerne an manchen Stellen etwas mehr, als blos die trockene Relation statistischer und publicistischer Daten wünschen, dagegen an andern das Detail zu geringfügiger, und auf keine wichtige Resultate führender Angaben entbehren: so ist man doch dem Vf. auch schon für das, was er seiner Absicht und Lage nach geben wollte und konnte, Dank schuldig. Wenigstens wird doch seine Arbeit als brauchbare Materialiensammlung für den künftigen pragmatischen Bearbeiter immer ihren Werth behalten, besonders aber ihre Beziehung auf das Hauptwerk als blosse Ergänzungsarbeit nie aus den Augen zu verlieren seyn.

Bey weitem den grösern Theil im Verhältnis zum Ganzen nimmt die Behandlung der städtischen Verfassung (bis 90 S.) ein. Allein diese macht auch nach den Localumständen einen der vorzüglichsten Gegenstände aus, und bey dem einmal bestehenden Zuschnitt des Hauptwerks war hier wohl eine Abkürzung weniger thunlich, als die verhältnissmässige Erweiterung mancher von den übrigen Hauptabschnitten, die gewiss wünschenswerth gewesen wäre. Dagegen hätte durch Vermeidung überflüssiger Wiederholungen an mehreren Stellen füglich Raum für andere Zusätze und Bemerkungen gewonnen werden können. Diess ist z. B. der Fall S. 10. u. 252. ad §. 41. — S. 36. Nr. VII. u. S. 143. ad §. 43. — S. 98. u. 137. Nr. XI. — S. 248. Nr. 9. S. 249. Nr. 30. u. S. 235. Die Zusätze zur Literatur konnten bey der geringen Ergiebigkeit der Quelle nicht reichhaltig ausfallen, und erst seit der Erscheinung dieser Arbeit sind die beyfallswürdigen *Pommerschen Denkwürdigkeiten* an's Licht getreten, die nicht nur der pommerschen Literatur überhaupt einen eigenen Abschnitt gewidmet, sondern auch besonders die Sammlung von Materialien für die

pommersche Statistik zum Grunde haben. Die angezeigte Fortsetzung der *Dähnertschen* Sammlung von Landesconstitutionen hätte, um recht nutzbar zu werden, und dadurch ihrem Zweck völlig zu entsprechen, in bessere Hände gerathen, und vor dem Druck billig einer genaueren Censur unterzogen werden müssen. Jetzt ist der *dritte* und noch mehr der *vierte* Band der Supplemente ganz ohne alle Kritik, ohne Ordnung und Auswahl, veranstaltet. — Solche literarische Belege, wie S. 7. lit. i. könnten wohl füglich entbehrt werden. — Mehreren zum Behuf der Aufräumung der kleinen Landesströme, und des dadurch zu befördernden inneren und nachbarlichen Verkehrs getroffenen Verkehrungen S. 2—5. wäre ihrer Wohlthätigkeit wegen die völlige Ausführung zu wünschen; sie würde dem Lande mehr Gewinn bringen als die drey Gesundbrunnen, die aus Mangel an Unterstützung unmöglich recht gedeihen können. Das nämliche scheint der Fall mit den Fabriken zu seyn, die sich nach S. 16. 17. u. 140. ff. nur in einem sehr kränkelndem Zustande befinden, und wovon kaum *eine* bedeutenden Fortgang hat. Ueberhaupt scheint das Land nicht sowohl von diesen als dem Getreidebau seinen vorzüglichsten Flor erwarten zu müssen; und die Ausfuhr desselben ist auch in dem letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts bedeutend genug, wenn gleich die Ausfuhr des Malzes nach der Tabelle zu S. 17. merklich abgenommen hat. Der Verfall der Bierbrauereyen ist ein Schicksal, das in neueren Zeiten fast alle Städte Deutschlands mehr oder weniger aus bekannten Ursachen gemeinschaftlich getroffen hat. Dagegen ist der Schiffbau so wie der Seehandel immer noch im Zunehmen S. 21. 38. 51. u. 58. Die Reihe musterhafter wohlthätiger Anstalten, wodurch die Stadt Stralsund sich sehr vortheilhaft auszeichnet, wird hier wohl nicht ganz passend mit zwey vermehrt, von welchen der Vf. (S. 29.) nur sehr bescheiden sagt, dass ihre Wirkung sich auf das ganze Land erstrecke. Jedoch schon der Name allein bezeichnet die Art dieser Wirksamkeit hinlänglich, *Lotto* und *Lombard*. Ersteres muss unter allen Umständen, letzteres, wenn es nicht in menschenfreundlichen Händen ist, und unter unmittelbarer Leitung und Aufsicht des Staats selbst steht, der dem unerlaubten Wucher wehrt, bey weitem dem gröfseren Theil der Unterthanen verderblich werden. — Die detaillirte Bestimmung des Judisdictionsumfangs der verschiedenen städtischen Gerichte S. 41. 42. gehört wohl eigentlich nicht in die Statistik, die nur im Allgemeinen die äussere Einrichtung, Personale u. s. w. anzugeben hat, und ist auch schon aus *Mehlen's* Process bekannt genug. S. 45. §. 93. hätte wohl eigentlich die S. 165. angeführte Armen- und Freyschule als milde Stiftung für die Stadt Greifswald eine Stelle verdient. Von der jährlichen Revision der städtischen Rechnungen von Seiten der Landes-Regierung scheinen lediglich die beiden vorsitzenden Städte des Landes ausgenommen zu seyn, wovon der Grund wohl in den vorzüglicheren Rechten derselben zu suchen ist, welches jedoch billig hätte ausdrücklich bemerkt werden sollen. — Weniger reichlich ist das *zweyte* Hauptst. S. 90—114. mit Zusätzen ausgestattet, ungeachtet es dazu hin und wieder wohl nicht an schicklichen Veranlassungen gefehlt hätte. Dies scheint z. B. mit §. 14. Nr. V. lit. e. der Fall zu seyn, wo man über die fortdauernde Anwendbarkeit der angezogenen Stelle der Bauerordnung nähere Aufklärung, ingleichen §. 12. Nr. II., wo man über die Befugniss der Städte, Statuten zu machen, ein ausführlicheres Detail hätte wünschen mögen. Anders Zusätze hätten nicht zerstückelt, sondern in Verbindung vorgetragen werden sollen. So hätte z. E. die Note p. S. 94. mit dem Ende der S. 93. nothwendig in Zusammenhang gebracht werden sollen, weil sich daraus erst ein befriedigender Grund der bey dem Tribunal nicht erfolgten definitiven Entscheidung abnehmen lässt. Mit den sonst guten Medicinal-Anstalten S. 98. ff. scheint die Concessionirung fremder Medicamenten-Händler nicht ganz vereinbar zu seyn, und die gänzliche Strafloßigkeit geschwächter Personen S. 104. Nr. VI. dürfte eben nicht auf Beförderung der Moralität abzwecken. Am magersten ist das *dritte* Hauptst. S. 114—124. ausgefallen, ungeachtet es dem Vf. gewiss sehr leicht gewesen wäre, aus seinem einmal im Manuscript vorhandenen *Abrégé de la Constitution et du droit public de la Pomeranie suedoise* vom J. 1795. (S. 1.) das Publicum mit wichtigen Beyträgen zu beschenken. Unstreitig könnte dieser Abschnitt durch die Wichtigkeit und das Interesse seines Gegenstandes einer der belehrendsten werden, und es wäre gewiss besser, mit der bereits bestehenden Verfassung bekannt und davon gehörig unterrichtet zu werden, als von blossen Planen zu hören (S. 115.), mit deren Ausführbarkeit und glücklicher Realisirung es immer sehr misslich aussieht. Rec. kann es unmöglich bergen, dass ihm dergleichen Ergänzungen, als die Unterschriften landtäglicher Verhandlungen, die Publication der Patente, die Anordnung von Kriegsgebeten, Rangertheilungen u. a. m. höchst unbedeutende Kleinigkeiten scheinen, die man wohl bey der Fülle wichtigerer Notizen ruhig ihren Platz einnehmen, und dahin gestellt seyn lässt, die aber für den Mangel der letzteren keinen hinreichenden Ersatz gewähren. An Gelegenheit aber, diese beyzubringen, hätte es sicher nicht fehlen können, indem sich solche durchweg darbietet, wenn man auch diesen Abschnitt nur mit flüchtigem Auge durchlauft, z. B. §. 35. 53. 64. Auch hätte beym §. 73. wegen Bestätigung der Lehnscontracte noch die sonst schon aus Hagemeisters Lehnrecht S. 17. bekannte lehnsherrliche Aeusserung vom 19. Dec. 1799 namhaft gemacht werden können, falls nicht auch diese schon wieder durch neuere eine Abänderung erlitten haben sollte. — Auffallend ist die Progression, in welcher der Geschäftskreis der Regierung nach S. 124. seit zehn Jahren fortwährend zugenommen hat; dies sollte fast auf die Gedanken bringen, dass es entweder an einer gehörigen gesetzlichen Gränzbestimmung zwischen den für die verschiedenen Landes-Collegien gehörigen Verwaltungszweigen fehle, oder auch dass solche nicht sorgfältig genug beobachtet werden. — Bedeutendere Zusätze hat das *vierte* Hauptstück

ſtück von der Stadt- und Landwirthſchaft S. 124—160. erhalten, wo beſonders alles, was auf Fabriken und Manufacturen Bezug hat, ſorgfältig nachgetragen iſt. Schade nur, daſs faſt allein die Spielkarten-Fabrik durch die bedeutende Erhöhung der jährlichen Abgabe auf 700 Thaler ſich als blühend zeigt. Denn wo es zur Erhaltung einer Fabrik noch des gänzlichen Verbots der Einfuhr fremder Waaren bedarf, und ſelbſt ein bedeutender Impoſt auf letztere den Debit der Landesfabrikate nicht ſo heben und vermehren kann, als es zur Erhaltung der Anſtalt erfoderlich iſt, da ſieht es um die Fortdauer der letzteren nur noch miſslich aus. — Gegen die Unordnungen der Handwerksburſche ſind zweckmäſsige Polizeyverfügungen getroffen S. 145. ff. Möchte es nur möglich ſeyn, auch gegen die grauſame Peſt des Branntweintrinkens, die nach S. 150. ſchrecklich im Lande zu wüthen ſcheint, wirkſame Vorkehrungen zu treffen! — Auch das *fünfte* Hauptſtück S. 160 — 182. zeichnet ſich durch eine Menge nützlicher Verbeſſerungen im Schul- und Studienweſen aus, durch Anlegung eines Landſchulmeiſter-Seminariums, durch Lehr- und Arbeits-Armen- und Freyſchulen, verbeſſerte Einrichtung der ſtädtiſchen Schulen, durch neue Schulordnungen, ſo wie überhaupt durch die entworfenen Verbeſſerungen des ganzen Schulweſens auf dem platten Lande. Gleiche Verbeſſerungen hat auch S. 167. ff. die Univerſität erfahren, durch Vermehrung des Bibliotheken-Fonds, Erweiterung des botaniſchen Gartens, Vermehrung der Mineralienſammlung, Einrichtung einer Reitbahn, eines cliniſchen Inſtituts, Anſchaffung eines chirurgiſchen und chemiſchen Apparats und andere ſehr wohlthätige Einrichtungen. Der Zuſatz S. 184. hätte wohl ſchicklicher ſeinen Platz S. 203. ad §. 4. gefunden; andere S. 192. ff. u. 196. vorkommende Ergänzungen wegen Prüfung der Kandidaten, des Beichtpfennigs u. a. m. ſcheinen nicht ſowohl hieher als in andere Diſciplinen, die Paſtoral, Jurisprudenz und das Kirchenrecht zu gehören, ſo wie auch das S. 134. beygebrachte über das Halten der Bienen wohl mehr Gegenſtand des Privatrechts ſeyn dürfte. Die Schlufsbemerkung des §. 26. S. 199. iſt ſchon einmal S. 106. angebracht. Im *ſiebenten* Hauptſtück S. 202—222. von der gerichtlichen Verfaſſung ſind die meiſten Zuſätze aus *Mehlen* genommen. Rec. bemerkt hier nur einen Druckfehler. Nach S. 206. ſo wie nach Gadebuſch wird die Tribunalsſteuer nach dem Beyſpiel des Kammergerichts jährlich in zwey Zielern erhoben; S. 245. aber iſt der Betrag eines jeden Termins auf Vierteljahre geſetzt, und alſo unrichtig angegeben. Im *achten* Hauptſtück von der Militär-Verfaſſung hat ſich der Vf. S. 229. §. 5. gleichfalls wohl nicht richtig ausgedrückt, wenn er Klagen aus einem Contract den perſönlichen entgegenſetzt, und darnach einen Unterſchied in dem Gerichtsſtande der beurlaubten Soldaten macht. Das *neunte* Hauptſtück von der Staatsökonomie könnte noch zu manchen Betrachtungen Stoff geben, die hier aber zu weit führen dürften. S. 246. lit. a. hätte wohl der Umſtand mehrerer Erläuterung bedurft, warum eigentlich die königl. Aemter und das akademiſche Amt Eldena mit ihren Beyträgen im Rückſtande geblieben ſind. S. 255. §. 5. a. hätte noch mit Nutzen von *Bülow* und *Hagemann* in den praktiſchen Erörterungen Th. 3. Nr. 79. S. 419. ff. angeführt werden können, ſo wie S. 256. a. E. ab Engelbrecht Obſ. 55. Hier vermiſst man auch ad §. 7. die über die Einlöſung des Warnemünder Zolls gewechſelten officiellen Schriften, die, wo Rec. nicht irrt, auch beym *Reuſs* anzutreffen ſind. — In Anſehung der Schreibart erinnert Rec. noch, daſs, wenn auch die Sprache der Geſetze und Verordnungen beybehalten wird, es doch für den Schriftſteller, der blofs referirt, ungewöhnlich iſt, ſolches auch auf die gegen Obere übliche Höflichkeitsſprache zu erſtrecken, und in dem erzählenden Vortrage von unterthänigſten Vorſtellungen und gnädigen Erwägungen zu reden.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Ueber die Kriegs- und Staatsliſt der Alten, mit Hinſicht auf unſer Zeitalter*, für Officiere und andere gebildete Leſer; von *Chriſt. Wilh. Hoffmann. Erſter* Theil. 1802. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bezweckt nichts geringeres, als die Leſer, denen er ſein Buch beſtimmt, dahin zu bringen: „die Wiſſenſchaften zu lieben, die Gelehrten zu ſchätzen und ihren Umgang und ihre Schriften lieber zu ſuchen, als „Karten-Jagd Pferde- und Mädchenſpiel.“ Daſs er dieſe Abſicht erreichen werde, bezweifelt Rec. nicht ohne Grund; denn weder der Inhalt, noch die Sprache, dieſes Werkes eignet ſich dazu. Mag auch immer der Gegenſtand deſſelben im Ganzen intereſſant genug ſeyn; ſo können doch die ſo weit von den unſrigen entfernten Zeiten, die unſerm Auge ſo ſehr entrückten Gegenſtände für den Leſer, der Unterhaltung ſucht, unmöglich anziehend genug ſeyn, um ihn an die Lectüre dieſes in einer höchſt incorrecten Sprache geſchriebenen Buches zu feſſeln. Beweiſe von der letztern finden ſich auf allen Seiten und Rec. begnügt ſich, nur einige anzuführen, wie ſie ſich ihm von ſich ſelbſt darbieten. S. 1. „ein Gegengift für (?) die Seuche der römiſchen Oberherrſchaft.“ S. 5. „der ſtrahlende Held.“ S. 43. „Er zog vor ihm, als vor einem leeren Popanz vorbey.“ S. 118. „Die edlen Pflanzen und Gewächſe haben ſo gut ein Recht auf den Thau und Regen des Himmels, als die wilden Stauden der Natur. Dieſe Anmerkung gehört nicht für die leichtſinnigen, denn ſie haben keinen Scrupel des Gewiſſens!“ — Der Vf. giebt ſich bisweilen auch das Anſehen eines Kriegsverſtändigen, und wundert ſich, daſs die bekannten „Feuerpfeile der Alten in den neuern Zeiten „nicht genug nachgeahmt worden?“ Man hat ſich ihrer noch einige Zeit nach Einführung der Pulvergeſchütze bedient, um die Gebäude der belagerten Schlöſſer und Städte anzuzünden, keinesweges aber um eine doppelte Wunde zu machen, wie es S. 9. heiſst. S. 24. wird gar eine Verbeſſerung der Laffeten vorgeſchlagen, in deren Achſe eine Scharte zum Herabſün-

ken

ken der *Scale*? (Lauf!!) — so nennt er das Rohr, — kommen soll. Gustav Adolph habe mit *tragbaren* ledernen Kanonen Wunder gethan; warum nun dieſs Artilleriestück aus der Mode gekommen? Warum es nicht verbeſſert worden? Es ſey ja leicht und tragbar!! — *Ohe, jam ſatis!*

Man findet hier: I. Kriegsliſten aus dem Leben Hannibals. II. Kriegsliſten und Rettungsmittel der Römer gegen Hannibal. III. Kriegsliſten und Rettungsmittel der römiſchen und carthaginienſiſchen Feldherrn auſserhalb Italien in eben dieſem zweyten puniſchen Kriege. Unter dieſen aber finden ſich auch Romulus und Herſilia, die Horatier, Tarquin der Aeltere, Mucius Scaevola; Coriolan u. ſ. w. Zuletzt ein Anhang von Anekdoten berühmte Officiere und Staatsmänner betreffend.

BERLIN, b. Myliius: *Ueber Sitten und Lebensart der Römer in verſchiedenen Zeiten der Republik*, von *Joh. Heinr. Ludw. Meierotto*. Zweyte, verbeſſerte, mit Zuſätzen aus den Papieren des Verfaſſers und einem Regiſter vermehrte Ausgabe. *Erſter* Theil. 1802. XLII. u. 228 S. *Zweyter* Theil 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieſes Werk, welches zuerſt 1776 erſchien, gehörte unter die fleiſsigſten und nützlichſten Arbeiten des verewigten Meierotto, und hat das Verdienſt, das römiſche Alterthum von andern Seiten, als gewöhnlich, wenigſtens ehemals, geſchah, betrachtet zu haben. Es enthält keine tief eindringenden und gelehrten archäologiſchen Unterſuchungen, hebt nicht das aus der Maſſe heraus, was beſondre Gattungen von Leſern, als der Staatsmann, der Gelehrte, der Künſtler, zu wiſſen verlangen, ſondern es iſt bloſs auf dasjenige berechnet, was den Menſchen überhaupt für alle Zeiten wichtig ſeyn kann. Kritiſche Abſonderung der verſchiednen Zeiten und Prüfung der Glaubwürdigkeit der zum Grunde liegenden Quellen machte ſich der, Gründlichkeit liebende, Vf. zur beſondern Pflicht. Das Ganze zerfällt in folgende Abhandlungen oder Hauptabtheilungen: 1) Beſchreibung des letzten Standes in Rom, von dem Tode des Sulla bis zur Regierung des Auguſtus. 2) Simplicität der Römer überhaupt, vom zweyten puniſchen Kriege. 3) Neigung der Römer zum Pomp, von den puniſchen Kriegen bis zum Verluſt der Freyheit. 4) Feines in der Lebensart der vornehmern Römer. 5) Geſchichte des Luxus. Der Vf. weicht zuletzt von ſeinem Plane ab, indem er noch Betrachtungen über den Luxus der Privatperſonen unter den Kaiſern des erſten Jahrhunderts, eingekleidet in einen Dialog zwiſchen dem ältern Plinius und einem jungen Regulus, anhängt.

Ein Werk, das für eine geiſtreiche Schätzung der alten Römer überhaupt und inſonderheit für den Gebrauch junger Freunde des römiſchen Alterthums ſo nützlich und lehrreich iſt, verdient in dieſer verbeſſerten Ausgabe eine recht gute Aufnahme zu finden. Meierotto ſelbſt hatte in ſeinem durchſchoſsnen Exemplar allerley Bemerkungen, Verbeſſerungen und Zuſätze für eine künftige neue Bearbeitung niedergeſchrieben, von welchen der neue Herausgeber, Hr. Prof. *Buttmann* in Berlin, einen treuen und verſtändigen Gebrauch zur Vervollkommnung des Werks gemacht hat, das auſserdem noch durch eine berichtigende Reviſion, welche ſowohl Er ſelbſt als Hr. Prof. *Spalding* anſtellte, an manchen Stellen gewonnen hat.

DRESDEN, b. Vf. u. LEIPZIG, b. Barth: *Geſchichte der kur- und herzoglich ſächſiſchen Lande mit vorzüglicher Rückſicht auf die Cultur. Erſter* Theil. Allen Patrioten und zunächſt der reifern vaterländiſchen Jugend gewidmet, von *Karl Auguſt Engelhardt*, Mitglied der Oberlauſiziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 1802. XII. u. 267 S. 8. (16 gr.)

Der Plan des Vfs., eine ſächſiſche Geſchichte in vorzüglicher Hinſicht auf die Cultur auszuarbeiten, verdient um ſo mehr gebilligt zu werden, da dieſer Gegenſtand in den meiſten Lehrbüchern derſelben, die vorzüglich *der Staatsgeſchichte* gewidmet ſind, entweder kurz oder gar nicht berührt wird. Auch hat man Urſache mit der Ausführung im Ganzen zufrieden zu ſeyn, indem die meiſten Begebenheiten gut ausgewählt und lebhaft, aber nicht immer edel genug, dargeſtellt werden. Hin und wieder könnte die Geſchichte einzelner Kriege und Befehdungen (als z. B. die mit dem Herzog von Polen Boleslav) für den Hauptzweck des Vfs. etwas kürzer ſeyn; auch hat er ſich bey dem Beweiſe; daſs die Erblichkeit der Markgrafen von Meiſsen erſt ſeit Konrad dem Groſsen gegründet war, zu lange aufgehalten, da zumal auch andre Geſchichtſchreiber das nämliche behaupten, wenn ſie gleich einige frühere Spuren von der allmäligen Entwicklung dieſes Rechts bemerkten. Dagegen wird von der Einführung der chriſtlichen Religion in Meiſsen zu wenig geſagt, und doch hätte ſich der Vf. dieſe Gelegenheit, einige eigenthümliche Züge von dem Nationalcharakter der Meiſsniſchen Sorben zu ſchildern, um ſo weniger ſollen entgehen laſſen, da er ſelbſt geſteht: daſs man die meiſten Bemerkungen über ihre Verfaſſung und Cultur, bloſs aus allgemeinen Nachrichten von den Slaven ſchöpfen müſſe. Auffallende Unrichtigkeiten haben wir nur wenig gefunden; hauptſächlich ſcheint uns der Begriff der S. 131. von den älteſten Markgrafen von Meiſsen gegeben wird, daſs ſie nicht mehr Statthalter des Königs, ſondern ſchon Lehnleute deſſelben geweſen wären, einer Berichtigung zu bedürfen, da die allgemeine Geſchichte Deutſchlands zeigt, daſs alle weltliche Fürſten der damaligen Zeit allerdings noch Statthalter waren, aber einzelne Beneficien oder Lehngüter ſtatt der Beſoldung erhielten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8 April 1803.

GESCHICHTE.

PRESBURG, PEST u. LEIPZIG, b. Landerer: *Collectanea genealogico-historica illustrium Hungariae familiarum, quae jam interciderunt.* Ex Mss. potissimum eruit, et scutis gentilitiis auxit *Carolus Wagner*, condam Bibliothecae Univ. Regiae Budensis Custos. 1802. Ein Band. Decas I. 164 S. m. 17 Kpft. Dec. II. 138 S. m. 11 Kpft. Dec. III. 143 S. m. 12 Kpft. Dec. IV. 112 S. m. 10 Kpft. 8.

Die erste Decade dieses vortrefflichen Werkes kam schon 1778 zu Ofen in Folio heraus; sie erscheint aber hier vollständiger und richtiger; die übrigen Decaden sind hier zuerst abgedruckt. Die Vorrede des Vfs. ist datirt vom 14. Februar 1789, und die Handschrift kam noch vor dem bald darauf erfolgten Absterben desselben in die Hände des Verlegers, dessen Nachlässigkeit allein Schuld daran ist, dass das gelehrte Publicum das sehnlich erwartete Werk erst jetzt erhält.

Karl Wagner, eine Zierde des Jesuiten-Ordens, ein gründlicher Historiker, dessen *Analecta Scepusii*, dessen *Diplomatarium Sárosiense*, dessen *Epistolae Petri de Varda*, wahre historische Fundgruben sind, ward bey Sammlung und Ausarbeitung dieser Werke auf mehrere alte ausgestorbene Familien aufmerksam, und entschloss sich, deren Genealogie und Geschichte zu sammeln. So leistete er der Geschichte einen grossen Dienst, ohne als Genealogist fortlebender Familien der Schmeicheley frohnen zu müssen. So realisirte er die schöne Idee, welche einst der Bischof *Bajtaj* (bey Gründung der Ofner Universität) in seiner Rede: *De Gestis Heroum nostrorum loco ethnicae Mythologiae juventuti aptius tradendis* äusserte. Bey seiner Arbeit ward *Wagner* vom sel. *Pray* mit Urkunden, Siegeln und Wappen unterstützt; nur hat Rec. den Umstand unangenehm gefunden, dass Hr. *W.* nicht überall bey den Urkunden anzeigt, ob, und wo sie gedruckt sind? oder wenn sie noch ungedruckt sind, ob er sie aus dem Original oder aus einer Abschrift habe? So z. B. wird bey der Urkunde vom J. 1477 für Stephan v. Báthor nicht beygesetzt: dass dieselbe schon in *Pray's diff. crit.* p. 148. gedruckt ist.

Die *erste Decade* enthält folgende Familien: 1) *Bánfi de Alsó Lindoa.* Es giebt mehrere Bánfi's in der ungerischen Geschichte, (denn Bánfi heisst: Sohn des Ban's) ohne dass sie verwandt wären. So giebt es noch jetzt Bánfi's de Losfontz. — Von dem Siegel des *Tristanus Comes praeconum Domini Regis* von J. 1255 mit einem Auerochsenkopf, und der Umschrift: *Sigillum Tristanus me misit*, sagt uns der Vf. im Texte gar nichts. II. *de Báthor* — ungerisch *Báthori*. Dieses ist die berühmte Familie, aus welcher der vortreffliche König von Polen, Stephan Báthori, abstammte. Dieses hat Gelegenheit zu einer Jablonowskischen Preisfrage über die Genealogie der Báthori's gegeben, welche Hr. *Neugebohrn* beantwortet hat. Die Inschrift, welche Andreas v. Báthor 1492 auf sein Schloss zu Etsed setzen liess, (S. 35.) ist merkwürdig; und man wandelt gern mit unserm Vf. mitten unter Grabschriften, Inschriften, und ähnlichen Denkmälern der Vorzeit herum. S. 41. und 42. Aus *einer* Familie mit so grossen Männern — aus der Báthorischen stammten zwey weibliche Ungeheuer her, die eine, Clara gebarne v. Bátor, welche ihren Mann Anton Losfontzi mit Hülfe ihres Buhlen ermordete, die andere Elisabetha verehelichte Gräfin Nádasdi, welche in dem Wahn, sich durch das Baden im Menschenblut, mehr Schönheit zu erwerben, gegen 600 junge meistens Bauermädchen, umbringen, und ihnen das Blut abzapfen liess, und am 14. August 1614 im Gefängniss starb. Hr. Dr. *Wagner* hat in den anthropologischen Beyträgen diese Geschichte kurz berührt; auch hat sie ein deutscher Romanenschreiber verhunzt: sie verdiente aber ausführlicher und mit Urkunden und Zeugnissen belegt, historisch treu dargestellt zu werden. III. *Bebek von Pelsötz.* S. 62. ist die Reihe der Palatinen von 1391—1409 ergänzt. Diese Familie steht mit der nächst folgenden im Zusammenhang: über beide kann man des Hn. *Bartholomaeides Memorabilia Provinciae Csetnek.* (A. L. Z. 1801. Nr. 142.) vergleichen. IV. *De Csetnek.* Das ungerische Patriarchenkreuz auf drey Hügeln im Wappen dieser und der vorigen Familie ist das alte Wappen der Zipser Sachsen schon seit 1319. V. *De Hedervára.* Dieses war eins der ältesten Geschlechter, abstammend nach Thurotz von den deutschen Grafen von Homburg. VI. *De Kanisa.* Diese sind vom (ungerischen?) Geschlechte Osth, und hiessen auch Grafen von Güns, oder in der Sprache des Mittelalters von Gissing. Von diesen hätte aus den Zeiten Belas IV. Stephans V. und Ladisl. des Cumaners mehr gemeldet werden können. Das Schloss Kanisa und den Namen davon erhielt die Familie erst unter Karl Robert. Diese Familie leistete besonders dem K. Sigmund durch Aufstellung zahlreicher Banderien in seinen Kriegen ausgezeichnete Dienste. Bey der Constanzer Kirchenversammlung war zugegen (und dieses hat der Vf. nicht berührt) Joh. von Kanisa Erzbischof zu Gran mit 160 Leuten und Pferden, wie auch Johannes, des Erzbischofs Bruders Sohn; das Wappen beider hat der Vf. abbilden lassen, mit dem Beysatz

ex actis Conc. Conſtantienſis. (S. Ulrichs v. Reichenthal Cosnitzer Concilium Frankf. 1575, wo man einen Schatz von ungeriſcher Heraldik antrift.) VII. *Oláh.* Eine walachiſche Familie, deren Abſtammung der Erzbiſchof Nic. Oláh ſelbſt erzählt. VIII. *De Styborich*, ein polniſches Geſchlecht. Sie beſaſsen groſse Güter am Wagfluſs, unter andern das Schloſs Bolondos oder Beczko, (vergl. *Cornideſſii Vindiciae Anonymi B. R. Not.*) Sie kamen nach Ungern ums J. 1386 und ſtarben ſchon aus 1434. IX. *De Vjlak*, ein Zweig der Hederoáriſchen Familie. Dieſe Familie hob Ludwig I. empor; ihm ſcheint ſie auch ihr Wappen zu verdanken. Fig. 14. Matth. Corvinus beehrte ſie ſogar mit dem Herzogs- und Königstitel von Bosnien. Als dieſes Geſchlecht mit Laurenz Herzog v. Vjlak 1524 erloſch, und die Wittwe des Laurenz, Magdalena den Ladislaus More de Charla heyrathete, ſo gab dieſs Anlaſs zu groſsen Zwiſtigkeiten, welche aber der Vf. nicht angedeutet hat. X. *De Zrin*, ſoll einerley Familie mit den alten Subich, aus dem Likaner Bezirk, ſeyn, welche noch vor dem J. 1251 zugleich Grafen v. Brebir wurden. Dieſe Grafen lieſsen ſich bald theils zu dem Banalamt von Slavonien, Croatien und Dalmatien durch den König ernennen, theils durch die Bürger von Spalatro, Trau, Sibenigo etc. zu ihren Oberhäuptern und Schutzherren erwählen, wodurch ſie in jenen Gegenden ſehr mächtig wurden. Paul Graf v. Brebir, Comes v. Spalato, Herr v. Cleſſa und Oſtrovitza, eroberte Bosnien fürs ungeriſche Reich; wofür er daſelbſt Statthalter wurde. Deſſen Sohn Mladin nannte ſich *Croatorum Banus, Comes Jadrae, Princeps Dalmatiae et ſecundus Bosnenſis Banus.* Dieſen demüthigte Karl Robert, (vergl. allg. Weltgeſch. 4to. 49. Th. 2. B. S. 500. ff. 8. B. §. 21. 23. 26.). Im J. 1347 erhielt Georg Graf v. Brebir das Schloſs Zrin zum Geſchenk; und ſtiftete das Geſchlecht der Zrini: Nicolaus Zrini der ungeriſche Leonidas ſtarb 1566 in der Vertheidigung des Schloſſes Szigeth. Graf Peter Zrini verlor bekanntlich 1671 d. 30. April zu Neuſtadt wegen einer ihm Schuld gegebenen Verſchwörung ſein Leben; deſſen Tochter Helena war die Gemahlin zuerſt von Franc. Rakótzi, dann des Emerich Tökölyi.

Zweyte Decade. I. *Cseh v. Léva.* Der Ahnherr Peter war aus Böhmen, (der Name *Cseh* bedeutet Ungeriſch einen Böhmen) und ſchwang ſich durch ſeine Ergebenheit gegen Sigmund, als dieſen ſeine Widerſacher gefangen hielten. Er ward in der Folge Ban v. Machao und Vojwode von Siebenbürgen. Sein Sohn Ladislaus (Vajdafi zubenamt, d. h. des Vojweden Sohn,) ſchlug ſich hingegen zu den böhmiſchen Räubern. II. *Die Grafen v. Corbavien.* Dieſe hieſsen eigentlich *Guſſich;* Cyriac Guſſich erhielt von Karl Robert die ſchöne Grafſchaft Corbavia. Seine Söhne rebellirten ſchon wider Ludwig I. Karl v. Corbavien (zu Sigmunds Zeiten) mag Carlopago erbaut haben, ſpäter nannte ſich die Familie Torquatus, von dem ihr verliehenen Wappen; an römiſchen Urſprung iſt nicht zu denken. III. *Ernſt v. Chaktornya.* Joh. Ernſt, Matth. I. Schatzmeiſter war ein getaufter Jude, den der König deswegen ſo gern hatte, ja ihn zum Obergeſpan v. Thurotz ernannte, und ihm die Schlöſſer Sklabina, Liptſe und Csaktornya ſchenkte, weil er immer Rath in den Finanzen bey den Kriegen Matthiens zu ſchaffen wuſste. Seine Söhne waren, Sigmund Ernſt Biſchof von Fünfkirchen (von dem man die berühmte Finanzenliſte des ungeriſchen Reichs vom J. 1494 und 1495 hat ſ. *v. Engel's* Geſchichte des ungeriſchen Reichs B. I. S. 17. fg.) und Johann Ernſt, zugenannt Hampo, nach Thurnſchwamb ein frommer einfältiger Mann, der aber dennoch 1508 ſogar Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien wurde, und die Wittwe des Nic. Bánfi de Alſó Lendoa, eine geborne Herzogin von Sagan, heyrathete. Sein letzter Enkel Caſpar ſtarb 1540 ohne Kinder. Die Herrſchaft Csakathurn kam hernach zuerſt an die Zrinis, dann an die Althan's. IV. *Frangepani.* Wie die Familie Schinella auf Veglia zu dieſem römiſchen Patrizier Namen gelangt ſey? S. *v. Engel's* Geſchichte des ungeriſchen Reichs B. II. S. 211. Im J. 1260 erhielt dieſe Familie das Gebiet v. Zeng, Buccari Modruſs und Vinodol. Im 15ten Jahrhundert erwarb ſie ſich Oſtrovitza, Novigrad, Ledenitza, Zluin Ottochatz, u. ſ. w. denn mehrere aus der Familie gelangten zum einträglichen Amte eines Bans von Croatien, Dalmatien und Slavonien. Martin Frangepani fiel vom K. Matthias Corv. zur Parthey des Kaiſers Friedrich ab, und verlor deswegen ſeine Güter, die er jedoch bey der Ausſöhnung gröſstentheils zurück erhielt. Der letzte Frangepani, Franz Chriſtoph, ward zu Neuſtadt 1671 enthauptet. Viele Grade und Umſtände in der Genealogie der Frangepanis ſind noch nicht berichtigt. V. *Von S. Georgen und Pöſing.* Dieſe Comites ſollen aus dem alten Geſchlechte Huntpazman ſeyn. Sie beſaſsen auch Skalitz, welches 1209 noch eine wüſte Gegend war; von Andreas II. erhielt ihr Ahnherr Thomas den Bezirk Pöſing (Bozyn), und deſſen Sohn das Schloſs St. Georg; die Bevölkerung und Befeſtigung dieſer Städte iſt ihr Werk, auch beſaſsen ſie die Schlöſſer Eberhard und Boroſtyán. Aus dieſem Geſchlecht war die Heldin Cäcilia verehlichte Rozgon, welche bey der Sigismundiſchen Belagerung von Galambotz auf einem Donauſchiff mit den Türken Scharmützel lieferte, und Galambotz beſchieſsen half. Die Familie ſpielte eine groſse Rolle in der ungeriſchen Geſchichte. Ihr Ausſterben (1543) gab drey neuen Königlichen Freyſtädten ein politiſches Leben. VI. *Von Kis Várda*, (ein Ort im Szaboleſer Comitat). Aus dieſer Familie war der Erzbiſchof von Colocſa Peter, deſſen Briefe *Wagner* 1776 herausgegeben hat. Die Familie war an Erzbiſchöfen und Biſchöfen fruchtbar. VII. *Von Palótz*, (im Vnguarer Comitat.) Dieſe ſind mit der Familie Dobó von Ruſska verwandt. VIII. *Petkö de Gerſe.* Dieſe ſollen einerley Urſprungs mit der (gräflichen) Familie Nádasdi ſeyn. Sie waren in der Szalader und Eiſenburger Geſpanſchaft ſtark begütert. Den Namen Petkö haben ſie nach dem Vf. von einem Ahnherrn Petrus geliehen. Ein Zweig der Familie ſproſste auch in Croatien. Sie erloſch erſt im 18ten Jahrhundert. IX. *De Zseek.* Dieſe ſind vom Geſchlechte Balogh, und aus dem Gömörer Comitat. Die

Fami-

Familie hob sich unter Ludwig I. Nic. de Zeech war Judex Curiae; sein Wappen vom J. 1381, welches hier geliefert wird, gehört nächst jenem von Nic. Konth (1363) und von Gara 1376 zu den ältern Denkmälern der ungerischen Heraldik. Die Familie erwarb nach und nach die Schlösser Murány, Lipche, Felső Lindva, und führte das Prädicat Szécb von Rimaszécb — Balog und Murány besitzen jetzt bekanntlich die Grafen Kohary. X. *De Zeehen.* Szétsény ist heut zu Tage ein Flecken des Neograder Comitats. Ihr vorzüglicher Vorfahrer Thomas zeichnete sich unter Karl Robert aus in der Schlacht bey Cáschau wider den Matthäus von Trentschin, in der Eroberung von Visegrad, in der Heyrathsabschliefsung zwischen dem König und der Beatrix von Böhmen, endlich in Bezwingung der Sachsen, und vorzüglich des Comes Henning de Villa Petri, welche laut einer Urkunde des J. 1325 durch Cumanische Truppen zum Gehorsam zurück geführt wurden. Das Geschlecht starb schon im XV. Jahrhundert aus.

Dritte Decade. I. *De Büd.* Eine Ortschaft gleiches Namens liegt am Hernad in der Abaujvarer Gespanschaft. Dieser Familie nahm Ludwig I. wegen eines Vergehens, das man nicht erzählt findet, ihre Güter, doch löfste dieselben Nicolaus de Büd um den damals grofsen Preis von 336 Mark Goldes und Silbers zurück. Die Grabschrift auf den Georg de Büd von Nic. Istvánfy S. 7. gehört unter die schönern Producte der neuern lateinischen Dichtkunst. II. *De Buthka,* (eine Ortschaft des Zempl. Comitats). Diese Familie verdankt ihre Erhebung dem Umstand, dafs Steph. von Buthka Ban von Slavonien war, und Vermögen sammelte, um Güter zu kaufen. Aus dieser Familie stammen die von Malcza, von Mark, von Csátar, von Raskas, welche Namen sie von den bey Theilungen überkommenen Güter-Antheilen annahmen; ein Gebrauch, der die Genealogie ungerischer Familien sehr erschwert. III. *Drágsi de Belthek.* Eine aus der Walachey abstammende Familie — (Drák heifst Walachisch Teufel.) Nicolaus war unter Ludwig I. Wojwode von Siebenbürgen, und kam im walachischen Feldzug um. Balk (Wolk, Wolfgang) und Drák oder Drag, Wojwode von Siebenbürgen erwarben ums J. 1387 das Schlofs Béltbek und den District Kövár. Des letztern Söhne führten den Namen Drágsi in der Familie ein. IV. *Drugeth de Homonna.* Die Drugeths sollen aus Italien, aus der Gegend von Salerno abstammen; im Gefolge Karl Roberts kamen sie nach Ungern. Sie waren mächtig im Zempliner und Ungvarer Comitat. Der Stamm dieser, zumal in die Angelegenheiten, von Nord-Ungern grofsen Einfluss habenden Familie erlosch 1684. Humenau, einen Flecken des Zempliner Comitats, besitzen jetzt die Familien Csáki und Van der Noot. V. *Listh von Köpesény.* Joh. Listh, ein geborner Herrmanstädter, Secretär der ungerischen Hofkanzley unter Nic. Oláh, dessen Neffin Lucretia er geheyrathet hatte, ward in der Folge Geistlicher, Bischof, Kanzler und Erbherr in Köpesény. Er starb 1578 zu Prag, nachdem er in seinem Leben alle sieben Sakramente der katholischen Kirche empfangen hatte. Im J. 1670 verkaufte einer seiner Nachkommen mit Leopolds I. Bewilligung Köpesény an Paul Esterházi. Ein anderer, Ladislaus Listhius ward in Wien ums J. 1661 enthauptet. VI. *Pazmány von Panasz.* Ob und wie diese Familie mit dem Pazman, dem deutschen General Stephans I. zusammenhänge? läfst der Vf. billig unentschieden. Einem Stephan Pazmany schenkte Karl Robert 1319 drey Dörfer, weil er ihm im Turnier drey Zähne ausgeschlagen hatte. Der Hauptheld dieses Geschlechts ist *Peter Pazmany,* Cardinal, Erzbischof von Gran, ein unstreitig sehr gelehrter Prälat, der Gründer der Jesuitischen Akademie zu Tyrnau, eine Hauptstütze des Jesuiten-Ordens. Rec. hätte gewünscht, dafs der Vf. seinen System der Kürze hier untreu geworden, und in Pazmany's Biographie ausführlicher gewesen wäre. VII. *De Rozgon,* so heifst ein Ort des Abaujvarer Comitats am Tarczafluss. Der älteste, den der Vf. kennt, hiefs Reynaldus, und zeichnete sich unter Steph. V. aus. Bey Nicopel starben drey Rozgoni's den Tod fürs Vaterland. Die Familie hob sich unter Sigmund und am meisten unter Matth. I. worüber der Vf. zahlreiche Urkunden beybringt. VIII. *De Thelegd,* (von einem Flecken des Biharer Comitats unweit der siebenbürgischen Gränze). Diese Familie soll aus dem Geschlechte Csánad stammen. Schon unter Bela IV. kommt ein Pancratius de Thelegd de genere Csanad vor. Man denkt bey dieser Familie an den Nic. Thelegdi Bischof von Fünfkirchen, (1580) der um die Sammlung der ungerischen Reichstagsschlüsse Verdienste hat, aber der Vf. bemerkt, dafs er dessen Zusammenhang mit dieser Familie nicht kenne. IX. *Török von Enning,* (einem Dorfe der Stuhlweifsenburger Gespanschaft). Diese Familie ward erst unter Matthias I. bekannt, und besafs damals Szigeth. Emerich Török der erste mit dem Prädicat von Enning hob sie noch höher: aber Valentin Török sein Sohn war an Belgrads Verlust 1521 mit Schuld. Der letzte dieser Familie, Stephan, Commendant von Pápa starb 1618. X. *Zudar de Olnod,* (das heifst Onod im Borsoder Comitat). Sie sollen ehedem de Buleh geheifsen haben. Erst Peter, Ludwigs I. berühmter General, und Statthalter in Rothrufsland nahm den Namen Zudar an. Jacob, der letzte des Geschlechts stand mit Matthias Corv. in Correspondenz. Der Vf., der mehrere solche zwischen beiden gewechselte Briefe gesehen, theilt uns dennoch nur Einen mit.

Vierte Decade. I. *Apafi de Apanagyfalva.* Mit dieser Familie soll die Bethlenische verwandt seyn: Alexius Bethlen macht beide sehr alt: allein erst später ward einer dieser Familie, Johann, zubenamt Apa, und dessen Enkel Nicolaus Apafi bekannt. — Die Apafis waren wenig berühmt, bis sich *Michael* auf den siebenbürgischen Fürstenstuhl schwang. Sein Sohn, Michael starb 1713 unbeerbt in Wien. II. *De Bochka oder Bochkai de Kis Mária.* Einer der sieben Söhne des Mizban, Dionysius, soll der Urheber dieses Geschlechts seyn. Sein Sohn Gregor bekam 1320 in der

Thei-

Theilung das Dörf Bochka in der Zempliner Gespanschaft. Der Vf. erwähnt nicht, welcher hernach den Flecken Kis Maria in der Biharer Gespanschaft an sich gebracht habe. Im Gemeindhause dieses Marktfleckens hängt das Bild des berühmten Steph. Bochkai. Der letzte dieser Familie starb nach 1671. III. *Chapi de Eszén.* Diese leiten ihr Geschlecht ebenfalls von Simon Mithan her, (vergl. ungerisches Magazin B. II. S. 145. fg.) Ladislaus Bonch erhielt 1320 in der Theilung das Dorf Eszén im Szaboleser Comitat. Des Vf. genealogische Ableitung wäre richtiger und vollständiger geworden, wenn er das adeliche Wappen-Diplom der Familie Chapi im neuen ungerischen Magazin B. I. Heft 2. hätte lesen können. Ihm fehlt auch das Chapische Wappen, welches daselbst abgezeichnet ist, vom J. 1418. IV. *Deresi de Zerdahely.* Sie sollen vom Geschlechte Györ seyn; 1243 lebte ihr Ahnherr Saul filius Ders. Ihre Verwandten sind die Imrefi de Zerdahely, deren Genealogie der Vf. nachzuliefern verspricht — der Tod hat ihn leider verhindert Wort zu halten. V. *Elderbach de Monyorókerék.* Diese deutschschwäbische Familie machte sich festhaft in Ungern unter Ludwig I.; ihr Ahnherr blieb 1356 in der Belagerung von Jadra: dafür erhielten seine Erben Monyorókerék oder Ebraun in der Eisenburger Gespanschaft. Der letzte starb schon 1499 ohne Erben. Der verschlagene Cardinal Thomas Bakáts de Erdöd liefs sich von ihm als Bruder adoptiren: daher sind die Grafen Erdödi zu dem Besitz der Herrschaft und des Prädicats von Monyorókerék gekommen. VI. *De Gara,* vom Schlosse Gara im Valcoer Comitat. Der älteste Bekannte davon soll *Joh. Comes de Gara de genere Druſino* seyn: dessen Sohn Stephan schon Ban von Machow und Schwerdtträger des Herzogs Bela war. Das Diplom für die Garaische Familie, welches der Vf. beybringt, erläutert den chronologischen Lauf der Begebenheiten unter Sigmund sehr gut: die zwey, (wohl zu unterscheidenden) Niklasse und Lad. von Gara sind in der ungerischen Geschichte sehr merkwürdig. Die Familie erloschen am Ende des XV. Jahrhunderts. VII. *Lorandfi de Serke.* Diese sollen aus dem Geschlecht Ratolt seyn. Einer davon Lorandus erhielt 1324 in einer Theilung das Schloss Serke im Gömörer Comitat. Die Zierde dieses Geschlechts war Susanna Lorantfi, vermählte Rakotzi, die Wohlthäterin des Pataker reformirten Collegiums; sie selbst eine gelehrte Frau, die das Buch beritelt Moyses und die Propheten, drucken liefs. VIII. *Ország de Gúth.* Der Vf. war berichtet, Guth sey ein Ort des Szaboleer Comitats; aber Korabinsky's Lexicon weiss von diesem nichts, sondern von einem Guth im Bereger, von dem andern im Stuhlweissenb. Comitat. Der Ahnherr dieser Familie Michael ward noch als Knabe von Sigmund ausgezeichnet; wovon die bekannte artige Anekdote bey Dubravius nachzulesen ist. Dieser Mann erreichte ein sehr hohes Alter; er starb erst 1482 und erhielt von K. Matthias I. die unerhörte Befugniss für sich und seine Erben, den jedesmaligen Bischof von Neutra zu ernennen. Wie unähnlich war ihm sein letzter Nachkomme Christoph der im J. 1567 starb. Er bekannte sich zwar zur evangelischen Religion, aber nicht zu evangelischen Sitten. IX. *Rákótzi von Felső Vadász,* aus dem Geschlechte Bukathradvan aus dem Zempliner Comitat; sein erster bekannter Ahnherr soll unter Ladislaus dem Cumaner gelebt haben, (die S. 89. beygebrachte Urkunde, von deren Original der Vf. nichts sagt, ist dem Rec. verdächtig). Erst Sigmund de Rakótz erwarb sich 1517 Felső Vadász im Abaujv. Comitat. Ludwig und Sigmund Rákótzi waren brave Generale im Dienste der österreichischen Regenten; letzterer starb 1618. Paul war Judex Curiae, Ladislaus Obergespan von Sáros; letzterer war protestantischer Religion. Die übrigen Rákótzis Fürsten von Siebenbürgen sind aus der Geschichte bekannt. Der letzte Rákótzi de Felső Vadász Georg starb in Frankreich (1737): der letzte Rakótzi de Rákótz starb 1754 zu Rákótz. X. *De Zokoli,* (einem Orte der Szaboleser Gespanschaft). Sie sind de genere Guthkeled und Verwandten der Báthoris, aber nicht so angesehen, wie diese. — Im Ganzen hat, wie hier am Schlusse zu bemerken ist, der ältere Genealogist *Karl Wagner* allerdings den grösten Vorzug der Richtigkeit und Genauigkeit vor dem neuern Hn. *Andr. v. Lebotzki* (in *Stemmatographia Regni Hung.*) doch kann man auch diesen bey manchen Artikeln z. B. Rákótzi mit Nutzen vergleichen.

KINDERSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in d. Jäger'schen Buchh.: *Erholungslectüre,* auch zugleich Geistes- und Herzensnahrung für die heranwachsende Jugend, in Fabeln und Erzählungen von *C. R.* 1802. 119 S. 8. (10 gr.)

Auch unter dem Titel:

Fabeln und Erzählungen für die erwachsenere Jugend von *Christian Richter,* Lehrer am Gymnasium in Gotha. 1803.

Einem Bedürfnisse ist durch diese Schrift, in welcher Erzählungen und Fabeln miteinander abwechseln, nicht abgeholfen worden. Inhalt und Vortrag ist nicht schlecht, aber auch nicht ausgezeichnet gut. Der Aufsatz: *das Trauerfest* würde sich mehr noch für ein liturgisches Journal eigenen, als für eine Jugendschrift, wenn anders nicht das Herz gegen die Ausführung der darin enthaltenen Idee, alle Jahre das Andenken der binnen dieser Zeit Verstorbenen öffentlich zu erneuern, einige Erinnerungen zu machen haben dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. April 1803.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Geschichte der drey letzten Jahrhunderte.* — Von Joh. Gottfried Eichhorn. — *Erster Band.* 1803. 523 S. *Dritter Band.* 864 S. *Vierter Band.* 525 S. 8.

Erst durch das aufmerksame Studium dieses Werks, soweit es bis jetzt in den Händen des Publikums ist, fühlt Rec. mit inniger Ueberzeugung die volle Stärke des in andern Fächern längst als Meister erkannten Vf. auch in Rücksicht auf Geschichte. Es dürfte in der That weit weniger Vorzüge haben, als es wirklich hat; und dennoch würde man immer den Mann erkennen, der nicht blofs viel gelesen, sondern auch über das Gelesene gedacht hat, und seine Resultate treffend, obgleich anspruchslos und mit leichter Hand nieder zu legen versteht. Es wird vorzüglich der Classe von Lesern wichtig werden, welche selbst schon Geschichte erlernt haben, über eine Menge von Fällen aber noch zu keinem reinen Abschlufs mit ihren eignen Gedanken kommen konnten; nicht minder auch andern, welchen bey schon abgeschlossenen eignen Urtheilen zur Sicherstellung oder Berichtigung derselben die Stimme eines Denkers vernehmen wollen. Der Nichtkenner wird noch anderweitige Nachhülfe bedürfen, um sich durch erweiterte Bekanntschaft mit den Factis selbst in die Gedankenreihen des Vf. schmiegen zu können, welche in vielen Fällen dadurch, dafs sie alles umfassen wollen, das Detail verschmähen, aus dem die Schlüsse erst hervorgehen müssen. — Die fünf Theile, aus welchen die Arbeit bestehen wird, machen eigentlich ein gedoppeltes Werk aus, deren eines aber wegen des immerwährenden Ineinandergreifens nicht von dem andern getrennt werden kann. Der erste Theil umfafst eine synchronistische Darstellung der wichtigsten Ereignisse in den drey letzt vergangenen Jahrhunderten bis gegen den Anfang der französischen Revolution; in der nämlichen aber ausführlichern Behandlungsweise, welche sich in dem 2ten Theil der Weltgeschichte Hn. E's. findet. Der zweyte Theil des gegenwärtigen Werks wird es also fast ausschliefsend mit der französischen Revolution, ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen im Innern und auf andere Reiche Europens zu thun haben. Auch die neuesten Umwandlungen in unserm Vaterland gehören unter diese Rubrik. Alle Folgen liegen noch nicht entfaltet vor uns, folglich kann dieser Theil noch nicht öffentlich auftreten; er mufs der letzte seiner Brüder werden. Der dritte und vierte Band nimmt den schon abgehandelten Stoff von Neuem auf, um ihn ethnographisch zu behandeln. Hier folgen also die einzelnen Reiche. Der fünfte noch nicht erschienene Band, wird ohne Zweifel die Geschichte der wichtigern aufsereuropäischen Reiche umfassen. Diese gedoppelte Behandlungsweise führt nun freylich Wiederholungen, die schon ohnehin bey dem allgemeinen Zusammenhang der Reiche sich nie vermeiden lassen, in zahlreichem Gefolge mit sich; aber der Vf. rechtfertigt sich hinlänglich in der Vorrede, wo auf doppelte oder dreyfache Lehrart in Erlernung der Geschichte gedrungen wird, wegen dieser Wiederholungen, welche bey genauer Untersuchung nur selten den Namen verdienen, da die Erzählung aus einem andern Gesichtspunkte genommen wird, und zu neuen Ansichten führt. Also hängt das gröfsere oder geringere Verdienst nicht von der getroffenen Wahl in der Behandlung, sondern von der mehr oder weniger glücklichen Bearbeitung des Stoffs ab. Rec. findet das meiste gründlich gedacht, kernhaft und gefällig vorgetragen. Im vortheilhaftesten Lichte erscheint Hr. E., wenn er Resultate aufstellt; sie sind faslich und einleuchtend selbst dem blofsen Liebhaber der Geschichte, und der Kenner unterschreibt sie fast durchgängig als seine eignen Gedanken. Aber auch der erzählende Vortrag gewinnt unter der Feder des Hn. Vf. eine natürliche Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, welche den Leser unwillkürlich leitet und mit immer rege gehaltener Begierde an das Ende führt. Wollte Rec. einzeln bemerken, was er in den drey vorhandenen Bänden ausgezeichnet gut fand: so möchte wohl die Recension selbst zum Buche werden; da er aber Rechtfertigung seiner Urtheile schuldig ist: so darf er nicht einzig bey dem allgemeinen Lobe stehen bleiben. Wir weisen also im ersten und dritten Theile den Leser vorzüglich auf Frankreichs Geschichte hin; auf Karls VIII und Ludwigs XII italiänische Züge; auf Franz I ganze Regierung, die Entstehung der Hugenotten, und die Ursachen, welche zur Erhebung des Hauses Guise wirkten. Nicht weniger wird Heinrich IV Regierung gefallen; doch zeichnet sich vor allen die Darstellung Ludwigs XIV als Menschen und Regenten zu ihrem Vortheile aus. Was Büsch über Laws System geschrieben hat, dünkte bisher Rec. ungleich belehrender, als was er anderwärts auffinden konnte; aber hier ist es noch mit gröfserer Klarheit vorgelegt; obgleich für jeden, der nicht Financier von Profession ist, immer noch einige Dunkelheiten im Hinterhalte bleiben. Nicht minder belehrend wird man gewifs die Streitigkeiten mit dem Parlemente, die

die koſtſpielige und verderbliche Tyranney der du Barry und die verworfene Niederträchtigkeit Ludwigs XV finden. Kurz Frankreichs Geſchichte iſt das Lieblingskind des Vfs. und mit der reichlichſten Pflege ausgeſtattet; nur Necker ſcheint uns zu hart beurtheilt zu ſeyn. Aber auch die übrigen Länder kommen nichts weniger als verwahrloſt aus den Händen des Vfs. Mit Vergnügen wird man die Verkettung der veranlaſſenden und mitwirkenden Urſachen zur Hebung des engliſchen Handels und der Seemacht, in zerſtreuten Abtheilungen unter Eliſabeths, Kromwells und bey den ſpätern Regierungen ſtudieren, vorzüglich B. III S. 341 ff. und ihm gerne eine Art von Vorliebe, bey allem was Englands Angelegenheiten zumal in den neuern Zeiten betrifft, nachſehen. Er erhebt demungeachtet ſeine Stimme laut gegen Miſsbräuche, welche der trefflichen Verfaſſung dieſes Inſelreichs den Untergang bringen können, z. B. über den unmäſsigen Durſt nach Reichthümern und die Verkäuflichkeit der Parlamentsſtimmen. (S. 356). Der auf 2 Seiten abgefertigten Darſtellung von den Urſachen und Ereigniſſen des Kriegs, welchen England gegen ſeine nordamerikaniſchen Colonien zu führen hatte, würden wir mehrere Ausführlichkeit gewünſcht haben. Aeuſserſt bündig finden wir die Auseinanderſetzung von Spaniens Uebermacht und ſeiner glänzenden Geiſtescultur beym Antritt der Regierung Philipps II; ſo wie die treffend hingeſtellten Urſachen, welche den ſchnellen Verfall dieſes mächtigen Reichs bewirkten. Bey der Geſchichte unſers Vaterlands glänzen viele Erzählungen und Bemerkungen, z. B. die verwickelten Verhandlungen des Congreſſes zu Cambray, welche wir in ihren Verkettungen nirgends ſo deutlich und doch ſo kurz als hier Th. I. S. 297 gefunden haben. Das mit den nöthigen Gründen unterſtützte Urtheil S. 314, daſs Bayerns Anſprüche auf die öſterreichiſche Monarchie nichtig waren, unterſchreibt Rec. vollkommen, ſo wie er mit Theilnahme und Vergnügen die Darſtellung dieſes ganzen Succeſſionskriegs las, und die entwickelten Urſachen von Preuſſens ſchnellern Wachsthume völlig befriedigend fand. Seinen vollen Beyfall ſchenkt Rec. den Urtheilen des Vfs. über das Bündniſs zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, ſo wie über die kritiſche Lage Friedrichs II vor dem Anfange des ſiebenjährigen Kriegs. Aehnliche einzelne Fälle bieten ſich noch in beträchtlicher Anzahl auch in der Geſchichte der übrigen Länder dar; aber wir wollen die Aufmerkſamkeit der Leſer nur noch auf den durchdachten Zuſammenhang der allgemeinen Einleitung lenken, in welcher über Militär, Finanzen, Handel, Religion, und die daraus hervorgehende Umwandlung der Staaten; über den Vorzug der proteſtantiſchen Schulen und die dadurch entſtandene Geiſtesüberlegenheit, mit Einſicht geſprochen wird. Und nun auch eine Stelle zur Anſicht des lebhaften Stils. Sie iſt aus den allgemeinen Bemerkungen über Deutſchlands Vorzüge entlehnt, B. III S. 540 ff. „Obgleich nach dem Umfange ſeiner Gröſse nur ein Staat vom dritten Rang, nahm er in Europa den erſten Platz in Anſehung ſeiner Volksmenge ein, die trotz der entvölkernden Fehler ſeiner Regierungen wenigſtens auf 30 Millionen ſtieg: und was dieſer Volksmenge noch mehr Werth gab, war ihr ſeltener Vorzug, daſs ſie ein im Ganzen über alle übrigen Völker von Europa moraliſch hervorragendes, ein ſittliches, genügſames, fleiſsiges, erfindungsreiches Volk bildete. Im Ackerbaue war es ſein eigener bedächtiger Lehrer; und wo es der Boden irgend zuliefs, hatte es ſein Land zu einem fortlaufenden Luſtgarten veredelt; in Kunſtfleiſs hatte es in vorigen Zeiten von den Völkern, die ihm darin vorausgegangen waren, zwar gelernt; aber beſaſs nun, was es gelernt hatte, männlich verbeſſert und angewendet, und hatte, wo ihm nicht Localhinderniſſe im Wege waren, ſeine Lehrer übertroffen, und zu dem Erlernten viel Eigenthümliches hinzugefügt.“ — „Und wie häufig wurde nicht der deutſche Geiſt und Fleiſs in Wiſſenſchaften und Künſten durch die Verachtung der Fürſten niedergedrückt, die, immer bereit, das Genie des Auslands zu bewundern, das einheimiſche behandelten, als ſtammte es aus Böotien.“ — Alles Bisherige bürgt für die entſchiedene Güte des Buchs, welche ihm Leſer und Käufer in reicher Anzahl verſchaffen muſs; deſto getroſter darf Rec. auch hier offen niederlegen, was ihm, vielleicht nur ihm, minder gut, minder zweckmäſsig in der Ausführung des ſchönen Plans und bey der muſterhaften Behandlung der meiſten Theile zu ſeyn ſcheint. Vielleicht verurſachen eben dieſe Vorzüge, daſs man unwillkürlich bey jeder Ungleichheit anſtöſst, die in einem mittelmäſsigen Werke unbemerkt übergangen würde. Ungleichheit iſt auch der Hauptpunkt, aus welchem ſich Klage gegen das vorzügliche Werk erheben lieſse. Während mehrere Theile in vollem Schmucke glänzen, fühlt ſich der angränzende Nachbar in Dürftigkeit, wohl auch völlig übergangen. B. III S. 394 iſt von den Wiedertäufern die Rede, aber nach einer genauern Darſtellung des Bauernkriegs ſucht man vergeblich. Der dreyſsigjährige Krieg wird auf zwey Seiten mit einem allgemeinen Räſonnement abgethan; und doch hätte man den Vf. gern erzählen hören und lieber etwas weniger Räſonnement geleſen. An dieſen erſten ſchlieſst ſich zweytens der Vorwurf zu weniger Belehrung bey einzelnen Begebenheiten. Für Leſer, welchen die Facta noch nicht ſo ganz geläufig ſind, wird zuweilen gar zu wenig geſorgt, wenn ein nicht allgemein bekanntes Wort ohne die nöthige Erklärung, ein Factum ohne die Urſachen, aus welchen es ſich begreifen läſst, ohne Entwicklung der erläuternden Umſtände, hingeſtellt wird. Statt mehrerer einzelner Fälle wählt Rec. zur Verſinnlichung ſeines Einwurfs ein Stück aus der däniſchen Geſchichte B. IV S. 293 etc. Dieſe Anſtalten giengen unter Chriſtian V trotz ſeiner Indolenz fort.“ Der Leſer findet nun unter der Regierung dieſes Königs Unternehmungen, deren immer eine die andere verdrängt; er wird alſo wohl Aufklärung über die Indolenz wünſchen. „Er bemächtigt ſich der dem Fürſtenthum Anhalt-Zerbſt zugefallenen Herrſchaft Jever.“ Läſst

ſich

sich wohl von jedem Leser fodern, dafs er wisse, die wunderliche Prätension Dänemarks gründe sich auf eine Belehnung Ludwigs XIV. „Er gab Jever auf Vorstellungen wieder heraus" gegen baares Geld, sollte wohl beygefügt seyn. Ueberhaupt gründeten sich die gewaltsamen Vorschritte Christians auf seinen Bund mit Frankreich, wovon kein Wink gegeben ist. Auch über einzelne Angaben liefse sich rechten. Z. B. „dafs Ferdinand I seinen Länderumfang zur Aufrechthaltung des kaiserlichen Ansehens nicht für nöthig gehalten haben müsse, da er Theile an seine jüngern Prinzen abtrat." Hr. E. übersah bey diesem Vorwurfe, dafs das Recht der Erstgeburt im Hause Oesterreich damals und lange nachher noch nicht eingeführt war. Oder B. I S. 22 „dafs die Türken rohe undisciplinirte Haufen waren, welche blofs durch ungestüme Tapferkeit siegten." Wer die Schriftsteller jener Zeiten durchgeht, überzeugt sich leicht, dafs der Türken Disciplin, nicht blofs ihr Ungestüm, die Ordnung europäischer Truppen übertraf. Aber ihre Anordnungen blieben seitdem beym Alten, und die ehemalige Genauigkeit der Disciplin verfiel; die Europäer hingegen erlernten seit dem dreyfsigjährigen Krieg eine ganz neue Tactik; seit dieser Periode sind die Türken in fast allen Kriegen der unterliegende Theil. S. 231. „Der Kurfürst von Bayern greift den Eugen und Marlborough voreilig bey Hochstädt an, und wird mit seiner französischen Hülfsarmee geschlagen." Er griff gar nicht an; der Fehler war, dafs der französische General Tallard in dem zu sehr ausgedehnten Lager den Angriff erwartete. Am Ende des dritten Theils finden wir die Angabe, dafs die italiänischen Vogteyen Helvetiens, *Lugano*, *Locarno*, *Mendrisio* und *Val Maggia* seit dem Sommer 1802 ein Theil der italiänischen Republik geworden sind. Rec. glaubt ihr widersprechen zu müssen; diese Landvogteyen sind als Canton des Tessin und von Lugano noch immer Theile Helvetiens. Wohl aber wurden schon früher das Veltlin, Bormio und Cleven abgerissen; vielleicht verursachten die Verwechslung und einige vage Gerüchte die leicht zu begehende Verirrung. — Was den Stil betrifft, so gefallen vielleicht dem Verf. selbst ähnliche in der Hitze des Vortrags hingeworfene, mit der historischen Würde wenig verträgliche, Kraftwörter nicht: „Da tobte der nordische Krieg. — Die Päpste donnern ihre Bullen. — Luther hielt seine Feuerreden. — Zermalmende Decrete." — Alle diese Erinnerungen schmälern die grofsen Vorzüge des Werks nicht, dessen naher Vollendung wohl jeder Liebhaber der Geschichte mit Verlangen entgegen sehen wird. Eine schöne Mitgabe desselben dürfen wir nicht unbemerkt lassen, die äufserst reichen literarischen Hinweisungen auf die Quellen, nicht nur über die Haupttheile der vorgetragenen Geschichte, sondern beynahe über jedes einzelne Ereignifs.

Osnabrück, b. Blothe: *Geschichte der Familie und Herrschaft von Volmestein.* Ein Beytrag zur Geschichte des Bauern- und Lehnwesens und der Staatsverfassung, von *Nicolaus Kindlinger.* 1801. *Erster Band.* 409 S. *Zweyter Band.* 492 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Dem ernsten Geschichtsforscher thut es wohl, wenn er unter der Menge von Schriftstellern, die mit ihren neumodischen historischen Producten auf jeder Messe zum Vorschein kommen, auch einmal einen Geschichtsforscher auftreten sieht, der mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, und mit diplomatischen Hülfsmitteln versehen, das weite Feld der Geschichtskunde gründlich bearbeitet und durch Bekanntmachung ungedruckter Urkunden, Licht und Wahrheit über den Zustand des mittlern Alters und über die Schicksale einzelner Länder zu verbreiten sucht. Zu dieser Classe gehört unstreitig der Vf. der gegenwärtigen Schrift, welche zwar zum Theil in den Jahrgängen 1797, 1798 und 1799 des Magazins für Westphalen, Stückweise eingerückt war, jetzt aber als Geschichte der Familie und Herrschaft von Vollmestein in Zusammenhang und ungleich vollständiger mit 150 bisher ungedruckten Urkunden belegt erscheint.

Der *erste Band* besteht in zwey Hauptstücken. Das *erste* desselben entwickelt die allgemeine Entstehungsgeschichte der Hn. v. Vollmestein. Der Vf. geht bis in die Zeiten Karls des Grofsen zurück und leitet ihren Ursprung aus der damaligen Staatsverfassung ab, wo jede Landgemeinde Westphalens ihren eigenen Landrichter oder Grafen hatte, dem, als eigenthümlichen Besitzer von mehrern Freyhöfen, neben dem Haerbann, auch die Justizverwaltung anvertraut wurde. Dieis ist die gewöhnliche, aber auch die sicherste, Theorie von der Entstehung der nachherigen Reichsgrafen, deren ältesten Ahnherrn im 11ten und 12ten Jahrhundert, bey dem geschwächten Ansehen der deutschen Könige, sich unvermerkt zu einer gewissen Macht emporschwangen, welche alsdann die Erblichkeit ihrer ehemaligen Reichswürde zur Folge hatte. Eben so bildete sich auch die Herrschaft Vollmestein, deren Besitzer in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in Urkunden als Landesherrn auftreten und von den Kaisern mit den Regalien beliehen wurden, wovon jedoch (nach S. 113) kein diplomatisches Zeugnifs aufzufinden ist. Nach diesen, meistens auf historischen Muthmafsungen und Analogien gegründeten Abhandlungen, geht nun der Vf. im *zweyten Hauptstück* auf die eigene Geschichte der Familie und Herrschaft Vollmestein über, deren Begebenheiten in *drey* verschiedenen *Abschnitten* vorgetragen werden. Der *erste* begreift den Zeitraum von 1134 bis zu der im J. 1324 erfolgten Zerstörung des Schlosses Vollmestein. Die Geschichtsreihe dieser Dynasten, die 1134 zum erstenmal in Urkunden vorkommen, ihre Familiengeschäfte, ihre Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs und der Erzbischöfe zu Kölln, ihre Besitzungen, Bündnisse und Fehden und zuletzt die Zerstörung ihres Wohnsitzes, sind die vorzüglichsten Gegenstände, die hier mit diplomatischer Gründlichkeit dargestellt werden. Nebenher giebt der Vf. im Texte sowohl als in den Anmerkungen

von

von der Staatsverfassung und insbesondere von dem Bauer- und Lehnwesen damaliger Zeiten manche gute Erläuterung, wodurch diese Particulargeschichte für ganz Westphalen ein bedeutendes Interesse erhält. Im 12ten Jahrhundert scheinen die Hn. v. Volmestein wohl noch zum niedern Adel gehört zu haben, indem sie in den damaligen Urkunden blofs unter den Ministerialen vorkommen, wie eben auch eine, vom Vf. nicht benutzte, Urkunde von 1182 (in den *act. Theod. palat.* T. III. p. 302) einen Gerhard Suar de Vlmutstein unter den Köllnschen Dienstmannen aufführt. Doch erscheinen sie auch zum öftern in andern Urkunden unter dem hohen Adel, und schon im J. 1191 nennt sich Heinrich sogar einen Grafen von Volmestein. Bey ihren spätern Schicksalen hätte die zweyfache Kaiserwahl Friederichs von Oesterreich und Ludwigs von Bayern nachtheiligen Einfluss auf ihren Wohlstand, weil der Dynast, Theoderich II. von Volmestein, die Parthey des ersten ergriff und dadurch zum Verlust seiner Herrschaft Gelegenheit gab. Denn nach der für K. Friedrich unglücklich ausgefallenen Schlacht bey Mühldorf (1322) wurden seine Anhänger mit Krieg überzogen und deren Länder verwüstet. Dieses Schicksal traf nun auch den Hn. v. Volmestein, dessen Bergschloss von Friedrichs Gegnern, Graf Engelbert von der Mark u. a. m. im J. 1324 erobert wurde. Dieser Unfall würde den gänzlichen Untergang der Volmesteinischen Familie nach sich gezogen haben, wenn nicht die Gemahlin des unglücklichen Theoderichs, Sophie von Rükenrod, ein beträchtliches Vermögen besessen hätte, welches sie auf ihren Sohn, Theoderich III vererbte und dadurch seine misliche Lage milderte. Von diesem Ereignifs nimmt der Vf. Gelegenheit die *Geschichte* der Ritterfamilie *v. Rükenrod* vom 12ten Jahrhundert an bis zu ihrer 1329 erfolgten Erlöschung im *zweyten Abschnitt* abzuhandeln und von ihren ansehnlichen Besitzungen und Aemtern in Westphalen manche Nachrichten zu ertheilen, die den Alterthumsforscher in Hinsicht auf die damalige Verfassung willkommen seyn müssen. Der *dritte Abschnitt* beschliefst die Geschichte der Edlen v. Volmestein vom Jahre 1324 bis 1429, wo dieses Geschlecht, welches durch den Verlust seiner Herrschaft und durch Zerrüttung seiner Finanzen, bis zum niedern Adel herabgesunken war, ausstarb. Die Herrschaft Volmestein, die Graf Engelbert von der Mark seit 1324 als Pfandschaft inne hatte, brachte derselbe 1380 von dem verschuldeten Theodorich IV an sein Haus, so, dass nur noch die rükenrodischen Güter übrig blieben, welche, nach Verlöschung der Volmesteinischen Familie, ihren Allodialerben denen von Rek zufielen.

Der *zweyte Band* dieses historischen Werks enthält einen Schatz von Urkunden, die gröfstentheils von Urschriften und alten Copialbüchern genommen sind und hier zum Erstenmal erscheinen. Sie sind mehr oder minder wichtig, je nachdem sie eines historischen Gegenstandes wegen beygelegt sind; doch weifs der Geschichtsforscher auch die, dem Anschein nach, unbedeutende Urkunde oft so zu benutzen, dass ihre Bekanntmachung für die Aufklärung in der Geschichte nicht ohne Interesse bleibt. Die Urkunden selbst fangen mit dem J. 1134 an und gehen bis 1525. Fast eine jede derselben hat der Vf. mit lehrreichen Anmerkungen bereichert, die theils die Siegelkunde und Diplomatik, theils aber auch genealogische, geographische und historische Gegenstände betreffen, wodurch der Werth und die Brauchbarkeit dieser Sammlung ungemein erhöht wird. Nur bleibt uns noch der Wunsch übrig, dass es dem Vf. hätte gefällig seyn mögen, das Urkundenbuch noch mit einem geographischen und Personenregister, die Abhandlung selbst aber mit einer Inhaltsanzeige zu versehen, um dem Leser den Gebrauch des Werks zu erleichtern.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Sommer: *Der kleine Kinderfreund.* Erzählungen in Rochowscher Manier. (Ohne Jahr.) 152 S. 12. (10 gr.)

Was sich unsre Kinderschriftsteller meist unter Kindermoral, wie sie auch hier vorgetragen wird, denken, ist bekannt; einzelne Lehre und Pflichten, durch Beyspiele der Klugheit und Tugend, so wie der Unklugheit und Untugend, versinnlicht, wobey mehr die Vortheile der Tugend als ihr innrer, davon unabhängiger Werth, mehr die Schädlichkeit als die Schändlichkeit der Unsittlichkeit und des Lasters ins Auge gefafst wird. Auch dieser kleine Kinderfreund, dessen Erzählungen leicht, faslich und dem Kindesalter von 5—8 Jahren wenigstens zum Theil angemessen sind, gehört im Ganzen unter obige Kategorie. Jeder Erzählung ist ein darauf Beziehung habender Denkvers vorgesetzt, welcher, auswendig gelernt, dem kindlichen Gemüth die in der Erzählung liegende Wahrheit tiefer einprägen soll. Recht gut; nur müssten, sollte diese Absicht erreicht werden, die Verse nicht zum Theil so kraft- und saftlos seyn wie folgender:

Gott! lafs doch lange noch die Guten leben,
Die Nahrung uns und gute Lehren geben.
Lafs ohne Schrecken uns gesund erwachen;
Und Morgen uns froh an das Frühstück machen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. April 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Gerlach: *Valeria. Ein romantiſches Gedicht in vier Geſängen.* 1803. 122 S. kl. 8. (18 gr.)

Der Stoff dieſes Gedichts iſt aus einer der neuern Novellen des Herrn *von Florian* genommen; und vermuthlich ſchöpfte ihn dieſer anmuthige Erzähler aus irgend einem italiäniſchen Original, obgleich die Ueberſchrift, *Nouvelle Italienne*, zu dieſer Vermuthung noch nicht berechtigt, und ſich nur auf die Scene der Handlung zu beziehen ſcheint. Mehrere Umſtände dieſer leicht überſehbaren Handlung ſind freylich nicht neu; die Widerſetzlichkeit des Vaters der Geliebten gegen die Verbindung derſelben mit dem Sohne eines ſeiner vormaligen Freunde, die Zwiſchenkunft eines andern ihr aufgedrungenen Liebhabers, die zärtlich gegen ihre Tochter geſinnte Mutter, die falſche Nachricht von der Untreue des im Kriege abweſenden jungen Mannes, den Valeria wirklich liebt, ihre dadurch beſtimmte Ergebung in den Willen ihres hartherzigen Vaters, die vollzogene Trauung und des vormaligen Geliebten Erſcheinung während derſelben, Valeriens hierdurch veranlaſste Krankheit, ihr vermeynter Tod, ihr Begräbniſs, ihre Wiedererſcheinung und endliche Vermälung mit ihrem Guido, dieſs alles führt Erinnerungen an ähnlichen Stoff älterer Erzählungen herbey, unter andern auch an Romeo's und Juliens bekannte Geſchichte. Aber die Manier, in welcher das Ganze bearbeitet und ausgeführt iſt, macht dennoch dieſe Erzählung überaus anziehend. Der deutſche Dichter hat ſie indeſs in ihrem geſchichtlichem Theile nur den Hauptzügen nach benutzt, und den Stoff mit aller der Zwangloſigkeit behandelt, zu welcher ihn die dichteriſche Darſtellung berechtigte. Sein Gedicht beſteht aus vier Geſängen, in achtzeiligen Stanzen; und es iſt ihm leicht nachzuſehen, daſs er von dem gewöhnlichen Versbau derſelben zuweilen abwich, wo es der Gegenſtand und der Ausdruck der Gefühle zu erfodern ſchien, weil er dabey doch den weſentlichen Geſetzen dieſer Versart und ihrem Wohllaute durchgängig treu blieb. Mehrere Stanzen haben bloſs zwey verſchieden abwechſelnde Endreime. Der ungenannte Verfaſſer machte, ſeiner Erklärung nach, hiermit den erſten Verſuch in dieſer Dichtungsart, und verſichert denſelben mit ſtreng angewandter Feile oft überarbeitet zu haben. In jeder Hinſicht iſt ihm dieſer Verſuch ſo ſehr gelungen, daſs er zu mehrern ähnlichen Arbeiten alle Aufmunterung verdient. Mit einer natürlichen Leichtigkeit des Erzählungstons, die nur ſelten durch verſchränkte Verſe und Wortfügungen unterbrochen wird, hat er vorzügliche Lebhaftigkeit der poetiſchen Darſtellung zu verbinden, und alles Leere, Müſsige und Weitſchweifige glücklich zu vermeiden gewuſst. Zur Probe wählen wir einige Stanzen des dritten Geſanges, worin der Dichter den Glauben an Ahndungen und Wiedererſcheinungen der Verſtorbenen rechtfertigt:

Ach! wenn der Seele, tief in ſich zurückgezogen,
Ein neues Licht im heil'gen Innern tagt,
Wenn kühn ihr Blick die Schöpfungen umflogen,
Die *Gegenwart* ihr als ein Regenbogen
Erſcheint, der beſſre Zeit voraus uns ſagt;
Die *Zukunft* als ein Meer, aus deſſen Wogen
Nur hier und da ein ſchroffer Felſen ragt,
Und in die *Vorzeit* ſich der Blick der Seele wagt:

Dann iſts, als wandelten in weiten Räumen
Der Vorzeit, in die Ferne hingeſpannt,
Geſtalten um ſie her, ihr längſt in manchen Träumen,
In Ahnungen, in den geheimen
Entzückungen der Sympathie bekannt.
In gränzenloſen Reichen ſonder Schranken
Begegnen ihr Empfindungen, Gedanken,
Schon vormals tief gefühlt, und ſpäter erſt benannt.

Da ſtrahlt die Hoffnung künftiger Vereinung,
Sie, die zur Tröſterin ein mild Geſchick uns gab,
Hell, wie der Morgenſtern auf eines Frommen Grab,
Troſt in der Seele Nacht herab!
Die Fantaſie, die gern den morſchen Pilgerſtab
Mit Roſen kränzt, beſtärkt in uns die Meynung
Vom frohen Wiederſehn in lieblicher Erſcheinung;
Sie trocknet uns der Wehmuth Thränen ab.

Das Gedicht ſchlieſst mit folgenden Zeilen:

Heil dir, Valeria! durch düſtre Todeshallen
Drangſt du zum Hochgenuſs der ächten Freuden ein!
Dir ward der Tod — was er den Guten allen
Einſt iſt: ein Uebergang zu einem beſſern Seyn!

Berlin, b. Quien: *Dionyſiaka.* Eine Sammlung von Schauſpielen von *Friedrich Rambach. Erſter Band.* 1802. 314 S. 8. (20 gr.)

Einem Theile des Publicums ſind die in dieſem erſten Bande enthaltenen Schauſpiele ſchon durch die Vorſtellung bekannt. Das erſte: *die alte Livree*, oder, *die Zwillingsbrüder vom Lande*, iſt eine Nachahmung, oder vielmehr gröſstentheils Ueberſetzung der *Jumeaux de Bergame* von *Florian*. Was der Vf. von ſeinem

nem Eigenen hinzugethan hat, scheint so wenig Verschönerung des Originals zu seyn, dass dadurch vielmehr der rasche Gang der Handlung verzögert, und die in jenem oft selbst durch die Kürze beförderte Naivetät des Dialogs meistens in ihrer Wirkung geschwächt wird. Auch da, wo der Vf. blos übersetzte, gieng manche kleine Schönheit verloren. Im Originale sind die beiden Zwillingsbrüder durch die Maske des Arlequins, welche beide tragen, noch leichter zu verwechseln; unser Vf. hat dies durch die alte Livree zu ersetzen geglaubt, die der abgehende Bediente seinem Bruder zugeschickt hat, der in seine Stelle kommen soll. Den eingemischten Gesängen fehlt es an Florian's kunstloser Leichtigkeit. In der Serenade, die der jüngere Arlequin (S. 13. ff.) der Rosette bringt, ist z. B. das letzte Couplet:

Pourquoi veux-tu que ma bouche répete,
Le doux ferment dont mon coeur est lié?
Regarde-toi, ma charmante Rosette,
Et tu verras s'il peut être oublié.

Poetischer singt der deutsche Hans Müller:

Was forderst du, dass ich noch einmal sage,
Was ich auf ewig *mir* versprach?
Wenn *ich* den Blick zu dir, o Mädchen, wage,
So sprech' ich meine Schwüre nach.

Das zweyte Stück, *der Scheintodte*, gleichfalls ein Lustspiel, ist nach dem Französischen des *Andrieux*, und drey Akte sind bey dieser Nachbildung in Einen verschmolzen. Obgleich Rec. das französische Schauspiel nicht kennt, so glaubt er doch gern, dass es bey dieser Verkürzung eher gewonnen als verloren habe. Auch scheint der eigene Antheil Hn. *R's.* an diesem Stücke nicht unbedeutend zu seyn, und sich nicht blos auf die Verlegung der Scene nach Leipzig, und auf andere Lokalumstände einzuschränken. Handlung und Dialog haben einen raschen und leichten Gang; das Unwahrscheinliche einzelner Vorgänge vergisst man darüber. In Berlin und Hamburg hat man dies Nachspiel nicht ohne Beyfall auf die Bühne gebracht. — Zu dem Schauspiele, der *Reiherbusch*, in fünf Aufzügen, fand der Vf. den Stoff in einer Anekdote, die aber nur einige Umstände der hier erweiterten, und doch wohl zu weitschichtig ausgesponnenen Handlung enthielt. Wider die Einheit derselben liesse sich Manches erinnern; das Interesse ist zu sehr vertheilt, obgleich alles so ziemlich einträchtig auf einen Hauptpunkt hinzielt. Mit dem vierten Akte hätte das Stück schliessen können; denn der fünfte ist mehr Fortsetzung als Bedürfniss der Handlung; und der Adjutant, der diesen neuen Knoten geschürzt hat, erscheint auf einmal in einem neuen und auf jeden Fall ziemlich zweydeutigen Lichte. Uebrigens ist dies auf mehrern Bühnen gespielte Stück, an dem auch der Vf. den meisten eigenen Antheil hat, nicht ohne Verdienst, besonders von Seiten des Dialogs und der oft mit vieler Wahrheit und Kraft darin geäusserten edeln Gesinnungen. Im Ausdrucke dieser letztern ist der Vf. überhaupt glücklicher, als in der eigentlichen Charakterschilderung, bey der es freylich auf etwas mehr ankömmt, als bey der Anlage wirksamer Situationen und beym Ausdrucke der dadurch erregten Gefühle.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Obré: *Lettres sur Constantinople*, de M. L'Abbé *Sevin*, écrites pendant son séjour dans cette ville, au Comte de *Caylus*; suivies de plusieurs Lettres de *M. Peyssonel* et d'autres Savans, écrites au même, contenant des détails curieux sur l'Empire ottoman: On y a joint la relation du Consulat de M. *Anquetil* à Surate, adressée à M. de *Vergennes*; un Mémoire du savant *Beseki* sur le Calendrier de l'Interieur de l'Inde, revu par *Jer. Lalande*. Le tout imprimé sur les Originaux inédits, et revu par M. l'Abbé *Bourlet de Vaux-celles*. 1802. XVI. u. 452 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ungeachtet der Titel weitläuftig genug ist: so erschöpft er den Inhalt des Werkes doch nicht, wie aus unserer Anzeige erhellen wird. Im J. 1728 wurden der Abbé *Sevin* und der Abbé *Fourmont* von ihrer Regierung nach Constantinopel geschickt, um dort, wo möglich, in das Innere der Bibliothek des Grosherrn einzudringen, welche die Sage zur Bibliothek der alten griechischen Kaiser machte, die, seit Eroberung von Constantinopel, auf ausdrücklichen Befehl Muhamet II. aufbewahrt worden. Da alle an Ort und Stelle angestellte Untersuchungen dahin führten, dass jene alte Bibliothek vernichtet sey, die gegenwärtige aber keine griechischen und lateinischen Handschriften enthalte: so suchte man wenigstens auf andern Wegen wichtige Handschriften auf; *Fourmont* wurde nach Morea und nach Attica geschickt; und wenn er gleich keine Beute an Handschriften fand: so brachte er desto mehr Münzen und Inschriften mit; *Sevin* hingegen sammelte im Orient über 600 Handschriften für die Königl. Bibliothek in Paris, von welchen ein aus den *Mémoires de l'Acad. des Inscr.* T. 7. auszugsweise mitgetheilter Aufsatz S. 24. ff. handelt. Ueber dieselben Gegenstände verbreiten sich die von *Sevin* an Caylus aus Constantinopel geschriebenen vier Briefe, oder vielmehr der letzte; denn die andern enthalten weniger Nachrichten von literarischen Gegenständen, als allerley kleine Bemerkungen und Anekdoten, *Bagatelles*, wie sie Caylus, der mehr antiquarische Nachrichten wünschen mochte, nannte, die sich doch eben gut lesen, wie die Schilderung eines Aufzugs des Agouanischen Gesandten, der mit dem Aufzug einer Zigeuner-Horde S. 11. ff. verglichen wird; der Hunde-Krieg S. 13. und S. 8. der Inhalt eines in Constantinopel aufgeführten Stücks, das ein Mimus genannt zu werden verdiente. „Der Held des Stücks heisst *Caragus*, der mit allen Insignien des Gottes von Lampsacus auf der Bühne erscheint. Er vermählt sich im ersten Aufzug, und vollbringt das eheliche Werk in Gegenwart der ehrbaren Versammlung. Im zweyten Aufzug gebiert sein Weib, und das Kind hält auf der

Stel-

Stelle ein sehr unflätiges Gespräch mit seinem Vater. Im dritten Aufzug wird Carragus ein Derwisch; gleich nachdem er Profess gethan, kommt ein furchtbarer Drache, der ihn und den ganzen Orden verschlingt. Endlich, da das Ungeheuer ein so schlechtes Mahl nicht verdauen kann, giebt es die Mönche, einen nach dem andern, wieder von sich. Dies ist das Ende des Stücks." Auf die Briefe von *Sevin* folgen Briefe verschiedener Reisenden an Caylus. Lehrreich ist *Lironcourt's* Schreiben aus Cairo 1749, worin die Wichtigkeit der Reisen nach Aegypten in wissenschaftlicher Hinsicht auseinandergesetzt, und ein Plan für Reisende in Ober-Aegypten entworfen wird. S. 43. „Die Reise ist nicht gefährlich für die Gesundheit. Die Luft ist in ganz Aegypten vortrefflich und wird immer besser, je höher man hinauf kommt. Die Reisenden müssen nur keine schwache Brust haben. Die Brust und die Augen sind hier die einzigen Dinge, für die man zu fürchten hat. Ich rede nicht von der Pest, gegen die man sich durch die bekannten Vorkehrungen verwahrt." Ein gewisser *Legrand* ertheilt aus Cairo Nachrichten über das ägyptische Natrum, die aber nicht befriedigen. Von dem Gesandtschaftssecretär *Peyssonel* in Constantinopel und seinem Sohn kommen einige Briefe vor. Der Vater hatte über einem Thore von Nicäa zwey antike Colossal-Köpfe des Hercules mit ausgehölten Augen und nachher noch einen Marmorkopf mit offenbar absichtlich und künstlich eben so gebildeten Augen gefunden, worüber er dem Gr. Caylus S. 58. ff. seine Meynung mittheilt. „Ich vermuthe, der Künstler hat seinem Bild dadurch mehr Lebhaftigkeit und Seele geben wollen; denn das Helldunkel, welches das Hohle der Augen, von der Tiefe eines Zolles, hervorbringt, stellt das Schwarze des Augapfels im Gegensatz des Weissen im Auge, gut dar. — Ich denke daher, dass die beiden Colossalköpfe von Nicäa, so wie der dritte, absichtlich so eingerichtet sind, um so mehr, da ihre Grösse voraussetzen lässt, dass sie so gestellt waren, dass man sie nur aus einer beträchtlichen Entfernung sah, von wo das Hohle der Augen die angegebene Wirkung desto leichter hervorbringen konnte. — Die Bildhauer jener Zeit rundeten überhaupt ab, was man von dem Augapfel sieht. Man findet selten Bildsäulen, in deren Augen der Bildhauer den Apfel ausgedrückt hätte; aber ich weiss nicht, ob man schon ein Beyspiel von diesem optischen Spiel und von diesem Helldunkel gesehen hat, welches die Höhlung eines Auges hervorbringt, das so aussieht, als habe man den Apfel herausgerissen, um ein Glasauge einzusetzen; um so mehr, als, bey diesem Kopfe, die Umrisse der Augenlieder gut gehalten und ausgedrückt sind, so dass man nicht voraussetzen kann, der Künstler habe einen Orest (Oedipus?) oder Homer oder einen andern Unglücklichen des Alterthums ausdrücken wollen, der der Augen beraubt worden. Man kann auch nicht annehmen, dass der Marmor eine Theatermaske vorstelle; denn man hat bemerkt, dass Masken nie einen Hals haben; aber dieser Kopf hat einen und zwar einen starken, wie der des Hercules ist." Ohne sich auf diese Feinheiten einzulassen, antwortet Caylus S. 70. ff.: „Die griechischen Künstler und die neuern guten Bildhauer haben nie den Augapfel ausgedrückt, dieser Theil ist der glätteste von allen Theilen des Körpers und kann nur vom Maler mit Wahrheit ausgedrückt werden. Ausserdem scheint es mir ein Vortheil für den Bildhauer, dass er dem Zuschauer das Vergnügen lässt, den Augen selbst den Blick zu geben, den er bewundert, die Haltung und Bewegung, welche ihn die andern Theile denken lassen; es ist ein *Sous-entendu*, wenn sie wollen; aber es hat vielleicht eine grössere Feinheit in der Kunst, und noch mehr anziehendes als in der Unterhaltung." Der jüngere *Peyssonel* giebt unter andern Nachricht über ein von ihm schon grösstentheils in Creta ausgearbeitetes Werk, die Geschichte dieser Insel umfassend, dessen Vollendung und Erscheinung durch seine Zurückberufung gehemmt worden zu seyn scheint. Unter andern Antiken, von denen er Nachricht giebt, wird einer Bildsäule der Julia Mammaea, auf deren Kopf man das natürliche Haar sehr deutlich von dem künstlichen oder einer Haartour unterscheidet S. 85. ff., gedacht, und S. 90. mit einer ganz ähnlichen Büste der Mammaea in dem *Recueil des antiquités de Venise* verglichen. Man weiss, z. B. aus Nicolai's Schrift über die Perücken, dass in Potsdam eine antike Bildsäule mit einer Haartour ist, die man abnehmen kann. Ein paar Briefe vom Baumeister *Leroy* können wir übergehen, da ihr Inhalt dem Wesentlichen nach aus des Vfs. *Ruines de la Grèce* bekannt ist. Angehängt ist ein Aufsatz der von Bonaparte nach Morea abgeschickten Corsen (*Stephanopoli*) über ihre Landsleute, die *Mainotten*, welche sehr ins Schöne gemalt sind, wie bereits *Manso* in seiner Schulschrift über die Mainotten 1801 gezeigt hat. (S. A. L. Z. 1802. Nr. 85.)

So weit die Briefe. Den grösern Theil des Buches füllen Actenstücke anderer Art aus; zuerst ein geschichtlicher Bericht von *Anquetil de Briancourt* über sein in Surate geführtes Consulat, an den Minister Vergennes. Er enthält eine Schilderung der politischen und Kriegs-Ereignisse seiner Zeit und des Handels von Surate; die Unternehmungen der Engländer gegen die Maratten; den tapfern Widerstand von Surate gegen die Angriffe der Engländer und den endlichen Fall dieser Stadt 1778; die besondern Schicksale des Consuls und seine Gefangenschaft. Dazu gehört noch eine Urkunde über die der französischen Nation vom Grofs-Mogul Aureng-Zeb ertheilten Privilegien. Das nächste Stück ist eine Uebersetzung der ersten und eines Theils der zweyten Reise von *Paterson* ins Innere von Afrika, die sich im Nachlass eines französischen Naturforschers gefunden, und die man des Abdrucks für würdig gehalten hat, ungeachtet schon eine französische Uebersetzung 1790 davon vorhanden ist. Darauf folgt ein Aufsatz eines Missionar *Beschi* über den Kalender der Indier, den er zum Besten der Ausländer, die in Indien reisen und dort Verhältnisse haben, entworfen hat. In einem Anhang wird noch ein Bruchstück aus der Beschrei-

schreibung einer Reise gegeben, die *Caylus* als Jüngling 1716 in die Levante gemacht hat. Die Beschreibung von Constantinopel ist ausgehoben, die für uns nichts Neues enthält. Den Beschluss macht ein Elogium der Gräfin *Caylus* von *Rémond* und ein Trauerbrief über dieselbe vom Abbé *Conti*. Man sieht, der Inhalt dieses ganzen Buchs ist so mannigfaltig als der Werth der einzelnen Aufsätze verschieden. Es ist sehr lobenswerth, dass man in Frankreich wetteifert, den literarischen Nachlass berühmter Männer der Vergessenheit zu entreissen; nur müsste man durch sorgfältigern Scheidungsprocess das Bedeutende von dem Unwichtigen sondern.

1) Weissenfels u. Leipzig, in d. Böseschen Buchh.: *Bruchstücke* oder die verlorne Brieftasche eines reisenden Schriftstellers. 1803. 174 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendas. b. Ebendems.: *Unterhaltungen* für trübe und heitere Stunden. 1803. VI. u. 227 S. 8. (15 gr.)

In Nr. 1., einem Allerley von Erzählungen, Maximen, Betrachtungen über Welt und Leben, ist vielleicht die erste Erzählung: *Trennung und Wiedersehen*, die gefälligste. Gegen den Charakter einer ernsten und sittlichen Stimmung, der mehrern Stücken aufgedrückt ist, stechen sehr die Aufsätze Nr. 5. 6. ab; der erste, ein Dialog über einen Traum, ist eine flache Posse; der andere: *der wahre Philosoph*, enthält schlüpfrige Scenen, auf eine sehr gemeine Art ausgedrückt. In den Bemerkungen über verschiedene Arten von Reisen, und über die drey Charaktere der Mädchen kommt einiges gutgedachte und gut gesagte vor. Am Schluss steht: Ende des ersten Bändchens.

Ob wohl Nr. 2. denselben oder dieselben Urheber hat? Die Aufsätze dieser Sammlung machen auf keine mehr als flüchtige Unterhaltung, auf keine Originalität Anspruch, aber man wird sie nicht ohne die Empfindung einiger ganz angenehm damit verbrachten Stunden aus der Hand legen. Die *Erinnerungen aus der Lectüre meiner Jugendzeit* enthalten eine, hier unvollendet abgebrochene, Feengeschichte, dergleichen der Vf. in einer Bibliothek seines Oheims als Knabe gelesen zu haben vorgiebt. Eine Anzahl komischer Schilderungen, nach einem alten Buch: *Aventures amoureuses et galantes* bearbeitet, sind zum Theil drollicht genug. Für die ernstere Unterhaltung ist mehr durch eine Uebersetzung von Poggi's merkwürdigem Schreiben an Leonardo von Arezzo über die Anklage, Vertheidigung, Vorurtheilung und Hinrichtung des Hieronymus von Prag, und durch die briefliche Schilderung Lorenzo Medicis auf seinem Todbette, von Angelo Poliziani gesorgt. Auch bey diesem Buch wird am Ende ein zweytes Bändchen versprochen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens*, welcher alle Vortheile der Oefen und Kamine in sich vereinigt, für jeden Brennstoff anwendbar, und in Rücksicht auf Bequemlichkeit und Gesundheit sehr empfehlungswürdig ist. Eine Erfindung des berühmten Dr. *Franklin*. Vervollkommnet und gezeichnet von *Boreux*, Architekt und Ingenieur. 1803. 8 S. gr. 4. m. K. So viel es ohne Zeichnung möglich ist, wird man sich von diesem ganz einfachen Ofen aus folgender kurzen Beschreibung einen Begriff machen können. Da, wo die Stube durch eine Feuermauer von einem Kamine geschieden wird, macht man etwa 2½ Fuss hoch über dem Boden der Stube eine Oeffnung in den Kamin, und nun wird ein etwa 3 Fuss hoher eiserner Ofen so angerückt, dass er mit der hintern Wand noch etwas in die Mauer hineinsticht. Dieser Ofen hat eine doppelte hintere Wand, so dass beide hintere Wände ein paar starke Finger breit von einander abstehen. Aus dem Ofen geht zu oberst an der hintern Seite eine Oeffnung, welche auf die in der Feuermauer durchgebrochene Oeffnung passt, doch so dass der zwischen den beiden hintern Wänden verschlossene Raum hierdurch in keine Communication mit dem inneren Ofenraum gebracht wird. Dagegen wird eben dieser verschlossene, vom Vordertheil des Ofens abgesonderte Raum, oben durch eine Seitenöffnung mit der Stube, und unten durch eine Seitenöffnung und angesetzte Röhre mit der freyen Luft ausser dem Hause in Communication gebracht. Der Ofen ist übrigens mit einem Rost versehen. Indem nun Feuer über dem Rost angeschürt wird, wovon der Rauch und andere zum Brennen untauglich gewordene Stoffe durch die obere Kaminöffnung abziehen, wird die vordere von den beiden Hinterwänden des Ofens stark erhitzt, und hiermit zugleich die Temperatur der zwischen den beiden Hinterwänden des Ofens befindlichen Luft beträchtlich erhöht; diese erhitzte Luft strömt daher oben in die Stube, und neue kalte Luft folgt von aussen durch die untere Oeffnung wieder nach, die dann in jenem Raume sogleich wieder erhitzt wird, so dass hierdurch beständig frische gesunde Luft in hohen Grade erwärmt in die Stube einströmt, wogegen verdorbene Luft aus der Stube durch den Ofen in den Kamin beständig abzieht. Was nun Hr. *Boreux* von der Güte dieses Ofens in Bezug auf die Gesundheit rühmt, ist völlig gegründet. Aber in Bezug auf den Namen eines Sparofens hat er sehr auffallende Mängel, und es lässt sich von ihm nichts weiter behaupten, als dass durch das an der hintern Seite angebrachte Behältniss zwischen den beiden eisernen Wänden, die mit den Kaminöfen unzertrennlich verbundene Feuerverschwendung ansehnlich vermindert werde. Der offene Weg des Feuers zur Kaminöffnung ist der Weg zur Verschwendung. Diesem Strome wird hier kein Hinderniss entgegengesetzt; es geschieht weiter nichts, als dass man die auf diesem Wege der Verschwendung vorüber eilenden Feuertheile, anstatt sie auf dem Wege der Sparsamkeit zum Ziele zu leiten, nur nöthigt, wenigstens auf dieser Flucht noch ein gutes Werk auszuüben. Diess besteht in der Erwärmung der durch das hintere Behältniss in die Stube einströmenden Luft. Der Vf. will zehn Jahre lang mit diesem Ofen sein Wohnzimmer (im Dache des höchsten Hauses zu Dinant an der Maas, das den Nord- und Westwinden ausgesetzt war!) Tag und Nacht *auch in den strengsten Wintern* jährlich mit 1 Klafter Holz warm erhalten haben; das Zimmer war 10 Fuss breit und 30 (dreyssig!) Fuss lang! Den Deutschen sollte man so etwas nicht versagen wollen, wenigstens nicht Glauben bey ihm zu finden hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. April 1803.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

CALCUTTA u. LONDON, b. Wilson u. Comp.: *The Persian Moonshee*, by *Francis Gladwin*, Esq. 1801. 106 einfache, 74 doppelte und 82 einfache Seiten. 4.

Die entscheidendste Empfehlung der persischen Sprachkunde und folglich auch eines solchen Hülfsmittel für dieselbe ist das vorangesetzte Decret des Bengalischen General-Gouverneurs vom 21. Dec. 1798, dass nach dem 1. Jan. 1801 niemand in die Dienste der ostindischen Compagnie in jenen Gegenden aufgenommen werden solle, der nicht zuvor in einem Examen hinreichende Bekanntschaft mit den dortigen Gesetzen und Verordnungen und mit den verschiedenen einheimischen Sprachen, welche auf seine Amtsführung Einfluss haben können, bewiesen habe. Deswegen wurde auch das gegenwärtige Werk an Ort und Stelle vornehmlich für diejenigen bearbeitet, welche um der Bedürfnisse des täglichen Verkehrs willen das Persische lernen wollen. Im ersten, dem grammatikalischen, Theil giebt der Vf. S. 5—19. in dieser Absicht ein vollständiges Syllabarium, um ordentlich buchstabieren zu lernen; hierauf folgen 13 Kupfertafeln, zur Uebung im Nachmalen der persischen Hauptzüge. Die Regeln von Pronomen, Nomen und Verbum sind in möglichster Einfachheit gegeben, und überall durch Paradigmen deutlich gemacht, auch die Namen der Zahlen, Monate etc. angehängt. Von S. 81—92. folgt in Kupfer gestochen der *Pundnameh von Sady* (Sadi's Sittenbüchlein) mit einer englischen Uebersetzung. Ganz der morgenländische Gnomen-Stil, dessen Unterscheidung von der Prose in einzelnen, oft auffallend metaphorischen Vergleichungen, in der Kürze der Sätze und Gegensätze, auch im Wohlklang der gewählten Worte und Endreime besteht. Leider aber ist ein glänzender Einfall meist von mehreren bloss schleppenden Zeilen umgeben, fast wie wenn jedesmal die schwere Ausgeburt eine Entkräftung zur Folge gehabt hätte. Wir wollen aus diesen leeren und sehr entbehrlichen Umgebungen einiges herausheben, was der Morgenländer als die „Perlen der Rede" ansieht.

Freygebigkeit ist die Tinctur, das Kupfer des Mangels in Geld zu verwandeln.

Demüthig ist der wahre Weise. Ein Zweig, je mehr er von Früchten voll ist, senkt sein Haupt zur Erde herab.

Wen der *Uebermuth* an der Hand führt, der fällt, so lang er ist, in die Grube. Für den Uebermuth bezahlt das Unglück die Zinse.

Um *Kenntnisse zu gewinnen*, verzehre dich selbst wie ein Licht. Suche den Umgang deines Todfeindes, wenn er weise ist, lieber, als den eines unwissenden Freundes. Die Köpfe der Unwissenden sind wie an den Flaschen die Stöpsel.

Dein Reich besteht, wenn du die *Gerechtigkeit* zur Mitregentin erhebst. Wünschest du ein Monument? Die Welt hat keinen besseren Baumeister als die Gerechtigkeit.

Tyranney ist der Herbstwind für das Paradies der Erde. Seufzer der Unterdrückten sind so heiss, dass sie Land und Meer in Flammen setzen können.

O mein Herz! erwirbst du *Zufriedenheit*: so bist du Monarch im Reiche der Ruhe. Bist du nicht reich: so bist du steuerfrey.

Umzingelt dich die Schlange der Kargheit: so hüte dich vor Vergiftung aus dem Becher des *Geizes*. Wirst du Sklave der Habsucht: so hast du die Früchte des Lebens dem Sturm hingegeben. Besässest du Karuns Reichthümer, du würdest wie ein Wolf immer nur auf Beute lauern, wie ein Esel unter der Last der Arbeit erliegen.

Die Rose der *Wahrhaftigkeit* ist ohne Dornen (?).

Geduld hat den Schlüssel zum Thor der Hoffnung. Sie, ist die Eroberin dessen, was du begehrst.

Blick auf, o Mensch, zu diesem Gewölbe von Purpur und Gold. Es steht fest ohne Säulen und helle Fackeln leuchten darin! Hienieden aber macht das Schicksal dich zum Nachtwächter, jenen zum König etc. Doch schnell eilt dieses Leben zum Ende.

Gute Früchte wachsen nicht aus schlechter Aussaat. Nichts ist in der Welt so gut, dass nicht das schlimme daraus erwachsen könnte.

Hänge dein Herz nicht an diese Erdenwohnung. Die frischen Winde, welche dich erquicken, treiben auch Wolken herbey und Regen.

Dieses möchten so ziemlich die Perlen alle seyn, welche der berühmte Sadi in seinem Sittengedicht auf 10 Seiten zerstreut hat. Immer mag man sich der Ausbeute des morgenländischen Genius freuen, wenn sie ausgewählt ist. Aber, im Ganzen betrachtet kann sie nur der, welchem das Fremde als fremd und als ein mühsamer Erwerb desto theurer ist, für Reichthum erklären.

S. 93—104. sind Aufschriften von Firmans, Briefen, Contracten etc. Formulare von Wechseln, Klageschriften u. dgl. S. 106. 7. Proben arabischer Kaligraphie in Kupfer gestochen. Erwünschte Uebungsstücke auch für Gelehrte, die von Manuscripten entfernt leben.

Der zweyte Theil enthält zuerst 76 persisch-englische Erzählungen im leichten Stil, doch schon ohne Vocalzeichen. Die meisten drehen sich um irgend einen Zug von Schlauheit oder Witz. Ob sie alle von orientalischer Erfindung seyen, kann Rec. nicht bestim-

stimmen. Die 13te enthält eben das Urtheil, durch welches der Knoten in Shakespears Juden von Venedig gelöst wird. S. 30—42. folgen Nachrichten über alte Philosophen, von Emir Khowend Schach. Von griechischen, persischen etc. Weltweisen wird irgend eine moralische Geschichte, gleichsam als ihr Symbolum, erzählt. Die Geschichte der Philosophie kann nichts dadurch gewinnen. Wohl aber sieht man (z. B. in der Erzählung von Sokrates Tod) wie der Orientale, auch wenn er zu einer Nachricht einen fremden, historischen Stoff hat, alles in seine Localitäten und Ansichten travestirt. Von Plato, welcher am meisten gepriesen wird, ist als sein letztes Wort angegeben: Ich kam in die Welt durch Zwang, lebte in ihr unter Wundern, und gehe ab mit Abscheu. Dieß nur weiss ich am besten, dass ich nichts weiss! — Die beiden letzten sind Saufertes (?), welchen ein Schüler von Aristoteles gewesen seyn soll, und Abu zer Jemeher, „der gröste Philosoph unter Nusschirwan," dessen Vizier er gewesen seyn soll. Die Auswahl dieses Bruchstücks philosophischer Legenden möchte in jeder Rücksicht das am wenigsten Zweckmäßige seyn. S. 44. bis 77. geben historische, ächt orientalische Nachrichten von Eigenthümlichkeiten in dem Betragen, der Hofetiquette, den Regierungsgeschäften, Reisen, Jagden etc. des Sultan Schah Jehan. Diese ganze Tagesordnung des Schah ist, auch abgesehen von dem blossen Zweck der Sprachkunde, leicht das interessanteste und sonderbarste Stück der Sammlung.

Der dritte Theil ist für den Zweck des Vfs. der nützlichste. Er giebt persisch-englische Gespräche über Gegenstände des täglichen Lebens. Nach all diesem aber unterliess es die englische Religiosität oder vielmehr die bey dem Engländer charakteristische Kirchenanhänglichkeit nicht, drey Kapitel aus dem Evang. des Matthäus anzuhängen, sogar neu aus dem Griechischen übersetzt durch *Will. Chambers*, Esq. und überdiess mit Anmerkungen zu einer — gelehrten — Rechtfertigung der Uebersetzung versehen, was επιουσιον und καρφος und τριβολος bedeute. Die Gottseligkeit ist unstreitig in allen Dingen gut. Aber die Gottesdienstlichkeit schärft, wie man auch aus diesem Beyspiel sieht, nicht immer den so nöthigen Sinn für das Passende und Zweckmäßige. Hr. *Ch.* hat hier unstreitig auch „zur Unzeit" Gutes thun wollen. Das beste in seinen Anmerkungen ist S. 80. 81. ein Excerpt aus mehrern persischen Lexicographen über die Bedeutung des Worts خسك τριβολος, welches auch von eisernen Fussangeln, die man dem Feinde in den Weg wirft, gebraucht wird. Auch die mehrmals und schon S. 4. vorkommende Bemerkung wollen wir nicht übergehen, dass nicht nur der Ausländer äusserst schwer oder gar nicht die verwandten Laute, wie ص und س, ذ und ز u. dgl. richtig aussprechen lerne, sondern dass selbst der Perser die aus dem Arabischen blos für Worte von arabischem Ursprung aufgenommenen Buchstaben ث ح ض ط ظ ع غ selten so ausspreche, wie der Araber genau es erfodert.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cöln, b. Hammer: *Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur.* Nebst Bruchstücken aus einer Handschrift. 1803. 415 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Was *Herder* in der *Adraslea* Nr. 3. sagt: „Wir Deutsche gehen mit Stammbüchern unter die Sprüche und Maximen Anderer uns erbittend, so im Leben, so in der Literatur bey jedem Anlass" — das mag immerhin von den meisten unserer Sentenzen-Sammlungen gelten, auf das vorliegende Werk ist es gewiss nicht anwendbar. Alles müsste Rec. trügen, oder diese *Betrachtungen und Gedanken* sind das Werk eines berühmten deutschen Originalschriftstellers, der sich selbst durch seine Aeusserungen über *Russland* und durch die angehängten Fragmente aus einer *Handschrift* für jeden Kenner seiner frühern Werke hinlänglich charakterisirt zu haben scheint. Weit entfernt, eine sogenannte Blumenlese, eine gewöhnliche Compilation aus hundert andern Werken zu liefern, theilt er uns hier nichts, als die Resultate seiner eigenen Beobachtungen und seines eigenen Nachdenkens mit, in denen der Mann von grosser Welt- und Menschenkenntniss, der scharfsinnige Denker, und der originelle Schriftsteller unverkennbar ist. Mag er auch hier und da diesem zu kühn, jenem zu paradox, einem andern nicht immer ganz neu erscheinen, mag er in seinen politischen Urtheilen bisweilen zu hart, in seinen literarischen dann und wann vielleicht zu einseitig seyn; mag er endlich der Stärke und der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, bisweilen die *Feinheit* und die Schicklichkeit desselben aufgeopfert haben (z. B. S. 1. 53. 64. 100. 240. u. s. w.), sein Werk enthält dennoch einen Schatz von neuen, grossen, erhabenen, begeisternden, überraschenden, und vortrefflich gesagten Gedanken, den man in wenig Büchern von diesem Umfange wiederfinden wird.

So bunt nun auch immer die Mischung derselben seyn mag: so lassen sie sich doch sehr leicht in *politische*, *philosophisch-moralische*, und *literarische* unterscheiden. Von allen dreyen mögen hier einige Proben stehn. I. *Politische.* S. 14. Der fanatisch royalistische Schriftsteller ist mir eben so verhasst, als der fanatisch-democratische. Gewöhnlich vertheidigt der erste einen sultanischen Despotismus, und schadet einer guten Sache; der andere baut ohne Grund, und thut dasselbe. Beide sind nun ausser der Zeit. Der *erste* suche nur von dem Aeussern des *zweyten* etwas Gefälligeres und Gesetzlicheres anzunehmen: so wird alles recht gut gehen. Düstre, stolze Tapeten-Könige aus der spanisch-österreichischen Zeit sind jetzt nur für das Theater gut. Wir wollen jetzt *Menschen* unter der Krone sehen, und zeigen sie sich so — wer wagte aufzustehen, und ein freches Wort zu sagen? S. 30. Wollte man die meisten Staaten den gallischen Entwickelungen, *so weit sie nützlich sind, und seyn können*, näher bringen so müsste man das übriggebliebene des Feudalsystems nach und nach ausrotten;

ten; wollte man *Rufsland* den übrigen europäischen näher bringen: so müfste man das Gegentheil thun, man müfste das Feudalsyftem, in der beften Art, nach und nach einzuführen fuchen, damit diefer Staat den Kreis der andern durchlaufen könne. S. 38—50. *Ueber Kaifer Alexander den erften.* Vortreffliche Ideen, vortrefflich gefagt, um diefes einzigen Aufsatzes willen wäre das Buch des Ankaufs werth. — Hier nur der Schlufs. — „Ich habe nie über einen Regenten ein Wort geschrieben, nie einem geschmeichelt; werde ich es nun nach meiner Erfahrung, in meinen Jahren, gegen den zu thun wagen, den ich für den Edelften der jetzt Lebenden feines Standes halte? Und warum follte ich nicht fagen: *den ich liebe*? — Ich danke dem fchönen Genius, der jetzt *fo menfchlich gut* über Rufsland herrfcht, oder beffer und wahrer, der es zu edlen Zwecken leitet, ich danke ihm den reinften Genufs meines Geiftes, im ftillen Befchauen feines Wirkens, und Er ift der einzige Regent, deffen *Gefchichtfchreiber* ich feyn will, wenn ich fo lange lebe, bis das Werk, das Er begonnen, etwas vollendeter da fteht. Mein Glaube an feinen Geift, und fein Herz ift fo feft, dafs ich überzeugt bin, ich werde dann nur nöthig haben, alles oben Gefagte durch eine Reihe fchöner, weifer und zweckmäfsiger Thaten zu belegen." Als Gegenftück dazu lefe man S. 128. was der Vf. über Defpotie und Defpotomanie fagt. II. *Philofophifch-moraliftche.* S. 3. Wenn ich auch die höchfte und dünnfte Stufe der fkeptifchen Leiter beftiegen habe: fo führt mich immer die *Poefie* (im hohen Sinne des Worts) einige Stufen abwärts. Sie beweift den moralifchen Sinn im Menfchen, und diefe fchaffende, erhebende, befeligende Kraft konnte nur aus ihm entfpringen. Alle Virtuofität, die Tugend felbft ift Poefie, und wird nur von den fanften, glänzenden Fittigen derfelben emporgetragen, und gehalten; auch beweift der Lohn, den beide in der Welt finden, ihre nahe Verwandtfchaft. S. 8. Bey keinem Volke hat die fchöne und täufchende Idee von immer fteigender Veredlung des Menfchengefchlechts mehr gläubige Anhänger und Verehrer gefunden, als bey den Deutfchen. Vielleicht darum, weil fie noch das moralifch befte Volk unter den cultivirten Völkern unferer Erde find. Wer wird es nun einem edlen Manne verargen, oder feinen Glauben zu nah' an die widerfprechende Erfahrung halten, wenn er diefen durch fchöne dichterifche Blicke und platonifche Gedanken zu befördern fucht? Sein Glaube entfpringt aus feinem Herzen, und hoffentlich auch aus dem Herzen feines Volks, und ift mit jener Poefie verwandt, von welcher ich oben fprach. S. 187. Wenn plötzlich das Wefen aller Wefen den dicken dunkeln Vorhang wegzöge, der uns feine Geheimniffe verbirgt, ich glaube, die Auflöfung derfelben würde fo einfach erhaben feyn, dafs das Menfchengefchlecht vor Bewunderung erftärrte. Ein recht kek vernünftelnder Philofoph würde vielleicht ärgerlich ausrufen: Ift es nur das? Und der Freche würde mit diefen Worten, ohne es zu wollen, das Höchfte gefagt haben. III. *Literarifche* S. 94. *Diderot* hat gezeigt, wie man über äfthetifche Gegenftände fchreiben mufs. Er entwickelt uns die tiefften Geheimniffe der Kunft fo klar und deutlich, dafs fie jeder verfteht, und fich jeder ihrer erfreuen kann. Das *deutfche, fchwerfällige, fyftematifche, mit Terminologie belaftete, auf Stelzen gehende, philofophifch-äfthetifche Gewäfch*, der auf dunftender Kohlengluth aufgewärmte Enthufiasmus, womit fie es nicht vergulden, fondern verkupfern, ift von allem deutfchen Gewäfch das unerträglichfte für einen Mann, der an Klarheit gewöhnt ift. Diderot hat ihnen, ich fage es noch einmal, gezeigt, wie man mit Feinheit, Wärme und Beftimmtheit über diefe Gegenftände fchreiben kann, und feine Sallons enthalten nebft feinen Betrachtungen über die Malerey, die erfte aller Poetiken und Rhetoriken nicht der Form nach, fondern des kräftigen, vollen und wahren Inhaltes wegen. Der Dichter und der Philofoph gehen hier vertraulich und leicht in der fchönften Verbindung zufammen, und keiner fchadet dem andern. Nur *Leffing* kann neben ihm beftehen etc. — Faft möchte es aus diefer und einigen andern Stellen z. B. S. 79. fcheinen, als ob unferm geiftvollem Vf. auch über das baltifche Meer hinüber etwas von unfern neuften *äfthetifchen Staaren* zu Gehör gekommen wäre. S. 162. War je ein Dichter von der Natur zur Epopee mit allem ausgerüftet, was Grofses dazu gehört: fo ift es *Schiller*. Seine beften Tragödien haben einen epifchen Schwung, und hat fein Genie durch die bisherigen Kraftäufserungen nicht zuviel gethan: fo wünfchte ich herzlich, dafs ihm die Muse der Epopée in einer recht glücklichen Stunde erfcheinen möge. S. 174. Ich habe viel grofse Männer und berühmte Schriftfteller genannt, aber noch nicht den reinften moralifchen Menfchen, der mir in einem Leben von beynahe funfzig Jahren vorgekommen ift. Diefer war *Georg Schloffer* aus Frankfurt am Mayn. — In ihm hatte fich die menfchliche Natur veredelt, und er felbft leitete fein ganzes Leben hindurch, alle feine erworbenen grofsen Kenntniffe nur auf diefen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe feines Lebens, und er führte ein fehr thätiges Leben. Ich möchte fagen, nur die Tugend war fein Genie, und machte es aus, fo kräftig, fo ganz, und vollendet ftellte er fie dar. S. 168. In *Wielands* vortrefflichen, einzigen Gedichten ihrer Art, als Mufarion, Oberon, den Rittergedichten, Mährchen u. f. w. herrfcht eine griechifch-italiänifche Phantafie, mit deutfchem Gefühl erwärmt, und durch fchöne, menfchliche Philofophie veredelt. Ich habe ihn noch nicht als Dichter genannt, aber braucht man den zu nennen, der ganz Europa gezeigt hat, dafs die Grazien im Geleite fchöner Weisheit, und doch ohne fieberhafte Ueberfpannung, immer gefälliger Dichtung, feiner Sinnlichkeit und Harmonie der Sprache, auch in einem Deutfchen fich vereinigt haben? Von allen unfern Dichtern ift er *derjenige*, *welcher* den Ausländern am meiften gefallt, und gefallen mufste. Seine Stoffe gehören allen Völkern, und liegen der Phantafie einer jeden gleich nah; und ob ihm gleich die Behandlung derfelben eigenthümlich zugehört: fo ift

sie doch dem Geiste jedes cultivirten Volkes angemessen. Wie viel könnte man nicht noch über ihn sagen? Es sey genug, wenn ich hinzusetze: Er allein hat den sanften Rosenschimmer über unsern Parnass gezaubert, der die grelle ernste Farbe derselben erheitert, und das düster erhabene, ihn oft verhüllende Gewölk erhellt." — Und dennoch — *Risum teneatis Amici* — meynt ein gewisser junger eben so lächerlicher als unverschämter ästhetischer Fanfaron einen solchen Mann mit zwey Worten zu vernichten! Wohl unserm geistvollen Verfasser, dass er seinen Namen verschwiegen hat, er würde sonst wohl gar von jenem possierlichen Kritikus mit *einem* Worte expedirt.

Wir schliessen mit einer Stelle, die unsern Vf. und sein ganzes Buch charakterisirt S. 138.: „Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben, und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne dass das Herz in dieser Schule austrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres, als einen welterfahrnen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem thätigen Leben zu seinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den alle, obgleich die Zeit sein Aeusseres verwittert hat, doch noch an seinen gesunden Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenne ich den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich hin, überzeugt, dass der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen. Mir ist die Morgenröthe der Jugend noch nicht untergegangen, ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend: so ist sie um so sanfter und milder, und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem schimmernden Dufte schweben." — Gewiss wird niemand dieses Werk aus der Hand legen, ohne dem hohen edlen Sinne des Vfs. für Wahrheit, Tugend und Menschenglück, den er selbst da, wo ihn viele verlieren, zu bewahren wusste, die gebührende Hochachtung zu zollen. Und so gilt von ihm, was er S. 180. sagt: „wenn ein Mann ein Buch schreibt, in dem er eigene Gedanken und Erfindungsstoff verarbeitet hat, und wenn er dabey aufrichtig verfahren ist: so giebt er dem Publicum nicht allein einen Theil seines Selbst damit, er lässt es in sein Innerstes blicken, und überreicht ihm noch obendrein *das Maass* seiner moralischen Kräfte. Zerreisst sein Werk nur immer, er gab euch doch nur von seinem Ueberflusse, und das Ganze, das er in sich ausgebildet hat, bleibt ihm unversehrt." — Was die S. 284. anfangenden Bruchstücke aus einer Handschrift mit dem Titel: *das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit* anlangt: so können wir über dieselben kein bestimmtes Urtheil fällen; aber wenn der Vf. auch mit dem Dichter des *Giaffar* u. s. w. nicht eine und dieselbe Person seyn sollte: so ist er wenigstens ein sehr naher Geistesverwandter von ihm.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Karls und Emiliens vergnügte Spielstunden.* Oder: *neue Kinderspiele* für eine gesellige, muntere und lehrreiche Unterhaltung von *G. C. Claudius.* Dem Alter von 8—14 Jahren gewidmet. 1803. VIII. u. 280 S. 8. Mit 4 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Heilbronn u. Leipzig, b. Class: *Neue Kinder-bibliothek* von *G. C. Claudius.* 1803. 204 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Idee zu dem angenehm und nützlich unterhaltenden Buche Nr. 1. ist vermuthlich durch Gutsmuths Spiele in dem Vf. geweckt worden. Das Ganze soll in zwey Bänden beschlossen werden, und die Spiele des ersten erwarten erst ihren vollen Aufschluss und weitere Anwendung im zweyten. Der Vf. dichtet, einige Familien hätten sich zu einer Sonntagsgesellschaft vereinigt, um ihren Kindern eine passende Unterhaltung unter ihren Augen und unter ihrer Mitwirkung zu verschaffen. Das erste Bändchen enthält fünf Spiele und gesellschaftliche Unterhaltungen über dieselben und bey Gelegenheit derselben. So wird bey dem Spiele: *Armer Blinder, kannst du rathen?* Hauy's Bildungsanstalt für Blinde in Paris, aus Meyer's Briefen aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs ausführlich geschildert und von den Uebungen der Blinden, durch Gefühl den Sinn des Gesichts zu ersetzen, wird Veranlassung zu ähnlichen Sinnübungen im Spiel genommen. (Auch den Taubstummen-Anstalten wird sich manche nützliche und angenehme Uebung abborgen lassen, z. B. eine eigne Art von Gefühlsprache, indem man Jemanden auf den Rücken schreibt, was dieser errathen muss). Die Dankbarkeit gegen Hauy's Verdienst um die blinde Menschheit giebt der kleinen Gesellschaft den Gedanken ein, dessen Büste zu bekränzen, worauf auch auf dem blauen Umschlag angespielt wird. Bey der letzten Unterhaltung; *die stummen Sprecher*, oder das Blumenspiel, dürfte die Spottsucht leicht zu viel Nahrung finden, wenn nicht sorgfältig vorgebaut wird.

Nr. 2. ist für Kinder von dem Alter zwischen 10 bis 12 Jahren zur Unterhaltung bestimmt. Man findet hier eine Umarbeitung von des Vfs. *Joseph Freeland*, einem Kinder-Robinson; vier kurze Erzählungen, und den Anfang eines kleinen Romans: *die Familie Willmann*, die allerhand häusliche Scenen zum Besten giebt und in folgendem Bändchen fortgesetzt wird. Es ist eine Unart und Täuschung, dass jetzt bey so vielen Büchern, wie den beiden, die wir angezeigt haben, nicht auf dem Titel angegeben wird, dass noch Theile folgen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. April 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Herrmannstadt, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Quartalschrift.* — *Siebenter Jahrgang. Erstes Heft* oder *Quartal.* 1799. S. 1—80. *Zweytes Heft.* 1800. S. 81—176. *Drittes Heft.* 1801. S. 177—272. *Viertes Heft.* 1801. S. 273—366. 8.

Der 4te, 5te und 6te Jahrgang dieser nützlichen Zeitschrift sind in der A. L. Z. 1800. No. 203. angezeigt. Rec. muss leider fürchten, dass dieser der letzte Band sey, den er durch eine gedrängte Anzeige bekannt zu machen hat. Denn, obgleich die Hn. Herausgeber sich am Schlusse dieses Jahrgangs wegen der Fortsetzung dieser periodischen Schrift weder bejahend, noch verneinend erklären: so hat doch Rec. die Nachricht erhalten, dass der Verleger den Druck dieser Quartalschrift nicht mehr fortsetzen wolle, weil sie nicht von einer hinlänglichen Anzahl Pränumeranten unterstützt werde. In der That ist es nicht wenig befremdend, in dem den ersten Heften dieses Jahrgangs angehängten Pränumeranten-Verzeichniss nur 28 Namen zu finden. Diese Zahl ist — zugegeben selbst, dass der bisherige Plan dieses Journals zu enge und meist nur für die sogenannte sächsische Nation berechnet war, — offenbar zu klein, wenn man auch nur an die grosse Zahl der sächsischen Pfarrer denkt, welche sich bey dem Genusse ihrer Zehend-Quarten besser als norddeutsche Pfarrer stehen, und doch wohl ein paar Gulden jährlich auf vaterländische Literatur wenden könnten. Rec. hofft jedoch, dass in den jetzigen der Literatur günstigen Friedenszeiten diese Zeitschrift in einer andern Gestalt, und bey einem erweiterten Plan, unter der Leitung eines einzigen geschickten Herausgebers, durch Theilnahme der sächsischen Nation nicht nur, sondern auch des Adels und der Honoratioren unter den Ungern und Szeklern, mittelst nachdrücklicherer Anwerbung von Pränumeranten zu einem neuen und lebendigern Daseyn erwachen werde. Auch die bisherigen Bände, deren Herausgabe zuerst Hr. *Filtsch*, als Rector zu Herrmannstadt, jetzt Pfarrer in Urwegen ganz allein, dann bey seiner Entfernung von Herrmannstadt, Hr. Abbé *Eder* und Hr. Conrector *Binder* mitbesorgten, haben der Staatskunde, Literatur und Geschichte von Siebenbürgen wichtige Dienste geleistet, welches auch die folgende Anzeige des 7ten Jahrganges bestätigen wird.

Erstes Heft. 1) *Sechster Beytrag zur Gelehrtengeschichte der Siebenbürgen, Ungern und Szekler,* aus *A. L. Z.* 1803. *Zweyter Band.* den Handschriften des sel. *Seivert.* Dieser Beytrag enthält die Namen *Fasching, Felwintzi, Ferentzi, Forró, Frosch, Füzeri, Gelei, Geleus, Gosáruári, Gyulafi, Gyualai, Hallen, Hegyesi, Horváth.* So mangelhaft auch diese Seivertischen Nachrichten sind, (wie z. E. auch von dem berühmten Jesuiten *Fasching* viel mehr hätte gesagt werden können und sollen:) so sehr wäre es zu bedauern, wenn davon nicht alles von A—Z. gedruckt würde. Rec. fodert daher Hn. *Filtsch* auf, den Verfolg dieser Beyträge auf dem nächsten Wege, der sich ihm anbietet, z. B. in der Zeitschrift von und für Ungern im Druck zu liefern. 2) *Nekrolog.* Diesmal eine Nachricht vom Zeidner Pfarrer *Georg Draudt,* (Offenbar zu lang für eine siebenbürgische, also nicht blos sächsische Quartalschrift) von *Samuel Kräutner,* Apotheker in Herrmannstadt, von *Matthias Göbbel,* Pfarrer zu Szakadat, und *Mich. Schindler,* Pfarrer von Hezeldorf. Von allen diesen hat nur Kräutner für das literarische Publicum Interesse, als ein in der Botanik und Chemie wohlbewanderter und wohlthätiger Mann. 3) *Vaterländische Anzeigen.* Ein kurzes Protocoll der Mvásákheser Gesellschaft für Ungrische Sprache, von ihrer 34ten bis 38ten Versammlung. Wie kommt es jedoch, dass man von dieser Gesellschaft, seitdem der junge Graf Dominik Teleki gestorben, Hr. Aranka von dem Secretariat derselben entfernt ist, und der Hr. Graf Mich. Teleki den Vorsitz, Hr. Mich. v. Székely aber das Secretariat übernommen hat, gar nichts mehr hört und sieht? — Nur reger und ungetheilter Eifer und Enthusiasmus für Literatur vermag solche Gesellschaften aufrecht zu erhalten. Unter den der Gesellschaft nach 1798. vorgelegten Ausarbeitungen verdienten mehrere die Bekanntmachung. So z. B. eine Untersuchung über die Herkunft und Verwandtschaft des Joh. v. Hunyad — *Jos. Takátsens* Elegie über die Ebene von Mohács — über den Titel des ungrischen Grosrichters Sarehas Decr. Lad. L. 3. C. 2, über die Siegel der 3 Nationen in Siebenbürgen u. s. w. — Beschluss der Anzeige der gräfl. Dominik *Telekischen* Reisebeschreibung — *Schlözers* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, recensirt von Herder. —. *Binders Methodus inveniendi Sinus Arcuum uplicium, n. numerum seu integrum, seu fractum significante* (1797. 16 S. 8.) wird angezeigt, und die zweckmäfsige Verfügung des evangelischen Consistoriums zu Herrmannstadt angefügt, zu Folge welcher jeder der künftigen Professoren des Herrmannstädter Gymnasiums vor dem Antritt seines Amtes eine Dissertation schreiben und vertheidigen soll — Anzeige von *Martini Bolla e Scholis piis Hist. universalis 1798 et 1799. Claudiopoli.* Zuletzt theilt

Hr. Conrector *Binder*, die vom evangelischen Pfarrer *Georg Akner* 1726 mit einem *Quadrante bicubitali* angestellten astronomischen Beobachtungen mit, zu Folge deren das sächsische Dorf *Aleſch* (bey den Ungern Nagy-Szölös genannt) im Schasburger Stuhle unter der Breite von 46° 17′ 55″ und das Dorf Zendereſch im Küküllöer Comitat (von den Ungern Szénaverös genannt) unter der Breite von 46° 13″ liegt.

Zweytes Heft. 1) *Franz Joſeph Sulzer* über den wahren Standort der Trajanischen Brücke. Eine topographische Berichtigung zu seinem gedruckten Werke aus dessen hinterlassenen Handschriften gezogen, und mit Anmerkungen versehen von *Andr. Thorwächter* (Evangelischen Pfarrer zu Bolkatsch.) Hr. S. sucht durch topographische Data die auch schon von *Schwarz* (*ed. Plinii panegyr.*) geäusserte Meynung zu befestigen: dass die Trümmer bey Tscheleh, und nicht jene bey Szörénes die Ueberreste der Trajanischen Brücke seyen. Zu dieser Meynung bekennt sich auch der Herausgeber. Allein S. war bey aller seiner sonstigen Geschicklichkeit bekanntlich kein grösser kritischer Antiquar; er liebte in der alten Geschichte Hypotheſen, und Hr. *Thorwächter*, der schwerlich alles, was *Marſigli*, *Mannert*, *Engel* über diesen Gegenstand geschrieben haben, gelesen oder den Procopius nachgeschlagen hat, der die Verschiedenheit zwischen der Beschreibung des Dio Cassius und des Grafen *Marſigli* hinlänglich aus dem veränderten Laufe des Stroms erklärt, masst sich in der Sache ein Urtheil an, das ihm schwerlich zukommt. Die bekannte Inschrift: *Providentia Auguſti . . ſub pi gum ecce rapitur et Danuvius* wird weder von *Mannert* noch von *Engel* als Beweis ihrer Meynung angeführt, vielmehr bezweifelt Hr. v. *Engel* deren Aechtheit ausdrücklich in der *Commentatio de Expeditionibus Trojani ad Danubium*. (Viennae 1794. 8. p. 223.) Doch wichtiger für das Publicum, als diese antiquarische Erörterung dürfte die Nachricht seyn, die Rec. davon geben kann, dass, da von Sulzers Dazien bekanntlich nur der geographisch-statistische Theil in 3 Bänden (Wien, b. Gräfer 1781. 8.) gedruckt ist, der historische Theil ebenfalls fast ganz vollständig bey der Wittwe des Seligen zu Kronstadt in Handschrift liegt, und nur auf einen billigen Verleger wartet, der sich um so eher finden sollte, da alle öffentliche und Privatbibliotheken, welche die erwähnten 3 Bände besitzen, auch den 4ten historischen anschaffen würden. Dieser dürfte zumal für die neuere Geschichte der Moldau und Wallachey wichtig seyn, da Sulzer sich lange in diesen Ländern aufhielt, die Wallachische Sprache verstand, und ungedruckte Chroniken benutzte. 2) *Die Bürgermeiſter von Mediaſch* nebst einigen zur Aufklärung der Geschichte gelegentlich eingestreuten Bemerkungen (wahrscheinlich von Hn. *Bollmann*, Prof. in Mediasch.) Von gelegentlich eingestreuten Bemerkungen ist jene über die Erbgrafen (eine Art Patriciat) und über den Jacob Piso, einen gebornen Mediascher, Lehrer K. Ludwigs I. auszuzeichnen. 3) *Nekrolog*. Unter dieser Rubrik erscheint sowohl eine Lebensbeschreibung des verdienten Reichsgrafen *Joſeph Teleki v. Szék*, von dessen Sohne *Ladislaus*. Diese gut gerathene kurze Biographie hat Rec. auch in einzelnen Abdrücken gesehen. Der sel. Graf *Joſeph Teleki* hat seinen Namen unter den Gelehrten, als deren Mitgenossen, Wohlthäter und Beschützer sich zeigte, und unter den Protestanten, deren warmer und unerschrockener Vertreter er unter vier Monarchen war, unvergesslich gemacht. Ohne Begierde nach Aemtern und Ehrenstellen, sagte er vor dem Throne Worte der treuen Wahrheit, und ward von vier Monarchen als treuer Vasall und als Wahrheitsfreund zugleich geschätzt. Durch den Ankauf der gesammten Comideſſischen Bibliothek hat er für die Freunde der Vaterlandskunde einen kostbaren Schatz aufbewahrt, den nun sein Sohn, der Hr. Graf *Ladislaus Teleki*, der Vf. dieser dankbaren Biographie besitzt, und ohne Zweifel dem Gebrauche der Gelehrten zugänglich machen wird. 4) *Vergleichung der Siebenbürgiſchen mit Wiener und Pariſer Maaſsen*, von *Joh. Binder*. Eine nützliche Arbeit, so lange nämlich die Regierung die Verschiedenheiten in Maalsen und Gewichten duldet. Denn z. E. in Wien bedeutet ein Eymer 40 Wiener Maals, in Ungern 30 Wiener Maals, in Siebenbürgen gar nur 8. Die Siebenbürgischen Kaufleute, meistens Armenier, kaufen die Waaren in Wien nach der Wiener Elle, und verkaufen sie in Siebenbürgen nach der um $\frac{1}{5}$ kürzern siebenbürgischen Elle dennoch theurer als sie die Wiener Elle bezahlt haben. 5) *Literariſche Anzeige* nämlich von *Ant. Martonſy's* (19 Nov. 1799) *Initia ſpeculae Batthyanianae Albenſis*; aber weniger gründlich als die in des Hn. v. Zach's Journale. Was aber bisher auf dieser südöstlichsten von allen Sternwarten Europens nicht geleistet worden ist, wird wohl künftig geleistet werden. Zwar setzt des verstorbenen Siebenbürgischen Bischofs, Ignatz Grafen v. Batthyáni Stiftungsbrief der Erweiterung der Wissenschaft dadurch Schranken, dass nach demselben der Director dieser Sternwarte immer katholisch, ja sogar ein Domherr des Karlsburger Kapitels seyn muss, (wodurch die neue Kategorie eines Canonicus Astronomus entsteht); doch sucht des jetzigen Hn. Bischofs, Joseph v. Mártonſy Excellenz der Sache dadurch abzuhelfen, dass er einen jungen Clerikus an der Seite des Wiener Astronoms Abbé's Triesneker unterrichten lässt, und wohl auch auf weitere Reisen schicken wird, damit er dereinst der Karlsburger Sternwarte mit Ehre vorstehe. — Was könnte es wohl auch schaden, wenn dieser Canonicus Astronomus einen protestantischen Gehülfen hätte, im Fall sich gerade ein solcher fände, der Gewinn für die Wissenschaft verspräche? 6) Ehrenbezeugungen. 7) Feyerlichkeit bey dem Namenstage des k. Gouverneurs Grafen Georg Bánffy im J. 1800, nachdem er von einer beschwerlichen Krankheit genesen war.

Drittes Heft. 1) *Die Bürgermeiſter v. Mediaſch.* S. 182. einige Nachrichten von Laurent. Töppelt, einem

nem Medlaſcher, dem Vf. der Orig. et Occaſ. Tranſſ. 2) *Von der Viehſeuche in Schellenberg*, nahe am rothen Thurm Paſs 1795 vom Schellenberger Pfarrer *Jacob Michaelis*. Der Vf. brauchte vor allen andern das bewährteſte Gegenmittel, die Abſonderung des geſunden Viehes vom kranken, dann zum Trank Gerſtenwaſſer, als Medicin aber Breyklöſse, die aus Schwefel, *Schneckenhäuschen*, Gliedwurzel, (*rad. Convallariae multiflorae*) und Gerſtenbrey ſonderbar genug zuſammengeſetzt waren. 3) *Nekrolog. Joh. Benj. Schmied*, Oberlieutenant beym k. k. Ingenieurcorps (erſchoſſen 1798 25 Jul. vor Mantua). Auch dieſe Nachricht iſt für eine *Siebenbürgiſche* Quartalſchrift zu lang. Skizze zur Biographie *Joh. Hedwig's*, Prof. zu Leipzig, (geboren zu Cronſtadt in Siebenbürgen 1730 geſtorben 8 Dec. 1799) von einem ſeiner dankbarſten Verehrer in Siebenbürgen. Auf Männer, wie Hedwig war, wie Hr. Ob. v. Zach iſt, kann ihr Vaterland ſtolz ſeyn, und die guten Köpfe Ungerns und Siebenbürgens, die das nicht leiſten, was ſie zu leiſten wünſchten, können ſich damit tröſten, daſs ſie es unter andern Umſtänden gewiſs geleiſtet hätten. 4) *Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten aus Burzenland* (d. h. aus Kronſtadt und aus dem Kronſtädter Diſtrict, den der Burzelfluſs durchlauft) von *L. J. Marienburg* (Conrector zu Kronſtadt.) Dieſer fleiſsige Geſchichtsforſcher, der dem Vernehmen nach auch an einem *Diplomatario Barcenſi* ſammelt, macht uns hier A) auf *das alte Burzenländer Wappen* aufmerkſam, welches er nach einem Siegel an einer Urkunde vom J. 1420 beſchreibt. Es iſt eine groſse ſilberne Lilie im ſchwarzen Felde; oberhalb rechts und links ein Stern, über dem ganzen Wappen eine offene Krone von zwey ſchwebenden Engeln gehalten. Hr. M. hat Recht, wenn er dieſes Wappen, der Lilie und andrer Umſtände wegen, wo nicht von Karl Robert, doch von Ludwig I. ertheilt glaubt. B) *Die Heldenburg* (*caſtrum Heltwen*) *im Burzenland*. Der Vf. zweifelt zwar an der Schlözeriſchen Behauptung, daſs die Bevölkerung des Burzenlandes durch Deutſche nicht früher als im 13ten Jahrhundert durch die deutſchen Ritter begonnen habe; indem alte Kirchenglocken noch Inſchriften aus dem XI. Jahrhundert darbieten ſollen, welches er weiter zu beweiſen verſpricht (und welches in der That auch einen umſtändlichern Beweis erfodert); die Erbauung der Heldenburg, 1 Stunde weit von Krisba, aber iſt er geneigt, den belobten Rittern zuzuſchreiben, obgleich er dieſelbe nur in einer Urkunde vom J. 1377 zuerſt erwähnt gefunden hat. Seine Gründe (S. 237) beruhen auf der Localität, wiewohl Rec. die Ordnung in der Darſtellung umkehren würde. Rec. glaubt nämlich, die deutſchen Ritter dürften zuerſt Crueburg (d. h. Kreutz ohnweit Keiſzd, wie Rec. glaubt, nach dem Vf. aber *Nyén* ein ſchon im Háromſzéker Stuhlsbezirk liegendes Dorf, welches dem Rec. unwahrſcheinlich vorkommt) gegründet, hierauf die Verſchanzungen am Altfluſs bey Kiralyhalom (Königshügel) und Halmagy aufgeworfen, ſofort die Heldenburg, Marienburg, Kronſtädter Burg und Törzburg gebauet haben: denn ſo gieng ihr Vorrücken ſüdöſtlich wider die Cumaner immer vorwärts. 5) *Karl Chriſtian v. Steinburg über die Bollmanniſche Muthmaſsung in Betreff der Silva Blacorum et Biſſenorum*, daſs nämlich darunter das Vorwerk Thurzon im Repſer Stuhl zu verſtehen ſey. Der Vf. zeigt das Unſtatthafte dieſer Muthmaſsung aus der Localität. 6) *Verhältniſs der Stadt Kronſtadt gegen die umliegenden Dörfer*. Einige beſitzt Kronſtadt als adliches Eigenthum mit den Rechten adlicher Grundbeſitzer, worüber ein merkwürdiges Privilegium vom J. 1500 angeführt wird — andre freye ſächſiſche Ortſchaften heiſsen in alten Urkunden *Villae annexae* und bilden den Kronſtädter Diſtrict. Die Abſicht dieſes zweckmäſsigen Aufſatzes, wie beſonders deſſen Fortſetzung im 4ten Hefte ausweiſt, iſt zu zeigen, daſs es dem gemeinſchaftlichen Heil der Stadt ſowohl, als der freyen ſächſiſchen Dörfer ſelbſt am zuträglichſten, ſo wie der alten ſächſiſchen Verfaſſung am angemeſſenſten ſey, wenn der Magiſtrat von Kronſtadt eine nicht drückende, wohl aber zweckmäſsig leitende und beſchützende politiſche und juridiſche Oberaufſicht über die Dörfer behält, und wenn daher die Dörfer auch ein billiges Quantum der Beſoldung des Magiſtrats beytragen. Dieſe Meynung iſt nach dem Urtheil des Rec. ganz gegründet, denn bey wichtigern politiſchen und rechtlichen Verhandlungen reicht dennoch die Kenntniſs einer Dorfmunicipalität (des Dorfhanns und der Aelteſten) nicht zu. 7) *Kliniſche Beobachtungen*. Von 2 Redlingeriſchen (Drattiſchen) Pillen ſey der Bandwurm von einer Frau völlig abgegangen. Die beygefügten Anmerkungen eines Arztes ſind zur gehörigen Würdigung dieſer Beobachtung ſehr dienlich. 8) *Literariſche Anzeigen*. Die Ebene von Troja von *Lenz* (1798) wird deswegen auch hier angezeigt, weil S. 1—89 eigentlich vom Hn. Conrector *Binder* herrührt — *Dictionarium Latino-Ung. et Ungar. Latino Germ. d. Franc. Pariz Papai nova Ed. Haner de ſcriptoribus rerum Hung. ac. Tranſ. ſaec. XVII.* — Ueber die Analyſe der ſiebenbürgiſchen Geſundbrunnen. — *Eder Breviarium juris Tranſ.* und andere Werke, welche die Leſer gröſstentheils ſchon aus der A. L. Z. kennen.

Viertes Heft. 1) *Siebenter Beytrag zur Gelehrtengeſchichte der Siebenbürgen, Ungern und Szekler*, umfaſst den Buchſtaben J. und die Namen *Jarai*, *Jaſtfalvi*, *Jaſaberenyi*, *Illyés*, *Illosvanus*, *Intzedi*, *Iſtvanfi* (*Paul.*) Von dieſen iſt der Artikel *Illosvanus* der intereſſanteſte, aber das Geſagte reicht bey weitem nicht hin, den Mann daraus kennen zu lernen. 2) *Verhältniſs der Stadt Kronſtadt zu den umliegenden Dörfern*. Fortſetzung und Schluſs. Schade daſs mehrere Urkunden nur verſtümmelt, und wenige ganz gegeben worden. 3) *Ueber das Entſtehen der Stadt Kronſtadt*, vom Hn. *Georg v. Herman*. Kronſtadt, bey den Burzelländer Sachſen *Kruhnen* genannt, iſt nach einigen Kalender-Chroniken 1203 nach andern 1188 erbaut. Der Vf. iſt geneigt, Kronſtadt ſeiner erſten Gründung nach, für noch älter zu halten: er giebt zu verſtehen, die Kronſtädter ſeyen mit den übrigen Sachſen unter Geyſa II. ins Land gekommen. Der

Haupt-

Hauptbeweis beruht aber auf einer Urkunde vom J. 1481, laut welcher sich die Kronstädter bey dem K. Matthias Corvinus in allgemeinen Ausdrücken darauf beriefen: „*quod ipsi per divos reges Hungariae praesertim Geysam, Andream, Carolum, Ludovicum . . ab omni solutione theloniorum in perpetuum exemti sint.*" — Wäre dies in und laut der Urkunde erwiesen, und nicht blos angeführt worden: so hätte Rec. keinen Anstand, dem Hn. v. H. beyzutreten. Allein da unbestimmten Anführungen zu eignen Gunsten nicht zu trauen ist, und andre Urkunden vom J. 1211 von der „*terra Burza inculta et deserta* reden: so kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten. 4) *Ueber den Raupenfrass* in den Kirschengärten bey Kronstadt. Die Kronstädter und Heltauer Kirschen sind in ganz Siebenbürgen berühmt: seit 10 Jahren verwüsten aber verschiedene (hier zum Theil naturhistorisch beschriebene) Raupen die Kronstädter Kirschengärten. Der Vf. theilt aus Feige's Anweisung zur sichern Vertilgung des Blütenwicklers u. s. w. (Berlin 1790) und aus eignen Erfahrungen Gegenmittel mit. 5) *Nekrolog. Joh. Gottl. Ziegler*, Pfarrer zu Bolkatsch, starb d. 3. Oct. 1798. *Mich. Conradt*, Pfarrer zu Doborka, st. d. 12 May 1780. Beide sind für das gelehrte und auswärtige Publikum nicht sehr interessante Männer. 6) *Literarische Anzeige von Scriptores rerum Transs.* T. II. Vol. 1. Der Vf. dieser Anzeige hat dem Geschichtforscher durch das Schema der durch Hn. *Eder* in diesem Theil neu bekanntgemachten Urkunden einen guten Dienst geleistet. 7.) *Bruchstück aus dem Tagebuch eines Reisenden.* Anlage eines 16jährigen Debretziner Schülers Erös zur Kupferstecherey und kurze Erwähnung von dem daselbst unter des Prof. Budai Aufsicht gestochenen und abgedruckten Schulatlasse. 8) *Lectionskatalog des Hermannstädter Gymnasiums.* Mit Vergnügen sieht Rec., dass derselbe den Bedürfnissen der neuern Zeiten angepasst sey. Möchte nun auch die Hermannstädter Stadtcasse die Besoldungen der Professoren so erhöhen, dass diese nicht genöthigt wären zum geistlichen Stande überzutreten, wenn sie sich so eben erst zu Schuldocenten gebildet haben. — Ein *alphabetisches Inhaltsverzeichniss von 7 Bänden* ist vom Hn. Conrector *Binder* gar zu summarisch auf 4 Seiten zusammengepresst worden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Seeger: *Magazin für Kinder* zur Bildung des Herzens und Verstandes. Nach den Franz. der Frau le Prince *de Beaumont* frey bearbeitet, von *Hnr. Aug. Kerndörffer*, Dr. d. Philos. M. e. Kpf. 1802. XXIV u. 428 S. gr. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

2) Berlin, b. Nauck: *Contes moraux* tirés des Oeuvres de Mr. *Berquin*. Und mit einem zweyten Titel: *Lectures ou Recueil de Contes* tirés des Oeuvres de Mr. Berquin. Avec un Vocabulaire qui renferme toutes les phrases nécessaires à faciliter l'intelligence des contes. A l'usage des écoles par D. D. *Rosenau*. 1802. X u. 158 S. 8. (12 gr.)

Die Schriften der Frau von Beaumont und Berquin's sind hier auf eine sehr verschiedne Art für die deutsche Jugend zugerichtet; aus den letztern hat der Herausg. von No. 2. die anziehendsten Erzählungen ausgewählt und in der Ursprache nebst einer Phraseologie abdrucken lassen; die der erstern hat Hr. Kerndörffer nicht übersetzt, sondern ganz frey und nach einem eignen Plane bearbeitet. Er verstieg sich, wie es ihm beliebt sich auszudrücken, um vieles weiter, als Frau von Beaumont, und wollte der Jugend in diesem Magazin, das ziemlich bändereich werden dürfte, eine Encyclopädie der wissenswürdigsten Wissenschaften in die Hand geben. Moral, sittliche Lebensklugheit, Ausrottung verderblicher Vorurtheile, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung, Geschichte, Technologie, neue Entdeckungen und nützliche Erfindungen, alles soll hier seinen Platz finden. Da sich Frau von Beaumont ein engeres Ziel gesteckt hatte und vornämlich für Frauenzimmer geschrieben zu haben schien, dagegen der Vf. beiden Geschlechtern nützlich zu werden sucht: so musste er natürlich vieles in Form und Materie der Urschrift abändern, und es ist dennoch aus der Urschrift das gröstentheils aus jungen Mädchen bestehende Personale, welches für die deutsche Bearbeitung nicht mehr passt, stehen geblieben. An die Stelle der Erzählungen aus der Bibel, womit Frau v. Beaumont so freygebig ist, sind Erzählungen aus der Geschichte der deutschen Vorzeit und überhaupt aus der Geschichte getreten. Diese mit Länderbeschreibung, Naturgeschichte, Physik, Technologie, Mythologie, Fabeln, Erzählungen u. dgl. wechseln in diesen Unterhaltungen einer Mme Weise mit ihren Pflegekindern ab. Dem Vortrage wünschen wir noch etwas mehr kindliche Einfalt (nicht kindisch tändelnden Ton) und Leben und weniger Periodologie, vorzüglich im Moralisiren. Wir stiessen auf einige Druckfehler, die mehrmals wiederholt werden, wie *Cacalus*, *Jocosta*. So wunderliche Erklärungen von Mythen, wie die S. 390 von Minotaurus, sind schlimmer, als wenn man gar nicht erklärt und nur erzählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Handbuch der christlichen Dogmengeschichte von Wilhelm Münscher*, Consist. Rathe, Doctor u. Prof. der Theologie zu Marburg. *Dritter Band.* 1802. X. u. 558 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste* Theil dieses schätzbaren Werks ist von einem andern Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 207. beurtheilt worden; von dem 1798 herausgekommenen *zweyten* Bande haben wir in den Erg. Bl. zur A. L. Z. 1803. Nr. 28. Nachricht gegeben. Der Rec. des *ersten* Bandes tadelte besonders an Hn. *M.*, „dass er die einzelnen Dogmen zur Bezeichnung der Anordnung gebraucht habe," und war der Meynung, dass diese Schrift „für die Berichtigung alter Vorurtheile und für die Aufklärung dunkler Regionen in der Geschichte des christlichen Lehrbegriffs nicht viel leiste." Allein in diesen Tadel können wir nicht einstimmen, da wir fest überzeugt sind, dass die blos *chronologische* Methode, wie sie von Einigen in Vorschlag gebracht und versucht worden ist, bey weitem den Gewinn nicht gewähre, der aus einer zweckmäßigen Verbindung der chronologischen mit der Sachordnung hervorgeht. Hr. *M.* hat dieses dadurch zu erreichen gesucht, dass er der Geschichte der einzelnen Dogmen in jeder Periode (deren er *sieben* annimmt) eine *allgemeine Geschichte der Dogmatik* vorausgehen läßt. Unsers Bedünkens hätte zwar Hr. *M.* noch besser gethan, wenn er die ganze Geschichte der Dogmatik, wobey die von ihm aus der Kirchengeschichte herübergezogenen Perioden schickliche Ruhepunkte abgeben könnten, ununterbrochen geliefert, und sodann die einzelnen Dogmen, nach ihren Hauptveränderungen pragmatisch dargestellt hätte. Dadurch würde nicht nur die leichtere Uebersicht und fruchtbarere Auffassung des Ganzen ungemein befördert, sondern auch manche Wiederholungen (wir verweisen z. B. auf die Lehre von Gott Th. 1. S. 345—375. vergl. Th. 3. S. 277. ff.), welche bey dieser Methode beynah nothwendig sind, vermieden worden seyn. Aber dieser Unbequemlichkeit ungeachtet billigen wir es gar sehr, dass Hr. *M.* sich nicht damit begnügt hat, die Vorstellungsarten und Systeme der einzelnen Kirchenväter der Reihe nach aufzustellen, (wobey der Wiederholungen und unnützen Weitläuftigkeiten noch weit mehr vorkommen), sondern, dass er sich das Verdienst einer pragmatischen Zusammenstellung, die dem wissenschaftlichen Theologen und eigenem Forscher neue Untersuchungen und dem praktischen Gottesgelehrten fruchtbare Resultate gewährt, erworben hat.

In der Vorrede S. II—V. erklärt sich der Vf. „gegen diejenigen Gelehrten, welche tadelnde Einwürfe gegen die von ihm gewählte Abtheilung der Perioden gemacht haben." Es ist dieß namentlich von *Ziegler* (in *Gabler's* Neuest. theol. Journal 1. B. 4. St. S. 325. ff.) und *Augusti* (Neue theol. Blätter etc. 2. B. 2. St. S. 12. ff.) geschehen. Hr. *M.* bedauert, „dass dabey vorausgesetzt ist, er habe seine Abtheilungen, ohne weitere Gründe dafür zu haben, auf ein Geradewohl aus der allgemeinen Kirchengeschichte herübergetragen." Dem Rec. scheint dieß nicht so; er wenigstens ist weit davon entfernt, einem solchen Manne eine so unüberlegte Wahl zuschreiben zu wollen. Allein auch jetzt, nachdem Hr. *M.* seine Wahl gerechtfertiget hat, bleiben dem Rec. dieselben Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit jener Wahl übrig. Vollkommen wahr ist's, wenn der Vf. behauptet, dass jene Perioden dem Freunde der Dogmengeschichte nicht sowohl der kirchenhistorischen Thatsachen wegen, als vielmehr darum wichtig sind, weil um diese Zeit wichtige Veränderungen in dem Geiste und der Behandlungsart der Dogmatik vorgegangen sind, und dass also derjenige, der eine Geschichte *aller* Dogmen liefern will, sie zu Ruhepunkten machen müsse. Allein das alles gilt doch eigentlich nur von der *Geschichte der Dogmatik*. Da wird z. B. die Periode des Nicänischen Concils nicht sowohl wegen des Häretikers Arius, und der Verhandlungen über die Homousie des Logos, sondern vielmehr wegen des Normativen der ökumenischen Kirchenversammlungen, und wegen des symbolisirenden Geistes jenes Zeitalters wichtig. Aber in der Darstellung der einzelnen Dogmen, oder im speciellen Theil der Dogmengeschichte, will man ja eben nur die Veränderungen *dieser* Glaubenslehre erfahren. Warum soll nun die Lehre von Gott, von der Erbsünde u. s. w. Ruhepunkte selbst an solchen Stellen, wo keine Hauptveränderung entsteht, erhalten? Wir können also die Vertheidigung des Vfs. nur in Absicht auf den allgemeinen Theil der Dogmengeschichte gelten lassen. Hier aber sind wir ganz seiner Meynung.

Dieser *dritte* Band beginnt mit der *zweyten Periode*: *Vom Anfange der Arianischen Streitigkeit bis auf den Tod des Römischen Bischofs, Gregor's des Grossen, oder von dem Jahre* 320—604. Die 1. Abtheilung S. 1—228. enthält die allgemeine Geschichte der Dogmatik. Auf den ersten Blick könnte es zwar scheinen, als ob die Bemerkungen über Staatsverfassung,

Hierarchie, Mönchswesen u. s. w. der Kirchengeschichte schicklicher hätten überlassen werden sollen. Indess hat sich der Vf. S. V. befriedigend über diese μεταβασις εις αλλο γενος erklärt: „weil die Hauptsache bey einer solchen Geschichte doch darin bestehen soll, die Grundsätze und den Geist, nach welchem die Dogmatik in jedem Zeitalter bearbeitet würde, und die Umstände, welche hierauf Einfluss hatten, aufzufassen und darzustellen." Ueber den Geist und Einfluss des *Mönchswesens* finden sich S. 32—41. mehrere treffliche Bemerkungen, welche besonders jetzt, wo eine gewisse philosophisch-theosophische Schule sich zum unbedingten Vertheidiger der Mönchere y aufwirft, Aufmerksamkeit verdienen. Auch jetzt hört man selbst Protestanten sagen, das Mönchsleben sey „die wahre, die höchste, die göttliche Philosophie, gegen welche also alle menschliche Wissenschaft sehr weit zurückstehen müsse." Die Ausdrücke, deren sich *Theodoret* in seiner ιστορια Φιλοθεος so häufig bedient, stimmen vollkommen mit den neuesten Lobeserhebungen überein. Mönche sind της Φιλοσοφιας αθληται; Klöster aber της Φιλοσοφιας Φροντιστηρια und της ακρας και θειας Φιλοσοφιας γυμνασια. Schade nur, dass diese neuen philosophischen Athleten, wenigstens in Deutschland, in Gefahr stehen, ihr Reich, das nicht von dieser Welt ist, zu verlieren und ihre geweihten Kampfplätze verlassen zu müssen, wo sie sich denn bald in der grossen Welt verlieren werden! Auch Rec. stimmt Hn. *M.* bey, wenn er S. 35. in der Note sagt: „Die Geschichte des Mönchswesens, die von den Katholischen und den Protestanten grösstentheils partheyisch behandelt worden ist, dürfte einer sehr interessanten Bearbeitung fähig seyn, wenn sie einen unbefangenen philosophischen Bearbeiter fände. Wie für den Anatomen widernatürliche Körpergestalten die merkwürdigsten sind, so geben auch seltsame Verirrungen des Geistes dem Menschenbeobchter die lehrreichsten Aufschlüsse." Die Bemerkungen über den *Einfluss der Philosophie* S. 53. ff. *Tradition* S. 132. ff., so wie über die *Kirchenlehrer* dieser Periode S. 196. ff. haben dem Rec. vorzüglich gefallen. Mit Recht wird dem helldenkenden und kraftvollen *Augustinus* ein eigener Paragraph (§. 50.) gewidmet, worin er gegen die Verunglimpfungen der neuern protestantischen Theologen, die bey seiner Beurtheilung immer nur an den, ihm freylich nicht zur Ehre gereichenden, Streit mit dem Pelagius denken, nachdrücklich in Schutz genommen wird. Der Vf. räumt ihm in der Reihe der Kirchenväter unter den Denkern die erste Stelle ein. S. 220. ist von dem grössern Religionsunterricht (λογος κατηχητικος ὁ μεγας) des *Gregorius von Nyssa* die Rede. „Diese Schrift, urtheilt Hr. *M.*, ist der einzige Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Dogmatik, welchen dieses Zeitalter aufzuweisen hat." Wir hätten gewünscht, dass der Vf. einige Hauptmomente aus dieser wichtigen Schrift, worin Gregorius die in den Unterricht gehörigen Dogmen *philosophisch* zu erweisen bemüht ist, ausgehoben hätte. Rec. kann sich nicht enthalten, eine Stelle daraus, die den denkenden und mit den Bedürfnissen seines Zeitalters innigst vertrauten Mann documentirt, den Lesern zum Genuss darzubieten: Ου μεν ὁ αυτος της διδασκαλιας τροπος επι παντων ἁρμοσει των προσιοντων τω λογω· αλλα τας των θρησκειων διαφορας μεθαρμοζειν προσηκει την κατηχησιν. Προς τον αυτον μεν ὁρωντας τω λογω σκοπον, ουχ ὁμοιστοπως δε τας κατασκευας χρωμενοις· αλλαις γαρ ὑπολημψεσιν ὁ Ιουδαϊζων προσεληπται και τω Ελληνισμω συζων ἑτεραις· ὁτε Ανομιος και ὁ Μανιχαιος, και ὁι κατα Μαρκιωνα και Ουαλεντινον και Βασιλιδην, και ὁ λοιπος καταλογος των κατα τας αἱρεσεις πλανωμενων, ιδιαις ἑκαστος ὑπολημψεσι προσειλημμενοι, αναγκαιαν ποιθσι την προς τας εκεινων ὑπονοιας μαχην· κατα γαρ το ειδος τω νοσω τον τροπον της θεραπειας προσαρμοστεον." S. *Gregor. Nyss.* Opp. T. II. p. 475. (Ed. Paris. 1615. fol.). Wenn Hr. *M.* S. 221. Theodoret's επιτομη αἱρετικης κακομυθιας durch: „*Werk von den ketzerischen Fabeln*" übersetzt, so drückt diess offenbar das Original nicht stark genug aus, da es das *heillose, verdammungswürdige Fabelwesen der Ketzer* seyn sollte.

Die *zweyte* Abtheilung, oder die Geschichte der einzelnen Dogmen enthält drey Abschnitte. 1) *Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums.* Am ausführlichsten hat sich der Vf. mit den Einwürfen des Apostaten *Julianus* beschäftiget, über dessen gelehrte Bildung und Charakter man einige eingreifendere Bemerkungen, als die S. 259. mitgetheilten sind, wünschen möchte. 2) *Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und Werken.* (Mitgenommen ist zugeich die Lehre von der Schöpfung, der Engeln, Dämonen, der Vorsehung und Theodicee). S. 286. berichtiget der Vf. eine historische Unrichtigkeit, welche *Wundemann* (Th. 1. S. 130.) dem sel. *Cramer* nachschrieb: dass *Victorinus*, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, in seiner Schrift wider die Arianer einen kosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes geliefert habe, welcher auch *in extenso* mitgetheilt wird, da doch in *Fabii Marii Victorini* (im vierten Jahrhundert) Buch: *de Trinitate* kein Wort davon steht, sondern in der ähnlichen Schrift des *Richard a Sancto Victore* im *zwölften* Jahrhundert!! 3) *Lehre von der Trinität.* Mit Recht der ausführlichste Theil, weil in diesem Zeitraum, unter unzähligen Kämpfen und bey einem bewundernswürdigen Aufwand von Scharfsinn und Feinheit der Speculation, das System von numerischer Einheit und persönlicher Verschiedenheit der heiligen Trias, wie es viele Jahrhunderte hindurch nachgesprochen wurde, sich ausbildete. Wir müssen dem Vf. das Zeugniss geben, dass er diese verwickelte Materie mit viel Gelehrsamkeit, Bündigkeit und fasslicher Darstellungsgabe behandelt habe. Indess glaubt Rec. auf der andern Seite doch auch, dass sich, unbeschadet der Deutlichkeit, Manches *kürzer* hätte zusammenfassen lassen; ja, er kann nicht umhin, Hn. *M.* darüber in Anspruch zu nehmen, dass er zu weit in's Gebiet der *Kirchengeschichte* hineingegangen ist. Namentlich ist diess §. 45. 48. 64. 65. 66. u. a. der Fall. Rec. hat des Vfs. Abhandlung: *Ueber den Sinn*

der

der Nicäniſchen Glaubensformel in Henke's N. Magazin für Religionsphiloſophie u. ſ. w. 6. B. 2. St. mit Vergnügen und Beyſtimmung geleſen; für den gegenwärtigen Zweck ſcheint aber S. 389. ff. etwas zu viel daraus entlehnt zu ſeyn. S. 379. Wird die Erklärung des Arius; daſs der Sohn ατρεπτος και αναλλοιωτος ſey, angeführt, ohne daſs dabey der Unterſchied beider Ausdrücke bemerklich gemacht iſt. Ατρεπτος bezieht ſich auf die Veränderung des Weſens; αναλλοιωτος aber auf die Veränderung des Willens. S. 440. wäre zu bemerken geweſen, daſs die Arianer den *Brief an die Hebräer* verwarfen; S. *Epiphan.* Opp. T. I. p. 760. (Ed. Petav.) obgleich Arius ſelbſt ſich auf Hebr. 3, 2. berief. Ibid. p. 336. Rec. würde S. 448., wo von den Vernunftbeweiſen der Arianer und ſeiner Gegner (beſonders des Athanaſius) die Rede iſt, die Sache kurz ſo zuſammengefaſst haben: Athanaſius war glücklicher in den *Antitheſen*, als in den Theſen, wo er oft gerade in denſelben Fehler fiel, den er antithetiſch an ſeinen Gegnern ſiegreich rügte. S. 79. u. a. ſteht „das Buch des *Syrachiden*" unrichtig ſtatt *Sirachiden* (Σειραχ oder Σιραχ). Mehrere Bizarrerien der Orthographie, welche in den erſten Theilen vorkommen, z. B. *Sehr*, *Merkmaale* u. a. ſind jetzt vermieden, ſo wie überhaupt der Stil gar merklich gewonnen hat. S. 531. hätte der Ausdruck: „*der Benediktiner Herausgeber*" leicht mit einem andern minder ſchwerfälligen vertauſcht werden können. Statt der ungewöhnlichen Ueberſetzung der griechiſchen oder lateiniſchen Büchertitel z. B. S. 201. *Anker.* S. 274. *Stadt Gottes* u. a. würde die Anführung des Original-Titels literariſch richtiger ſeyn. Wir wünſchen, die Fortſetzung dieſes brauchbaren Handbuchs recht bald anzeigen zu können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Königslutter, b. Culemann: *Predigten über die Evangelien aller Sonntage und Feſttage des Jahres* von *Jakob Chriſtian Weland*, Abte zu Amelunxborn, Generalſup. im Weſerdiſtricte, und erſtem Prediger zu Holzminden. *Erſter Band.* 1801. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Riga, b. Hartmann: *Predigten über freye Texte.* Von *Auguſt Albanus*, der W. W. Doctor, zweytem Wochenprediger der deutſchen Stadtgemeinde, wie auch Inſpector und Rector der Domſchule zu Riga. *Erſter Band.* 1802. 514 S. 8. (Vom Neujahrs-Tage bis zum Trinitatis-Feſte). (1 Rthlr. 12 gr.)

Zwey Sammlungen von Predigten, welche zwar an Form und Gehalte einander nicht gleich ſind, aber doch auch nicht ſo ungleich, daſs wir ſie nicht neben einander ſtellen dürften. Die Predigten von Nr. 1. ſind über die gewöhnlichen Perikopen gehalten, bey denen von Nr. 2. ſteht an der Spitze ein freyer Text meiſtentheils nur als Motto. Doch iſt auf jeden der Sonn- und Feſttage, welche der Titel andeutet, eine Predigt gerechnet, in welcher auch bisweilen auf das Dogma des Tages Rückſicht genommen wird. In den Predigten der erſten Sammlung zeigt ſich, was der Vf. als Prediger leiſten kann, in denen der zweyten ahnet man lieber, was er leiſten werde, doch findet man auch in ihnen lautere Religions- und Chriſtenthumskenntniſs, einen praktiſchen Sinn, und einen groſsen Reichthum an Ideen; aber die erſtern zeichnen ſich durchgängig durch eine gereifte Beurtheilung deſſen aus, was auf die Kanzel gehört und wie es geſagt werden muſs. Sie ſind in der That ein ſchätzbares Andenken des Vfs. für die Gemeine, bey welcher er in Braunſchweig ſtand, aber auch ein dankenswerthes Geſchenk für das gröſsere Publicum. Die abgehandelten Sätze ſind zwar meiſtentheils oft genug in Predigten bearbeitet worden, aber die Ausführung des Vfs. iſt anziehend, lichtvoll, und beredt, obgleich nicht redneriſch. Die wohlgeordnete, leicht zu überſehende Eintheilung der reichhaltigen Materialien und das Anſpruchsloſe in der Behandlung derſelben macht dieſe Sammlung auch jungen Predigern zu ihrem Studium empfehlungswerth. In Darſtellung der poſitiven Chriſtenthumslehren und Hindeutung auf kirchliche Meynungen iſt der Vf. bey aller Freymüthigkeit ſehr vorſichtig, und wird nicht leicht einem Andersdenkenden wehe thun. Etwas zu nahe an religiöſer Schwärmerey ſtreift er vorbey in der Predigt: *Von dem fortdauernden Andenken unſerer verſtorbenen rechtſchaffenen Freunde an uns;* worin er nicht nur dieſes wahrſcheinlich zu machen ſucht, ſondern auch meynet, die Verſtorbenen würden auf mancherley Wegen zu erfahren wiſſen, was auf Erden vorgehe. Rec. findet dieſe Materie wohl zu einem intereſſanten Geſpräche in geſelligen Zirkeln religiöſer Freunde, aber nicht für einen Kanzelvortrag geeignet. — Wir zeichnen noch einige ſehr wohl abgehandelte Themata aus: *Zur richtigen Beurtheilung des vielen Böſen, welches in der Welt geſchieht*, über Matth. 2, 13. ff. *Von der Achtung gegen öffentliche Armenanſtalten*, über Matth. 2, 1. ff. *über die wichtige Wahrheit: Kinder ſind Kinder*, Luc. 2, 41. ff. *Von dem chriſtlichen Glauben an eine ewige Belohnung des Guten, als einem Beförderungsmittel einer uneigennützigen Tugend*, über Luc. 2, 13. ff.

Der Vf. von Nr. 2. ſagt in der Vorrede, daſs ein Theil dieſer Predigten in Wochenverſammlungen, meiſtens vor Zuhörerinnen; der andere zwar an Feſttagen, aber vor Leuten aus den niedern Volksclaſſen gehalten worden ſey, und daſs dieſes Einfluſs auf die Wahl der Materien und die Behandlungsart gehabt habe. Wir hätten dieſen Einfluſs, insbeſondere auf die Behandlungsart, anders gewünſcht. Das weibliche Auditorium ſcheint den Vf. zu einer poetiſchen Sprache und maleriſchen Darſtellung, und dieſe zu mancherley Uebertreibungen veranlaſst zu haben. Er hat es oft bloſs auf Rührung angelegt, ohne im geringſten für Belehrung zu ſorgen. Die Predigt z. B. welche für den Sonntag Palmarum angezeigt iſt, *der verurtheilte Jeſus* iſt nichts anders als die Erklärung eines

eines poetischen Gemäldes von der Verurtheilung Jesu durch Pilatus. „Da steht er nun," hebt der Vf. S. 258. an, „der gegeisselte, der verspottete, der verurtheilte Jesus Christus! Da steht er vor seinen Mördern und Peinigern — der einzige Mensch unter so vielen Menschengestalten! Da stehet er wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden soll und verstummet. (In diesem Lammsgesicht findet aber Hr. Albanus bald darauf ausserordentlich viel Ausdruck.) Um ihn her Schaaren schadenfroher Gesichter, die ihn *angrinzen* mit den Verzerrungen der siegenden Bosheit. — Dort Kaiphas an ihrer Spitze, mit der scheinheiligen Larve, und unter allen der Einzige, den der Verurtheilte kaum des Anblicks würdiget. Hier Pilatus mit den *gewaschenen Händen* und dem ewig befleckten Gewissen, es nicht wagend, dem Auge seines Verurtheilten zu begegnen. — In der Entfernung jenseits die Freunde Jesu und sein Johannes und seine Mutter, starr und versteinert, und können noch nicht weinen! — Und da hoch oben über Allen, Gott, der gehört hat das Verdammungsurtheil u. s. w. Lasset uns bey diesem Gemälde verweilen, es ist das einzige in seiner Art, seit dem die Welt erschaffen ist; öffnet die Augen eures Geistes und betrachtet es mit unverwandten Blicke." Nun fängt der Vf. an, die Mienen eines jeden zu deuten, und schildert die Empfindungen, von welchen sie der Ausdruck seyn sollen. Da liest er denn z. B. in dem Gesichte Jesu unter andern auch mit Rücksicht auf die Frau des Pilatus: „möchte ich dein gutes Weib trösten können, die über mich, ach die über dich weinen wird." — Ein Blick des *Römers* Pilatus auf Kaiphas soll soviel sagen, als: „Welch ein Mensch dieser Hoheprieſter, der Erste seiner geistlichen Würde nach, und auch der Erste seiner *satanischen* Bosheit nach!" — Mit der Gattin des Pilatus macht sich Hr. *A.* viel zu schaffen. Noch in dieser Predigt lässt er, „ihre lieblichste Gestalt ihres Mannes bösem Gewissen zu einer quälenden Furie" werden; und in einem andern Vortrage: *dass die Verläumdung ihren Trost für den Verläumdeten selbst mitbringt*, wird der Warnung, welche sie ihrem Manne geben liess, wieder zweymal ein grosses Gewicht beygelegt. In dieser zuletzt angeführten Predigt giebt es der Uebertreibungen unerträglich viele, und Hr. *Alb.* weiss kaum lebhaft genug zu schildern, wie sehr Jesus dadurch müsse getröstet worden seyn, dass er unter so viel tausend heuchlerischen und boshaften Menschen doch zwey aufrichtige Herzen gefunden habe, von denen seine Unschuld anerkannt worden sey, den Pilatus, der ein männliches und starkes Wort für ihn geredet habe, und seine tugendliebende Gemalin. — Wir müssen noch zwey andere Fehler rügen, welche die sonst in mancher Hinsicht nützlichen Vorträge des Vfs. entstellen; und wir bitten ihn, bey künftigen Predigerarbeiten gegen dieselben auf seiner Hut zu seyn. Der erste ist ein bis zum Lächerlichen getriebenes *Teleologisiren*, was durch die pomphafte Sprache noch auffallender wird. Die sehr viel Gutes enthaltende Predigt: *Ueber die bewundernswürdige Einrichtung der menschlichen Natur;* ist in dem Ton der Anschlagezettel eines französischen Artisten bearbeitet. Wer kann folgende Stelle ertragen: „Wir würden essen und trinken *müssen*, wenn auch Speise und Trank durch die herbste Bitterkeit uns widerlich gemacht würde; wir *müssten* es, weil es unsere unerlässliche Pflicht ist, Gesundheit und Leben zu erhalten. Aber in *Vergessenheit* brachte unser Vater im Himmel die immerwährende Vorstellung von *Pflicht*, die als Pflicht betrachtet, schon durch ihre unaufhörlich zu wiederholende Erfüllung lästig und unerträglich werden würde; er vertilgte gewissermaſsen den Gedanken an Pflicht durch die Annehmlichkeit der Nahrungsmittel. Und damit auch derselbe Wohlgeschmack durch beständiges Einerley nicht seinen Reiz verlieren möge, so giebt es für uns eine solche Menge der verschiedensten Lebensmittel, dass wir täglich durch neue Zusammensetzungen immerfort des lieblichsten Wohlgeschmackes uns erfreuen können." — Der andere Fehler ist ein Hin- und Herschwanken in dogmatischen und moralischen Meynungen und Urtheilen. — So würdig sich Hr. *A.* über *Gott* auszudrücken pflegt: so schreibt er doch S. 257. „Sie (die Juden) rufen Gottes Rache selbst über ihr und ihrer Kinder Haupt herab! Ja, Gottes Rache ist über ihr Haupt herabgekommen und drückt sie noch." — In der 29sten Predigt: *Wie weit wir es in der Vollkommenheit schon in diesem Leben bringen können* (sollte heissen: von den verschiedenen Stufen der Vollkommenheit u. s. w.) sagt der Vf.: „Mehr verlangt weder die Vernunft, noch der erklärte Wille Gottes von uns; beide fodern nicht, dass der Mensch, so lange er in diesem zerbrechlichen Leibe wallet, sich zur ganz reinen Uneigennützigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten erheben soll." In der folgenden Predigt wird aber von dem ächten Wohlthäter verlangt, (S. 301.) dass er sich durchaus keiner andern Absicht bewusst sey, als seiner Pflicht Gnüge leisten und Gutes ausser sich stiften zu wollen. — Nach der 29sten Predigt ist der Vf. der Meynung: die meisten Christen stünden auf der Stufe der Vollkommenheit, dass sie nicht mehr mit Wissen und Willen nur pflichtwidrige Handlungen, auch nicht in Sachen von minder wichtiger Bedeutung begiengen. Dieser Behauptung wird auf allen Seiten in den übrigen Predigten und zwar mit Recht widersprochen. — Wenn der Vf. künftig seine Phantasie mehr zügeln, und seine Begriffe mehr läutern und schärfer bestimmen wird, so werden seine Predigten gewiss weit besser als diese den Zweck christlicher Religionsvorträge erreichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Neueftes theologifches Journal*, herausgegeben von Dr. *Joh. Phil. Gabler*. 1800 u. 1801. *Fünfter* Band 640 S. *Sechfter* Band 656 S. *Siebenter* Band 668 S. *Achter* Band 632 S. 8.

Wir faffen diefe vier Bände von den letzten beiden Jahren wieder zufammen, und fuchen die darin befindlichen Aufsätze fo kurz als möglich zu beurtheilen. Im 5ten Bd. 1 St. find zwey Aufsätze von dem Herausg. und Hn. D. *Vogel*, welche fich auf das philofophifche Journal von *Fichte* und *Niethhammer* beziehen, und für das objective Dafeyn Gottes ftreiten. In dem erften erklärt fich der Herausg. gegen den Fichte'fchen dogmatifchen Idealismus als eine widernatürliche Anficht der Dinge mit Recht, fo wie gegen die Ausfälle des philofophifchen Journals auf ihn und fein Journal: allein er fcheint fich über jenen Idealismus in Beziehung auf die chriftliche Theologie hin und wieder etwas zu ftark auszudrücken. Wenn es z. B. S. 4. heifst: „die chriftliche Religion „fetzt das objective Dafeyn Gottes voraus. Sie würde „alfo aufhören, eine *vernünftige* Religion zu feyn, „fo bald die Gründe für den Idealismus überwiegend „wären, und ein vernünftiger Religionslehrer könnte „nicht mehr mit gutem Gewiffen und ohne den Heuchler zu fpielen, *chriftlicher* Theologe feyn. — Alsdann müfste auch das theologifche Journal aufhören, „ein *chriftliches* zu feyn; denn es würde für den Herausg. eben fo fubjectiv *unvernünftig* feyn, das objective Dafeyn Gottes ferner noch zu glauben, fo „wie es ihm bis jetzt fubjectiv unvernünftig ift, das „objective Dafeyn Gottes zu leugnen u. f. w.“ Da jener Idealismus nur *eine* Art philofophifcher Anfichten der Dinge ift: fo fchliefst eine jede andre Art von Anficht noch nicht gleich *alle Vernunft* aus. Selbft aber auch bey der Anwendung jenes Idealismus auf die chriftliche Religion würde diefe doch noch immer *vernünftig* und *chriftlich* bleiben, in fofern fich derfelbe eine *moralifche göttliche Vorfehung* fehr gern gefallen laffen würde, welche die Grundlage jeder wahren Religion, alfo auch der chriftlichen, ift. Nur würde von dem bibliſchen Realismus etwa eben fo abftrahirt werden müffen, als man in der Theologie von dem unphilofophifchen Anthropomorphismus derfelben fchon längft abftrahirt hat. — Hr. *Vogel* giebt im zweyten Aufsatze eine *Beftätigung des theoretifch-praktifchen Beweifes vom objectiven Dafeyn Gottes* gegen die Aeufserungen des Hn. Ritter und der Herausgeber im philofophifchen Journal 10 B. 3 Heft über feinen im theologifchen Journal 2 B. 1 St. geführten Beweis. Ueber diefen Beweis felbft haben wir fchon in der Recenfion jenes Bandes des theologifchen Journals geurtheilt. Er gründet fich auf eine Deduction der *Vernunftnothwendigkeit*, wofür wir lieber *Vernunftmäfsigkeit* fubftituiren würden. Der anmaafsende Ton jenes Journals wird mit Recht zurück gewiefen, und hat fich als unerträglich fchon felbft überlebt. — Im 2. St. *Ueber den erften Erfinder der Lüge, dafs der Kurfürft Johann von Sachfen kurz vor feinem Tode zur katholifchen Religion zurückgekehrt fey*, vom *Herausg.* Wenn nach Plank (Gefch. d. prot. Lehrbegriffs B. 3. Th. 1. S. 239. Anm. 63.) zwifchen Andr. Fabricius und Joh. Nas von Brixen entfchieden werden foll: fo hat fie jener zuerft erzählt. — Im 3 St. *Ueber die verfchiedenen möglichen Gefichtspunkte des Für und Wider bey der Fichteſchen Gotteslehre*, von *Vogel*, als Einleitung zu einer Recenfion von 15 Schriften über die Fichtefche Gotteslehre. *Kritifche Unterfuchung über den Text des Cod. Uffenbach. 2. Wetft.* 53. vom *Herausgeber*. Diefe fchätzbare Probe einer forgfältigen kritifchen Unterfuchung über den Werth eines Codex giebt das Refultat, dafs wenn gleich diefer treffliche Codex nicht über das 8 Jahrhundert hinaus geht, er doch wohl eine genaue Abfchrift eines uralten Codex feyn mufs. Diefer gehörte entweder fchon zu einer eignen alten Recenfion, oder er bildete erft felbft eine eigne Recenfion, wenn er ein *Codex criticus* war, welcher aus verfchiedenen alten Handfchriften die Lesarten, die ihm die vorzüglichften fchienen, auswählte, und dadurch einen eignen Text bildete, welches Hr. G. für wahrfcheinlich hält. — Im 4 St. *Ueberficht der engliſchen theologiſchen Literatur* von Hn. *Rofenmüller d. J.* Im 6 St. *Ueberblick des Zuſtandes der Religion und der theologiſchen Literatur in Holland am Schluſſe des 18. Jahrhunderts.* In des 6ten B. 3. St. *Ueber den Unterſchied zwiſchen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verſchiedene Behandlungsart der Verſuchungsgeſchichte Jeſu* vom *Herausg.* Der Vf. fetzt den Unterfchied zwifchen *Auslegen* und *Erklären* fo feft, dafs fich das erftere nur auf die Erforfchung *des Sinnes* bezieht, das letztere aber auf die Aufklärung *der Sache felbft*. Wir glauben aber, dafs diefer Unterfchied im Sprachgebrauche nicht gegründet ift, wonach fich *Auslegen* mehr auf die *Deutung der Abficht und des Zwecks* bezieht, als auf die Erklärung der Worte. Wenn man fagt: meine Worte oder Handlungen find mir übel ausgelegt — fo geht diefs entweder auf die Abficht oder den Zweck. Man würde alfo eher den Unterfchied mit den Ausdrücken *Wort-*

erklärung und *Sacherklärung* bezeichnen können, wie man es auch schon that, und Hr. G. selbst S. 227. gethan hat. *Auslegung* würde dagegen mehr die Deutung zu einem Zwecke seyn, z. B. die Anwendung für die Praxis u. s. w. Jenem Unterschiede zu Folge erklärt nun Hr. G. die Versuchungsgeschichte, und zeigt, dass die Evangelisten dieselbe eigentlich verstanden haben, wie sie die Worterklärung angiebt, wodurch wir aber noch nicht gezwungen würden, sie eben so zu verstehen, in sofern wir nicht die Ueberzeugung von der jüdischen Dämonologie hätten, wie sie. Für uns bedürfe die Sache einer weitern Aufklärung. Da nun *Matthäus* diese Geschichte nur aus Jesu Munde selbst haben konnte, und Jesus das Herumführen vom Satan nicht eigentlich genommen haben kann: so muss es eine *innere* Versuchung gewesen seyn. Diese lässt sich wieder auf dreyerley Weise erklären; allein Hr. G. zieht die von einer *Vision in der Wüste* als die leichteste vor. In der Vision konnte Jesus schnell an die verschiedensten und entlegensten Orte versetzt werden, und blieb doch mit seinem Körper auf einer Stelle in der Wüste. Diese Vision wurde ferner *sehr leicht* und *natürlich* (?) hervorgebracht durch Fasten und angestrengte Meditation, bey einem ohnehin reitzbaren Nervensysteme, besonders im Orient, und an einem so einsamen Orte. Der Stoff zu den Versuchungen *kam aus einzelnen Begierden der Sinnlichkeit*, so wie der Stoff zu den Widerlegungen aus eignen festen Grundsätzen der Vernunft. — Allein in dem Wunsche, unversehrt vom Tempel unter die Menge herab schweben, und alle Reiche der Welt beherrschen zu können, liegen nicht sowohl Begierden der Sinnlichkeit, als vielmehr Neigung zu einer kindischen Ostentation und unbegränzte Ruhm- oder Herrschsucht, die zusammen gleich stark den ehrwürdigen Charakter Jesu compromittiren. Man kann daher nicht wohl annehmen, dass diese Geschichte von Jesu selbst erzählt ist; sondern muss sie vielmehr für eine jüdisch-christliche Sage halten, die in die Evangelien gekommen ist, wie manche andre, welches sich aus dem Entstehen der ersten Evangelien und unsrer Uebersetzung des Matthäus sehr gut erklären lässt. So bald man aber nicht geneigt ist, dies anzunehmen: so bleibt die Erklärung von einer Vision die beste von allen vorhandenen. Nur verliert der Charakter Jesu ausserordentlich dabey. — Im 5 St. *Berichtigung verschiedener neuen Meynungen über den Ursprung der Lesart ὁ λυει* 1 Joh. 4, 3. vom *Herausg.* Die Sache dieser Lesart wird so gründlich und gelehrt aus einander gesetzt, dass darüber keine Missverständnisse weiter vorkommen können, wie sie sich bey *Carpzov, Lange* und andern finden, die hier sämmtlich berichtigt sind. — In des 7 B. 1 St. *Ueber die Fortschritte der religiösen Cultur im 18. Jahrhundert. In einer Uebersicht von Religionsvorträgen des Hn. D. Reinhard.* Es ist eine etwas seltsame Idee, die Fortschritte der religiösen Cultur aus Predigten kennen lernen zu wollen, die ihrer Natur nach den Gegenstand nur berühren, nicht einmal entwickeln, vielweniger erschöpfen können. Wollte man zeigen, wie dieser Gegenstand homiletisch zu behandeln sey: so konnten dazu R—s. Predigten vortrefflich dienen, nicht aber diese Fortschritte selbst kennen zu lernen, eben deswegen, weil es Predigten sind. Da man indessen das Seltsame nicht gefühlt hat, wenn Hr. *Pölitz* schreibseligen Andenkens aus R—s. Predigten ein *Corpus doctrinae Reinhardianum* compilirt: so kann man diese Seltsamkeit noch eher gelten lassen. — Im 2 St. *Ueber den Zweck, die Quellen und die Interpolationen der Apostelgeschichte* von Dr. *Ziegler*. Der Zweck der Apostelgeschichte ist im Allgemeinen, eine Geschichte der Ausbreitung des Christenthums seit der Himmelfahrt zu liefern, so weit sie Lukas kannte. Sie enthält also nur Fragmente, und Petrus und Paulus sind deswegen die vorzüglichsten Helden dieser Geschichte, weil sie theils die thätigsten und vorzüglichsten Missionare waren, theils Lukas von ihnen gerade am meisten wusste. Seine Quellen sind ausgemacht theils die mündliche Tradition, theils die eigne Erfahrung; die erste besonders im ersten Theil der Apostelgeschichte vor seiner Verbindung mit Paulus K. 1 — 16, 10. die zweyte in dem übrigen bis zu Ende. Allein für den ersten Theil scheint er auch noch schriftliche Quellen benutzt zu haben, z. B. das Sendschreiben der Gemeine zu Jerusalem an die Gemeine zu Antiochien K. 15. und wahrscheinlich auch noch ein Κηρυγμα Πετρου und Πραξεις Πετρου. Vielleicht fand er auch schon die Rede des Stephanus K. 7. schriftlich vor. Endlich lassen sich Zusätze, Glossen und Interpolationen in einer solchen Schrift am ersten erwarten. Die vielen Glossen kann man aus der Griesbachischen Ausgabe kennen lernen. Als Interpolationen sind folgende Stellen bezeichnet K. 2, 9—11. K. 5, 12—14. K. 8, 1. K. 13, 52. *Kurze Prüfung einiger philosophischen Hauptgründe gegen die Wunder, nebst etlichen andern Ansichten dieses Gegenstandes* vom *Herausg.* Hr. G. prüft hier die Gründe für die Unmöglichkeit der Wunder und Offenbarung im philosophischen Sinne, die der Vf. der Schrift „*Ausführliche Erklärung der in den mosaischen Schriften enthaltenen Wundergeschichten aus natürlichen Ursachen* Berlin 1800." vorgetragen hat, übernimmt einmal die Rolle eines Vertheidigers der Wunder, um zu zeigen, dass die Angriffe darauf gröstentheils sehr hinfällig sind, und sagt bey dieser Gelegenheit so viel Wahres und Treffendes, dass wir die Gründe jenes Vfs. völlig widerlegt halten, bis auf einen einzigen, welcher aber auch ein Hauptgrund ist, wenn ihn gleich der Vf. nicht in seiner ganzen Stärke vorgetragen hat. Wäre er ein Meister in seiner Kunst: so würde er sich hiemit begnügt, und alles übrige vorbey gelassen haben, weil es zu viel beweist. Der Vf. behauptet, dass der Begriff eines Wunders überhaupt, und eine übernatürliche Offenbarung insbesondere, den nothwendigen Gesetzen unsers Erkenntnissvermögens widerstreite, *weil eine Ursache ausser der Zeit verbunden mit einer Wirkung in der Zeit etwas ganz ungedenkbares, ein Nexus ohne Zusammenhang sey.* Allein er zeigt nicht, *warum* es denn ungedenkbar sey, und so ist es ganz natürlich, dass sich Hr. G. von der Wahrheit dieses Satzes nicht überzeugen

gen kann. Vielmehr behauptet dieser, dafs der Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung ja noch bleibe, *wenn auch die Ursach in der übersinnlichen Welt zu suchen sey.* Allein hier ist gerade der schwierige Punkt, der geläugnet wird. Jener Vf. könnte nämlich so argumentiren. Die Causalität gilt nur für die Natur, und läfst sich nicht ohne Sprung und Fehlschlufs auf die Uebersinnlichkeit übertragen. Denke ich mir also die Wirkung einer übersinnlichen aufserweltlichen Intelligenz nach der Causalität auf die Natur: so mufs ich diese Intelligenz durch einen Akt meines Verstandes erst *in die Natur* setzen, und sie zu einem Naturwesen machen, welches sie doch nicht seyn soll. Mithin ist ein Causalnexus zwischen der Uebersinnlichkeit und Natur ungedenkbar, wenn nicht die übersinnliche Intelligenz selbst Natur werden soll, welches sie doch nicht seyn soll. Dieſs mufs nun allerdings auch von der Schöpfung gelten, wie Hr. G. sehr richtig bemerkt. Da wir uns also hier in dem Felde des Unfafsbaren und Unbegreiflichen befinden: so können wir unsern vernunftmäfsigen Glauben nicht sowohl auf theoretische Gründe stützen, sondern wir müssen ihn auf moralische Gründe bauen, in sofern unsre moralische Natur die eigentliche Grundlage aller wahren Religion ist. Unterdessen gilt dieſs blofs von philosophischen Ueberzeugungsgründen, und nicht von populären; denn für die Menschheit im Allgemeinen sind die theoretischen Glaubensgründe überzeugender als die moralischen, eben deswegen, weil das Volk nicht Philosoph ist. Doch auch von diesem allen abgesehen, und die Möglichkeit eines Wunders als übernatürlich bewirkte Begebenheit in der Natur zugegeben: so ist doch hiermit nichts für uns gewonnen, in sofern es unmöglich ist, eine solche Begebenheit zu *erkennen*, da uns durchaus ein Kriterium fehlt, wonach wir entscheiden könnten, was natürlich und was übernatürlich wäre. Wir sind vielmehr von unserer Vernunft gezwungen, alle Begebenheiten in der Natur als natürlich zu betrachten, da wir nicht wissen können, wo die Naturkräfte aufhören, um den Anfang einer übernatürlichen Kraft annehmen zu müssen. Daher sagt Hr. G. S. 196. mit Recht „ob die Wunder Jesu *übernatürliche* oder nur „*wunderbare*, wenn gleich natürliche Begebenheiten „gewesen sind, ist eine andre Frage.“ Alles was man von jeher in der Welt nach dem Ideenkreise der jedesmaligen Menschen und im populären Sinne *Wunder* genannt hat, und noch jetzt so nennt, ist im philosophischen Sinne nichts mehr als *wunderbare* Begebenheit. — Da dieser Gegenstand jetzt so vielen Mifsverständnissen ausgesetzt ist: so haben wir nicht umhin gekonnt, ein paar sich darauf beziehende Hauptpunkte näher aus einander zu setzen. — Im 4. St. *Ueber die verschiedene mythische Behandlungsart der christlichen Urgeschichte* vom *Herausg.* Nur von dem öffentlichen Lehramte Jesu haben wir durch Augenzeugen zuverläfsige Nachrichten, aber von der Geburt und Kindheit Jesu haben wir nur Sagen oder Mythen. Diese lassen sich eintheilen in *historische* Mythen, worin etwas rein historisches zum Grunde liegt, welches aber hier nach dem herrschenden jüdischen Geschmack weiter ausgemalt worden ist, und in *philosophische* Mythen, die aus blofsem Räsonnement, besonders aus Anwendung gewisser Stellen des A. T. auf Jesus entstanden sind, ohne dafs eine wahre Thatsache zum Grunde läge. [Da in den hebräischen Sagen nicht viel ächte Philosophie zu finden ist: so wäre der Ausdruck *räsonnirende* oder *philosophirende* Sagen oder Mythen vielleicht treffender]. Diesen Unterschied nun auf die Geschichte Jesu angewandt: so wird z. B. die Geburtsgeschichte Jesu vom Vf. für einen räsonnirenden Mythus erklärt, so wie die des Täufers Johannes nicht minder. — Im 5. und 6. St. *Ueber die Gränzen der Kirchengewalt protestantischer Konsistorien und Kirchenvorsteher über die Religionslehrer in Glaubenssachen* vom *Herausg.* Auch in diesem Aufsatze, der uns nur etwas zu wortreich, gedehnt und nicht ohne häufige Wiederholungen zu seyn scheint, sind von dem Vf. treffliche Grundsätze vertheidigt, wie man sie von einem liberalen protestantischen Theologen schon erwarten kann. Wenn gleich dem Sachverständigen darin nicht viel Neues gesagt wird: so kann es doch nicht schaden, das Bekannte bisweilen zu wiederholen und es auf die gegenwärtige Zeit anzuwenden, besonders wenn Veranlassung dazu in der Zeitgeschichte vorhanden ist. In einem solchen Falle aber wird Bestimmtheit, Bündigkeit und Kürze am ersten Eingang finden und überzeugen, besonders wenn der Gegenstand in einer kurzen Abhandlung doch nicht erschöpft werden kann, wie es auch hier der Fall ist. Alle Kirchengewalt bezieht sich blofs auf religiöse Handlungen und auf kirchliche Angelegenheiten [also mit einem Worte auf den äufsern Cultus und was dazu gehört], nicht aber auf Glaubens- und Gewissenssachen; denn sie soll nur dafür sorgen, dafs es in der Kirche bey der gemeinschaftlichen Religionsübung ordentlich und zweckmäfsig zugehe S. 453. Allein in der Folge stellt der Vf. doch auch den öffentlichen Lehrtropus unter die Kirchengewalt, in sofern wenigstens diese verlangen kann, dafs er historisch vorgetragen werde. Daher hätte dieser wohl gleich zu dem äufsern Cultus gezählt werden müssen, um die Eintheilung vollständig zu haben. Unter Glaubenssachen, welche hier als gleichbedeutend mit Gewissenssachen genommen sind, werden nämlich der subjective Glaube und die subjective Ueberzeugung verstanden, worüber sich die Kirchengewalt auf keine Weise erstrecken kann. Der Protestantismus ferner besteht nicht sowohl in einer Summe von Dogmen, als vielmehr in Grundsätzen, die bey der Protestation 1529 an den Tag gelegt sind, wonach die Basis der protestantischen Religion und Kirche auf *Unabhängigkeit von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen, und Freyheit der Bibelerklärung nach richtigen Auslegungsregeln beruht* S. 457. Dieſs ist der historische Protestantismus, wovon nicht abgewichen werden darf. Allein S. 472. wo dasselbe noch einmal wiederholt ist, wird für den zweyten Satz „*alleinige Anerkennung der heiligen Schrift als einer untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens*

bens" gesetzt, und dann so fortgeführen. „Finden „wir nur noch in der heiligen Schrift eine sichere *für „sich bestehende, und nicht erst von der Uebereinstimmung „mit der Vernunft abgeleitete* Richtschnur des Glau„bens und Lebens: so sind und bleiben wir Prote„stanten, so abweichend auch unsre Ueberzeugungen „von den Lehrmeynungen der ersten Reformatoren „seyn mögen. *So bald wir aber das für sich bestehende „göttliche Ansehen der heiligen Schrift nicht mehr an„nehmen, sondern nur die Vernunft als Schiedsrichte„rin in der Religionslehre anerkennen:* so ist das nicht „mehr Protestantismus, sondern Rationalismus, denn „wir verwerfen die Grundlage jener Protestation, wo„her wir den Namen Protestanten haben." Darauf gründet der Vf. alsdann den Vorschlag, dass es den Rationalisten erlaubt werden möchte, eine abgesonderte Religionsparthey im Staate auszumachen, weil sie nun einmal nicht zu den Protestanten gehören. Wenn wir auch in allem Uebrigen mit dem würdigen Vf. übereinstimmen; so können wir es doch unmöglich in den angeführten letzten Punkten. Sein Begriff vom historischen Protestantismus ist zu eng gefasst, und daher sind auch die Folgerungen zu eng geworden. Der Geist erhebt sich über den Buchstaben, und der historische Protestantismus kann nicht blos von dem Buchstaben der ersten Protestation im J. 1529 abhängig gemacht werden (denn wie vielmal hat die neue Religionsparthey nicht sonst noch protestirt bey der Reformation?), sondern muss aus dem ganzen Geiste der Reformationsgeschichte hervor gehen. Hiernach besteht nun der Geist des historischen Protestantismus *in einer continuirlichen Protestation gegen allen unbiblischen Aberglauben und Gewissenszwang, so wie in dem Rechte einer continuirlichen Verbesserung des Lehrbegriffs nach der Bibel*, wonach auch der Charakter eines Protestanten bestimmt werden muss. Es kann hier nicht der Ort seyn, dieses historisch zu beweisen: allein wir wollen doch wenigstens einen historischen Punkt anführen, der wichtig genug ist. Als die Katholiken zu Augsburg 1530 vor Abfassung ihrer Confutation die Protestanten fragen liefsen, ob sie zu ihrer Confession noch etwas hinzuzusetzen hätten, oder ob sie bey derselben zu bleiben gedächten? so bemerkten diese die Schlinge bald, und liefsen antworten, dass sie nicht gewillt wären, sich die Hände binden zu lassen, wenn sie in Zukunft noch etwas zu verbessern fänden. Hieraus ergiebt sich klar der Grundsatz einer continuirlichen Verbesserung. Wenn es ferner nicht mehr Protestantismus seyn soll, so bald nur die *Vernunft* als Schiedsrichterin in der Religionslehre angenommen wird: so sehen wir nicht ein, wie der Protestant dieser Richterin ausweichen will, um nur eine Offenbarung anzuerkennen, und wie er nur irgend einen Satz daraus annehmen kann, ohne Uebereinstimmung mit seiner Vernunft. Also bleibt auf jeden Fall die Vernunft die höchste, mithin am Ende auch die einzige Schiedsrichterin bey einer Religionslehre, selbst bey einer geoffenbarten, und die heilige Schrift kann keine für sich bestehende Richtschnur des Glaubens seyn, als nur in sofern sie mit der Vernunft übereinstimmt, denn schon die blosse Anerkennung, dass sie es sey, ist Uebereinstimmung mit der Vernunft, weil der Mensch nichts *wider* seine Vernunft anerkennen und annehmen kann. Mag daher ein protestantischer Religionslehrer Rationalist oder Supernaturalist seyn: so bleibt er immer ein Protestant, wenn er sich nur nach jenem Geiste des Protestantismus richtet. Der verschiedene Gesichtspunkt aber, aus dem die Bibel betrachtet wird, gehört mit zu der bessern Einsicht in die Bibel, die der Vf. selbst seit der Reformation anerkennt.

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHWERIN u. WISMAR: *A. D. Weber — Beyträge zu der Lehre von den gerichtlichen Klagen und Einreden.* 2*tes* und 3*tes* Stück. 1802. 139 S. 8.

Mit Vergnügen zeigt Rec. die Fortsetzung dieser äuserst lehrreichen und interessanten Beyträge an. Der Name des Vfs. erspart uns ein allgemeines Lob, auch bedarf es keines weitläuftigen Auszuges, da gewiss kein Freund der Rechtswissenschaft diese, wie die übrigen Schriften des Vfs., ungelesen lassen wird. Wir begnügen uns daher mit folgender kurzer Inhaltsanzeige. Nr. 10. enthält mehrere zweckdienliche Regeln über die geschickte Wahl der Klagen. In Nr. 11. zeigt der Vf. sehr befriedigend, dass der Gerichtsstand der gelegenen Sache und des Contracts ausschliefslich sey. Besonders interessant ist die Ausführung Nr. 12., dass der privilegirte Gerichtsstand mitleidswürdiger Personen gar nicht existire, worin Rec. Hn. *W.* ganz eben so beystimmt, wie in den Bemerkungen unter Nr. 13. 14. über die Executiv-Klage aus einem *instrumento indiscreto* und die Einrede des Eigenthums gegen Contracts-Klagen. Die Regel: *excipiens non fatetur* wird in Nr. 15. besonders gegen *Gönner* vertheidigt, welcher noch wohl stärker widerlegt werden könnte, als hier geschehen ist, so bald man nur aufmerksam darauf macht, dass die Pflicht, sich einzulassen, selbst dem kanonischen Recht nicht fremd ist, und dass nur die Reichsgesetze eine *specielle* Einlassung fodern. Die letzte Abhandlung enthält den Beweis, dass nach Röm. Recht der Besitz von der Beweislast bey der *actio negatoria* befreye. Sowohl in der Behauptung, als den Gründen stimmt Rec. dem Vf. bey. Möchte uns doch Hr. *W.* recht bald mit einer Fortsetzung dieser Abhandlungen beschenken!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kussler: *Neuestes theologisches Journal*, herausg. von D. *Joh. Phil. Gabler*, *Fünfter* bis *achter* Band etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In des 8. Bd. 1 St. *Hat die Ebnerische Handschrift des N. T. das erste Kapitel Matthäi, oder nicht?* vom *Herausg.* Es wird umständlich genug gezeigt, dass diese Nürnbergsche Handschrift nach einer Vergleichung des Hn. v. *Murr* das erste Kap. Matth. wirklich hat. Indessen will Hr. G. doch noch eine neue Vergleichung anstellen. — Im 4 St. *Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu. Ein abgenöthigter Nachtrag vom Herausg.* Dieser Aufsatz ist eine Vertheidigung gegen Hn. M. *Schulz* in Leipzig, der in einem anmassenden Tone die beiden letzten Erklärungen, welche Hr. G. im 6 B. 3 St. dieses Journals von der Versuchungsgeschichte gab, in *August's* theologischer Monatsschrift 1 Jahrg. 12 Heft angegriffen hatte. Wir halten den Gegner für völlig widerlegt, und freuen uns der Versicherung, dass, wenn dergleichen Vertheidigungen noch weiter nothwendig werden möchten, alles kurz und *nachdrücklich* von statten gehen soll, um Raum für wichtigere Sachen zu gewinnen. In der That wird auch der Raum für die Recensionen zu sehr beengt, und es bleiben zu viele zurück, welches dem Journal selbst nachtheilig werden dürfte. Da Hr. G. die Meynung, welche die Versuchungsgeschichte für eine aufgenommene jüdisch-christliche Tradition hält, besser als durch Hn. *Schulze* begründet zu sehen wünscht: so bemerken wir noch, dass ihre Entstehung am besten in des Hn. Pastors *Schmidt exegetischen Beyträgen* entwickelt ist, und dass sich eine Interpolation etwa in unsre griechische Uebersetzung des Matthäus auch sehr wahrscheinlich machen lässt, welches zu zeigen hier nur der Ort nicht ist. Auf jeden Fall ist der Umstand, dass *Johannes* der vertrauteste Liebling Jesu diese Geschichte nicht hat, schon an und für sich sehr wichtig. Hätte sie Jesus erzählt: so würde Johannes sie am ersten haben wissen müssen. — Im 5. St. *Ueber die vorgebliche Verwandtschaft der Juden und Spartaner 1 Mackab. 12. vom Hofr. Bruns, mit einem literarischen Nachtrag vom Herausg.* In einem Briefe, den der König *Arias* von Sparta an den *Onias* geschickt haben soll, wird behauptet, man habe in einer Urkunde gefunden, Spartaner und Juden wären Brüder und Abkömmlinge Abrahams 1 Mack. 12, 21. Eine Abschrift von diesem Briefe legte *Jonathas* seinem Schreiben an die Spartaner bey, worin er um die Erneuerung dieser alten Brüderschaft und Freundschaft ersuchte. V. 5—11. Auch im zweyten Buche der Mackab. 5, 9. geschieht dieser Verwandtschaft beyläufig Erwähnung. Abgesehen von der Aechtheit des ersten Briefes, bleibt doch eine Sage unter den Juden übrig, dass sie ein mit den Spartanern verwandtes Volk wären. Den Ursprung dieser Sage weiset Hr. B. sehr scharfsinnig nach. *Cyrenaica* wurde von den *Theräern*, d. i. den Einwohnern der *Spartanischen* Insel *Thera* angebauet Herod. 4 §. 150 ff. Daher nennt *Josephus* d. b. J. 2, 16. 4. die Cyrener το Λακωνων γενος. *Ptolemäus Lagi* versetzte eine Colonie Juden nach Cyrene Jos. c. Apio. 2, 4. Diese wurden den Einwohnern einverleibt, machten die 4 Classe aus, und nannten sich grade zu Cyrener. Wenn sich nun die Juden von Cyrene in diesem Lichte betrachteten: so *konnten* sie auch die Spartaner als ein mit ihnen durch Abstammung und gemeinschaftliches Blut eng verbundenes Volk ansehen. Nun mussten sie aber auch den Abraham für den Stammvater der Spartaner halten, wie sie es auch in dem Briefe thun, den die Spartaner angeblich nach Jerusalem geschickt haben u. s. w. Unstreitig ist eine solche oder ähnliche Ideenverbindung die Grundlage von jenem erdichteten Briefe. Der Herausg. liefert dazu eine schätzbare gelehrte Uebersicht der verschiedenen Erklärungen und Meynungen von 1 Mack. 12. mit eingewebten Beurtheilungen derselben. — *Ueber die erste Ausgabe der deutschen katholischen Confutation der Augsb. Confession vom M. J. C. Bertram, nebst einem Nachtrage vom Herausg.* Eine erste deutsche Ausgabe vom J. 1572, wie so häufig angeführt wird, existirt gar nicht. Es ist in diesem Jahre so wenig das deutsche Original der Confutation erschienen, als eine Uebersetzung des lateinischen Textes, welcher erst 1573 vom *Andr. Fabricius* in sein Harmon. A. C. herausgegeben wurde. Die ersten deutschen Uebersetzungen lieferten *Chytraeus* und *Coelestin* 1576 und 1577. Nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Herausg. ist jene Unrichtigkeit aus *Joh. Joach. Müller's* Historie der evangelischen Stände Protestation und Augsb. Conf. Jena 1705. 4. abzuleiten, der den *Joh. Müller* in s. Augsb. Conf. 1630. 4. falsch verstanden, und dabey die unrichtige Jahrszahl 1572 statt 1573 nachgeschrieben hatte. Die spätern Theologen schrieben wieder den Joh. Joach. Müller ab, und so wurde der Irrthum allgemein. — Endlich im 6 St. *Von der ersten Brandenburgschen Kirchenordnung vom Prof. Vogelsang.* Sie ist vom J. 1540.

Die Exemplaria sind sehr selten, und der Vf. hat das seinige beschrieben. Aus der Probe über die Beybehaltung der Fastenspeise sieht man, dass sie noch sehr katholisirt. *Von Johann Clauss'ens in deutsche Verse gebrachtem Psalter, von ebendemselben Vf.* Eine kurze Geschichte dieser Uebersetzung mit einer Probe daraus. Sie ist vielleicht der erste Versuch einer deutschen metrischen Uebersetzung aller Psalme, denn wenn sie gleich wegen der Schwierigkeit einen Verleger zu finden erst 1548 mit *Camerar's* Vorrede heraus kam, in welchem Jahre auch die *Gamersfelderische* Uebersetzung erschien, so war sie doch schon 1546 völlig fertig — *Neue Uebersetzung und Erklärung des* 110 *Psalms.* Der Vf. ist ein Gelehrter in Stockholm, Schüler des berühmten Aurivillius, dem sowohl die richtige Erklärung dieses Psalms nicht vom Messias, sondern von David, als auch die Uebersetzung in die ihm fremde deutsche Sprache Ehre macht. Er bezieht den Psalm auf die Rebellion Absoloms, in welcher Verlegenheit und Niedergeschlagenheit David wahrscheinlich seine Zuflucht zum Orakel genommen, und vom Oberpriester Zadok oder Abjathar die Antwort erhalten habe: halte dich ruhig meiner Rechte vertrauend; während der Zeit will ich deine Feinde zum Schemel deiner Füsse hinstrecken. Dieser Spruch sey zum Thema des Dichters einer spätern Zeit geworden, welcher die Grösse und die Macht des Gottes der Juden besingen wollte. Der Psalm zerfalle in drey Abtheilungen. Die erste, V. 1 enthalte den Orakelspruch selbst. Die zweyte, vom 2 V. bis in die Hälfte des 5ten, male die Erfüllung des Orakels ausführlicher aus, und in der dritten finde sich die Lehre, welche aus dieser Begebenheit gezogen werde, nämlich wie fürchterlich sich Jehovah an den Feinden der Juden [bisher an *seinen* Feinden, wenn der Psalm von Absolons Rebellion erklärt wird] räche. Man lernt schon hieraus den eignen Denker kennen, wenn gleich die Hypothese des Vfs. nicht ohne Schwierigkeit ist, z. B. in Hinsicht der Trennung des 5 V., die immer etwas hart bleibt. Ausserdem zeichnet sich der Vf. durch folgende Erklärungen aus. Das Sitzen zur Rechten Gottes erklärt er durch: sich ganz kummerlos bey allen Vorfällen einzig dem Schutze Gottes und der göttlichen Vorsehung überlassen, insofern das Sitzen ein Bild des Friedens und eines ruhigen, kummerlosen Lebens sey, 2 Kön. 14, 10. Zach. 1, 11. [Allein das Sitzen *zur Rechten eines Monarchen* heisst doch bestimmter, theils gleiche Ehre mit ihm geniessen, theils an seiner Stelle herrschen.] Ferner übersetzt er den 2 V. „Dir sandte Jehovah aus Zion eine mächtige Stütze; deine Feinde *züchtigte er.*" Er liest nämlich ירד für ורדה allein weil das Futur. vorher gegangen ist; so müsste nun auch das Futur. folgen, oder wenigstens das Participium. V. 3. „Mit dir waren die Heerführer am Tage der Schlacht auf den „Bergen des Landes." Er liest mit den LXX und der Vulg. בהרי wegen des Parallelismus. Dies ist nicht unannehmlich; dagegen ist die Lesart בהדרי *auf den Bergen* als die leichtere verwerflich. Auch haben LXX und Vulg. unsre Lesart gehabt. V. 4. „Deine ganze Lebenszeit wirst du Fürst seyn, und von „mir eingesetzt ein fest begründeter König." Alles, was hier zur Rechtfertigung dieser Uebersetzung beygebracht wird, ist recht gut; nur ist die Hauptschwierigkeit nicht gehoben על־דברתי kann nicht heissen *von mir eingesetzt*, sondern es heisst statt *pro ratione, propterea quod, eo ut* u. s. w. Eccles. 3, 18. 8, 2. 7. 13. Dan. 2, 30. 4, 14. Daher muss man wohl bey der alten Erklärung bleiben. David wird deswegen mit dem Melchisedek verglichen, weil dieser auch König und Priester zugleich war, und weil er auch ruhig zu Salem blieb, während Abraham mit den Kananitern Krieg führte. Der gelehrte Vf. schliesst mit der Versicherung, dass ohne eine erkünstelte Erklärung hier keine Weissagung vom Messias statt finden könne, worin wir ihm völlig beystimmen.

PÄDAGOGIK.

Braunschweig u. Helmstädt, b. Fleckeisen: *Das Industrieschulwesen*, ein wesentliches und erreichbares Bedürfnis aller Bürger- und Landschulen. Von C. L. Fr. *Lachmann*, ältesten Prediger an der Andreas-Kirche zu Braunschweig. 1802. X u. 277 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Das Ganze des Industrieschulwesens ist nirgends, selbst nicht bey Wagemann, so umfassend und vollständig abgehandelt worden als vom Vf., dessen Eifer, für die in den Preussischen Staaten bezielten Schulreformen mitzuwirken, schon aus andern Schriften bekannt ist. Die Basis seiner Abhandlung ist der Satz: Nicht die Volksmenge an sich, sondern die Masse der zum Erwerb wirksamen Kräfte eines Staates und die Art ihrer Wirksamkeit bestimmt die Macht und das Glück eines Staates; daher ist immer fortgehende Vervielfältigung der Erzeugnisse und Vermannichfaltigung ihrer Verarbeitung, das Mittel zur Vermehrung des Naturaleinkommens und zum Flor eines Staates. Hiermit ist wenigstens die cameralistische Wichtigkeit von Industrieschulen vorzüglich für die producirenden Classen schon hinlänglich begründet, wird aber im Buche noch weiter entwickelt.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit dem Industrieschulwesen, wie es bisher meistens betrieben worden, und mit der Aufstellung der Art von Industrieschulen, die der Vf. allgemein eingeführt wissen will, und die er selbst in Braunschweig eingeführt hat. (S. 78 ff.) In der Darstellung derselben vermissen wir aber eine recht deutliche, bestimmte Auseinandersetzung, und finden statt deren hingeworfne, nicht genugsam ausgearbeitete und ausgebildete Ideen. Das Charakteristische seiner Art von Industrie-Schulen besteht darin, dass die Handarbeit mit dem Unterricht (dem wissenschaftlichen, nicht der Anleitung zu den Handarbeiten, die doch in besondre Stunden verwiesen wird) möglichst *gleichzeitig* verbunden wird, oder, wie

wie sich der Vf. anderswo noch bestimmter ausdrückt; „dass während alles Unterrichts, bey welchem die Hände der Kinder ruhen, jegliches Kind etwas Nützliches zu thun hat, das es als Nebensache betreibt.“ Er nimmt blos die Zeit aus, wo Uebungen im Schreiben, im Rechnen an der Tafel und Uebungen der Andacht gehalten werden. (Aber wie wird es denn mit den Leseübungen, mit dem geographischen Unterricht u. dgl. gehalten?) Wir fassen das Wesentliche meist mit den eignen Worten des Vfs. zusammen: „Die Menschen aller erwerbenden Stände sind zu Berufsgeschäften bestimmt, bey welchen sie lebenslang mit geschäftigen Händen Arbeiten betreiben müssen, die durch ihre Einförmigkeit ermüden und unerträglich werden, wenn sie dabey nicht allerley Gedanken haben, nicht im Gespräche mit Andern sich unterhalten, ein Lied singen, manches Auswendiggelernte überdenken und wiederholen, oder falls sie hiezu nicht genug Geistesbildung erhalten haben, sich ein — Stückchen pfeifen!“, „Man erzieht also Menschen, deren Beruf diese gleichzeitig vereinigte Seelen- und Körper-Uebung fodert, [dies scheint im Zusammenhang zu heissen: „die mechanischen Geschäfte erfodern, sollen sie anders nicht lästig werden, dass man sich dabey durch allerley Gedanken die Zeit vertreibe,“ nicht aber, was noch wichtiger ist: „der Arbeiter soll sein Geschäft so wenig als möglich maschinenmässig betreiben, sondern es durch Nachdenken immer mehr vervollkommnen“] am glücklichsten, wenn man sie früh durch Schulübungen auf ihren künftigen Beruf vorbereitet“. „Sollte es nicht der menschlichen Natur angemessen seyn, den Leib und die Seele zugleich zu bilden, da beide immerfort auf einander wirken, und durch ihre Unruhe den Wink des Schöpfers verrathen? Sollte man nicht die unruhigen, durch Wachsthum gereizten Hände des Kindes beschäftigen müssen, wenn blos der Kopf mit Gegenständen des Denkens unterhalten wird? Hindert nicht dies den Muthwillen der muntern Köpfe am schicklichsten, die zumal in zahlreichen Classen durch Einen Lehrer nicht genug beschäftigt werden können? — Füllt nicht die Handarbeit jede Lücke mit etwas Nützlichem aus, die dem Schulkinde, welches Etwas schon weiss, jedesmal während der Zeit, dass dies mit andern nachgeholt wird, übrig bleibt? Macht nicht solche Beschäftigung Allen die Arbeit durch frohe Gewöhnung zum Vergnügen?“ Kinder fassen alle Belehrungen, die sie gelegentlich bekommen, leichter als solche, bey welchen sie eigentliche Absicht sehen. Die Arbeit befördert also mehr die Aufmerksamkeit, als dass sie sie stört. Nur verlange man nicht, dass jedes Kind in jedem Augenblick eines angestrengtern Nachdenkens die Arbeit promt fortsetzen sollte [wir setzen hinzu: oder, dass das Kind in Augenblicken, wo die Arbeit eine genauere Aufmerksamkeit fodert, dem Lehrer in seinem Vortrage folgen sollte!] Jedem Kinde, ja selbst dem ungebildeten Erwachsnen, fällt die Aufmerksamkeit und das angestrengte Nachdenken schwer, wenn man seine Sinne dabey unbeschäftigt lässt. Ist der Ungebildete, also auch das Kind, in einer Art von Bewegung; so ist er auch zu einer andern aufgelegt. Ist er gezwungen, unthätig da zu sitzen; so verliert er in Kurzem alle Aufmerksamkeit. — Dies sind die Principien, auf welchen der Vf. sein Ideal der vollkommensten Industrieschule erbaut, und an welche er in der zweyten Abtheilung einen Plan zur Umschaffung aller Bürger- und Landschulen in solche Industrieschulen anknüpft, die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung in den Weg stellen würden, aufzählt und sie wegzuräumen bemüht ist. In dieser Abtheilung kommen viele vortreffliche Bemerkungen vor, die der Vf. aus dem Schatze eigner Erfahrung mittheilt, welche geprüft, beherzigt, und, wenn auch nicht ohne Einschränkung, doch theilweise angewendet zu werden verdienen. Was die Idee einer solchen Industrieschule, wie sie der Vf. verlangt, betrifft: so können unstreitig ganz leichte, ganz mechanische und kein Geräusch verursachende Handarbeiten in viele Lehrstunden eingeführt werden, dagegen aber andre Lehrgegenstände eine ungetheilte Richtung der Aufmerksamkeit auf diese, und andre Handarbeiten ebenfalls eine ungetheilte, und durch keine andern Gedanken zerstreute Aufmerksamkeit erfodern. Wenn wir auch die Schule aus dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung fürs Leben betrachten: so dürfte doch wohl auch darauf Bedacht zu nehmen seyn, dass die Gewohnheit, während des Arbeitens seine Gedanken mit *heterogenen* Dingen zu beschäftigen, nicht etwa dereinst der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten Abbruch thue, und blos lebendige Arbeitsmaschinen hervorbringe (deren Seele etwas ganz anders thut als ihr Körper), statt dass vielleicht andre Meister, die sich gewöhnt haben, ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem Geschäft zu widmen, bessere und vollkommnere Arbeit liefern möchten.

Wir erwähnen noch, dass der Vf. seiner Schrift eine kurze Apologie des Zauderns in den Reformen des Schulwesens vorausgeschickt hat, welche wir unterschreiben, insofern das Zaudern einzig in dem Bestreben, durch langsames und bedachtsames Wirken das Bessere und Vollkommnere hervorzubringen, aber nicht in Schlaffheit, Trägheit, Mangel an Eifer und in andern unlautern Triebfedern, seinen Grund hat.

Kopenhagen, b. Schubothe: *Comparatio inter commoda atque incommoda educationis publicae et privatae.* Scripsit *H. B. Melchior*, Dr. philos. et praeceptor mathes. atqu. phys. in paedag. Herloviano. 1802. 132 S. gr. 8. (8 gr.)

In dieser Schrift, welche nur in einem sehr scholastischen Latein geschrieben ist, findet man, was über diese Frage die besten Pädagogiker gesagt haben, zusammengestellt. Der Verf. zeigt, dass man keiner von beiden Erziehungsarten unbedingt und ohne Rücksicht auf Umstände den Vorrang über die andre einräumen könne; dass, wenn alles

les übrige gleich ist, die häusliche Erziehung die wohlthätigste für die Kinderjahre, die öffentliche für die Jünglingsjahre sey, dass sich die Vortheile beider Erziehungsarten noch am besten durch kleinere, den Familieneinrichtungen nahe kommende Institute, oder, da diese für die unbemittelte Menge zu kostbar, dadurch erreichen lassen, dass junge Leute zwar zu Hause erzogen werden, aber den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften auf öffentlichen Schulanstalten des Orts erhalten. Für Mädchen, deren Bestimmung in dem häuslichen Kreise beschlossen liege, schickt sich die öffentliche Erziehung nicht.

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Verl. d. Dykischen Buchh.: *Die Religion Jesu.* Im katechetischen Unterrichte vorgetragen von *Ludw. Pflaum*, Mittagspredigern u. Katecheten an der Hauptkirche zu Ansbach. *Zweyte verbesserte Ausgabe.* 1803. XXXII u. 200 S. 8. (10 gr.)

Die erste Ausgabe dieses Religionslehrbuchs, welche dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen ist, muss sich sehr schnell vergriffen haben; denn die Vorrede derselben ist im Jun. 1802 und die zur zweyten Ausgabe im Nov. desselben Jahres geschrieben. Die im Vorberichte aufgestellten Grundsätze, nach welchen dieses Lehrbuch abgefasst ist, erwecken schon für Inhalt und Form ein günstiges Vorurtheil. Wir können hier nur einige derselben ausheben: S. VI. In einem Katechismus der Lehre Jesu darf das, was nur Einkleidung einer Wahrheit, oder Accomodation ist, nicht als die Wahrheit selbst vorgetragen werden. S. VII. — es darf nichts vorkommen, was eigentlich nur in die Prolegomene der Religionslehre gehört, oder als Anhang angefügt werden sollte. Sehr richtig! Bey der Ausarbeitung selbst sind auch diese Grundsätze als Regeln befolgt worden. Ein kurzer Unterricht von Jesus ist in der Einleitung vorausgeschickt und die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion im Anhange erwiesen. In der Religion (lehre) Jesu selbst kommt die Lehre von Gott, den Tugendvorschriften, Folgen der Tugend, nebst kurzer Erläuterung der Lehre von der Auferstehung, dem Weltgericht etc. und von den Tugendmitteln vor. Reine und würdige Religionsbegriffe, gute Ordnung und Präcision und Deutlichkeit im Ausdrucke machen dieses Lehrbuch vor vielen andern empfehlungswerth. Vorzüglich ist es geeignet, Confirmanden mit Nutzen in die Hände gegeben zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Braunschweig*, b. Reichard: *Auserlesene Sammlung der schönsten Gedanken und Aussprüche grosser Männer der Vorzeit, als Beytrag zur Beförderung der Weisheit und Menschenkenntniss.* Ein interessantes, aufklärendes und das Herz veredelndes Lesebuch, besonders für Jünglinge, aber auch für Aeltern, Lehrer und Erzieher brauchbar, von *Karl Rose*, Subrector am Gymnasio zu Soest. 1802. 9 Bog. 8. (9 gr.) An Weitläuftigkeit und Selbstlob geht dem Titel des Buchs, wie man sieht, nichts ab. Jener verspricht mehr als dieser leistet. Eigentlich enthält es kurze Anekdoten, sinnreiche, witzige Reden und Antworten berühmter Männer aus der alten und neueren Zeit, wie sie z. B. beym *Gellius*, der ebenfalls sein Contingent dazu geliefert hat, vorkommen, ohne die Quellen zu benennen, aus welchen sie entlehnt sind. Die Auswahl ist jedoch nicht durchgehends streng, kritisch und am wenigsten mit steter Hinsicht auf die Zwecke gemacht, die der Titel angiebt; denn eine Vorrede, die uns über diesen Umstand belehrte, hat der Vf., vielleicht um sich nicht zu binden und zu compromittiren — denn mit den Titeln nimmt man es ja gewöhnlich so genau nicht — beyzufügen für unnöthig gehalten. Mehrere Anekdoten und Sprüche sind triviale Gemeinplätze, und die Schreibart ist nicht immer correct und gebildet genug. Einige Stellen werden unser Urtheil rechtfertigen. S. 5. lässt sich ein Richter von der einen Parthey mit einem Krage Oel, von der andern mit einem fetten Schwein bestechen; diese erhält das günstige Urtheil, gegen die andere entschuldiget sich der Richter so: lieber Freund, ich hätte mich billig an dein Geschenk ersättigen und dir Recht aus Dankbarkeit sprechen sollen, aber es kam eine fette Sau in mein Haus, zerbrach den Oelkrug und machte das Oel zu nichte — und so hab ich hernach deiner schändlich vergessen. S. 7. Als dem *Euripides* jemand vorwarf, er hätte einen *stinkenden Odem*, sprach er: das ist kein Wunder, denn es sind viele Geheimnisse darin verfault. S. 13. Als *Diogenes* einmal von einem sehr reichen aber auch sehr unwissenden Manne zu Gaste gebeten *wurde*; so *wurde* er in lauter schöne Zimmer geführt und in einem derselben *wurde* gespeiset. Da er nun ausspeien musste, spie er seinem Wirth ins Gesicht, und sagte: ich weiss in diesem Hause keinen unreinern Ort, wo ich hinspeien könnte. Diogenes Laert. erzählt diese Anekdote weit wahrscheinlicher und besser. S. 12. „*Epictet* sprach sehr schön: in Gesellschaft soll man den Grossen und Höhern weichen, die Kleinern und Geringern vertragen und einen bessern belehren, die seines Gleichen aber sind, befallen." Epictet mag das sehr schön gesagt haben. Hier ist es aber sehr schlecht nachgesagt. Eben so wird auf derselben Seite von *Thales* gesagt: er habe es für das *leichteste* gehalten, andere Leute zu tadeln oder *ihnen* zu rathen und *vermahnen*. Nach S. 13. soll *Sokrates* gesagt haben, der Adel sey eine gute Vermischung des Leibes mit der Seele. Diese Gedanken und Sprüche, die noch sehr vermehrt werden könnten, sind eben nicht auserlesen. S. 19. steht: einem das Trinken *ablehren* statt abgewöhnen, S. 21. *in's* Spiegel sehen. Oft ist *vor* statt *für* und *für* statt *vor* gesetzt. An mehrern Stellen werden Socrates u. a. alte Philosophen *weise Heiden* genannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. April 1803.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in d. Walter. Kunst- u. Buchh.: *Entwurf einer medicinischen Pharmacologie* nach den Principien der Erregungstheorie von D. *J. J. Loos.* 1802. 170 S. 8. (14 gr.)

Nirgends zeigen sich die Lücken der bisherigen Erregungstheorie auffallender, als in dem Gebiete der Pharmacologie, wo die Einseitigkeit jener Grundsätze nicht mehr zureichen will, um eine befriedigende Ansicht der Arzneykörper in ihrem so verschiedenen Verhältnifs zum Organismus zu gewähren. Indessen erleichterte sich Hr. *L.*, der diese Schwierigkeit sehr wohl gefühlt zu haben scheint, sein Geschäft um ein bedeutendes dadurch, dafs er sich begnügte, die Principien der Erregungstheorie nur in ihrer allgemeinsten Beziehung auf Pharmacologie hinzustellen, und statt tiefer in das Detail derselben einzudringen, ein trockenes Verzeichnifs von Arzneyen gab, in welchem sich weder zweckmäfsige, den wahren Differenzen der Mittel entsprechende Ordnung, noch Richtigkeit in der Bestimmung ihrer Heilkräfte entdecken läfst.

Die Einleitung abgerechnet, besteht diese Schrift aus zwey Abschnitten, deren erster die *theoretische*, der andere aber die *empirische Pharmacologie* in sich begreift. In jenem findet man die hierher gehörigen allgemeinen Begriffe auseinandergesetzt, die Gründe für und wider die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer theoretischen Pharmacologie erwogen, die herrschenden Meynungen über die Wirkungsart der Arzneyen geprüft, die Grundsätze der Erregungstheorie auf die Wirkungen der Mittel und ihre Classification angewendet, die Kriterien der Arzneykräfte bestimmt u. s. w. In diesem werden die einzelnen Arzneymittel selbst abgehandelt, und nach den im ersten Abschnitt aufgestellten Principien geordnet. — Gleich Anfangs S. 9. heifst es: „*Arzneyen* sind gewisse Substanzen, wodurch der gestörte Normalzustand organischer Naturen wieder hergestellt werden kann. Sie müssen aber von *Heilmitteln* überhaupt unterschieden werden; denn zu diesen gehören alle auf den Organismus einwirkende Potenzen etc. Ganz unleugbar sind aber diese Bestimmungen viel zu vag, und besonders ist nicht einzusehen, wie alle, auf den Organismus einwirkende Potenzen zu den Heilmitteln gehören sollen. — In der Theorie der Wirkungen und der Wirkungsart der Arzneyen folgt der Vf. fast ganz Hn. *Röschlaub*, dessen Ideen vom Wechselverhältnifs der organischen und unorganischen Natur, von Receptivität und Aktivität, von Oxydation und Desoxydation etc. hier zum Grunde gelegt, und, wiewohl nur ganz im allgemeinen, auf Pharmacologie bezogen werden. Es war zu erwarten, dafs Hr. *L.*, als Anhänger der Erregungstheorie, sich gegen die Annahme specifischer Reizmittel erklären würde; allein die angeführten Gründe sind nicht hinreichend, um wenigstens den Erfahrungssatz zu widerlegen, dafs selbst im normalen Zustande gewisse Mittel auf gewisse Organe eine so auffallend bestimmte Wirkung äufsern. — Was (S. 38.) die Eintheilung der Arzneyen in *remittirende* oder *antisthenische* Mittel, in *permanente* und in *diffusible* Reizmittel anlangt, so ist sie zwar ganz im Geiste der Erregungstheorie; doch dünkt sie uns zur Classification der Arzneykörper untauglich, weil zwischen den incitirenden und antisthenischen Mitteln eben so wenig, als zwischen den permanenten und diffusiblen Reizen eine Gränze zu ziehen ist, und dasselbe Mittel in verschiedenen Gaben und auf verschiedene Organismen angewendet, bald incitirend, bald schwächend wirken kann. Auch wird man dem Vf. wohl schwerlich in der Behauptung (S. 38—41.) ganz beystimmen können, dafs permanente Reize mehr bey directer, diffusible hingegen mehr bey indirecter Schwäche passend wären; und wenn er (S. 41.) von den erstern sogar sagt, dafs sie die Mitte zwischen den antisthenischen Mitteln und den diffusiblen Reizen halten: so ist dieis ein Satz, mit welchem sich durchaus kein vernünftiger Gedanke verbinden läfst. Eben so wenig ist (S. 52.) die Eintheilung der remittirenden Mittel in *erschlaffende*, *auslee rende* und *oxydirende* zu billigen. Sie ist viel zu einseitig und schwankend, und eben deshalb für die Anordnung der einzelnen Mittel unbrauchbar.

Am wenigsten befriedigend ist wohl unstreitig der Inhalt des zweyten Abschnitts, in welchem man zwar die gebräuchlichsten Arzneysubstanzen, jedoch ohne hinlängliche Sachkunde und auf eine so oberflächliche Weise abgehandelt findet, dafs es Rec. unbegreiflich ist, wie Hr. *L.* das höchst Mangelhafte seiner Arbeit nicht fühlen konnte. Es werden hier die einzelnen Mittel fast willkürlich und mit gänzlicher Vernachläfsigung der näheren Bestimmungen ihrer Differenzen, blofs nach den Rubriken obiger Classen und nach der Verschiedenheit des Naturreichs angeführt, ihre äufseren Kennzeichen nur obenhin, und ihre Bestandtheile fast gar nicht berührt. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man unter der Classe der antisthenischen Mittel sogar *Radix Salab*, *Calcaria pura*, *Melae majalis* und *proscarabaeus*, *Millepedes*, *Herba Nicotiana*, *Aloë*, *Rad. Squillae*, sämmtliche Antimonial-Zink-Kupfer- und

Quecksilberbereitungen, den Schwefel, die spanischen Fliegen, den Senf u. a. m. erblickt? Vermuthlich dachte Hr. L. nur an die erschlaffenden und ausleerenden Wirkungen dieser Mittel, die ja aber offenbar blofs relativ sind, keineswegs aber an die unleugbar reizenden Kräfte derselben. Diese, und ähnliche Fehler, würde der Vf. wenigstens zum Theil, sicher vermieden haben, wenn er, bey der Bearbeitung der Pharmacologie, etwas mehr die Chemie zu Rathe gezogen hätte, der er übrigens, wie sich aus mehreren Stellen seines Buchs ergiebt, nicht ganz hold zu seyn scheint.

BRESLAU, b. Barth u. Hamberger: *Aktenstücke, die Möglichkeit der gänzlichen Blatterausrottung und Verbesserung der Medicinalanstalten in den preussischen Staaten betreffend.* Herausgegeben von *J. B. Gebel*, Physikus zu Frankenstein in Schlesien. 1802. 144 S. 8. (19 gr.)

Vorliegende Aktenstücke haben gröstentheils auch den Herausgeber zum Verfasser. Hr. G. zeigt einen sehr rühmlichen Eifer, seinem Vaterlande durch freymüthige Aufdeckung der Mängel der Medicinalanstalten, besonders auf dem platten Lande im Preufsischen zu nützen; und da diese Mängel auch in sehr vielen anderen Ländern eben so dringend Abhülfe erfodern: so verdient der Vf. den Dank des gröfseren Publicums für diese Schrift, die Rec. als einen schönen Beytrag zur Staatsarzneykunde empfehlen kann. Das Wesentliche aus derselben ist folgendes.

Der Vf. hatte die Pockenausrottung zur Absicht, schrieb deshalb an die Stände seines Kreises, liefs einen Aufruf zur Gründung einer Gesellschaft zur Minderung des Pockenelends ergehen, schrieb an den König und überreichte demselben seinen Plan. Der König foderte das Gutachten des Obercollegii medici über denselben, dieses erstattete auch seinen Bericht; das Resultat von diesem aber war: dafs alles, was bisher über die Art und Weise der Pockenausrottung geschrieben sey, theils unausführbar, theils nicht erschöpfend scheine, und dafs alle Vorschläge sich auf eine falsche Voraussetzung, dafs die Mittheilung der Pocken nur allein durch körperliche Berührung geschehe, gründeten. Dieses Gutachten wurde dem Herausgeber zugeschickt, er aber zugleich aufgefodert, Vorschläge zu machen, wie der Pockenepidemie ohne grofsen Kostenaufwand möglichst gesteuert, und das daraus entstehende Uebel vermindert werden könne. Nach diesen Aktenstücken folgt der Aufsatz, den der Vf. den 16ten May 1799 mittelst Schreibens übergab, der den gröfsten Theil der Schrift ausmacht. Nachdem der Vf. anerkannt hat, dafs die Pocken geradezu und unmittelbar nicht ausgerottet werden können, dafs aber doch gegen die Möglichkeit der Ausrottung keine Zweifel obwalten, und dafs es daher Pflicht des Staats sey, sie vorzubereiten, welches nur durch Vereinigung der Volkslehrer und Volksärzte möglich sey; so handelt er nicht nur von der Milderung und Ausrottung der Pocken insbesondere, sondern auch vorzüglich von Verbefserung der Medicinalanstalten überhaupt. Als Belege hat der Vf. allenthalben die nöthige Literatur beygefügt. Der Vf. will, dafs Volkslehrer sich Kenntnisse in der Volksarzneykunde, besonders der Diätetik erwerben, und diese unter das Volk, besonders durch Unterricht in den Schulen verbreiten sollen. Was der Vf. über eine gute medicinische Verfassung überhaupt, und über Physiker, Aerzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen besonders sagt, verdient sehr beherzigt zu werden. Bey den Vorschlägen zur Minderung des Pockenübels liegt noch die Inoculation der Menschenpocken zum Grunde; da wir aber seit der Zeit die Kuhpocken-Impfung als vorzüglicher kennen, so sind jene Vorschläge für jetzt nicht mehr zweckmäfsig. Eben dieses gilt auch von dem unter Nr. XIII. gelieferten Gutachten des Obercollegii medici et Sanitatis über diesen Gegenstand. Der Vorschlag des Vfs. zur Herbeyschaffung der Kosten für das medicinische Personale verdient nach des Rec. Urtheil Beherzigung; er ist dieser: man soll den Sanitätsrath, der zugleich Physikus seyn kann, im Magistrat mit anstellen, lieber dafür eine andere Magistratsperson ausgehen lassen, und jenem das Gehalt dieses zutheilen. Der Vorschlag, das Königschiefsen in den Städten abzuschaffen, dürfte wohl manchen Widerspruch finden. Eben so dürfte sich mehreres gegen den 8ten Abschnitt, der einige Bruchstücke über Krankheiten der Thiere, ihre Behandlung und Anstalten dagegen enthält, einwenden lassen. — Unter Nr. XIV. findet man sehr lehrreiche Bemerkungen des Vfs. über die Militär-Medicinal-Verfassung in den Preufsischen Staaten. Rec. wünscht, dafs Hr. General-Chirurgus *Görcke*, dem das Pr. Mil. Med. Wesen schon manche Verbefserung zu verdanken hat, die Vorschläge des Vfs. seiner Aufmerksamkeit würdigen möge.

Aus den im zweyten Anhange befindlichen zwey Briefen lernt man das Hebammenwesen in Schlesien in einem schlechten Zustande kennen. Die in einer Note gegebene Nachricht, wie viel in Schlesien in den Jahren 1798 bis 1800 Frauen in der Geburt, in den Wochen und an Blutflüssen, wie viele Kinder in dem ersten Jahre gestorben und wie viele todt geboren sind, ist allein schon zur Ueberzeugung hinreichend.

PARIS, b. Gabon: *Essai sur les pertes, qui précèdent, accompagnent ou suivent l'accouchement.* Présenté à l'école de médecine de Paris par *C. H. Valentin.* an. X. (1802.) 122 S. 8.

Diese Schrift bietet dem erfahrenern Arzte nichts dar, was seiner Aufmerksamkeit werth wäre; vorausgesetzt, dafs er mit den besten Schriften der französischen Geburtshelfer über diesen Gegenstand bekannt sey; dem minder geübten und belesenen kann sie eine nützliche Uebersicht gewähren. Sie ist der erste Versuch eines fleifsigen Anfängers, bey dem man folglich noch kein gereiftes Urtheil, noch keine eigene Erfahrung suchen mufs. Eine einzige Beobachtung S. 67. hatte der Vf. selbst zu machen Gelegenheit, wo er nach fruchtlosem Zusammenpressen der

Ge-

Gebärmutter von aufsen; den nach einer glücklichen Niederkunft entstehenden Blutfluss doch am Ende durch kalte Umschläge von Essig und Wasser stillen mufste. Uebrigens ist die Ordnung der vorliegenden Schrift folgende. Zuerst einige allgemeine Betrachtungen über den Bau der Gebärmutter, und den Zusammenhang des Mutterkuchens mit derselben. Dafs der Vf. keine richtigen Begriffe von dem Umtausche der Säfte zwischen Mutter und Kind habe, beweist die ihm wahrscheinliche Behauptung, dafs der Mutterkuchen aufser den ihn ernährenden Gefäfsen auch solche Gefäfse erhalte, welche das Blut hergeben, das durch den Mutterkuchen zum Fötus gelangen soll. Die neuesten Beobachtungen nämlich machen es höchstwahrlich, dafs der Fötus nur Sauerstoff enthaltende Lymphe durch den Mutterkuchen erhalte. Der Vf. handelt dann von den Blutflüssen während der Schwangerschaft, von denen, welche dem Abortus vorangehen, welche nach den sechs ersten Schwangerschaftsmonaten entstehen; von der Anfitzung des Mutterkuchens auf dem Muttermunde; von den nach der Niederkunft entstehenden Blutflüssen, welche entweder durch Unthätigkeit der Gebärmutter, Zwillingsgeburt, (der Vf. behauptet, allermeistens haben beide Zwillinge nur einen Mutterkuchen, welches nach Rec. Erfahrung wenigstens gar nicht der Fall ist,) zu schnelles Wegnehmen der Nachgeburt, anfangende und vollkommene Umkehrung der Gebärmutter (*depression* und *renversement*) veranlafst werden. Der Vf. giebt in eigenen Abschnitten jedesmal Ursachen, Diagnose, Prognose und Heilart dieser Blutflüsse an, und durchwebt das Ganze mit Krankheitsgeschichten aus einigen der besten Autoren. Am Ende handelt er noch von den innerlichen Blutflüssen. Bestimmte Angabe der Heilmittel und des Verfahrens in den einzelnen Fällen, unter den verschiedenen Umständen und bey dieser oder jener Complication darf man hier nicht erwarten; das würde das verdienstliche Werk eines bewährten Praktikers seyn, und eben das ist es, was junge Aerzte leider so sehr entbehren, die sich bey den allgemeinen Catheder- und Compendien-Vorschriften nur zu oft verlassen fühlen, und gerade in so dringenden Gefahren; wie sie oft bey Blutflüssen entstehen, am leichtesten den Kopf verlieren.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Sammlung kleiner Abhandlungen und Beobachtungen über die Rose der neugebornen Kinder und die Verhärtung des Zellgewebes*, herausgegeben von Dr. *J. C. L. Reddelien*, prakt. Arzte zu Wismar. 1802. VIII. u. 127 S. 8. (12 gr.)

Schon vor ein paar Jahren liefs der Vf. einen Aufsatz über die Rose der Neugebornen im X. Band St. IV. des Hufelandischen Journals anonym einrücken, den er aber jetzt selbst für sehr unvollkommen erklärt, und daher ganz umgearbeitet dem Publicum hier vorlegt. Die Rose der Neugebornen kommt eben nicht äufserst selten vor. Die Ursache derselben ist theils äufserlich, theils innerlich, indem das Kind von der Muttermilch bey ausbrechenden Leidenschaften der Mutter leidet. Die Heilmethode sey daher durch passende, auf das Kind mittelbar oder unmittelbar hinwirkende, anfangs besonders ausleerende, schweifstreibende, dann durch erregende Mittel zu bezwecken. Aeufserlich seyen laue Bäder, Einreibungen von Opium, aromatische Kräuterfleckgen mit China, Kampfer, Blasenpflaster anzuwenden. — Nun folgen von S. 29. bis 70. die wörtlich nachgedruckten Beobachtungen eines *Rob. Bromfield's*, *Maxw. Gartshore's*, und *Thom. Walsham's* über diesen Gegenstand, welche in den Sammlungen für praktische Aerzte B. XVI. und B. XIX. bereits zu lesen sind. — Auch die zweyte Abhandlung über die *Verhärtung des Zellgewebes der neugebornen Kinder*, von *Andry* ist blofs eine Uebersetzung aus der *Encyclopedie methodique*, die sich gröfstentheils auch schon in dem XV. Band der Sammlungen praktischer Aerzte nach den frühern Beobachtungen des französischen Vfs. vorfindet. Uebrigens aber hat Hr. *Reddelien* das Verdienst, dafs er in dieser Monographie das Wesentlichste, was zeither zerstreut über diese Kinderkrankheiten von alten sowohl als neuen Schriftstellern, besonders den französischen und englischen verhandelt wurde, gesammelt und geordnet hat.

Leipzig, b. Grafse: *Der Selbstarzt* wie er seyn sollte. Eine unterhaltende Morgenlectüre für Herrn und Damen. 1802. X. u. 596 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste* Band dieses populären Werkes holt etwas weit aus, indem der Vf., der auch Herausgeber des *Gesundheits-Tempels* ist, von den Bestandtheilen des Menschen, von dem Grundstoffe der drey Naturreiche, von der physischen - chemischen - mechanischen - organischen - thierischen Natur, vom Geschlecht, von Idiosynkrasie, erblicher Anlage zu Krankheiten etc. den Uebergang auf den Nutzen der Diätetik, und zu den sogenannten nicht-natürlichen Dingen macht, und auf 596 S. den gutmüthigen Leser ziemlich redselig von der *Luft* und ihren chemischen und physischen Bestandtheilen, von *Speise* und *Trank*, dem noch etwas über *Küchengeschirre*, Rauch- und Schnupf-Tabak angehängt ist, unterhält, oder auch langweilt. Zuweilen trifft man auf ganz neu gewagte und witzige Erklärungen, z. B. „dafs, weil Wasserstoff, Stickstoff, „Kieselerde etc. im menschlichen Körper enthalten wä„ren, nicht zu verwundern sey, wenn manche Men„schen schon bey Lebzeiten zu Gläsern verschlacken, „und zu wahren Wein- und Brantwein-Bouteillen „werden, vornehmlich dann, wenn der Schwefel, „der sich besonders im Gehirn befindet, seinen Brenn„stoff dazu hergiebt, da bekanntlich aus dem Zusam„menschmelzen jener Salze — der Gewächs- und Mi„neralalkalien — und der Kieselerde das Glas entsteht.“ — Dafür aber sind die Begriffe, Organismus, Organisirung, deutlich auseinandergesetzt. Der Mensch ist, wie jedes Thier und jede Pflanze ein organisirtes und sich selbst organisirendes Wesen: diesem zufolge hat es eine organische Natur, d. i. organische Kräfte, die organische Wirkungen hervorbringen. — Was der Vf. über

über Anthropologie überhaupt sagt, ist zwar meistens nach den neuern Grundsätzen geordnet, möchte aber wohl eben deswegen für manchen Nichtarzt weniger unterhaltend und verständlich seyn, als die nachfolgenden Abschnitte über den Nutzen der Diätetik, Alter-Leibes- Gemüths - Beschaffenheit, Idiosynkrasie, Gewohnheit, Temperamente, etc. die eine angenehme, lehrreiche Lectüre gewähren. Weiterhin gefiel Rec. der Artikel über Luft vorzüglich wohl. Bey Gelegenheit der Elektricität äufsert der Vf. den Wunsch, welchen auch schon andere Physiker thaten, „dafs „bey Eheleuten der eine Theil einen Ueberfluss, der „andere einen Mangel an Elektricität besitze. Denn „wenn die Elektricitäten zweyer Personen ungleich „seyen, so ersetze der Mangel der einen den Ueber„fluss der andern, und erhalte durch dieses beständi„ge Geben und Nehmen der überflüssigen und fehlen„den Elektricität den physischen und moralischen Zu„stand auf beiden Seiten. Daher es wohl gethan seyn „würde, wenn Personen, die sich einander heyrathen „wollen, erst das Verhältnifs der in ihnen wohnen„den Elektricität zu einander prüften.“ — Schade nur, dafs wir diesen Eheftands-Elektrometer noch nicht besitzen, und wenn wir ihn auch besäfsen, die Ehen dennoch nicht darnach geschlossen oder glücklicher werden würden! Die Speisen und deren leichtere und schwerere Verdaulichkeit werden, so wie das Getränke, nach den Reichen der Natur einzeln abgehandelt. Eine reife Ananas mag wohl nie dem Geschmacksinn des Vfs. nahe gekommen seyn, weil er so ungerecht ist, von ihr zu sagen: „wer so glücklich ist eine zu „bekommen, darf sich nur nicht an ihr laben, wenn „er einen bösen Hals, schwache oder verletzte Lun„gen, Blutspeyen und eine Gallenkolik hat. Sie be„sitzt einen sehr scharfen Saft, der alle diese Uebel „verschlimmert.“

Königsberg, b. Nicolovius: *Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte über die praktische Arzneymittellehre in ihrem ganzen Umfange. Dritter Theil.* 1801. 293 S. 8. (20 gr.)

Diese Anweisung, Recepte zu verschreiben, zeichnet sich in nichts vor ältern ähnlichen aus, im Gegentheile greift sie mehr, aber nicht zweckmäfsig ins Chemisch-Pharmaceutische ein, was nicht eigentlich für den praktischen Arzt, noch weniger für den Wundarzt gehört. Ein wenig sonderbar werden die lateinischen Schulbenennungen der Bestandtheile eines Recepts, des *adjuvans* durch *Unterstützer*, des *corrigens* durch *Verbesserer*, des *Constituens* durch *Formgeber*, des *excipiens* durch *Sammler, Vereiniger* übersetzt. Als Muster wird eine *Mixtur* mit Goldschwefel, weiter eine Menge Regeln über die Farbe der Arzneyen gegeben, die leicht einer andern Ansicht fähig wären, z. B. man solle ganz weifse Pulver, wasserhelle farblose Mixturen meiden, man solle zu Emulsionen weifse Säfte, als *Syrup. papav. Mucados* setzen, Sennaaufgufs durch *Hb. scrophular.* das *Sal. angl.* und *sedlicenf.* durch *Cremor tartari* verbessern, Zinnober in Oblaten gewickelt nehmen lassen u. dgl. wichtige Dinge mehr!

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Moralische Gemälde für die gebildete Jugend.* Von *Jakob Glatz*, Lehrer am Erziehungs-Institute zu Schnepfenthal. *Zweytes Heft.* Mit dem Bildnisse *Guts Muths* und drey Kupf. 1803. XVI. u. 144 S. 4.

Nach des Rec. Ueberzeugung gehören die moralischen Gemälde des Hn. G. zu den unterhaltendsten Jugendbüchern. Was wir bey der Anzeige des ersten Hefts 1801. Nr. 183. zum Lobe der anziehenden und rührenden Darstellungsgabe des Vfs. gesagt haben, das müssen wir auch bey diesem Hefte wiederholen. Es bestehet aus drey Erzählungen, welche überschrieben sind: der edle Soldat, der Wahrheitsfreund und der Leichtsinnige. In allen drey Aufsätzen ist die moralische Tendenz unverkennbar; aus dem zweyten leuchtet sie aber ganz besonders hervor. Aus der kurzen Biographie des verdienten Hn. Hofraths *Guths Muths*, mit welcher dieses Heft eröffnet wird, erfährt man unter andern, dafs Hr. G. *M.*, aufser mehrern mit und ohne seinen Namen herausgegebenen Schriften, auch an den Salzmann'schen *Unterhaltungen* und *Reisen der Salzmann'schen Zöglinge* vielen Antheil habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Altdorf: Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Altdorf* vom May 1800 bis dahin 1801 nebst einem Berichte von der hier und in der benachbarten Gegend vorgenommenen Kuhpockenimpfung. Herausgegeben von D. *Christian Erich v. Fabrice*, Prof. d. An. und Chir. 1801. 46 S. 8. (3 gr.) Hr. v. F., welcher seit dem Tode des verdienstvollen Prof *Ackermann* die Besorgung der Krankenanstalt für Arme zu Altdorf übernommen hat, liefert hier nach vorausgeschickter Berechnung der Einnahmen und Ausgaben das Verzeichnifs der in dem genannten Jahre aufgenommenen Kranken, und giebt zugleich das Versprechen, mit diesem Institute, wenn es nur ferner nicht an milden Beyträgen fehlt; eine kleine Accouchiranstalt zum Nutzen der Studierenden zu verbinden. In den mitgetheilten Bemerkungen über die Kuhpocken erzählt der Vf. die Resultate, welche er auf seinen an 379 Impflingen gemachten Beobachtungen gezogen hat; Bemerkungen, die nur wenige Seiten füllen, aber wirklich schätzbarer sind, als viele der gröfseren Abhandlungen, die wir über Kuhpocken erhalten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. April 1803.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hempel: *Die Kunst zu denken.* Ein Seitenstück zur Kunst Bücher zu lesen. Von J. A. Bergk. 1802. 29½ Bog. gr. 8. (2 Rthlr.)

Aus dem etwas zu weitreichenden und gedehnten Inhalte der zwey ersten Kapitel von dem Zwecke dieses Buchs und dem Begriffe der Kunst zu denken, erhellt, dass hier keine allgemeine Logik, sondern eine Anweisung zum richtigen und gehaltreichen Selbstdenken in Ansehung *bestimmter Gegenstände* gegeben werden soll. Wir kennen aber keine andere Kunst zu denken als die, welche in der Elementar- und Methodenlehre der *allgemeinen Logik* gelehrt wird. Um über einzelne bestimmte Gegenstände richtig, wahr und gehaltreich zu denken, muss man den Gegenstand, und die Wissenschaft oder Kunst, zu welcher er gehört, selbst gründlich studieren, und der mündliche und schriftliche Unterricht über diese und jene Wissenschaft oder Kunst, diesen oder jenen besondern Gegenstand derselben, ist der einzige Wegweiser für den Lehrling, der Erkenntnisse davon zu erlangen sucht. Eben darum, weil die *allgemeine* Logik eine Wissenschaft *a priori* von den nothwendigen Gesetzen des Denkens in Ansehung *aller Gegenstände* überhaupt ist, bestimmen ihre Gesetze auch die Art und Weise, wie die Vernunft bey der Behandlung bestimmter Gegenstände ihres Nachdenkens, zur Bewirkung einer vollkommenen Erkenntniss von denselben, verfahren soll, und lehrt mithin allein die Kunst zu denken. Alles Uebrige, was beym Denken über bestimmte Gegenstände vorkommen mag, ist blos materiell und wird durch die Natur des Gegenstandes der Erkenntniss und der Wissenschaft, zu welcher er gehört, selbst bestimmt. Die Methode oder das richtige und erschöpfende Verfahren der Vernunft, um sich in Ansehung eines Gegenstandes oder einer Wissenschaft vollständige Erkenntniss zu erwerben, ist unmittelbar, in und mit der Ausführung der Theorie über einen solchen Gegenstand und des Systems einer solchen Wissenschaft gegeben. Wie also die allgemeine Logik in der Elementarlehre die Bedingungen der Vollkommenheit einer Erkenntniss, und in der Methodenlehre die Art und Weise, das Mannigfaltige der Erkenntniss zu einer Wissenschaft zu verbinden, zum Gegenstand hat; so würde eine solche sogenannte Kunst zu denken, wie sie sich der Vf. des gegenwärtigen Werks vorstellt, lediglich mit dem Materiellen der mannigfaltigen Erkenntnisse, dem Inhalte der Gegenstände des Denkens, mit vollständiger Ausführung einzelner Objecte der äussern und innern Erfahrung und aller einzelnen Wissenschaften, da seine Absicht gar nicht auf das *Formelle* gerichtet seyn soll, sich beschäftigen müssen. Das alles leistet nun dieses Werk nicht, und kann es auch vermöge seines beschränkten Umfanges und sollte es wohl auch nicht leisten. Was wir hier erhalten, ist eine Sammlung von 31 Aufsätzen über Materien, die sich auf die Erziehung des Menschen zum Selbstdenken beziehen, über Regeln, Grundsätze, Maximen, Mittel und Wege, die man befolgen und einschlagen müsse, um *selbst* denken zu lernen, oder Andere zum Selbstdenken zu führen, über die Hindernisse, Fehler und Irrthümer, die man dabey zu überwinden, zu entfernen und zu vermeiden hat, über die äussern und innern Bedingungen des Selbstdenkenlernens u. s. w. Alle diese Dinge sind an sich ganz nützlich, allein sie sind nur das nicht, was sie nach der Ankündigung des Vfs. seyn sollen, eine Anweisung zum Selbstdenken über *bestimmte Gegenstände*. In dem 7ten bis zum 9ten Kapitel werden zwar drey Materien herausgehoben und Vorschriften gegeben, was man an denselben beobachten und wie man, zur Beförderung des richtigen und gehaltreichen Denkens, bey ihrer Beobachtung verfahren soll; sie sind die äussere Natur, der Mensch, in wie fern er sich selbst zum Gegenstand seines Denkens macht, und andere Menschen. Allein wenn man auch diese allgemeinen Gegenstände als *bestimmte* annimmt: so betreffen doch die in Ansehung ihrer gegebenen Anweisungen nur die blosse Form des Denkens und Beobachtens derselben, und sind im Grunde nur eine Anwendung der logischen Regeln auf sie. Auch sind sie nicht erschöpft. Zum Beyspiel, wie der Vf. verfährt, heben wir hier nur die Hauptmomente des 7ten Kapitels von der Beobachtung der äussern Natur aus. Die äussere Natur, heisst es, muss der erste Gegenstand seyn, wenn der Mensch seine Denkkraft übt. Wollen wir durch die Beobachtung der Natur selbst denken lernen: so müssen wir die Verschiedenheiten, nächst diesen die Aehnlichkeiten, welche mehr Aufmerksamkeit erfordern, an den mancherley Gegenständen kennen lernen; wir müssen diese alsdann auch in ihre Bestandtheile auflösen und zergliedern, um zu erfahren, was ihnen zugehört, welche Wirkungen sie äussern, und in welchem Verhältnisse sie durch diese zum Ganzen stehen. Dann muss man zur Erforschung der Ursachen und Wirkungen, die man gewahr wird, fortgehen. Alle diese vorausgegangenen Denkübungen setzen uns nunmehr in den Stand, Schlüsse zu machen, und von dem Allgemeinen zu dem Besondern herunter, und von diesem zu jenem hinauf zu steigen.

gen. Hierbey etwas vom Schliessen und von der kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Schlussart. Da durch den öftern Gebrauch dieser Art zu denken die Vernunft geübt und ausgebildet wird: so kann man nunmehr zur Aufsuchung der letzten Gründe des Dinge und zur ersten Ursache von allem, was da ist, und zuletzt zur Erforschung des Zwecks, Nutzens und Schadens der Dinge übergehen. Nach diesem wird noch erklärt, was klare und deutliche, individuelle, particuläre und allgemeine (!) Begriffe sind, worin das Abstrahiren, die logische und reale Wahrheit bestehe. Das ist in der That nicht viel; alles hat keinen materiellen, sondern einen blos formellen Gehalt, und die Regeln lassen sich auf noch andere als Gegenstände der äusern Natur anwenden; übrigens erschöpft das Gesagte den Umfang des so reichhaltigen Gegenstandes auf keine Weise. Dann folgen, Kapitel 10—14. die *Hülfsmittel* zur Beförderung des richtigen und gehaltreichen Denkens, nämlich das *Zweifeln*, das Bücherlesen, als Denkübung, die Verfertigung schriftlicher Aufsätze, Umgang mit denkenden und geistreichen Männern, Disputiren, Freyheit im Denken und Schreiben, freye Staatsverfassungen, Reisen, Tagebücher u. a. Nach dem Kapitel vom Bücherlesen, wird ein Verzeichniss der gedanken- und geistreichsten Schriftsteller unter den neuern cultivirten Nationen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Italiänern, Holländern und Spaniern mitgetheilt, das besonders in Ansehung der drey letztern sehr dürftig ausgefallen ist. Von Holländern werden nur zwey, *Spinoza* und *Hemsterhuis*, und von Spaniern der einzige *Cervantes* angeführt. Ausser dem ist in diesem Verzeichnisse gar keine Ordnung beobachtet, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber u. s. w. stehen vermischt unter einander, und überhaupt vermisst man dabey eine dem Zwecke des Buchs entsprechende Auswahl und Anordnung. — Von nun an ist die Folge der Materien mehr rhapsodisch als systematisch, und man sieht nicht immer, warum eine Materie gerade an der Stelle steht, die sie einnimmt. 15. Kap. Wie muss die Erziehung beschaffen seyn, wenn man die Denkkraft an Selbstthätigkeit gewöhnen will? 16. Kap. Ueber einige Hindernisse in der Erlernung des Selbstdenkens, und über die Mittel sie hinweg zu räumen. 17. Kap. Fernere Maximen, die man bey der Erziehung zum Selbstdenken und beym Forschen nach Wahrheit beobachten muss. (Hätte zum Kap. 15. gezogen werden können.) 18. Kap. Wie flösst man sich Interesse am Nachdenken ein, und wie unterhält man dasselbe in sich? (Würde eine angemessenere Stelle in den Kapiteln von der Vorbereitung zum Selbstdenken gefunden haben.) 19. Kap. Welche Fehler muss man bey der Erlernung des Selbstdenkens vermeiden? (Hätte nach 6 folgen müssen.) 20. Kap. Hat das Denken Gränzen und wie viel giebt es Methoden zu denken! (Gehörte besser oben hin in das 6ste Kap. Der Inhalt ist theils der Kritik der reinen Vernunft, theils der logischen Methodenlehre eigen. Auch wird von dem analytischen und synthetischen Denken weiter nichts gesagt, und es konnte davon auch weiter nichts gefügt werden, als was zu jener Methodenlehre gehört, die doch nicht in dem Plane des Vfs. liegen soll.) 21. Kap. Welche Vermögen und Kräfte des menschlichen Geistes unterstützen und erleichtern das Denken? (Steht auch nicht an seinem rechten Orte. Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Gedächtniss sind auch mehr als blosse Unterstützungs- und Erleichterungsmittel des Denkens.) 22. Kap. Wie lernt man systematisch denken und welchen Nutzen hat diese Denkart? (Da die Regeln des systematischen Denkens gar nicht von den Objecten des Denkens abhängen, sondern die blosse Form der Erkenntnisse betreffen: so gehören sie eigentlich auch nicht hierher, sondern ebenfalls zur logischen Methodenlehre.) 23. Kap. Ueber die Ursachen der Irrthümer im Denken und über die Mittel, diese zu vermeiden. (Die Ausführung ist auch blos logisch und kann nicht anders seyn, weil sich von *materieller* Wahrheit und *von materiellem* Irrthum überhaupt kein *allgemeines* Kriterium angeben lässt, sondern ein *bestimmter* Gegenstand vorausgesetzt werden muss, wenn soll ausgesagt werden können, ob er materielle Wahrheit oder Irrthum enthalte.) 24. Kap. Durch welche Mittel kann man in sich die Geneigtheit, immer mit seinem Zeitalter in der Aufklärung fortzugehen, erwecken und unterhalten? (Hätte bey 18 mit ausgeführt werden können; zur Kunst zu denken gehört aber dieser Gegenstand eigentlich gar nicht.) 25. Kap. Ueber die Gesetze des menschlichen Denkens und Erkennens. (Ist blos allgemein- und transcendentallogischer Natur, und hätte auch schon weiter oben abgehandelt werden müssen.) Vom 26sten Kap. an bis zu Ende handelt der Vf. noch besonders von den historischen und philosophischen Wissenschaften und von den schönen Künsten, so wie von dem Verfahren, welches man zu beobachten habe, wenn man in denselben richtig urtheilen wolle. Er liefert hier eine Uebersicht aller Theile der historischen und philosophischen Wissenschaften, und in Ansehung dieser letztern, der theoretischen und praktischen Philosophie und der Kritik der Urtheilskraft, um den Gang zu bezeichnen, den die Kritik überhaupt genommen hat, um sich der Wahrheit und Vollständigkeit des Inhalts eines jeden Zweiges dieser Wissenschaften zu versichern. Man sieht doch, obgleich der Vf. blos bey dem *System* stehen bleibt, und in den besondern Inhalt desselben bey jeder einzelnen Wissenschaft, nach ihrem ganzen Umfange, nicht selbst eingeht, dass ihm der Zweck und die Idee seines Unternehmens, die ihm bey dem Anfange und der Fortsetzung desselben nur dunkel vorgeschwebt hatten, hier am Ende klärer geworden ist. Wahrscheinlich würde er dieses Unternehmen aber aufgegeben haben, wenn er den ganzen Umfang desselben, und die für einen *Einzigen* unübersteiglichen Schwierigkeiten seiner Ausführung, bey der Entwerfung des Plans dazu, deutlich eingesehen hätte. Die Schreibart und Darstellungsmanier des Vfs. scheint hier noch dieselbe zu seyn, die ein anderer Rec. an dem im Jahre 1799 zu Jena erschienenen Buche desselben, der *Kunst Bücher zu lesen* etc. (in Nr. 267. dieser Zeit. Sept. 1800.) gerügt hat.

hat. Er weiss sich, bey seiner aufserdem ganz angenehmen und gebildeten Schreibart, doch nicht kurz und gedrängt genug zu fassen, und fällt oft ins Declamatorische und in dunkles Pathos; z. B. S. 74. „Alles unser Leben auf dieser Erde fängt mit dem Erwachen der äussern Sinne an, welche die Thore zur innern Lebendigkeit sind, und welche die ersten Materialien zum Denken herbeyführen. — Todte und lebendige Gegenstände sind die Hieroglyphen, die wir verstehen lernen müssen. Sie enthalten den Schlüssel zu den Geheimnissen, die in uns und in Andern verborgen liegen. Aber wir müssen bey den Betrachtungen der Natur etwas wagen, wenn wir auch fallen, und wir müssen urtheilen und entscheiden, wenn wir auch irren sollten." (Wir dächten, man gäbe dem jungen Denker lieber die Lehre, nicht eher zu urtheilen und zu entscheiden, als bis er sich der Richtigkeit seines Urtheils versichert habe. Bey folgender Stelle hätten wir uns doch erst besonnen, ehe wir sie niedergeschrieben hätten; sie ist gar zu kühn.) S. 84. „Die Aufsenwelt existirt im Raume, und der Raum, der die bloise Form der äussern Sinne ist, im Menschen, *also* ist der Mensch der *Träger aller Dinge*. Wer erschrickt nicht vor dem Gedanken, dass er alle Menschen, gute und böse, Sclaven und Tyrannen, Räuber und Mörder, und das ganze System der Natur, alle Revolutionen und alle Verheerungen in sich trägt? Und was ist der Mensch? Kann nicht alles aus ihm werden? Ist *nicht etwa* bloss der Mangel an Gelegenheit zum Bösen sein Schutzgeist?" Der Vf. hält viel von Kühnheit und Besonnenheit im Denken; er ordnet aber jene dieser nicht immer unter, wie es doch seyn sollte. Auch folgende Stelle ist Beweis von gröfserer Kühnheit als Besonnenheit: „Das Denken ist die beste Arzney, wenn wir uns krank fühlen: (das lässt sich bezweifeln, und es ist nicht wahr, wenn uns die Krankheit zum Denken unfähig macht.) es ruft Kräfte zur Thätigkeit auf, von welchen niemand als wir selbst zu unserer Heilung Gebrauch machen können. (Wenn das erstere weniger problematisch wäre, als es wirklich ist, so brauchte man sich über das letztere gar nicht zu verwundern.) Dasjenige, was vorher kraftlos hinsank, steht durch das Selbstdenken verjüngt zum Leben auf." Wir halten es doch für sichrer, man liefse, wenn man *kraftlos* auf das Krankenlager hingesunken ist, lieber den Arzt für sich *selbstdenken*, und verschobe dieses bedenkliche Geschäft auf bessere Zeiten.

HAMBURG, b. Bohn: *Timarete oder von der Freundschaft.* 1802. 11½ Bog. 8. (16 gr.)

Was hier über Freundschaft gesagt wird, ist weder mit philosophischem Geiste oder auch nur sinnreich gedacht, noch gefällig vorgetragen. Der Titel scheint eine ästhetische Form des Vortrags anzukündigen; diese ist aber die gewöhnliche acroamatische, in (20) Kapiteln, bestehende. Raisonnement und Darstellung sind gleich mangelhaft, und die Natur des abgehandelten Gegenstandes, über welche in unsern Zeiten so vieles Licht verbreitet worden, ist hier von neuem in Schatten gestellt. Folgende Beyspiele werden dieses Urtheil bestätigen. S. 7. ff. soll bewiesen werden, dass Liebe nicht Freundschaft sey. Unter Liebe, heisst es, verstehen wir hier so wenig Wirkungen des Geschlechtstriebes, als künstliche Wendungen der Eigenliebe, oder sittliche Liebeserweise, d. i. Pflichtübungen aus Menschenfreundlichkeit, sondern *Liebe im eigentlichen Verstande*. Von dieser Liebe wird aber weiter nichts gesagt, als, sie sey eine Gemüthsbewegung oder etwas Leidenschaftliches. Beide, fährt der Vf. fort, Liebe und Freundschaft, haben einen Gegenstand, an dem sie Vollkommenheit gewahr nehmen; beide sehnen sich nach Genufs. Die Liebe ist entweder eine Gemüthsbewegung, oder eine Leidenschaft, oder eine heftige Begierde der Seele; bey der Freundschaft kann dergleichen auch seyn, sie kann in alle Schwärmereyen der Liebe übergehen, aber es ist ihr Wesentliches nicht; denn sonst würde ihr baldiges Ende, wie einer jeden Spannung oder Leidenschaft *in der Natur* gegründet seyn. Von der wahren Freundschaft verlangt man aber und findet auch bey ihr Beständigkeit. Also ist sie vielmehr für eine *Gemüthsstimmung*, als für eine *Gemüthsbewegung*, *Spannung* oder *Leidenschaft* zu halten. (Der Schluss, weil die Liebe, wegen der Spannung oder Leidenschaft, ihr baldiges Ende in der Natur findet, Freundschaft aber *beständig* ist, so ist letztere keine *Gemüthsspannung* sondern eine *Gemüthsstimmung*, ist ausnehmend bündig und einleuchtend. Aber da auch bey der Freundschaft Leidenschaft oder Spannung seyn kann, wie der Vf. oben meynte, was wird denn nun aus dieser? Wir rathen bloss, indem wir uns in die Art, wie der Vf. zu philosophieren pflegt, versetzen: bey der Liebe ist stete Spannung, keine Stimmung, bey der Freundschaft können beide seyn. Sobald bey jener die Spannung vorüber ist, erreicht sie ihr natürliches Ende; diese hingegen stirbt, wenn auch die Spannung aufhört, darum noch nicht, denn sie hat noch einen Rückenhalt, die Stimmung, und die bleibt ihr immer. Warum gerade die Liebe der *Stimmung* entbehren, und diese nothwendig *beharrlich* seyn soll, darüber mögen sich nun auch Andere die Köpfe zerbrechen.) Der zweyte Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft besteht darin, dass jene durch *empfundene*, oder *geahnte* oder *erträumte* Schönheit des Körpers, des Geistes oder des Herzens erregt wird, diese hingegen sich auf *bewusste* Anerkennung guter Eigenschaften bezieht, also bey ihr nicht die *Blindheit* der Liebe statt findet. (Auch hier hat der Vf. manches Räthsel zu lösen übrig gelassen.) Nach S. 10. ist *Geneigtheit* und *Wohlwollen* zwar *Freundschaftlichkeit*, aber nicht *Freundschaft* oder *Freundheit*. — Zur Freundschaft verlangt der Vf. *Bekanntschaft*, ja sogar persönliche, weil sonst keine bestimmte und *bewusste* Anerkennung von Vorzügen seyn kann; doch hält er noch eine Freundschaft unter Menschen, die sich einander nie, oder selten und wenig gesehen haben, für möglich. Diese „können einander sehr hoch schätzen, schriftlich mit einander umgehen, auch Vertraulichkeit, so fern es Briefe gestatten, seitdem und so lan-

ge

ge es Briefdiebe giebt, unter sich herrschen lassen. Das kann für eine *Art von Freundschaft* gelten, die einigen warmen, ungeselligen und seltsamen Menschen, oder solchen, an deren Gestalt und Körper etwas sehr unangenehmes und die Sinne beleidigendes sich findet, *einzig* erreichbar ist. Keiner von ihnen sieht, riecht und fühlt in der Entfernung das Widrige, die Fehler und Gebrechen des Andern; sie sind in Briefen gesprächig, geistreich und herzlich; und die Häkeleyen, die, sobald sie bey einander wären, sich einstellen würden, fallen weg." — Obgleich S. 17. geäusert wird, dass Freundschaft auf Tugend gegründet und mit ihr vergesellschaftet seyn sollte: so wird doch gleich darauf behauptet, dass es auch unter *Lasterhaften* Freundschaft geben könne; der Beweis besteht in folgenden Fragen? „Sind denn alle Lasterhafte, Räuber und Mörder, Verschwörer und Empörer? die gröfsten greulichsten kühnsten Frevler? Werden unter dem allgemeinen Begriffe der Lasterhaften nicht viele begriffen, die so sanft als Lämmer sind? nicht alle, die sich von irgend einer, nicht zu billigenden Gesinnung leiten lassen und sich einer pflichtwidrigen Lebensart ergeben, oder sich einzelne unrechtmäfsige Handlungen oder schlechte Sitten nachsehen? Und können diese nicht anderweitig gute schätzungswerthe Eigenschaften haben? nicht wenigstens solche, die es nach dem, wenn auch verkehrten, thörigten und falschen, Dafürhalten von ihres gleichen sind." (Wie reimt sich das aber mit der obigen Behauptung, dass sich die Freundschaft auf *bewusste* Anerkennung *guter* Eigenschaften gründe und nicht *blind* sey?) Nach S. 24. soll ohne *Eigennützigkeit* an Freundschaft gar nicht zu denken seyn. Doch müsse man darunter nicht den groben, niedrigen, sondern, wie er sich gewöhnlich bey den bessern Menschen finde, einen *feinen, geistigen und zum Theil sittlichen* Eigennutz verstehen. Bey dieser Gelegenheit ergeht ein Strafgericht über die Thoren, die die Menschen tadelten und verachteten, weil sie diesem Eigennutze nachgingen; der Vf. hat aber die Sache nicht wohl überlegt; man tadelt die Menschen nicht, weil sie ihren eigenen Nutzen befördern, sondern, weil sie denselben zum Grundsatz ihres Handelns machen, und ihn nicht dem Pflichtgesetz unterwerfen. Nach dem Vf. giebt es folgende Arten von Freundschaft: meist körperliche oder grobsinnliche; feiner sinnliche und *geschmackliche;* herzliche, gefühlvolle und empfindsame; geistige, wissenschaftliche oder Künstlerfreundschaft; einfache und Freundschaft mit mehrern; ernsthafte, innige, fröhliche; schmeichlerische; schlichte und rohe; mit Einschränkung oder mit Aufwand verbundene; feyerliche; eigennützige und uneigennützige Freundschaft; welche Arten, nach dieser Anlage, noch mit sehr vielen ähnlichen hätten vermehrt werden können. Dass der Vf. gern neue Wörter schafft, wird man schon an einigen in dieser Anzeige angeführten Wörtern, *Gemüthsspannung, Freundschaftlichkeit, Freundheit, geschmacklich*, bemerkt haben; es kommen im Buche noch andere vor, z. B. ein *Bewahlthateter, ebenherzig, necessarius* heifst ein *Nötigling, familiaris* ein *Wönlicher, positive und negative Electricität, geberische und haberische Blitzlichkeit.*

STATISTIK.

Rom, nella Stamp. Cracas: *Elenco Degli Emi Signori Cardinali Delle Congregazioni, e Tribunali, e Della famiglia Pontificia dell' anno* MDCCCII. Con Licenc. de' Sup. e Privilegio. 92 S. kl. 8.

Die Einrichtung dieses Staats-Kalenders vom Kirchen-Staate (welchen man fast als den Antipoden aller guten Staatsverwaltungen ansehen kann,) ist seit 1790 in Deutschland durch *von Schwarzkopf's* Abhandlungen in der *Berlinischen Monatsschrift* (1790. Sept. S. 234. bis 263.) und in dem Werke *über Staats- und Adresskalender* (1792. 8. S. 217—236.) bekannt geworden. Seitdem wurde die jährliche Herausgabe durch den Kriegs- und Revolutionszustand in Rom mehrmals, und zuletzt für das Jahr 1802, durch politische Ursachen unterbrochen. Unter letztern war das *Geschlechts-Register der regierenden Häuser in Europa*, wegen Anerkennung der neugeschaffenen Staaten, und das *Register der wirklichen und Titular-Bischöfe in allen Welttheilen*, wegen der Umstaltung in Deutschland und Frankreich, ein grofser Stein des Anstofses. In der vorliegenden Ausgabe, welche im Novemb. 1802 erschien, sind diese Abschnitte, in welchen sich ehedem das Staatssystem des römischen Stuhls auf eine so merkwürdige Weise, vornehmlich auch gegen England und Preufsen, zeichnete, ganz ausgelassen. Ferner fehlen die gelehrten Anstalten, namentlich die Akademie *dell' Sapienza*, oder Gregorianische Universität, das Kircherische Antiquitäten und Naturhistorische-Cabinet, das Collegium von ausübenden Aerzten u. s. w. Durch diese und andere Omissionen entsteht die Verschiedenheit der Seitenzahl gegen den Jahrgang 1782, der 352, mithin beynahe vierfach mehrere Seiten zählt, so wie auch die des viel eingeschränktern Titels. — Bey den Cardinälen ist hier noch die letzte Promotion vom Januar 1803 nachzutragen. In ihrem Lebens-Alter ist das des thätigen Staats-Secretärs Consalvi (45), sodann das des Jüngsten — Borbone (23) und der drey Senioren Migazzi, (89) Albani (82) und Borgia (72) zu bemerken. Den unter dem vorigen und jetzigen Papste Verstorbenen wird S. 31—34. das hergebrachte Denkmal gestiftet. Die gehäfligen Congregationen, *della S. Romana, ed universale inquisizione — , de propaganda fide — Dell' indice*, sodann die beiden *Sopra la correzione de Libri Della Chiesa orientale* und *D. Loreto* sind unverändert geblieben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. April 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Danzig, s. K. d. Herausg., gedr. b. Wedel: *Handbuch zur praktischen Kenntniss der königl. preussischen Accise-Verfassung und Gesetze*, zunächst für königl. Accise-Officianten des preussischen Staates, alsdann für das ganze accisepflichtige Publicum bestimmt und herausgegeben von *Carl Wilhelm Schilling*, Kreiscalculator bey der westpreussischen Accise- und Zoll-Direction zu Danzig. *Erster Band.* 1802. 488 S. 4.

Schon aus der Zueignungsschrift an den Staats-Minister v. Struensee läfst sich abnehmen, wie wenig der Vf. im Stande sey, sich auszudrücken. „Aus dem Grunde, weil dem Minister das Wohl des Vaterlands am Herzen liegt," wird er aufgefodert „die Herausgabe des Buchs, seines Schutzes zu würdigen." Zur Entschuldigung des schlechten Stils sagt der Vf.: „dafs es bey allen Büchern nur darauf ankäme, was, und nicht wie es gesagt werde, dies wisse der Minister aus eigener ruhmvollen (!) Erfahrung." Von der platten Weitläuftigkeit, und von dem gemeinen Stil, die in diesem Buche herrschen, mag nur eine Periode aus dem 1. §. zur Probe dienen: „Der Verstand bildet „also, entweder Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüsse; und auf derselben Art und Weise, wie der Verstand Begriffe bildet, wie er urtheilt, und wie er „schliefst, werden die in ihm gegründeten Begriffe „beruhen. Haben wir nun den Begriff über einen „Gegenstand, hier z. B. über die Accise-Verfassung, erst „völlig berichtigt und festgesetzt, dann kann unsere „Vernunft nicht mehr anders urtheilen und schliefsen, „als: von wahrgenommener Wirkung auf eine wirkende Ursach; und umgekehrt: von Ordnung auf „einen Ordnenden, von Gesetzen auf einen Gesetzgeber. Aus welchem allen sich folgern läfst: die Vernunft ist das Vermögen etwas zu begreifen, und der „Verstand das Vermögen etwas zu verstehen; so, wie „man etwas begreift, wenn man die Bedingung der „Folge, oder den Grund der Wahrheit des Schlufssatzes mit der Folge aus den Vordersätzen, oder dem „Bedingten des Grundes, was sich aus ihm begreifen „läfst, kennt. Auf diese Weise wird man zu dem „klaren Begriff logisch gelangen, durch den man sich „das Besondere der königl. preussischen Accise-Verfassung richtig denken kann, deren Existenz man „verstehet, wenn man sich darunter nach einer gewissen Denkform denkt, dafs sie seit 1684 bis zu jetziger Zeit, unter verschiedenen Abänderungen, in den „Städten der preussischen Ländern diefseits der Weser, „von Berlin aus den Gesichtspunkt angenommen, mit „Ausschlufs der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, „wie auch Süd- und Neu-Ost-Preussens, vorhanden ist, „wobey man ihre Existenz begreift, wenn man diese „von der Ursache ihrer Entstehung ableitet."

Auf die Frage: wie viel dem Landesherrn erlegt werden müsse, antwortet der Vf. S. 29.: „wenn ein „Unterthan nach Abzug aller Unkosten, und auch seines und der Seinigen Unterhalt 1000 Thaler gewinnt, „dann soll er 200 Thaler Abgaben geben" und hienach meynt er, könne nun die Accise leicht festgesetzt werden.

Ehe der Vf. den Hauptgegenstand behandelt, liefert er eine förmliche Geographie des preussischen Staats, dann eine Beschreibung sämmtlicher directen Abgaben, welches zwar mit lobenswerther Mühsamkeit, aber auch mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit geschieht. Nach diesem Allen fängt er erst an die Accise zu berühren, und zwar mit einer Herzählung aller Vorwürfe, die man diesem *modo collectandi* macht, und einer langweiligen, aber nicht befriedigenden Widerlegung dieser gemachten Einwürfe. Unter diesem Geschwätz finden sich einige gute Bemerkungen, z. B. S. 144. dafs es thöricht sey, die vielen verschiedenen Auflagen auf ein Object zu belasten, und nicht in Eins zu schmelzen; dagegen ist der Vorschlag, nur eine mäfsige Abgabe für Handlung und Consumtion zu bestimmen, und alle Restitution sowohl als Versendung aus unversteuerten Lägern abzuschaffen, unausführbar, und die Befolgung desselben würde von sehr nachtheiligen Folgen seyn.

Auf einmal findet man den ost- und westpreussischen Accise-Tarif, den ältesten und undeutlichsten von allen, desgleichen das Reglement, abgedruckt, und von weitläuftigen Bemerkungen begleitet.

Das Ganze ist überhaupt ein Chaos, das, so wie es da ist, nicht von Nutzen seyn kann. Wenn indessen alle Digressionen ausgelassen, die Phrasen verkürzt, die Wiederholungen getilgt, die Einschaltungen ausgestrichen und der Stil verbessert würden: so würde es zwar immer noch kein systematisches Handbuch seyn, sich aber doch zum Nachschlagen qualificiren, weil der Vf. keine Mühe gespart hat, den Ursprung der bestehenden Einrichtungen zu erforschen, und darüber Licht zu verbreiten, wofür man ihm Dank wissen würde, wenn er Ordnung beobachtet, und auf die Darstellung Fleifs gewendet hätte.

Köln, b. Rommerskircher: *Hiſtoriſche und politiſche Anmerkungen über das Concordat zwiſchen der franzöſiſchen Regierung und Sr. Heiligkeit Papſt Pius* VII. u. ſ. w. *Von einem Katholiken.* 1802. VIII. u. 115 S. 8. (6 gr.)

Seit der Bekanntmachung des Concordats ſind, wie leicht vorauszuſehn war, lateiniſche, deutſche und franzöſiſche Flugſchriften auf dem linken Rheinufer in allen 4 Rheindepartements in Menge erſchienen; aber nur äuſserſt wenige ſind genieſsbar, und unter dieſen Wenigen verdient *Platz'ens Verbindlichkeit der Eroberten Frankreichs nach Religions- und Staatsgrundſätzen* etc. Maynz, X. J. 1802. 8. vorzüglich aber die vorliegende Schrift, die im Novbr. 1802. erſchien, eine Auszeichnung. Der Vf. gehört unſtreitig zu den ſeltenen Männern, die ruhig und vorurtheilsfrey den Gegenſtand ihrer Unterſuchungen verfolgen. Er geht jeden Punkt des Concordats, und jeden Sph. deſſelben genau durch; beleuchtet unpartheyiſch die Beweggründe, die Frankreich bey der Vollziehung des Concordats haben muſste, um den neuen franzöſiſchen Staat, der gegen die deutſche Gränze eine groſse Anzahl Proteſtanten gewonnen hat, gegen allen Druck des Katholicismus zu ſchützen, alle verhaſste intolerante Geſinnungen durch einen weiſen Cultus zu verdrängen, jede Meynung von einer herrſchenden Kirche völlig auszumerzen, religiöſe Bürger der chriſtlichen Kirche, als ruhige Bürger des Staats durch eine allgemeine Vorſchrift zu vereinigen, und die in landesherrliche Domainen verwandelten Reichthümer der Kirche für den Schatz des Staats zu ſichern. Mit einer Freymüthigkeit, die man ſelten bey einem Kölner antrifft, und mit einer Einſicht, die den Vf. zur Würde eines kritiſchen Schriftſtellers erhebt, nimmt er allenthalben Rückſicht auf die ältere und neuere Staaten- und Kirchengeſchichte, beſonders in Bezug auf das linke Rheinufer, und die an dieſer Seite gelegenen ehemals kürfürſtl. Länder, wobey er zwar beſcheiden, jedoch kräftig gegen den *Aberglauben* und *Unglauben* eifert, die ſchädlichen Wirkungen der *Wahlfahrten* ſchildert, und um dem groſsen Haufen dieſe Puppe ſeiner ſinnlichen Gottesverehrungen nicht völlig zu rauben, ihr auf Stadt-Kölniſche Gnadenbilder verweiſet, und daſelbſt die Opfer ſeiner Andacht eben ſo gut, als über dem Rhein ins Bergiſche, darzubringen empfiehlt, falls es ſchlechterdings zu einem katholiſchen Chriſten erfoderlich ſey, wenigſtens des Jahrs *Einmal* zu einem gewiſſen Heiligen zu wallfahrten. Dergleichen und viele andre helle Bemerkungen, mit beſtändiger Rückſicht auf Beförderung des wahren Chriſtenthums, zeichnen dieſe Schrift aus, die aufserdem eine Menge hiſtoriſch-literariſcher Notizen enthält. Verſchiedene Druckfehler in den Citaten und Provinzialismen verdienen bey einer neuen Auflage verbeſſert zu werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erfurt, b. Keyſer: *Almanach der Fortſchritte, neueſten Erfindungen und Entdeckungen in Wiſſenſchaften, Künſten, Manufacturen und Handwerken,* von Oſtern 1795 bis Oſtern 1801. Herausgegeben von *G. C. B. Buſch. Erſter* Band 348 S. mit 10 Kupfert u. noch verſchiedneo Figuren. *Zweyter* Band 630 S. mit 4 Kupfert. *Dritter* Band 584 S. mit 3 Kupft. *Vierter* Band 700 S. mit 3 Kupfert. *Fünfter* Band. 548 S. mit 2 Kupfert. *Sechſter* Band 652 S. mit 2 Kupfert. 1798—1802. 8. (10 Rthlr. 22 gr.)

Bey der allgemeinen Regſamkeit in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens, war es gewifs ein guter Gedanke, jede neue Erfindung, Entdeckung, Bereicherung in den Künſten und Wiſſenſchaften aufzuzeichnen, um ſie nicht, bey der Fülle von allem, was die jetzige Leſewelt in Bewegung ſetzt, verloren gehen zu laſſen. Wir geben zu, daſs nicht alles für neu ausgegebene wirklich neu, gut und wahr ſeyn mag, genug, wenn es nur auf den Geiſt der Zeit einwirkte, mit der intellectuellen Cultur in Verbindung ſtand, ein Denkſtein werden konnte, an welchem die Nachwelt erkennen möge, wie weit wir in der Ausbildung waren, was wir für neue Erfindung, für gröſsern Fortſchritt im Wiſſen hielten. So war alſo ein Repertorium der jährlichen Noviräten dem jetztlebenden Leſepublicum nöthwendig, und wird der künftigen Generation intereſſant genug ſeyn. Aber in der That kann auch unſere Zeit ſtolz ſeyn auf alles, was ihr Andenken mit hinüber begleitet, was ſie künftiger Zeit zu überliefern hat. Freylich wird es wohl kaum in Eines Menſchen Kraft ſtehn, dieſs Wiſſenswürdige aller Diſciplinen aufzufaſſen, ſo wenig als es für Eines Rec. Faſſungs- und Urtheilskraft möglich ſeyn wird, eine richtige Kritik über das Unternehmen ſelbſt zu liefern. Genug, wenn der Herausg. nur nichts Wichtiges vergaſs, und wir eine allgemeine Ueberſicht der Fächer, welche bearbeitet worden ſind, der Art, wie das geſchehen iſt, der Vorzüge und Mängel der Arbeit im Allgemeinen geben.

Der Herausg., bekannt durch ein Handbuch der Erfindungen, bildete ſeine Idee zur Ausführung dieſes Werks nach einigen franzöſiſchen Vorarbeiten. Er theilte das Ganze in 4 Abſchnitte, Wiſſenſchaften, Künſte, Manufacturen, Handwerke. Im *erſten* Bande iſt unter andern enthalten: in der Naturgeſchichte eine neue Nachricht vom Daſeyn des Einhorns, von *Gerbis Curculio odontalgicus*, mehrere neue Mineralien und Metalle, das Titanium, in der Phyſik Nachricht von *Rumfords* Photometer, *Crew's* Metallreiz, in der Chemie von vielen neuen Unterſuchungen bekannter Mineralien und wohlfeilere und kürzere Vorrichtungen bey chemiſchen Präparationen, z. E. des Hahnemannſchen Queckſilbers, in der Anatomie und Phyſiologie die Unterſuchung über die Herznerven, die fibröſe Structur der Kryſtall-Linſe, in der Medicin Unterſuchungen der Ruhr, der Gasarten bey der Lungenſchwindſucht, die Weigelſche Curart gegen Bandwurm, die Brücknerſche Heilart der Klumpfüſse, in der Oekonomie mannichfaltige Verſuche, die Kartoffeln möglichſt gut zu benutzen, den Brand im Wai-

zen

zen zu verhüten, das Heu aufzubewahren, in den Künsten das Meyersche Bogenklavier, Rölligs Orphika, Christs Wintercopulation, Notizen von der Stenographie, von der Bleiglasur.

Im 2ten *Bande* werden unter andern mehrere neue Thierarten, neue Pflanzen und Mineralien beschrieben, es werden Quatremere Disjonvals Beobachtungen über die Spinnen angeführt, Nachrichten von den Pariser Filtrirmaschinen und mehrern neuen physikalischen Instrumenten, in der Medicin von Sömmerings Untersuchungen über das Organ der Seele, über die Fortdauer des Bewusstseyns nach der Enthauptung (freylich blosse Hypothesen!), Humbolds Versuche über die Muskel- und Nervenfasern, Reils chemische Vorstellungsart der Vitalität, das Brownsche System, Hufelands Makrobiotik, Spaths Schlagfähigkeit der Holzgattungen, die Zerstörung des Borkenkäfers, Lacombe's Reformation der Geburtshülfe, Chladni's Entdeckungen in der Tonkunst, Wolke's Pasigraphie Nachricht gegeben.

Aus dem 3ten *Bande* machen wir besonders aufmerksam auf Cuviers und Vaillants Bereicherungen der Naturgeschichte, Klaproths neue Untersuchungen des Tellurium, Spinell, der Australerde, des Witherit und der Strotianerde, Guytons Gravimeter, Werners Theorie der Wärme und des Feuers, Schraders Theorie der Electricität, Wichmanns Zweifel gegen die Lehre von den Zahnen, Berchtolds Oeleinreibungen, Perkins Metallnadeln, Hallenbergs horizontale Windmühlen, Herschels System über die Sonne und Fixsterne (dieser Band ist besonders reich an astronomischen Entdeckungen, die wir nicht alle anführen können), Humbolds Entdeckungen über die Natur der Grubenwetter, Baders Theorie der Saug- und Hebepumpen, die Vorschläge gegen die Waldinsekten und Raupen, Pesslers Dreschmaschine, Burdons eiserne Brücken, Hettlingers Federmosaik, Voglers Orchestrion, Diels Obstorangerie in Scherben, die Telegraphik, Vierheiligs vortreffliche Büchereinbände.

Der 4te *Band* zeigt unter mehrern Merkwürdigkeiten, die wir übergehen, noch folgende an: mehrere neue Arten von Thieren, sowohl Säugethiere, als Vögel, Fische und Insekten, von Arnims neue Theorie der electrischen Erscheinungen, Bohnenbergers Electricitätsverdoppler, Vauquelins Chromium (ein neues Metall) und Berillerde (eine neue Erdart), Brera's anatriptische Versuche, Pesslers Rettungsmethode scheintodt begrabener Menschen, Jenners Versuche der Impfung mit Kuhpocken (ohne Zweifel die gröfste Entdeckung, unter allen bisher genannten!), la Granges Theorie der analytischen Functionen, Pansner's Pyrotelegraph, Schröters Bestimmung der Durchmesser der Jupitersatrabanten, die Einführung der reitenden Artillerie, das Trocknen der Salzsole an der Luft und Sonne, Sommerville's neuer Pflug, Acharda Runkelrübenzucker.

Unter den Abhandlungen des 5ten *Bandes* zeichnen wir namentlich folgende aus: die Entdeckung eines neuen Fossils, des Siderits, ferner des Chryolith, der Ytererde, der Agulterde, des Reichischen Fiebermittels, des Hahnemannschen Präservativs gegen Scharlach, die nähere Beschreibung der Radesyge, die Erfindung und Vervollkommung der Stereotypen.

Mit dem 6ten *Bande* schliesst sich das erste Sexennium dieses Almanachs. In der Sammlung dieses Theiles verdienen vielleicht vorzugsweise folgende Entdeckungen in Erinnerung gebracht zu werden: Herschels Meynung von der Erwärmung der Sonnenstrahlen, Volta's Versuche mit dem Galvanischen Reizmittel, Hassenfratz Revolution in der Chemie, Lukas Entdeckung, faule Wasser trinkbar zu machen, Berthollet und Gmelins Bestätigung der Eigenthümlichkeit der zoonischen Säure, Vauquelins Entdeckung des schwefelichtsauren Schwefelnatrums, Hösch Zeugungstheorie, Matthieu's Mittel gegen Bandwurm, die verschiedenen Dampfmaschinen, die englischen Riegelwege, Piazzi's Entdeckung des Planeten Hera (*Ceres Ferdinandea*), die Haselmeyerschen erhabenen Wachsfiguren, Fürers wasserdichte Tücher.

Am reichsten an neuen Entdeckungen sind die Fächer Naturgeschichte, Physik, Chemie, Astronomie und mechanische Künste. Oft sind die Entdeckungen freylich auch unbedeutend. Wir rechnen dahin mancherley neue Farben, Gartenkünste und Arzneymittel, mechanische und chirurgische Instrumente, die Nachricht, dass schon Hales die Ausdünstung der Pflanzen gekannt habe, dass Asant und Ochsengalle gegen Säure im Magen helfe, das sympathetische Mittel mit einer Taube gegen Epilepsie, die Reichisch Thilowsche Auspumpemaschine der Blähungen, Osianders Kunstsprache in der Geburtshülfe, die unnützen Mittel gegen Beschädigungen der Hasen an Bäumen, die Nachricht von den eingeschlossenen Kröten, vom Racknitzschen Baumkabinet, Heckers Theorie des Zahnens, Jawandts Mittel gegen Strangurie zahnender Kinder, Nolde's Versuch einer Volksarzneykunde, Arnemann's Versuch eine Arzneymittelkunde zu begründen, Richters Beobachtung über den Nutzen purgirendes Mittel beym Brande, die Hufnägel in Scheidewasser aufgelöst und mit Baumöl vermischt, gegen Geschwüre, die Weintreber als Brennmateriale angewandt, das Heizen der Wohnzimmer ohne Oefen, die weitläuftige Nachricht von den Wigandschen Mutterkränzen, die Beddoesche Meynung vom Verdünnen des Blattereiters, die Tecamezrinde, der Adiowaensame, die Vorschläge zur Verbesserung der Wundarzneykunst, eine Maschine ohne Feuer zu kochen, mehrere Auszüge unbedeutender Abhandlungen aus Hufelands, Röschlaubs u. a. Zeitschriften, manche geburtshülfliche Instrumente, der weitläuftige Auszug aus Heinekens Schrift vom Magnetismus, Sheldons phantastische Einbalsamirung seiner Maitresse, Pops figürliche Darstellung der Erregungstheorie, so überhaupt viele medicinische vermeyntliche Entdeckungen, die Reinekeschen neuen Arzneymittel, worunter ein Liniment von einer Unze Bisam und einem Loth Olivenol circa 2 Carolins kostet, Eckartshausens mancherley Systeme, Henslers Vorzüge des Dehnens und Reckens, die Nachricht von der Vollendung einiger Statuen, Kaiser Pauls Erfindung neuer Artillerie-

rieſtücke, das Verfahren Theriak für Zucker anwendbar zu machen, Stricke aus der Altheepflanze zu machen u. ſ. w. Auch wurde, noch während der Fortſetzung des Almanachs, manche Entdeckung durch die andere widerlegt, z. E. Lentin's Verſuche durch Schmidt und Göttling, die Sömmerringſchen Hypotheſen, die Köllneriſche von der Euſtachiſchen Röhre, die Wirkung des Metallreizes. Endlich kommen auch manche Entdeckungen mehrmals, kürzer und weitläuftiger vor; vom Tellurium, Humboldts Verſuche, Reils chemiſche Theorie, Hufelands Queckſilberſeife, Hargens Empfehlung des Vitriolätthers gegen ſchweres Gehör, Hahnemanns Präſervativ. Bey alle dem bleibt aber dieſer Almanach immer ein nützliches Unternehmen, welchem wir viele Unterſtützung und lange Dauer wünſchen. Wir eröffnen dem Herausg. nur unſern Wunſch, die Auszüge nicht bloſs wörtlich aus den Büchern und Journalen zu machen, ſondern den Geiſt derſelben in gedrängter, kritiſcher Kürze zu geben; nicht alles durch einander, ſondern nur das Bewährte und Wichtige aufzunehmen! Denn wozu hier Erfindungen müſſiger Köpfe, welche gleich den luftigen Erſcheinungen, heute erſcheinen und morgen vergeſſen werden? Dadurch wird zwar das Werk weitläuftig, aber gewiſs weniger brauchbar und angenehm, als wenn der Herausg. unſern Rath befolgt, und ſtrenger in der Auswahl, ſchärfer in der Kritik, kürzer in der Darſtellung zu ſeyn ſich befleiſsigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Lippſtadt, gedr. b. Lange: *Einige Bemerkungen über die deutſche Sprache*; und *einige Worte an einen Theil der Aeltern Lippſtadts*, Schulprogramm, von *Joh. Heinr. Phil. Seidenſtücker*, Rector des Gymnaſiums zu Lippſtadt. 1801. 92 S. 8. Die Bemerkungen über die deutſche Sprache betreffen den richtigen und oft verwechſelten Gebrauch des Perfects und Imperfects, einiger Caſus, einiger Pronomina, Adverbien und Conjunctionen, namentlich *er war — er iſt geweſen*; der Jüngling blüht *wie* eine Roſe — *als* eine Roſe; *da* — *weil* — *als* — *indem*; *unverbeſſerlich*; — hierhin — *umher* — *herum*; *worin* — *worein*; mit Dero gütig*ſter* oder gütig*ſten* Erlaubniſs; *daher* — alſo; *wo* — *womit* — *mit welchem*; *der* — *welcher*; *er* — *derſelbe*; *ſich* — *ihnen* — *denſelben*; *koſten* — *verſichern* — *kleiden* — *lehren* — *mich* oder *mir*? er tritt *mich* oder *mir* auf den Fuſs?

Hr. *S.* hat alle dieſe Zweifel faſt ohne Ausnahme richtig, wenigſtens unſerm Urtheil nach, entſchieden, und wir müſſen dieſe kleine Schrift als ſehr leſenswerth empfehlen. Nur in nachfolgenden wenigen Stücken kann der Rec. ihm nicht beyſtimmen. Der Grund, warum man das *Imperfectum* (das in der That ganz mit Unrecht dieſen Namen führt) oder *Perfectum* in Erzählungen brauchen müſſe, liegt gewiſs nicht in dem nähern oder entferntern Raum, wie Hr. *S.* allzu ſinnreich behauptet, das *nah* und *ferne* mag nun buchſtäblich oder verblümt zu verſtehen ſeyn: er liegt in der mehreren oder mindern Gewiſsheit, welche Gewiſsheit freylich oft mit der Nähe oder Ferne des Orts, wo die Begebenheit geſchah, in Verhältniſs ſteht. Ueberhaupt denkt ſich der Rec. drey Stufen der Gewiſsheit bey erzählten Begebenheiten; *der Fürſt ſoll geſtorben ſeyn* — *der Fürſt iſt geſtorben* — *der Fürſt ſtarb*. Bey dem Perfectum kann immer noch jemand auftreten und ſagen: „der Fürſt iſt *nicht* geſtorben.“ Leugnet man aber die Sache die im Imperfecum erzählt ward: ſo trifft die Verneinung nur den Zuſatz von einem Umſtande, er mag nun ausgedrückt oder verſchwiegen ſeyn, z. B. „der Fürſt ſtarb nicht“ nämlich: an dieſem Zufall. Eben dieſes Imperfectum heiſst daher das hiſtoriſche, weil man nicht eher eine Begebenheit in die Geſchichte aufnimmt, bis ihre Gewiſsheit möglichſt durch Zeugniſſe oder allgemeinen Glauben beſtätigt iſt: denn ſo ſicher auch oft ein Factum iſt oder ſcheint, das im Perfectum erzählt wird; ſo muſs es doch erſt durch Prüfung ſo qualificirt werden, daſs die Geſchichte es aufnehme und in ihrem Tempus erzähle. Nach unſerm Bedünken kann daher der Nürnberger (S. 8.) ſeinem Leipziger Freunde wohl ſchreiben: „vor drey oder vier Wochen (freylich nicht vor 8 Tagen, binnen welcher Zeit der Nürnberger nicht wohl die Nachricht ſo weither haben konnte) fiel bey Rom eine blutige Schlacht vor,“ denn der Nürnberger kann einen ſehr zuverläſsigen Correſpondenten dort haben, der ihm die ſichre Nachricht von der Schlacht giebt. Die Phraſe S. 10. „die Welt brachte ſich nicht ſelbſt hervor,“ würden wir nicht eben philoſophiſche Sprache nennen, ſondern ſie gehört nur nicht in den Unterricht gegen Zöglinge, in welchem eine mehr populäre Sprache herrſchen muſs. Bey dieſer Gelegenheit bemerken wir noch, daſs die höhere, und zumal die poetiſche oder die ihr ſich nähernde Schreibart mit dem Imperfect als etwas gewiſſes, erzählt, was entweder noch problematiſch oder ſchlechthin Dichtung iſt. — *Unverbeſſerlich* (*inemendabilis*) ein allerdings zweydeutiges Wort, gefällt dem Rec. eben ſo wenig, als das dafür vorgeſchlagene *unbeſſerlich*. Wir wüſsten aber deſſen ſchlimmen Sinn vor der Hand auch durch kein einfaches Wort, ohne Umſchreibung auszudrücken. — Was den Caſus, den das Zeitwort *koſten* für das Subject fodert, betrifft: ſo ſtimmen wir mehr Adelungen bey, der die Frage für unausgemacht, und daher einſtweilen den Dativ und Accuſativ für gleich erlaubt hält. So viel ſcheint gewiſs, der ältere Gebrauch war für den Accuſativ. *Friſch* hat in ſeinem Wörterbuche: *mich* koſtet das ſoviel. In der Gegend, wo Rec. am meiſten gelebt hat, in der Mitte Deutſchlands, und wo ſelbſt der gemeine Bürger und Bauer *nie*, wie in deſſen ganzen nördlichen Theil, das *mir* mit dem *mich* verwechſelt, ſagt man, *mich* koſtet es. — Nun aber giebt die Erfahrung, daſs die Umgangsſprache in ihrem Felde wie durch Inſtinct geleitet, weniger irrt, als die Schriftſprache, die oft nur Autoritäten fröhnt und Copie vom Copie iſt. (So muſs im öſtlichen Deutſchland ſelbſt der gebildetere Zögling die verſchiedene Ausſprache und richtige Schreibung des *b* und *p*; *d* und *t*, erſt durch Unterricht lernen, die länge dem Rhein und Neckar das Kind von ſelbſt weiſs). Der gleiche Fall iſt bey „*mich* dünkt“ (oder däucht) und „*mir* dünkt“, das hier Hr. *S.* übergangen hat, wo es auch eine Stelle hätte finden können. In des Rec. Gegend braucht der gemeine Mann das *mich*, und *Friſch* iſt gleicher Meynung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. April 1803.

OEKONOMIE.

GIESSEN, b. Heyer: *Friedrich Pilgers*, Hauptmanns und Thierarztes, *Lehrbuch zum Unterricht des Landmanns* I. *wie er gesundes Vieh anschaffen und erziehen*, II. *dasselbe gesund erhalten, und vor Krankheiten bewahren*, III. *sein krankes Vieh behandeln, und dessen schnell verlaufende Krankheiten selbst heilen müsse.* 1802. 468 S. 8. (20 gr.)

Was man in diesem Werke zu erwarten hat, ersieht man schon aus dem vorgesetzten ausführlichen Titel. Der Vf. richtet seine Belehrungen auf die Erziehung, Wartung und Behandlung der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine. Erfahrungskenntnisse, Freymüthigkeit, und Eifer für das gemeine Beste sind dem Vf. nicht abzusprechen. Einzelne Materien sind besonders vollständig und lehrreich abgehandelt. Bekannte Gegenstände, wie z. B. die Wichtigkeit des Viehstandes für den Landmann, die Gründe, die ihn bewegen müssen, alle auf die Erhaltung des Viehs sich beziehende Pflichten zu erfüllen, hätte er kürzer vortragen können, auch das, was auf alle Thiere passt, nicht bey jeder einzelnen Gattung, bey den Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen von neuem wiederholen dürfen. Wir machen es uns zur Pflicht, dasjenige, was uns beym Lesen dieses Buchs der Bemerkung werth schien auszuzeichnen. Der Verf. schildert sehr eindringlich die Nachtheile, die aus dem frühen Zulassen junger Thiere zur Begattung entstehen. Bey der Geburt der Thiere wird die Beobachtung der möglichsten Vorsicht empfohlen. Selbst bey schweren Geburten soll man der Natur Freyheit lassen, indem durch voreilige, oder übel angewandte Hülfe grosser Schaden geschieht. Man erschrickt über die S. 83. und ff. befindliche Schilderung von der barbarischen Art, mit welcher unberufene Geburtshelfer im Hessischen zu Werke gehen; die Gräuel, welche hier aufgestellt werden, sind empörend. Der Vf. war selbst Zeuge, dass in dem einzigen Oberamte Giessen, in einem Zeitraum von zwey Monaten, 38 Kühe blos am Kalben ihr Leben einbüssen mussten. Eine eben so grausame Behandlung erlaubte man sich in der dortigen Gegend beym Castriren der Thiere. Der Vf. giebt, sowohl was diesen Gegenstand, als was die Geburtshülfe betrifft, eine brauchbare Anleitung zu einem zweckmässigern Verfahren. Aus der S. 130. in der Anmerkung aufgeworfenen Frage: Warum man die Schafe im Sommer und nicht gegen den Herbst zum Widder lässt? muss man schliessen, dass in der Gegend des Vfs. die mit unsern strengen Wintern unverträgliche Gewohnheit herrscht, die Begattung der Schafe im Sommer zu gestatten. Gegen die Vertheidigung der offenen und halb offenen Schafställe, wobey sich der Vf. auf einen grosen Sachverständigen, nämlich *Daubenton*, bezieht, will Rec., nur bemerken, dass *Daubenton* seinen Katechismus der Schafzucht für ein weit wärmeres Klima schrieb, und dass in unsren nördlichen Gegenden nicht einmal Schafe, vielweniger Lämmer, in solchen strengen Wintern, als der Vf. nach S. 186 und 187 in den Jahren 1799 und 1800 erlebte, oder als der letzte war, in offenen oder halb offenen Ställen ohne Lebensgefahr ausdauern können. Von den Betrügereyen der Rosstäuscher, besonders der Juden beym Kauf und Verkauf des Viehs, macht der Vf. im 11. Kapitel des 1. Hauptstücks sehr viele bisher weniger bekannte namhaft. Dieser Abschnitt enthält viel belehrendes. Dass aber eine Polizeyaufsicht auf den Viehmärkten, unter Zuziehung eines Thierarztes, den grosen Nutzen schaffen würde, welchen der Vf. sich verspricht, bezweifeln wir und besorgen vielmehr, dass durch solche Einmischung verwickeltere Processe veranlasst werden können. In dem Kap. von der Stallfütterung, werden aus der Gegend des Vfs. einige auffallende Beyspiele von dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit des Gesindes angeführt. Rattengift wird in den Ställen so unvorsichtig hingelegt, dass Kühe es verschlucken und daran sterben. Der Vf. erlebte, nach seiner Behauptung, alle Monate Beyspiele, dass Rindvieh durch verschluckte Nadeln, welche das Gesinde im Futter verliert, getödtet wird. Sogar soll das Vieh Taschenmesser, welche die Mägde verlieren, verschlucken. Solche Erscheinungen kommen doch in der Gegend, in welcher Rec. lebt, nicht vor. Unter den Gründen zur Empfehlung der Stallfütterung S. 231 ff. hätte der Vortheil, dass das Vieh bey dem Weidengang die aufkeimenden Pflanzen durch Abfressen und Zertreten zerstört, dass bey der Stallfütterung ein reicherer Wuchs des Futters befördert wird, und von einem Morgen, der abgemähet wird, mehr Kühe im Stall gefüttert werden können, als wenn eben dieser Morgen beweidet wird, mit angeführt werden müssen. In Ansehung der Rindviehpest verdienen die Beobachtungen des Vfs. um so mehr Aufmerksamkeit, da er in den Jahren 1795—1799 von dieser fürchterlichen Seuche, welche damals auf den Rheinufern, in der Pfalz, in Schwaben, Franken, Bayern, bis an die Oesterreichischen und Böhmischen Gränzen wüthete, selbst Zeuge war. Der Vf behauptet, dass von manchen

chen Aerzten, die Anſpruch auf Kenntniſſe machen, unverzeihliche Fehler begangen werden. Sie haben in Ortſchaften Stallungen unterſucht, um krankes Vieh aufzufinden, und durch dieſe Unterſuchungen die Seuche von dem kranken Vieh zu dem geſunden hingebracht. Nach den Erfahrungen des Vfs. fiel von dem Vieh eher ſolches, das durch übermäſsige Arbeit abgetrieben war, als ſolches, welches eine weniger barbariſche Behandlung erfahren hatte. Wo die Aerzte durch Aderlaſſen, oder durch Laxanzen, oder durch Salz-Füttern vorgearbeitet hatten, da wüthete die Viehpeſt am mehreſten. Der Vf. iſt daher gegen den Gebrauch der Präſervativmittel. Doch ſpricht er dem Humboldſchen Mittel, mit Vitriolöl auf Salz gegoſſen, den Stall zu durchräuchern, den Nutzen nicht ab. Auch empfiehlt er eine groſse Butte in den Stall zu ſetzen, ſie halb mit gehackter Eichenrinde, und dann mit Waſſer zu füllen, dieſes Gemiſche auf einander ſäuern zu laſſen, und, nach öfterer Umrührung mit einem Beſen, die Wände, die Streu und das Vieh damit zu beſpritzen. Der Vf. bezieht ſich an mehrern Stellen darauf, daſs er die Rindviehpeſt und die übrigen Viehkrankheiten deshalb in dieſem Buch nur kurz abgehandelt habe, weil eine weitläuftige Auseinanderſetzung derſelben in einem andern Werk: über Epidemien und anſteckende Krankheiten der vierfüſsigen Hausthiere folgen werde. Uebrigens war es Rec., was die Schreibart des vorliegenden Buchs betrifft, ſehr auffallend, *dis* ſtatt *dieſes*, *ſelbſten* ſtatt *ſelbſt*, und *das* Ort für *der* Ort, zu leſen.

Riga, b. Hartmann: *Grundſätze zu einer theoretiſchen und praktiſchen Verbeſſerung der Landwirthſchaft in Liefland.* Nach den zweckmäſsigſten ökonomiſchen Schriften entworfen und für Liefland bearbeitet von *W. Ch. Friebe*, beſtändigem Secretär und Ehrenmitgliede der liefländiſchen gemeinnützigen und ökonomiſchen Societät, wie auch der St. Petersburgiſchen freyen ökonomiſchen und der Jenaiſchen Naturforſchenden Geſellſchaft Mitglied. *Erſtes Bändchen.* 1802. 158 S. 8. (12 gr.)

Dieſe Schrift iſt der Anfang einer Abhandlung, welche bereits in einer Sammlung von Aufſätzen der liefländiſchen ökonomiſchen Societät vorkömmt, ihrer Gemeinnützigkeit wegen aber beſonders abgedruckt worden. Sie enthält eine Zuſammenſtellung von theoretiſchen und praktiſchen Verſuchen und Erfahrungen, ſowohl aus Thaers Einleitung zur Kenntniſs der Engliſchen Landwirthſchaft, als auch aus einigen andern neuern claſſiſchen ökonomiſchen Werken, mit ſteter Anwendung auf Liefands Boden und Landwirthſchaft. Das vorliegende erſte Bändchen hat zwey Abſchnitte, von welchen der erſte die allgemeinen Grundſätze zur Kenntniſs der Erdoberfläche, die Unterſuchung der Erdarten, und der verſchiedenen Gattungen des Bodens, der zweyte aber die Lehre von der Düngung enthält. Die übrigen Gegenſtände des Landbaues ſollen auf gleiche Weiſe bearbeitet, nachfolgen. Praktiſche und thätige Landwirthe ſollen hierdurch veranlaſst werden, dieſe Grundſätze genau zu prüfen, eigne Verſuche anzuſtellen, und ihre Erfahrungen der ökonomiſchen Societät einzuſenden, damit aus dieſen Reſultaten ein Handbuch für die liefländiſche Landwirthſchaft, zur allgemeinen Verbeſſerung derſelben, entworfen werden könne. Zur Ausführung dieſes wohlthätigen Plans trägt auch der Vf. das Seinige bey; und wenn er fortfährt, den folgenden Theilen den Fleiſs und die Sorgfalt zu widmen, die aus der vorliegenden Arbeit hervorleuchten, und nur immer den Geſichtspunkt im Auge behält, die Hauptverbeſſerungen treu und faſslich darzuſtellen, und ihre Anwendbarkeit auf Liefands Boden zu zeigen: ſo wird am ſicherſten Aufklärung unter den Landwirthen verbreitet, Nachahmung erweckt, und Verbeſſerung in allen Zweigen der Landwirthſchaft bewirkt werden. Sehr zweckmäſsig iſt es daher, daſs der Vf. am Schluſs eines jeden abgehandelten Gegenſtandes, eine Ueberſicht der Verſuche liefert, die nach dem vorgetragenen Abſchnitt anzuſtellen ſind, und hiebey auf die Seitenzahlen hinweiſet, wo die Theorie auseinandergeſetzt iſt. Dieſe Ueberſichten dienen zur Wiederholung des Vorgetragnen, und erleichtern demjenigen, welcher wirklich Verſuche machen will, die Auswahl zwiſchen dem wichtigern und minder wichtigen, zwiſchen dem, was nach dem eigenthümlichen Boden eines jeden mit weniger oder mehr Schwierigkeiten auszuführen iſt. Auch iſt Rec. von dem vielfachen Nutzen überzeugt, der zu erwarten ſeyn würde, wenn nach dem Wunſch des Vfs. S. 24 und 25 bey den Gütervermeſſungen die Höhe und Tiefe der Oberfläche gegen das nächſte Gewäſſer, die Hauptabdachung gegen das nächſte Niveau, die Abzugsfähigen Gegenden, die Hauptbeſtandtheile der Oberfläche nach chemiſchen Unterſuchungen, die Erdarten, welche der Cultur fähig und nicht fähig ſind, die Wieſen nach den darauf wachſenden Pflanzen, und ob ſie trocken oder naſs ſind, die nivellirten Moräſte und ihr Torfgehalt und die Gegenden, die mehr zur Waldcultur als zum Ackerbau geſchickt ſind, in den Karten bezeichnet und angegeben würden. Eine ſolche Karte würde dem Gutsbeſitzer die anſchauendſte Kenntniſs von der Beſchaffenheit ſeines Guts gewähren, ihn in den Stand ſetzen, auch in der Ferne die Landwirthſchaftsverbeſſerungen in allen ihren Theilen anzugeben, und nachher die wirklich vollbrachten Meliorationen mit aller Genauigkeit zu controlliren: auch würde man bey Kaufs- und Verkaufsgeſchäften den Werth eines Guts aus einer ſolchen Karte weit ſichrer, als bisher möglich war, beurtheilen können. Am Schluſs des Buchs wird durch eine Zeichnung aus *Robert Somerville* vollſtändiger Ueberſicht der Düngemittel dem Landwirth Anleitung gegeben, wie er, um ſich von den zweckmäſsigſten Düngemitteln, welche am beſten für ſeinen Boden paſſen, und von dem Gedeihen der Gewächſe auf einem ſolchen Boden bey verſchiedenen Düngemitteln am leichteſten zu überzeugen, auf einem in kleine Quadrate eingetheilten Felde Verſuche anſtellen

ſoll,

soll. Auch hier wird auf die vorausgeschickte Theorie durch Anführung der Seitenzahlen verwiesen. In dem Raisonnement S. 10 nach welchem der Landbau, als die alleinige Haupterwerbsquelle von Liefland geschildert wird, kann man dem Vf. nicht ganz beytreten. Wenigstens ist Rec. überzeugt, dafs ein freyer blühender Handel von Riga schneller und zuverlässiger auf das Emporkommen des Ackerbaues in Liefland wirken müsse, als umgekehrt alle auf den Ackerbau verwandte Industrie, den Handel von Riga zu heben im Stande ist. Endlich bemerkt Rec. noch, dafs die vorliegende Schrift für den Ausländer um so belehrender werden würde, wenn es dem Vf. gefällig wäre, in der nächsten Fortsetzung die Verhältnisse der in Liefland üblichen Feld- und Getraidemaafse, Gewichte und Münzsorten, durch Vergleichung mit den bekanntesten deutschen Maafsen, Gewichten und Münzen ein für allemal auseinander zu setzen.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Ueber die Krankheiten sämmtlicher zur Oekonomie gehörigen Hausthiere.* Ein zum Behuf akademischer Vorlesungen bestimmtes Handbuch, entworfen von *J. D. Metzger*, Sr. königl. Majestät von Preufsen Geheimen Rath, Leibarzt u. Professor. 1802. XVI u. 184 S. 8. (12 gr.)

Der Mangel eines Compendiums zu Vorlesungen über die Krankheiten der Hausthiere, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die unter den Oekonomen herrschenden Vorurtheile in Ansehung der Viehkrankheiten auszurotten, und ihre Begriffe über diesen Gegenstand zu berichtigen, veranlafsten den Vf. zur Herausgabe dieses Handbuchs. Man findet hierin, wenn nicht alle, doch die gewöhnlichsten Krankheiten der Hausthiere abgehandelt. Voran gehen allgemeine Vorschriften und Mittel zur Erhaltung der Hausthiere bey ihrer Gesundheit, Belehrungen über Zucht und Lebensordnung der Hausthiere, nebst einer Darstellung der Vorbeugungs-Maafsregeln gegen drohende allgemeine Krankheiten, und der Grundsätze der Lebensordnung, welche bey eingerissenen Krankheiten zu befolgen sind. Hiernächst werden die Krankheiten, welche bey allen Arten der vierfüfsigen Hausthiere vorkommen, der Reihe nach durchgegangen. Der Vf. rechnet hieher: entzündliche Krankheiten, den Milzbrand, Pestbeulen, Wurmkrankheiten, Koliken und Trommelsucht, Frühgebähren nebst schweren Geburten, und äufserliche Gebrechen. Hierauf folgen in einem besondern Abschnitt die Krankheiten, welche nur bey gewissen Gattungen der vierfüfsigen Hausthiere vorkommen. Alle speciellen Krankheiten des Rindviehs, der Pferde, der Schweine und der Hunde sind hier in besondern Kapiteln abgehandelt. Die nachfolgenden Abschnitte haben die Krankheiten des Federviehs, der Fische und der Bienen zum Gegenstande. Zum Schlufs dieses Buchs wird ein Entwurf eines Arzney-Vorraths für den Thierarzt und eine Notiz von Schriften über Thierarzneykunde für den Oekonomen geliefert. Man erkennt in diesem Lehrbuche überall den gründlichen Denker, der nicht blofs andern nachschreibt, sondern die Grundsätze, welche er aufstellt, selbst vorher geprüft hat. Mit sichtbaren Fleifse hat sich der Vf. bemüht, in der Behandlung eines Gegenstandes Vollständigkeit und Kürze zu verbinden, auch so viel möglich Trockenheit, die sonst solchen Lehrvorträgen so sehr eigen ist, zu vermeiden. Bey jeder Krankheit werden die äufsern und innern Symptome die Krankheits-Ursachen, die Vorbeugungs- und Heilmittel angegeben. In den Abschnitten von den besondern Krankheiten einzelner Thiergattungen wird auch das Nöthigste von dem Temperament und der jeder Thiergattung eignen Natur beygebracht. Von der Rindviehseuche sagt der Vf. S. 56. dafs sie nie einzeln (sporadisch) vorkomme, nur allzu oft epizootisch herrsche, und mehrentheils nicht eher nachlasse bis ein fünfter *oder wohl gar* ein zehnter Theil der von der Krankheit betroffenen Thiere getödtet worden. Dieses in Ansehung der Mortalität angegebene Verhältnifs ist unverständlich. Hr. M. wollte vermuthlich sagen, dafs fünf bis zehn Theile von dem kranken Vieh durch den Tod verloren gehen, aber in diesem Fall hätte zur richtigen Darstellung des Verhältnisses der ganze Bestand des kranken Viehes in einer Zahl angegeben werden müssen. Sehr treffend ist S. 63 und 64 die Bemerkung, dafs die Leichenöffnungen bey der Rindviehseuche noch nicht in allen Perioden der Krankheit hinlänglich wiederholt worden, und dafs also über denjenigen Befund in den Leichnamen, der dieser Krankheit ganz eigenthümlich ist, bis jetzt noch nichts bestimmt werden kann. Mit Recht hat der Vf. in den §. 215—233 die gefährliche Krankheit der Hundswuth sehr ausführlich abgehandelt. Aber wäre es nicht auch gut gewesen, ein besonders Capitel den Krankheiten der Katzen zu widmen, da sie doch offenbar zu den nützlichen Hausthieren mit gehören, und das häufige Wegsterben derselben, welches sich vor einigen Jahren in mehreren Gegenden Deutschlands zeigte, mancherley Besorgnisse wegen der überhand nehmenden Ratten und Mäuse zu erregen anfing? Der Vf. klagt über Leere in der Literatur über Krankheiten der Fische, und führt nur: *den vollkommenen Fischer* von *G. J. Wagner*, Breslau 1758 als die einzige Schrift an, die ihm vorgekommen ist. In des geschätzten Hofr. *Beckmann's* Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft sind aber mehrere angeführt. Auch in dem *Forst-, Fisch- und Jagd-Lexicon* finden sich unter dem Artikel Fische, einige Bemerkungen über die Krankheiten derselben. Schliefslich wünscht Rec. noch, dafs Hn. M's Vorlesungen nicht blofs von angehenden Oekonomen, sondern auch von denjenigen, die sich zu Cameral-Bedienungen vorbereiten, fleifsig besucht und benützt werden mögen. Letztere würden mit richtigen Begriffen von Viehkrankheiten, sie mögen zu höhern oder niedern Stellen gelangen, viel Gutes stiften können, und wir würden, wenn die Beamten nur erst allgemein aufgeklärt wären, zur Zeit der eintretenden Seuchen, selbst von den Landesbehörden, statt der bisher oft

schwan-

schwankenden Verfügungen, zweckmäfsigere Anordnungen zu erwarten haben.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Schladebach: *Kleines Fabelbuch für Kinder edler Erziehung. Oder Lehren der Tugend und sittlichen Klugheit* in Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen, von *H. A. Kerndörffer*. 1802. XIV und 208 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Neuburg u. Aarnheim, im Reichscommissions- u Industrie-Bureau: *Auserlesene Belehrungen und Unterhaltungen für die wifsbegierige Jugend, zur Erweckung guter Gesinnungen und Entschliefsungen in ihren Herzen, und zur Uebung im Declamiren.* (Ohne Jahr). 90 S. gr. 8.

No. 1. enthält Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen über die vorzüglichsten Lehren der Tugend und Lebensklugheit, so weit sie für das jugendliche Alter passen, versinnlicht durch Fabeln in der Manier der Aesopischen, welche allerdings eine angenehme und unvermerkt auch belehrende Lectüre gewähren werden. Denn wir erwarten mehr von diesen aus den Fabeln sich von selbst darbietenden und aufdringenden Winken, als von den umständlichen Nutzanwendungen, in welchen der Vf. nicht ausführlich genug seyn zu können meynte, da er das Büchlein für die eigne Lectüre der Kinder, ohne fremde Mitwirkung, bestimmte. Wenn der wohlmeynende Vf. solche junge Leser findet, welche diese Anwendungen nicht überschlagen: so hat er sich glücklich zu preisen. Die beygefügten 8 Kupfer vertheuern das Buch und entstellen es vornehmlich durch die aufgeklecktsten grellen Farben.

Die in No. 2. als Dialogen eingekleideten Belehrungen haben ihr Gutes; doch ist der jugendliche Ton nicht recht getroffen, und die kleinen Männerchen reden zum Theil wie Socrateffe und Platonen. Der Vf. wünscht, dafs seine Dialogen in den mittlern Classen höherer Schulen oder auch in Bürgerschulen zum Auswendiglernen und zur Uebung im Declamiren gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Nürnberg*, b. Lechner: *Nachrichten von Gallus Korn*, eines Dominicaner-Mönchs zu Nürnberg und standhaften Vertheidigers der evangelischen Wahrheit, Leben und Schriften. Ein kleiner Beytrag zur Nürnbergischen Kirchen- und Reformations-Geschichte. Von *Johann Georg Friedrich Held*, Frühprediger an der Margarethen-Kirche. 1802. 58 S. 8. (4 gr.) Ungeachtet Hr. *Held* gar nichts, bisher unbekannt gebliebenes von diesem *Gallus Korn*, auch Gallus Galieus genannt, ehemaligen Dominicaner oder Prediger Mönch in *Nürnberg*, der zwar nicht unter die eigentlichen Nürnbergischen Reformatoren, doch aber unter die ersten standhaften Bekenner der evangelischen Wahrheit gezählet werden kann, mittheilen konnte: so verdiente doch auch das wenige, das man von demselben weifs, aufs neue in Erinnerung gebracht zu werden. Nach des *Vfs.* eigenen Geständnifs, ist von dieses *Gallus Korn* Geburtsjahr, Jugendgeschichte, Studien und Aufnahme in den Prediger-Orden gar nichts bekannt. Sein Vater *Hans Korn*, war Bürger und Genannter des gröfsern Raths in Nürnberg. Bekanntermafsen waren die *Augustiner* die ersten in Nürnberg, welche für die von Luther so herzhaft angefangene Kirchenverbesserung und für die Einführung der reinen evangelischen Lehre stimmten. Allein desto eifrigere Widersacher derselben waren die *Dominicaner*. Dafs *Gallus Korn*, der mit diesen Gesinnungen seiner Ordensbrüder nicht übereinstimmte, mit seiner Meynung im J. 1523 öffentlich hervortrat, wurde vermuthlich durch das in eben diesem Jahre ergangene Verbot des Magistrats veranlafst, wodurch allen Predigern und Mönchen ernstlich untersagt wurde, etwas von Zwietracht in Religionssachen auf die Kanzel zu bringen. *Gallus Korn*, mit der Stimmung des Raths gar zu gut bekannt, liefs sich dadurch nicht abschrecken, seine Meynung in zwey Predigten öffentlich zu erklären: so wie er dieselbe auch in einer nachmals gedruckten Schrift bekannt machte. Beide Predigten waren so beschaffen, dafs sie seinen Conventbrüdern mifsfallen mufsten. Die Folge davon war diese, dafs ihm das weitere Predigen von dem ganzen Convent ernstlich verboten wurde. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich durch die Flucht aus dem Kloster zu retten, um den fernern Verfolgungen zu entgehen. Unterstützt durch seine Freunde, glückte es ihm auch wirklich, seinen gefafsten Vorsatz auszuführen. Dafs er nach Wittenberg gezogen sey, ist ungewifs; desto gewisser aber ist es, dafs er sich zu dem bekannten *Johann von Schwartzenberg* begeben habe, von welchem er auch aufs freundschaftlichste aufgenommen wurde. Dieis ist alles, was uns von dem Schicksal dieses Mannes bekannt worden ist. Vermuthlich starb er bald nachher in dem Dienste dieses seines Gönners. Aus einer Schrift von ihm unter dem Titel: *Warum die Kirch vier Evangelisten hat angenommen, eyn papistisch frog. Ein Christliche antwort darüber* u. s. w. datirt zu *Schwartzenberg. Anno tausent fünffhundert vier und zwantzig am 26. tag des Aprillen* ist zu ersehen, dafs er wenigstens in diesem Jahre noch am Leben war. Ausführlich hat derselbe die Verfolgung, die er von den Domicanern in Nürnberg auszustehen hatte, in einer eigenen Schrift beschrieben, die Hr. H. am Schlusse abdrucken lassen. Sie hat den Titel: *Eyn Handlung wie es eynem Prediger Munch zu Nürenberg mit seinen Ordensbrüdern von wegen der Evangelischen warheyt gangen ist. Anno M. D. XXIII*, in 4. Rec. besitzt von derselben noch *drey andere*, von der erst angezeigten verschiedene Ausgaben. Am Ende derselben heifst es: *Geben am XII. Junii in unser ellenden Herberg Anno M. D. XXII.* Ob unter *der elenden Herberg* sein Kloster zu verstehen sey, will Rec. nicht entscheiden. Doch ist es wahrscheinlicher, dafs er diese Schrift, worin er die Ursache seiner Entweichung bekannt machen wollte, erst nach — als vor derselben entworfen habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. April 1803.

GESCHICHTE.

PRESBURG u. PEST, b. Landerer: *Josephi Koller*, Cathedralis Ecclesiae Quinqueecclesiensis Lectoris et Canonici, Praepositi S. Joannis Baptistae de Castro Quinqueecclesiensi, *historia Episcopatus Quinqueecclesiensis*. Tomus V. complectitur Res gestas ab anno 1505. usque 1552. 1801. 358 S. 8.

Bey diesem vortrefflichen Werke, welches nicht nur die Geschichte des Fünfkirchner Bisthums, sondern die Ungerische Geschichte überhaupt durch mitgetheilte ungedruckte Urkunden und Denkmäler erläutert, ist nur der langsame Gang des Drucks zu beklagen. Die vorigen Bände — denn auf diese mit wenigen Worten zurückzugehen, sey dem Rec. erlaubt, da dieses Werks in der A. L. Z. bisher nicht erwähnt worden — erschienen in folgender Reihe bey demselben Verleger: B. I. vom J. 1000 bis 1219. 1782. 472 S. B. II. vom J. 1219 bis 1346. 1782. 493 S. B. III. vom J. 1346 bis 1459. 1784. 430 S. B. IV. vom J. 1459 bis 1505. 1796. 531 S. Also zwischen der Erscheinung des III. und IV. Bandes verflossen 12 Jahre, und zwischen jener des IV. und V. fünf Jahre — nicht durch Schuld des Vfs. welcher z. B. B. IV. S. 521. versichert, er habe den vierten Band schon 1770 verfasst, im J. 1782 zur Censur eingereicht, 1783 zurückerhalten und zum Druck abgegeben, sondern durch Saumseligkeit des Verlegers. Da nun allem Ansehen nach wenigstens drey oder vier Bände zur Vollständigkeit des Werks nachfolgen müssen: so haben die Käufer desselben eine sehr entfernte Hoffnung, es vollständig zu besitzen. In dem ersten Bande wurde, ausser den sparsamen Urkunden älterer Zeiten, auch noch in vier Anhängen verschiedenes mitgetheilt, was der Vf. über manche Gegenstände der Ungerischen Geschichte durch Forschen herausgebracht hatte; nämlich Appendix I. und IV. Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Urkunde Stephans I. für das Kloster zu Martinsberg vom J. 1001., welche vom Vf. eifrig verfochten wird, — App. II. Excerpte aus einem alten Missalcodex des Presburger Domkapitels, in welchem zugleich das älteste Denkmal der Ungerischen Sprache enthalten ist. App. III. Urkunden über die Familie Sztáray als Nachkommen des Palatins Rado. — Im zweyten Bande steht unter andern das Excerpt aus den Rechnungen der päpstlichen Zehend-Commissarien, vom J. 1332—1335. Dieses Excerpt betrifft nur die Fünfkirchner Diöcese. Es wäre aber für die alte Ungerische Geographie, Numismatik und Geschichte sehr zu wünschen, dass diese sämmtlichen Rechnungen, welche Koller, Katona und Schönwiesner nur als Handschriften anführen, einmal ganz und authentisch richtig abgedruckt würden. Im dritten Bande befinden sich unter den mitgetheilten Urkunden sehr viele, welche der vormalige Bischof von Fünfkirchen Klimó aus der Vaticanischen Bibliothek (aus welcher auch obige Rechnungen sind) hat abschreiben lassen, und andere, welche der fleissige *Kerchelich* zur Geschichte des Fünfkirchner Bisthums gesammelt hat. Dieses nämliche gilt vom vierten Bande, worin einige Urkunden aus dem Kanzleyformelbuch des Thomas de Nyírkálló zu Matthias I. Zeiten eingerückt sind, welches Formelbuch aber Hr. v. *Kovachich* unlängst ganz herausgegeben zu haben, das Verdienst hat. (S. A. L. Z. 1800. Nr. 215.) Ferner benutzte der Vf. im vierten Bande einen doppelten handschriftlichen *Codex epistolarum Matthiae I.* und bemühte sich sehr rühmlich und glücklich, die Lebensumstände des berühmten Janus Pannonius aufzuklären. Im Anhange des vierten Bandes verbessert der Vf. 1796 vieles von dem, was er 1782 geschrieben hatte: obschon er jeden seiner Bände vom Bischof und Kapitel zu Fünfkirchen durchsehen liess, um durch deren Einsichten und Kenntnisse die seinigen zu ergänzen. Das *Registrum proventuum Regalium* von 1494 und 1495, woraus der Vf. S. 475—490. nur ein Excerpt zum Besten giebt, hat Hr. v. *Engel* (im I. Theil der Geschichte des Ungerischen Reichs) ganz abdrucken lassen. Von dem Vf. dieses *Registri*, dem Reichsschatzmeister Bischof Sigmund Ernst v. Fünfkirchen hat der Vf. die Lebensumstände lesenswürdig zusammengestellt.

Ein noch wichtigerer Mann, der vielgeltende Minister Vlad. des II. der Freund des Hauses Oesterreich, der Bischof von Fünfkirchen Georg Szakmári, tritt im vorliegenden fünften Bande auf, wird aber leider nur mit 48 S. abgefertigt. Dieser Mann verdient eine eigene Biographie, zu welcher hier der Vf. einige Materialien liefert. Den Vorrath derselben vermehrt die Abhandlung über Zápolya in des Hn. v. Schedius Zeitschrift von und für Ungern Th. I. Heft 2. und 3. Dass der Vf. auch neuere Werke, die ihm bekannt werden, benutze, hat er durch den Gebrauch der v Retzerischen Ausgabe des Hieronymus Balbus im fünften Bande gezeigt. Zur Ausbeute aus dem Vatican gehört auch eine Anzahl officieller Briefe des päpstlichen Gesandten Anton Pulleo, Baro de Burgio. S. 80—96. und 101. 106—132. vom J. 1524. 1525. und 1526. Ueber die Art, wie Ludwig II in der Schlacht bey Mohátsch geblieben sey? stellt der Vf. S. 67. und 157. Un-

Unterſuchungen an. Einer der merkwürdigern Biſchöfe von Fünfkirchen war Anton Verantius vom J. 1553 bis 1557, wo er zum Erlauer Biſsthum befördert wurde. Die Reiſebeſchreibung des Verantius von Ofen nach Adrianopel, woraus der Vf. S. 340. nur ein Bruchſtück mittheilt, iſt ebenfalls ſchon ganz gedruckt, herausgegeben von Fortis, Venedig 1774. 4. Viele Urkunden, die Hr. Pray aus dem Archiv der Königlichen Kammer abſchreiben durfte, hat er Hn. Koller mit edler Bereitwilligkeit mitgetheilt. Rec., der ſolche Bereicherungen der Ungeriſchen Geſchichte mit neuen Urkunden ſehr gern ſieht, wünſcht von Herzen die baldige ſchnellere Fortſetzung dieſes Werkes.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Fabula de Pſyche et Cupidine.* Disquiſitio mythologica autore *Birgero Thorlacio*, Prof. extraord. philol. gr. et rom. in univerſit. Havn. et ſeminar. paedagogico. 1802. 69 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Vf., ein durch Studien und Reiſen gebildeter Humaniſt, ſtellt von dieſem Mythus, der Myſterien angehört haben ſoll, eine ſchätzbare Monographie auf.

Wir verdanken die Kenntniſs deſſelben Mythus den Metamorphoſen des Apulejus, der ihn ohne Zweifel einem Griechen nacherzählte. [Dieſe Behauptung hat der Vf. gar nicht begründet.] Dieſer Schriftſteller ſowohl als Lucianus ſcheinen ihre Zaubergeſchichte vom Eſel aus einem Werke des Lucius von Paträ entlehnt zu haben, deſſen Photius gedenkt. Ob aber in dieſem auch die Epiſode von der Pſyche enthalten war, iſt ſehr zu bezweifeln, da ſie wenigſtens im Lucianus nicht ſteht, auch einen ganz andern, reinern und höhern Charakter als das Uebrige hat. Fulgentius, der die Geſchichte der Pſyche ſummariſch nach dem Apulejus erzählt, nennt einen Ariſtophontes von Athen, der ſie mit einem groſsen Wortſchwall vorgetragen habe. Wir wiſſen aber nicht, wann dieſer geſchrieben hat, und ob er älter oder jünger iſt als Apulejus. Die Grundlage der Epiſode im Apulejus gehört einem andern Schriftſteller und zwar einem Griechen an, die Ausführung und Ausſchmückung aber dem Apulejus, auf deſſen Rechnung auch mehrere unzeitige und müſsige Einſchiebſel und allegoriſche Weſen im Geſchmack ſeiner Zeit zu ſetzen ſind. Apulejus ſcheint im goldnen Eſel überhaupt eine ſolche Menge ſchmutziger Geſchichten aufgehäuft zu haben, um zu zeigen, welches Sittenverderbniſs in den Familien ſeiner Zeit geherrſcht habe, wie ſehr Ehebruch, Blutſchande und alle Art von Ausſchweifungen im Schwange gegangen und ſelbſt durch Zauberey und die Schlupfwinkel ſchmutziger Myſterien gehegt worden ſey. Zu dieſen Schmutzgemälden liefert er nun ein ſtark contraſtirendes Gegenſtück in der Geſchichte der Pſyche, deren Tendenz iſt, die Hinderniſſe darzuſtellen, welche gemeiniglich der ehelichen Treue gelegt werden.

Je weniger die Fabel der Pſyche von den Schriftſtellern berührt wird, deſto häufiger kommt ſie auf alten Werken der bildenden Kunſt, in Statuen, Reliefs und vornehmlich in Gemmen, vor, die ſämmtlich unter drey Claſſen gebracht werden können, einige, deren Stil und Kunſt dem Zeitalter der blühenden Künſte Griechenlands anzugehören ſcheinen und daher beweiſen, daſs die Fabel weit älter als Apulejus iſt, mehrere, welche das Anſehen von römiſchen Nachahmungen griechiſcher Werke haben, die meiſten, welche das Zeitalter der ſinkenden Kunſt verrathen. Amor und Pſyche kommen ſtets auf Kunſtwerken geflügelt vor. Wann die Kunſt zuerſt den Amor beflügelt hat, iſt kaum zu entſcheiden. Ein Scholium zum Ariſtophanes nennt die Vorſtellung der Nike und des Eros mit Schwingen eine Neuerung [vgl. Voſs mythologiſche Briefe Bd. 2. S. 30. 31.], und im Pauſanias wird ſelten der Flügel des Eros gedacht. Die Seele (ψυχή) ſtellte die älteſte Kunſt in menſchlicher Geſtalt dar, wenn als Schatten der Unterwelt, mit verhülltem Haupt. Um die Schnelligkeit der Gedanken, die Erhebung der Seele über das Irdiſche, ihren Flug in andere Welten zu bezeichnen, fing man an ihr Flügel beyzufügen, meiſt die eines Schmetterlings, oder ſie ſelbſt als Schmetterling abzubilden. Dieſe Vorſtellungsarten der Seele wurden auf die Pſyche übergetragen. Der ganze Cyclus der Fabel von Amor und der Pſyche nun, findet ſich in einer Reihe von Werken der alten Kunſt nach einzelnen Acten dargeſtellt; von ihrem erſten Entſchlafen an in dem Thal, in welches ſie von den Zephyrn war getragen worden, durch den Zuſtand ihrer Erniedrigung und der ihr auferlegten Arbeiten und Prüfungen bis zum Stand ihrer Erhöhung und der Hochzeit im Olympus, und zwar dieſs alles mit geringen Abweichungen vom Apulejus, jedoch mit der Einſchränkung, daſs in den alten Bildwerken keine Spur von den Schweſtern und Aeltern der Pſyche vorkommt, denen doch Apulejus eine wichtige Rolle beylegt, und eben ſo wenig von der Ceres, der Juno und dem krankliegenden Cupido, bey welchen Apulejus ſo lange verweilt.

Der Sinn der Fabel iſt vorhin ſchon angedeutet worden. Er iſt: geprüfte und belohnte eheliche Liebe und Treue. Es iſt ein moraliſcher Mythus aus den Myſterien, durch deſſen ſymboliſche und dramatiſche Vorſtellung die eingeweihten Frauen an die Gefahren der Schönheit, an die Pflichten der Gattin, an den Werth der weiblichen Unſchuld erinnert, und ihnen die Belohnungen der ehelichen Treue und Keuſchheit vorgehalten wurden. So viel iſt gewiſs, daſs in den Myſterien nicht bloſs cosmogoniſche, phyſiſche, hiſtoriſche Mythen, ſondern auch, vorzüglich in etwas ſpätern Zeiten, moraliſche Philoſopheme durch Aufzüge anſchaulicher gemacht wurden. Der Name Pſyche kommt auch im Petronius als eine myſtiſche Perſon vor. In Apulejus Fabel hat die ſo oft wiederkehrende Zahl *Drey* auch etwas myſtiſches. Dreymal wird Pſyche von ihren Schweſtern beſucht; dreymal fleht ſie vergeblich den Beyſtand der Götter an; dreymal wird ſie gezüchtigt; drey Arbeiten muſs ſie auf der Oberwelt verrichten u. ſ. w. Nicht weniger haben ihre Irrſale, Prüfungen und Läuterungen ein myſti-

myſtiſches Anſehen und kommen mehr oder weniger mit denen überein, welche die Einzuweihenden auszuſtehen hatten. Ein anderer, bisher überſehener, Umſtand ſpricht gleichfalls für den Antheil dieſer Fabel an den Myſterien. Auf einem alten Gefäſs liegt zu den Füſsen der Pſyche ein *Spiegel*, dergleichen häufig auf den griechiſchen Vaſen vorkommen, deren Vorſtellungen ſich auf Weihungen beziehen. [Dieſs läſst ſich aus dem Apulejus ſelbſt beſtätigen: denn in ſeiner Schilderung der Proceſſion der Iſis-Myſterien (Bd. 11. p. 261. Elmenhorſt. Ausgabe) kommen Frauen vor: *nitentibus ſpeculis pone tergum reverſis, venienti deae obvium commonſtrabant obſequium: et quae pectines eburneos ferentes etc.* Sie trugen die Spiegel auf dem Rücken, als ſollte die hinter ihnen folgende Statue der Iſis hineinſehen. Der Gebrauch, Kamm und Spiegel den Göttern, vermuthlich in den Myſterien, vorzuhalten, wird auch vom Seneca im 95ſten Briefe erwähnt: *Vetemus — ſtrigiles Jovi ferre, et ſpeculum tenere Junoni.* Der Spiegel zu den Füſsen der Pſyche wird wohl auf ihre Aufnahme in den Olymp oder auf ihre heilige Hochzeitsfeyer deuten. [Vgl. *Böttiger* gr. Vaſengemälde Heft 3. S. 59.]

Dafs die Fabel vom Amor und der Pſyche zu den Bacchus-Orgien übergegangen, beweiſen mehrere Arbeiten der alten Kunſt, in welchen theils Pſychen in dionyſiſchen Aufzügen, theils mit Attributen der Bacchanten vorkommen. Aber auch in die Priapejiſchen *Myſterien* ſchlich ſich die Vorſtellung dieſer Fabel, wenigſtens der Hochzeit der Pſyche, ein, wie aus dem Petronius Kap. 26. erhellt.

Wahrſcheinlich gehörte dieſer lehrende Mythus eigentlich den Myſterien der Venus und der Amor, ſey es zu Cnidus, zu Theſpiä oder ſonſtwo, an. Da ſich mehrere Umſtände in Griechenland vereinigten, das weibliche Geſchlecht herabzuwürdigen, und an die Stelle ehelicher Liebe den Umgang mit Hetären und Knaben zu ſetzen, und ſo Ausſchweifungen aller Art immer mehr überhand nahmen, gegen welche die Geſetzgeber nur wenig vermochten: ſo ſuchte man wenigſtens durch die Myſterien eine reinere Liebe zu dem himmliſchen Amor und der himmliſchen Venus zu wecken. Dafs es auch Myſterien für das weibliche Geſchlecht gab, iſt bekannt; in ſolchen Myſterien, die vermuthlich der ehelichen Venus gewidmet waren, konnte nun die Fabel von der Pſyche die eingeweihten Weiber auf den Werth der rechtmäſsigen Ehe und der ehelichen Treue aufmerkſam machen. [Aber nach dem Obigen hätten ja noch mehr die Männer — denn dieſe wären in höherm Grade die Ausſchweifenden, als ihre Ehefrauen — ſolcher Ermahnungen bedurft, auſser ihnen vornehmlich die Hetären, die aber wohl ſchwerlich an den Myſterien Antheil nahmen, ausgenommen an den Myſterien der Venus Pandemos.]

In dem Umſtand, dafs der Mythus zu den Myſterien gehörte, iſt der Grund zu ſuchen, warum die Schriftſteller bis auf Apulejus Zeit davon geſchwiegen. Erſt gegen das Ende des erſten Jahrhunderts und weiterhin machte die überhandnehmende Menge geheimer Verbindungen und der Geiſt der Zeit, dafs die Geheimniſſe derſelben nicht mehr ſo heilig bewahrt wurden. Die Kunſtwerke eines ältern Zeitalters, die ſich auf den Amor und die Pſyche beziehen, waren vielleicht für die Myſterien gearbeitet, und wurden in den Logen aufbewahrt.

Anfangs war die Fabel vermuthlich weit einfacher. Es war die Geſchichte einer Gattin, die, durch ihre Neugierde ins Unglück geſtürzt, in allen Widerwärtigkeiten ihrem Gatten zugethan blieb, und endlich glücklich wurde. Der erſte Schriftſteller, der ſie ins profane Publicum brachte, wer er auch geweſen ſeyn mag, oder ſelbſt Apulejus, ſpann ſie weiter aus, und ſetzte vermuthlich die Geſchichte von ihren Aeltern und Schweſtern und anders hinzu. Für die Kunſtwerke entſtehen nun drey Epochen, die erſte, wo die Fabel den Myſterien der Venus oder des Amor angehörte, die zweyte, wo ſie in die Bacchanalien übergegangen war, die dritte, wo ſie ſich unter die Priapeja und unter Myſterien von ähnlichem Schlag verloren hatte. Endlich gehören noch eine Anzahl von Bildwerken zu den bloſsen Spielen der Künſtlerlaune und Phantaſie.

Wir haben manche gute Bemerkungen des Vfs. übergehen müſſen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und um noch Raum für Einiges, was uns dieſe Abhandlung an die Hand gab, zu behalten. Als der älteſte von den noch vorhandnen Schriftſtellern, die der Fabel der Pſyche wenigſtens anſpielend gedenken, iſt Petronius in der angeführten Stelle anzuſehen. Etwa zu Nero's Zeit wurde alſo ſchon der ſchöne Mythus von der Hochzeit der Pſyche in den priapejiſchen Weihungen entweiht. In Lucius von Paträ, der ein Zeitgenoſſe des Lucianus geweſen zu ſeyn ſcheint, kam die Fabel ſchwerlich vor, theils, weil ſein Werk Geſchichten verſchiedner *Verwandlungen* enthielt, die Fabel der Pſyche aber mit keinen eigentlichen Verwandlungen zu thun hat; theils, weil bey ihm nicht wohl Platz für dieſe Epiſode in der Geſchichte des Eſels ſeyn konnte, da letztre, ſeiner breiten Erzählungsart ungeachtet, bey ihm nur zwey Bücher einnahm, ſo viel als beynahe Apulejus bloſs für die Epiſode braucht; theils, weil Photius auch als denkbar annimmt, dafs Lucius ſeinen Eſel aus dem des Lucianus, in welchem doch nichts von der Pſyche vorkommt, ausgezogen habe. Was den Ariſtophontes betrifft: ſo iſt ſein Zeitalter freylich nicht bekannt; indeſs ſcheinen ſeine griechiſchen Erzählungen, welche den Titel Θυεσταδεῖα führten, anzuzeigen, dafs er in ihnen die Schickſale der Pſyche und ihrer Schweſtern von der Seite der Unzufriedenheit derſelben mit ihrer Lage aufgefaſst hatte. Bey aller übrigen Ungewiſsheit leuchtet ſo viel ein, Apulejus war nicht Erfinder ſeines kleinen Romans im Romane, der auch viel zu einfach, viel zu rein und zart iſt, als dafs er aus dem Kopfe dieſes Neuplatoniſchen Schwärmers ſo hätte kommen können. Sehr treffend urtheilt Hr. v. *Ramdohr* in der Venus

Ura-

Urania 3. Th. 1. Abh. S. 282. über dieſes Mährchen, von dem er ſcharfſinnig vermuthet, daſs eine ältere Pantomime aus den Myſterien zum Grunde gelegen (Rythmus und Tanz waren, nach Lucian. de ſaltat. 16, weſentliche Stücke der Weihungen), folgendes: „So wie die redneriſche Compoſition da vorliegt, iſt ſie ein Meiſterſtück der Erfindung, das bey einer reineren Diction ein vollkommenes Werk der ſchönen Kunſt ſeyn würde. Uns wird ſie darum hauptſächlich wichtig, weil die zarte Weiblichkeit der Pſyche, (wenn ich die Rache an den Schweſtern ausnehme) ſo ſchön darin dargeſtellt wird, und weil die eheliche Liebe des Amors für ſeine Gattin die feinſten Empfindungen wahrer Zärtlichkeit verräth.“ Das Ganze würden wir am liebſten, wenigſtens ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach, für eines der zarteſten Erzeugniſſe morgenländiſcher Einbildungskraft halten, eine ſchöne Dichtung der Myſterien-Prieſter der Aſtarte in Phönicien und auf Cyprus, ähnlich dem dort einheimiſchen ſchönen Adonismythus, der die Qualen und Irrſale der liebenden Venus, die Trauer über Adonis Tod, die Freude über den wieder gefundenen ausdrückte. Die Adonisprieſter in Phönicien und die Iſis- oder Oſiris-Prieſter in Aegypten fraterniſirten miteinander. Wie wenn nun Apulejus dieſen Mythus in den Iſis-Myſterien, in denen er alle drey Grade erhalten hatte, (ſ. Metamorph. L. 11. Vgl. *Diſſ. L. Apulejum Aegyptiis myſteriis ter initiatum praeſide Oberlin exam. ſubjicit J. J. Jaegle. Argentor.* 1786. 4.), kennen gelernt und etwa in einer ſolchen, weltlichen Umkleidung, wenn wir ſo ſagen dürfen, vorgetragen hätte, daſs man ihm deswegen nichts zur Laſt legen konnte? Denn er giebt ſich wenigſtens im 11ten Buche das Anſehen, als ſey er nicht gemeynt, was er bey der Einweihung in die Teletä geſehen, auszuplaudern. Auf jeden Fall hat in der Fabel der Pſyche das Zauberſchloſs in der Menſchenleeren Gegend, in welchem Pſyche von unſichtbaren Händen bedient, von unbekannten Stimmen umtönt, von einem nie geſehenen Bräutigam allnächtlich beſucht wird, und manches andere, mehr das Gepräge des Morgenlandes als Griechenlandes.

Da wir die Fabel wahrſcheinlich nicht mehr ganz in ihrer Urgeſtalt haben: ſo dürfte ihr geheimer Sinn auch wohl problematiſch bleiben. Wahrſcheinlich beſteht ſie in der Form, die ihr Apulejus geliehen, aus einem Gemiſch von Pythagoriſch-Platoniſchen Ideen, mit mehr als Einem Mythus aus den Myſterien amalgamirt. Hieher gehörige Ideen aus den Schulen der Philoſophen, die vielleicht zuletzt auch wieder aus den geheimen Weihungen ihren Urſprung hatten, waren z. B. die Verirrungen und Leiden der mit einem Körper verbundnen Seele (ψυχή) in dem irdiſchen Leben. S. Wyttenbach Plut. de ſer. num. vind. p. 34 ff. die Vereinigung zweyer Naturen (Gott und Menſch), in der Perſon eines Dämon (Eros) mit menſchlichen Leidenſchaften (Pſyche). S. Huſchke Anal. crit. p. 41. ff. Iſt noch eine Einheit der Lehre in dem Mythus, wie er im Apulejus ausgebildet worden, anzutreffen: ſo möchte man hier eine Theorie der *Uebel* in der Welt zu ſuchen haben, die durch Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtand, durch Neugier und Ungehorſam entſtehen, verſinnlicht durch das Beyſpiel eines Weibes, durch welches Geſchlecht das Alterthum überhaupt die Uebel in die Welt kommen läſst, weil es Schwachheit und Gebrechlichkeit als das Charakteriſtiſche deſſelben anerkennt. (Vgl. Buttmanns Bemerkungen über die Fabel der Pandora in der Berl. Monatsſchrift.) Die Reinigung von der Verſchuldung dachte man ſich nun im Sinn der Aegyptiſch-Pythagoriſchen Seelenwanderungslehre durch eine Reihe von harten Büſsungen, Arbeiten und Prüfungen, durch welche die Seele hindurch gehen muſs, ehe ſie zu ihrer Unſchuld und Reinheit zurückkehrt. (Daſs Pſyche noch nahe am Ziele ihrer Läuterung abermals durch Neugier fällt, und die Büchſe mit dem myſtiſchen Inhalt eröffnet, ſcheint nicht zu dem Ganzen zu paſſen und ein Einſchiebſel des Apulejus zu ſeyn; ſie würde ja durch dieſes neue Vergehen die vorigen Büſsungen unnütz gemacht haben. Wollte wohl der Interpolator der Fabel die unbezwingliche Neugierde des andern Geſchlechts dadurch bezeichnen, wohin auch Hr. Thorlacius winkt?) Nach vollendeter Läuterung folgt der Zuſtand der Belohnung und Seligkeit als eine heilige Hochzeit (ἱερὸς γάμος) oder Theogamie, wie die des Bacchus und der Ariadne, vorgeſtellt. Dieſer Schluſs iſt ganz in der Weiſe der Repräſentationen in den Myſterien, und der Neuplatoniker Proclus nennt in Tim. l. 1. p. 16. ausdrücklich τοὺς ἐν ἀποῤῥήτοις λεγομένους ἱεροὺς γάμους. Das Ganze hat alſo drey Acte; der Stand der Unſchuld, der Stand der Büſsungen und der Stand der Belohnung. Bemerken wir nur noch, daſs die ganze Fabel keinesweges als ein müſsiges Emblem im Apulejus anzuſehen iſt, ſondern eine weſentliche Beziehung auf Apulejus eigne, durch Neugierde und Verſchuldung herbeygeführte Schickſale, Büſsungen und endliche Belohnungen hat, wie das ganze Werk und namentlich die Worte des Hierophanten der Iſis an den Apulejus l. 11. p. 263. deutlich genug verrathen: „*Multis et variis exantlatis laboribus magnisque Fortunae tempeſtatibus et maximis actus procellis, ad portum Quietis et aram Miſericordiae tandem Luci veniſti; nec tibi natales ac ne dignitas quidem, vel ipſa, qua flores, usquam doctrina profuit; ſed lubrico florentis aetatulae, ad ſerviles delapſus voluptates, curioſitatis improſperae ſiniſtrum praemium reportaſti. Sed utrumque Fortunae caecitas, dum te peſſimis periculis discruciat, ad religioſam iſtam beatitudinem improvida perduxit malitia.*“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. April 1803.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Univ. Druckerey: *Notitia Hungaricae Rei numariae* ab origine ad praesens tempus auctore *Stephano Schönwiesner*, Presb. Sacl. R. Universitatis Pestanae Bibliothecario. 1801. 576 S. 4. m. XX Kpft.

So ist denn glücklicher Weise auch in diesem Felde der ungrischen Geschichtsforschung die Bahn durch Hn. *S.* gebrochen. Seit zwey Jahrzehnden hat der Vf. dasselbe vorbereitet. Die erste Veranlassung zu demselben gab ihm der gelehrte Domherr zu Fünfkirchen *Jos. Koller*, durch das Geschenk einer schönen Sammlung von Münzen-Abbildungen. Als Bibliothekar der k. Universität konnte der Hr. Vf. auch das mit der Bibliothek der k. Univ. verbundene Münzkabinet benutzen, und ohne Zweifel stand dem Vf. auch der Zugang zu den berühmtesten Münzsammlungen des k. k. Hofes, der Grafen Festetics, Vitzai, Széchényi, des Hn. v. Semsey u. a. m. offen. Indessen giebt er eben so wenig Nachricht, ob er alle diese Sammlungen und welche er besucht habe, als er der Abbildungen erwähnt, die vom Gräfl. Festeticsischen Münzcabinet erschienen und freylich schwer zu haben sind. Das vorliegende Werk sollte vor mehrern Jahren in der bischöfl. Druckerey zu Karlsburg in Siebenbürgen auf Veranstaltung des siebenbürgischen Bischofs Grafen Ignaz Batthyani erscheinen, dem der Vf. seine Handschrift verkauft hatte, und es waren schon 19 Kupfertafeln dazu von Mansfeld gestochen. Nach dem Tode dieses Bischofs veranstaltete sein gelehrter Nachfolger, der Bischof Joseph v. Mártonfy, dass dem Vf. sowohl die Handschrift als die Kupfertafeln unentgeldlich zurückgestellt wurden. Nun gab er seiner Handschrift die letzte Feile, und verkaufte sie abermals — ein Loos, das in solchen Fällen selten ungerschen Schriftstellern zu Theil wird — der k. Univ. Buchdruckerey nebst den 19 Kupfertafeln, zu welchen nun die 20ste hinzu kam.

Absichtlich sagte Rec. oben: der Vf. habe mit diesem Werke die Bahn gebrochen; [denn des Piaristen *Simonchich diss. de Numismatica Ung. Diplomaticae adcomodata* enthält eigentlich nur die Münz-Geschichte des Guldens (*florenus*)] nicht aber, er habe alles damit geleistet. Bescheiden sagt eben dieses der Vf. selbst in der Vorrede: „*Intelligent lucubratione ista exhiberi specimen quoddam Operis Numismatici, suo in genere primi, atque ideo si numeris omnibus non sit absolutum, venia digni. Alioquin hoc argumenti genus est ejusmodi, quod supplementis augeri possit ac perfici.*“ — Rec. hätte die Gelegenheit ergriffen, auch in dieser Anzeige mit Hülfe eines ihm zugänglichen reichen Münz-Cabinets etwas zur künftigen Vervollkommnung dieses Werkes beyzutragen, wenn ihn nicht besonders die Betrachtung abgehalten hätte, dass des kaiserlichen Münzcabinets zu Wien beträchtlicher Vorrath an ungrischen und siebenbürgischen Münzen dem Vernehmen nach durch Hn. Abbé *Neumann*, und eben so die gräfl. Széchényische sehr reichhaltige ungrisch-siebenbürgische Münzensammlung durch einen geschickten Mann, (vielleicht Hn. *Schönwiesner* selbst) bald beschrieben, und somit für die Erweiterung der Wissenschaft hinlänglich gesorgt werden soll.

Rec. beschränkt sich demnach auf folgende Inhaltsanzeige mit eingestreuten wenigen Bemerkungen. *Pars prior. Diss. prima. De re numaria priscorum Hungariae populorum* in 6 Kapiteln. Von den atilanischen, griechischen, altbarbarischen, römischen, byzantinischen und fränkischen Münzen, die vor der Ankunft der Ungern geprägt worden, endlich von zwey neuerlich in Ungern gefundenen Schätzen. Auch hier zeigt sich der Vf., so wie in den *Antiquitatibus Sabar.* und andern frühern Schriften als einen kritischen und belesenen Alterthumsforscher; doch wird wegen sehr vieler Stücke, die er nicht gesehen, dieser Abschnitt die meiste Nachlese veranlassen. Von dem ersten Schatz, der 1797 im Krasnaer Comitat zu Szilágy Somlyó gefunden worden, geben die Inschriften der Münzen chronologische Auskunft; aber räthselhaft ist die Kette von Gold, an welcher lauter Handwerks- und ökonomische Instrumente im verjüngten Maasstabe aus Gold angebracht sind: als Hämmer, Scheren, Zangen, Leitern, Ruder, ein Boot sogar mit einem rudernden Matrosen. Rec. kommt es am wahrscheinlichsten vor, dass von Valens und Gratianus ein barbarischer Fürst nicht nur einen Tribut, sondern auch Modelle von allerhand Werkzeugen der Cultur, die er unter seinem Volke einführen wollte, begehrt habe; und dass ihm durch diese Kette, in beiderley Rücksichten gewillfahrt worden. Von dem zweyten Schatz, der 1799 im Forontaler Comitat entdeckt, und von unserm Vf. S. 81 ff. sehr unbefriedigend und sogar unrichtig beschrieben worden, ist das Urtheil ebenfalls sehr schwer. Er besteht in goldenen Krügen mit erhabenen Figuren in nicht allzu hohem Stil, in Schalen mit Gazellenköpfen, Bechern und Schaalen mit Inschriften, die Hr. S. unrichtig angegeben hat; (So z. E. heisst es nicht: EATATOC ANAITATCON sondern UAATOC nicht BOVAA sondern BOUHAA) und die man vom Hn. Abbé *Neumann* richtiger verzeichnet erwarten dürfte. Die zwey

lesbaren Worte der einen Inschrift ὕδατος ἀναπαυσαι sind offenbar griechisch: die Worte der andern Inschrift sind aber weder griechisch noch slavisch, obwohl darunter die Worte ZOANAN (Shupan) TECH (Desse? s. v. *Engel's* Gesch. von Servien S. 147) vorkommen, einige andre Schriftcharaktere scheinen koptisch zu seyn; eine Meynung, in der Rec. bestärkt worden, seitdem er Akerblads Erklärung der Inschrift zu Rosette gesehen. Die Figuren der Krüge haben ein sehr afrikanisches Ansehen, und an einigen ist die Mohrenphysiognomie nicht zu verkennen; der Hauptschmuck einiger scheint aus emporstehenden Federn, der Halsschmuck aus einer Schnur mit Korallen zu bestehen; auf mehrern Vorstellungen kämpfen Menschen in Schuppenpanzern mit geflügelten Ungeheuern, etlichemal ist die Isis abgebildet, auch haben die Pflanzen gleichsam ein afrikanisches Ansehen; nackte Weiber werden von grosen Raubvogeln davon getragen, auch sieht man einen (mauritanischen?) Reuter in der einen Hand eine Stange mit 2 Zacken, in der andern einen abgehauenen Menschenkopf haltend, und einen Gefangenen mit sich schleppend. Ohne der Beschreibung und dem Urtheil des Hn. Abbé *Neumann* vorzugreifen, glaubt Rec., der Schatz möchte zwey türkischen Befehlshabern angehört haben, (und etwa von einem ungrischen Krieger abgenommen worden seyn) wovon einer ehedem in Aegypten commandirt und dort jene goldene Gefäse an sich gebracht haben kann, die eigentlich als ein caravanenmäsiges Trinkgeräth betrachtet werden können, wovon ein paar Schaalen auch mit Schnallen zum Anschnallen an das Kameel oder Pferd versehen sind, der andre aber in Griechenland und Servien goldne Schaalen geraubt haben kann. Für den Zweck, die Wisbegierde der Sachverständigen auf diesen Gegenstand richten zu helfen, sey das Gesagte genug, so viel merkwürdige Umstände Rec. auch übergehen muste.

Pars altera. Dissertatio secunda. De re numaria Hungarorum sub ducibus ac regibus periodi primae ab anno 900 - 1301. Von den Herzogen hat man keine Münzen; das kriegerische Nomadenvolk Magyaren genannt, borgte seinen Ausdruck für Münze *pénz*, vom slavischen *penjas* (mittelbar vom lateinischen *pensa*). Von den Königen hat man aus diesem Zeitraum nur silberne, und zwar zuerst grösere, hernach (seit Ladislaus I.) kleinere, hellerförmige, später auch kupferne Münzen, (S. 87. das ungrische Wort *Filér* mochte Rec. nicht von *fél*, halb, sondern vom Deutschen Heller ableiten). Die dem K. Stephan I. zugeschriebene goldne Münze in Gotha ist auch nach *Schläger's* Urtheil nicht von ihm (S. 93.) Dass man unter Pannonia eine Münzstadt oder Münzstätte zu verstehen habe, dürfte sehr zu bezweifeln seyn (S. 110. vergl. 108 u. 98 *Sándor Sokféle* VIII. 219.) so wie diese ältern ungrischen Münzen überhaupt noch eine kritische Revision bedürfen. *Geysa*, *Geese*, *Geobitzes*, *Götz* scheinen dem Rec. gleichbedeutend. (S. 110.) Die Behauptung, dass die Münzen mit CEHANUS REX und LADLAUS REX von Stephan II. herrühren, hat Hr. *S.* S. 123. sehr wahrscheinlich gemacht. Bey S. 127. hätte bemerkt werden können, dass Bela's III. Aufenthalt am byzantischen Hof auch an seinen Münzen zu kennen sey. Vielleicht rühret das ungrische Wappen mit dem Patriarchen-Kreuz zuerst von Bela III. und aus dem Oriente her, denn es findet sich zuerst am deutlichsten in einem Schildchen auf Bela's III. Münzen. Die dieses Kreuz darstellende Münze Tab. II. fig. 45 hat auf der Rückseite so offenbar byzantinische Verzierungen, dass sie schwerlich dem K. Bela III. abgeläugnet werden könnte. *Pray* (*de vetere regnas Hungl coronandi more* S. 55) hat auch Siegel von den Zeiten vor Bela IV. mit dem Patriarchen-Kreuz gesehen: worüber uns Hr. *S.* aus der handschriftlichen Sphragistik desselben leicht bestimmtere Angaben hätte mittheilen können. S. 131. Die Münzen angeblich Andreas des II. mit dem Lamm verglichen mit dem Breslauer Grofchen Nro. 150. und mit dem ABC verdienen noch eine weitere Beleuchtung; so wie viel andres, welches Rec. übergehen muss. Von einem Cumanischen Löwen als einer heraldischen Figur auf den Münzen des Cumanischen Ladislaus kann (S. 145) die Rede nicht wohl seyn; denn Cumanien bedeutet heraldisch und diplomatisch die Wallachey und Moldau. Bey jeder Periode handelt der Vf. sehr zweckmäsig, auch die eigentliche Geschichte des Münzwesens während derselben ab. So hat auch hier das 4te Kapitel der 2ten Abhandlung die Ueberschrift: *De ratione totius rei monetalis Hungaricae in prima periodo regum.* Hier wird gehandelt von *libris* (welche in Stephanischen Urkunden und Denkmälern öfters in sehr freygebiger Zahl vorkommen, und wobey der Vf. die Glaubwürdigkeit mancher sehr unglaubwürdigen Urkunden durch einen willkürlichen Unterschied zwischen einer *libra poenalis* und *communis* retten will.) *De marcis et fertonibus.* In Frankreich kamen die Marken oder halben Librae erst ums J. 1073. in Gebrauch; aber Diplome des heiligen Stephan I. vom J. 1036. die man als ächt vertheidigen will, erwähnen sie schon. Ferto ist das deutsch-österreichische Vierting; eine Viertel-Mark 2 Unzen. *De pensis.* Ein *pensa* hielt 45. seit Bela I. 40 Denarien von Silber, und war einem Byzantiner Ducaten gleich. *Pondus* hiess ½ Mark. Ein *Denarius* vom heiligen Stephan ist 4½ Kreuzer werth (das Loth Silber zu 90 Kr. gerechnet) ein Ochs kostete damals 40 Denarius, 180 Kr. *Frisatici nummi* wurden eigentlich zu Frisach, einer Salzburgischen Stadt in Kärnthen geschlagen, und cursiren in Ungern zu den Zeiten Belas III. und Emerichs; 5 davon machten ein Pondus aus. *Bannales* war das für Slavonien (das heutige Croatien) von seinen besondern Herzogen, vielleicht seit Solomon geschlagene Geld durch den darauf abgebildeten Marder kennbar. Aus der vom Vf. angezogenen, aber missverstandenen und aus dem Zusammenhang gerissenen Urkunde Andreas II. vom J. 1217 folgt offenbar: dass damals in Sclavonien gar kein königl. ungrisches, sondern lauter Banalgeld im Curse war. Der Marder ward zum Zeichen der Banal-Denarien, (deren 200 auf eine Mark von Hn. *S.* berechnet werden) deswegen genommen, weil der alte

Tribut

Tribut von Slavonien in Natural-Mardern eingefodert wurde, (vergl. v. *Engel's* Geschichte des ungrischen Reichs II. S. 582 ff. und Hn. *Schönn.* weiter unten S. 197. Später cursirte das Banalgeld auch in Ungern und wurde z. E. auch zu Clausenburg gemünzt (S. 279) *Köllner Denarien* brachten die siebenbürgischen Sachsen mit, — eine neue Hindeutung auf ihre wahre Heimath. *Grossi Pragenses* kommen in einer ungrischen Urkunde vom J. 1209 vor; eine Angabe, die von ungrischen und böhmischen Diplomatikern noch kritisch zu prüfen wäre. (S. 168.) *Solidi, Byzantii, Romanati* etc. Der Ausdruck *florenus auri* kommt zuerst in einer Urkunde des J. 1278 vor; die *florini* waren zu Florenz selbst erst 1252 entstanden. Das *lucrum Camerae* wird schon in Andreas II. Freyheitsbrief für die siebenbürgischen Sachsen aufgeführt. Leider hat der Vf. die herrlichen Aufschlüsse *Schlözer's* sowohl über diesen, als über den Ausdruck *cambiare* in der Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 577. übersehen. Auch Rec. ist der Meynung, dass der jährliche Münzwechsel, und die damit verbundene Plackerey von Andreas II. herrühre. S. 580. Die *Moneta quintae combustionis* hat der Vf. für diejenige erklärt: „*cui pars quinta deterioris metalli ex regis praescripto permixta erat.* Allein diess reimt sich nicht mit dem Worte *finatio*, welches (S. 303) span. mit *combustio* gleichbedeutend ist. Hierauf folgen Bruchstücke einer kurzen Geschichte des königlichen Berg- und Münzrechts.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Glogau, in d. neuen Günth. Buchh.: *Die Sitten von Panage.* Ein Lesebuch für die erwachsene, im Denken geübte Jugend. Aus dem Französischen frey übersetzt, zum Theil umgearbeitet und nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit eingerichtet, von *Gottlieb Benjam. Lehnert.* 1801. XXII u. 402 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das hier zum Theil übersetzte, zum Theil umgearbeitete Werk kam 1748 unter dem Titel: *Les moeurs* zu Amsterdam heraus, und machte damals als Versuch, die Moral von dem System der positiven Theologie unabhängig, und blos auf Gründe der Vernunft gestützt darzustellen, unter einem Theile der Gelehrten, und als freymüthige Schilderung der Sitten, wie sie gewöhnlich sind, im Contrast mit den Sitten, wie sie seyn sollen, als treuer Sittenspiegel, in welchem der Aberglaube und der Despotismus der Geistlichen und Grossen sich nicht geschmeichelt fanden, unter einem Theile der Nation solche Sensation, dass es in demselben Jahre zu Paris öffentlich durch den Henker verbrannt wurde. Das Buch enthält für die damalige Zeiten viel Wahres und Beherzigungwerthes, und obgleich wissenschaftliche Gründlichkeit nicht sein Zweck war, doch in einem anmuthigen Gewande viele herrliche Gedanken, und treffende Sittengemälde, aus welchen ein reiner Geist der Humanität und Sittlichkeit hervorleuchtete, ungeachtet Selbstliebe als Grund und Princip der Sittlichkeit aufgestellt wurde; nur schade, dass diese mit andern weniger lautern, dem reinen Geiste der Sittlichkeit nicht entsprechenden, oft mystischen und schwärmerischen Gedanken vermischt waren, und zuletzt das Resultat erzeugten, dass beides aus einer einseitigen Ansicht der menschlichen Natur und inconsequenten Denkart hervorgegangen sey. Hr. L. wurde von dem Verleger aufgefodert, die Schrift auf eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Art zu übersetzen, und er fand bey näherer Durchsicht derselben keine Ursache, diese Arbeit nicht zu unternehmen. Indessen hielt er doch bey der localen und temporellen Bestimmung, welche sie hatte, für nöthig, manches wegzulassen, manches hinzuzusetzen, und ein Buch daraus zu machen, welches ohne die besondern Beziehungen auf Zeit und Ortverhältnisse „den Weg zur Geistes- und Lebensveredlung erhellte, und zeigte, wie man die richtigern Ideen der Moral gegen alles positive zu würdigen habe, was einzig und allein als wahrhaft vervollkommnend zu betrachten und zu wählen sey und worin eigentlich das Ziel der höhern Natur des Menschen bestehe"; und er fügte, damit nicht allein die männliche, sondern auch die weibliche Jugend moralische Belehrung fände, einen Auszug aus dem bekannten Briefe von *Swift* an ein Frauenzimmer bey ihrer Verheirathung hinzu. Ungeachtet nun gegen die Wahl dieses Originals und die Umarbeitung, wodurch gerade das wegblieb, was es für sein Zeitalter am interessantesten machte, mancher gegründete Einwurf statt fände; ungeachtet es uns an deutschen Werken der Art, die noch manchen Vorzug voraus haben, und für eine bestimmte Classe von Lesern noch zweckmässiger eingerichtet sind, kein Mangel ist: so müssen wir doch auf der andern Seite, um gerecht zu seyn, gestehen, dass auch diese Arbeit ihr Gutes habe, dass es strenge Sittenregeln und gut gewählte Gemälde aus dem Leben zur Uebung des sittlichen Urtheils und zur Bildung des Charakters aufstelle. Da übrigens diess Buch nur für die gebildeteren Classen bestimmt seyn kann: so wäre zu wünschen gewesen, der Herausgeber hätte auf den Stil, auf die Vermeidung unedler oder unschicklicher Ausdrücke, noch mehr Sorgfalt gewendet. Ausdrücke wie S. 137. *es ist ungerecht, menschenfeindliche Bitterkeiten auf Lappalien zu schleudern;* S. 140. mancher *Pinsel* sich fangen lässt; S. 264. wären Dunamar und Lottchen frey von jeder Verbindung: so wären *ihre geheimen Spiele* (es ist die Rede vom Ehebruche) auch dann nicht zu rechtfertigen; ausser dem Ehestande sind sie nie erlaubt, — und mehrere dergleichen sind Verstösse gegen die Sprache, gegen den guten Ton und die Sittlichkeit, welche in einem Buche zu moralischen Zwecken für die Jugend aus den gebildetern Classen desto mehr Rüge verdienen.

Han-

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniss und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens* in den K. Braunschw. Lüneb. Kurlanden, gesammelt und herausgegeben von D. *J. C. Salfeld*. Dritten Bandes, 4tes Heft. 1802. VIII. u. 377—504 S. Vierten Bandes, 1tes u. 2tes Heft. 1802. 256 S. 8. (18 gr.)

Im vierten Heft handelt zuerst der Prediger *Trefurt* zu Hannover von den Unterhaltungskosten des Hannöverschen Schulseminariums, welche sich auf 2500 Rthlr. belaufen. Mit dieser mäfsigen Summe werden die Besoldungen eines ordentlichen Inspectors der Anstalt und vier anderer Lehrer, die Speisung von 32 Seminaristen, aufser den Präparanden des 1799 errichteten Nebeninstituts in dem Quartal von Weihnachten bis Ostern, die Beneficirung der eigentlichen Seminaristen und mehrerer Landschulmeister mit baarem Gelde in wöchentlichen Zahlungen, auch die Kosten der Unterhaltung der Gebäude, des Gartens, der auf diesem und jenen haftenden Lasten, der Feurung und des Lichts; des Honorars für Arzt und Wundarzt, der Medicinalrechnung und der Versorgung von etwa 400 Schulkindern mit den nöthigen Schulbüchern, Schreibmaterialien, Rechentafeln und andern Bedürfnissen, bestritten. Schon in der Geschichte des Schullehrer-Seminariums S. 140. wurde unumwunden erklärt, dafs in der currenten Einnahme gegen die currente Ausgabe vorerst und bey den dermaligen hohen Preisen der Lebensbedürfnisse ein jährliches Minus von 400 Rthlr. unvermeidlich sey. Dieses Deficit liefs sich zwar durch Verkleinerung und Zurückführung der Anstalt auf ihre ursprüngliche Einrichtung decken, aber nicht ohne grofsen Nachtheil derselben und des Landes selbst; daher dem Seminarium aufserordentliche Zuflüsse und Unterstützungen unentbehrlich bleiben. Die problematischen, auf die Beförderung der Aufnahme der Landschulen (insonderheit in den Braunsch. Lüneb. Kurlanden) abzielenden Ideen vom Past. *Beyer* in Hollenstedt enthalten Wahrheiten, die sehr beherzigt zu werden verdienen, können aber nicht ohne Weitläuftigkeit ausgezogen werden. Unter der Rubrik historischer Notizen werden verschiedene Königl. Verordnungen, Consf. Ausschreiben und kirchliche Veränderungen mitgetheilt. Wir heben nur die neue Einrichtung aus, nach welcher man mehrere Superintendenturen verkleinert und ihre Anzahl vermehrt hat, mit glücklichem Erfolg für die vollkommenere Verrichtung aller Ephoralgeschäfte überhaupt und insbesondere für die Aufnahme der Schulen. Ein Aufsatz von Past. *Kronke* zu Rodewald entwickelt sehr gut den Unterschied zwischen Predigten und sonntäglichen Bibelvorlesungen. In den letztern soll zunächst der reine Sinn und Inhalt der biblischen Worte dargelegt und nur entfernt auf Beförderung frommer Empfindungen und Entschlüsse, der vorzüglichen Absicht der Predigt, hingewirkt werden. Dieses wird durch eine Probe erläutert. Die letzte Abhandlung dieses Stücks enthält sehr verständige Betrachtungen über zweckmäfsige Einrichtung der Confirmations-Handlung vom Past. *Breiger* zu Harburg. Die kirchliche Prüfung der Kinder am Confirmationstage wünscht der Vf. aus Gründen, die geprüft zu werden verdienen, ganz abgestellt zu sehen.

Den vierten Band beginnt ein lesenswerther, durch zwey Stücke laufender, Aufsatz über Armenanstalten und deren Benutzung für den Zweck der Beförderung mehrerer Religiosität und Moralität in den untern Volksclassen, vom Superintendent *Hoppenstedt* zu Stolzenau. Sie beschreibt die von ihm eingeleiteten musterhaften Armenanstalten zu Stolzenau so ausführlich und detaillirt, und webt so viele praktische Bemerkungen über die zweckmäfsige Einrichtung und Verwaltung des Armenwesens überhaupt, so wie besonders über die dabey zu nehmende Richtung auf die Beförderung der Legalität, Moralität und Religiosität der Armen ein, dafs sie gewifs dem Gedachtesten beygezählt werden kann, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Der kleine Beytrag vom Pastor *Meyer* zu Neuenkirchen über Beförderung des bessern Singens der gewöhnlichen Gesangmelodien auf dem Lande, giebt an, wie die Gemeinden am leichtesten zu einer guten Melodienkenntnifs durch fleifsig mit der Schuljugend angestellte Singübungen gelangen können. Die fragmentarischen Nachrichten über einen am 9ten April 1799 zu Hannover hingerichteten Missethäter vom Hofcapellan *Reinhold* sind eben so sehr psychologisch merkwürdig, als insonderheit lehrreich für junge Prediger, welche Delinquenten beystehen sollen.

* * *

Hannover, in d. Ritscher. Buchh.: *Ueber den Umgang mit Menschen.* Von *Adolph Frhn. v. Knigge.* In drey Theilen. Siebente verbefserte Auflage. Mit dem Porträt des Vfs. 1801. 1 Th. XIV u. 220 S. 2 Th. XVI u. 269 S. 3 Th. 214 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 260.)

Salzburg, in d. Mayr. Buchh.: *Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und auf andere Tage des Jahres.* Von Neuem aus dem Griechischen übersetzt zur Erbauung für Viele. 2te Auflage. 1802. XVI u. 256 S. 8. Mit 1 Kpf. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 15.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. April 1803.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Univ. Dr.: *Notitia Hungariae Rei numariae* ab origine ad praesens tempus, auctore *Stephano Schönwiesner*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dissertatio Tertia de Re Numaria Hungarorum sub Regibus periodi secundae ab anno Christi 1301—1526. Die Einleitung macht aufmerksam darauf, dass Karl Robert zuerst Groschen und florentinische Ducaten prägen liess, — Ludwig I. den Ducaten zumal durch das Bild des heiligen Ladislaus einen Nationalstempel gab, — Matthias Corvinus zuerst Denkmünzen(?) und Vlad. II. zuerst grössere Münzen eine Unze schwer schlagen, auch die Jahre der christlichen Zeitrechnung darauf setzen liess. Was der Vf. S. 186. für eine Münze Otto's (Fig. 73.) hält, dürfte eher für eine Münze des Gubernators Szilágyi vor der Krönung des Matthias Corvinus gelten, dessen jugendlicher Kopf auf der Vorder- und dessen Raaben auf der Rückseite erscheinen. Nach S. 192. bedeutet das S. auf den Karolinischen Groschen Schemnitz, *Syrmium* oder *Strigonium*, und A. oder E. den Münzmeister, — eine Auslegung, die sich auf spätere Analogie gründet. S. 195. Auf den *Monetis Regis pro Sclavonia* ist freylich noch manches räthselhaft: jedoch scheint von den zwey gekrönten Köpfen einer den König von Ungern, der andere den *Regem juniorem*, oder den *Ducem Slavoniae* zu bedeuten. Diese alte Form behielt denn auch Karl Robert bey. — Ueber den Menschenkopf auf Ludwig'schen Münzen, S. 206. vermuthen einige, dass er eine gewisse Münzstätte bedeute, so wie die Krone auf den *denariis cordnatis Ludovici I. et Mariae* anzeigt, dass diese Denarien in Presburg gemünzt worden (ein Umstand, der aus dem Presburger Archiv erweislich ist, aber vom Vf. nicht berührt wird, S. 207.). Andere glauben, es sey damit auf Bosnien und auf die aus Bosnien geholte Gemalin Ludwigs I. angespielt; noch andere halten es nach der Analogie des Robertischen Strausens für ein Lieblingszeichen Ludwigs. S. 208. Der Vf. sah noch keine Münze, auf welcher *Maria Rex Hungariae* hiess: auch S. 216. keine Groschen von Sigismund. S. 218. Das Emblem des Drachenordens war ein zirkelförmig gekrümmter Lindwurm (Drache), der seinen Schwanz biss, und über welchem ein strahlendes Kreuz lag. (*Dlugoss ad a.* 1429). Es scheint daher die Anmerkung des Vfs. nicht ganz passend zu seyn. S. 213. Der erste österreichische Regent Albert liess seinen Silber-Münzen viel Kupfer beymischen. Einige vermuthen, dass seine Wittwe Elisabeth jene etwas seltene Münze habe prägen lassen, auf deren Vorderseite ein ungekrönter Frauenkopf, auf der Rückseite aber die Inschrift (*Civitas*) *S. BVDENSIS.* zu sehen ist. S. 222. bemerkt der Vf. den Ursprung des Namens Corvinus, nämlich vom Dorfe Hollós, (in *Corvino Viconatus*, sagt Bonf. und der Glossator setzt am Rande der Hanauer Ausgabe S. 423. Hollós). Allein wo liegt dieses Dorf Hollós? Ist es mit Holló mezo (Raabenfeld) im innern Szolnoker Comitat gleichbedeutend? Ist nicht der Name Corvinus, wie Ursinus, ein Wappen-Namen? S. 227. Unter Ladislaus Posthumus kommt zuerst das Patriarchalkreuz auf einen dreyfachen Hügel gestellt auf Münzen vor. Man vergleiche hier die nächstens anzuzeigende zweyte Ausgabe von *Schwartners* Diplomatik 1802. S. 179. (Die diplomatische Sphragistik und die Numismatik müssen sich einander wechselseitig erläutern.) — Die S. 229—230. beschriebenen Denkmünzen von Matthias Corvinus kann Rec. nicht für gleichzeitig mit demselben; noch die Ducaten 144 und 145 für ächt halten. Jene Denkmünze scheint aus einer und derselben Fabrik zu seyn mit jener Nr. 180. S. 236. Der nächste Grund, warum Matthias Corvinus die Abbildung der heiligen Jungfrau Maria auf die Münzen setzen liess, mag wohl Nagybánya (*Rivulus Dominarum*) gewesen seyn, deren Bergwerke unter Mathias Corvinus am ergiebigsten waren. (v. *Engel's* Geschichte des ungerischen Reichs III. S. 16.). Die Buchstaben und kleinen Wappen auf den Ducaten brauchen noch Erklärung, von den Münzen mit dem kleinen Wappen, in dessen Mitte die Binde sich befindet, glauben einige, sie seyen nach Oesterreichs Eroberung geprägt, und die Binde deute auf Oesterreich. S. 245. Die Münze mit der Jahreszahl 1503 der Inschrift: *Patrona Moldaviae* u. s. w. ferner mit dem Corvinischen Raaben ist, besonders in Rücksicht auf die plumpe Variante, welche Cornides gesehen hat, (S. 247.) allem Ansehen nach für unächt zu erklären. S. 263. und 264. hätte erinnert werden sollen, dass der Einhorn Tharzonisch sey. (*Wagners Analecta Scepusii* IV. 60.). S. 270—344. enthalten wieder eine *Münzgeschichte der abgehandelten Periode*, in welcher die Münzreform Karl Roberts besonders ausführlich erläutert wird. Der Vf. theilt uns hier zuförderst Bruchstücke mit, aus einer sehr merkwürdigen Handschrift, nämlich aus der *Rechnung* der päpstlichen Zehendeinnehmer von den Jahren 1317—1342, welche Georg Klimo Bischof von Fünfkirchen aus der Vatikanischen Bibliothek abschreiben liess. Die Zehend-Einnehmer dieser Zeit hiessen Rufinus de Cunino, (alias Cibinio), Jacobus

Berengarius de Bonofato, et Petrus Gervasi. Es wäre gewifs dem gesammten literarischen Publicum angenehm gewesen, wenn der Vf. diese ganze Handschrift als Beylage seines Buchs und als Tomus 2. hätte abdrucken lassen, und hier nicht die Unart des sel. *Pray* befolgt hätte, von wichtigen Denkmälern nur einige Fragmente dem Publicum vorzulegen. *Jos. Koller*, Domherr von Fünfkirchen hat in *historia Episc. Quinqueeccl.* ebenfalls Bruchstücke davon geliefert. Die Verschiedenheit der damals curirenden Münzen, und des Münzfusses selbst bey den verschiedenen Münzstätten (zu Gran, zu Raab, zu Stuhlweifsenburg, zu Cheged (Szeged?) zu Syrmium, zu Zagrab, zu Verötze, zu Clausenburg, zu Herrmanstadt, zu Bistritz, zu Caschau, und in Zips), die verschiedenen Bedeutungen des Worts Marca setzen den Leser in Erstaunen, und erklären die Nothwendigkeit des Münzedikts vom J. 1342. Der Vf. hätte zur Erläuterung beysetzen können, dafs die Presburger sogar noch 1323 sich vom K. Karl Robert die Freyheit geben liefsen, *quolibet denariorum genere perfruendi.* (Unter *cruatis banalibus* versteht Rec. Karolinische mit Vögeln und Vögelköpfen, welche die päpstlichen Einnehmer für Kraniche, *grues*, hielten. Die *banales Chulatii* könnten etwa die zu Gyula dem heutigen Karlsburg geprägten seyn?) Die päpstlichen Einnehmer liefsen sich die Bezahlung in allerhand Münzen gefallen; sie setzten sie aber hernach alle in florentiner Ducaten, oder in Venezianische Zechinen um, und schleppten (S. 284.) 7612 Ducaten aus Ungern nach Rom. S. 287. stimmt Rec. dem Vf. nicht bey, wenn er unter 150 *pensis aureorum*, in einer Urkunde des J. 1320, 150 Unzen Ducaten versteht — vielmehr scheint es 150 Stück Ducaten zu bedeuten, denn soviel kann ungefähr für jene Zeiten der Pachtschilling von drey Dörfern betragen haben, keineswegs aber 1350 Ducaten. Auch diese Urkunde hat Hr. *Sch.* nicht ganz geliefert. — Das Münzedikt Karl Roberts vom J. 1342, welches im *Corpus Juris*, wiewohl unrichtig, den Titel eines Decretums führt, ist zwar nur Erneuerung eines schon 1338 eingeführten Systems, und nur für die Münzkammer von Cremnitz, und die zu ihrem Bezirk gehörenden Comitate festgesetzt: Rec. glaubt aber mit dem Vf., es seyen ähnliche Edicte an alle damals im ungerischen Reiche bestehende Münzkammern und Münzstättenaufseher ergangen. Durch dieses Münzedikt wurde ein beständiger Fufs eingeführt, nach welchem aus der feinen Mark Silber 480 Denarien oder aus einer Mark Pagament-Silber 360 Denarien geprägt werden sollten; die schlechtern ungerischen Münzen von 5 Jahren zurück, die Wiener, die böhmischen Grossi, die Batscher Denarien, die in diesem Distrikt im Gang waren, sollten aufser Curs gesetzt seyn. Um das neue Geld bald im Umlauf zu bringen, ward mit der neuen Ausprägung auch eine Anstalt zur Einwechslung, und eine Abgabe von jedem Hausthor, die in der neuen Münze entrichtet werden mufste, angeordnet. Das Abgabensystem *juxta portas* besteht auch noch jetzt, hat aber einen ganz andern idealischen Sinn. Der Vf. berechnet aus den Angaben, dafs damals sich der Werth des Goldes zu jenem des Silbers verhielt wie 1 zu 11½. Die Königl. privilegirten Freystädte waren von der Münzaustauschungs-Plakerey, und dem *Lucro Camerae* verschont, nur sechs andere (die der Vf. S. 303. ganz unrecht freye Städte nennt) der Comitatsgerichtsbarkeit unterworfene Städte mufsten sich die Einwechselung gefallen lassen, oder die Plakerey abkaufen. Das Wort *Pisetum* (S. 309.) kommt her von *pondus (peso, pezzeto* Italiänisch). Dafs ein Ban von Slavonien 1344 das Recht und die Pflicht Münze zu prägen verpachtete, davon hat Hr. *Sch.* eine leider! abermals verstümmelte Urkunde zum Beweis S. 314. angeführt. Unter Ludwig I. war *Arnoldus de Crucina* päpstlicher Zehendeinnehmer, aus dessen Rechnungen aber Hr. *Sch.* nur eine einzige Stelle beybringt. Ludwig I. behielt übrigens den Carolinischen Münzfufs, und die Rechnung von 1 Gulden zu 90 Denarien. Sigmund setzte die Rechnung fest von 1 Gulden zu 100 Denarien; eine Mark Münz- oder Pagament-Silber ward damals zu 400 Denarien ausgeprägt. S. 322. Der Betrag, wofür Sigmund die Zipser XVI. Städte verpfändete, habe 155.400 Ducaten ausgemacht. S. 325. Der Illosvaische Codex liest im Albertischen Decret *lega* (nicht *liga*, wie es gedruckt steht). Unter Elisabeth und Ladislaus Posthumus verschlimmerte sich das Münzwesen, auf einen Goldgulden gingen 1453, 200 Denarien. Matthias Corvinus stellte erst 1464 den Sigismundischen Münzfufs her. Bey Vlad. II. hat der Vf. von den in der Geschichte des ungerischen Reichs des Hn. v. *Engel* B. I. herausgegebenen zwey wichtigen Handschriften, dem Finanzregister des Reichs von den J. 1494 und 1495 und der Thurnschwambischen Bergwerksgeschichte gehörigen Gebrauch gemacht. Ein ähnliches Finanzregister ist auch von Ludwig II. Zeiten vorhanden, aber von Niemanden herausgegeben, daher auch der Vf. davon keinen Gebrauch hat machen können. Uebrigens hat der Vf. die Münzverschlimmerung unter Ludwig II. und deren betrübte Folgen, die niemals auszubleiben pflegen, warnend geschildert.

Dissertatio Quarta de Re Numaria Hungarorum sub Regibus periodi tertiae ab anno 1527—1600. Hier hält es Rec. nicht mehr für nöthig, dem Vf. genau zu folgen; denn um die Zeit wird es in der Münzkunde heller. Dennoch kann man dem Vf. hier am meisten Auslassungen und Fehler nachweisen, und zwar nicht allein aus Münzsammlungen, sondern auch aus Büchern und Abbildungen, die der Vf. nachzuschlagen versäumt, oder keine Gelegenheit gehabt hat. An einigen Orten will und darf der Vf. nicht alles erklären, wie z. B. S. 412. Die daselbst angeführte sehr merkwürdige Münze will so viel sagen; dafs andächtige katholische Ungern, mit den Neuerungen Leopolds I. misvergnügt, die heilige Jungfrau Maria anriefen, dafs sie als die Schutzfrau des ungerischen Reichs die ungerische Constitution retten möge. Auf den ästhetischen Werth der verschiedenen österreichischen Denkmünzen, oder vielmehr der darauf vorgestellten Sinnbil-

bilder und abgedruckten Inſchriften hat ſich Hr. *Sch.* nicht eingelaſſen, und leider! hätte er auch in dieſer Rückſicht wenige loben können.

Diſſertatio Quinta de numis Principum Tranſſilvaniae et aliis varii argumenti ad Hungariam hujusque provincias ſpectantibus. Bey den ſiebenbürgiſchen Münzen fehlt dem Vf. auch noch ſo manches zur Vollſtändigkeit; er hat ſich meiſtens an *Seiverts* Ausgabe von Köleſéri gehalten, und wie es ſcheint, ſelbſt Siebenbürgen und die daſigen Cabinette nicht beſucht. Hn. *Eders* Probe von Nachträgen zu *Seiverts* Angaben, die neulich in der Zeitſchrift von und für Ungern zu leſen waren, wird den Vf. von der Nothwendigkeit, hierin weiter zu forſchen, überzeugen. Ein eignes *Caput quartum* handelt: *De Numis tempore bellorum Civilium ſignatis;* aber ohne Abbildungen. Zur Bekraftigung deſſen, daſs Frankreich bey den ungeriſchen Tumulten die Hand im Spiel hatte, führt der Vf. ſehr zweckmäſsig die Anekdote aus *Toll* (S. 545.) an, nach welcher Emrich Tekölyi während ſeines kurzen Beſitzes der Bergſtädte wirklich Münz-Stempel hat ſtechen laſſen mit der Inſchrift *Ludov. XIV. Gall. et Nav. Rex Patronus et Protector Hungariae.* Das *Caput V. de aliis varii argumenti numis ad Hungariam hujusque provincias quoquo modo ſpectantibus* enthält gröſstentheils Denkmünzen auf ungeriſche und ſiebenbürgiſche Groſse und auf einige wenige Gelehrte. Auch dieſes Kapitel iſt einer groſsen Vermehrung fähig und bedürftig. Auf der XX. Kupfertafel hätten allenfalls noch mehr Münz Abbildungen Platz gehabt, und von der Münze 396, welche als eine Zugabe betrachtet werden kann, hat Rec. im Buche keine Erwähnung oder Erklärung bemerkt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Rhapſodien moraliſchen und religiöſen Inhalts*, mit einem Anhange von Briefen über die Religion, als Beyträge zur Würdigung des Geiſtes unſerer Zeit. 1801. 276 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift iſt kein blinder Verehrer des Neuen, aber auch kein *querulus laudator temporis acti*, ſondern ein prüfender freymüthiger Wahrheitsfreund. Die Rhapſodien heben mit der Anklage unſers Zeitalters, in Hinſicht des ſittlichen Verfalls an, wohin ein überhand nehmender Egoismus, eine ausgebreitete herrſchende Sinnlichkeit, üppige Weichlichkeit, und die damit verbundene Schlaffheit, und endlich der Verfall der Religion gerechnet wird. Die Anklagen werden alle gehörig gewürdiget, und endigen ſich mit Wünſchen und Hoffnungen des Fortſchreitens ins Beſſere, welches zwar kein Gegenſtand des Wiſſens, aber doch des Glaubens ſey, indem ſich aus der Erfahrung vieles für und dawider ſagen lieſse, und auf beiden Seiten ſich Uebertreibungen fänden. Der Egoismus ſey herrſchender unter uns geworden, welches, unter andern, aus dem Mangel an Familiengeiſte, und aus der immer mehr einreiſſenden Eheſcheu hergeleitet wird. Die Anklage hingegen gröſserer Ueppigkeit treffe unſer Zeitalter weniger ausſchlieſsend, als der vorige Vorwurf. Man könne ſogar ſagen: die rohere Genuſsſucht habe abgenommen; allein die verfeinerte Sinnlichkeit, der zunehmende, raffinirte Luxus, in ſeinem Miſsverhältnis zum Erwerb, ſey es, was wir in unſerm Zeitalter anzuklagen hätten; doch bemerkt er richtig und gut: ſoll Roheit verdrängt werden, ſo muſs der Sinn für das Schöne, Gefällige, Leichte, Zierliche im Bequemen angebaut, gepflegt werden; aber Sittlichkeit gehe voraus, die Grazie folge! Wir dürfen hier dem Vf. nicht weiter folgen, wenn wir noch etwas von ſeinen Briefen über die Religion anführen wollen. Immer von Jugend auf, ſagt er, ſchien es mir: Religion ſey mehr eine Art von Poeſie des Herzens; oder die ſchönſte reinſte Poeſie deſſelben; ſie gehe vom Gefühl aus, und erleuchte von da die Vernunft, als daſs ſie vorzüglich von Vernunft aus dieſes Geſchäft betreibe. Dieſe Poeſie wird nun erklärt durch tiefes Gefühl im Einklange mit Einbildungskraft und Verſtand. (Iſt dieſs eine befriedigende Erklärung? Und wie kann ein Gefühl erleuchten? Erwärmen kann es. Und wie kann ein Gefühl im Einklange mit Einbildungskraft und Verſtand die Vernunft erleuchten? Beſchäftigt die Religion den Verſtand oder die Vernunft? Beſchäftigt ſie, wie der Vf. ſelbſt hinzuſetzt, den ganzen Menſchen, ſo muſs ſie ja auch die Vernunft beſchäftigen. Oder macht Einbildungskraft und Verſtand den ganzen Menſchen aus? Der Vf. müſste denn den Verſtand in allgemeinerer Bedeutung nehmen, da er zugleich auch die Vernunft mit in ſich begreift. Aber das iſt doch mit philoſophiſcher Schärfe nicht geſprochen. Und warum ſoll nun die Religion gerade Poeſie ſeyn? Hier müſste ſich der Vf. deutlicher und beſtimmter erklärt haben. Wenn wir auch zugeben, daſs Sittlichkeit und Religion vom Gefühl ausgehet, ſo iſt doch Poeſie und Gefühl nicht einerley. Zwar, ſagt der Vf., das Gefühl, von dem ich rede, iſt moraliſcher Art, ich möchte es eine Empfänglichkeit fürs Wahre nennen.) Eine Aeuſserung dieſes Gefühls iſt das Gewiſſen — dieſs iſt da vor der entwickelten Vernunft. (Daran zweifelt der Rec. und glaubt vielmehr, daſs es ſich mit der Vernunft entwickele; daher es ſich auch in Kindern vor dem Gebrauche der Vernunft nicht regt. Und iſt Empfänglichkeit fürs Wahre ſchon moraliſches Gefühl ſelbſt? Oder iſt Empfänglichkeit für Sittlichkeit und Religion ſchon Sittlichkeit und Religion ſelbſt? Das moraliſche Gefühl nennt der Vf. Form der Vernunft. Denken wir uns aber nun das moraliſche Gefühl, oder die Vernunft deutlicher? Und iſt die Vernunft lauter ſittliches Gefühl?) Dergleichen Paradoxien finden ſich in dieſen Briefen mehrere. Wir übergehen die übrigen Unterſuchungen: kann Religion gelehrt werden? Giebt es eine Religionswiſſenſchaft? Giebt es mehrere Religionen? Iſt Religion perfectibel? etc. Wir empfehlen übrigens dieſe Schrift als eine intereſſante Lectüre. Die Sprache iſt gröſstentheils körnig, anzie-

ziehend, hier und dort stark und hinreifsend; aber auch zum Theil zu gesucht und schimmernd.

Leipzig, b. Gräff: *Helios der Titan, oder Rom und Neapel.* Eine Zeitschrift aus Italien, von dem Vf. des Natalis. *Erstes Heft.* 1802. 326 S. *Zweytes Heft.* 1803. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausgeber dieses periodischen Werkes ist Hr. *Benkowitz*, der sich jetzt zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in *Neapel* aufhält. Er hat uns eine sehr reichhaltige *Olla potrida* geliefert, worin das Gute und Schlechte, das Interessante und das Langweilige, bunt unter einander gemischt ist. Wir wollen zuerst von dem *Schlechten* sprechen, ohne jedoch das *Gute* mit Stillschweigen zu übergehen.

Unter die *schlechten* und *langweiligen* Aufsätze, rechnen wir zuförderst alle die Artikel, in denen uns der Vf. blofs von seiner Krankheit, seiner Jugendgeschichte, seinen Empfindungen u. s. w. kurz von seinem lieben werthen Ich unterhält. Hierher gehören z. B. in dem *ersten Hefte* gleich zu Anfange die Aufsätze: *Veranlassung meiner Reise, Sehnsucht nach Welschlands mildem Himmel*, und weiterhin *Erinnerungen an die ehemaligen Freunde meines Lebens*, wo der Vf. fast drey Bogen mit den unbedeutenden Ereignissen seiner früheren Jahre anfüllt, und uns weder seine kindischen Spiele, noch seine Studentenbekanntschaften erläfst; ohne dafs man begreift, wie ein solcher Aufsatz in diese Zeitschrift pafst. Hierher gehören endlich auch die unscientifischen Erzählungen seiner Krankheiten, wie z. B. im *zweyten* Hefte S. 179. ff. eine zu finden ist. — Auch rechnen wir zu diesen Artikeln alle artistischen Aufsätze, z. B. im *ersten* Hefte: *die Peterskirche in Rom*, und im *zweyten* Hefte: *das Innere der Peterskirche*, wo Hr. B. ganz und gar nicht in seinem Fache ist. Eben das gilt von den Naiserien, wie z. B. im *ersten* Hefte: *Astrico al Cielo.* — *Wie die Italiäner mit Feuer umgehen.* — *Barbiere in Italien* u. s. w. wo Hr. B. sehr krank gewesen seyn mufs. Noch müssen wir endlich die eingestreuten *Gedichte* hierher rechnen, die sehr gelind gesprochen, wenigstens mittelmäfsig sind! — Wie viel interessantes hätte uns der Vf. statt alles dieses Wustes, von zwey so wichtigen Städten mittheilen können. — Dafs es ihm dazu gar nicht an Stoffe, und gewissermaafsen auch nicht an Talenten fehle, beweisen die vielen *guten*, und *unterhaltenden* Aufsätze, womit er die *gröfsere* Hälfte seiner Zeitschrift ausgestattet hat. So giebt er uns z. B. in beiden Heften eine Reihe sehr angenehmer und brauchbarer Nachrichten über *Wohnungen, Lebensmittel, Preise der Dinge, Einrichtungen, die Fremde, besonders Kranke zu machen* haben, u. s. w. wofür ihm mancher künftige Reisende danken wird; so liefert er recht artige Notizen über die *Theater zu Neapel*, die viele Leser interessiren werden; so enthalten mehrere Aufsätze Bemerkungen über die *Gegenden* und die *Physiognomie von Neapel*, die man nicht ohne Vergnügen lesen wird. — Dasselbe läfst sich von den *Anekdoten aus der Geschichte des Tages*, von den *sorgfältigen meteorologischen Bemerkungen*, von der *Beschreibung des königlichen Einzuges in Neapel*, von der *Fahrt nach Ischia*, von dem wirklich sehr brav gruppirten Gemälde: *das Weihnachtsfest zu Neapel* sagen. Solche Aufsätze hätte Hr. B. durchgängig liefern sollen, und sein Werk würde noch einmal so interessant geworden seyn.

Zum Glück scheint Hr. B. das auch bereits selbst in der Mitte des *zweyten* Heftes gefühlt zu haben; was dem aufmerksamen Leser nicht entgehen kann. Wird Hr. B. bey diesem guten Gedanken bleiben; wird er uns mit seinen Jugend- und Krankheitsgeschichten, seinen artistischen Raisonnements, und besonders mit seinen *Versen* verschonen; wird er einsehen, dafs man *weniger für sich*, als für das *Publicum* schreiben; und *mehr* von seinem *Gegenstande*, als von dem lieben *Ich* sprechen müsse: so wird es einer solchen Zeitschrift nie an Interesse und Mannigfaltigkeit, folglich auch nicht an Lesern fehlen; und so wird das Publicum mit dem Vf. und der Vf. mit dem Publicum völlig zufrieden seyn.

Noch hätten wir ein Wort über den affectirten *Titel*, und die Naiserien der *Vorrede* zu sagen; wir wollen aber diesen Mifsgriff nicht weiter rügen, sondern nur blofs noch die Versicherung geben, dafs das Aeufsere dieses Journales sehr einladend und sehr geschmackvoll ist.

* * *

Lobenstein, in d. Ilgenschen Hofbuchh.: *Das unglückliche Kind oder das Kind meines Vaters*, nach dem Französischen des *A. J. Dumaniant*, Verfasser der Schicksale eines Ausgewanderten, der offenen Fehde u. s. w. 1803. 1. Th. 244 S. 2. Th. 248 S. 8. (16 gr.) — Ein neuer Titel zu dem im Jahre 1800 erschienenen Buche: *Das Kind meines Vaters, oder Einfluss der Erziehung auf den Charakter* u. s. w. Die Rec. davon s. A. L. Z. 1801. Nr. 201.

Druckfehler. In Nr. 67. d. J. S. 533. Z. 32. von oben l. *nichts* st. *leicht* und in Nr. 68. S. 538. Z. 18. von oben l. *mehrere* st. *mehrere.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. April 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RAAB, gedr. b. Streibig: *Sokféle.* Ira's egybe szedé *Sándor István.* (Vielerley. Verfaſst und geſammelt von Stephan Sándor). *Erſtes* und *zweytes* Stück 1791. 167 u. 163 S. *Drittes* Stück 1795. 226 S. *Viertes* Stück 1796. 241 S. *Fünftes* Stück 1798. 249 S. *Sechſtes* Stück 1799. 271 S. *Siebentes* bis *achtes* Stück 1801. 256 u. 263 S. 8. nebſt einem kurzen Inhalts-Verzeichniſs.

Hr. v. *Sándor*, ein Neutraer Edelmann, von den Einkünften ſeiner Güter in einer glücklichen Unabhängigkeit meiſtens in Wien lebend, durch Reiſen ins Ausland und emſiges Studieren gebildet, widmet ſeine Muſe der Verbreitung verſchiedener nützlicher Kenntniſſe in ungariſcher Sprache, vorzüglich aber ſolcher Kenntniſſe, welche Ungarn ſelbſt, deſſen Literatur, und das Studium der ungariſchen Sprache betreffen.

Rec. gedenkt der Kürze wegen aus den älteſten Heften nur das auch für Ausländer intereſſantere auszuheben, zumal da der Vf. manches, was in frühern Heften ſteht, in den ſpätern berichtigt, oder weiter ausgeführt hat.

I. Stück. Kurze Nachrichten über die heutigen Nationen Europens, über einige Regenten Ungarns und über einige Religions-Stifter. Nicht alltäglich ſind die biographiſchen Notizen von Franz Rákótzi, und die Nachricht vom Aufſtande des Pero im J. 1735. S. 141—151. Statiſtiſche Angaben über die Macht des Hauſes Oeſterreich. Fürs J. 1788. ſchätzt der Vf. die Einkünfte deſſelben auf 100 Millionen. Der Vorſchlag des Vfs. (S. 154.) zu neuen ungariſchen Benennungen der Monate iſt beyfallswerther, als der Vorſchlag (S. 153. u. St. III. S. 138.) neuer ungariſcher Zahlzeichen. S. 154. hätte der Vf. die Geſchmackloſigkeit derer rügen ſollen, welche ſich damit abgeben, Hexameter zuſammen zu ſetzen, in denen nur ein Vokal herrſcht, als z. B.: *Hanyás artalmas vala gyakran a' nyavalyásnak*, wobey jedoch nicht zu leugnen iſt, daſs die ungariſche Sprache nach ihrem Bau zu ſolchen Künſteleyen ſich mehr bequemt, als jede andre. — Ein intereſſanter Abſchnitt folgt unter der Aufſchrift: *Zu wünſchende neue ungariſche Bücher.* In einigen Punkten ſind die Wünſche des Vfs. in Erfüllung gegangen. Z. B. in Betreff einer *Hungaria numismatica*; aber in mehrern andern noch nicht, z. B. in Betreff eines guten ungariſchen Wörterbuchs, und einer guten Geſchichte von Ungarn in ungariſcher Sprache: denn von der letzteren hat man auſser *Joakhim-Szekérs* Werk, gar nichts. Tinodi, Valkai, Nagybatzai, Hlosvaj, Pajko, Balaſſa (der ungariſche Amphion VII. S. 73.), Benitzki, Rimai, Zrini, Liſzti, Kohári und andre ältre ungariſche Dichter warten noch bis dieſe Stunde auf einen Herausgeber.

Das *II.* Stück enthält meiſtens Anekdoten, darunter z. B. einige von Fontana Roſa, vom Grafen Ozobor. Ein Verzeichniſs alter und gewiſſermaaſsen ein Vorſchlag neuer ungariſcher Benennungen für Länder, Städte und Flüſſe S. 144. f., worunter z. B. Baráti für München, Korontály für Kärnthen, Luzony für Portugieſen, Nador Orſzág für die Pfalz. So etwas feſtzuſetzen und einzuführen, ſcheint eigentlich das Werk einer ungariſchen Sprachakademie zu ſeyn. Vgl. auch IV. S. 229. folg.

Im *III.* Stück findet man unter andern: Regierungsjahre der ungariſchen Könige, der Kaiſer, der Könige von England u. ſ. w. Wunſch einer ungariſchen Literatur-Zeitung; eine kurze Nachricht von dem prächtigen Meſsandachtsbuch Matthiens I. zu Brüſſel, wohin es durch Ludwigs II. Wittwe, Anna gelangt iſt, deſſen auch Blainville erwähnt, und welches vielleicht mit dem Schiffe, das mit des Herzogs Albert Sachen beladen war, untergegangen ſeyn mag (VI. 169.). *Vom ruſſiſchen Ungarn*: aus Coxe wird eine 1491 unter Joh. Waſiliewitſch auf ein Thor des Kreml's zu Moskau geſetzte Inſchrift angeführt: worin Jvan unter andern auch *Dux Ongarie, Permie, Bulgarie* heiſst. In dem Aufſatze von den alten Religionsgebräuchen der Ungarn, hätte der Vf. das Buch, aus dem er geſchöpft hat, anzeigen ſollen, nämlich *Cornedeſſii diſſ. de Religione veterum Hungarorum* (Viennae 1791. 8.). S. 80. *Von* ungedruckten und gedruckten *alten ungariſchen Schriften.* Dieſs iſt ein Lieblingsthema des Vfs., der manche ſeltne bibliographiſche Angaben geſammelt hat. Hier liefert er eine aus eigner Einſicht gemachte Beſchreibung der älteſten ungariſchen Ueberſetzung von Aeſops Fabeln (vom J. 1536.), und ein Verzeichniſs der im XVI. Jahrhundert gedruckten ungariſchen Bücher. Dieſes Verzeichniſs hat der Vf. ſeitdem mehr vervollſtändigt, und auch auf die folgenden Jahrhunderte ausgedehnt, ſo daſs ſich von ihm ein Generalverzeichniſs der in ungariſcher Sprache geſchriebenen Bücher bis 1800 erwarten läſst. S. 108. Ein ausführlicher Wunſch, daſs ein gelehrter Ungar eine Reiſe nach *Ruſsland* unternehme, um *der Ungarn* Sprachverwandte daſelbſt aufzuſuchen. Ueber dieſe *Sprachverwandte* macht er Auszüge aus *Pallas, Fiſcher*, aus *Ihre's Lexicon Lapponicum*

cum 1780, aus *Dobrowski* (VI. S. 126. u. 171.). S. 128. Tabellen über die Bevölkerung von Ungarn nach Diſtricten, Comitaten und Städten, ſo wie nach den Nationen aus dem politiſchen Journal überſetzt.

Das *IV.* Stück liefert einen Aufſatz von der Lage der pannoniſch-römiſchen Colonien nach Schonwiesner, wobey Mannert nicht verglichen iſt. Wenige Bemerkungen über das ungariſche Münzweſen, die aber jetzt nach Erſcheinung des Schönwieſneriſchen Werks unbedeutend ſind, vgl. VI. S. 190. folg. Wichtiger für ungariſche Sprachforſcher ſind des Vfs. etymologiſch-orthographiſche Unterſuchungen über einzelne ungariſche Wörter und ſeine Verbeſſerungen und Zuſätze zum I. u. II. St. S. 202. fg. Ein Probeſtück von des Freyh. Ladisl. *Amadé* Gedichten, deren Herausgabe der Vf. wünſcht.

Das *V.* Stück iſt zur gröſsern Hälfte der Naturgeſchichte gewidmet. S. 134. giebt der Vf. aus eigner Einſicht die Beſchreibung des für das älteſte gehaltenen ungariſchen Buchs des heil. Pauli Briefe 1533 zu Krakau. Mehrere alte Wörter und Redensarten werden aus demſelben ausgehoben und erläutert. Eben dieſs geſchieht mit Peſti's und Sylveſters neuem Teſtament. — Bey dem Exemplar des letztern, welches der Vf. in die Hände bekam, hatte ein katholiſcher Geiſtlicher, weil es die Ueberſetzung eines Lutheraners war, der unter des vortrefflichen Nádaſdi Schutz lebte, die Bemerkung beygeſchrieben: *Perverſus interpres in uno nomine et Nebulo maximus una cum ſuo Domino et Patrono Nádaſdi. Deus retribuat Vobis pro Veſtris meritis hic et in futuro ſeculo rotas et ignem perpetuum.* — Adam Kollér, k. k. Bibliothekar ſchrieb aber hierunter: *Modeſtia Veſtra nota ſit omnibus.* — Weiterhin folgen Auszüge aus der ſeltenen Chronik des Sebaſt. Tinódi. Clauſenb. 1554, welche Iſtvánfi ſtark benutzt, ja hin und wieder wörtlich überſetzt hat, vgl. VIII. S. 50. fg.; ſo wie aus Vincenz Lyrinia vom ächten chriſtlichen Glauben. Wien 1561, überſetzt vom Fünfkirchner Biſchof Georg Draskovits, und Notizen von Károlyis Bibelüberſetzung. Viſóly 1590. Beygefügt iſt eine nützliche Tabelle, welche die Orthographie aller beſchriebenen ſechs alten ungariſchen Bücher vergleicht. S. 247. giebt der Vf. von einigen von ihm gebrauchten neuen ungariſchen Ausdrücken Rechenſchaft.

VI. Stück. Ueber die Bibliothek Matthias I. woraus aber nichts neues zu lernen iſt. Von Svatoplugs Luſtaufenthalte zu *Theben*, (einem heutigen Bergſchloſs an der Donau, zwiſchen Wien und Presburg.) So wie Veſsprém ganz richtig vom deutſchen Weiſsbrunn abgeleitet wird: eben ſo kommt der Name Theben unſtreitig vom Slaviſchen Worte Divina, Djevina (Mädchen) her, (Mädchenburg, Magdeburg); bloſs Vermuthung aber iſt es, daſs hier die Slaviſche Venus verehrt worden ſey. S. 63. hat der Vf. einen intereſſanten *Brief* eines mit ungariſcher Cavallerie nach *Sicilien* gekommenen Officiers Rudnai von 11. May 1724 eingerückt, worin er unter andern meldet, daſs ein Geiſtlicher und eine Nonne kürzlich wegen Ketzereyen zu Palermo lebendig verbrannt, und auf dieſes Autodafe 24000 Gulden verwendet, den ungariſchen Soldaten aber nicht gehörig der Sold bezahlt worden. Man bedauert, daſs man nicht mehr ſolcher Briefe zu leſen bekomme. — Ferner liefert er Auszüge aus der ungariſchen Biographie der h. Margaretha, herausgegeben von Pray 1777; neugebrauchte ungariſche Ausdrücke in einer phyſikaliſchen Abhandlung. *Verſchiedene Bemerkungen* meiſtens über ungariſche Ausdrücke. Daſs Stephan I. bis an das alte Carnuntum geherrſcht, hier, bey Deutſch-Altenburg eine Kirche auf der Gränze erbaut, und erſt Aba die Strecke von Deutſch-Altenburg bis Wolfsthal an Oeſterreich abgetreten habe? iſt noch zu erweiſen. S. 119. bedauert der Vf. mit Recht: daſs Zriny's ungariſches Gedicht betitelt: die Syrene des adriatiſchen Meers, nicht mit diplomatiſcher Treue nach dem Original herausgegeben worden; und S. 132. daſs bey dem Mangel an literariſchen Akademien, Zeitungen u. ſ. w. manche ungariſche Schriftſteller erſt nach ihrem Tode bekannt und geſchätzt werden. So ſey Gyöngyöſi bey Lebzeiten († 1704) kaum irgendwo erwähnt: ſo ſey ſein Name und ſein Dichtertalent erſt in der letzten Hälfte des XVIII. Jahrh. aus der Vergeſſenheit hervorgezogen worden. — Am Ende folgen eigene Gedichte des Vfs.

VII. Stück. Ueber die alten Bewohner Ungarns, und über das Alterthum der mit verſchiedenen Namen, z. B. Biater bezeichneten Münzen; freylich mehr Fragen als Antworten. Ein Verzeichniſs der Schriftſteller über die finniſche Sprachverwandtſchaft und Abkunft der Ungarn, auf Veranlaſſung der *Schlözeriſchen* Anmerkung zu *Gyarmathi Affinitas linguae Hung. cum linguis Fennicae Orig.* S. 58. *Geſchichte des ungariſchen Theaters* nach dem Intell. Bl. der A. L. Z. (1798. Nr. 149. denn der Vf. vergaſs zu citiren), mit eigenen ſehr ſchätzbaren Bemerkungen des Vfs.; z. B. iſt nach ihm der Vf. des 1779 bekannt gemachten Entwurfs zu einem ungariſchen Nationaltheater der Hauptmann Trendel; die Comödie vom Sündenfall der erſten Aeltern (Debretzin 1575 von Lorenz Szegedi) und die Clytemneſtra von Peter Bornemiſzſza (ums J. 1580 überſetzt) ſollen die älteſten ungariſchen Theaterſtücke ſeyn. Es folgen zwey Aufſätze von den Geſängen und Tänzen der alten Ungern; von den Reſidenzen der ältern cumaniſchen und ungariſchen Fürſten; und von dem Urſprung der Ungarn von den Hunnen. Der Vf. ſcheint den Glauben daran nicht ganz fahren zu laſſen: trotz dem allen, was er über die finniſche Verwandtſchaft der Ungarn ſelbſt vorgebracht hat. Rec. kann nicht umhin, dem Vf. hie und da mehr hiſtoriſche Kritik zu wünſchen. Der Name Hunni und Cuni (letzteres für Cumani genommen), wird von ihm unhiſtoriſch verwechſelt. Den Namen Magyaren leitet er vom Bruder des hunniſchen Fürſten Gordas, Namens Muageres her, der zu den Zeiten Juſtinians I. lebte, und von welchem Theophanes ſpricht. S. 85. wird die wichtige Frage aufgeworfen: woher es komme, daſs es jetzt unterthänige ungariſche Bauern gebe, da unter Almus und Arpad kein Ungar im Stande der Unterthänigkeit ſich befunden habe? aber nicht gehörig beantwortet. Sehr

richtig bemerkt der Vf. selbst, dafs Stephan der Heilige in der altungarischen Verfassung viel geändert habe. — Vom Haar und vom Barttragen bey den Cumanern und bey den Ungarn; und vom Pferdefleischessen; dieſs hörte bey den Ungarn auf, so bald sie Christen wurden. S. 92—104. abermals allerhand Münzbemerkungen. Dann von den ungarischen Diminutiven. S. 108. ist eine Vorstellung der neuen Schriftzeichen auf einer Kupfertafel beygebunden, welche Gyarmathi und Révai für einige der ungarischen Sprache eigene Laute vorgeschlagen haben. Rec. findet solche Vorschläge sehr unnöthig, und diese Schriftzeichen scheinen ihm so beschaffen, dafs sie den Druck und die Schrift in ungarischer Sprache gar sehr entstellen würden. Auch kann Rec. den übertriebenen und ausschliefslichen Magyarismus, der sich in solchen Vorschlägen gefällt, nicht loben. S. 110. Von der ungarischen Benennung Erdély für Siebenbürgen. Die Behauptung, dafs *el, elvi, elvöl* vormals so viel bedeutet habe, als über oder jenseits, hat der Vf. VIII. S. 56. mit einem Beyspiel erwiesen. Von den Szeklern und Valachen (das Richtige sehr mit Unrichtigem vermischt). Die Eintheilung der Szekler nach Stühlen ist nicht alt, wohl aber jene nach Stämmen und Geschlechtern. Richtig ist es, dafs die Wallachen als ein Gemisch von römischen Colonien und von Slaven angesehen werden können. Ueber die alte Stadt Ofen und deren Namen Etzelburg. Den Aufsatz über die Tataren und Bulgaren gilt die obige Erinnerung. Tſingis und Ogus soll ungarisch so viel bedeuten, als tſengös (*klingend*), und okos (verständig). Die Bulgaren hält der Vf. von ihrem Ursprung an für eine slavische Nation, und es scheint ihm nicht möglich, dafs irgend eine Nation ihre Sprache jemals verlasse oder vergesse, um eine fremde anzunehmen. Warum sprechen aber jetzt alle Nachkommen der Tataren, welche China erobert haben, chinesisch? Der Vf. vergisst auch die historische Erfahrung, wenn er die Möglichkeit leugnet, dafs eine fremde wenig zahlreiche Nation, welche andre viel zahlreichere Eingeborne unterjocht und mit denselben einen Staat bildet, nicht zuletzt mit diesen Eingebornen vermischt werden, und ihre Sprache vergessen könne. War dieſs nicht auch der Fall bey den Franken in Gallien? Rec. wünscht auch durch dieſses Beyspiel den Vf. vor einer gewissen Einseitigkeit im Urtheil, welche an mehrern Orten sichtbar wird, zu warnen. S. 143. Den Namen *Geyſa* erklärt der Vf. für Izſa oder Jesus. Etwas Besseres hat Cornedeſs in den *Vindiciis Anonymi Belae Regis Not.* (1801. 4.) über diesen Namen gesagt. S. 146. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts im J. 1716 reiſste ein gewisser Sam. Turkolyi aus Szikſzó nach Rufsland, und ward russischer Officier. In einem Briefe aus Astrachan v. 1725 beſchrieb er die alten Sitze der Ungarn an der Wolga und Kuma; an letzterm Flusſe wäre die Residenz der Fürsten gewesen; in der Krimm gebe es 7 Dörfer, die ungarisch reden. *Zuerſt* gab diesen Brief heraus *Joſeph Torkos* in *Schediasmate geographico historico Hungaros intra et inprimis extra Hungariam degentes VIII. ſegmentis ſuccincte repraeſentante.* Jaurini 1747.). Dann lieſs ihn auch der Domherr in Zips, *Joh. Molnár* in ſeinem *Magyar Konyvház* III. S. 284. drucken; aber ſeine Abschrift klingt oft anders, als die Torkoſſische. Der Torkoſſische Brief ist an Turkolyis Verwandte zu Szikſzó, der Molnárische an einen Geistlichen gerichtet. Der Vf. setzt zu diesen zwey Ausgaben noch die dritte aus einer Copie einer alten Copie hinzu, und bemerkt in Noten die Varianten der zwey vorigen Ausgaben; auch fügt er S. 164. einige Data über die Lebensumstände des Turkolyi bey. Der Vf. erweiſst ziemlich deutlich, dafs das Molnárische Exemplar von einem Geistlichen verfälscht worden seyn müſse. Der Brief ist für die ungarische Geſchichte merkwürdig, und der Vf. hat sich um die kritische Berichtigung deſſelben verdient gemacht. Wir wünschten eine deutsche Ueberſetzung in der Zeitschrift von und für Ungarn. — Durch die Bemerkungen über mehrere ungarische Wörter (S. 165—256.) zeigt der Vf. deutlich ſeinen competenten Beruf zu einem ungarischen Lexicographen. Möchte es ihm doch gefallen, ſeinem Vaterlande durch ein von ihm ſelbst bearbeitetes Wörterbuch nützlich zu werden! (vgl. VIII. 47.).

Das *VIII.* Stück eröffnet ein Aufsatz vom *Anonymus B. R. Not.* deſſen Glaubwürdigkeit der Vf. weiter unten S. 47. mit Recht in Schutz nimmt. Hier hat der Vf. ein schätzbares, aber leider noch nicht vollſtändiges Verzeichniſs der in dieſsem alten historischen Schriftſteller vorkommenden alten ungarischen Orts- Fluſs- Perſonen-Namen, ſammt ihren heutigen Parallelen eingerückt. Hie und da hat Rec. Unrichtigkeiten bemerkt, z. B. *Byſſenorum terra* ist nicht das heutige Beſſarabien, Menumoront ist richtiger Meny-Máros. Die Comitate, in denen jeder Ort liegt, hätten überall namhaft gemacht, und die Verweiſung auf die Görögiſchen Karten geſchehen ſollen. Der Vf. ſollte dieſsen Aufsatz mit Benutzung der *Cornideſſiſchen Vindiciarum* neu bearbeiten. Ein gleich schätzbares Verzeichniſs hat der Vf. auch aus dem *Judicio ferri candentis* herausgehoben. Der ungarische Ausdruck beym *Anonymus B. R. Not.* hat, nach dem Gefühl des Rec. eine ältere Form, als in dem ums Jahr 1214—1235 zuſammengeſchriebenen *Judicio ferri candentis.* Die Bemerkung des Vfs. über das Entſtehen der ungarischen Perſonen-Namen (S. 39.) ist nicht zu überſehen. S. 40. folgt ein ſehr nützliches und erwünſchtes Verzeichniſs der Grammatiken und Wörterbücher der ungarischen Sprache; ferner der Unterſuchungen über die Sprache ſelbſt, und über deren Verwandtſchaft mit andern. Dann theilt der Vf. Excerpte mit aus Heltai, Pétfi und Füſös. Heltai wird zuerſt als Hiſtoriker, dann in Rückſicht der Sprache gehörig gewürdigt. Petfi's Buch vom J. 1598 ist aſcetiſchen Inhalts; Füſös aber, Hofprediger des Gabriel Bethlen, deſſen Königsſpiegel 1622 zu Bartfeld gedruckt ist, war ein gelehrter und beleſener Mann. Weiterhin liefert der Vf. Excerpte aus Strahlenberg, Schlözers Nordiſch. Geſchichte und aus Georgis Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs über die finniſche und ungarische Sprachverwandtſchaft;

und

und eine intereſſante Zuſammenſtellung aller derer, die in irgend einer Gattung von Schriftſtellerey in der ungariſchen Sprache die erſten waren. S. 89 bis 197. wieder lauter Bemerkungen über einzelne ungariſche Wörter und Ausdrücke. Z. B. über den Ausdruck Remek-munka (Meiſterwerk), welcher verworfen wird — über das Wort Nádor Hpány u. ſ. w. Die Bemerkungen ſind meiſtens ſehr treffend und zweckmäſsig. Falſch iſt der Satz, daſs Alt-Cumaniſch und Ungariſch einerley ſey. Ein cumaniſches Vater-Unſer, ſ. in Alters Miſcellaneen. Wien 1799. S. 166. f. S. 197 — 253. *Verſchiedene hiſtoriſche Bemerkungen*, z. B. über die Avaren (noch jetzt nennen die ungariſchen Slovaken einen Rieſen Oborski Tſchlowek), über den Namen Leel (eines alten ungariſchen Generals), über den unzweckmäſsigen Krieg Matthiens I. wider Podiebrad, welcher dem päpſtlichen Hofe zur Laſt fällt. — Auf die Frage: Wie kommt es, daſs zu Viſóly auſser einer Bibel ſonſt nichts gedruckt worden? antwortet der Vf.: Ein reicher und andächtiger Grundherr und Edelmann lieſs eine Druckerey ſammt dem Perſonale dahin bloſs der Bibel wegen kommen, und ſchickte ſie nach geendigtem Drucke wieder weg. Die Ungarn ſollten doch aufhören, ſich Scythen zu nennen. — Die unirten Raitzen an der Drau heiſsen Schokotzen. (Hier wäre *Hacquets Oryctographia Carniolica* zu vergleichen). — Daſs das Wort Cumanen, von Koma, Gevatter herkommen ſollte, wird der Vf. wohl ſelbſt nicht mehr glauben (S. 209.), und mit der Zeit wird er ſich auch endlich überzeugen, daſs Hunni, Cuni und Ungri drey verſchiedene Völker, dem Klingklang zu Trotze, ſind (S. 219.). — Peter Kisvitzai muſs einen perſönlichen Haſs wider die Szekler gehegt haben, weil er mehrere Sprichwörter auf eine denſelben nachtheilige Weiſe falſch auslegt. — Unter der *Civitas Pannonis* verſteht eine alte deutſche Heiligenlegende vom J. 1488. die Stadt Stein am Anger. Vgl. *Schönwiesner in re num.* 98. 108. 110. S. 248. hätte der Vf. zu den Gegenden, welche von den Waldungen und der Holzart ihren Namen haben, auch den Tſerhát (im Neograder und einem Theil des Peſther Comitats) und mehrere andre hinzuſetzen können. Die ſogenannte Szilagyſás in Siebenbürgen hat ihren Namen von Szilfa oder Szilajfa. S. 244. Die Namen *Bela* (Slaviſch), Albertus (Lateiniſch), Weiſs, Vaic (Deutſch) ſeyen gleichbedeutend. (Daſs aber Waitzen von Weiſs, Vaic oder Albert den Namen habe, will dem Rec. nicht einleuchten.) Muthmaaſungen von der Reichsverſammlung unter Colomann, ob ſie zu Tartzal oder zu Ventſellö gehalten worden. Zuletzt lieſst man einige kleine Gedichte des Vfs.

Aus dieſer Anzeige wird es den Leſern klar ſeyn, daſs dieſes Buch unter die nützlichern Arbeiten der neuern ungariſchen Schriftſteller gehöre, und daſs der innere Gehalt und das Intereſſe deſſelben mit jedem Hefte ſteige. Was dem Rec. bey einem ſolchen Mancherley am nöthigſten dünkt, iſt ein brauchbares Realregiſter, zumal da von einerley Gegenſtand in früheren und ſpäteren Heften die Rede iſt, etwa beym zehnten Hefte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *London*, a. K. d. Vf.; *On the Phenomena, Cauſes, and Treatment of Sea-Sickneſs. By Edward Miller*, M. D. of New-York, 1802. 40 S. 8. 1 Schill. engl. Sterl. (7 gr. Sächſ.) Dieſe Schrift iſt, ihrer Gemeinnützigkeit wegen für das Seeweſen und alle die Seereiſen unternehmen wollen, aus *The Medical Repoſitory, and Review of American publications on Medicine, Surgery, and the auxiliary branches of Philoſophy*, Vol. IV. (New-York 1801. 8.) von S. 34—74. beſonders abgedruckt. Sie enthält eine Reihe intereſſanter Bemerkungen für die, welche Reiſen zur See unternehmen. Wir wollen daher die weſentlichſten derſelben ausheben.

Der Vf. ſagt: die ſchwingenden Bewegungen des Schiffes, die in der engliſchen Seeſprache *pitching* genannt würden, wobey bald der hintere, bald der vordere Theil des Schiffes abwechſelnd auf- und niedergeht, ſo wie die von einer Seite zur andern, welche man *rolling* nenne, wären die unangenehmſten von allen (beide Ausdrücke und deren Erklärung, vermiſſet man in allen 3 Bänden des *Rödingſchen allg. Wörterbuchs der Marine*). Je kleiner das Schiff ſey, deſto ſchneller wirke dieſe Bewegung auf den Menſchen, und erzeuge, zumal bey denjenigen, die entweder nie, oder ſeit mehreren Jahren nicht zur See gefahren, eine gewiſſe Uebelkeit, die man *Seekrankheit* nenne, und die von jungen Leuten ungleich ſtärker, als von Perſonen des mittlern Alters empfunden würde. Alte bekämen ſie gar nicht. (Angaben, die Rec. aus eigener Erfahrung als vollkommen richtig bekräftigen kann). Der Vf. ſagt weiter: Bey Menſchen von einer dunkeln Farbe, iſt dieſe Krankheit weit weniger heftig, als bey denen, die eine weiſse glatte Haut haben. Jetzt beſchreibt der Vf. alle mit dieſer Krankheit verbundenen Uebel und Unbequemlichkeiten, die auch ſchon andre längſt erzählt haben. Ein Glück iſt es, daſs dieſe Krankheit nicht lange dauert, indem ſie ſogleich aufhört, wenn man ſich an die Bewegung des Schiffs gewöhnt hat, welches ſelten länger als 8 Tage anhält. Schiffs-Zwieback, kaltes Fleiſch mit Pfeffer und Salz, ſind die paſſendſten Nahrungsmittel; und zum Getränke dienen Limonade, Salzwaſſer, Cyder (Aepfelmoſt) und Champagnerwein, kurz Alles, was viel kohlenſaures Gas enthält. So viel als möglich muſs man ſich auf dem Verdecke aufhalten, und ſich mit irgend einer Arbeit, etwan mit Pumpen, jedoch nicht übermäſsig beſchäftigen. Der Vf. empfiehlt, den Unterleib mit einem Gürtel oder Schnupftuch zuſammen zu binden, auch einen Löffel voll Seewaſſer zu trinken. (Das *erſte* iſt bey jeder heftigen Bewegung, wie im Wettlaufen, oder ſchnellen an einander haltenden Reiten ebenfalls zu empfehlen, welches man bey Läufern, oder Courier-Reitern gewahr wird; das *letzte* aber dient dazu, das Erbrechen zu befördern und gelinde abzuführen, anderer Vorſchriften, welche die Erfahrung beſtätiget, nicht zu gedenken). Hr. Dr. *M.* verſichert, daſs er bey ſeiner erſten Seereiſe, wo er ganze 8 Tage hindurch, äuſserſt elend geweſen ſey, verſucht habe, auſser den ſo eben angeführten Mitteln, die ihm nichts geholfen, auch Opium in ſtarken Doſen zu nehmen, welches aber eben ſo wenig von günſtigem Erfolge geweſen. Das einzige Mittel, welches ihm Erleichterung verſchaffte, hätte in dem Genuſſe eines ſtarken Kaffee mit Zucken, aber ohne Milch beſtanden. (Dieſs half auch dem Rec. in dieſem Zuſtande; und er kann aus häufiger Erfahrung verſichern, daſs einem jeden Seereiſenden, der keine Schiffsarbeit zu verrichten, folglich keine heftige Bewegung hat, ſtatt des häufigen Branntweintrinkens, das nur eine widernatürliche Wallung im Blute verurſachet, nichts beſſeres als ſtarker Kaffee ohne Milch, mit etwas Zwieback, des Tages dreymal genommen, ſtatt alles Eſſens und Trinkens, das beſte Nahrungs- und Heilmittel für einen Seekranken iſt, wodurch er bald geneſen, und zu jeder andern geſunden Schiffskoſt deſto beſſer aufgelegt werden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Graffe: *Wahrheiten zum Nachdenken und zur Warnung für alle Christen dieser Zeit und jeder Parthey*, in zehen Reden, welche in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten, und auf Verlangen dem Drucke überlassen hat D. *Johann Friedrich Burscher*, des hohen Stifts Meissen Prälat u. s. w. 1802. 260 S. 8 (20 gr.)

Von eines Professor Primarius und Seniors der theologischen Facultät in einer Universitätskirche vor Studenten und vielleicht auch vor Professoren gehaltenen und nun für alle Christen dieser Zeit und jeder Parthey gedruckten Predigten fodert man mit Recht, dass sie nicht nur in Absicht der Materien die Resultate des vom gelehrten Dogmatismus abgezogenen reinen Denkens über das Wesentliche der Religion seyn, und anstatt absprechender Katheder-theologie nur praktische Religionswahrheiten enthalten, sondern auch in Absicht der Form Muster eines bündigen, gemeinverständlichen erbauenden Vortrags, nicht Katheder-vorlesungen, nicht polemischen Inhaltes seyn werden, damit die Studenten lernen, nicht nur *was*, sondern auch, *wie* sie künftig mit Nutzen predigen sollen. Nach dieser billigen Foderung wird Rec. die gegenwärtigen beurtheilen.

Ueberhaupt ist des Vfs. hohe Werthschätzung der christlichen Religion darin eben so sichtbar, als sein Eifer sie bey andern zu befördern, und das ist ihre gute Seite, wenn nur die Art und Weise, letztern zu äussern, der guten Sache nicht so sehr schadete. Es ist freylich nichts Ungewöhnliches, dass ein alter akademischer Lehrer, der sein erlerntes System nun seit so langen Jahren nach seinen ein für allemal fertig geschriebenen Heften vorgetragen hat, auf demselben, als auf unumstösslichen und einzigen Wahrheiten ruhet, ohne je eine Revision desselben durch Vergleichung mit demjenigen, was an Jahren jüngere Gelehrte untersucht und geschrieben haben, der Mühe werth zu halten, dass er vielmehr diess Geschäfte unter seiner Würde hält; nur kommt es auf den Ton an, mit dem man diess der gelehrten Welt sagt. Die *drey ersten Predigten* über das Evangelium am Sonntage Jubilate lehren, dass die unter den Christen seit der Apostel Zeiten in allen christlichen Partheyen fortwährende Taufe, Abendmahls- und Sonntagsfeyer drey Denkmale sind, dass die von Jesu seinen Jüngern verheissene Auferstehung in Erfüllung gegangen ist, da widrigenfalls weder sie das Christenthum gestiftet, noch die Völker es angenommen haben würden. Das ist zum Theil richtig; wenn er aber sagt, dass Jesus Marc. 16 seine Jünger, die auf Jesu Vorhersagung allerdings seine Auferstehung hätten erwarten können und sollen, *darum* gescholten habe, weil sie dieselbe nicht aus der Vergleichung der Weissagungen der Propheten erwartet hatten; so müsste Jesus ihnen eine so gelehrte Kenntniss und Deutung der prophetischen Schriften, als der Vf. besitzt, zugetrauet haben, wovon das Gegentheil aus Joh. 16, 12. Luc. 24. 44—46. Apostg. 1, 6. erhellet; denn des Petrus Deutung des 16ten Ps. Apostg. 2. war unstreitig eine später in ihm entstandene Idee. Dass nach S. 14. Jesus vom Paulus nach jener Vision auf dem Wege zu Damascus *noch öfter* sey gesehen worden, steht 1 Cor. 15 und 2 Cor. 12 nicht, und steht nirgends geschrieben. „Dass der geringste vernünftig nachdenkende Christ alles Vernünfteln über Geschichten und Sachen der christlichen Religion, man möge es Philosophie, oder Licht, oder Aufklärung, oder Stärke des Geistes nennen, durch das Daseyn der Taufe widerlegen und bejammern könne" ist, wie der ganze 2te Theil der ersten Predigt, sehr unbestimmt gesagt. In der *dritten Predigt* über die Sonntagsfeyer werden alle Stellen aus den Schriften der apostolischen und Kirchenväter, sogar aus des Plinius Briefen angeführt, zu beweisen, dass der Sonntag seit der Apostel Zeiten zum Gedächtniss der Auferstehung Jesu gefeyert worden, welches unstreitig auf das Katheder und nicht auf die Kanzel gehört. S. 80 wird schlechthin behauptet, dass die Apocalypse von keinem andern, als dem Apostel Johannes geschrieben worden, welches kritisch und historisch zu beweisen dem Vf. schwer werden möchte. Die *IVte Predigt* hat die Ueberschrift: „Die wahre Grösse Jesu nach den Zeugnissen himmlischer Boten in Vergleichung mit dem Zusammenhange der heil. Schrift A. und N. T." über das Evangelium Matth. 2., wo er von dem Ausdruck „neugebörner König der Juden" sogleich zu der Ankündigung Gabriels an Maria und Zacharias übergeht und behauptet, χριστος κυριος sey eben das, was Maschiach Jehovah heisst, welche beide letzten Worte er in appositione nimmt und übersetzt: „der Gesalbte, der von Natur und von Ewigkeit Jehovah selbst ist" da doch Jehovah, nach den ähnlichen Ausdrücken Malach Jehovah, Ebed Jehovah, bene Elohim im Genetiv zu verstehen ist, „der Geweihete des Jehovah". *Pr. V.* „Wie viel auf alles das ankomme, was in der heil. Schrift geschrieben steht" über Matth. 4, 1 ff. wo er, ob er gleich den Unterschied zwischen Buchstabe und Sinn zugegeben hat, dennoch als religiöse Gewissenssache behauptet, alles nach dem ersten buchstäblichen Sinne zu verstehen,

was in der Schrift vom Teufel steht, nicht nur als von einer redenden und handelnden Person, sondern als dem bösen Geiste (Ariman) und dessen Einwirkung auf Menschen, wobey er gleichwohl zugiebt, es sey nicht nöthig zu behaupten oder auch nur zu vermuthen, dass er Christo in körperlicher menschlicher Gestalt erschienen sey, so wenig wie die Jesum hernach bedienenden Engel: (so müsste hier also gar keine Wirkung auf die Sinne, sondern auf die Einbildungskraft Jesu statt gefunden haben, welches gerade die Meynung derer ist, wider die er so heftig streitet), „es komme aber gar nichts darauf an, ob wir diese Geschichte genug verstehen" (??) Nun geht er zu dem allgemeinern Thema vom Canon des A. und N. T. über, wozu er denn alle in vollständigen Ausgaben der Bibel befindliche Schriften rechnen zu müssen behauptet, „wenn man ihn für einen wahren und sichern Wegweiser und nicht für einen solchen halten solle, der sich selbst verirrt, und andern den Weg zeigen will", S. 129 wobey denn wieder — nachdem er aufs neue zugestanden, „dass Christus und die App. Stellen des A. T. nicht buchstäblich, sondern nach dem Sinne und Inhalt anführen, dass nicht alles richtig übersetzt, nicht alles für alle Zeiten geschrieben, nicht für alle Menschen brauchbar und verständlich ist" — bittere Ausfälle „*auf die Menschen von gestern her*", d. i. auf Gelehrte, die jünger als der Vf. und, vorkommen, „die mit den Worten irgend einer Schriftstelle nach gelehrten oder ungelehrten Eigendünkel umgehen, die manche Geschichte, Geschlechtsregister, Zeitrechnungen und zu unsern Zeiten unverständliche Stellen nicht als Wort Gottes zur Seligkeit ansehen." Hier lässt er nun seiner bittern Laune; noch mehr als schon bisher hin und wieder, vollen Lauf, mit einer so absprechenden Anmassung und einem so stolz verachtendem Herabschauen auf verdiente Gelehrte, weil sie jünger als er sind, dessen wirklich gelehrte Männer sich schämen, und mit Ausdrücken, die nur in der Sprache der sich infallibel dünkenden römischen Hierarchie vorzukommen pflegen. So etwas kann ein alter Professor wohl jungen Studenten vorsagen, die aber, wenn sie noch ungebildet genug sind, das Gesagte auf sein Wort zu glauben, dadurch gewiss nicht zu bescheidenen selbstprüfenden Religionslehrern, sondern zu eben so absprechenden, eigenes Schriftstudium für überflüssig, ja sündlich haltenden Eiferern gebildet werden. Sein Beweisgrund ist: „Christus beruft sich gegen den Teufel darauf: es steht geschrieben" aber er gesteht selbst, dass auch der Teufel sich darauf beruft: es steht geschrieben. Also hat ja nicht jede Berufung auf Sprüche der h. Schrift Beweiskraft. Satan, meynt er, habe selbst mehr geglaubt und die h. Schrift mehr geachtet, als die jüngern gelehrten Schriftausleger — die er im Sinne hatte. — Solche Missdeutungen von Schriftstellen, wie Satan macht, um zu verwegnen Unternehmungen, zur Volkstäuschung zu überreden, sollen also Beweise von Glauben und Achtung der Schrift seyn!! Wie weit kann blinder Eifer führen!!! Die *VIte Predigt* behandelt die Frage, ob es eine gegründete Einwendung gegen die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums ist, dass es nicht allen Völkern und Menschen bekannt gemacht worden. (Eine Einwendung, die nicht leicht jemand wider die *Wahrheit* des Evangeliums gemacht hat. Der Vf. verwechselt hier Wahrheit mit allgemeiner Unentbehrlichkeit zum Seligwerden bey denen, die es nicht kennen.) Nach einigen guten aber sehr bekannten Bemerkungen meynt der Vf., es sey unter den wildesten Völkern keine unbekannte Sache, dass in der Christen Händen eine h. Schrift sey (so wie andre von der Existenz eines Korans und Vedams und anderer von andern Völkern für heilig gehaltenen Schriften historische Nachricht haben können, ohne von ihrem Inhalte zu wissen oder sie für *ihnen merkwürdig* zu erkennen) und die Reisen europäischer Kaufleute und Seefahrer scheinen ihm ein hinlängliches Mittel zur Bekanntmachung der christlichen Religion, (woran, nach der Geschichte, von Kaufleuten, Schiffscapitains und Matrosen wohl nicht gedacht wird, wenn man die einzelnen Missionarien in Ost- und Westindien, Grönland, Otaheite ausnimmt). S. 161 meynt er, „dass da, wo das Evangelium nicht gepredigt wird und werden darf, vielleicht Gottes Geist im Verborgenen desto mehr wirkt, und dass Gott den Willen, es anzunehmen, wenn sie es kenneten, eben so viel gelten lasse, als unser Bekenntnis und unsern starken Glauben an dieselbe", welches gerade seine ganze Behauptung der Nothwendigkeit aufhebt. In der *VIIten Predigt* wird der Sinn der drey Matth. 2, 13—23 angeführten Weissagungen nach den im 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts gewöhnlichen hermeneutischen Maximen entwickelt. Von der 23ten, „er soll Nazarenus heissen" gesteht er, sie sey in den Schriften des A. T. nicht befindlich, sondern eine mündliche Tradition (ein Umstand, den die Talmudisten und die römischen Theologen wohl zu benutzen verstehen!) die aber durch Matthäi Anführung den Werth einer schriftlichen Weissagung erhalten habe (!!) Die *VIIIte Predigt* soll zeigen, „wie ein ungelehrter Christ leicht wissen könne, welche Bücher zur h. Schrift A. T. gehören, und wie ein Gelehrter den sichersten Weg gehen kann, um sich nicht mit andern zu verirren." Den letztern giebt er die Belehrung, dass jetzt Rabbaniten und Karaiten übereinstimmig alle in unserm Canon des A. T. vorhandene Schriften aufgenommen haben und anerkennen; dass auf alles darin Geschriebene, man möge so wenig davon verstehen und zu gebrauchen wissen, als man wolle, doch sehr viel ankomme — (Also auch auf die israelitischen Annalen? auf die verwünschenden Psalmen?? — ihren historischen Werth, als Documente der Volksgeschichte und der jedesmaligen religiosen Denkungsart, als die älteste merkwürdige Urkunde der Menschengeschichte, wird niemand verkennen, hier ist aber vom religiösen Werthe die Rede. Gewiss hat Jesus selbst die historischen Schriften des A. T. nicht für inspirirt, nicht für Gottes Wort gehalten. In seinen aufgezeichneten Reden ist keine Spur davon). Die *IXte Predigt* soll beweisen, dass die zu

uns

uns gesandte christliche Lehre ihrem Wesen nach vom Anfang her (schon im A. T.) die seligmachende göttliche Lehre gewesen sey. Gleich im Eingange kündigt er eine richtigere, christlichere Auslegungsart des A. T. an, als unter denen, jetzt gewöhnlich sey, die sich zu Auslegern desselben *aufwerfen* (!!) Auf Matth. 5, 18 und Luc. 24, 44 gründet er den Satz: Bis ans Ende der Welt und bis in Ewigkeit müsse alles geschehen, was dem A. T. zu folge geschehen solle (vielleicht hatte er das 1000jährige Reich Christi auf Erden im Sinne) und keines von den Geboten desselben, sie mögen Glauben oder Thun betreffen, dürfe verworfen werden. Dennoch geiteht er gleich darauf, dafs durch Jesum Heyden und Israeliten vom levitischen Gesetze entbunden worden. Er schliefst so: „weil Christus und Paulus auf Mose und die Propheten hinweisen: so sind die wesentlichen Lehren des Christenthums, von Jesu als wahrem Gott und Menschen und dem Erlöser aller Menschen, von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an ihn schon im A. T. geoffenbaret" — (welch ein Schlufs!) „Moses, und die Propheten haben keine eigentliche Glaubenslehre oder Dogmatik gelehrt, sondern vorausgesetzt". (Welche Glaubenslehren dann? die vorhin angeführten von Christo? woher weifs der Vf. das? in Mose und den Propheten finden diejenigen, die es nicht hineintragen, nichts davon. Wahr ist es, Moses hat keine Glaubenslehren gelehrt; die Wahrheit, dafs Gott nicht nur Weltschöpfer und Weltregierer, sondern auch moralischer Oberherr, gerechter und barmherziger Schutzherr sey, war schon Glaube der Patriarchen, nur ein Gesetz nach des Volkes damaligem Bedürfnis, wider Abgötterey und Bilderdienst, wider abergläubigen Mifsbrauch des Namens Gottes, von der Sabbathsfeyer und von den ersten Foderungen des Natur- und gesellschaftlichen Rechtes gab er dem rohen verwilderten Volke, und auf ihr Land berechnete Verordnungen. Da kommt freylich nichts von christlicher Glaubens- und feinerer moralischer Lehre vor. Simeons, der Hanna, des Zacharias Aeufserungen von Christo, auf die der Vf. sich beruft, drücken auch noch gar nicht unsre christlich-religiösen Begriffe und Erwartungen von Christo, sondern nur die Hoffnung einer politisch-religiösen Volksverbesserung aus. Der Brief an die Hebräer beweiset auch gar nicht, dafs man vor Christi Zeiten dergleichen Vorstellungen der Typologie gehabt habe, wie der Vf. des Briefes hinein deutet: so wie Jesu Weisung Matth. 22. auf Ps. 110. hin vielmehr beweiset, dafs man bisher unter dem Sohne Davids nur einen Monarchen auf seinem Throne verstanden, und V. 32. 33. bey der Benennung: „Gott Abraham, Isaak und Jacob" bisher nicht an deren unsterbliche Fortdauer, sondern nur an das unveränderte Verhältnifs Gottes gegen sie, wie gegen jene Stammväter gedacht habe, weshalb Jesus sie unter dieser Ansicht auf die ihnen neue Idee führt). S. 230 schiebt der Vf. bey dem Ausdruck Pauli „dem Abraham Glauben zur Gerechtigkeit anrechnen" gleich den Zwischensatz, den Paulus nicht hat, ein „um des allgemeinen Erlösers und Weltheylandes" da doch nur von Abrahams Glauben, dafs Sara werde schwanger werden, dort Genes. 15. die Rede war, wovon P. nur überhaupt die Anwendung auf den Werth des Glaubens an Gottes Zusagen macht. Ueberhaupt sieht man, dafs der Vf. die *Historie* von Jesu Leben, Thun und Leiden zum Hauptinhalt der christlichen Lehre macht, da sie doch nur das Fundament der Wahrheit und Göttlichkeit seiner göttlichen Sendung *zum Lehren* ist. Wäre die christliche Lehre, wie sie im N. T. geschrieben steht, vom Anfange des Menschengeschlechtes an schon ihren wesentlichen Stücken, Lehrsätzen und Geboten nach, die den Menschen bekannt gewesene seligmachende Lehre gewesen; wozu wurde denn Jesus noch von Gott gesandt? und was ist dann noch sein Verdienst *als Lehrer*? warum heifst er denn das Licht der Welt? In der *Xten Predigt* will der Vf. zeigen, dafs das Daseyn des jüdischen Volks unter uns, und dafs ihre Sabbathsfeyer und ihre drey Festfeyern die ursprüngliche *Göttlichkeit* der mosaischen Bücher und Geschichte beweisen — die doch nur ihr Alterthum und historische Wahrheit darthun, die gewifs mit Inspiration und ursprünglicher Göttlichkeit nicht einerley ist.

Aus der in allen 10 Predigten herrschenden Art zu denken und abzusprechen, sieht man deutlich, dafs es dem Vf. nur darum zu thun war, gegen seine in der Jugend von seinen damaligen Lehrern angenommene Theorie der Theologie keine neueren Einsichten *an Jahren jüngerer* Gelehrten aufkommen zu lassen, zu deren unpartheyischen Prüfung es ihm an Lust, oder an freyem Wahrheitssinne fehlt. Damit der Vf. nicht etwa einem solchen ihm verächtlichen Menschen *von gestern her* die Abfassung dieser Recension zuschreibe: so stehe hier am Schlusse die Versicherung, dafs Rec. an Jahren älter als Hr. B. ist, und dafs nur reine Liebe zur Wahrheit seine Feder geführt hat.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT am M., b. Körner: *Handbuch des Zubereitens und Aufbewahrens der Thiere aller Classen*, welche für Naturaliencabinette bestimmt sind; enthaltend die Methoden des Bürgers *Nicolas*, der Herren *Schaumburg* und *Hoffmann*. Herausgegeben von *Karl Phil. Christ. Stein*. Mit (2) Kpf. 1802. XVI 159 u. 46 S. 8. (16 gr.)

Der erste und gröfste Theil dieses Werkes ist eine Uebersetzung von *P. J. Nicolas Méthode de préparer et conserver les animaux des toutes les classes* etc., welche gut und fliefsend gerathen ist, und einige wenige Anmerkungen vom Uebers. erhalten hat; in dem zweyten hat derselbe eine Beschreibung der Methode des Hn. Hof-Intendanten *Schaumburg* und eine kurze Nachricht vom Verfahren des Hn. *Hoffmann* beym Ausstopfen der Thiere geliefert.

Nicolas

Nicolas Verfahren hat unstreitig in Anwendung der Mittel, die beym Ausstopfen angewendet werden, um die darnach zubereiteten Thierhäute vor Insecten zu sichern, grosse Vorzüge, und verdiente wenigstens zum Theil angewandt zu werden. Diese Sicherungsmittel bestehn in einer Flüssigkeit aus 1½ Pfund Gerberlohe, 4 Unzen Alaun und 20 Pfund Wasser zum Zubereiten der Haut; einer seifenartigen Salbe aus 1 Pfund weisser Seife, ½ Pfund Potasche, 4 Unzen Alaun, 2 Pfund Wasser, 4 Unzen Naphta und 4 Unzen Kampfer zum Bestreichen der Haut, und nicht gänzlich gereinigten Theile; und einem Liquor aus 1 Unze weisser Seife, 2 Unzen Kampfer, eben so viel Coloquinten und 2 Pfund Weinstein, zum Bestreichen der Federn und Haare nach dem Ausstopfen. Dieser letzte Liquor muss unstreitig der Schönheit und natürlichen Farbe oft nachtheilig seyn. Hr. *Schaumburg* wendet, wenn man anders auf dem Alaun, der beym Ausbalgen das Beschmutzen zu verhüten eingerieben werden soll, keine Rücksicht nimmt, kein Verwahrungsmittel als die dichten Kasten an, Hr. *Hoffmann* hingegen reibt die Haut mit einem Pulver aus Alaun, Salmiak, Tabacksasche und Aloe ein, und sichert freylich viel durch das Wegnehmen des Kopfes, bis auf die Kinnladen, und Ersetzen desselben durch Werg, wird aber dadurch gewiss viel an der natürlichen Bildung des Kopfes verlieren.

Die Methode des B. *Nicolas* ist wegen des Biegens und Verbindens der Dräthe sehr mühsam, die der Hn. *Schaumburg* und *Hoffmann* sind leichter; am bequemsten und besten hat es Rec. stets gefunden, wenn man bey kleinen Thieren den ganzen Rumpf, bey andern ein künstliches Rückgrath aus Korkholz schneidet, in dem sich die Dräthe leicht befestigen lassen, und wodurch die Mühe des Ausstopfens, und das Geben einer natürlichen Stellung sehr erleichtert wird. Das Einsetzen der künstlichen Augen, ehe die Haut über den Kopf gezogen ist, wie der B. *Nic.* will, hat vor der Vorschrift des Hn. *Sch.*, sie von aussen einzusetzen, grosse Vorzüge.

Wir würden zu weitläuftig seyn müssen, wenn wir uns mehr ins Detail der drey hier angegebnen Methoden einlassen, sie vergleichen und unsre Meynung darüber äussern wollten; wir begnügen uns daher, diese Schrift als lehrreich den Sammlern ausgestopfter Thiere zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort, (wahrscheinlich zu *Regensburg*:) *Etwas von den Religionsverhältnissen katholischer Lande und Unterthanen gegen ihre neue evangelische Landesherren; und den katholischen und evangelischen Reichsstimmen.* 1803. 72 S. 8. (7 gr.) In dem Deputationshauptschlusse ist die Gränzlinie der oft in einander fliessenden religiösen und politischen Verfassung nicht genau bestimmt. Man hat §. 60 desselben in den säcularisirten Landen die *Landes-Verträge* und *reichsgesetzliche Normen* in Ansehung der politischen Verfassung bestätiget; die Religionsübung aber §. 63. gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt, jedoch nur in Ansehung des Kirchenguts und Schulfonds den Besitzstand des Westph. Friedens beybehalten, dagegen den neuen Landesherrn gestattet, auch andern Religions-Verwandten den *vollen Genuss bürgerlicher Rechte* zu ertheilen. Der Vf. fühlt die Gerechtigkeit und Billigkeit einer allgemeinen wechselseitigen Duldung aller drey Religionsverwandten in jedem deutschen Lande, behauptet aber nicht ohne Grund, dass es ungerecht seyn würde, dieses Princip nur auf die Entschädigungs-Lande zu erstrecken, (wie solches besonders mit Wirtemberg der Fall zu seyn scheine) in den alten Landen hingegen den vorigen strengen Besitz beyzubehalten. Er zeigt das unbilige Missverhältniss, welches darin liegt, dass einer Seits die Religions-Eigenschaft der Reichstags-Stimmen, nach dem neuern Grundsatz des evangelischen Körpers, (bey Kursachsen, Wirtemburg, Hessen-Cassel, Nassau-Saarbrücken und Pappenheim) sich bisher nach der Landes-Religion gerichtet habe, und anderer Seits nunmehr bey säcularisirten katholischen Ländern, welche evangelischen Fürsten zugefallen, sich nach der Religion der letztern richten solle? — Nur eines von beiden könne gültig seyn: entweder müsse das reciprocum jenes Grundsatzes bey allen säcularisirten katholischen Ländern angenommen werden; oder man müsse durch einen Reichs-Schluss festsetzen, dass künftig die Stimmen nicht mehr nach der Religion des Landes, sondern des Landesherrn zu bemessen, dass daher die katholischen Fürsten evangelischer Staaten ihrer Reverse zu entbinden, und das Normal-Jahr nur in Rücksicht der Kirchen- und Schul-Güter beyzubehalten sey. Da ferner der evangelische Reichs-Theil bisher (zuletzt noch bey der Introduction von Schwarzburg und Thurn und Taxis) behauptet habe: dass gegen eine neue katholische Stimme, wegen der gleichen Rechte, auch eine neue evangelische einzuführen sey: so könne der katholische Theil, bey dermaliger Einführung und Readmission neuer Stimmen, diesen Satz sich umgekehrt zueignen. Zuletzt werden die in der kaiserlichen Wahlcapitulation Art. I. §. 5. und dem bisherigen Reichs-Herkommen gegründete Erfoderniss erzählt, welche zur Qualification neuer kurfürstlicher und fürstlicher Stimmen gehören, und der Einführung derselben vorausgehen müssen. — Der innere Werth dieser Schrift wird übrigens dadurch erhöhet, dass solche aus einer vorzüglichen Comitial-Feder geflossen ist, und gröstentheils den Gesichtspunct darstellt, aus welchem der kaiserliche Hof den darin behandelten Gegenstand anzusehen scheinet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 26. April 1803.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Die Spatziergänge, oder die Kunst spatzieren zu gehen.* Von *Karl Gottlob Schelle.* 1802. 283 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede an die Kunstrichter klagt der Vf., dafs noch immer zu viel speculirt würde, und nur wenige Denker sich zu Gegenständen des Lebens herabliefsen. Die gegenwärtige Schrift soll daher ein Versuch seyn, die Philosophie in die Welt einzuführen, und einen nicht unwichtigen Gegenstand im Geiste der Philosophie zu behandeln. Dieser Gegenstand greift, in wiefern er philosophisch behandelt werden soll, in die Erfahrungsseelenlehre, die Diätetik und die Geschmackslehre ein. In diesen drey Rücksichten ist er auch hier abgehandelt, zwar so, dafs nicht jede derselben einen eigenen Theil begründet, sondern alle drey, nach jedesmaliger Veranlassung, in einander laufen; doch hat der diätetische Theil noch ein besonderes Kapitel erhalten. Hr. *Sch.* hat seine Materie gröfstentheils erschöpft, und wahrscheinlich um der Vollständigkeit willen, und weil es doch, so viel wir wissen, das erste Mal ist, dafs sie in einer besondern Schrift abgehandelt wird, freylich auch viele Bemerkungen und Erfahrungen aufgenommen, die schon von dem gröfsten Theile seiner Leser gemacht worden sind. Auch ist der Gegenstand an sich schon von der Beschaffenheit, dafs sein Inhalt eben nicht tief erforscht zu werden braucht, sondern für nur einigermaafsen aufmerksame Denker so ziemlich offen daliegt; daher man von einem Schriftsteller, der sich einmal seiner Ausführung unterzogen hat, eine reiche Ausbeute ganz neuer Ideen und Ansichten nicht wohl verlangen kann. Hier und da hätte aber Hr. *S.* seine Bemerkungen wohl etwas weniger flach halten, und seine Darstellungen da, wo das Gefühl mit in das Interesse gezogen werden soll, oder wo der Geschmack über diesen oder jenen Gegenstand urtheilt, etwas ästhetischer fassen können. In 18 Kapiteln wird gehandelt: von der Nothwendigkeit der körperlichen Bewegung für Körper und Geist; Spatzierengehn ist mehr als blofse körperliche Bewegung; Natur und Menschheit, als Gegenstände des Luftwandelns im Allgemeinen; Interesse des Geistes und Bedingungen beym Luftwandeln; Nothwendigkeit des gleichmäfsigen Luftwandeln in der Natur und auf öffentlichen Promenaden; Einfluss des einsamen Spatzierengehens im Freyen auf Entwicklung des eigenen Geistes; öffentliche Promenaden auf Alleen, das schicklichste Local für sie, und Eindrücke, die sie gewähren; Luftgärten; Spatzierengehn, Reiten und Fahren (warum nicht auch vom Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen?); besondere Betrachtung der Spatziergänge im Freyen; Einfluss derselben auf das Herz; Berge; Thäler; Feld, Wiese und Wald; Tages- und Jahreszeiten; die Natur nach Maafsgabe unserer Empfindungen; Charaktere einzelner Parthieen, Gegenstände der Natur; Bewegung und Ruhe in der Natur; einiges über die physischen Bedingungen des Spatzierengehens. Wir heben noch hie und da einen Gedanken aus, um die Manier des Vfs. kenntlicher zu machen, und begleiten ihn, wo wir es nöthig finden, mit unsern Bemerkungen. Luftwandeln soll für den Geist Erholung, für den Körper Beförderungsmittel der Gesundheit seyn. (Allerdings für solche, die viel sitzen und den Geist anstrengen müssen). Deshalb mufs sich der Luftwandler alles methodischen, strengen Denkens, alles schlauen, raffinirten und gespannten Beobachtens entschlagen. Die Aufmerksamkeit des Geistes mufs mehr ein angenehmes Spiel als Ernst seyn. (Da es, aufser dem Spatzierengehn, noch mehrere Mittel giebt, den Geist zu erheitern, und den Körper zu stärken, z. B. Gartenbeschäftigungen, Billiard und andere gesellschaftliche mit Bewegung und Thätigkeit des Körpers und Geistes verknüpfte Spiele: so wäre vielleicht eine Parallele derselben mit dem Spatzierengehen hier nicht an der unrechten Stelle gewesen). Etwas zu hart und nicht modificirt genug ist das Urtheil, dafs nur gemeine Menschen, ohne Geistescultur, das Bedürfnifs des Luftwandelns nicht fühlten, und dafs, um dieses Geistesbedürfnifs darnach zu gewinnen, ein Grad von Bildung, ein Kreis von Ideen nöthig sey, den nicht jedermann besitze. Es giebt sehr viele gemeine Menschen, die gern spatzieren gehen und sehr cultivirte und ungemeine, die dieses Bedürfnifs weniger fühlen. Der Vf. bezieht sich zwar in den angehängten *Erläuterungen* auf eine Stelle in *Kants Kritik der Urtheilskraft*, in welcher es heifst, dafs ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen, ein Kennzeichen einer guten Seele sey, und dafs, wenn dieses Interesse habituell sey, es wenigstens eine dem moralischen Gefühl günstige Stimmung des Gemüths anzeige, wenn es sich mit der Beschauung der Natur gern verbinde. Aber das sagt doch im Grunde ganz etwas anderes; um dieses unmittelbare Interesse an der Natur zu nehmen, braucht man gerade nicht spatzieren zu gehen, man kann auch die Gegenstände, eine Blumenflor, eine Vogelhecke u. dgl. in der Nähe haben; und auch gewöhnliche Menschen finden ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur, ohne den Grad der Bildung und den Kreis von Ideen zu haben,

ben, den der Vf. bey denen, die das Bedürfniss des Spatzierengehens fühlen, voraussetzt. Uebrigens sagt der Vf. in der Folge selbst, dass das Interesse des Lustwandlers an der Natur nicht *intellectuell* seyn müsse, weil dieses über den blossen Eindruck der Dinge hinausginge, und das freye Spiel der Vorstellkräfte in ein den Geist anstrengendes und den Körper ermattendes Geschäft verwandle; dieses würde also jenen Grad von Bildung und jenen Umfang von Ideen so nothwendig eben nicht machen. Freylich wird es immer besser für den Lustwandler seyn, wenn er Naturkenntnisse, Einsichten und Ideen, die ihm schon geläufig sind, mitbringt; und wir können dem Vf. nicht beystimmen, wenn er meynt, es lasse sich zweifeln, ob ein Naturkundiger, der sich gewöhnet habe, die Naturdinge in ihre Bestandtheile zu zerlegen und in Classen zu ordnen, das reine Interesse des dem blossen Anblick derselben hingegebenen unbefangenen Betrachters, an der Natur zu nehmen vermöge. Kenntniss der Natur schliesst ja das reine Interesse an derselben nicht aus, und beides, der Total-Eindruck, den die gesammte vor ihm ausgebreitete Natur auf ihren Kenner macht, und seine auf einen besondern Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit, kann gar wohl mit einander bestehen. Wir dächten vielmehr, der Genuss eines solchen in der freyen Natur müsste noch mannigfaltiger und höher seyn, als der des blossen Beschauers; und dass die Erforschung der Natur das Gefühl des Menschen gegen die Totaleindrücke der freyen, offenen Natur abstumpfen sollte, liegt doch wahrhaftig in diesem Studium und in den darin erlangten Einsichten und Kenntnissen selbst nicht. — Mit dem Interesse des Lustwandlers an der Natur, das eigentlich das ästhetische seyn müsse; weil nur bey diesem ein freyes Spiel der Gemüthskräfte statt finde, müsse sich das ästhetische Interesse an der Menschheit verbinden. Es gäbe Menschen, welche das bunte Gewühl einer fröhlichen auf Spatziergänge sich ergiessenden Menge nicht leicht betrachten könnten, ohne sogleich von dem gefallenden Eindruck *glänzender* Gestalten sich in moralische und intellectuelle Betrachtungen über Luxus, Verfall der Sitten, Fortschritte der Cultur, zu verlieren. Zu den inneren Bedingungen des Spatzierengehens rechnet der Vf. Unbefangenheit und Sorgenlosigkeit des Gemüths; zu den äussern, einen grossen volkreichen Ort, wo die wenigsten sich begegnender Spatziergänger sich kennen, und dass diese durch nichts sowohl in Ansehung des Orts und der Zeit eingeschränkt werden. Man müsse zuweilen mit Bequemlichkeit Fussreisen in Gegenden machen, die grosse und erhabene Verhältnisse darböten, um den Geist zu erweitern; zu den gewöhnlichen Spatziergängen ins Freye bedürfe es der *grossen* Natur nicht; sie fodere den Geist zur Thätigkeit zu stark auf, als dass man sich ihr immer nähern möchte. (Man wird jedoch dieser, wenn man keine andere haben kann, so gut gewohnt, als der flachen, einförmigen Gegenden). Ueber den Einfluss des einsamen Lustwandelns im Freyen ganz gute Ideen; nur hätte noch bemerkt werden sollen, dass bey einsamen Spatziergängen, die uns keine neuen Gegenstände, sondern immer nur die alten uns schon längst bekannten darbieten, der Geist des Denkers immer noch unwillkürlich von den Gegenständen, die er aus seiner Studierstube mit sich nimmt, angezogen und in Betrachtungen verflochten werde, von denen es ihm Mühe kostet, sich loszureissen, und die ihm also die gesuchte Zerstreuung und Erholung unmöglich machen. Gewöhnliche oder solche Menschen, deren Lebensart keine solche Anstrengung des Geistes erfodert, sind dieser Gefahr nicht ausgesetzt, und für diese dürften einsame Spatziergänge heilsamer seyn. Wenn S. 84. geäussert wird, dass man sich an Orten, wo wirklich angenehme Spatziergänge wären, die man aber nur selten und wenig besuche, der Cultur eben nicht rühmen dürfe: so scheint es uns vielmehr einen hohen Grad von Cultur vorauszusetzen, wenn man an dem, was man schon so oft genossen hat, und täglich geniessen kann, zuletzt keinen Gefallen mehr findet; dass das Gewöhnliche zuletzt seinen Reiz verliert, liegt auch in der Natur unseres Geistes. Warum das weibliche Geschlecht, nach S. 96. gesellige Promenaden mehr als einsame in der freyen Natur lieben soll, ist uns auch nicht einleuchtend. Die Damen gingen wohl eben so gern, als die Herren, im Freyen allein spatzieren, wenn sie es für schicklich hielten, und ein Frauenzimmer, das auf besuchten Spatziergängen keinen Begleiter oder keine Begleiterin findet, wird eine solche Promenade bald verlassen und eher das Freye suchen, ohne sich von dem „Eindruck des geselligen Lustwandelns anderer unter schönen Anlagen von Scenen und Parthien der Natur" halten zu lassen. Folgende das Reiten betreffende Bemerkung dürfte unter den bekannten, die über das Spatziergehen, Reiten und Fahren gemacht werden, wohl die einzige seyn, die jeder Leser noch nicht selbst gemacht hätte; die Wahrheit derselben lassen wir dahin gestellt seyn. „Erwägt man, heisst es S. 113. dasjenige, was dem Spatzierenreiten, in Absicht auf *geistigen Werth*, eigen ist: so theilt die rege Bewegung auf einem *belebten Thiere* den Gegenständen, die man erblickt, selbst Bewegung und Leben mit, und belebt dadurch den Geist." In folgender Stelle ist die Naturmalerey doch wohl etwas mehr als pathetisch: „Die Phaenomene des Tags beschreiben den grossen Lichtraum und Lebenskreis der Natur. Aufgang und Untergang der Sonne sind die hervorstechendsten Punkte des doppelten Wendekreises, der Katastrophen des Tags. Morgen und Abend versetzen die Natur aus Dunkel, todter Ruhe und Einsamkeit in hellen Tag, reges Leben, allgemeine Thätigkeit und führen sie darein zurück. Bisweilen scheint der Mond, wann er *bald* nach Sonnenuntergang aufgeht, die *kaum entschlummerte* Welt zu einem Nachspiel des Lichts und Lebens einzuladen" u. s. w. Den Beschluss des Buchs machen, von S. 208—283. *Erläuterungen* über in demselben vorkommende Stellen; sie enthalten nähere Bestimmungen, Bestätigungen, literarische und kritische Bemerkungen, und besonders eine Menge auf den Inhalt sich beziehender treffender Urtheile, Bemerkungen und interessanter schöner Naturschilderun-

rungen aus Wieland, Rousseau, Kant, Roucher, Fr. Schulz, Dupati, Brydone u. a. die freylich gegen die im Buche selbst — etwas abstechen.

GESCHICHTE.

London, b. White: *The Sports and Pastimes of the People of England;* including the rural and domestic recreations, may-games, mummeries, pageants, processions and pompous spectacles, from the earliest period to the present time; illustrated by engravings selected from ancient paintings; in which are represented most of the popular diversions. By *Jos. Strutt.* 1801. L. u. 301 S. 4. mit 40 Kupfern. (21 Rthlr.)

Der Vf. bemerkt sehr richtig im Eingange, dass, um ein Volk genau kennen zu lernen und seinen Charakter ganz zu beurtheilen, wir dem Menschen in sein bürgerliches und häusliches Leben folgen, und mit der ganzen Art, wie er seine Zeit hinbringt, mit seinen Belustigungen und Spielen uns bekannt machen müssen. Diesen Zweck für England zu befördern, werden hier 40 Kupfer geliefert, die nach alten Originalgemälden gestochen sind. Da die letztern aus einer Zeit herrühren, in welcher die Kunst entweder noch in ihrer Kindheit war, oder sehr wenig Fortschritte gemacht hatte: so tragen die Kupferstiche, in denen der Künstler genau das Original darzustellen suchte, das Gepräge der Zeit, aus der sie herstammen. Als Kunstwerke betrachtet, haben sie sehr wenig Verdienst, obschon das Buch dadurch sehr theuer geworden ist. — Die 50 Seiten lange Einleitung enthält merkwürdige Nachrichten und interessante Bemerkungen über die Bewohner Grosbritanniens in verschiedenen Zeitaltern, in Rücksicht auf ihre Belustigungen und Spiele. Der Liebhaber des Alterthums findet hier eine reiche Aernte, die er weiter in den Quellen verfolgen kann, welche der Vf. sorgfältig angiebt. Dabey werden eine Menge Stellen aus alten Dichtern und andern Schriftstellern angeführt und zum Theil erläutert. Der Vf. fängt mit den alten Britten an, geht auf die Sachsen und Dänen über, kommt dann auf die Normänner, und nähert sich endlich mehr oder weniger seinen eigenen Zeiten. Das Werk selbst, welches auf 301 Seiten die Beschreibung der Spiele und Belustigungen enthält, ist in 4 Bücher getheilt. I. Ländliche Belustigungen der höhern Stände, als Gemeine-Jagd, Falkenjagd und Pferderennen. Hier findet man viel Interessantes über den Charakter der Grosen und ihre Lebensart, über die Geistlichkeit, das weibliche Geschlecht, Gesetze, die verschiedenen Thiere, die man jagte, und die mancherley Hunde, oder auch Falken, die man dazu gebrauchte. Nebenher etwas über Fischerey und verschiedene Arten des Vogelfanges. II. Allgemeine ländliche Spiele und Belustigungen. Hier findet man den Bogen, die Armbrust, das Werfen mit Steinen, Gewicht und dem Spiese; Ringen, Schritschuhlaufen, Schwimmen, Rudern, Segeln, mancherley Arten des Ballspieles, Beilken, Cricket. III. Spiele, Uebungen und Belustigungen in Städten oder nahe daran gelegenen Orten, Turniere, verschiedene Arten von Spiesgefechten, die Quintane, deren hier eine grose Mannigfaltigkeit angegeben wird, und verschiedene merkwürdige Gesetze. Desgleichen mancherley Vorstellungen und Arten von Schauspielen, geistliche sowohl als weltliche; Vorstellungen in Kirchen, Marionetten, Pantomime, bewegliche Gemälde. Ueber brittische, nordische und angelsächsische Tonkünstler und Dichter; Taschenspieler, Seiltänzer, Quacksalber; mancherley Künste, die von abgerichteten Pferden, Affen, Bären, Hunden etc. gemacht werden, worunter besonders ein auf Taf. 23. abgebildeter Hahn, der auf Stelzen einher tritt, und ein Bär, der den Burzelbaum schlägt, belustigend ist. Menschen, die sich in mancherley Thiere verkleiden; Mummereyen und Maskeraden; vielerley Arten des Kegelschiebens; Ochsen- und Dachshetzen, Hahnengefechte, Kaninchen- und Eichhörnchenjagt. IV. Mancherley häusliche Belustigungen und Spiele, deren mehrere besondern Jahreszeiten eigen waren. Musik, Balladensingen, Musikhäuser, Ursprung von Vauxhall, Ranelagh, Sadler's Wells, Opern, Oratorios, Glockenläuten, Billiard, Schaukeln. Stubenspiele, als Würfeln, Schach, Dame, Backgammon, Domino, Karten; Mayspiele, Weyhnachts- Ostern- und Pfingstspiele; Kinderspiele; unbekannte Spiele. Unter diesen letztern sind einige, welche Rec. nach dem Kupferstiche sehr wohl kennt, und die noch bisweilen in Deutschland und in der Schweiz auf Schulen, Dörfern und Jagdparthien gesehen werden. Sie laufen mehrentheils darauf hinaus, dass Jemand ein Kunststück macht, wobey andere, die es nachmachen sollen und nicht die Uebung haben, in ein mit Wasser angefülltes Gefäse fallen.

Aus dieser Anzeige wird man leicht sehen, dass dieses Werk nur für gewisse Leser ist. In Deutschland möchte es, theils wegen seines hohen Preises, theils wegen der Schwierigkeit, es zu lesen, wenig Glück machen. Ohne Unterlass stöst man auf Wörter, die sonst wenig oder gar nicht vorkommen, und die man in den Wörterbüchern vergebens sucht. Aber eben darum ist das Buch wichtig für den Liebhaber der englischen Sprache, welcher hier eine Menge ungewöhnlicher und seltener Ausdrücke und Wörter erklärt findet. Rec. hat von manchen dieser Ausdrücke, die ihm schon längst bekannt waren, erst durch dieses Werk einen umständlichen und deutlichen Begriff bekommen. In dieser Rücksicht wäre Manches daraus für die Wörterbücher zu gebrauchen.

Die Gemälde, wovon hier Kupferstiche geliefert werden, finden sich in Handschriften aus dem 8ten, 9ten, 10ten, 13ten und 14ten Jahrhundert, und gehören der königlichen Bodleyischen, Harleyischen, Sloanischen und andern Bibliotheken. Am Ende des Werkes sind sie alle umständlich angegeben.

Nun-

Nürnberg, b. Lechner: *Meister Frantzen Nachrichter allhier in Nürnberg*, all sein Richten am Leben, sowohl seine Leibs Straffen, so Er verRicht, alles hierin Ordentlich beschrieben, aus seinem selbst eigenen Buch abgeschrieben worden, Genau nach dem Manuscript abgedruckt und herausgegeben von *J. M. F. v. Endter*, Dr. u. Consulent. 1801. 184 Bl. 8.

Der indessen verstorbene Herausgeber dieser, in seiner Art vielleicht einzigen, Schrift konnte wohl bey der Bekanntmachung dieses *Blutregisters* keine andere Absicht haben, als die Leser desselben auf die ehemaligen finstern Zeiten aufmerksam zu machen, und dagegen die wohlthätigen Verbesserungen der Criminal-Justiz, die so sehr gegen die ehemalige absticht, sichtbar vor Augen zu legen. Dieser *Meister Frantz*, welcher eigentlich *Frantz Schmid* hiess, fing schon im J. 1573 zu *Bamberg* an, die Stelle seines Vaters daselbst zu vertreten, bis er in der Mitte des Jahrs 1578 sein schreckliches Geschäfte zu *Nürnberg* zu treiben anfing, welches er daselbst, bis zu Ende des J. 1615 ununterbrochen fortsetzte, wo er, wie er am Ende selbst meldet, seinen Dienst aufgegeben, *und wieder redlich gemacht worden ist*. Die Anzahl der Personen, die er während dieser Zeit, nach *Urtheil und Recht*, auf mancherley Weise vom Leben zum Tode gebracht, beläuft sich auf 361. Dazu kamen noch 345 andere Verbrecher, die, wie er selbst schreibt — „am Leibe gestraft und mit Ruden ausgestreichen und Finger abschlagen worden." Bey jedem Missethäter wird der Name desselben, und sein Alter, dann das Verbrechen nebst der Art der Todesstrafe, die er deswegen zu erleiden hatte, ausführlich bemerkt. Hier nur etliche Beyspiele: „In J. 1610 den 15. Mart. *Hans Kommayer*, von Nürnberg, welcher das Zirkelschmidt hantwerk gelernet, bey einem Rinder 9 zinnerne Schüsseln, einen alten Mantel, 7 Eln weissen Loden (Tuch) 2 Pf. Prisillingholz, 6 Pf. Hirschen Unschlitt, einen schweinen Hammen, 2 baar Strümpf, gestohlen, das alles einem Juden zu Fürth um 7. und einen halben Gulden versetzt, zuvor bey einem Centner Weinstein gestolen, umb 7. und einen halben Gulden verkaufft — *aus gnaden* mit dem schwerdt gericht. Im Jahr 1612 den 1. Oct. *Lorentz Stollman* von Culmbach, ein Kutschenknecht und ein Dieb, so einem 150 fl. gestolen, aus einer Kutschen, solch gelt ihme zu Staffelstein wider gestolen worden, sonsten auch viel gestolen, dieweil er seines Stelens nit viel genossen, allhie *aus Gnaden* mit dem Schwerd gericht. *Barbara Wynderlin*, ein Kuplerin, allhie in die Backen brandt worden. *Clara Lengen*, ein Kuplerin allhie die Finger abgeschlagen. Merkwürdig ist die S. 100. Nr. 236. vorkommende weitläuftige Beschreibung der Verbrechen des *Nicolaus von Gilgen*, sammt der Bestrafung desselben. Einige Abscheulichkeiten, die Meister Franz von seinen Missethätern erzählt, hätte der Herausgeber billig weglassen sollen.

Nürnberg, b. Schneider: *Monatliche historisch-literarisch-artistische Anzeizen* zur ältern und neuern Geschichte Nürnbergs für das Jahr 1802. Herausgegeben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber*, Substitut des Amts St. Clara u. s. w. 1802. 204 S. 8.

Voran steht ein Verzeichniss der Kirchenhandlungen, welche 1801 in *Nürnberg* und in den Vorstädten auch in *Altdorf* vorgefallen sind. Der Gebornen und Getauften waren 1068. der Getrauten 358. der Verstorbenen 1215. In *Altdorf* der Gebornen 155. der Getrauten 30. der Verstorbenen 195. Bey jedem Monate stehen, wie gewöhnlich voran, die Decrete der kaiserl. Untersuchungs-Commission sowohl, als des Magistrats. S. 33. Die Summe der Brandschäden betrug in diesem Jahre 15222 fl. Die Einschätzungssumme aber 16,094,600 fl. S. 72. u. f. Ein Beytrag zur Geschichte der Gefangennehmung des *Hieronymus Paumgärtner*, Senators zu Nürnberg, wodurch erwiesen wird, dass es *Albrecht von Rosenberg* war, der denselben auf seiner Heimreise vom Reichstag zu *Speyer* 1544 gefangen nahm, und auf das Schloss Michelfeld brachte, wo derselbe über ein ganzes Jahr im Gefängniss schmachten musste. Noch ausführlicher wird diese Geschichte S. 123. u. f. aus der eigenen Handschrift dieses *Hieronymus Paumgärtner* erzählt. S. 100. Das kostbare Bekleiden und eitle Schmücken, auch zur Schau ausstellen der todten Leichname wird bey Strafe von 25 fl. aufs neue verboten; ein Verbot, das bisher schon öfters, wiewohl immer vergebens, wiederholet worden. S. 114. Die seit einigen Jahren in *Altdorf* gemachte Anstalt für arme Kranke hat noch immer den besten Fortgang. In diesem Jahre waren es 194 Kranke, die daran Antheil nahmen. Den Beschluss macht eine tabellarische Uebersicht der Preise der vorzüglichsten Lebensbedürfnisse in *Nürnberg* im J. 1801. In der Vorrede zeigt Hr. *Kiefhaber* an, dass er diese Anzeigen, mit dem gegenwärtigen *sechsten* Bändchen beschliessen, dieselben aber, in vierteljährigen Heften unter dem veränderten Titel: *Nachrichten zur ältern und neuern Geschichte der freyen Reichsstadt Nürnberg* fortsetzen werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Kunsth. Dreysig: *Stricknuster und Modellbuch für Frauenzimmer.* 6 Kupfert. 8. (8 gr.) das colorirte Titelblatt mit einbegriffen, wo ein Frauenzimmer am Tische sitzt und stickt, von einem Amor aber unterbrochen wird, der mit einem Arbeitsbeutel aus der Luft fällt, oder eigentlich zu der Dame herabschweben sollte. Ausser diesem verunglückten eleganten Gedanken findet sich in diesem Werkchen nichts neues und sehr wenig brauchbares.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. April 1803.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Die Epochen der Vernunft nach der Idee einer Apodiktik.* Eine gemeinnützige Anmerkung zum Quodibet der neueſten Philoſophie. Von *Friedr. Bouterwek.* 1802. 64 S. gr. 8. (6 gr.)

In der Vorrede klagt Hr. B., daſs ſeine im J. 1799 erſchienene *Idee einer Apodiktik*, die zwar auf neue Anſichten dringe, aber nichts weniger als eine neueſte Philoſophie, in der neueſten Bedeutung des Worts, habe verkündigen ſollen, miſsverſtanden worden. Selbſt der billige Bericht, den Hr. *Reinhold* in ſeinen neuen *Beyträgen* davon abgeſtattet habe, verkehre das Weſen der Idee der Apodiktik von Grund aus. In dieſen *Epochen der Vernunft* ſoll alſo *das Weſen der philoſophiſchen Denkart nach der Idee einer Apodiktik* ſo beſchrieben werden, daſs auch Leſer, die nur wiſſen wollen, was bey dieſer oder jener Philoſophie im Grunde herauskomme, *die Reſultate des Syſtems der Apodiktik* mit den Ausſprüchen ihrer natürlichen Vernunft zuſammen halten können. Dieſe Beſchreibung iſt auch, in der bekannten eleganten Schreibart des Vfs., ſo abgefaſst, daſs ſie ihren Zweck nicht verfehlen wird. Sie richtet ſich nicht nach dem in der Apodiktik befolgten Plan, ſondern hebt nur den Geiſt, die Art und Weiſe, wie in derſelben philoſophirt wird, mit den aus derſelben hervorgehenden Hauptreſultaten hervor. Die Epochen oder Stufen der Vernunft, auf welchen die Menſchheit unaufhörlich auf und abſteigt, ſind die der natürlichen, gelehrten und philoſophiſchen Vernunft. Auf der Stufe der *natürlichen* Vernunft ſteht der Menſch überall, wo er *denkt*, ohne darnach zu fragen, wie es zugehe, daſs er etwas denke und begreife. Auf dem Standpunkte der *gelehrten Vernunft* ſieht der Menſch *Definitionen, Demonſtrationen* und *ſyſtematiſche Einheit* des Wiſſens für das Weſen der Philoſophie an, und glaubt über alle Zweifel zu triumphiren, wenn er einen *Satz* behauptet, den er aus andern Sätzen ableiten, d. h. demonſtriren kann. Aber alle Befriedigung der Vernunft durch *Grundſätze* iſt Selbſttäuſchung. (Davon können wir uns ſchwerlich überzeugen, und wenn dieſer Satz als Grundſatz angenommen würde, möchte er wohl ſelbſt einer der täuſchendſten ſeyn.) Wer demonſtriren will, verbindet Vorderſätze mit einem Schluſsſatze in einen Syllogismus. *Vorderſätze* und *Vorausſetzungen* ſind eins und daſſelbe (im grammatiſchen Sinne, wohl aber nicht im logiſchen; in dieſem ſind nur problematiſche Urtheile, die zu Vorderſätzen dienen, Vorausſetzungen zu nennen, die Wahrheit des Satzes iſt problematiſch, man ſetzt ihn aber einſtweilen als wahr voraus.) *Wenn* dieſe bezweifelt werden, ſo iſt man genöthiget, wieder Lehrſätze als anerkannte Wahrheiten vorauszuſetzen, und dieſen Proceſs ſo oft zu wiederholen, ſo lange die vorgebrachten Vernunftſchlüſſe noch keine Ueberzeugung bewirkt haben. (Wie aber, *wenn* die bey den Schlüſſen zum Grunde gelegten Sätze *nicht* bezweifelt werden, und, ohne Verletzung der natürlichen, geſunden Vernunft, nicht bezweifelt werden können?) Auf der Stufe der *philoſophiſchen* Vernunft iſt das Denken allerdings auch ein Räſonniren; aber durch bloſses Räſonniren läſst ſich kein einziger neuer Begriff gewinnen. Ein Syllogismus iſt nichts mehr als eine neue *Verbindung* von Begriffen. An Begriffen aber, d. h. an einfachen (?) Vorſtellungen, hängt alles vernünftige Erkennen. Nur ſo fern meine Begriffe nicht auf Einbildung beruhen, iſt in meinen Urtheilen mehr als Einbildung. Der letzte Probierſtein der Wahrheit eines Urtheils kann alſo unmöglich ein Syllogismus ſeyn, (als Syllogismus freylich nicht; wir wüſsten auch nicht, wer ſo etwas behauptete.) Nur im *unmittelbaren Bewuſstſeyn* kann ich philoſophiſch zweifeln und entſcheiden. Im unmittelbaren Bewuſstſeyn giebt es aber ſchlechterdings noch keinen Grundſatz. (Das Bewuſstſeyn iſt allerdings nichts, was eine Anſchauung, einen Begriff, einen Grundſatz unmittelbar in ſich faſste, und der unmittelbar aus ihm hervorginge; es begleitet nur alle meine Vorſtellungen. Sobald ich aber eine Anſchauung, einen Begriff, einen Grundſatz habe und denke, iſt er doch in meinem Bewuſstſeyn, und dieſes läſst ſich von dieſen Vorſtellungen in mir nicht trennen. Auch mein Zweifeln und Entſcheiden geſchieht mit und in meinem Bewuſstſeyn. Da ich aber nicht ohne Gründe, Principien, Grundſätze, zweifeln und entſcheiden kann: ſo müſſen auch dieſe in meinem Bewuſstſeyn vorkommen. Wir begreifen alſo nicht, wie der Vf. habe ſagen können, daſs man zwar im unmittelbaren Bewuſstſeyn philoſophiſch zweifeln und entſcheiden, daſs es aber in demſelben keinen Grundſatz geben könne.) Alles Zweifeln und Entſcheiden in Grundſätzen iſt, da ſie ſchon Begriffe vorausſetzen, die als gültig anerkannt worden, nur ein *mittelbares* Zweifeln und Entſcheiden. (Dem Zuſammenhange gemäſs, ſcheint das Zweifeln und Entſcheiden *in* Grundſätzen ſoviel als *nach* Grundſätzen zu bedeuten; wir können uns aber keinen Begriff davon machen, wie man im Bewuſstſeyn *philoſophiſch* zweifeln oder entſcheiden könne *ohne* Grundſätze; da jedes philoſophiſche Zweifeln oder Entſcheiden die-

dieſes Mittels nicht entbehren kann; ſo ſehen wir auch nicht ein, worin der Grund des Unterſchiedes zwiſchen mittelbarem und unmittelbarem Zweifeln oder Entſcheiden liegen möge, es wäre denn, daſs man ein *philoſophiſches Zweifeln* oder *Entſcheiden ohne* Gründe annähme, welches aber widerſprechend ſeyn würde.) Das unmittelbare Bewuſstſeyn meiner ſelbſt und der Natur, fährt der Vf. nun fort, iſt ein unergründlicher *Conflict entgegengeſetzter Kräfte*. (Sollte wohl heiſsen: die *Wirkung* eines ſolchen Conflicts.) *Freyheit* und *Natur* bilden durch ihr unergründliches Zuſammentreffen in einem Bewuſstſeyn mein ganzes *Erkennen*. *Freyheit* iſt *reine* und *einfache Vernunft*. *Natur* iſt das *Mannigfaltige* in und auſser mir, deſſen Daſeyn ich *empfinde*. (Wenn es eine *reine einfache* Vernunft giebt, und darunter nichts anders verſtanden werden kann, als das ſelbſtthätige Vermögen reine Erkenntniſſe *a priori*, unabhängig von allem, was auſser dieſem Vermögen ſeyn mag, aus ſich ſelbſt hervorzubringen — und in wie fern ſie ein ſolches ſelbſtthätiges, und von nichts anderm als von ſich ſelbſt abhängiges Vermögen iſt, mag ſie *Freyheit* heiſsen, wiewohl dieſer Ausdruck die Natur der Vernunft in ihrem ganzen Umfange nicht ſattſam charakteriſirt; — ſo bedürfte es ja nicht nothwendig des Mitwirkens und Zuſammentreffens der Natur mit jenem Vermögen, um mein *ganzes Erkennen* zu bilden, da ja ein Theil des Erkennens ihr, der reinen einfachen ſelbſtthätigen Vernunft, unmittelbar ſelbſt und ausſchlieſslich angehörte. Das ſcheint auch aus folgendem Satze zu flieſsen, wenn es heiſst:) Die reine Vernunft entdeckt ſich *ſelbſt* theoretiſch und praktiſch durch *Abſtraction*, wenn wir als *freye* Weſen *unmittelbar* erkennen, daſs wir *ſchlechterdings an keine* Natur gebunden ſind. (Alle dieſe Dinge laſſen ſich nicht recht zuſammen paſſen. Eine nähere Beleuchtung verſtatten ſie auch nicht, da ſie der Vf. nicht näher und deutlicher beſtimmt; einer nähern und beſtimmtern Entwicklung und Darſtellung hätten ſie aber, nach dem Zwecke des Aufſatzes, allerdings bedurft, wenn ſie derſelben anders empfänglich geweſen wären. Das Uebrige dürfte auch dem aufmerkſamſten denkenden Leſer nicht klärer ſeyn; wir führen es bloſs an, um nicht in den Wind zu kritiſiren.) Der Grund aller Ueberzeugung iſt die unvermittelte *Behauptung der Freyheit mit der Natur durch ſich ſelbſt*. Was das ſey, werde wohl keiner, der wiſſe, was er ſage, *erklärt* haben wollen. — Natur und Freyheit ſind die beiden *Elemente des menſchlichen Erkennens*, kein vernünftiger Syllogismus trägt uns höher. Da nun der Conflict der Freyheit mit der Natur durch das unmittelbare Bewuſstſeyn nicht aufgehoben wird, und durch Schlüſſe nicht aufgehoben werden kann: ſo iſt *das Bewuſstſeyn ſich ſelbſt ein ewiges Räthſel, und Befriedigung der Vernunft nach Wiſſensprincipien unmöglich*. Was uns im vollen Bewuſstſeyn unſers wirklichen Lebens durch Natur und Freyheit *gegeben* iſt, das allein iſt der Inhalt unſers möglichen Wiſſens. Nur aus dem Gegebenen können wir etwas *machen*. Nichts mehr und nichts weniger als *Analyſe* des unendlichen Conflicts (oben hieſs derſelbe *unergründlich*) der Freyheit und Natur in einem Bewuſstſeyn iſt die *Philoſophie*, ſo fern ſie *Wiſſenſchaft* iſt. — Das Weſen *der philoſophiſchen Denkart* iſt weder Wiſſenſchaft noch guter Wille, ſondern *das immer rege Bewuſstſeyn des Anfangs der Möglichkeit des menſchlichen Verſtehens*. In dieſem Bewuſstſeyn, wo die Freyheit die Natur begrüſst, und wo alle Ueberzeugung anfängt und endigt, ſind *Wahrheit* und *Moralität* Zweige eines und deſſelben Stammes, deſſen Wurzel ſich im Unendlichen verliert. Aus dieſem Bewuſstſeyn hebt der Verſtand die Grundſätze hervor, nach denen wir fragen: was iſt? und was ſoll ſeyn? — Wäre die Vernunft oder die Freyheit aus der Natur erklärbar: ſo entſchlummerte die Philoſophie im Schoofse des *Materialismus*. Wäre auch nur ein Strohhalm in der Natur, ohne Vorausſetzung der Natur, erklärbar aus reiner Vernunft oder Freyheit, ſo bliebe uns keine Philoſophie als ein *Freyheits-Idealismus*. Es gäbe vor der Vernunft kein Drittes, das weder Natur noch endliche Vernunft iſt, und das eben das Ziel des rein vernünftigen Verlangens iſt. Den Geiſt verlangt nach dem Geiſte, ſagt die Vernunft zum Anfange; der Geiſt findet den Geiſt, ſagt ſie zum Beſchluſs, und die philoſophiſche *Wiſſenſchaftslehre* verwandelt ſich — in eine Philoſophie des rein vernünftigen *Glaubens*. Wo der reine vernünftige Glaube ſich von aller Wiſſenſchaft ablöſet, da fängt auch die *moraliſche* Ueberzeugung an. Ich kann nicht an Pflichten und Rechte denken, ohne eine *Geiſterwelt* vorauszuſetzen, in der ich lebe und wirke. Alle Moralität wird zur Unvernunft, wenn alles, was im Grunde iſt, nichts, als Natur, iſt. Aber die Vernunft, die eben darin ſich entdeckt, daſs ſie von der Natur in *ſich ſelbſt* zurückkehren kann, findet, indem ſie in ſich ſelbſt zurückkehrt, die moraliſche Welt. Indem ich mich ſelbſt denke, denke ich unvermeidlich auch *meines Gleichen* in der weiteſten Bedeutung des Worts, d. h. denkende und fühlende Weſen auſser mir, u. ſ. w. (Was hier wahr iſt, iſt nicht neu, oder nur in ein neues Gewand gekleidet, das Uebrige iſt theils nicht beſtimmt genug, theils nicht verſtändlich, theils mehr Werk der Phantaſie als der bloſsen Reflexion, und entzieht ſich deswegen dem nüchternen urtheilenden Verſtande.) Dieſer Hauptſchrift folgen noch *zwey* Zugaben: Die erſte ſtellt die Theoreme der Apodiktik, als *Diſputations-Theſen*, für diejenigen auf, die es intereſſiren möchte, ſie im klaren Zuſammenhange zu überſehen. (Auch hier iſt uns die Ueberſicht des Zuſammenhanges nicht immer klar geweſen.) Die zweyte iſt gegen *Fichte* und *Schelling* gerichtet, und beſteht in einer perſifliirenden Correſpondenz eines denkenden Weſens oder *Subject-Objects* mit ſich ſelbſt, in zwey Sendſchreiben, in welchen der Witz nicht ſelten ſo treffend iſt, als manches Urtheil, das über die Meynungen beider Schriftſteller geradezu und unverhüllt gefället wird. Doch gefällt uns dieſe Behandlungsart, in welcher der vergleichende Witz die Hauptrolle ſpielt, gegen ſolche in der That nicht verächtliche Gegner, die immer nur mit Gründen der Vernunft beſtrit-

kritten werden sollten, überhaupt gar nicht, am wenigsten von einem Philosophen, der dem Witze selbst so viele Blößen giebt.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Augsburg, a. K. d. Vf.: *Heinrich Bebel* nach seinem Leben und Schriften. Ein Beytrag zur ältern Literatur und zur gelehrten Geschichte Schwabens, vom Geheimenrath *Zapf*. 1802. 320 S. 8.

2) Nürnberg, b. Lechner: *Jacob Locher genannt Philomusus* in biographisch- und literarischer Hinsicht. Ein Beytrag zur Erläuterung der gelehrten Geschichte Bayerns und Schwabens, vom Geheimenrath *Zapf*. 1802. 171 S. 8.

Beide Gelehrte, *Heinrich Bebel* sowohl als *Jacob Locher* waren es allerdings werth, dass ihr Andenken, nachdem ihre Namen und Verdienste, so viele Jahre hindurch, hinter einem dicken Nebel versteckt geblieben waren, endlich einmal wieder erneuert wurde. Aber freylich wurde dazu ein Mann erfodert, der sich von mancherley Schwierigkeiten nicht abschrecken liess, wie dies bey Hn. *Z.* der Fall war. Beide Biographien sind mit vielen Merkwürdigkeiten jenes Zeitalters reichlich ausgestattet; Rec. muss es aber bey einer kurzen Anzeige der Lebensgeschichte beider Männer bewenden lassen, in der Hoffnung, Freunde der ältern Literatur ermuntert zu haben, der Lectüre beider Schriften selbst einige Stunden zu widmen. Von *Heinrich Bebels* Lebensgeschichte konnte der Vf. das wenigste mit voller Gewissheit anzeigen. Das Dorf Justingen im Wirtenbergischen war sein Geburtsort, wo sein Vater, *Heinrich Bebel*, zwar nur ein Bauer, aber doch ein ehrlicher und fleissiger, und vermuthlich nicht unbegüterter Mann war. Ausser unserm *Bebel*, hatte er noch einen Sohn, der *Wolfgang* hiess, 1506 Magister, und nachher Doctor der Arzneykunde, wurde, und 1518 Dekan der philosophischen Facultät zu Tübingen war. Das Jahr der Geburt unsers *Bebels* ist unbekannt, doch mag das J. 1475 oder 1476 dafür gelten. Schelkingen, ein Städtchen zwey Meilen von Ulm, war der Ort, wo er in der dasigen, damals guten Schule, den ersten Grund seiner Gelehrsamkeit legte. Vermuthlich kam er um das J. 1491 nach Krakau, wo er sich zwar der Rechtsgelehrsamkeit widmete, aber sein Hauptaugenmerk immer auf die schöne Literatur gerichtet seyn liess, wie er denn daselbst schon 1492 mehrere Gedichte verfertigte, die nachher in seinen Werken abgedruckt wurden. *Bebels* Gelehrsamkeit blieb weder unbekannt, noch unbenützt. Er wurde im J. 1497 als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Tübingen berufen. Was der berühmte *Reuchlin* daselbst für die hebräische und griechische Literatur war, das war *Bebel* für die lateinische, und überhaupt für die humanistischen Studien. Ehre für ihn ist es, daselbst des grossen *Melanchthons* Lehrer gewesen zu seyn, der ihn hochschätzte, auch ein griechisches Gedicht auf seinen Tod schrieb. Als im J. 1502 die Pest in Tübingen zu wüthen anfieng, und die Universität an einen andern Ort verlegt wurde, machte *Bebel* während dieser Zeit gelehrte Reisen, unter andern auch nach *Inspruck*, wo ihn Kaiser *Maximilian I.* zum Dichter krönte. Seine vielen Bekanntschaften mit den berühmtesten Männern damaliger Zeit — seine gelehrten Streitigkeiten müssen wir übergehen, weil auch eine kurze Erzählung derselben zu viel Raum erfodern würde. Schade, dass ihn der Tod so frühzeitig übereilte. Denn, obgleich sein Todesjahr verschieden angegeben wird: so ist es doch höchst wahrscheinlich, dass er nur ungefähr 40 oder 41 Jahr gelebt habe. Die *zweyte* Abtheilung enthält von S. 88—273. ein mit unbeschreiblichem Fleiss gefertigtes Verzeichniss seiner Schriften und deren verschiedenen, öfters wiederholten Ausgaben. Von S. 273—290. ein Verzeichniss seines Briefwechsels. Den Beschluss von S. 291—303. macht die aus einer Handschrift abgedruckte Rede desselben: *de necessitate linguae latinae*. Zuletzt steht ein brauchbares Register.

2) Zur Lebensgeschichte *Jacob Lochers* fand der Vf. in verschiedenen von ihm angeführten Schriften, besonders aber in *Finauers Versuch einer bayerischen gelehrten Geschichte*, und in *Kobolts bayerischen gelehrten Lexicon*, zwar einige Materialien, die aber freylich nicht hinreichten, den Mann so genau, als es wünschenswerth war, kennen zu lernen. Dass Hr. *Z.* viel weiter gekommen sey, als alle seine Vorgänger, lehrt der Augenschein. *Jacob Locher*, der sich in der Folge den Namen *Philomusus* selbst beylegte, wurde zu Ehingen, einer Vorderösterreichischen Stadt an der Donau, geboren. Seine Aeltern sind bisher unbekannt geblieben. Eben so wenig kann das Jahr seiner Geburt mit Gewissheit bestimmt werden; doch ist es höchst wahrscheinlich das J. 1470 oder 1471. Vermuthlich erhielt er seine erste Bildung in der Schule seiner Vaterstadt Ehingen; desto gewisser ist es, dass er, nach der damaligen Gewohnheit, wo alles, was Gelehrter seyn, oder auch nur heissen wollte, nach *Italien* zog, die Lehranstalten zu Padua und Bologna besuchte, wo *Philipp Beroaldus* unter andern sein Lehrer war. Dass dieses zwischen 1484 und 1489 geschehen sey, ist daher wahrscheinlich, weil er in dem letztern Jahre nach Ingolstadt kam, wo er den 15. Junius in die Universitäts-Matrikel eingeschrieben wurde. Er hatte daselbst unter andern auch den berühmten *Conrad Celtis* zu seinem Lehrer. Da er noch einen andern Musensitz besuchen wollte, wählte er dazu Basel. Hier war unter andern auch der berühmte *Sebastian Brant* sein Lehrer. Dieses muss zwischen den J. 1491 und 1494 geschehen seyn, weil *Brant* in diesem Jahre *Basel* verliess, und in seine Vaterstadt *Strasburg* zurück kehrte. Im J. 1495 wurde *Locher* zu Freyburg im Breisgau Lehrer der Redo- und Dichtkunst. Während seines Aufenthaltes daselbst wiederfuhr ihm die Ehre, von dem Kaiser *Maximilian* die Dichterkrone zu erhalten. Im J. 1497 verliess *Locher* Freyburg, und begab sich nach Ingolstadt, wo er das Lehramt der Dichtkunst erhielt. Mit welchem

Bey-

Beyfall er hier gelehrt habe, beweisen seine Zuhörer aus allen Ständen, deren Namen er in einer 1518 zu Nürnberg gedruckten Schrift anzeigt. Die Zwistigkeiten, die zwischen ihm und dem Theologen *Georg Zingel* entstanden, waren Ursache, dass er Ingolstadt abermals verliess, und 1503 nach *Freyburg* zurückkehrte, woselbst er des *Ulrich Zasius*, seines ehemaligen Freundes, mit welchem er aber ebenfalls Streitigkeiten bekam, Nachfolger im Lehramt der Dichtkunst wurde. Doch war sein Aufenthalt daselbst abermals von kurzer Dauer. Die Verdrieslichkeiten, die er sich daselbst zugezogen hatte, nöthigten ihn, Freyburg wieder zu verlassen, und gleich zu Anfang des J. 1506 nach Ingolstadt zurückzukehren. Anfangs setzte er sich daselbst abermals vielen Verdrieslichkeiten, besonders durch seine Hitze, aus; doch scheinet er endlich ruhiger geworden zu seyn. Erst spät, nämlich 1515 verheyrathete er sich daselbst. Sein Sterbejahr wird zwar verschieden angegeben; am wahrscheinlichsten aber ist es, dass er 1528 gestorben sey. Durch die meistentheils umständliche und ausführliche Anzeige seiner vielen, freylich oft sehr kleinen Schriften, hat sich der Vf. kein geringes Verdienst erworben, indem sich der Leser, zu seinem Vergnügen, in jene ältern Zeiten, wo sich wahre Gelehrsamkeit wieder gegen die bisherige Finsternis mit Gewalt und mit dem besten Fortgang zu erheben suchte, versetzt sehen wird. Unter *Lochers* Schriften ist, ausser seiner trefflichen Ausgabe des *Horaz*, die er 1408 zu Strasburg herausgab, besonders seine lateinische Uebersetzung von *Seb. Brants Narrenschiff* merkwürdig, von welcher im J. 1497, wo sie zum erstenmal gedruckt worden, fünf verschiedene Ausgaben mit Holzschnitten erschienen sind. Den Beschluss macht des *Matthias Albertus* Rede, bey der Hochzeit *Lochers*. Sie wurde ohne Ort und Jahr, doch sicher 1519 gedruckt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Kleiner Katechismus der Leidenschaften*, angehenden Psychologen und Moralisten gewidmet, welche überhaupt selbst eine genauere moralische Erkenntniss der menschlichen Gemüther erlangen, besonders aber Andern einen vollständigen Unterricht in der Moral ertheilen wollen. 1802. 6 Bog. gr. 8. (6 gr.) Diese Bogen enthalten eigentlich einen fortlaufenden, und wie der Vf. glaubt, erweiternden und berichtigenden Commentar über das *vierte* Buch von Cicero's *Quaest. Tusc.* über die Leidenschaften, zum Besten angehender Studierenden, in Fragen und Antworten. Den Gang der Ciceronischen Untersuchungen über die Leidenschaften und die darin vorkommenden Definitionen von den einzelnen Arten derselben, hat der Vf. wie er sagt, beybehalten; aber dies gilt nur von der Eintheilung der Leidenschaften in ihre Gattungen und Arten, welche den ersten Abschnitt jenes vierten Buchs der tuscul. Untersuchungen ausmacht, nicht aber von den übrigen drey Abschnitten, aus welchen nur hier und da etwas vorkommt. An Zusätzen und Veränderungen hat es der Vf. freylich nicht fehlen lassen, und bis auf die Definitionen der besondern Arten der Leidenschaften, findet man nichts, worin diese Arbeit ihrem Originale nur im geringsten ähnlich wäre. Aber für wirkliche Berichtigungen und Verbesserungen können wir das, was der Vf. von dem Seinigen hinzuthat, unmöglich halten, und das meiste ist vielmehr verschlimmert worden. Der Vf. hat selbst keine deutlichen Begriffe von der Natur der Leidenschaften; er vermischt sie durchgängig mit den Affecten und den natürlichen Anlagen und Trieben; dass sie dem Begehrungsvermögen, die Affecten hingegen dem Gefühl angehören; dass der leidenschaftliche Mensch nach einem ihm von der Neigung vorgeschriebenen Zweck handelt u. s. w. davon weiss er nichts. Unter Affect in der weitern Bedeutung versteht er jede Bewegung in dem Menschen, diese zeige sich nun in dem Körper oder in der Seele, oder in beiden zugleich. Es giebt also nach ihm körperliche, *geistliche* und gemischte Affecten. Was Affect im engern Sinne seyn soll, erfährt man nicht. In diesem letzten Sinne ist ihm Heisshunger kein Affect, „denn nicht jede starke sinnliche Begierde und Verabscheuung heisst so," gleichwohl nimmt der Vf. auch bloss körperliche Affecten an und sagt, dass die Affecten nach den *Objecten*, so wie diese entweder *gut* oder *böse* wären, entweder in Begierden oder Verabscheuungen bestünden. Der Deutsche, heisst es ferner, nennt die Affecten auch Leidenschaften, oft heissen sie auch vorzugsweise Gemüthsbewegungen, auch Gemüthsneigungen oder schlechtweg Begierden, u. s. w. Wenn *Cicero*, nach *Zeno*, mit Recht die Leidenschaften verwirft: so nimmt sie sein Commentator gerade aus denselben Gründen der Peripathetiker, die jener widerlegt, in Schutz. „Da alle *Anlagen* und *Triebe* der Natur an sich gut sind, so sind auch die *Affecten* (oder, welches hier einerley ist, Leidenschaften) an sich gut, oder, auf *richtige* Gegenstände gelenkt und im gehörigen Maasse, keine Hindernisse, sondern Beförderungsmittel der Tugend" u. s. w. Auf so manche treffliche und wahre Stelle in diesem Buche *Cicero's* im 15. und 17. Kap. besonders auf diese: *Modum in adhibes vitio? an vitium nullum est, nisi parere rationi? an ratio parum praecipit, nisi tenuem illud esse, quod qui cupias ardenter, aut adeptus efferas te insolenter? etc.* ist gar kein Bedacht genommen. Wenn der Vf. gewusst hätte, was Leidenschaften sind, nämlich Neigungen, welche die praktische Vernunft verhindern, die Willkür durch ihre Gesetze zu lenken; so würde er sich wohl gehütet haben, die Vertheidigung ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit zu übernehmen. Die Schilderungen des Vfs. von den verschiedenen Arten von Leidenschaften, zu welchen er eine Menge von Dingen rechnet, die gar nicht dazu gehören, sind eben so weitschweifig als geschmacklos. Unter einer Menge von Wollustarten nennt und beschreibt er auch eine *curiöse*, eine *poetische* und eine *venerische*. Die Ungenügsamkeit soll sich unter andern auch durch das Studium der Arithmetik und der Brodwissenschaften kenntlich machen. Zu den Bereicherungen sollen ohne Zweifel auch wohl die Bemerkungen über die *Temperamente* gehören, z. B. „Der Mensch bekömmt sein Temperament, sobald er seinen Körper empfängt, und diesen erlangt er gleich in seiner Empfängniss, wozu Vater und Mutter ihr Contingent liefern." Die Temperamente sind Mischungen des elementarischen Feuers und der elementarischen Luft, z. B. „das cholerische ist eine Mischung der edelsten Theile des elementarischen Feuers mit den unedelsten Theilen der elementarischen Luft, dass also jenes beständig die Oberhand hat und 40, 50, 60 Grad ungefähr ausmacht, diese hingegen auf 10, 20 und aufs höchste 30 Grad in ihrer Kraft steigt" und dergleichen seltsames und einfältiges Zeug mehr, das wir der studierenden Jugend unmöglich empfehlen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. April 1803.

ÖKONOMIE.

Leipzig, in d. v. Klefeld. Buchh.: *Forstwirthschaftslehre* oder *Anleitung dem Mangel des Holzes zu steuern und dessen Vermehrung zu befördern.* Von *Christian Gottlob Göbel.* 1801. 198 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift soll nicht, wie etwa der Titel vermuthen läfst, für den Forstmann, sondern für den Staat bestimmt seyn. Das Forstwesen sagt der Vf. in der Vorr., habe er nicht als Forstwissenschaft, sondern als Forstwirthschaft betrachtet, und diese nicht mit dem Auge eines Forstmanns, sondern mit dem eines Patrioten statistisch angesehen; er habe nicht auf das Verhältnifs Rücksicht genommen, in welchem der Förster mit seinem Forste steht, sondern auf jenes, in welchem das Vaterland mit seinen Forsten sich befindet u. s. w.; das Manuscript habe er, da er nur ein praktischer Forstmann ist, durch einen Freund, der der Sprache gewachsen, ordnen und stilisiren lassen. Rec. mufs alle diejenigen Länder, und besonders Kursachsen, für das diese Schrift eigentlich bestimmt ist, aufmerksam auf dieselbe machen, weil sie von Staat-, Sach- und Menschenkenntnifs zeugt, einen patriotisch denkenden, erfahrnen und scharfsinnigen Mann zum Vf. hat, und überdiefs noch in einem blühenden Stile abgefafst ist. Es wird nöthig seyn, hier eine kurze Uebersicht derselben mitzutheilen.

Die *erste Abtheilung* handelt *von den wahren Ursachen der Holzverminderung in Sachsen.* Sie werden in *unvermeidliche* und *vermeidliche* eingetheilt. Zu jenen rechnet der Vf. 1) den siebenjährigen Krieg nach seinen Wirkungen und Folgen auf die Waldungen; 2) die übertriebene und anhaltende Nässe in den Jahren 1771 und 1772, wo so vieles Holz in tiefliegenden Gegenden ersoff und verstockte, und nachher in verschiedenen spätern Jahren eingieng; 3) die grofsen Verwüstungen, welche in den gröfsten und besten Waldungen die Kiefernraupe und der Borkenkäfer anrichteten, die um so verderblicher waren, weil die durch die Insecten zu Grunde gerichteten Stämme so im Holze verdorben waren, dafs sie das Fällen anderer zum Nutzen nöthiger Stämme nicht entbehrlich machten. Zu den *vermeidlichen* wird gezählt 1) ein gänzlicher Mangel einer statistischen Forstökonomie des ganzen Landes; 2) die uneingeschränkte Freyheit, wodurch den Waldungsbesitzern gestattet war, ihre Forste ganz nach ihrer Willkür zu behandeln; 3) Unkunde und Saumseligkeit so mancher Forstbedienten, die ihres Namens nicht würdig, sondern blofs Jäger waren, die für das Vergnügen ihres Fürsten sorgten; 4) die nicht forstmäfsig begangenen Holzdeuben, z. B. wenn junges Holz, Gipfel, Lafsreiser u. s. w. gestohlen wurden; 5) eine nicht haushälterisch eingerichtete Feuerung; 6) unnöthige Holzverschwendung für Särge (sie wird berechnet); 7) die Ausfuhr der rohen Holzproducte; 8) Waldliebhaberey, durch welche das Holz zu sehr geschont und dadurch überständig wurde; 9) der Luxus unserer Zeiten, wo alte Gebäude moderner, bequemer und gröfser gemacht, Gärten und Lusthäuser gebaut werden mufsten u. s. w.

Die *zweyte Abtheilung* untersucht *die zu einer Holzvermehrung in Sachsen anzuwendenden Mittel.* Hier giebt es nach dem Vf. nur zwey durch richtige Anwendung zu befolgende Grundsätze, 1) *die vermeidlichen Ursachen der Verminderung der Holzmasse zu schwächen oder gar zu vernichten*, und 2) *solche Mittel anzuwenden, wodurch die im Lande befindliche Holzmasse für die Zukunft wirklich vergröfsert wird.* Bey dem *ersten* werden alle oben angegebene Ursachen des Holzmangels durchgegangen, und ihre zweckmäfsige und mögliche Wegräumung durch Befehle oder Belehrung angeben. Vorzüglich ausführlich handelt er von Holzdeuben, und unterscheidet sehr richtig, ob der Dieb, er sey, wer er wolle, stiehlt, *weil er will*, oder *weil er mufs*, wobey er bemerkt, dafs man es dahin bringen sollte, dafs er nicht müfste; dann würde er vielleicht auch gar nicht wollen. Er fängt hier bey den Forstbedienten selbst an, die Holz stehlen müfsten, weil sie leben wollten, und von welchem sich dann das Uebel auf den Burschen, die Holzhauer u. s. w. fortpflanzte. Alsdann folgen die Soldaten, darauf die Armen, die kein Holz kaufen können. Den Soldaten soll man den Sold erhöhen, und den Armen unentgeldlich Holz geben, weil, wenn man es ihnen nicht giebt, sie es doch stehlen, und der Wald demungeachtet sein Holz entbehren mufs. Noch liegt ihm auch die Abschaffung und Vergütung der Huth, der Waldhutsberechtigten gar sehr am Herzen. Bey dem *zweyten* Grundsatze oder der zweyten Unterabtheilung ist der *erste* Punct, dafs man wissen mufs, wieviel und was für Holzgrund im Vaterlande angebaut werden mufs; *zweytens* wie der nöthige Aufwand dabey zu bestreiten ist; *drittens* was zum Holzanbau für Holzarten, Pflanzschulen etc. gehören, und *viertens* wie die Forstbedienten dabey zu verfahren haben, um dem Vaterlande durch ihre Industrie neue Waldungen zu verschaffen. Bey dem zweyten Puncte nimmt er nicht allein die Forstcasse, sondern auch die Strafgelder der Forstverbrecher, die holzverzeh-

renden Gewerbe, die unbefugten Holzhändler, wozu er besonders die in der Nähe der Stadt Leipzig wohnende Wirthe rechnet, in Anspruch. Um Holzanbauer zu bilden, schlägt er ein Forstfeminarium vor, und einstweilen, ehe dieß seine Wirkungen äußere, müßten auf denjenigen Forsten, die die Cultur am nöthigsten hätten, Holzpflanzer, die aber dem Förster, Oberförster u. s. w. nicht untergeordnet wären, angestellt werden. Ein solcher Holzpflanzer hätte dann die Geburts- und der Förster die Mortalitätslisten der Bäume zu führen.

Der *Anhang* beschreibt die Bewirthschaftung des Privatforstes, den der Vf. verwaltet, und enthält mancherley schöne Erfahrungen. So sagt er unter andern S. 179 von Cultivirung eines Forstorts, wo die Schlagholz-Bestände licht, veraltet, und Grund und Boden schlecht ist: „Sobald im Spatherbst das Blatt vom Baume ist, lasse ich alles Moos und Streue auf dem ganzen Platze auf- und zusammenharken, auf Haufen bringen und wegschaffen, dann besäe ich, wenn anders das darauf gestandene Holz nicht selbst Samen gehabt hat, den ganzen Schlag verhältnifsmäßig bey feuchter Witterung mit Birkensamen, worunter ich dann im Frühjahr nach der Abholzung einzelnen Kiefernsamen sprenge. Durch diese Behandlungsart habe ich seit einigen Jahren auf dergleichen schlechten Boden vortrefflichen Wuchs erzeugt. Wie denn überhaupt einzelne Kiefern unter Birkenholz herrlichen Wuchs haben, und in funfzig Jahren guten Nutzen geben: so wie dieß bey einzelnen Birken unter Kieferholze eben der Fall ist." Für diese Culturmethode werden gute Gründe beygefügt.

Leipzig, b. Barth: *Holzcultur durch Erfahrung erprobt nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer.* Nebst Anhang einer kleinen Denkschrift über den *Safthieb der Laubhölzer* für alle Forstmänner und Waldbesitzer, von *Wilhelm Heinrich Käpler*, Herzogl. Sachsen-Weimar- u. Eisenachischen Wildmeister zu Ostheim etc. 1803. VIII u. 103 S. 8. (7 gr.)

Sowohl durch einige Schriften, als auch und vorzüglich durch Reisende, ist Hr. *Käpler* als ein geschickter und thätiger praktischer Forstmann bekannt, der natürlich auch in seinem Wirkungskreise manche Erfahrung gemacht haben muß, die das Forstpublicum interessiren. Seine auch hier wieder und fast in allen Forstjournalen schon abgedruckte Abhandlung über den *Safthieb* beweist dieß, obgleich mehrere Kenner seines Reviers behaupten wollen, daß der schnelle und gute Wuchs seiner Schlagholzer vorzüglich dem guten Boden zuzuschreiben sey. Hier in dieser kleinen Schrift finden wir zwar meist die richtigen Erfahrungen anderer über Holzcultur nur bestätigt, allein dieß ist schon von einem solchen Forstwirth etwas werth; nur findet Rec. manches an der Methode auszusetzen. *Erstlich* sollten die Vorschriften *genauer* seyn, so daß dem Unerfahrnen kein Zweifel bey der Saat und Pflanzung übrig bliebe. So aber wird er oft nicht recht wissen, wie er säen und pflanzen soll. Z. B. bey der Weifstanne wird ihm gleich einfallen, ob wohl die Saat im Freyen, so nach Vorschrift gedeihen möchte; er wird nicht wissen, wie weit er die Fichtenpflänzlinge aus einander setzen soll, und wenn die beste Zeit zum Verpflanzen des Lerchenbaums sey, ob im Herbst oder Frühjahr. *Zweytens* zieht er in dieser populären Schrift zu oft gegen die *neuen* und *gelehrten* Forstmänner ohne Noth und Grund zu Feld, auch gegen die Kritiker. In der Vorrede sagt er, man würde ihm entgegen schreyen: „Grundsätze sind der Geist der Wahrheit, zurück mit dem Empiriker!" Wer hat das gethan? und wer sollte das thun? Ueberhaupt kennt auch Rec. kein Forstbuch, in welchem man das Wort *Grundsätze* (ohne Erfahrung) so gebraucht wissen wollte, wie es Hr. K. hier braucht. *Drittens* sollte Hr. K's. Schrift, die er gemeinen Förstern bestimmt, auch wirklich so populär und verständlich seyn, wie er sie ausgiebt. Dieß ist sie aber in vielen Fällen nicht. Schon die Vorrede ist denselben nicht ganz verständlich. Doch dieß möchte seyn; allein auch in der Abhandlung selbst stößt man auf Stellen, wo z. B. vom Idealismus die Rede ist. S. 12 führt er einen Satz, den ihm ein philosophischer Arzt gesagt hat, an: „Die Pflanze, der Baum sey der erste Versuch des allgemeinen Naturmagnets, von der Erde sich loszureißen, Wurzel und Gipfel seyn die beiden Pole; sey einer verletzt: so sey weiteres vollständiges Produciren gehemmt." Manchmal giebt er den lateinischen Namen der Bäume, manchmal nicht. Von der Eiche sagt er, sie sey von zweyerley Art 1) die *Loheiche*, *quercus cum longo pedicule* (!) und 2) die *Steineiche*, *quercus latifolia*, *foemina* (!), *quercus robur*. Wenn Rec. tadeln wollte: so würde er noch manches zu tadeln finden; so z. B. die Behauptung, daß das Pfahlwurzel-Abschneiden der Eichenpflanzlinge am Schreibtische geboren seyn soll; daß die Rothbuche ins Freye gesäet werden müsse; daß er die Weifsbuche um des *Geschlechts* willen (?) auf die Rothbuche folgen lasse, daß er vor der Hand nicht glaube, daß die *weifse Erle* auf trocknen Gebirgen wachse, weil zu zweifeln wäre, daß sie hierin von ihrer Schwester, der schwarzen Erle, von der Mutter Natur so unähnlich und vorzüglich ausgestattet seyn sollte u. s. w. Doch dieß alles soll nur so viel sagen, wir hätten gewünscht, Hr. K. hätte nur, als ein guter Forstwirth, seine Erfahrungen über Holzcultur in gehöriger Ordnung, vollständig, plan und deutlich vorgetragen ohne alle Abschweifungen. Ja wir fodern ihn sogar auf, uns von seinem berühmten Reviere die *ganze Bewirthschaftungsart* vollständig, treu und ohne alle Schminke zu beschreiben; besonders empfehlen wir ihm alles, was nicht zum Zweck gehört, so wie alle lateinische Floskeln und Tiraden, die ohnehin eine fremde Hand zu verrathen scheinen, die ihm vielleicht das Manuscript ausputzen wollte und es verputzt hat, gänzlich wegzulassen.

Ber-

BERLIN, b. Quien: *Naturgeschichte des Wildes.* Nebst einem Anhange. Ein Beytrag zur Geschichte der Jägerey. 1802. VIII u. 255 S. 8. (16 gr.)

Man kann doch wohl mit Recht verlangen, dafs ein Schriftsteller wenigstens seinen Gegenstand kennen müsse, um mit Wahl über denselben compiliren zu können; oder wenn er auch nicht in die Literatur desselben eingeweiht ist, wie dies der Fall noch bey vielen Jägern seyn kann: so kann man doch hoffen etwas neues zu finden. Allein bey diesem Buche findet keins von beiden statt, und Rec. mufs die Leser warnen, sich nicht durch den Titel täuschen zu lassen, wie er durch denselben und die Vorrede getäuscht worden ist. Er glaubt gar nicht, dafs der Vf. eines von den hier beschriebenen *Döbelschen* Thieren kennt. Kann z. B. (Rec. schlägt das Buch auf ohne zu wählen) folgendes jetzt noch als ein Theil der Naturgeschichte des Wildes gelten?

„*Vom Neun-Tödter.*

Diese sind ein wenig kleiner, als die Krick-Elster, in ihren Eigenschaften aber jenen völlig gleich. Ihre Farbe ist etwas grauer.

Sie rauben nur ganz kleine Vögel. *Gröfsere* können sie nicht bezwingen. Wo Vogelheerde sind, fallen sie öfters auf die *aufgelöseten* oder angebundenen kleinen Lockvögel und machen sie todt. Da sie nicht entfliehen können: so werden sie freylich leicht von ihnen bezwungen. Die Fabel, die ihm auch den Namen gegeben hat, erzählt von ihm, dafs er alle Tage neunerley todt mache, ehe er etwas genösse, und er spiefse das Getödtete, es mögen Fliegen, Käfer u. dgl. seyn, auf spitzige Dornen."

Sogar die alten ekeln Späschen, worüber jetzt vielleicht blofs ein liederlicher reisender Jäger noch lachen mag, findet man wieder. S. 6. sagt der Vf.: „Die Schönen (nämlich die Hindinnen) nehmen es auch mit der Treue nicht so strenge als die Hörnerträger und sie lassen sich, wo sie unvermerkt zu seyn glauben, gerne so ein Späschen von einem andern Herrn gefallen u. s. w. Der Beytrag zur Geschichte der Jägerey (?) enthält die alten Beschreibungen von einem Hauptjäger, vom Geben des Weidmessers u. s. w.

Schade um das schöne Papier und den guten Druck!

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Ueber die Eichsaat.* Von *G. Saraw.* 1802. Ohne die Vorrede 108 S. 8. (8 gr.)

Dies soll nach der Vorrede eine Probe von einem Werke seyn, welches unter dem Titel: *Anleitung zur Holzsaat* erscheinen soll, wenn ihn gründliche Beurtheiler nicht davon abrathen. Rec. mufs dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er seinen Gegenstand nicht nur durchdacht, sondern auch dabey solche Erfahrungen gezeigt hat, dafs er wohl im Stande ist, die bekannten Methoden der Art zu prüfen, und uns hie und da etwas neues zu sagen. *Erstlich* handelt er von der gewöhnlichen Eichen-Ansaat im Walde an Ort und Stelle und *dann* in den Eichenkämpen. Bey der Abtheilung von schicklichen Boden ist besonders das, was er von der Abwechselung desselben in den Küstenländern Deutschlands sagt, interessant, und stimmt so wie das, was über die ungegründete Aengstlichkeit wegen des bestimmten Eichbodens, der allerdings auf den Gebrauch des Holzes Einfluss hat, behauptet wird, ganz mit Rec. eigenen Erfahrungen überein. Rec. mufs es also für einen Gewinn der Forstwissenschaft erklären, wenn uns der Vf. mit einem vollständigen Werke über die Holzsaat beschenken will, besonders wenn er die Herausgabe desselben noch so lange verschiebt, bis er in den Hauptfällen bey allen Holzarten sich auf seine eigenen Erfahrungen beziehen kann. Wenn ihm dabey noch etwas zu rathen wäre, so möchte es vielleicht dieses seyn, bey seinen Angaben allezeit die Verfasser und die Seitenzahl ihrer Schriften zu nennen, die mit ihm übereinstimmen oder nicht, und nicht blofs die anzuführen, welche von ihm abgehen. Nur hierdurch erhält man die gehörige Uebersicht in einer Wissenschaft, da es der Vf. nicht, wie etwa *Hartig*, darauf anlegt, uns die sicherste und kürzeste Methode zur Anwendung für Förster anzugeben. Denn er kann es uns nicht zumuthen, dafs wir grade seinen Angaben schlechtweg glauben sollen; so wie wir es ihm auch gar nicht verdenken, wenn er mit den bekannten Methoden nicht zufrieden ist. Genug, wenn er nur sagt, dies sind die Verfahrungsarten, die man hat, und dies sind unter denselben diejenigen, welche ich für meine Person bewährt und nicht bewährt finde. Bey einer Erfahrungswissenschaft kömmt auch sehr viel darauf an, *wer* die Beobachtungen erzählt. Es findet ein sehr grofser Unterschied im Erfahren und Beobachten statt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Unterhaltendes und belehrendes Handbuch für Freunde edler Grundsätze,* von *S. D. A. R—e.* 1802. 13 Bog. 8. (15 gr.)

Wieder eine Sammlung von moralischen und politischen Sentenzen und Maximen, dergleichen seit einigen Jahren schon mehrere erschienen sind. Wenn auch solche Sammlungen, wegen der steten Abwechselungen der Gedanken, unterhaltend seyn mögen, wiewohl auch das ewige Einerley des dogmatischen aphoristischen Vortrags jungen sowohl als erwachsenen Lesern sehr bald beschwerlich werden dürfte: so gewähren sie doch selten eine gründliche Belehrung, da in den meisten Sätzen, die sie aufstellen, die Imperativen der Weisheit und Klugheit ganz isolirt und ohne beygefügte moralische Gründe dastehen, und in dem Chaos von Aphorismen der eine über den andern immer wieder vergessen wird. Den Nutzen, den eine Moral oder Klugheitslehre im Zusammenhange, ihre Lehrart sey nun dialogisch oder dogmatisch, stiftet, leisten dergleichen Sammlungen, besonders solche, in welchen alles unter einander geworfen ist,

bey

bey weitem nicht, und junge Leute diesen verworrenen Kram auswendig lernen zu lassen, würde sie zu blossen moralischen Schwätzern machen, ohne die moralische Denkungsart in ihnen zu begründen. Die gegenwärtige Sammlung scheint aus mehrern Compilationen ihrer Art zusammen gelesen zu seyn; von einem grossen Theile derselben erfährt man aber nicht, aus welchen Quellen es geflossen ist. Die Sätze, sagt der Herausg. im Vorberichte, folgen nicht ohne alle Ordnung auf einander; allein diese sogenannte Ordnung ist so gut als gar keine; denn obgleich eine Reihe von Sätzen unter gewissen Rubriken stehen; so beruhen doch diese selbst und ihre Folge auf keinem logischen Eintheilungsgrunde, und von vielen Aphorismen läfst sich ebenfalls kein Grund angeben, warum sie gerade da und nicht an einer andern Stelle stehen. Um sich von jener gerühmten Ordnung einen Begriff machen zu können, setzen wir noch die Ueberschriften, wie sie auf einander folgen, mit einigen darunter geordneten Aphorismen her. Mancherley Zustand der Menschen; (unter diese Aufschrift allein lassen sich schon sehr verschiedenartige Dinge bringen.) Schicksale und Unbestand. (Man liest hier unter andern die Warnung, man solle sich am meisten vor plötzlichem Glück hüten, weil es den Sonnenblicken im April gliche, auf welche Sturm und Ungewitter folgten. Wir wollten es wohl auf diese Gefahr wagen, das grosse Loos in der Londner Lotterie zu gewinnen.) Liebe, Ehe, Erziehung. (Man solle sich, wird gerathen, eine Genossin nicht nach dem Ideal äufserer Schönheit wählen, denn sie habe manchen bethört, und wäre fort gewesen, ehe man es sich versehen hätte. Uns geht es hier nicht anders, als dort mit dem plötzlichen Glücke.) Der Sommer des menschlichen Lebens, ächtes Streben nach Ehre und Würden; Pflichten der Kinder; von der Müssigkeit; von Triebsinn und mancherley Widerwärtigkeiten des Lebens. (Hier kommen unter andern folgende Sätze vor: „Verschwende dein Geld nicht am Spieltische und wage dein Vermögen nicht auf eine Karte". Eben so auch dieser: „Halte nicht das längste Leben für das glücklichste, sondern nur das, was am besten angewendet worden"; oder: „jeder Tag ist das Ende eines Jahres und der Anfang eines neuen", welchem an sich schon falschen Satze es ganz an moralischer Tendenz gebricht). Von der praktischen Religion; (was soll es heissen: wir haben oft Religion genug, einander zu hassen und zu verfolgen, aber nicht genug, einander zu lieben?) von den Fürsten und von dem Staate; religiöse und moralische Sentenzen; Lebensregeln und weise Ausspräche; ächte Grundsätze der praktischen Lebensweisheit; Denksprüche; Sprüche aus Philemon; kurze Sätze; einige Ausspräche des K. Mark Antonin über sich selbst; einige Lehrsätze über den Charakter der Menschheit; vermischte Sätze; Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde; die vorzüglichsten Gedanken — aus *de la Rochefaucault*; auserlesene Lehren der 7 Weisen Griechenlands; Sentenzen des Demokrates und Demophilus; einige Gedanken und Maximen Friedrichs des grossen, Königs von Preussen; Politisch-moralische Klugheitslehren; Beytrag zur Weisheit und Menschenkenntniss. — Wie viele sind nicht unter diesen speciellen Ueberschriften, die zugleich für die ganze Sammlung hätten gelten können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Dresden*, in d. Hilscher. Buchh.: *Reise von Dresden nach Töplitz und in die umliegende Gegend*, zum Unterricht für diejenigen, welche sich dieses Bades zu bedienen gesonnen sind. In Briefen an einen Freund. 1802. 95 S. 8. (6 gr.) Eine genaue und umständliche Beschreibung von Töplitz und der Gegend umher, nebst Anzeige alles dessen, was den Fremden, der sich einige Zeit dort aufhält, interessiren kann, und Anweisung und Rath über das, was man zu beobachten, mitzunehmen, oder wie man sich über dieses und jenes vorzusehen hat. Insofern hat der Vf. geleistet, was er auf dem Titel verspricht, und verdient unsern Dank. Ob er aber nicht Alles das weit kürzer hätte fassen können, ist eine andere Frage. Man ist nun einmal gewohnt, über alles ein Buch zu schreiben, und keine Reise ist so klein, kein Weg so kurz, dafs man nicht einige Seiten darüber füllt, seine Reisegesellschafter beschreibt, einen Wirth aufführt und so manches andere zu erzählen hat. So auch hier auf der kurzen Reise von Dresden nach Töplitz. Eben so hätte der Vf. Manches andere unterdrücken können, was blofs ihn und seinen Freund angeht, und das grofse Publicum unmöglich interessiren kann. Dafs übrigens mancher Badgast dieses und jenes zu Töplitz mit andern Augen sehen wird, als der Vf., ist wohl natürlich zu erwarten; wenigstens könnte Rec. über verschiedene Puncte eine andre Meynung und andre Gefühle, die dieses oder jenes ihm eingeflöfst hat, angeben. Aber es wäre immer nur Sache der Meynung, und nichts darunter von solcher Erheblichkeit, dafs Rec. es der Mühe werth achtete, etwas zu rügen, oder sich in das Umständliche einzulassen.

Schöne Künste. *Halle*, b. d. Kunsthandler Dreyssig: *Strickmuster für Frauenzimmer*. Mit 10 Kpft. den Titel mitgerechnet 6. (18 gr.) Meistens brauchbare Muster aus andern Strickbüchern zusammengetragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. April 1803.

PHYSIK.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Unterſuchungen über den Urſprung und die Ausbildung der gegenwärtigen Anordnung des Weltgebäudes.* Von *C. W. Marſchall von Bieberſtein*, Margr. Bad. Vice-Reg. Präſ. u. Kammerherrn, und *Ernſt Franz Ludwig Marſchall von Bieberſtein*, Fürſtl. Naſſ. geh. Rath. 1802. 266 S. 8. (16 gr.)

Die Vff. geben in dieſer kleinen Schrift eine Anſicht von den Weltkörpern, nach welcher ſie bloſs durch Anziehungs- und Abſtoſsungskräfte, wovon ſich die letztere, beſonders in vorigen Zeiten auch durch excentriſche Stöſse nach gewiſſen Richtungen thätig zeigten, — verbunden mit langen ruhigen Zwiſchenzuſtänden, ihre gegenwärtige Geſtalt und Bewegung erhalten haben. Die Materie wird dabey als urſprünglich im Weltraume zerſtreut vorausgeſetzt. Es iſt übrigens dieſe Darſtellung ein bloſser Umriſs, der nichts mehr als die Grundlinien, und eigentlich nicht einmal dieſe vollſtändig, enthält, indem vom Urſprung der organiſchen Einrichtung der Geſchöpfe nichts aus einander geſetzt, ſondern bloſs das Mechaniſche in der lebloſen Natur betrachtet wird. Das Werk zerfällt in zwey Theile, wovon ſich der erſte mit der Entſtehung der Weltkörper und ihrem Naturbau überhaupt beſchäftigt. Dieſer Urſprung und Naturbau wird vorerſt aus allgemeinen phyſiſch-mechaniſchen Grundſätzen entwickelt. Es iſt hier die Rede von der Bildung abgeſonderter Körper im Weltraume; von der Naturbeſchaffenheit und äuſsern Geſtalt der durch die frühere Vereinigung der zerſtreuten Materie entſtandenen Körper; von der Vergröſserung der im Weltraum abgeſondert ſchwebenden Körper durch Zuſammenſtürzungen und von den Wirkungen dieſer Naturbegebenheiten ſowohl auf äuſsere Geſtalt als innern Bau. Es folgt dann ferner die Ausbildung der Weltkörper in den Zeiträumen zwiſchen ihren Zuſammenſtürzungen, wobey zugleich einige Rückſicht auf die Entſtehung organiſcher Körper genommen wird, jedoch ohne ſich auf eine weitere Erklärung darüber einzulaſſen. Ausführlicher von den Wirkungen der ſpätern groſsen Zuſammenſtürzungen der Weltkörper, beſonders auf ihre organiſchen Producte. Nach dieſen Entwickelungen vergleichen die Vff. die wirklichen Beobachtungen des Naturbaus der Weltkörper mit ihren Anſichten, wobey ſie eine Menge intereſſanter Bemerkungen aus den beſten geologiſchen und mineralogiſchen Schriftſtellern benutzen.

„Die Theile der Materie, — ſagen die Vff. — nähern ſich aus der Ferne wechſelſeitig, verbinden ſich endlich zu Körpern, erhalten dieſe Verbindung durch gegenſeitige Anziehung, und beweiſen dadurch in der Erſcheinung das Daſeyn der *Anziehungskraft*. Durch den Widerſtand, der ſich zeigt, wenn ein Körper in den Raum eines andern zu dringen ſtrebt, äuſsert ſich das Daſeyn der *Abſtoſsung*. (Hieraus allein dürften ſich wohl die in der Natur ſichtbaren Repulſiv- und Expanſivkräfte noch nicht begreifen laſſen). In kleinern Abſtänden wirken materielle Verbindungen durch chemiſche Anziehungen auf einander, und hier zeigen ſich mehrere verſchiedene beſondere Anziehungsgeſetze, die von der beſondern Natur dieſer materiellen Verbindungen oder von gewiſſen Zuſtänden der Materien, deren Urſachen uns verborgen ſind, abzuhängen ſcheinen. Der Bildung aller Weltkörper ging eine Zerſtreuung der Theile voraus, und in dieſem Zuſtande wirkten alle materiellen Theile ſo auf einander, daſs jeder von allen übrigen, nach einer kaum denkbaren Mannigfaltigkeit von Richtungen und Kräften endlich in einer gewiſſen *mittlern* angezogen wurde, wovon das Reſultat die Bildung einer Menge von gröſsern Körpern in verſchiedenen Gegenden des Weltraums war. Viele von dieſen vergröſserten ſich allmälich durch Vereinigung ihrer Maſſen und erlangten, ſowie ſie heran wuchſen, auch ſtärkere Kräfte, die ſie in Stand ſetzten, noch mehrere ſolche in ihrer Reihe liegenden Maſſen mit ſich zu vereinigen. Jene kleinern Maſſen waren bey ihrer erſten Bildung vermuthlich in einem der Flüſsigkeit nahe kommenden Zuſtande. Während die Maſſen weiter heran wuchſen, bemühten ſich die beſondern Anziehungs- und Abſtoſsungskräfte ihrer Beſtandtheile, ſich immer mehr zu ordnen und die verſchiedenen Körperarten hervorzubringen, welche Producte der chemiſchen Einwirkungen ſind. Da ſich alle Flüſsigkeiten durch die Wirkung ihrer wechſelſeitigen Anziehungen in kugelförmige Geſtalten ordnen: ſo muſsten auch die Weltkörper kugelförmig werden. Die innere Ausbildung dieſer Weltkörper aber geſchah durch Niederſchläge, die ſich beſonders durch die Erdſchichten zu erkennen geben. Die Flüſsigkeiten, in welchen jene Niederſchläge erfolgt waren, und die ſich nicht ſelbſt auch zu einer feſten Maſſe gebildet hatten, bedeckten anfangs die feſte Oberfläche und waren theils tropfbar, theils expanſiv. Die letztern erhoben ſich durch ihre gröſsere ſpecifiſche Leichtigkeit über die erſtern, und bildeten Atmoſphären. Bey dem immer weiter gehenden Anwachs der Maſſen verbanden ſich auch immer mehrere Weltkörper mit einander, und dieſe Verbindungen geſchahen durch mehr oder weniger ſtarke

Zusammenstürzungen, welche zuweilen mit sehr heftigen Stössen verbunden waren. So lange sich die Massen noch im flüssigem Zustande befanden, gaben diese Zusammenstürzungen keine besondern Phänomene; allein so bald sie zu festen Massen geworden waren, zeigten sich sehr auffallende Veränderungen und zwar bey den flüssigen Theilen durch Fluthen und bey den festen durch die mancherley Lagen und Winkel der Schichtenmassen, welche durch jene reissenden Ströme noch mehr unter einander gemengt, auch hie und da abgesetzt wurden. — Diese Ansicht gewinnt in der That viel Wahrscheinlichkeit, wenn man an die jetzt so viel Aufsehen erregenden Steine, die aus der Luft oder gar aus dem Monde gefallen seyn sollen, denkt; — wenn man sich vorstellt, dass die neuen planetarischen Körper *Ceres* und *Pallas*, welche *Herschel* wegen ihrer Kleinheit *Asteroiden* nennt, und welche im Raume und in ihren Bahnen einander so nahe sind, dass das sonst bekannte Planetengesetz hier fast gänzlich aufhört, — vielleicht auch solche Brocken sind, die bald oder spät auf diesen oder jenen Weltkörper fallen, und ihn durch ihre Niederlassungen und Ansiedelungen so modificiren können, dass er sich kaum noch ähnlich sieht. — Und wer weiss, was Kometen angerichtet haben, wenn sie in ihren Bahnen auf planetarische Körper gestossen sind! Die Versetzungen des Meerwassers auf vorher trockenen Boden werden sehr sinnreich, ebenfalls aus solchen Zusammenstürzungen, erklärt. Der *zweyte* Theil beschäftigt sich mit der *Entstehung* der *systematischen Verbindung der Weltkörper*, wobey ebenfalls die allgemeinen physisch-mechanischen Grundsätze zu Hülfe genommen werden. Stellt man sich vor, dass die Einwirkung der bisher betrachteten Stofskräfte von irgend einer Zeit an ganz hätte aufhören können: so würde der Weltkörper, gleich als ob er wäre geworfen worden, — in der nämlichen Richtung und mit der Schnelligkeit, welche der fortdaurende Eindruck aller jener vergangenen Kräfte ihm gab, — beständig im im Raume fortgegangen seyn. Sonach muss die Bewegung eines jeden der entstandenen Körper für jedes Moment in zwey Bewegungen zerfallen. Die eine, die sogenannte *Wurfbewegung*, rührt von den *vorgegangenen Einwirkungen* der übrigen Materien des Weltalls auf ihn her, die andere aber, die *gravitirende*, ist eine Folge der *gegenwärtigen Einwirkung* der äussern Materie, und sucht ihn nach der mittlern Richtung zu leiten, die durch die mechanische Combination aller dieser Kräfte bestimmt wird. — Bey dieser Ansicht dringt sich aber die grosse Schwierigkeit auf, wie ein und dieselbe Grundkraft, die *anziehende*, sowohl jene *Stofskräfte* als auch die *gravitirende* in den Weltmassen zuwege gebracht haben soll. — Ferner da die Stofskräfte nach sehr verschiedenen Richtungen gewirkt haben müssen, wie man aus den so bunt durch einander liegenden Erd- und Steinschichten ersieht: so ist schwer zu begreifen, wie alle Planeten ohne Unterschied ihre drehende Bewegung gerade von Abend gegen Morgen haben bekommen können! Eine Erklärungsart, bey welcher die grosse Wirksamkeit der Sonne vorzüglich in Anwendung käme, würde deshalb wohl befriedigender ausfallen können; es wäre dieses selbst nach gegenwärtiger Theorie zu erwarten gewesen, wo die Vff. der *Expansivkräfte* gedenken, ohne auf irgend eine Art Gebrauch davon zu machen. Es folgen nun noch weitere Betrachtungen über die Ungleichheiten der Weltkörpermassen, über deren Ursache und die Bildung der Systeme, wo auch mathematische Darstellungen zu Hülfe genommen werden, wovon sich aber hier in wenigen Zeilen nichts mittheilen lässt. Eben so wenig von den allgemeinen Gesetzen und Regelmässigkeiten in der Ordnung der Weltsysteme, die hier aus der Theorie hergeleitet und mit der Erfahrung zusammengestellt werden. Was gegen das Ende folgt, zeigt von grosser Bekanntschaft der Vff. mit dem neuern Zustande der Sternkunde und von einer blühenden Einbildungskraft bey der Ansicht des Weltalls.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, in d. Ettinger. Buchh.: *Friedrich August Weber's kleine Reisen. Erster* Theil, welcher die vaterländischen Reisen enthält. 1802. XVIII. und 324 S. *Zweyter* Theil, welcher die Fortsetzung der vaterländischen Reisen enthält. 1802. 400 S. 8. (3 Rthlr.)

Eine sonderbare Erscheinung von einem Schriftsteller! Im J. 1770 reiste der Vf. als ein 18jähriger Jüngling von der Schule seiner Vaterstadt, Heilbronn, auf die Universität Jena. Diese Reise, die er auf dem öffentlichen Postwagen machte, beschreibt er mit vieler Umständlichkeit, so wie Alles, was zwischen ihm und seinen Reisegefährten, einem Judenmädchen und ihrem Hüter, einem Kaufmannsdiener und dem Schaffner vorgeht. Ehe er noch in Jena einzieht, trifft er in einer Schenke Studenten von dort, welche alte Bekannte von ihm sind, und ihn sogleich in die Geheimnisse der Musensöhne einweihen. Diese und andere Sächelchen, die 60 Seiten einnehmen, lässt der Vf. jetzt, 1802, drucken! — Drey Jahre nachher reiste er von Göttingen nach Heilbronn; und auch diese Reise wird auf ungefähr 80 Seiten beschrieben. Einige Jahre nachher besuchte ihn zu Heilbronn ein Freund. Mit diesem durchwandert er seine Vaterstadt und die Gegend umher. Auch das wird auf mehr als 100 Seiten sehr umständlich erzählt. Man lernt hier, wenn diese und jene Kirche ausgebessert, oder abgeputzt, diese oder jene Stiftung gemacht worden ist, kurz man kommt in eine sehr umständliche Bekanntschaft mit den beschriebenen Gegenständen, so wie mit den Freunden und Freundinnen des Vfs., deren ganze Geschichte mehrentheils zum Besten gegeben wird. Den Beschluss des ersten Bandes macht eine zweymalige Reise in den Kurort Löwenstein, den der Vf. auf das umständlichste beschreibt, und dessen Wasser gelehrt und genau untersucht wird.

Der *zweyte* Theil enthält auf 130 S. eine Reise nach Liebenzell, Deinach und Wildbad, nebst einer um-

umständlichen Beschreibung der Art, wie der Vf. reiste und einer eben so genauen Auskunft über die Gesellschaft, mit der er ging, über die Wirthshäuser, wo er einkehrte, und was da gesagt und gethan wurde. Die mineralischen Wasser analysirt er als Arzt, zeigt die Fälle an, in denen sie zu gebrauchen sind, und was man dabey zu beobachten hat. Die 2te Reise, die gegen 200 Seiten einnimmt, geht nach Marpach, in den Kurort Rietenau, zurück nach Marpach, und Heilbronn. Hier lernt man mehrere Bekannte des Vfs. nebst ihren Frauen und ihrer Geschichte sehr umständlich kennen, und erfährt genau, wie sie den Vf. empfingen und was sie sagten und thaten. Den Beschluss macht eine Reise aus Heilbronn in das kaiserl. Lager bey Heidelberg, nach Manheim und Schwezingen und wieder zurück. Dass sich hier eine Beschreibung von Manheim etc. finde, wird der Leser von selbst erwarten. Der Vf. sucht alles sorgfältig auf, sieht auch die Gypsabgüsse zu Manheim, und bey dieser Gelegenheit schreibt er eine gelehrte Abhandlung über Laokoon, den farnesischen Herkules und die Flora, den sogenannten Klopffechter etc. Bey Gelegenheit der 12 Cäsarn nennt er einen jeden besonders und liefert seine Geschichte aus Suetonius und andern Schriftstellern. Dann kommt die Reihe an Antinous, an die Sappho, an Biblis und Caunus, an die Niobe und ihre Töchter etc. Bey Antinous citirt er alte Autoren wie Dio Cassius u. s. w.; und eben so schreibt er auf ein paar Seiten ab, was Füsli über die Niobe und was Wieland über Pergolese schrieben, nebst vielen andern Citaten.

Am Ende einer jeden dieser Reisen finden sich viele und lange Anmerkungen oder Excurse, die gewisse Theile des Textes erweitern und ausführlich erklären, oder auch die Lebensbeschreibungen der genannten Personen enthalten. So giebt er z. B. bey Gelegenheit seiner Tochter, die er im 10ten Jahre verlor, sehr umständlich ihren Charakter, ihre ganze Erziehung und ihre Krankheitsgeschichte. Endlich, damit ja nichts umkomme, erzählt er, dass er schon als ein Knabe von 10 Jahren einmal nach Manheim gereist sey, und dass er schon damals sein Tagebuch gehalten habe, aus welchem denn mehrere Auszüge dem Leser mitgetheilt werden.

Aus dieser Anzeige möchten wohl unsere Leser schliessen, dass diese zwey Bände von Reisebeschreibungen wenig Erbauliches enthalten; doch möchte Rec. dies nicht ohne Einschränkung sagen. Freylich hat er das Werk mehr als einmal mit Ungeduld auf die Seite gelegt, aber auch wieder zur Hand genommen, weil in der Schwatzhaftigkeit des Vfs. eine eigene Art von Gutmüthigkeit, Jovialität, Herzlichkeit und Frohsinn herrscht. So unbedeutend oft seine Gegenstände sind und so langweilig seine Weitschweifigkeit uns wird: so weiss er uns doch wieder zu versöhnen, und durch die angeführten Eigenschaften für sich und die Seinigen zu interessiren. An seiner Sprache wäre vieles auszusetzen, und überdiess ist das Werk so fehlerhaft gedruckt, dass es schwer seyn würde zu entscheiden, was Sprachfehler und was Druckfehler sind. Von seiner Art scherzhaft zu schreiben, mag Folgendes zum Beyspiele dienen. B. II. S. 216. „Jupiter Pluvius war diesmal verborgen in seinem ehelichen Kämmerlein.“ S. 249. „Man liess sich durch Jupiter Pluvius, welcher sich aus seinem Ehestandskämmerlein schon in der verflossenen Nacht herausgefördert hatte, nicht abhalten“ etc. S. 300. „Jupiter Pluvius war noch immer mit seiner nassmachenden Amtsverrichtung beschäftiget“ etc. Ueberhaupt ist er in den Jupiter Pluvius so verliebt, dass man ihn, ausser den angeführten Stellen, noch öfter wieder findet.

BATH, b. Crutwell: *A Tour through the northern counties of England and the borders of Scotland.* By the Rev. *Rich. Warner.* 1802. Vol. I. 316 S. Vol. II. 300 S. 8. (6 Rthlr.)

Unter den Reisebeschreibungen, die die Engländer über ihr eigenes Land geliefert haben, ist diese eine der reichhaltigsten und besten. Die Reise geht durch einen höchst interessanten Strich von England, und der Vf. sucht überall das Merkwürdigste auf, beurtheilt es mit Verstand und Ruhe, und beschreibt es mit Simplicität. Gegen die Gewohnheit mehrerer seiner Vorgänger, die auch Geistliche waren, verhandelt er weder Theologie, noch Politik; seine moralischen Bemerkungen sind nicht gehäuft, und selbst über die Kirchen und ihre Denkmäler liefert er weniger, als Rec. in englischen Werken dieser Art zu finden gewohnt ist. Auch von statistischen Nachrichten, die die englischen Reisebeschreiber so gar sparsam über ihr eigenes Land geben, finden sich hier viele und interessante. Seine Beschreibungen von Gebäuden, Anlagen u. dgl. sind nicht zu umständlich, und also nicht ermüdend. Seine Verzeichnisse von Gemälden und andern Kunstsachen werden viele zu lang, andere zu kurz finden, und noch andere würden sie ihm vielleicht lieber ganz erlassen. Es ist immer eine kitzliche Sache, Nachrichten von solchen Sammlungen zu geben, die den Leser selten befriedigen, weil sie nicht anschaulich genug dargestellt werden können. Indessen darf der Reisebeschreiber sie nicht ganz übergehen, weil man sonst im Auslande keinen Begriff von den Schätzen erhielt, die dort aufgehäuft sind. Zwar kennen wir die hauptsächlichsten Sammlungen schon längst aus Volkmann; allein seit der Erscheinung seines Werkes hat sich manches geändert, und hin und wieder sind neue entstanden und alte vermehrt worden.

Theil I. (S. 22.) In den sogenannten Glosterthale werden jährlich 7 bis 800 Tonnen Käse gemacht. Der Centner gilt 43, 44 bis 45 Schillinge. Die Geschäfte der Glosser-Nadelfabriken haben durch den letzten Krieg um $\frac{1}{3}$ abgenommen. (S. 53.) In der Worcester Porcellan-Fabrike verdienen die Dreher wöchentl. 25 Sh. die Glasirer 21, und die Maler von 30 bis 42. Man machte Tassen für den türkischen Kaiser, das Paar zu 10 Guineen. Die Porcellanfabrike zu Derby beschäftiget zwischen 2 und 300 Menschen. In Sheffield (S. 187.) zählt der Vf. 45,694 Einwohner. (S. 197.) Eiserne

Brücken

Brücken haben jetzt einen entschiedenen Vortheil über die steinernen, indem sie nur $\frac{1}{3}$ des Aufwandes und $\frac{1}{10}$ der Zeit, sie zu errichten, fodern. (Dieser sehr grosse Unterschied fiel Rec. auf; allein die Untersuchungen, die er über die Anschläge angestellt hat, die bey Gelegenheit der neuen Londner Brücke gemacht worden sind, zeigen, dass die Bemerkung so ziemlich richtig ist). Ueberdiess sollen die eisernen Brücken eben so dauerhaft seyn, als die steinernen, wo nicht noch dauerhafter. Bis hieher hat sich Hr. Wilson am besten auf diese Brücken verstanden, und kürzlich eine von ungeheurer Grösse nach Jamaica geschickt, die zu Kingston errichtet werden soll. — Newcastle beschäftigte im J. 1800 nicht weniger als 7840 Schiffe mit der Ausfuhr seiner Güter.

Theil II. S. 23. Umständliche und interessante Beschreibung von Bamborough-castle und seinen Rettungsanstalten für Seeleute, die man einem Bischofe Crewe zu danken hat. (S. 41.) In Berwick werden jährlich für 20,000 Pfund Str. Eyer aufgekauft. Vom Oct. 1797 bis Octbr. 1798 wurden 5254 Kisten davon nach London verschickt. Das jährliche Einkommen des Zollhauses dieser Stadt ist in 16 Jahren von 1000 auf 6000 Pf. Str. gestiegen. (S. 117.) Die Eisenbergwerke in der Gegend von Ulverstone sind so ergiebig, dass jährlich 20,000 Tonnen ausgeführt werden. Dabey ist das Erz so reich, dass es 75 in 100 hält. (S. 145.) Die Musterkarten einiger Manchester-Kaufleute enthalten mehr als 2000 Proben verschiedener Waaren. Die Herren Atkinson beschäftigen 1500 Menschen unter einem Dache. Man hat eine Maschine, die von 2 Personen besorgt wird, und die Arbeit von 580 Weibspersonen verrichtete. (S. 153.) Vor 17 Jahren legte der Herzog von Bridgewater 4 Fahrzeuge auf seinen Canalen an, und bot sie zu einem jährlichen Pachte von 200 Guineen aus, welchen niemand unternehmen wollte. Jetzt bringen sie dem Herzoge, nach Abzug aller Kosten, jährlich 4000 Pf. Str. ein. Die Kohlenbergwerke dieses Herzogs liefern täglich 300 Tonnen, wovon der Centner zu $3\frac{1}{2}$ Penny auf der Stelle verkauft wird. (Also beynahe 100 Pf. Str. täglich). Die Zahl der dabey angestellten Menschen ist 1300. (S. 163.) Unter den Salzgruben von Northwich befindet sich eine, aus der man täglich gegen 50 Tonnen Bergsalz ziehet. Der gesammte Ertrag des Berg- und Solensalzes dieser Gegend soll sich jährlich auf 50,000 Tonnen belaufen. (S. 190.) In der Gegend von Colbrokedale ist ein gegossenes eisernes Rad von 162 Fuss im Umfange. (S. 215.) Boulton zu Soho beschäftiget, aller seiner Maschinen ungeachtet, 600 Menschen. Jede seiner Münzmaschinen prägt in 1 Minute von 70 bis 84 Stücke; beide Seiten, sowohl als der Rand, werden auf einmal geschlagen, und die Münze kommt aus der Maschine in ihrer ganzen Vollkommenheit. Auf diesen Maschinen können 4 zwölfjährige Knaben im Verlaufe von 6 Stunden 200,000 Stück Münzen prägen. (S. 222.) 15,000 Einwohner der Stadt Birmingham sollen im letzten Kriege ihr Handwerk gegen den Soldatenstand vertauscht haben. Doch setzt man die Bevölkerung dieser Stadt noch auf 70,000.

Th. I. S. 201. ist statt Scaleogni, Scagliuola, statt Cavacippi, Cavaceppi; S. 226. st. Carnialetti, und S. 239. st. Carmoletti Canaletti zu lesen.

Leipzig, b. Wolf u. C.: *Briefe über Italien geschrieben in den Jahren 1798 und 1799 vom Vf. der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Dritter* Band. 1802. XIV. u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. beruft sich auf das allgemeine Urtheil, das er in dieser Zeitung (1802. Nr. 165.) über die beiden ersten Bände dieses Werkes fällte, und das auch grösstentheils auf den 3ten passt. Der Vf. fährt fort, Italien zu behandeln, wie es von den mehresten seiner Vorgänger behandelt worden ist, d. h. er beschreibt die Orte und Gegenstände, die ihm vorkommen, und die von so vielen andern auch schon beschrieben worden sind. Rec. macht ihm dieses Recht nicht streitig, was sich auch übrigens darüber sagen liess, sondern bleibt blos bey dem Versprechen stehen, das der Vf. in der Vorrede zum ersten Bande that, und nach welchem der Leser gerade etwas ganz anderes zu erwarten berechtiget war. Uebrigens passt dieser Vorwurf nicht auf den 3ten Bd., denn im J. 1799 tritt der Vf. in französische Kriegsdienste, und von der Zeit an beschreibt er die Begebenheiten des Tages, von denen er zum Theil Augenzeuge war. Dieser Zeitpunkt jedoch ist nur kurz, denn der Vf. wird sehr bald in Mantua eingeschlossen, wird mit der Festung übergeben, kommt in österreichische Gefangenschaft, und damit sind seine Reise und sein Werk geendiget.

Dieser Theil fängt mit der Abreise von Venedig an und geht über Padua, Vicenza, Verona (die Einwohner dieser letztern Stadt betrachtet er so ziemlich durch eine französische Brille, durch die sie sich freylich nicht auf das vortheilhafteste zeigten) bis Mailand, wo sich der Vf. eine geraume Zeit aufhält, und über deren Einwohner er mit derselben Härte urtheilt, die Rec. schon in den ersten Theilen bemerkte. Auch liefert er von hier aus mancherley aus der Geschichte des Tages, über den neapolitanischen Krieg und die erneuerten Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich. Ueber die Entwürfe dieses Feldzugs, Schlachten etc. nimmt er das Ansehen eines Kenners an, und beurtheilt, tadelt und verurtheilt die Fehler, welche die französischen sowohl als die kaiserl. Generale, nach ihm, gemacht haben. Von Mantua aus beschreibt er die Belagerung und liefert einige interessante Nachrichten. Manches über die französischen Armeen und den Soldaten insbesondere. Im Ganzen ist er, obschon in französischen Diensten, ziemlich unpartheyisch und billig, und gehört gewiss nicht unter die unbedingten Bewunderer, oder die Verblendeten und Hintergangenen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. April 1803.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Univ. Dr.: *Martini Schwartner*, Bibliothecae R. Scient. Universitatis Peſtanae Cuſtodis primi et Profeſſoris Diplomaticae, *Introductio in rem diplomaticam Aevi intermedii praecipue Hungaricam.* Cum Tabulis V. aeri inciſis. Editio 2. auctior et emendatior. 1802. 403 S. 8. (Prän. Pr. 2 Guld. 15 Kr.)

Der Vf. erklärt dieſe ſeine neue Ausgabe für ein beynahe neues Werk. (*Praef. VIII.* „*ita prodit priore auctior et emendatior, ut novum quodammodo opus ſuo jure dici debeat.*) und in der That durfte er dieſs thun. Seit Erſcheinung der erſten Ausgabe (Peſt 1790. 8.) alſo in 12 Jahren, arbeitete er mit ſeiner gewohnten Thätigkeit an der Vervollkommnung deſſelben. Während in Deutſchland in dieſem Zeitraum wenig für dieſe Wiſſenſchaft geſchah, (auſser Gatterer's und Schönemann's bekannten Schriften erhielt die Diplomatik in einer mit andern Gegenſtänden ſo ſehr beſchäftigten Zeitepoche keine ſehr bedeutende Erweiterung) wühlte der Vf. in ungeriſchen Archiven, las die beträchtlichen Urkunden-Sammlungen der Jeſuiten Heveneſi und Kaprinaj durch, (von deren Entſtehung und Inhalt er uns in der Vorrede intereſſante Nachrichten ertheilt) und benutzte die ſeit 1790 erſchienenen Bereicherungen der ungeriſchen Geſchichte mit Urkunden. So entſtand ein Werk, dem man das gerechte Zeugniſs geben kann, daſs es nicht nur an Seitenzahl und engerm Druck, ſondern auch an Sachreichthum und tieferem Eindringen ins Innere der Wiſſenſchaft die erſte Ausgabe weit hinter ſich läſst. Schade daſs (wie der Vf. S. 86. zu erkennen giebt) *Cornides Vindiciae Anonymi B. R. Not. ed. a Jo. Chriſt. Engel* (Budae 1802. 4.) erſt während des Abdrucks ſeines Werks herauskamen. Der Vf. nennt übrigens S. 48. ſeine Einleitung nur einen Vorhof zur Specialdiplomatik von Ungern, und wünſcht ſelbſt ein ausführlicheres Werk darüber: (*donec filius patriae exiſtat aliquis, qui ad modum Mabillonii, Beſſelii Heumannique Rem diplomaticam Hungariae illuſtret confirmetque*). Rec. wüſste niemanden, dem dieſer Ruhm mit beſſerem Rechte vorbehalten ſeyn könnte, als den Vf. ſelbſt. Wenn er indeſſen ein ſolches Werk, dem freylich mehrere Hinderniſſe im Wege ſtehen, nicht zu liefern wagen ſollte: ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daſs Hr. v. *Schw.* dazu Vorarbeiten liefern möge, die jetzt ſchon, und von Niemanden leichter als von ihm, geliefert werden können. So z. B. fehlt noch ein *Gloſſarium latinitatis medii Aevi Hungaricae*; — ein kritiſch-chronologiſcher Real-Index aller ſchon aus Originalen oder Abſchriften gedruckten Urkunden; — ein berichtigtes und vervollſtändigtes chronologiſches vom Vf. ſelbſt S. 264. gewünſchtes Verzeichniſs der Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Reichsbaronen, Kanzler, Vicekanzler und Obergeſpänne, die am Schluſſe der ungeriſchen Urkunden angeführt zu werden pflegen, ein Abdruck des vom Vf. S. 26. fg. erwähnten *Regiſtri de Thwroch* u. ſ. w.

Nach dieſen Vorerinnerungen geht Rec. zu einzelnen Bemerkungen über, die ſich ihm beym Durchleſen des Buches, und in Hinſicht auf ungeriſche Specialdiplomatik darboten, und die hier nicht aus Tadelſucht, ſondern aus Liebe zur Wiſſenſchaft angebracht ſind. S. 13. ſagt der Vf. „*Commenta hujusmodi diplomatica in Hungaria non minori numero, quam alibi ſunt obvia.* Er hätte zum Beyſpiel die Urkunde von Andreas II. 1214 anführen ſollen, nach welcher eine Familie von Atila abſtammte. (*Pray diſſ. IV. p.* 75.) Niemals war die Königl. Kanzley ſo ſchlecht beſtellt, als unter Andreas II. In einer Urkunde vom J. 1217 läſst ſie K. Andreas II. ſelbſt ſagen: Er habe alle Privilegien der Zagraber Kirche, die man ſchon *abgeſchrieben* aus alten und neuen Urkunden ihm vorgelegt habe, ohne weiters beſtätigt, nach ſeinem Grundſatze: *ea, quae Deo data ſunt, firma eſſe et irrevocabilia.* (*Katona*, beym J. 1217. S. 254.). Damals erhielt auch der Abt von Martinsberg (der dem K. Andreas früher, als er noch bloſs Herzog war, wider den rechtmäſsigen K. Heinrich oder Emericus, ſtaatsverrätheriſch beyſtand) ſehr leicht die Beſtätigung des berüchtigten Stephaniſchen Schenkungsbriefes, vom J. 1001., welchem aber ſehr bald darauf ein geweihter Mann, der Biſchof von Veſzprim das *vitium falſitatis* eben ſo gut vorwarf, als unter K. Henrich der Biſchof von Fünfkirchen ein gleiches von einer Schenkungsurkunde für die Abtey von Földvár behauptete, (Kat. in Emerico p. 544.) und erwieſs (Schwartn. p. 24.) S. 10. hätte bey Erwähnung der ſogenannten *locorum credibilium* über die Entſtehung derſelben die Auskunft aus *Kovachich Veſtigia Comitiorum* S. 113. gegeben werden ſollen. Bey S. 56. iſt Rec. ganz mit der Meynung des Vfs. daſs es nie ein eignes Magyariſches (oder wie man es verkehrt nennt, Hunniſch-Scythiſches) Schrift-Alphabet gegeben, einverſtanden. Die älteſte ungeriſche Urkunde, welche Hr. v. *S.* geſehen, iſt eine Quittung vom J. 1478. und die älteſte Slaviſche iſt ein Brief vom J. 1453. — Der Vf. macht S. 62. aufmerkſam auf die noch zu bearbeitende Diplomatik der Nebenländer des ungeriſchen Reichs. Von der ſerviſchen Diplomatik hat Hr. v. *Engel* die erſten Spuren

in Volcans Briefen an den Papſt vom J. 1198. und in Stephans I. (Sohns von Neeman) Siegel angeführt. (S. die zu Halle 1801. erſchienene Geſchichte von Serwien S. 210. 212.) Ein gelehrter Serwier ſollte freylich die noch zerſtreuten Data zu einer Serwiſchen Diplomatik (wovon einige auch in *Montfaucons Palaeogr. Graeca* p. 449. vorkommen,) zuſammenſtellen, und einige der merkwürdigern im Carlowitzer Archiv befindlichen Urkunden, welche zum Theil mit goldnen Bullen verſehen ſind, (S. 163.) abbilden laſſen. Von wallachiſchen Urkunden ſagt unſer Vf. S. 62. „*De Inſtrumentis lingua Valachica conſcriptis nihil habeo, quod pro certo adferam.*“ Rec. glaubt jedoch, daſs der Vf. etwas von den Diplomen der wallachiſchen Fürſten ſeit 1372, auf denen noch heut zu Tage manche Rechte von Fogaraſer Edelleuten beruhen (aus *Benkös Milcovia* II. 283. und dem ungeriſchen Magazin I. S. 365.) und der Moldauiſchen ſeit 1387 (vorzüglich aus *Dogiel* I. S. 597.) hätte berühren ſollen. Bey S. 75. und 255. wünſchte Rec. einverſtändlich mit dem Vf. aber am liebſten von ihm ſelbſt eine ordentliche und vollſtändige Tabelle über die Veränderungen der ungeriſchen Namen in den Diplomen, mit Anmerkungen, wie z. B. aus Geceſer, Geyſa, aus Benedictus, Bánk gemacht worden, und wie eine und dieſelbe Perſon auch zweyerley Namen geführt habe, z. B. Bela und Adalbertus. S. 139. iſt Rec. nicht der Meynung des Vfs. über die Auslegung des Monogramms in der vorgeblichen Urkunde Stephans I. vom J. 1001. Der Vf. findet darin die Worte: *Stefanus Rex Auguſtus:* Rec. aber folgende: *Stefanus Dei Gratia Rex* (vergl. S. 234.) S. 146. fg. wäre bey Gelegenheit der Siegelverfälſchungen im Verfolg deſſen, was über Andreas II. ſchlechtbeſtellte Kanzley ſchon oben geſagt worden, auch noch anzuführen: *quod* (wie er ſelbſt S. 123. ſagt) *de adulteratione duplicis ſigilli noſtri antiqui liquido nobis conſtiterit, propter quod illud in medium ſequeſtrari fecimus etc.* Von dem Gebrauche des ſchwarzen Wachſes zu Siegeln in Ungern hat der Vf. S. 156. eine deutliche Spur vom J. 1367 angeführt; von Oblaten-Siegeln hat er aber auch nach neuern Unterſuchungen kein älteres als vom J. 1602 in Ungern gefunden, citirt aber Hn. *Kindlinger*, der in Weſtphalen dergleichen vom J. 1571. folg. entdeckt hat. Zufolge S. 175. nimmt der Vf. an, daſs das viermal gebälkte ungeriſche Wappen von K. Emerich herrühre, der vier Königreiche in ſeinem Titel geführt, und eben ſo viele durch Balken im Wappen bezeichnet habe; eine ſinnreiche Hypotheſe, welche eine weitere Prüfung verdient. Von Andreas II., der ſelbſt ein Johanniter-Ritter geweſen, rühre das doppelte Kreuz her. (Hiermit ſtimmt aber Hr. *Schönwiesner* nach Anleitung einer Münze S. 128. in *Notitia Rei Num.* nicht überein.) Die drey Hügel bedeuten nach dem Vf. S. 179. nicht die Gebirge Tatra, Fatra, Mátra, ſondern die drey Stände: Prälaten, Baronen, Adliche. Ludwig I. vereinigte zuerſt das Kreuz und die Balken. — Nach S. 187. vergl. S. 284. hat der Vf. unter den aufgedrückten Siegeln der Urkunden von Karl I. an bis Albert folgende Formeln gefunden: *Commiſſio Domini Regis relatio Henrici, Piponis etc.* S. 190. hätte nicht verſchwiegen werden ſollen, daſs die *Corrigiae* vor dem XIII. Jahrhundert nach der Meynung und den Beweiſen der vorzüglichſten Diplomatiker nicht üblich geweſen, welches Hr. *Gebhardi* in der vom Vf. citirten Stelle ganz richtig und zweckmäſsig in Anregung bringt. S. 200. iſt der Vf. mit Palma der Meynung, daſs Sigmund zuerſt Wappen an ungeriſche Familien verliehen habe. Der älteſte Wappenbrief ſey vom J. 1401. Der Vf. hätte jedoch auf den viel ältern Gebrauch der Turniere in Ungern und auf die Zeichen, die man ſchon damals auf dem Helme führte, zurückſehen ſollen: So z. B. weiſs man von Karl-Robert, daſs er in Turnieren als ſein Zeichen, einen Strauſs auf dem Helme trug. Auch hätte ſein Diplom vom J. 1326. in Erwägung gezogen werden ſollen, wo es heiſst: *Criſtam inferius deſcriptam, quae vulgo Tzimer dicitur, in forma avis, ſcilicet Falconis aurei, habentis diſtenſas blancas alas, . . eidem M. Nicolao . . in ſignum dilectionis ſpecialis duximus conferendam.* (Vergl. die Münze Karl Roberts bey *Schönwiesner* Nr. 76. Tab. II.) Es wären auch wohl die ſchon im XIV. Jahrhundert vorkommenden Privatſiegel mit den ſpätern Wappen derſelben Familien zu vergleichen. Daſs z. B. die Bubek's auch ſpäter das nämliche Wappen brauchten, welches Detricus Bubek 1399. (S. *Batthyáni LL. eccl.*) in ſeinem Siegel führte, beſtätigt *Bartholomaeides in Memorab. Csetnek* (Tab. I. Fig. 2.) und das Wappen des *Nic. Kouth* vom J. 1363. bey *Wagner Collect. Geneal. I.* Fig. 14. vgl. 15. S. 202. Ein merkwürdiges Beyſpiel *einer* auf drey Siegeln zerſtückelten Inſchrift geben die ſtändiſchen Siegel der drey Nationen in Siebenbürgen. S. 204. bey den Worten: *Caſſovia prima fuit* — hätte auf die ſiebenbürgiſche Quartal-Schrift VII. S. 216. zurückgeſehen werden ſollen. S. 210. hat der Vf., der ſonſt die diplomatiſche Literatur vollſtändig am gehörigen Orte beybringt, bey dem päpſtlichen Fiſcher-Ringe vergeſſen, auf folgende ſehr brauchbare Abhandlung zu verweiſen: *Specimen inaugurale ſphragiſtico-diplomaticum de annulo Piſcatoris. Quod ſub praeſidio . . Georgii Andreae Willii . . pro conſequendis Magiſterii honoribus die 19. Jun. 1787 publico examini ſubjicit Joh. Gabr. Bezzel, Norimbergenſis.* (*Altorfii* 40 S. 8.) — Bey S. 236. a) hätte nicht übergangen werden ſollen, daſs die älteren dalmatiſchen Diplomen, und beſonders die angeblich von Colomann ausgeſtellten Urkunden für Spalatro und Trau von 1103 und 1108 ſehr verdächtig ſind, (v. *Engels* Geſchichte des ungeriſchen Reichs II. S. 480.) Daſs Rama S. 238.) eigentlich die Herzegovina, das ſüdliche Bosnien bedeute, hat Raitſch (bey v. *Engel* III. 192.) bemerkt. Die eigentliche Bedeutung des Titels: *Regnum Cumaniae*, hat der Vf. nicht angegeben; auch hat Matthias Corvinus nicht nur Schleſien und die Lauſitz, ſondern auch Mähren beſeſſen, (S. 236.) und in ſeinen Titeln geführt. Die Formeln, welcher ſich die Könige von Ungern in ihren Verleihungen (zumal von Freyheiten an den Bürgerſtand) im Eingange bedienten, drücken öfters ſehr geſunde und ſogar in unſern Zeiten hier

und

und da verkannte Grundſätze einer guten Staatsverwaltung aus, und hätten vom Vf. S. 243. mehr Lob, als Ironie verdient. Man leſe nur die Urkunden, wie ſie in *Schlözer's* kritiſchen Sammlungen S. 280. fg. in einer ſchönen Reihe zuſammengeſtellt ſind. S. 248. hätten die Beyſpiele von ſonderbaren Urſachen der Schenkungen noch ſehr vermehrt werden können, und (weil die Sache lehrreich und wichtig iſt,) der compendiariſchen Kürze ungeachtet, vermehrt werden ſollen, zumal da man auſser Hn. v. *Schwartners* Werke nichts befriedigendes in dieſen Fache hat. S. 251. hat der Vf. das Beywort *glorioſus* oder *glorioſiſſimus*, vergeſſen, mittelſt welchen die Könige von Ungern ihrer ſelbſt, und ihrer Vorfahren und auch andere derſelben (z. B. in *prologo Anonymus B. R. Not.*) gedachten. S. 254. hätte der Vf. bemerken ſollen, daſs einige Familien-Namen in Ungern allerdings ſchon in dem XI. Jahrhundert gebräuchlich waren, allein daſs dieſe eingewanderte Deutſche und Italiäner geweſen. Stoff zur Ausführung dieſer Bemerkung giebt *Thurotz II.* 10. ſeq. So z. B. lebte zu Salomons Zeiten Wyd von Gurhkeled (Gutgeld?) (ibid. Kap. XVI.) Die Formel: *N. de genere* (oder *de generatione*) *N.* muſs hierbey nothwendig erläutert werden. Bey S. 259. hätte ſchicklicher als S. 274. wegen mehrerer Beyſpiele von verſchiedenen Namen und Zweigen einer Hauptſtammfamilie auf die *Collectanea genealogica*, von *Wagner* (Decades V.) verwieſen werden ſollen, die zu Peſt 1802 früher, als das Buch des Vf. erſchienen. — S. 260. wird mit Recht der Miſsbrauch gerügt, der mit den ſogenannten Prädicaten getrieben wird. Vorzüglich treiben denſelben die ſiebenbürgiſchen Szekler, bey denen es faſt allemal, ſtatt z. B. *N. de Kézdi Szent Lélek*, welches gleichſam ein Grundeigenthum von dieſem Orte anzeigt, heiſsen ſollte: *ex Kézdi Szent Lélek*, weil ſie daher ſtammen, ohne vielleicht einen Fuſsbreit Landes daſelbſt zu beſitzen. S. 261. war dem Rec. ſehr auffallend die Kürze, mit welcher der Vf. von den *Servientibus privatorum* ſpricht, und noch auffallender ſein Stillſchweigen über den Ausdruck *Jobbagyones* und deſſen nach und nach ſo ſehr veränderte Bedeutungen; der zur Erläuterung hierher nöthigen deutſchen Literatur, z. B. *Eſtor de miniſterialibus*, *Scheidt's* Nachrichten vom hohen und niedern Adel etc. hat der Vf. gar nicht gedacht. Dennoch iſt es gerade hier, wo man dem Diplomatiker zurufen muſs: *Hic Rhodus, hic ſalta!* Bey S. 262. glaubt Rec. daſs das Wort: *Barones* — aus *Boerones*, oder *Bojarones* gebildet, und alſo Slaviſchen Urſprungs ſey: (andere leiten es bekanntlich von Wahr, Wahren, ab); auch hält er es mit *Szarke* in Abſicht auf die Ableitung des Worts *Nador Iſpány*, und glaubt das *Nagy Ur* habe in den alten Zeiten den Herzog, und dann den König von Ungern bedeutet. Das Thema von den Grafen in Ungern iſt beſſer als ſonſt irgendwo, mit Beybringung einer merkwürdigen Urkunde S. 267., aber doch nicht erſchöpfend genug abgehandelt. So z. B. iſt die Formel: *Comes pro tempore conſtitutus* nicht erwähnt, noch weniger iſt der Unterſchied erklärt, der z. B. in Zipſen zwiſchen dem *Comes pro tempore conſtitutus* und dem *Comes terrae Scepuſienſis* (d. h. dem Präſidenten der XXIV. Königl. freyen Städte und Flecken) ſtatt fand: vielmehr findet Rec. in dem Ausdruck des Vfs. S. 266. „*nec non Comes terrae Scepuſienſis, Lundgraf, qui anno demum 1465 perpetuus factus eſt*“ — eine Ideenverwechſelung. (S. *Schlözers* Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen S. 690.). S. 276. fg. läſst ſich die ungeheure Summe von 1,280,000 Ducaten, die dem Uebertreter des Diploms vom heiligen Stephan für die Veſzprimer Kirche zum heiligen Michael angedroht wird, durch nichts entſchuldigen, und gehört mit zu den übrigen zahlreichern Kennzeichen der Unächtheit dieſes Diploms. Im Gegenſatz der Imprecationen und Verwünſchungen, welche ſo manches Diplom ſchlieſsen, hätte der Vf. den päpſtlichen am Ende der Bullen ſtehenden Wunſch: *Bene Valete*, erwähnen und aus „*Oelrichs de Siglo Pontificali Bene Valete.*“ 1773. fol. erläutern ſollen. Eben dieſer *Oelrichs* hat ein *Programm de ſtampilla diplomatica.* Palaeo — Stettini et Roſtock 1762. fol. herausgegeben, deſſen bey S. 287. zu erwähnen, der Mühe werth geweſen wäre. Von der Art, durch Handzüge Urkunden zu unterfertigen, hätte aus *Cosmans* (eigentlich *Peter Ant. Franks*) Abhandlung vom groſsen Namenshandzeichen Maximilians I. (Maynz 1786. 67 S. gr. 8.) ein Beyſpiel angezogen werden können. S. 301. Das Herumreiſen der Könige ward durch die überall zerſtreuten *Udvarnicos* ſehr begünſtigt, von denen wir beym Vf. keine Auskunft erhalten haben. S. 329. Die im Diplom Belas II. für Dennes, falſch angezogene Epakte iſt auch nur einer der mehrern Beweiſe wider die Aechtheit deſſelben. — Das angehängte *Diplomatarium* beſteht aus XXXV. Urkunden (bey der erſten Ausgabe beſtand es nur aus XII.) Die Beſitzer der vorigen Ausgabe werden wünſchen, daſs keine Urkunden derſelben hier wieder abgedruckt, ſondern ihre Stellen durch ganz neue und noch ungedruckte erſetzt wären. Rec. hingegen richtet ſeinen Wunſch dahin, daſs der Vf. bey einer künftigen Auflage ſeines Werks, welche daſſelbe wohl bald erleben dürfte, einen Band ganz einer vollſtändigen Ausführung der Diplomatik, und den zweyten einem reichhaltigen Diplomatario von Urkunden aller Art, mit erläuternden kritiſchen, auf die Vorſchriften der Diplomatik hinweiſenden Anmerkungen widmen möge. An Materialien kann es ihm (wie aus der Vorrede erhellt) nicht fehlen, noch weniger aber gebricht es ihm an Geſchicklichkeit und Fleiſs, um dem vollen Glanze des Ruhmes „ein Mabillon für Ungern zu ſeyn,“ immer näher zu kommen.

Ohne Druckort: *Die Revolutionsgeſchichte der Venezianer im Jahr 1797.* In Briefen bearbeitet von *J. F. Fick.* Mit der Anſicht des Markusplatzes. 1802. 318 und XXIV S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine Revolutionsgeſchichte der Venezianer im J. 1802 herauszugeben, ſcheint etwas gewagt zu ſeyn; wenigſtens werden viele die Frage aufwerfen, für welche Claſſe von deutſchen Leſern das Werk eigentlich

lich bestimmt sey? Für das grosse Publicum, das blofs aus Neugierde liest, auch allenfalls zu seiner Zeit über die Begebenheiten sich oberflächlich zu unterrichten wünscht, ist es nicht; denn für dieses hat der Gegenstand den Reiz der Neuheit schon zu sehr verloren; auch ist es für diese Classe, die übrigens die Hauptbegebenheiten schon längst weifs, viel zu umständlich, kleinlich und weitschweifig. Für den eigentlichen Gelehrten und künftigen Geschichtschreiber ist es nicht befriedigend und gründlich genug, indem der Vf. keine wichtigen Quellen hatte, aus denen er schöpfen konnte, ja nicht einmal alle die Werke benutzt hat, die wir über die Revolution von Venedig besitzen. Die *Lettera ingenua ad un amico* etc. die venezianische Zeitung „*il nuovo Postiglione*" und die *Raccolta di carte publiche* (das wichtigste von den dreyen) sind die Werke, die er am häufigsten citirt. Das Uebrige ist das, was er selbst gesehen, oder hin und wieder gehört hat, und wobey in Zeiten der Unruhen und der Staatsumwälzungen, sich so manche Irrung natürlich einschleicht. Aber von einer dritten Seite könnte das Werk dem Publicum willkommen seyn, nämlich durch eine neue, interessante und anziehende Darstellung des Ganzen. Hierzu aber ist der Vf. ganz und gar nicht geeignet. Seine Manier ist äufserst weitschweifig und schwerfällig, und seine Sprache durchaus seltsam, gedehnt, hin und wieder abentheuerlich und nicht selten undeutsch. Um diesen Vorwurf zu rechtfertigen, will Rec. nicht hin und wieder Stellen aus dem ganzen Bande ausheben, sondern einen einzigen Bogen wählen; und das sey der erste. S. 15. „Für sie sank am Abendhimmel, allmälig die *Sonne der Hoffnung* nieder, und eine *dunkle Aussicht durch eine finstere Nacht schien allmälig sich zu nähern*, welche den Horizont über dem festen Lande der Republik Venedig *zu verdunkeln drohte*. Ebendaselbst. Mantua, welches *seine treuen Adlersflügel* mit Traurigkeit und Wehmuth, aber doch auch mit Ruhm und Ehre sinken liefs. S. 7. Da sie noch überdiefs befürchtete, *als* möchten die gutdenkenden Bewohner von Verona einen Aufstand erregen. S. 9. Zumal man aus dem Munde eben dieser Männer mit einer gewissen *Bedauernifs* vernehmen könnte." S. 16. „*W.* wollte nicht vor Venedig vorbeygehen, ohne viele *dessen Einwohner* mit seinem angenehmen Besuche in ihrer Stadt zu erfreuen." Der nämliche Bogen liefert noch mehrere Beyspiele lahmer Perioden und seltsamer Ausdrücke und Wendungen, wohin vorzüglich das Ende von S. 3. gehört, welche Periode aber zum Abschreiben zu lang ist. — „Das Vaterland des Livs und des jüngern Plins" (S. 11.) klingt sehr widerlich und affectirt. — Dafs der Vf. höchst weitschweifig und bisweilen langweilig ist, scheint er selbst zu fühlen, und vertheidigt sich gewissermaafsen dagegen in der Vorrede. Gleichwohl verspricht er halb und halb einen zweyten Band. — Das Ganze ist in Briefform bearbeitet, und, um dieser Erdichtung ein Ansehen von Wahrheit zu geben, läfst der Vf. ohne Unterlafs eine Anrede an seinen Freund und gewisse Formeln einfliefsen, die, wenn das Werk wirklich in Briefen geschrieben worden wäre, im Drucke hätten unterdrückt werden sollen. Wer mag in einer Revolutionsgeschichte Stellen wie folgende lesen! S. 188. „Hoffentlich hat Sie, mein Freund, der erquickende Schlaf in seine weichen Arme eingewiegt. Ich gönne Ihnen dieses schätzbare Glück des Lebens, und wünsche Ihnen dasselbe auch Zeit Ihres Lebens. Es ist spät, und ich fühle dieses Bedürfnifs ganz. Nur noch einen Blick auf meinen Feuerzeug, und dann — gute Nacht." — Wie sehr dem Vf. daran lag, einen Band zusammen zu schreiben, zeigt er unter andern auch dadurch, dafs er S. 268. und einige folgende mit dem Inhalte eines Gedichts anfüllt, „denn, sagt er, dieser schriftliche Aufsatz enthält zugleich so viele Wahrheiten, dafs ich mich berede, *als* dürfte eine wesentliche Darstellung derselben meinen Lesern nicht ganz unwillkommen seyn."

* * *

Pirna, in d. Arnoldischen Buchh.: *Beschreibung einer Maschine, die das Durchgehen der Reit- und Wagen-Pferde verhindert.* Nebst einem ausführlichen Unterricht über den Gebrauch derselben von *J. G. Herklotz.* Mit 5 Kupfertafeln. Neue wohlfeilere Ausgabe. 1802. 54 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. im 2ten Jahrg. d. Ergänz. Blätter. Nr. 127.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Cassel*, in d. Hampeschen Buchdruckerey: *Patriotischer Vorschlag zur Umschaffung aller öden und unfruchtbar gewordenen Waldreviere in nutzbaren Holzbestand.* (Von *J. C. Thomas.*) 1801. 52 S. 8. (6 gr.) Blofs des Vfs. guter Wille ist zu loben, der ihn angetrieben hat, diese Blätter drucken zu lassen, noch mehr aber eigene Versuche der Holzcultur zu machen. Er holt etwas weit aus, ehe er uns sagt, was er denn eigentlich für Holz auf solche Oeden bringen will, und dies sind denn nicht etwa Birken, nein, diese werden mit den andern Holzarten verworfen, sondern Fichten- und Kiefernpflanzen. Die Sache ist etwas zu einseitig behandelt. Passen denn in allen öden Boden Kiefern- und Fichtenpflanzen? Uebrigens sind Vorschlag und Verfahren dabey bekannt genug.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. April 1803.

GESCHICHTE.

LEUTSCHAU, gedr. b. Podhoranszky: *Supplementum Analectorum terrae ſcepuſienſis notationibus ex veteri ac recentiore Hungarorum hiſtoria depromtis* auctore *Joanne Bárdoſy*, R. majoris Gymnaſii Leutſchov. Directore ac Incl. Comitatus Scepus. Tabulae judic. Aſſeſſore illuſtratum, promotore et adjutore adm. rev. D. *Michaele Schmauk*, Parocho Matthaeivill. excuſum. (T. I. Saeculum XI. XII. praecipue autem XIII.) 1802. 460 S. 4. Doppelter Index.

Wer es weifs, was des fleifsigen und kritiſchen Jeſuiten *Karl Wagner Analecta Scepuſii* der ungriſchen Geſchichte für Dienſte erwieſen haben, der freut ſich über den Titel eines Buchs, das als *Supplementum Analectorum Scepuſii* angekündigt wird. Es iſt ganz richtig, dafs ſo fleifsig, ſorgfältig und ſcharfblickend auch *Wagner* war, ihm doch manches alte Denkmal, manche ſchätzbare Urkunde entging; denn wo vermag Einer Alles zu leiſten? — ganz richtig ferner, dafs es ſehr der Mühe werth wäre, in höchſtens ein paar Quartbänden, das von *Wagner* überſehene nachzuholen.

Wenn man aber dieſs Buch näher einſieht: ſo erſtaunt man, bey dem groſsen Rufe, in dem Hr. B. als der jetzige Hauptſchriftſteller in der Geſchichte Ungerns bey gewiſſen Leuten ſteht, wie ſich dieſer Ergänzer zu *Wagnern* ſelbſt verhalte.

Das *Gute*, was an dieſem Buche iſt, beſteht hauptſächlich in mehrern vom Vf. neu oder aus Originalien verbeſſert herausgegebenen Urkunden als z. B. a) S. 1. eine vom J. 1091, welche jedoch mehr die Familie des Grafen Csáki als Zipſen betrifft. b) Eine von Heinrich Herzog von Cracau und Schleſien vom J. 1204. über deutſche Anſiedler am Dunajec. c) Eine von Andreas II. (S. 7.) von J. 1209. vom Vf. aus dem Original richtiger, als von *Wagner* aus einer Abſchrift herausgegeben. d) Eine vom Crakauer Biſchof Vislaus vom J. 1234. über eine neue Anſiedlung bey Ludemer. e) Eine vom Herzog Heinrich, über den Verkauf des Dorfs Rogoznik 1237. (Die Urkunden b. d. e. brachten die zur Gränzberichtigungs-Commiſſion beorderten Galliziſchen Commiſſare zum Erweis deſſen mit, dafs auch in den älteren Zeiten die Gränzen Polens mit Zipſen ſo wie jetzt, beſtanden hätten) u. ſ. w. Um den Werth des Werks, ſo zu ſagen, in Zahlverhältniſſen zu beſtimmen: ſo bemerkt Rec. nach angeſtellter ſorgfältiger Ueberſicht: es ſeyen hier überhaupt 118 Urkunden geliefert. Von dieſen ſind 63 ganz neu, und ſtehen in Wagner nicht, der Vf. hat ſie theils aus Originalen, theils aus authentiſchen Transſumten, theils aus Proceſſen, oder officiellen gedruckten Schriften geſammelt, und mit einer Sorgfalt, an welcher nichts Erhebliches getadelt werden kann, ziemlich getreu abdrucken laſſen. Allein nicht nur in dieſen 63 Urkunden meiſtens aus dem XIII. Jahrhundert beſteht die Bereicherung, die der Geſchichte durch dieſes Werk zu Theil wird: 13 andre Urkunden hat der Vf. richtiger und vollſtändiger herausgegeben, als Wagner, wo er nämlich Originalien oder authentiſche Transſumten vor ſich hatte, während Wagner ſich blofs mit Abſchriften behelfen muſste. Auch für dieſe verdient Hr. B. den warmen Dank der Geſchichtsforſcher, welche ſehr wohl wiſſen, wie viel es auf richtige Lesart bey Urkunden ankommt. Rec. will hievon bey Gelegenheit dieſes Buchs ein merkwürdiges Beyſpiel aufſtellen: *Wagner* giebt in den *Analectis Scepuſii* (I. S. 118) aus einer Abſchrift eine Urkunde von Ladislaus dem Cumaner vom J. 1278, worin er dem Comes Elias das Dorf Garg ſchenkt: „*ita tamen, quod annuatim idem Elias Comes ratione ipſius terrae aſſumſit ſolvere unum florenum auri.* Hierauf gründet ganz natürlich Hr. *Schönwieſner* in *notitia rei num.* S. 170. folgende Bemerkung: „*Floreni auri, qui Florentiae* 1252 *exorti ſunt, in Hungaria memorantur jam ad a.* 1278. Und dennoch iſt dieſe Bemerkung falſch, weil die Wagneriſche Lesart nicht richtig iſt. Denn bey unſerm Vf., der das Original vor ſich hatte, heifst es: S. 120 *idem Comes Elias . . aſſumpſit ſolvere unum fertonem Auri.*

So weit geht alſo bey unſerm Vf. der wahre und reine Gewinn für die Wiſſenſchaft. Denn 40 andre Urkunden, die er ebenfalls hat der Länge nach abdrucken laſſen, ſind ſchon bey Wagner, oder bey Pray, Katona u. ſ. w. zu finden: und hätten höchſtens der chronologiſchen Reihe wegen, in einem kurzen Auszuge erwähnt werden ſollen. Hierüber entſchuldigt ſich jedoch der Vf. in der Vorrede und S. 154. 155. Note 65. mit den Wünſchen ſeiner Pränumeranten, deren mehrere kein Exemplar von Wagner beſäſsen. (Es ſind aber noch gar viele Exemplare von Wagner zum Verkauf vorhanden). Wegen dieſer wenigen After-Literatur-Freunde, die nicht einmal ihren eigenen Wagner beſitzen, muſs das übrige reſpectable Publicum für mehrere Wagneriſche Urkunden aufs neue zahlen.

Geſetzt aber, man wolle auch dieſs noch mit Geduld tragen; ſo wird doch für jeden, der das Buch nicht geſehen, die Frage übrig bleiben: Wie kommt es, dafs 118 Urkunden den Raum von 460 Quartſeiten

ten (ziemlich sparsamen Druckes) füllen? Wie kommt es, dafs man mit diesem Band nicht über das XIII. Jahrhundert rückt; und soll man sich also, indem man auf jedes Jahrhundert einen Band rechnet, noch auf fünf solche dicke Quartbände gefafst machen? Alles dieses beantwortet sich dadurch, dafs der Vf. für gut gefunden hat, das wenige Gold in gar viele unnütze Schlacken zu hüllen, d. h. die Urkunden nur als Vehikel zu brauchen, um in hochtönenden und langen Noten die Fülle seiner historischen Weisheit auszuschütten. Zwar nimmt man von einem guten Diplomatiker und Historiker kurze pragmatische Sach- und Worterklärende Noten mit Dank an; zu einer solchen Classe gehören aber die allerwenigsten Noten des Vfs. Die überwiegend meisten Anmerkungen enthalten baaren historischen Unsinn, den wir uns kaum zu erklären wüfsten, wenn uns der Vf. nicht den Schlüssel dazu in der Vorrede gegeben hätte.

Als nämlich das Zipser Comitat den Vf. zu der mit Gallizien abzuhaltenden Gränzberichtigungs-Commission zog; und der Vf. alles das, was er wünschte, mit Urkunden zu erweisen nicht im Stande war, verfiel er auf die ungereimte Hypothese: man müsse die Gränzbestimmung des ungrischen Reichs noch von den attilanischen Hunnen ableiten. Er theilte seine Arbeit dem Domherrn Pray mit; und dieser warnte ihn auf die ihm eigne bescheidene und feine Art, vor dem historischen Abgrund, in den er sich stürzen wollte, in einem Briefe, den der Vf. selbst in der Vorrede hat abdrucken lassen. Unser Vf. verstand solche feine Erinnerungen nicht: In der Vorrede beharrt er auf seiner obigen Hypothese, und hofft sogar, der kais. königl. Hof werde gegen sein System, nach welchem er die Gränzen Ungerns auch über Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Mähren erstreckt, Böhmen aber und Schlesien zu den ungrischen Nebenländern rechnet, gar nichts (*in his rerum aevi nostri adjunctis*) einzuwenden haben. (Der Vf. hat wirklich und im Ernst unternommen, dieses Unfactum S. 100 ff. zu erweisen). Da nun der Vf. keine Gelegenheit gefunden, sein diesfälliges System in einem eignen Werke chronologisch aufzustellen: so hat er dasselbe, laut der Vorrede, damit es mit ihm nicht zu Grabe gehe, wenigstens in die diesem Werke angehängten Noten zerstreut, und so dasselbe — warlich ein unsterbliches Meisterstück — vom Untergang gerettet. „*Ut adeo novitas operis hujus ad Hungaricam veterem Historiam — dignitati suae restituendam pertineat.* Den Haupt-Inhalt seiner Noten schildert der Vf. selbst mit folgenden Worten: „*Diplomatibus his, ubicunque se occasio obtulerat, Notas tum Asiatico Europaeam Hunnorum vel Hungarorum* (wie man sieht, nimmt der Vf. beides für gleichbedeutend) *quam Periodi Arpadianae Historiam complexas, origines item variarum Hungaris innexarum Nationum et rituum, veterem denique limitum Hungariae, partiumque adnexarum constitutionem secutasque invalutiones exhibeo*“ —

Wer die Vorrede gelesen hat, wird also schon auf den sonderbaren Inhalt der Noten gewissermafsen gefafst seyn; jedoch übertreffen dieselben wirklich alle Erwartungen. Hier ein paar Beyspiele, durchaus mit den eignen Worten des Vfs. S. 30. Note 14. „*Scepusii nomen derivatur a Scyris, Atilae in famosa A. 451. expeditione Gallica* (Sidon. Apollin. in Paneg. Carm. VII.) *sociis, quos Procopius Caesariensis Nationem Gothicam fuisse, ac in septentrionalibus Istri regionibus habitasse, Plinius autem usque ad Vistulam diffusos fuisse, ap. Stritt. T. IV. Ind. geogr. p. 296) testatur, se ipsos Scyrpser aut Sairpser* (*apud veteres enim lit. c. literae s. adjecta, sibillum literae s. duplicabat; hodie loco c. utimur litera z.*) *Regionem suam Scyrpser vel etiam Zyrpser Land, et mox canina litera exmissa, Scypser vel Sypser Land, ita Caesarum quoque Scepusiense Scypser hus vel Zypser haus vocabant, unde scilicet contractum illud Scypus postea Scepus, non raro in antiquis diplomatibus occurrens derivatur. Scyrorum memoriam Opidum quoque Scyrzye in Zatoriensi Ducatu existens, hodiedum retinet. Ut adeo sub nomenclatione Scepusiensis terrae Comitatus quoque Ovariensis* (der Vf. meynt damit den Altlandezer Bezirk) *contineatur*“. — Wo möglich noch einziger in ihrer Art ist die Stelle S. 22. Not. 13 b. „*Morum igitur Philosophia seu religione, qua unus „Deus Opt. Max. universi conditor et rector adorabatur, per Lamam optimo successu propagata, quum „Hunnia Pincensium Bonziorum, qui ridiculis quibusdam „falsorum numinum simulacris sacrificabant, placitis „abhorreret, Sinas quidem Gor — vel Gar — bonza — s, „hodierno quoque significatu nostro, venesicos aut superstitionibus deditos, se ipsos autem Mogoc — os vel Magar — os* (cf. Pray ep. resp. p. 160) *hoc est genuinos Magos, quorum nempe memoriam, Sinis litera canina carentibus Mongoli vel Mougali, etiam Mongoli dicti per boreales muri regiones in moderna orientali Tartaria, nec non Mangoles, re ipsa Mogores per septentrionalem Indiam, ac denique Magyari per Hungariam hodiedum retinent, appellare, novoque hoc sibi, „velut populis, qui sapientia et religione reliquas gentes „excellerent, nomine attributo, quod subinde ipsi quoque „Hunnorum Imperatores, nominis divini reverentia ducti, „per autonomasiam assumere maluerunt, gloriari coepe„rant.*“

Einsichtsvollere Leser werden glauben: dafs dergleichen Stellen ihre Verwerflichkeit und Lächerlichkeit mit sich führen — allein Rec. hat leider die Erfahrung gemacht, dafs es Leute giebt, die sie gleich einem Evangelio glauben, und den Urheber derselben für ein grofses historisches Licht halten; dafs ferner ein einziges unkritisches Buch wegen der Schwachheit der meisten Leser mehr Schaden anrichtet, als zehn kritische und gründliche Nutzen stiften können: zumal wenn es nicht gehörig gerügt wird.

Nicht alle Noten des Vfs. sind inzwischen von dieser Art. So z. E. ist die 2te Note über das Verhältnifs der Flüsse Poprad und Donajetz geographisch, die 3te genealogisch brauchbar u. s. w. Aber auch von den Noten dieser Art sind einige nicht nöthig (wie z. E. das was in der 6ten Anmerkung gesagt wird,

dem

den Lesern aus Pray, Katona u. s. w. längst bekannt seyn muss) andere zu lang: in mehrern ist das Wahre mit dem Falschen, das Brauchbare mit dem Unbrauchbaren ärgerlich vermischt. So z. E. war es wohl der Mühe werth, in der 8ten Note aufmerksam darauf zu machen, dass sich schon Andr. II. erlaubt habe, vom unveräusserlichen Grund und Boden der Zipser Deutschen, einzelne Stücke abzuzwacken, und als adliches Eigenthum wegzugeben; allein die nachfolgende Behauptung, dass im Sároser Comitat das Novum Castrum (Ujvár) zu suchen sey, dessen „*Comites et Duces* als zugleich *Comites et Duces Scepusii* in alten Urkunden, und in jener Andreanischen 1209 vorkommen, leidet viel Einschränkung.

Als vorzüglich merkwürdig und sehr brauchbar dagegen zeichnet Rec. folgende Noten aus. S. 191. Not. 70. eine kurze Nachricht von dem berüchtigten Procels zwischen dem Zipser Adel, und dem Zipser Clerus, über die Frage: ob letzterer auch von den sogenannten Allodialgründen des Zipser Adels den Zehnden zu nehmen habe? worin die königl. Tafel zweymal bejahend, die oberste Justizstelle aber, oder Septemviraltafel zweymal und definitiv verneinend entschied. — S. 392. Not. 92. Ein Holzstich mit der Abbildung des alten Siegels der deutschen Zipser Universität aus dem Siegel von einer Urkunde des J. 1295. Schade dass der Vf. dieses Siegel nicht in einer saubern Kupfertafel, nach einer genauen Zeichnung mittheilte. Das Original liegt in Donnersmarkt. Das ähnliche Siegel, welches *Gottfr. Schwarz* (*recenſio critica Schmeizeliani de nunis Tranſilvanicis commentarii* Rinteln 1764. S. 13) sah, hing an einer Urkunde des J. 1315. Schwarz sah auf dem seinigen drey Hügel, auf deren mittelsten das Kreuz stand; gegen jedoch das Holzstich stellt nur einen einzigen Hügel, (dem Zeichen eines durch Waldausrottung entstandenen Ländchens) vor. Die Umschrift heisst: *Sigillum Saxonum de Cip.*; auf einem spätern Siegel aber las der Vf. die Inschrift (S. 399) folgendermassen: *Sigillum Saxonum da Cip.* Hierüber tadelt freylich der Vf. in der Anmerkung) *Vetus Germanorum Zip vel Zipf hodiernum Zipfel laciniam ſignificat etc.*) das Factum aber, das er anführt, ist bedeutend, und einer nähern Untersuchung werth, wobey *Schlözer's* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 688. zu vergleichen wären. S. 406. Not. f. ist ein officieller Bericht des Magistrats der Stadt Leutschau eingerückt, welcher zu erkennen giebt, warum diese alte Hauptstadt des Zipser deutschen Bundes die wenigsten Urkunden zur Geschichte desselben liefern könne.

In einer Schlussnote will der Vf. sich über Pray erheben, und beweisen, dass der Anonymus Belae R. Notarius, Bela I. und nicht dem III. angehöre. Rec. hofft, der Vf. werde indessen *Comidessii Vindicias Anon. B. R. Notarii* (Budae 1801. 4.) gelesen, und von Comides gelernt haben, wie ein guter Historiker eine solche Frage abzuhandeln habe? und wie sich ein im Winkel Ungerns bey eingeschränkten literarischen Hülfsmitteln arbeitender Mann billig hüten solle, einem mit Kenntnissen und Quellen ungebenen Erzhistoriographen, wie Pray, ins Blaue hinein zu widersprechen. Ein chronologisches Register aller aufgeführten Urkunden, und ein fleissig gearbeitetes Real-Register erleichtert den Gebrauch des Werks, und das letztere gewährt eine concentrirte Uebersicht aller der Behauptungen, die in den verschiedenen Noten des Vfs. zerstreut sind. Eine Fortsetzung ist immer zu wünschen, nur müsste der Vf. dabey Hn. Pray's Rathschläge befolgen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Helvetiſcher Revolutions-Almanach* für das Jahr 1801. 56 u. 177 S. 12. (1 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendaſ.: *Helvetiſcher Almanach* für das Jahr 1802. 214 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaſ.: *Helvetiſcher Almanach* für das Jahr 1803. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Bemühungen der Herausgeber und Verleger haben diesen Almanach immerfort, in dem schon von uns gerühmten Werthe erhalten. Der Jahrgang von 1801 enthält: 1) *Helvetiſche Chronik* vom Nov. 1797 bis August 1801. 2) *Der Regierungsetat der Helvetiſchen Republik*; nämlich das Personal des gesetzgebenden Raths, des Vollziehungsraths, des Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegswesens, der Justiz und Polizey, der Finanzen, der innern Angelegenheiten, der Künste und Wissenschaften, nebst den ihnen zugehörigen Bureaux, des obersten Gerichtshof, die Regierungs-Statthalter in den Cantonen. 3) *Die Geſchichte des Appenzeller Kriegs* bis zur Schlacht am Stoss (1400—1405.) 4) Fortgesetzte Skizze der helvetischen Revolution. Diese Abtheilung geht mit der nach dem Einzuge der französischen Truppen in das Waatland erlassenen Botschaft des Directoriums v. 5. Febr. 1797 an, und endigt mit der Proclamation einer untheilbaren demokratisch-repräsentativen helvetischen Republik. Die Kupfer sind: der *Kirchgang zur Taufe*, ein niedliches Blättchen von König gezeichnet und von Lips gestochen; verschiedene bäurische Schweizertrachten; dann Gegenden; auf dem Wege nach Bethlehem von Meyer, Unterseen, Rinkenberg geätzt von König, Eglisau, geätzt von Biedermann; zwey ländliche Wohngebäude aus dem Canton Zürich; endlich eine Karte von Bisthum Basel, reducirt von Killer, gestochen von Lips.

Im Jahrgang 1802 sind enthalten die Alpenreise 1798 von Wyss, eine sentimentalische, durch praktische Digressionen häufig unterbrochne Beschreibung; das *Buch*, eine sehr rührende Erzählung von ebendemselben; geographischer Ueberblick des ehemaligen Cantons Bern; Höhenvergleichung der höchsten Gebirge in der bekannten Welt, mit denen in Helvetien.

tien. Helvetiſche Chronik vom Sept. 1800. bis Jul: 1801. Die Kupfer ſind, eine Bauernhochzeit von König gezeichnet und von Lips geſtochen; eben ſo ſchön, wie der Kirchgang zur Taufe im vorigen Jahr. Bauerntrachten, Anſichten von der Stadt Bern; der Herbſtſonntag auf der Petersinſel, im Bielerſee; bäuriſche Wohnungen; Karte vom Bernergebiet nach Murdochs Entwerfungsart.

Im Jahrgang 1803. Kurze geographiſche Darſtellung des Cantons Zürich. Helvetiſche Chronik vom Sept. 1801 bis Sept. 1802. Reiſe von Unterlacken nach Zürich und von da durch die kleinen Cantone zurück. Die Kupfer ſtellen vor die Weinleſe am Zürichſee; Bauerntrachten; das Waiſenhaus in Zürich; eine Anſicht von Zürich von der Nordſeite; der Schützenplatz, eine öffentliche Promenade in Zürich; Geſsners Denkmal, wozu noch eine Karte vom Zürcher Gebiet nach Murdochs Entwerfungsart nach deſſen dermaligen Eintheilung in 15 Diſtricte kömmt.

Man erſieht aus dieſer Anzeige, in der wir die Gedichte und kleinen Notizen haben übergehen müſſen, daſs dieſer Almanach beſonders dem Statiſtiker, auch noch nach Ablauf des Jahrs brauchbar bleibt.

JERUSALEM: *Leviathan oder Rabbinen und Juden*, als komiſcher Roman und doch Wahrheit, voll der kurzweiligſten Erzählungen und doch Ernſt. Vom Vf. des Behemoth. Erſte, zweyte und dritte Paraſcha. 1801. XVI u. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit andern Worten: dramatiſirte Auszüge aus denen in Eiſenmengers entdecktem Judenthum reichlich geſammelten Rabbiniſchen Thorheiten. Der angebliche Zweck, die Juden über die niedrige Rabbinenweisheit ſchamroth zu machen, hätte den Kitzel des Vfs., alles Scurrile und Obſcöne vorzüglich auszuheben, hemmen ſollen. Komiſch genug gebehrdet ſich der hochgelehrte, neue Leviathan ſelbſt, indem er überall die Rabbinenſchriften mit Seitenzahl und Kapitel citirt, auch vor jeder ſeiner Paraſchen von den excerpirten rabbiniſchen Schriften und ihren hier citirten Ausgaben eine gelehrt ſcheinende Notiz giebt. Alle dieſe Gelehrſamkeit aber iſt aus dem guten Eiſenmenger abgeſchrieben; und behält der Vf. geſunde Finger: ſo kann er noch ſo viele Paraſcha's daraus in ſeiner Weiſe traveſtiren, daſs ſein jetzt noch kleiner Leviathan ſich vor dem groſsen rabbiniſchen Leviathan nicht mehr zu ſchämen haben wird. Wahrſcheinlich bleibt auch dieſer Leviathan, wie jener der Rabbinen, unfruchtbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Ueber Religion und Proteſtantismus.* Oder: *Rathſchläge eines Weltbürgers zu einer zweckmäſsigen und dauerhaften Vereinigung beider proteſtantiſchen Kirchen.* Mit einem Vorwort von D. *F. W. H. Hufnagel.* Nebſt Anwendung auf die verſuchte und zum Theil bewirkte Vereinigung beider proteſtantiſchen Gemeinen über dem Rhein. 1803. 3 B. 8. geheftet (6 gr.)

Als Rec. dieſe Bogen zu leſen anfing, drang ſich ihm S. 3. 4. der Gedanke auf, daſs er ſie bereits geleſen hätte; er ſchlug nach, und fand in dem *ſiebenten Stücke* der *Auguſtiſchen theologiſchen Monatsſchrift* 1802. eine Stelle einer Abhandlung des Hn. Pfarrers *Pöſchel* zu *Bubenheim*, die der Vf. vorliegender Schrift *mit völlig denſelben Worten* ſich zueignet, ohne auch nur mit Einem Worte anzuzeigen, daſs dieſe Ideen und ſelbſt dieſe Ausdrücke Hn. *Poſchels* Eigenthum ſeyn. Sollte man vielleicht, um dieſs zu erklären, annehmen müſſen, daſs Hr. P. auch der *Weltbürger* ſey, der dieſe *Rathſchläge* gegeben habe? Auf dieſe Hypotheſe führt den Rec. der übrige Inhalt dieſer Bogen keineswegs, und er hält ſie für ganz unwahrſcheinlich. — Was übrigens die Sache ſelbſt betrifft: ſo ſcheint zwar die Vereinigung beider proteſtantiſchen Kirchen ſehr wünſchenswerth, und da, wo beide Theile aufgeklärt genug ſind, um ſich einander zu verſtehen, unter ſolchen begünſtigenden äuſsern Umſtänden, als jenſeits des Rheins und anderswo eintreten mögen, auch ſehr leicht zu ſeyn, aber ſie iſt mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, wenn irgend ein (*nicht* dogmatiſches, *ſondern* politiſches, ökonomiſches) Intereſſe von dem einen oder dem andern Theile, oder von beiden Theilen dabey aufgeopfert werden müſste; denn alsdann kann man Bedenklichkeiten auf Bedenklichkeiten häufen, deren Hebung man ſich feſt vornimmt, ohne angeben, ob ſie gleich alle leicht zu heben wären, wenn man eine wirklich von *beiden* Seiten eine Vereinigung ernſtlich wollte. Der Vf. richte doch gerade itzt nur ſeinen Blick auf Bremen, wo gute, ja ſogar Kosmopoliten und fromme Gemüther noch vor weniger als in der Entfernung glaubten, daſs eine Vereinigung beider proteſtantiſchen Confeſſionen ſehr leicht angehe, und wo doch, laut daher einlaufenden zuverläſſigen Nachrichten, im November des vorigen Jahrs die angeſehenſten Lutheraner in einer Supplik an den Senat ſchon zum Voraus *gegen eine Amalgamation beider Kirchenparteyen* und *gegen eine Einverleibung ihrer Prediger in das reformirte Miniſterium proteſtirten*, obgleich niemand ſie dazu einlud. Auch der Vf. dieſer Bogen giebt ſich nur Mühe *dogmatiſche* Schwierigkeiten zu heben, als ob vorzüglich ſolche hier in Betrachtung kämen, da doch von *dieſer* Seite die Vereinigung beider Partheyen gewiſs am wenigſten aufgehalten wird. Hätte er dagegen gezeigt, wie das *politiſche* und *ökonomiſche* Intereſſe beider Partheyen gegen einander ausgeglichen, und wie der bevorrechtete Theil vermocht werden könne, aus bloſser Liebe zur Vereinigung beider Kirchenpartheyen den zurückgeſetzten Theil in völlig gleiche Rechte mit ſich zu ſetzen, hätte er, um die Sache durch Beyſpiele zu erläutern, unter andern dargethan, wie ſehr leicht (ſcilicet!) dieſs in der Stadt, wo der Vf. des Vorworts, Hr. D. *Hufnagel*, das erſte kirchliche Amt bekleidet, angehe, und wie bereitwillig die dortigen Lutheraner ſeyn, die bis dahin genoſſenen Vorrechte mit ihren reformirten Mitbrüdern zu theilen und ſich mit ihnen zu amalgamiren: ſo verdiente ſeine Schrift gröſsere Aufmerkſamkeit; aber dieſs Problem hat er ſo wenig gelöſet, daſs er ſich nicht einmal daran gewagt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh. und LONDON, b. Payne u. Mackinlay: *Homeri Carmina cum brevi annotatione. Accedunt variae lectiones et observationes veterum Grammaticorum cum noſtrae aetatis critica;* curante *C. G. Heyne.* Tom. I—VIII. 1802. gr. 8. (Druckpap. ohne Vignetten 20 Rthlr. Mit Vignetten auf Schreibpap. 30 Rthlr.; auf holländ. Papier 50 Rthlr.)

Dieſer Haupttitel kündigt eine vollſtändige Ausgabe der homeriſchen Gedichte an, wovon aber die in voriger Michaelismeſſe ausgegebenen acht Bände erſt die Ilias und den dazu gehörigen Apparat begreifen. Daher führen die einzelnen Bände noch folgende beſondere Titel:

Der erſte und zweyte: *Homeri Ilias cum brevi annotatione*, curante *C. G. Heyne. Vol. primum.* Lib. I—XII. LXX. u. 691 S. nebſt 5 in Kupf. geſtochenen Schriftproben verſchiedener Codd. *Vol. ſecundum.* Lib. XIII—XXIV. 671 S.

Der dritte: *Verſio Latina Iliadis, praemiſſa commentatione de ſubſidiis ſtudii in Homericis occupati,* curante *C. G. Heyne.* CXVIII. u. 619 S.

Der vierte bis achte: *Variae lectiones et obſervationes in Iliadem*, curante *C. G. Heyne. Vol. I. Pars I.* Lib. I—IV. VI. u. 704 S. — *Vol. I. Pars II.* Lib. V—IX. 732 S. — *Vol. II. Pars I.* Lib. X—XIV. 656 S. — *Vol. II. Pars II.* Lib. XV—XIX. 808 S. — *Vol. II. Pars III.* Lib. XX—XXIV. 845 S.

Die Abſicht des berühmten Herausgebers war (Tom. I. Praef. p. VIII) theils ein berichtigter Text, und, was er Interpretation nennt, in kurzen Anmerkungen darunter; theils eine Ueberſicht deſſen, was alte und neue Erklärer Homers brauchbares geſagt haben, des wichtigeren mit ſorgfältiger Umſtändlichkeit, des minder wichtigen wenigſtens mit Anführung. Den erſten Theil bezeichnet der Titel: *Homeri carmina, cum brevi annotatione;* den andern der Zuſatz: *accedunt variae lectiones et obſervationes veterum Grammaticorum cum noſtrae aetatis critica.* Für den letzten Theil ſollte aus den alten Grammatikern alles, was den Homer anzugehen ſchiene, in Scholien, Gloſſarien und Commentaren zuſammengeſucht werden; was die Neueren ſowohl zur Berichtigung und Wortauslegung des homeriſchen Textes, als zur Erläuterung des mannigfaltigen Sachinhalts, beygetragen, das wollte der Herausgeber ſeinem Hauptzwecke anpaſſen (*cum conſilii ſumma conjungere*), mit Beyfügung ſeines eigenen unmaſsgeblichen Urtheils.

Ob irgend eine Ausführung ſolches Entwurfs den Kennern Homers genug thun könnte, hätten wir faſt bezweifelt. Wer, ehe er ſich ſelbſt allenfalls zu rathen weiſs, mit Abhörung der verſchiedenſten Rathgeber anfängt, der verwirrt ſich leicht in den widerſtrebenden Meynungen, und erhält, wie mancher Anwohner groſser Bibliotheken, ſtatt eigenes Lichts, prunkende Citate zur Ausbeute. Der Herausgeber hat ſein Werk dem Genio Georgiae Auguſtae geheiliget, und in der Vorrede (Tom. I. p. XXXV) mit Rührung bekannt: „Daſs er dieſer Georgia Auguſta und ihrer „Bibliothek nicht nur einen Schatz von alten Ausgaben zur Beurtheilung der Lesarten, ſondern überhaupt aller ſeiner Studien Nahrung und Zuwachs verdanke, und daſs ohne den königlichen Bücherſchatz „ſeine ganze Bemühung um Homer nüchtern und dürftig geweſen ſeyn würde, oder ganz unterblieben. „Was alſo die altgriechiſche Literatur durch dieſes „ſein Werk etwa gewonnen habe, das ſey nicht Ihm „anzurechnen: ſondern theils ſeinem Amte auf dieſer „Akademie, und dem überall verehrten Namen der „Georgia Auguſta, der ihm herrliche Beyträge auch „von Ausländern verſchaffte; theils dieſer Bibliothek „der Georgia Auguſta, der wohlthätigſten Pflegerin „der Wiſſenſchaften, die für ſeinen vieljährigen Eifer, ſie zu ſchmücken und zu verſorgen, ihm den „Lohn gebe, daſs er einige ſeiner Berufswiſſenſchaft „nützliche Unternehmungen leichter, als es anderen „vergönnt war, ausführen konnte.“ Das klingt prächtig genug. Indeſs, bey aller Achtung für die Georgia Auguſta und ihre Bibliothek und die Amtsgeſchäftigkeit ihres Vorſtehers, dürfte es manchem vorkommen, daſs, wenn gleich zu literariſchen Nachrichten, oder wohl gar (welches wir nicht recht begreifen) zur Kritik des Textes ein Vorrath ſeltener Ausgaben gehören mag, dennoch der anſehnlichſte Theil dieſes Werks, der Auszug aus alten und neueren Erklärern auch anderswo leicht unter rüſtigen Händen ſich gemacht hätte.

Zu den auszuziehenden alten Erklärungen Homers, waren dem Herausgeber in neuerer Zeit, die nach Erneſti eine beſſere Interpretation für Homer und dadurch für die Bibel entſtehen ſah (Praef. XXIII bis XXVIII), ſo viele andere und ſo denkwürdige, nicht ohne des Herausgebers Lehre und Mitwirkung (p. XXV—XXXI), hinzugekommen, daſs er über die Wahl der Auszüge und deren Anordnung lange in Verlegenheit war (p. XXVIII). Er blieb endlich bey dem

ersten Entwurf, grammatische Interpretation mit Erklärung der Sachen und der Gedanken zu verbinden; in dem anderen Theil aber (in jener gelehrten *Accessio*) die Schätze der Alten und der Neueren mit seinem bescheidenen Gutachten zusammenzufassen. Dem Ekel des Ueberflusses hoffte er durch eine höchst gedrängte Auswahl zu begegnen, indem er *fruchtlose Spitzfindigkeiten ganz verwürfe*, und vieles, was seit 10—20 Jahren die Neuheit verlor, kurz berührte, auch bey solchem Gemeingute (dessen er selbst vieles ohne Anspruch auf Dank in Umlauf gesetzt) keine Namen und Anführungen häufte, und noch weniger mit geräuschvoller Widerlegung sich befasste; überzeugt, dass ihn, der nur auf *Nützliches* achte, *wenn er vieles mit gutem Bedacht überginge*, keiner der Sorglosigkeit oder des Stolzes anklagen würde (p. XXIX—XXXI).

Die *Heynische* Arbeit demnach, die sich selbst als Compilation ankündigt und bewährt, vereiniget unter einem Titel zwey ungleichartige Theile. Der erste Theil besteht aus zwey Tomen, die den Text mit nothdürftigen Anmerkungen für Ungeübte enthalten, und welchem im dritten Tome die lateinische Uebersetzung der Clarke-Ernestischen Ausgabe, hin und wieder etwas verändert, sich anschliesst. Hr. *H.* macht uns auf die Kürze seines Vortrags, wie überhaupt, so besonders in diesen kurzen Erklärungen aufmerksam, und entschuldigt ihre unanmassende, nur auf Nutzen der Lehrlinge abzweckende Geringfügigkeit (p. XXXIX bis XLVII). Allerdings könnten die zwey ersten Tome, ohne die Uebersetzung besonders verkauft, dem Bedürfniss der Schulen dienen, wenn, bey sparsamerem Vortrag, mehrere Erläuterungen, die man jetzt gröstentheils in den Observationen zu suchen hat, und vor allen Dingen gründlichere, Raum gefunden, und zwischen Text und Anmerkungen mit kleinerer Schrift bescheidene Varianten, wie in Ernestis Ausgabe, die Stelle der grosen äolisch hauchenden Worte gefüllt hätten. Die fünf letzten Tome sind eigentlich für Kritiker bestimmt, denen sie theils die abweichenden Lesarten der Handschriften und der Ausgaben mit Beurtheilung, theils Auszüge aus Scholien und Glossarien, nebst des Herausgebers Betrachtungen darüber, ferner seine eigenen Ansichten und Widerlegungen anderer Erklärer, und bey jedem Gesange noch weitläuftige Excurse über Worte und Sachen, darbieten. Es wäre wiederum zu wünschen, dass man eine wirklich kritische Auswahl dieser Variantensammlung besonders, oder mit dem Texte zugleich, haben könnte. Die zufälligen Auszüge aus alten und neuen Erklärern sind nur demjenigen brauchbar, der die ausgezogenen Werke selber besitzt, und zu vergleichen Lust hat, was Hn. *Heyne* in einem geschäftlosen Augenblicke von Ungefähr wichtig oder unbedeutend oder verwerflich schien. Und dieses Vergnügen um wenigstens 20 Rthlr. zu erkaufen, möchte doch manchen unserer Sprachforscher beläftigen; obgleich die ehrliebende Verlagshandlung den Preis für Papier, Druck und Verzierung nicht übertheuert hat, und wir besonders der Prachtausgabe von 50 Rthlr. viele Liebhaber in dem reichen England wünschen und weissagen.

Ein Werk, mit welchem eine lange Geschäftigkeit in der alten Literatur sich zu krönen verhiess, eine schon im Jahr 1783 (Hr. *Heyne* wundert sich selbst über den Zeitraum, Tom. I. Praef. p. IX.) angekündigte Ausgabe Homers, die endlich einmal den Altvater der Poesie und der Gelehrsamkeit getreu darstellen und vollständig erklären sollte, berechtigte zu ganz anderen Erwartungen. Mancher Schüler sogar und Liebhaber, wenn einer die acht dicken Bände der Ilias sich anschaffte, wird bey dem Genuss seines Antheils in den drey ersten Bänden aufseufzen: Warum für Leser Homers, die gediegene Kost bedürfen, noch immer jene vorkauende Interpretation, mit jener vorlallenden Wortübersetzung? Ist die verrufene Brücke des Unfleisses durch Hn. *Heyne's* dem Verleger geleistete Ausflickung so rühmlich und fest geworden, dass sie vor Schimpf und Beinbruch sichert? Was soll ferner uns das Schauspiel der aufgeblasenen Hauchbuchstaben, und die kränkende Einladung, zu den citatenreichen Excerpten? welche auch nur zu verstehen, wir Armen uns erst den Eustathius, die sämmtlichen Scholien und Glossare, sammt allen Erklärern homerischer Gegenstände anschaffen müssten! Vollends wird der strengere Gelehrte anstimmen: Wozu sogar uns die drey Bände Vorübung? Und in den letzten fünf Bänden, wozu, statt eigener Untersuchungen, wieder nur Vorspiel zu Untersuchungen, nur eilfertige Zettel mit Auszügen und Citaten, dergleichen ein heiterer Forscher bey Hunderten beschreibt, und nach der Entscheidung als ausgepresste Citronen hinwirft? Konnte der allzu beschäftigte Mann nicht wenigstens für Homer einmal seine eigenen Schatzkammern vieljähriger Betrachtungen öffnen, und dadurch die zerstreuenden Auszüge aus fremden, vielleicht gröstentheils, ersparen? Und welche Auszüge! Wie mangelhaft; wie ohne Absicht, oder mit Absicht, ausgegriffen; wie dem Hauptzwecke, dies durchzusetzen, jenes zurückzuhalten, mit leiser Hand angepasst!

Die Sache verdient von einsichtsvollen und gerechten Männern ernsthaft erwogen zu werden, *ne quid res publica detrimenti capiat.* Es gilt nichts geringeres, als Homers Gedichte, die Urquellen des altgriechischen Geistes, der durch unzählige Ableitungen, lauterer und trüber, bis in unsere Zeiten sich ergoss, und die Wüsten der Ritter- und Mönchsbarbarey mit Anbau erfrischte, mit Menschlichkeit neu belebte. Es gilt eine von grosen und Aufsehen erregenden Anstalten begleitete, und durch eine ausführliche Selbstrecension empfohlene Unternehmung eines durch vieljährige Thätigkeit berühmt gewordenen Schulhauptes, die dem Einflusse jenes Geistes auf das nächste Zeitalter einen andern Lauf von der Quelle herab zu schaffen sich bemüht. Ohne einen etwas umständlichen Bericht lässt sich der Rechtsgang nicht einleiten. Wir geben ihn mit gewissenhafter Treue; und bescheiden uns, dass, weit entfernt, absprechen zu dürfen,

fen, wir selbst unter dem Ausspruche der Urtheilsfähigen stehen.

A. KRITIK.

Die *kritische Arbeit* des Herausgebers, welche sich theils auf *Anordnung des Textes*, theils auf *Beurtheilung der Gesänge überhaupt*, besonders in Rücksicht der *Aechtheit* und *Unächtheit* bezieht, wird billig zuerst erwogen. In Ansehung jener zwar (man nennt sie gewöhnlich die *niedere Kritik*), liefs Hr. Heyne uns ehemals, aus Bescheidenheit entweder, oder aus überwiegender Achtung für fruchtbarere Studien, nicht mehr erwarten, als dass er sie wie *ein nebenher gehend Ding* (s. *Wolfs Briefe an Heyne* p. 145) blos beyläufig, mehr dem Zunftherkommen gemäss als mit eigener Gründlichkeit, behandeln würde. Allein sobald die Wolfische Ilias ans Licht trat (1795), konnte der Wahrheitliebende sich nicht länger zurückhalten, auch öffentlich zu erklären: „dass „er schon seit mehreren *zwanzig* Jahren, besonders „seit der Erscheinung von Villoisons Homer, sich „ernstlich mit *einer neuen Recension Homers* beschäf„tiget habe." Vorzüglich liefs er uns, in vorläufiger Ankündigung einer Societätsvorlesung (Götting. Anz. 1795 N. 132), für die Textesconstitution einen neuen und sicherern Wegweiser an dem äolischen Hauche erwarten, und bald darauf, nach veränderter Aufschrift jener Vorlesung (s. *Wolfs Briefe* p. 66. 83), und im Abdrucke selbst, auch wieder nicht erwarten, bis wir nunmehr endlich überzeugt werden, dass es ihm mit der *antiqua Homeri lectio indaganda, dijudicanda ac restituenda, etiam per diganima aeolicum* voller Ernst gewesen sey. Ja, er war es ihm schon vor *vierzig* Jahren, als nach seiner Berufung nach Göttingen (wie er T. VIII. p. 722 erzählt), „sein „Amt ihm die genauere Lectüre und Interpretation „des Homer (*accuratiorem Homeri lectionem et inter„pretationem*), und der Verleger die Ausgabe Virgils „*auferlegten.*" Schon damals thaten die Hiatus in den homerischen Versen seinem Ohre weh (vgl. die Selbstrecension in *Wolfs Briefen* p. 77); späterhin ward durch die Einführung der Hauchbuchstaben in Dawes Buche, die mit seinen eigenen Bemerkungen übereinstimmte, sein Gemüth aufgerichtet (*erigebatur animus*); und da er mithin beynah ein halbes Jahrhundert lang auf jenen kritischen Wegweiser harrete: so sollte man hoffen, dass Phöbus Apollon ihm in dem äolischen Hauche einen recht günstigen (ἴαμενον ὄδμον) verliehn habe. — Ob seine Beschäftigung mit der *höheren Kritik* der homerischen Gesänge durch eine gleiche respectable Reihe von Jahren auf Achtung und Aufmerksamkeit Ansprüche mache, wissen wir nicht genau: seit 1795 indess, wo eine von dem gemeinen Glauben abweichende Vorstellung über diesen Gegenstand, schon ihrer Neuheit halber, Aufsehen erregte, versicherte uns Hr. Heyne (s. *Wolfs Briefe* p. 30. 82), „dass er die Sache *immer so* vorgetragen habe." Bey den widerstrebenden Zeugnissen seiner Schriften, musste man annehmen, dass er jene Lehre, als eine esoterische, nur bey sich und etwa in dem Zirkel weniger Erkohrener gehegt, um sie nunmehr erst, die völlig gereifte Frucht vieljähriger Prüfungen, mit den siegreichsten Ueberzeugungsgründen dem Publicum darzulegen. Wahrscheinlich deutete auch hierauf die schon im J. 1783 gegebene Versicherung hin, dass alle seitherige Ausgaben Homers weit von dem Ideal entfernt seyen, welches Er im Geiste mit sich umher trage (*longe absunt ab eo, quod ad recensionem Homeri — desideres, talem certe, qualem nos quidem animo tanquam imagine et exemplo expressam circumferimus*, *Epist. ad Tychsen* vor dessen *Com. de Q. Smyrnaei Paralip. Hom.* p. VIII). Denn selbst auf die niedere Kritik hat die höhere hier einen entscheidenden Einfluss; und da Hr. *H.*, zum Behufe jener, sich mit einem grosen Apparat wichtiger und unwichtiger Hülfsmittel ausgerüstet: so wäre wohl die Voraussetzung verzeihlich, dass gegenseitig auch die höhere Kritik wieder dadurch gewonnen habe. Alle diese Betrachtungen fodern zu einer ernsthaften und verweilenden Untersuchung dessen auf, was von Hn. *Heyne* in beiderley Hinsicht geleistet worden ist.

1. *Anordnung des Textes, auch durch den äolischen Hauch.*

Setzte die Menge kritischer Subsidien, welche ein Herausgeber benutzen kann, ihn schon allein in den Stand, das Geschäft der Kritik mit Glück zu betreiben: so dürfte man nur auf die Vorreden zum ersten und dritten Bande verweisen, um für Hn. *Heynes* kritische Bemühungen das günstigste Vorurtheil zu erwecken. In beiden Vorreden macht uns Hr. *Heyne*, nicht ohne Wiederholungen, mit einem so reichen Apparat für die homerische Kritik bekannt, als vor ihm wohl die wenigsten Herausgeber dieses Dichters besassen, und überhaupt unter den Editoren griechischer Schriftsteller in unseren Tagen vielleicht nur *Wyttenbach* zu seinem Plutarch sich rühmen dürfte. Wir verdenken es dem Hn. *Heyne* keinesweges, dass er sich, bey Benutzung so vielfältiger Materialien, eine solche Erleichterung zu verschaffen suchte, wie sie der holländische Kritiker, nach einer merkwürdigen und beziehungsreichen Aeusserung in seiner Vorrede zum Plutarch (p. 33. 34) verschmähete; und mit Bewunderung sehen wir, dass die behende Thätigkeit des deutschen Herausgebers auch dann noch von unermüdlicher Geduld begleitet blieb, als die erkohrenen Gehülfen ihn allmalich verlassen hatten (Praefat. Tom. I. p. X. XI). Ausser einem sehr ansehnlichen Vorrathe alter und neuer Ausgaben, worunter wir blos die neueste Oxforder (s. A. L. Z. 1802. Nr. 130) ungerne vermissen, und ausser den bekannten Grammatikern, deren Bemerkungen in neueren Zeiten durch die Scholien der Villoisonschen Ilias den bedeutendsten Zuwachs erhielten, benutzte Hr. *H.* sechs Breslauer Handschriften, vier von Hn. *Matthäi* aus Russland zu uns gebrachte, den ganzen homerischen Apparat, welchen sich *Herrm. Tollius* in Paris gesammelt, Verbesserungen von *Visse* und mehrere andere Beyträge, die ihm aus England mitgetheilt wurden. Auf zwey davon legt er einen vorzüglich hohen Werth: zuerst

auf

auf eine der wichtigsten und ältesten Handschriften der Ilias mit Scholien, die ihr Besitzer *Townley* ihm zuschickte; sodann mehr als alles auf den von ihm sogenannten *Codex Bentlejanus*. Von jener Handschrift entdeckte er, dass es der längst für verloren gehaltene Florentinische Codex des *Salviati* sey, woraus die Victorianischen Scholien in München copirt sind, die er sich ebenfalls zu verschaffen wusste. Der Codex Bentlejanus aber besteht aus Noten, welche der berühmte Kritiker der Stephanischen Ausgabe beygeschrieben hatte, theils um die Varianten einiger von ihm verglichenen Handschriften aufzubewahren, theils um eine Textesänderung nach dem *Digamma aeolicum* zu versuchen. Weniger jener Varianten halber (einen von Bentley benutzten Codex in dem *Colleg. Eton.* konnte Hr. *H.* sogar selbst gebrauchen), als wegen dieses Versuches mit dem äolischen Hauche, betrachtete der Herausgeber den Bentleyischen Nachlass, nicht ohne Bewegungen des Gemüths (*animi motu et affectu* T. VII. p. 724.), als einen der homerischen Kritik höchst ersprieslichen Schatz, den laut zu preisen er keine Gelegenheit versäumt (vgl. T. I. p. XV. T. III. p. XCIII. T. VII. p. 724.).

Wir wiederholen es, dass wir das Glück sowohl als die Geduld bewundern, womit Hr. *Heyne* dieses alles herbeygeschafft hat. Aufrichtig danken wir ihm für die Kenntniss einiger *Scholien*, die an verschiedenen Stellen zur Ergänzung der vorigen Sammlungen dienen; aber unbegrenzter würde unser Dank dafür seyn, wenn es ihm gefallen hätte, statt *seiner* Auszüge uns die noch ungedruckten Scholien selbst zu geben. Auch wollen wir dankbar die Mühe erkennen, welche auf Vergleichung jener *Handschriften* gewandt ist. In der That mögen an einigen Stellen neue Lesarten daraus gewonnen seyn, die man nicht für blosse Schreibfehler achten darf; sollte man auch nirgends aus diesen Collationen eine zugleich wichtige und wahre Veränderung im Texte erbeutet haben: was derjenige freylich sehr bezweifeln wird, welcher den Apparat der homerischen *Varr. Lectt.* genauer kennt. Ueberhaupt haben die Codices des Homer ohne Scholien wenigen Werth. Wie viel lässt sich nicht in der alten Sängersprache anders und anders stellen, selbst mit Glück, so dass man dadurch zwar Schwierigkeiten der Erklärung hebt, aber dem Texte, wie die Alten ihn hatten, keinen Schritt näher kommt! Welchen Werth behaupten demnach Lesarten der Handschriften, auch die scheinbarsten, wenn sie der Autorität alter Scholiasten ermangeln? — Desto rühmlicher würde der Fleiss seyn, mit welchem Hr. *Heyne* das grosse Etymologikum und den Hesychius zu Rathe zog, um die Bemerkungen dieser Grammatiker in seinen Annotationen niederzulegen, wenn nur nicht so manche Beyspiele einer unzuverlässigen und partheyischen Mittheilung, die wir unten anführen werden, auch gegen die übrigen Excerpte ein gerechtes Misstrauen erweckten. Gern hätten wir ihm für eine grösere Genauigkeit die zwecklose Citation alter Autoren bey solchen Stellen erlassen, wo die Angeführten kein Jota von dem jetzt gemeinen Texte abweichen; und überhaupt möchten wir Beurtheilung lieber als Fleiss, Hebet eine vorsichtig gezogene Grenze der Anführungen, als breite Allgemeinheit und planlosen Umfang loben. Zwar bewundern wir auch noch in dem Auffammeln und Herbeytragen späterer Zeugnisse Hn. *Heynens* Geduld, jedoch nicht mehr mit dem Wunsche grösserer Zuverlässigkeit, sondern mit dem bescheidenern, dass er weit öfter, wenigstens nach den ersten Gesängen, durch Stillschweigen verdammt haben möchte, was weder der Kritik, noch der Erklärung irgend einen Vortheil gewährt. Was sollen uns die Citationen aus Plutarchus, Diogenes Laertius, Dio Chrysostomus u. a. als Zeugnisse für eine Lesart? Kann ihr Ansehen hier das geringste mehr gelten, als das einer Anna Comnena oder jedes byzantinischen Historikers? Selbst Apollonius, der von Hn. *H.* so treufleisig angeführte Apollonius, dessen *Lexicon Homericum* wir im Auszuge haben, was thut er in den meisten Fällen anders, als dass er den aristarchischen Text bestätiget? Wie kann also sein Zeugniss, wenn es mit unseren zuletzt erhaltenen Scholien zusammentrifft, auf irgend eine ernsthafte Erwägung Anspruch machen? Ruhiger Ernst des Nachdenkens würde selbst den angehenden Kritiker vor Anhäufung solcherley Citate, so wie vor der Unüberlegtheit geschützt haben, sich sogar bey schwankenden Schreibarten auf die Autorität des Eustathius, des Hesychius u. s. w. zu berufen. Vollends von den Lesarten der *Ausgaben*, auch der unbedeutenden, zu reden; oder bey der Textesconstitution wohl gar davon auszugehen, welchem unzerstreueten Mann konnte das einfallen! Immerhin mag auch die Geschichte der am Homer ausgeübten Kritik nicht ganz ohne Interesse seyn. Allein da man von wenigen Editoren weiss, aus welchen Quellen sie geschöpft, hingegen der in neueren Zeiten mit Sorgfalt verglichenen Handschriften fast mehr als der Haupteditionen sind, und durch diese Handschriften jede brauchbare Lesart weit sicherer bewährt werden kann: so liess sich eine völlig befriedigende Geschichte der Kritik geben, wenn man auch Tausende von Fehlern der alten Ausgaben nicht weiter berührte, und an demjenigen, was Barnes οἰκοθεν, und andere Träumer anderswoher beygebracht, die in solchen Fällen nicht unlöbliche *Kunst zu schweigen* ausübte.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die mühevolle Auffammlung aller irgendwo erwähnten Lesarten und Irrungen der Abschreiber, sollte man glauben, müsste Hn. Heyne so oft auf dieselben Textesworte zurückgeführt haben, dass da, wo das Bessere nur nachgeahmt werden durfte (einen weiteren Fortschritt erwarteten wir von Ihm, dem Beschäftigten, nicht) die Sorgfalt in Kleinigkeiten schwerer zu vernachlässigen, als zu beobachten war. Hr. H. widerlegt jenen Glauben. Er lässt I, 56 ὅα noch immer mit dem Accent; 158 hingegen, wo die Opposition das ὀρθοτονούμενον fodert, ἀλλὰ σοὶ noch immer ohne Accent drucken. V. 142 ἐπιτηδές, wenn es, wie Hr. H. annimmt, Adverbium seyn soll, musste es, wie Hr. H. annimmt, Adverbium seyn soll, musste ἐπίτηδες geschrieben werden. Allein jenes ist das richtigere. Ἀκλεές (VII, 100), παλιμπετές (XVI, 395. Od. V, 27) und ἐπιτηδές (hier und Od. XV, 28) sind, als alte unregelmäfsige Contractionen, nach Einer Analogie zu beurtheilen. Ἀκλεὲς erwähnt auch Hr. H., und leitet es von ἀκλής, ἔος ab. Wozu aber eine Form vom Nominativ, die selbst nirgends vorkömmt, erdichten, um eine Anomalie zu erklären, die vor Augen liegt? Soll etwa auch πλέες (πλέονες) seyn von πλής? — V. 524 trennt Hr. H. ἄγε τοι durch ein Comma. Das Comma sagt Halt! Das unaccentuirte τοι, als die Enclitica zu ἄγε, sagt Fort! und Hr. H., wie es scheint, weifs beides zu vereinigen. V. 530 giebt er κρατὸς ἄπ' ἀθανάτοιο, statt ἀπ' ἀθανάτοιο: den Grund lässt er errathen. Meynte er etwa, jede apocopirte Präposition ziehe den Accent zurück? Dann durfte er ja auch II, 39 nicht ζήσειν γὰρ ἔτ' ἔμελλεν ἐπ' ἄλγεα schreiben, wo sich ἔπ' eher noch, aus einer andern Ursache, die wir auch errathen lassen, gerechtfertigt hätte. Oder glaubt er Aristarchs einzig wahre Lehre von der Anastrophe, welcher, obgleich nicht mit völliger Billigung, Hr. Wolf dennoch folgte, auch auf solche Fälle ausdehnen zu müssen, wo die Anastrophe auf Pronunciation gar keinen Einfluss hat? Oder spricht er ἀπ' ἀθανάτοιο und ἄπ' ἀθανάτοιο verschieden aus? Oder dachte er sich Anastrophe und Pronunciation überhaupt nicht in Verbindung? — Der Fortgang der Observationen zeigt, dass Hr. Heyne eigentlich an gar nichts gedacht hat. Denn anderwärts (X, 304. XI, 520 u. f. w.) tadelt er den ehrlichen Barnes, dass dieser die zwischen einem Substantiv und Adjectiv stehende Präposition anastrophirte, und nennt nunmehr das, was er selbst vorher, nur ohne Grund, that, *contra morem et usum.* Warum? Es folgt, sagt er, ein Epitheton. Aber folgte denn nach κρατὸς ἀπ' keines? — Nimmt man zu diesem Allen die Observation III, 240, wo dasjenige, was Hr. H. als *sexcenties inculcatum* hinwirft, gerade das Gegentheil von dem ist, was als Aristarchs Meynung hier angeführt wird: so gehet nur allzudeutlich hervor, dass Hr. H. von der Lehre Aristarchs, so wie von dem Gebrauche der Anastrophe überhaupt, noch gar keinen Begriff habe. Doch hierüber werden sich Lehrlinge, zeitig gewarnt, aus anderen Büchern die nöthigen Belehrungen verschaffen: aber wer wird ihnen sagen, wie Hr. H. in δὴ "πειτα, das er noch T. VII, p. 34 in Schutz nimmt, das —" — als sanft gehauchte Erhebung eines nicht lautenden Lautes wohl aussprechen mag?

Dies und Vielerley dieser Art, was wir noch beybringen könnten, sind Kleinigkeiten, wir bekennen es; aber Kleinigkeiten, auf die Hr. H., noch neuerlich gegen den grammatischen Stolz eifernd, mit der vornehmen Miene des Kenners herabblickt, und deren gehörige Beachtung freylich keinem Herausgeber griechischer Autoren in unseren Tagen zu besonderem Verdienst angerechnet werden sollte.

Von ganz anderen Prämissen ist dasjenige abhängig, was eigentlich die Kritik des homerischen Textes ausmacht. In Ansehung derselben giebt es, wie die Sache noch steht, zwey von einander wesentlich verschiedene Systeme. Nach dem gewöhnlichen, das noch vor kurzem an den Hn. *St. Croix* und *Huch* sehr männliche Vertheidiger fand, ist die Ilias, wie jedes spätere Werk der Dichtkunst, aus den Händen des Verfassers durch Abschrift unter die Griechen gekommen, und so auf die Nachwelt erhalten worden. Ist diese Vorstellung die richtige: so treten bey der Kritik des Textes, ungeachtet des höheren Alters desselben, ganz dieselben Regeln ein, die wir bey anderen Schriften des Alterthums befolgen; und, wenn nicht vielleicht die seltsamsten Veränderungen mit einem der Original-Exemplare vorgegangen sind, von denen Niemand etwas berichtet: so wird, bey der grofsen Harmonie so vieler Handschriften, die Herstellung des ursprünglichen Textes für uns nichts weniger, als ein zu vermessenes und unausführbares Unternehmen seyn. So dachte ohne Zweifel noch *Bentley*, dessen Spiel mit dem Digamma, das wir nachher genauer prüfen werden, ohne eine solche Voraussetzung kaum möglich gewesen wäre. Denn welcher einigermafsen nüchterne Beobachter möchte sich erdreisten, wenn dieser Buchstab schon in den ersten spä-

ſpäterhin gemachten Abſchriften gefehlt, durch Einrücken deſſelben den ächten alten Text darzuſtellen, und nicht vielmehr glauben, daſs viele andere, gröſsere und kleinere, Abweichungen von der erſten Geſtalt der Geſänge, welche jetzt aufs innigſte in das Ganze verwebt ſind, die gewöhnliche Art von Kritik hier anzuwenden verböten? Dieſes Verbot nun ſchien eine neuerlich angeſtellte ernſthafte Unterſuchung gerade zu geltend zu machen. Hr. *Wolf* ſuchte bekanntlich nicht allein zu beweiſen, daſs die Geſänge Homers und, wie er hinzufügte, anderer, die jenen fortgeſetzt, Jahrhunderte lang *bloſs* durch Recitiren oder Ablingen verbreitet und erhalten worden, ſondern auch, daſs ſie ſeit der Schriftverzeichnung noch eine Zeit lang der heutigen genauen Verbindung ihrer Theile und der jetzigen Totalform entbehrt hätten; daſs man daher bey unſerer Kritik des homeriſchen Textes ſchlechterdings nur auf die Norm des alexandriniſchen Zeitalters und auf die wahrſcheinlichſten Lesarten der beſten alten Grammatiker ſich beſchränken müſſe, wenn man nicht allen Ahndungen und Träumen ein freyes Feld eröffnen wolle.

Welche von beiden Meynungen Hr. *Heyne* jetzt eigentlich hege, iſt ſchwer zu ſagen; wenn er gleich hin und wieder, und im achten Bande in beſonderen Excurſen, ſich wortreich über dergleichen Fragen vernehmen läſst. Auf der einen Seite bezeiget er, daſs er, nicht geſchreckt durch die *effrenata divinandi libido*, vor welcher Hr. *Wolf* (Proleg. p. VII) warnte, ſich in Beſtimmung des homeriſchen Textes weit über die Alexandriner zurück zu gehen getraue, und ſucht dieſs Wageſtück vorzüglich durch die Aufnahme und Ausbildung der Bentleyiſchen Ideen von Digamma auszuführen: auf der andern Seite giebt er häufig zu verſtehen, daſs Homer noch nicht geſchrieben habe, und daſs inſofern über ſeinen Text keine kritiſche Sicherheit vorhanden ſey. Bald hört er die Zeugniſſe der Handſchriften, ja ſelbſt der Ausgaben mit einer Folgſamkeit an, welche man etwa bey einem Editor des Platon lobenswerth finden würde (Vgl. T. VIII. p. 227), hier die Beſcheidenheit und Liberalität ſeiner Kritik anerkennend, die ihm nichts gegen die Codd. zu ändern erlaubte (p. 551), dort ſeine Unbeſtändigkeit in Kleinigkeiten ſich ſelber mit ſanfter Ironie verweiſend; bald fällt ihm ein, daſs die Autorität der Codd., auch der älteſten, in den homeriſchen Geſängen doch von gar keinem Belange ſey: *nam ex rhapſodorum recitationibus calamo exceptos codices admodum variare, neceſſe erat; ita, ut ad acumen potius judicis, quam ad librorum fidem, recurrere neceſſe eſſet* (T. VII. p. 510. Vgl. T. V. ad IX, 57); bald bedauert er wieder, daſs die Grammatiker, ſtatt ihrer leeren Disputationen, uns nicht vielmehr Bericht abgeſtattet, ob dieſe und jene Varietät ſich auf das Anſehen der Handſchriften (das er eben erſt verwarf), und auf die Vergleichung mehrerer Exemplare gründe, oder nicht gründe (T. VII. p. 568). Ueberall aber ängſtiget ihn der Zweifel, ob die Verſchiedenheit der Lesarten wirkliche *variae lectiones*, oder *emendationes* ſeyen (T. VIII. ad XXI, 363): woraus für den Leſer die neue Ungewiſsheit entſpringt, was Hr. H. ſich unter den letzten wohl dachte, und ob denn, ſeiner Meynung nach, nicht auch die Rhapſoden emendirt haben.

Bey ſo unausgebildeten Begriffen von der homeriſchen Kritik und bey ſo ſchwankenden Grundſätzen, als Hr. *Heyne* in ſeinem ganzen Werke an den Tag legt, befremdet es weniger, daſs er nicht bloſs jede noch ſo unbedeutende Veränderung der Abſchreiber, jeden noch ſo albernen Einfall der Grammatiker ſeinen Tonnen einzuverleiben bedacht war, vertrauend der auswählenden Beurtheilung einſichtsvollerer Leſer; ſondern daſs er auch mit einer ſehr mangelhaften Kenntniſs der homeriſchen Proſodie und der altjoniſchen Sprache, eine eben ſo groſse Willkürlichkeit im Beurtheilen und Aendern des Textes, als unerwogene Anhänglichkeit an Bentleys kritiſche Verſuche, beſonders mit dem Digamma, vereinte. Wir wollen die einzelnen Punkte dieſer Anklage erhärten.

1) *Die unnütze Anhäufung der armſeligſten Varianten* fällt faſt auf jedem Blatte der Obſervationen ins Auge. Wer wird III, 51 bey den Worten δυσμενέσιν μὲν χάρμα, die Schreibfehler δυσμενέσσι μὲν, δυσμενέσσιν μὲν auch nur einer flüchtigen Erwähnung werth halten, oder ſie gar zu einer Conjectur (δυσμενεσσιν χάρμα), der rhythmiſchen Bewegung zum Trotz, misbrauchen? — Wer wird bey III, 272 ἦ οἱ πὰρ ξίφεος μέγα κουλεὸν αἰὲν ἄωρτο, die Zeugniſſe derer, welche das verſchriebene μέγαν haben, mit Verwunderung der Reihe nach aufzählen? Ja, ob Abſchreiber ὀ ἔλαβε oder δὲ λάβε, ob ſie μετὰ δ' ἑτράπετ' oder μετὰ δὲ τράπετ' geſetzt, auch dieſs beſchäftiget unſeren Obſervator: er verſchmähet es nicht, ſogar für Schreibarten, wie γίνεσθαι ſt. γίγνεσθαι, γινώσκειν ſt. γιγνώσκειν u. ſ. w. (T. IV. p. 281. T. V. 34) Citationen des Euſtathius und Heſychius, als kritiſche Zeugniſſe, anzuführen; und bey Wörtern zumal, deren Erklärung ihn in Verlegenheit bringt, ſind ihm ſelbſt Druckfehler der Barneſiſchen Ausgabe willkommen. So bey XI, 390 κωφὸν βέλος, wo er ohne Zweifel den Begriff von *ſurdum* ganz entfernt, und Widerſprüche mit ſich ſelbſt (vgl. XIV, 16. T. VI. p. 522) vermieden, aber auch das Barneſiſche κουφὸν mit Schweigen übergangen haben würde, wenn er ſich den Grundbegriff des Wortes κωφὸν (*unempfindlich* in activer und paſſiver Bedeutung) aus Valckenär's Note zu Ammonius S. 133, die er doch ſelber anführt, gehörig bekannt gemacht, wenn er die Bemerkung, daſs Homer, wie Herodot, und die älteſten Schriftſteller überhaupt, das Wort nie für *taub*, immer für *ſtumm* brauchen (ſ. *Reiz Praef. ad Herodot.* p. XXIII. *Voſs Mythol. Briefe I.* S. 101 etc.) mit Aufmerkſamkeit erwogen, und die Analogie der Sprache, welche die Schärfe des Pfeiles auch durch στόμα oder στόμωμα bezeichnet, und ähnliche Metaphern erlaubt (ſ. *Porſon. ad Eurip. Oreſt.* 1279), bey der Erklärung zu Rathe gezogen hätte. — Ein wenig ſcheinbarer iſt der Druckfehler κόμην ἐν ὄρεσσι λέλοιπεν, ſt. τομὴν I, 235. Wenn aber Hr. H. ſeinen Vorgängern nachſchreibt: *nimirum ex loco Virgilii Aen.* XII,

XII, 209. *posuitque comas* —; so führen wir gegen ihn seine eigene Autorität an ad Virgil. l. c., wo er richtiger erklärte.

2) *Die mangelhafte Kenntniss der homerischen Prosodie* leuchtet nicht nur aus einer Menge zerstreueter Observationen, sondern noch deutlicher aus einem besondern Excurs (T. VII. p. 400—416) hervor, worin Hr. *H.* die Resultate seiner Untersuchungen erwarten lässt. Anstatt aber hier die Bemerkungen, welche Clarken entfielen, mit blossem Sammlerfleiss an einander zu reihen, und durch eigene *Scilicet* bald zu bestätigen, bald scheinbar zu berichtigen, hätte uns Hr. *H.* doch zuförderst die Art, wie die Prosodie sich in Homers Zeitalter bildete, lichtvoll und bündig entwickeln sollen. Allein an das, was die Grundlage des Einzelnen ausmacht, scheint Hr. *H.* nicht gedacht zu haben: dass nämlich die Sylbenmessung sich vorzüglich unter dem Einflusse des allgemein herrschenden *Hexameters* bildete, und dass selbst die meisten Wortformen, aus deren Verschiedenheit allein Hr. *H.* die verschiedene Quantität der Sylben ableitet, anders seyn würden, wenn z. B. der Jambus, nicht der Hexameter, das älteste künstliche Maass in der Sprache gewesen wäre, welches die begeisterten Laute der Sänger aufnahm. Ferner bildete sich die Prosodie *noch vor der Schrift* in einer Menge von Grundsätzen aus; und es war hernach dem Urtheile der Griechen überlassen, wie sie das *schreiben* wollten; was einmal eingeführt war. Sie richteten aber ihre Scriptur nicht, wie Hr. *H.* meynt, und wie er oftmals *pro explorato festgesetzt* zu haben versichert (T. VII. p. 413.), gegen die Aussprache, sondern wie natürlich, nach der richtigen Aussprache ein, die seit den alten Zeiten keine Veränderung in Absicht der Quantitäten erleiden konnten, ausser in einigen Fällen, wie sie bey den Dramatikern erscheinen. So verdoppelten sie zwar oftmals ε und ο durch Verwandlung in η und ω, aber nur dann, wann der Vocal Naturlange hatte: war das nicht, so wurde eher der folgende Mitlauter verdoppelt, oder man behalf sich mit einer Incorrectheit, die man dem höheren Alterthum verzieh. So in ἕως ὁ ταῦθ' ὕρμαινε — ἐπειδή zu Anfange des Verses — ἀπονέοντο am Schlusse u. s. w. Dergleichen Incorrectheiten wurden allgemach fester *Usus*, jedoch nur in gewissen Wörtern: wiewohl die zierlichen Alexandriner sie auch in diesen Wörtern vermieden. Aus diesem Bedürfnisse nun, oder aus der Bequemlichkeit des hexametrischen Rhythmus, der frühzeitig auf die Quantität wirkte, ist fürs erste zu erklären, wie die älteste Poesie Selbstlauter, die an sich mittelzeitig waren, α, ι, υ, in *denselben* Wörtern bald lang, bald kurz gebrauchte. So finden wir ἄνω und ἀνω, ἄνηρ und ἀνηρ, ἀγορή und ἀγοραασθαι (II, 337), Ἰλίου προπάροιθε und Ἰλιου ἐξαλάπαξεν, Ἰφίτου (II, 517) und Ἰφιτου (XVII, 302), Ἀσκληπίου (II, 731) und Ἀσκληπιου (IV, 194), ῥυομαι und ῥυομαι u. s. w. Hr. *Heyne* sucht solcherley zwar auch aus seinen Grundsätzen zu erklären, aber so schwankend und ungewiss, dass man gar bald nicht etwa die Festigkeit der Grundsätze, sondern überhaupt das Daseyn, bezweifeln muss. Die erste Sylbe in ἄνοιτο z. B. kommt bald lang, bald kurz vor. Diesen Wechsel duldet Hr. *H.* ungern (*male habet* T. VII. p. 515), und schlägt, als Ausweg, das Doppelte vor: *entweder* νὺξ ἄνυεται zu schreiben, wenigstens zu sprechen, *oder* eine zwiefache Form ἄνω und ανω anzunehmen. *Anderwärts* ruft er den Dämon Digammos zu Hülfe: ἀΐω hat die erste Sylbe kurz; soll sie lang seyn, flugs umgewandelt in ἀϝίω! (T. VII. p. 50). *Anderwärts* vergisst er den Dämon (T. VII. p. 409); wo er auch aus der prosodischen Noth retten konnte. Ἄγω, ϝάγω, *frango* (behauptet Hr. *H.* T. IV. p. 598) hat die erste Sylbe lang, ἄγω, *ago*, hingegen kurz. Demnach ist IV, 214 τοῦ δ' ἐξελκομένοιο πάλιν ἄγεν ὀξέες ὄγκοι, *entweder* das ἄγεν zu erklären *retroacti, retroflexi sunt hami; oder* zu lesen τοῦ δ' ἐξελκομένου ἄγεν (ϝάγεν) πάλιν ὀξέες ὄγκοι (so wie er auch p. 527 an mehreren Stellen das εαγη in αγη (ϝαγη) und das εαγη in εϝαγη umzuändern befiehlt), *oder* — was am bequemsten ist — der widerstrebende Vers ist als unächt zu streichen. Diess heisst Gründlichkeit der Forschung, und weil dem Leser dabey die Wahl frey bleibt, Humanität zugleich. Jedoch nichts geht leicht über die Recherchen, welche Hr. *Heyne* an 30 bis 35 Stellen seiner Observationen, und T. IV. p. 177 — 180 in einem eigenen Excurs über ἐρύω und ῥύομαι verhängt. Dass das υ auch hier mittelzeitig war, und der Dichter die Wörter nach dem Bedürfnisse des Rhythmus, bald kurz, bald lang gebrauchte, konnte, dünkt uns, ohne besonderen Scharfblick wahrgenommen werden. Hr. H. dagegen lehrt: ἐρύω, *traho*, kürze die mittlere Sylbe, und sey immer ϝερύω gesprochen worden; ῥύομαι, *tueor*, verlängere sie, und ermangele des Hauches am Anfang, obgleich das alte Stammwort ῥύω ihn in der Mitte ῥϝυ gehabt zu haben scheine. Um diese Lehre geltend zu machen, werden nun *wenigstens vierzig* Stellen verändert, und die wenigen, welche sich ohne Aenderung fügen, mit Wohlgefallen betrachtet. Zur Probe führen wir nur die Veränderungen dreyer an, in Bezug auf die dreyfache Lehre. Die *erste* wegen des digammirten ἐρύω; I, 141. Νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν εἰς ἅλα δῖαν. *Entweder*, meynt Hr. H., sey hier μέλαιναν von einem Interpolator an den Platz eines ausgefallenen Beywortes gerückt worden, so dass es etwa ursprünglich hiess: Νῦν δὲ θοὴν, ἄγε, νῆα ϝερύσσομεν; *oder* man könne lesen: Νῦν δὲ μέλαιναν νῆα ϝερύσσομεν, obgleich dieser Vers ihm selbst nicht wohlklingend scheint; *oder* — was wieder am bequemsten — die ganze Stelle V. 140—147 sey unächt, und um die Erzählung auszufüllen, von Rhapsoden eingeflickt worden. Mit unbesiegbaren Gründen (*invictis argumentis*), fügt er bescheiden hinzu, lasse sich solcherley nicht beweisen. Die *unbesiegbaren* wollten wir Ihm erlassen, wenn wir nur überhaupt *Gründe* sähen! — Die *zweyte* Stelle wegen der angenommenen Kürze in ἐρύω, so oft es *traho* bedeutet: XIV, 75 νῆες ὅσαι

ὅσαι πρῶται εἰρύαται. Nichts leichter, sagt Hr. H., als εἰρυνται zu ändern, und wenn dieselbe Aenderung in demselben Verse auch XV, 654 gemacht werden muss, was schadet das? — Die *dritte* Stelle, wegen der angenommenen Länge in ῥύομαι, *taceo:* IX, 396. οἵ τε πτολίεθρα ῥύονται. *Entweder* οἵ τε πτόλιας ῥύονται, *oder* οἱ ῥύονται πτολίεθρα, *oder* — der Vers ist unächt (T. V. p. 614); wie denn viele andere, auch im Hesiodus (T. IV. p. 178) *deshalb* für unächt erklärt werden. — Hr. H. will, wie er oftmals versichert, nur einen Grund legen, doch einen dauerhaften *(fundum solidiorem T. I. Praef.* p. L), worauf andere, weniger Beschäftigtere, ein Gebäude aufführen können; nur sichere Fusstapfen (*vestigia certa*) will er uns zurück lassen, in die wir treten mögen. Wahrscheinlich hat er uns deshalb folgende Stellen, die er nicht berührt, zu eigener Berichtigung nach dem aufgestellten Muster überlassen: Od. XXII, 90. εἰρῦτο δὲ Φάσγανον ὀξύ. Od. XIV, 107. Φυλάσσω τε ῥύομαί τε. Od. XV, 35. Φυλάσσει τε ῥύεταί τε. Sonderbar, dass auch alte vorzügliche Zeugen hie und da εἰρύσσασθαι schrieben, wie Cod. Venet. in VIII, 143. X, 44. Bey Anwendung der Heynischen Lehre konnten sie sich die Verdoppelung ersparen; und der Lehrer hat Recht, ihnen T. V. p. 440 die *ignoratio prosodica* zu verweisen.

Ueber die Quantität von ἵλαος I, 583 findet sich eine, durch des Hn. *Voss* allzu einseitige Behauptung bey dem homeridischen Hymnus an Demeter 204 (*ed. Mitsch.*) veranlasste Observation, die wiederum keinen Ausgang giebt; oben V. 147 hatte Hr. *H.*, weil er sich nirgends herausfinden konnte, in der Verzweifelung nach dem kritischen Messer gelangt. Ein Ausgang scheint sich zu öffnen, wenn man die Stammsylbe ἰλ für mittelzeitig nimmt, die aber in Adjectiven durchaus lang, in einigen Verben auch kurz gebraucht wurde. Vom Adjectiv auf αος hatte schon Homer, wie Theokrit, eine zweyfache Form, mit langem und mit kurzem α: denn die letzte, die auch Moschus hat, nach *Vossens* Vorschlage durch Zusammenziehung zu tilgen, verbeut schon die Eurythmie, noch mehr der Gebrauch bey Pindar, wo keine Zusammenziehung verstattet wird. Die attische Endung εως floss manchmal in eine Sylbe: so beginnt bey Euripides ein Trimeter ἵλεως μὲν εἴη, *Hel.* 1013. Lang allein finden wir, vielleicht zufällig, die Stammsylbe in ἱλήκω. Aber lang oder kurz in ἵλημι: wovon ausser Homers ἵληθι, auch ἵλαθι als Daktyl mehrmal, und ἵλαμαι als Anapäst in dem kleineren *H. in Apoll.* 5. gebraucht wird; ferner, in ἱλάομαι und ἱλάσκομαι; wovon verlängt bey Homer ἱλασομεσθα Il. I, 444, ἱλασσομαι Odyss. III, 419, ἱλασκεσθαι Il. I, 386, die selbigen auch bey Späteren vorkommen; und verkürzt bey Homer ἵλαονται Il. II, 550, ἵλασσαι Il. I, 147, ἱλασσαμενοι Il., 100, bey den Späteren ἵλασθαι Apollon. Il. 847, ἵλαωνται Dionys. P. 853, ἵλασκεο Theocr. Ep. XIII, 1. — Eine andere Regel der Quantität, welche Hr. Voss in der gedachten Ausgabe des Hymnus an Demeter V. 117, nachdem Clarke von grossen Kritikern überhört worden war, auffrischte und zur Heilung mehrerer Stellen anwandte, die nämlich, dass in φίλω die Stammsylbe lang, in φιλέω kurz sey, wird von Hr. *H.* zur Erklärung des lang gebrauchten φίλε κασίγνητε IV, 155 in der Observation versucht. Er nennt hier seine Vormänner nicht, aber er macht auch wirklich ihre Bemerkung zu der seinigen, die ihm kein Besonnener wieder abnehmen wird. „Da wahrscheinlich, sagt er, eine doppelte Form dieses Wortes war, die eine mit langer Anfangssylbe, φῖλω, φῖλομαι, φῖλημι, die andere mit kurzer, φιλέω; so könne man vermuthen, dass es auch ein doppeltes φῖλος und φίλος gegeben habe." Die Vermuthung, der er gleich wieder entsagt, sey ihm und dem Grammatiker Ptolemäus geschenkt. Aber wie? auch φῖλημι hat die Anfangssylbe lang, und zwar weil es von φῖλω ausgeht? Beides wird kein Grammatiker gut heissen; denn φῖλημι kömmt von φιλέω und wird deshalb nicht anders als kurz, wie in καὶ σὲ φῖλήμεναι Il. XXII, 265 gebraucht. „Ja hier ist es allerdings „kurz, sagt Hr. *H.*, in der dortigen Observation, aber „da es *anderswo lang* ist, so muss offenbar ein doppelter Stamm gewesen seyn, mit langer Anfangssylbe, und mit kurzer, wovon φιλέω und andere hervorgingen; und man kann nicht mit Clarke die Verkürzung aus der Natur des zweyten Futuri erklären." Wie nun? Erstlich ein doppelter Stamm, wovon der eine das angeblich lange φῖλημι trägt; und dann von φῖλημι wieder ein doppelter Stamm, worauf langes und kurzes wächst? Oder auf dem Doppelstamm wächst an einer Seite ein langes φῖλημι, und gegenüber ein kurzes? Dabey geht einem der Kopf um, dass man, weswegen Clarke getadelt werde, nicht einmal fassen kann. Nur das *anderswo lange* φῖλημι erbitten wir uns. Hr. *H.* rückt mit Il. XX, 304 hervor; dann sollen wir, was er bey Il. V, 117 und X, 280 gesagt, vergleichen, und einsehen, das Homers φῖλημι die Anfangssylbe bald lang bald kurz habe. Man fasse ein Herz, durch alle die dicken Bände sich durchzuschlagen! Zuerst Il. XX, 304 kömmt ein φίλατο zum Vorschein, welches Hr. H. ganz richtig von φίλω (nicht also von φῖλημι) herleitet, mit einem *Clarke bene monuit;* er weist hierbey auf Il. XVII, *Exc.* p. 405, wo er dasselbige sagt, und wieder auf Il. V, 61 und 117 zurückweist. Bey Il. V, 61 wird ἐφίλατο von φίλω, φίλομαι und dem *gleichfalls langen* φῖλημι (wahrscheinlich dem letzten allein) abgeleitet, und Clarke getadelt; bey V. 117 hingegen erklärt er φίλαι, nach Clarke und der Wahrheit, wiederum deutlich für einen Sprofs von φίλομαι, mit Verweisung auf V. 61, wo er φῖλημι zu begünstigen scheint. Wir haben noch Il. X, 280 zu vergleichen, und erfahren zu unserer Beruhigung, dass φίλαι, wie φίλατο XX, 304, in der That von φίλομαι mit langer Anfangssylbe herkomme: *quod recte docuit Clarke.*

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Welch ein Chaos von hin und her wogendem Schutt! Wie doch konnte ein Veteran im Vortrage der Grammatik etwas so ungrammatisches dem Eustathius abnehmen, als: ἐφίλατο kömmt von φίλημι, wie ἵστατο von ἵστημι (also das Imperfect des Medii); und hievon der Imperativ φίλαι, wie τύψαι von ἐτυψάμην (also der erste Aorist)? Wie konnte er nur sich einbilden lassen, dass φίλημι der Form ἵστημι von στάω folge; da es kein φίλαω gab, und folglich das Medium nicht φίλαμαι, sondern φίλεμαι, und im Aeolischen φίλεμμαι von φίλεμμι heissen musste? Aber so gehts, wenn man hastig bald dem Eustathius, bald dem Clarke nachdenkt, und dabey noch den belehrenden Vordenker machen will!

Nach denselben Grundsätzen, die wir oben angaben, muss ferner die Sylbenmessung in σχέτλιος, ἀφνειότατος, Ἀπόλλων, Ἄρες u. s. w. beurtheilt werden. Wie hilft sich hier Hr. *Heyne*? Σχετλίη· III, 410 scheint er mit Wasse zweysylbig zu lesen. Entscheidender sagt er bey ὃς δὴ ἀφνειότατος XX, 220, man müsse ὃς δὴ Φνειότατος aussprechen; wo doch das richtigere schon von Ernesti erinnert ward. Was endlich über Ἀπολλων, Ἄρες (wo auch der Accent etwas zeigt z. B. Ἄρες, Ἄρες V, 31) und Aehnliches von Hn. Heyne T. VII. p. 413 und anderwärts gesagt worden, müssen wir dem Leser, der *diese* Lehre der Prosodie noch lehrreich genug findet, und neue Widersprüche auszusöhnen Lust trägt (vgl. Observatt. ad II, 572. 828), zu eigenem Nachlesen empfehlen.

3) Die *eben so beschränkte Kenntniss der altionischen Sprache* ausführlicher zu erweisen, bleibt dem Theile dieser Recension, welcher die grammatische Worterklärung prüft, vorbehalten. Ein sehr unangenehmes Geschäft, das hier nur insofern eingeleitet werden muss, als jene Unkunde des Herausgebers auf die Anordnung des Textes mehr oder weniger nachtheilig gewirkt hat. Vergebens erwarteten wir in dem Excurse *de dialecto Homeri ionica* (T. VIII. p. 226—237) dasjenige mit gewählten Beyspielen erläutert, was sich auf das Charakteristische des Alt-Ionischen und auf den Unterschied desselben von dem neueren Ionismus, der Sprache Herodots, bezieht. Nicht einmal das hat Hr. H. bemerkt, was sich dem nach seinem Ohre so oft entscheidenden Kunstrichter doch zuerst darbieten musste: wie die homerische Mundart zwischen Weichheit und Härte (neuer Ionismus und Atticismus) in einer schönen Mitte steht; noch weniger, wie es denkbar sey, dass die homerischen Gesänge, wenn sie nicht frühzeitig in Schrift verzeichnet worden, in einem so eigenthümlichen Dialect auf uns gekommen sind. Desto häufiger wiederholt Hr. H. seine durchaus unbefriedigenden Bemerkungen über die Auslassung des (einen) Augments, die er für ionisch erklärt: ἄλγεα ϑῆκε statt ἄλγε' ἔϑηκε; καὶ λίσσετο statt καὶ ἐλίσσετο; ἄρνε κέλευε III, 119 statt ἄρν' ἐκέλευε (was der Vergessliche kurz vorher V. 103 für ἄρνα nahm) u. s. w. Selbst unter dem Texte wird den Tironen dies eingeschärft, mit dem versichernden Zusatze: *Ionicum fuit*, oder gar, *debuit esse*. Für dieses *debuit* wird nun in den Observationen der Beweis theils aus alten Grammatikern geführt, theils aus dem *usus Herodoteus*. Wie das letzte, verstehen wir nicht; da wir nirgends Belehrung über die Fälle finden, wo Herodot, den besten Handschriften zufolge, ohne Augment schreiben soll: denn dass dies nicht der gewöhnliche Fall bey ihm sey, lehrt jeden der erste flüchtige Anblick. Dass aber die Grammatiker, welche in *manchen* Stellen auf die verkürzten Formen leiten, anderwärts die verlängerten einführen (I, 611), überhaupt bey Zu- und Weglassung des Augments das Ohr befragten, ist aus vielen Beyspielen höchst wahrscheinlich. Ihnen nachzuhören, getraute sich Hr. H. in einem ähnlichen Falle (T. VII p. 239 ad XVI, 583) nicht; in dem gegenwärtigen hört er noch feiner, als sie; ja, er nimmt sogar die Miene eines philosophirenden Hörers an. Allein hätte er es auch nur bey dieser Kleinigkeit mit Ernst versucht, Ahndungen und Wünsche auf feste Gründe zurück zu führen: so musste er bemerkt haben, dass *nichts thun* hier gerathener war, als eine Gloriole aus solchen Aenderungen zu suchen. Denn wenn die Auslassung des Augments ionisch ist, was ist denn ἠτίμησεν I, 11. 23. 46. 64 u. s. w.? Oder ist es nur da ionisch, wo das Metrum durch die Weglassung nicht gestört wird: warum nicht auch ὄρσε, ἔλϑε I, 10. 12, und anderwärts noch wunderlichere Formen, die ja dem Sylbenmasse keinen Eintrag thun?

Doch das *augmentum syllabicum* ist es vorzüglich, was Hn. *Heynens* Ohr nicht vertragen kann; und doch auch wieder verträgt. Ἐών, lehrt er T. VIII. p. 229, nicht aber ὤν, sey homerisch. Warum? weil jenes am häufigsten vorkommt. *Also* sey Od. XIX, 230 χρύσεοι ἐόντες zu schreiben; *also* der ganze Vers VII, 94, da er keine Aenderung zulässt, ohne Mitleid zu tilgen. Wie es dem XIX, 489 οὐδὲ τροφοῦ οὔ-

σης — ergehen ſoll, welchen das Gedächtniſs ihm jetzt nicht darbot, werden wir vermuthlich dereinſt bey der Odyſſee erfahren. Wir kehren zur Ilias zurück. I, 199 änderte er Ἀμβησε δ' Ἀχιλεὺς, μετὰ δὲ τράπετ' (ἔ. δ' ἐτράπετ'), und behielt gleichwohl αὐτίκα δ' ἔγνω bey. Warum nicht αὐτίκα δὲ γνῶ? Und vielleicht auch I, 64 ὅτι τόσσον χώσατο? — I, 464 corrigirt er σπλάγχνα πάσαντο. Aber das Ohr würde ſich noch mehr ergötzen, wenn es hieſse: Αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ μῆρα κάη καὶ σπλάγχνα πάσαντο. Eben ſo II, 308 ἔνθα φάνη μέγα σῆμα, und anderwärts. Dieſs giebt Operngriechiſch; das hier den alten Grammatikern freylich nicht an der rechten Stelle zu ſeyn ſchien. — Wer mit Beſonnenheit eine kleine Kühnheit begehen will, der kann VIII, 75 und Od. XXI, 413 ſchreiben oder vorſchlagen μεγάλα κτύπε (wie μεγάλα βρέμει IV, 425), wo doch dieſs Ausdrucksvollere Niemand hat, und gegen das ſchwächer tönende μέγαλ' ἔκτυπε ſich auch Hn. *Heynens* Ohr nicht bewegt. Dagegen meynt er, δὲ λάβε (XX, 418) klinge dem Ohr beſſer als δ' ἔλαβε, wo wir ſeither des Glaubens wären, dafs, nach richtiger Ausſprache, ſolcherley Fälle nur das Auge, keinesweges das Ohr afficiren. Uebrigens wundert ſich Hr. *H.* ſelbſt an mehreren Stellen, dafs die zuſammengeſetzten Verba bloſs nach den Foderungen der rhythmiſchen Verhältniſſe, bald mit bald ohne Augment vorkommen; wie ἐκφερον und ἐξέφερον, ἔκφυγεν und ἐξέφυγεν und viele ähnliche. Der Lehrling wundere ſich einen Augenblick mit ihm; aber der verſtändige Lehrer wecke das Selbſtprüfen durch das warnende Beyſpiel, dafs Verwunderung nicht immer der Weisheit Anfang ſey! — Eben ſo wenig war Hr. *H.*, wie es ſcheint, über den homeriſchen Artikel im Klaren. Gleich zu Anfange bey dem bekannten οὕνεκα τὸν Χρύσην hebt er mit der falſchen Bemerkung an, dafs Homer den Gebrauch des *articulus praepoſitivus* gar nicht gekannt habe: doch ſchwankt er auch wieder, und verbeut uns, in einem ſo alten Dichter, wo der Artikel nach dem gewöhnlichen Gebrauche doch zuweilen vorkomme, grammatiſche Subtilität zu ſuchen. Subtil wird freylich Niemand das finden, was Hr. *H.* über τὸν Χρύσην vorbringt. Er führt allerley Umwandlungen und Deutungen von Aelteren und Neueren an, denen er die ſeinige hinzufügt: nur die wahre Bemerkung, dafs Homer den Artikel bloſs zur Erhebung oder Auszeichnung des Begriffes gebrauche (ſ. *Reiz de proſod. graec. accent. inclin.* p. 74), wie ihn ſpäterhin noch die Tragiker bloſs berühmten Eigennamen mit Nachdruck vorſetzten (ſ. *Porſon. ad Eurip. Phoen.* 145), werden die Lehrlinge auch hier aus anderen Büchern auf die angefochtene Stelle müſſen anwenden lernen. Noch in derſelben Rhapſodie vergiſst Hr. *H.* das Geſagte, und erinnert ſich wieder deſſelben, ſo wie es der Zufall fügt. Denn I, 185 nimmt er an τὸ σὸν γέρας keinen Anſtoſs, und damit er den Artikel hier nicht überſehen zu haben ſcheine, wiederholt er treulich, ohne berichtigenden Wink, Plutarchs Bemerkung, dafs dieſer Vers alle *partes orationis*, mithin auch den Artikel, befaſſe. Hingegen I, 207 ſchärft er von neuem ein, dafs der Dichter den Artikel nicht habe; die gewöhnliche Lesart τὸ σὸν μένος wird deshalb mit einem *Male* verdammt, und τεὸν μένος an ihre Stelle geſetzt. Ganz anders wiederum bey anderen Stellen. Τὸν ἐμὸν χόλον IV, 42 wagt er nicht zu ändern; ja bey VI, 41 ἦτερ οἱ ἄλλοι und vielen anderen noch merkwürdigeren Verſen, wo bald der im Homer noch nicht geſonderte Sprachgebrauch von ἄλλοι und οἱ ἄλλοι erklärt (I, 300. III, 73), bald der homeriſche Artikel als Vorläufer des beſtimmteren Sprachgebrauchs beachtet werden muſste (I, 167. IX, 11), winkt Hr. *H.* nicht einmal, oder bringt wieder etwas Falſches vor (I, 465): ſo wie denn auch II, 1. die ganz ſchiefe Interpunction (vor θεοί) und Erklärung, welche er aufſtellt, aus jener Unkunde gefloſſen iſt. Die Worte ἄλλοι (hier *caeteri*, οἱ ἄλλοι) θεοὶ müſſen eng verbunden, und auf ſie muſs das folgende Δία bezogen werden; alſo nicht, wie Hr. *H.* will: *alii, ſcilicet dii hominesque*, ſondern vielmehr: *caeteri dii dormiebant, ut et homines, heroes ad Troſam: Jupiter unus erat inſomnis.* Glücklicher Weiſe vergaſs Hr. *H.* auch hier, wie gewöhnlich, die lateiniſche Verſion nach ſeiner Erklärung zu ändern. Dieſe Inconſequenz, welche er ſchon allein in der Beurtheilung des homeriſchen Artikels beging, zu vergüten, hat er endlich T. VII. p. 427 in einem grammatiſchen Excurs über mehrere Anmerkungen, „welche Clarke nach ſeiner Sitte ſechshundertmal wiederholte", ſich an dasjenige, was Er eben ſo oft vergaſs, erinnert; ſodann die „*ſatis decantata obſervatio*, dafs Homer den Artikel nicht kenne", durch Verweiſung auf Köppens und Wolfs Obſervationen (die der letzte ſchon längſt durch gehörige Einſchränkung ſelbſt zurück nahm, *ad Reiz. l. c.* p. 74) gerechtfertiget, und am Ende noch einige Verſe, welche ſich jener Obſervation hartnäckig widerſetzten, entweder durch kritiſche Umwandlungen zurecht geſtellt, oder als unächte verworfen. Die noch übrigen, ſehr zahlreichen Verſe werden wahrſcheinlich bey der Odyſſee ihre Würdigung empfahen, und Hn. Heynens Geneigtheit, „ſich auch bey Kleinigkeiten von erwogenen Regeln leiten zu laſſen, weil der Mangel eines feſten Urtheils überall beſchwerlich ſey" (*moleſtum eſt in omni re, certum judicium ſi videas tibi haud adeſſe* T. VII. p. 443), in ein deſto glänzenderes Licht ſtellen.

4) *Die groſse Willkührlichkeit im Beurtheilen und Aendern des Textes* geht aus dem Geſagten von ſelbſt hervor, und ergiebt ſich aus vielen anderen Beyſpielen. Ein Glück iſt es — oder ſollen wir es Verdienſt nennen? — dafs Hr. *Heyne* gewöhnlich den Muth nicht hatte, ſeine Muthmaſsungen und Wünſche in den Text zu erheben, ſondern die Wolfiſche Recenſion viel häufiger, als ſich erwarten liefs, befolgte. Denn ein Text nach Heyniſchen Lesarten zugerichtet, und zugleich mit Andeutungen der Verſe, die er für unächt hält, verſehen, müſste Erſtaunen erregen. Auch jetzt noch werden nicht wenige der neu aufgenommenen Lesarten künftig in die Noten zurückkehren

ren müſſen. So durfte gleich I, 260 in Neſtors Rede ἤδη γάρ ποτ' ἐγὼ καὶ ἀρείοσιν ἠέπερ ὑμῖν ἀνδράσιν ὡμίλησα, das ὑμῖν nicht in das unbeſcheidenere ἡμῖν verwandelt werden. Unbeſcheiden? *Scilicet ex noſtro decori ſenſu*, ſagt Hr. *H.* zweifelnd, und vergaſs, daſs Homer jene Art von beſcheidener Communication auch anderwärts (II, 194.) liebt, daſs die ganze Rede Neſtors eine *ächte Humanität* nach alter Weiſe athmet, und daſs die folgenden Worte, worin ſich Neſtor den Helden der Vorzeit mit Beſcheidenheit nachſetzt (καὶ οὔποτέ μ' οἴγ' ἀθίριζον), mit dieſem ὑμῖν, wodurch er ſich ſtolz über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, den widrigſten Contraſt bilden würde. — III, 193. hat Hr. *H.* μείων μὲν κεφαλὴν Ἀγαμέμνονος geſetzt, mit Befremdung, daſs dieſe ariſtarchiſche Lesart der gemeinen κεφαλῇ ſo lange habe nachſtehen müſſen. *Offendit in hac*, ſagt er, *eum fuiſſe minorem capite Agamemnonis: immo vero, minor Agamemnone erat, capite; altero non niſi humeros hujus attingente.* Und doch folgt ſogleich ὤμοισιν, στέρνοισιν, was ihn nicht befremdete. In einem eigenen Excurs (T. V. p. 180) ſucht Hr. *H.* die Frage zu beantworten, ob man εὐκτίμενον, εὐναιόμενον u. ſ. w. ſchreiben müſſe, oder εὖ κτίμενον, εὖ ναιόμενον. Er meynt das letzte, und führt es, wie mehreres Aehnliche, durch die ganze Ilias ein. Allein das Gegentheil wird ihm hoffentlich ſelbſt klar werden, wenn er an das pindariſche ἀγακτίμενος denkt. Denn ein Wort ἄγα war vermuthlich den alten Griechen unbekannt. Auch will der Grund nichts ſagen, deſſen ſich Hr. *H.* für ſeine Schreibart bedient: daſs die Sprache kein Verbum εὔκτιμι, noch ἐυκτίζω, darbiete. Ein Verbum πασιμέλειν gab es gewiſs eben ſo wenig; und wer zweifelt, daſs Ariſtarch, der beſonders dergleichen Verbindungen einführte, πασιμέλουσα Od. XII, 70 richtig ſchrieb? Aehnlich iſt der Fall mit κάρη κομόωντες, εὔ ποίητος, wie dem Hn. *H.* iſt καρηκομόωντες, εὐποίητος beliebt. Aber, ſagt er, von καρηκομόωντες giebt es ja kein Verbum καρηκομᾶν, auch nicht καρηκόμης. Soll das heiſsen, dieſe Wörter ſeyen der griechiſchen Sprache überhaupt fremd: ſo beſcheiden wir uns, daſs Hn. *H.*, um dieſe Entdeckung zu machen, mehr Bücher, als uns, zu Gebote ſtehen; ſoll es aber heiſsen, die Wörter kommen nur in den homeriſchen Geſängen nicht vor: ſo ſieht man das freylich den Formen an, wenn man ſich erinnert, daſs man im Homer nur Hexameter lieſet. Gleichwohl begreifen wir durchaus nicht, warum Homer, wenn er je ſagen *wollte*, Zeus habe dem Apollo verliehen καρηκομᾶν, in der Analogie ſeiner Sprache Schwierigkeiten gefunden haben ſollte. Nur würden wir, bey dergleichen Argumentationen, natürlich über den Infinitiv nicht mehr ins Helle kommen, als über das Particip. Εὐρυκρείειν leſen wir ja auch nicht; nicht einmal κρείειν oder κρέειν, und dennoch εὐρυκρείων. Wird uns etwa Hr. *Heyne* dereinſt in der Odyſſee einen εὐρὺ κρείων Ἀγαμέμνων, eine εὐρὺ ἀγυιὰ πόλις geben? — Wie glücklich iſt man da noch bey der deutſchen Sprache! Nur ſelten fragt einmal da ein Schriftſetzer, ob er eine *wohlverſtandene* Subtilität, wie eine *miſsverſtandene*, ſetzen ſoll. Eine *übel angewandte* aber dürfte es wenigſtens nicht genannt werden, wenn Hr. *Heyne*, anſtatt im Texte ſolche Neuerungen zu verſuchen, die wichtigere Frage erwogen hätte, wo der Sinn die Unterſcheidung des ὅδε von ὁ δὲ, des τόνδε von τὸν δὲ u. ſ. w. erfodere. Dieſe kleinen Partikeln machen ihm zwar oft zu ſchaffen, aber das Rechte verfehlt er gewöhnlich: wie z. B. I, 82, wo er die richtige Lesart des Cod. Venet. und Fragm. Eton. ἀλλά τε, welche Homer in dieſer Verbindung immer beobachtet (II, 754. X, 226. XIX, 165. Odyſſ. XII, 64. 67), verwirft, ohne die andere Lesart ἀλλά γε auch nur durch Ein Beyſpiel zu rechtfertigen. Auch ſchon bey v. 14 führte ihn das τε irre. Er giebt hier der Stephaniſchen Lesart στέμμα τ' ἔχων *unbezweifelt (ſine dubio)* den Vorzug. Gleichwohl iſt die richtige Verbindung: ἦλθεν ἔχων στέμματα (unten freylich στέμμα v. 28, nach bekannter Dichterſitte, welche ἅρμα und ἅρματα, τόξον und τόξα vertauſcht), λυσόμενός τε καὶ φέρων ἄποινα. Die letzten beiden Participien bezeichnen die Zwecke des Weges: und es kann keine ähnliche Stelle geben, wo ſo ein τε oder καὶ nachhinkte, wie nach Hn. *H's.* Meynung hier folgen würde. Oder wollte man etwa v. 45 τόξα τ' ἔχων ὤμοισιν, in einer ähnlichen Verbindung, auch ertragen? — Nicht weniger grundlos iſt v. 239 die Verbindung zweyer Wörter ἅ τιν' in Eines ἅτιν': die Erklärung der Alten, welche Hr. *H.* mit einem *quam indocte!* ſtempelt, iſt die einzig wahre: *in quo* (ἅ für εἰς ἅ, ἐν οἷς) *non credo quemquam ei obeditурum eſſe.* Der Grund iſt doppelt. Einmal ſetzt Homer *allzeit*, wie einem Herausgeber, der mit *indocte!* abfertiget, nicht fremd ſeyn ſollte, für ἅτινα im Plural ἅσσα, was auch hier das Sylbenmaſs nicht hinderte. Sodann wäre dieſs gar kein conſequenter Gedanke: *omnibus, quid faciant, imperare cupit — in quibus rebus ego mecum conſtitui, ei non parere*, vielmehr: *in quibus rebus erunt, opinor, qui ei non parebunt.* Τινὰ bezeichnet *Manchen* (den Sprechenden mit eingeſchloſſen), oder, was Eins iſt, ἅ τιν' οὐ ſteht hier für ἅ οὔτινα, *neminem.* Denn οὔτις, nach dem homeriſchen Sprachgebrauch, iſt *nemo*; οὐδείς iſt mehr, *ne unus, ne ullus quidem.* — I, 454 τίμησας μὲν ἐμέ. *Poterat*, ſagt Hr. *H.*, *eſſe quoque* ἔκλυες τιμήσας. Wie willkührlich! folgt denn nicht ἴψαο und das auf μὲν bezogene δέ? Und wie verſtand er denn ἔκλυες τιμήσας? — III, 429 billigt er wiederum einen Schreibfehler des Euſtathius ὃς ἐμὸς πρότερου πόσις ἦεν (ſtatt πρότερος), den kein Kritiker des Homer für etwas anderes erkennen, oder höher, als das ὁ μὲν Μενέλαος III, 213, das τοῖσιν III, 16, und unzählich andere Druck- oder Schreibfehler des compilirenden Biſchoffs, achten wird. — Oft aber verſteht Hr. *H.* nicht einmal den Sinn der alten Grammatiker, wenn er, ihren Ausſagen zufolge, eine Lesart beurtheilen oder wählen will. Ἐχθόδοπος, lehrt er zu I, 518, ſey *inviſus*. Keinesweges: eher *infeſtus* (*Sophocl. Philoctet.* 1137) und ἐχθοδοπῆσαι wird gewöhnlich *abſolute*, ohne Caſus, gebraucht. So nahm es Ariſtarch auch hier (*inimice tumultuari*), indem er im folgenden Verſe den Nominativ Ἥρη ſetzte. Hr. *H.*

läſst

läfst ihn dagegen αὐτῇ ergänzen, und differirt nun über eine Construction, an welche jener gar nicht gedacht hat; ohne den wahren Grund zu ahnden, weshalb die Aenderung des Grammatikers nicht Statt haben kann. Was Apollonius (Lex. p. 515 ed. Toll.) mit seinem Excerpt aus Apion sagen wollte über ὀὐλοχύτας ἀνέλοντο, und προβάλοντο I, 449. 458 ahndete Hr. H. noch weniger, da ein Schreibfehler den Sinn des Grammatikers verdunkelt. Er läfst es daher wiederum in dem, was er nicht versteht, beym Verwundern bewenden.

5) *Die unerwogene Anhänglichkeit an Bentley's kritische Versuche, besonders mit dem Digamma*, ist es aber ganz vorzüglich, wodurch Hr. *Heyne* seine Willkührlichkeit in Anordnung des Textes krönt. Dafs Bentley überhaupt für die Kritik des Homer das hervorragende Talent nicht besafs, welches bey seiner Behandlung der Komiker und des römischen Lyrikers unsere Bewunderung erregt: diefs vermuthete Hr. *Wolf* schon in den Prolegom. zum Homer S. 116. jetzt wird die Vermuthung durch so viele Beweise bestätiget, dafs man in den meisten Emendations-Vorschlägen, welche Hr. H. aus dem sogenannten *Codex Bentleianus* mittheilt, nichts von *Bentley*, aufser seiner Kühnheit, entdeckt. Um sich von dieser wunderlichen Keckheit, womit Bentley gegen alle im Homer nothwendig geltende παράδοσις κριτικὴ zu Werke ging, einen vorläufigen Begriff zu machen, darf man nur einige seiner Verbesserungen, so wie sie sich beym flüchtigen Durchblättern darbieten, ohne Rücksicht auf das von Hn. H. beygefügte *sagaciter, acute* u. s. w. erwägen. Z. B. Ἰλιόφι oftmals für Ἰλίου, υἷες Ἰφιτόφι, II, 518. ἀχρεῖον ὁρῶν für ἰδών, II, 269. εἰσορόων statt εἰσανιών, XVI, 232. (ὁρᾶν und ἰδεῖν ist ihm also Eins!). Νῦν αὖτ' ὦν, ὅσσοι statt τοὺς, II, 681. πολλὰ μάλ' οὐκ ἐθέλουσαν· ὁ μὲν δή, statt ἐθέλουσα, XVIII, 434. (eine Conjectur, die dem Hn. *Heyne* sehr glücklich, *admodum felix*, scheint: eine glücklichere macht der Lobredner gleich selbst, indem er den 433 Vers ausstreicht!!) Εἰσορόων πόλεμόν τε ἰωχήν τε κορυσσαν, statt εἰσορ. πόνον αἰπύν, ἰῶκα τε δακρυόεσσαν XI, 600. Um einem Hiatus zu entgehen, scheut sich Bentley sogar nicht, μεὸς aus dem Lateinischen aufzunehmen, IX, 57. XVI, 847. XIX, 194 u. s. w. In der That suchen wir noch immer in allen fünf Tomen der Heynischen Observationen nur nach Einer wirklich glücklichen oder recht scheinbaren Conjectur, welche wir, als würdig eines *Bentley*, dem Leser aufführen könnten. Eine scharfsinnige ἀθέτησις von III, 144, auf die wir uns zur Zeit beschränken müssen, gehört in das Gebiet der höheren Kritik. Möge den Hn. H. diefs trösten, wenn mehrere Leser mit uns zu der Ueberzeugung gelangen sollten, dafs das ganze Glück *seiner* homerischen Kritik ebenfalls auf — Ein gut gesetztes Comma (II, 395 ὅτε κιχήσει Νότος ἐλθών, προβλῆτι σκ.), und auf Eine gut angebrachte ἀθέτησις (II, 488 — 492 von welchen Versen wenigstens *einige* verwerflich scheinen) sich zurück bringen lasse!

Unwahrscheinlich wird das freylich besonders denen vorkommen, die dem äolischen Hauche, vor welchem nicht blofs viele hundert gangbare Lesarten, sondern eben so viel seither für ächt gehaltene Verse dahin sinken, die verheifsene Wunderkraft zutrauten. Leider hat Hr. H. diefs Vertrauen so wenig belohnt, dafs er die *doctrinam de Digamme accurate tradere* sogar für unnöthig oder planwidrig erklart (T. VII. p. 708), und dadurch seine ganze sogenannte Kritik in ein mysteriöses Dunkel hüllt. Den Nebel zu zerstreuen, folgt der lehrbegierige Leser den Verweisungen von einem Bande zum anderen; vergebens fängt er beym fünften oder sechsten Bande an, die an so vielen Stellen zerstreueten Bemerkungen über diesen Gegenstand und die verwandten vom Hiatus und dem paragogischen N sich allmälich zusammen zu stellen, um die Consequenz der neuen Belehrungen mit Einem Blicke zu übersehen: mit jedem neuen Ansatze der Feder heifst ihn der Observator das Vorige berichtigen, und das Berichtigte wieder anders fassen; und im siebenten Bande endlich, wo Hr. H. sich schreibend des Stoffes bemächtiget haben konnte, verwickelt er den Ermüdeten auf der einen Seite in neue Schwierigkeiten, auf der anderen überrascht er ihn mit dem nach so langer Beobachtung (*multa observatio* p. 708), und bey so weit ausgesponnenen Discussionen (p. 704-772) kaum glaublichen Geständnisse, dafs er selbst, der neue Lehrer des Digamma, welcher den nicht genugsam überlegten Bemerkungen der ersten Bände (*nondum satis caute appositis, Praefat.* T. I. p. XLV) Verzeihung erbat, doch am Ende, nach allen Ueberlegungen, auf nichts weiter, als von leeren Träumereyen (der Engländer) auf *Einiges* Zuverläfsige und Gewisse gerathen sey (*ab opinionum et ariolationum commentis ad certiora nonnulla et veriora delatus esse mihi videor* p. 709); ja, noch im letzten Bande wird die ganze Sache wiederum blofs eine *ariolatio*, aber *probabilis*, genannt (T. VIII. p. 791). Selbst diese Art der Behandlung, so wenig sie dem ruhigen Ernst einer abgeschlossenen Forschung geziemt, oder dem Unterricht unvorbereiteter Leser zusagt, kann gewissermafsen die Aufmerksamkeit schärfen auf eine Lehre, welche der Ilias eine so grofse kritische Reform gebracht hat, und eine noch gröfsere den übrigen Werken des alten Sängers, auch dem Hesiodus (T. VII. p. 136. 717), droht. Wir achten es daher für zwiefache Pflicht, wo nicht selbst die Sache durch abgewogene Gründe zur Entscheidung zu bringen, doch die Entscheidung den Einsichtsvolleren durch Ordnen und Zusammenfügen der Heynischen Meynungen zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der in vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dafs die *älteste* Sprache der Ionier (noch vor Homer) oft Hiatus hatte, worunter wir überhaupt den Zusammenstofs zweyer Vocale ohne Elision verstehen; das erhellet theils daraus, weil das paragogische N, welches noch späterhin zuweilen da wegfällt, wo es sonst zu stehen pflegt, nicht gleich Anfangs in der Sprache vorhanden seyn konnte, theils aus so vielen Wortformen im Homer, welche die Anhäufung der Vocale im alten Ionismus bezeugen (*δηΐοωαν, ἀοιδιάεις οἰέτεαι* u. s. w.), theils aus dem vocalenreichen Dialekte des Herodot, welcher des N ἐφελκυστικὸν fast gänzlich ermangelt. Dafs aber *im Zeitalter Homers* der Endbuchstab N bereits da war, ist wahrscheinlich aus dem Gebrauche desselben in der Thesis so vieler Verse, wo es noch Niemand eingefallen ist, aus Spondeen Trochäen zu machen: z. B. Σὺν κείνῃσι νηυσί. Εὗρε δ' εὐρυόπα Κρονίδην u. s. w. Was die Arsis anfangt; so hatte Hr. *Wolf* in der ersten Ausgabe des Homer, nach dem Vorgange Brunks im Apollonius Rhodius, eine Neuerung versucht, wodurch der Endbuchstabe N verdrängt wurde; aber die Neuerung war unrichtig: ein *laboriosus error*, wie Hr. *W.* selbst, ihn mit neuer Arbeit verbessernd, schon in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Odyssee p. XXX bekannte. Den Irrthum hat jetzt gleichwohl Hr. *H.* wiederholt, dessen Ohr also seit so vielen Jahren Verse von der Art: Αὐτὰρ ἐπεὶ ὥμοσέ τε τελεύτησέ τε — ertrug. Nach richtigeren Grundsätzen findet selbst am Ende der Verse, wenn gleich ein Mitlauter den folgenden Vers anfängt, das N seine Stelle: denn jeder Vers macht für sich eine rhythmische Periode aus, die am Schlusse ihre Vollständigkeit fodert; und überdiefs hat das kurze ε, wenn es den Vers endiget, etwas hinfälliges und dem Ohr unbehagliches. Es ist daher nicht genug, wenn Hr. *H.* (T. IV. p. 444) sagt: *Ultima jam per se pro longa habetur*; wo er von dieser Anfügung des N am Ende des Verses noch hinzusetzt: *Hunc quidem usum prorsus esse rejiciendum, in aperto est.* Bey solchen Aeufserungen, die durch keinen Grund unterstützt werden, wundert man sich billig über den entscheidenden Ton des sonst so bescheidenen, d. h. ohne Euphemismus, des unstät hin und her schwankenden Interpreten. Ja, ein seltsameres Beyspiel von Bescheidenheit: er fragt am Ende dieses Aufsatzes (p. 447), wie wir es mit solchen Fällen halten mögen, wo der kurze Vocal in der Arsis vor einem anderen Vocal tritt: ἄψ ἀνεχώρησε, ὤχρος — Ὄγμον ἐλαύνωσι ἀνδρός. — Doch däucht es ihm selbst hart, das σε ω, σι αν ohne N als einen Spondeus auszusprechen. Könnte indefs (was sich Hr. *H.* p. 445 sogar gefallen läfst) im Griechischen ein Buchstab ausgesprochen werden, der nicht geschrieben wird: so wäre es ja wohl besser, das N überall auszumerzen, und nicht blofs ὁστεόφι ϑὶς, sondern auch ὀφέλλωσί τέ ἑ τιμῇ und τίνωσί ἑ ἄνακτες zu schreiben. Die Pronunciation wird den Hiatus schon ausfüllen! — Bey aller Unregelmäfsigkeit, womit in den meisten Codd. die N bald gesetzt, bald nicht gesetzt werden, hat doch, wie die Vergleichung weniger Handschriften und der alten Scholien lehrt, die in den besten Ausgaben bisher übliche Schreibart die gröfste Autorität des Alterthums für sich.

Jedoch wir brechen ab von dem N zu reden, zumal da Hr. *H.*, ob er gleich (T. IV. p 443) *de vero ac certo usu* des Buchstabens zu handeln versprach, in den Addendis p. 694 wie unwillig beyfügt: *De νῦ ἐφελκυστικῷ pro suo quisque statuet sensu: quae in antiquioribus verior a sunt, adhuc latent*; mit welcher Aeufserung er auch seinen Excurs über den homerischen Dialekt beschliefst: *de quibus pro suo quisque statuet seu lubitu seu judicio.* Entweder also sind diefs so nichtswürdige Armseligkeiten, als etwa hie und da ein Comma mehr oder weniger; nun, warum denn Seitenlang darüber sprechen? oder es kommt etwas darauf an; dann, dächten wir, müfste sich die Willkür verlieren, wenn richtige Grundsätze (*certiora nonnulla et verior a* T. VII. p. 709) aufgestellt werden, und der humane Verfasser dürfte diejenigen, die etwa noch gegründetere Grundsätze von ihm foderten, nicht mit dem abwehrenden *cum quopiam contendere non lubet* (T. VII. p. 708) zurückweisen.

Wir kehren zu dem Hiatus beym Homer zurück. *De hiatu in Homericis* ist glücklicher Weise ein eigener Excurs (T. VII. p. 130) überschrieben, woraus wir zuförderst sehen, was Hr. *H.* sonst gewöhnlich *hiatus in Homero* (statt *apud Hom.*) *obvios* nenne: ein Ausdruck, der eben so, wie ehemals die *nasi in Virgilio*, dem Unkundigen des Deutschlateins die Vermuthung erwecken könnte, Hr. *H.* habe an den Körpern seiner Dichter gewisse Oeffnungen und Flecken entdeckt. In jenem Excurs geht Hr. *H.* von dem Satze aus: es sey unleugbar, dafs Homer in seinen Versen den Hiatus aufs sorgfältigste vermieden habe.

Auf der anderen Seite jedoch seyen viele Hiatus übrig und unvertilgbar: auch das lasse sich nicht leugnen. Diess aber seyen in vielen Versen nur Fehler, die entweder schon gehoben wären, oder sich noch heben liessen; ein grosser Theil der Verse habe auch damals, als sie gemacht wurden, die Hiatus noch nicht gehabt. (Ein Räthsel, das sich nachher löst.) Nachdem ihm nun schon 30 Jahre und darüber die schwierige Materie im Kopfe gelegen, gebe er endlich jetzt Einiges, was ausgemacht zu seyn scheine (*nonnulla, quae liquere viderentur*). Ausgemacht aber dünkt ihm zuerst, dass man einen Hiatus nur dann anerkenne, wann einfache, kurze Vocale vor anderen Vocalen vorausgehen: κάθητο ἐμῦ — — καθῆστο ἐπιγνάμψασα (p. 152). Hier hat uns Hr. *H.* zu sagen vergessen, was dieser *ganz willkürlichen* Bestimmung zum Grunde liege: ob blos sein Ohr, das wir aus den obigen Bemerkungen über das Augment und Schluss — N, and früher noch aus dem Rhythmus seiner lateinischen Prosa kennen lernten, oder auch Zeugnisse der Quintiliane und griechischer Redekünstler, der *veterum Graecorum γνησίων* (wie er sich ausdrückt), die uns allenfalls statt eigener Ohren dienen können. Anstatt dessen bemerkt er (wonach Niemand fragte), dass im Homer kurze Vocale elidirt werden, und giebt davon mehrere Beyspiele. (Wer zweifelt *daran?* Höchstens hätte er den Zweifel hier auflösen sollen, ob im Homer ὅτι und τι seinen Vocal verlieren könne: zu welcher Auflösung sich schon in den *Supplend. ad Lib. I*, 244. To. IV. p. 676. Gelegenheit bot.) Vom υ erinnert er sich so wenig, als irgend jemand von uns, einer Elision: auch, setzt er hinzu, *mache dieser Vocal keinen Hiatus;* wie die *Composita* εὐρύαλος, εὐρυαγυῖα bewiesen. *Daher*, folgert er weiter, lasse sich mit Recht zweifeln, ob Homer gesagt habe τίς δὲ σὺ ἐσσί; und nicht vielmehr τίς δὲ σύ γ' ἐσσί; wie Hr. H. wirklich den Vers XIV, 247 theils auf derselben Seite noch (p. 133), theils in den *Observatt.* T. VII. p. 49 verändert. (Entweder wir verstehen hier Hn. *H's.* Latein gar nicht, oder er hat seine Schlussfolge in drey unmittelbar auf einander folgenden Zeilen durch einen schreyenden Widerspruch zerstört. Dass ein anderer Widerspruch in einer weiteren Entfernung T. VI. p. 72 vorkommt, wo υ zwar nicht elidirt werden, aber doch einen Hiatus verursachen soll; diess befremdet bey Hn. *H.* weniger.) Dass die Hiatus, fährt er fort, schon den alten Ionern missfielen, bestätige der Gebrauch des N vor einem Vocal. Das Gegentheil lasse sich zwar aus dem Herodot schliessen, durch dessen Nichtgebrauch des N wirklich ein Zweifel entstehe, ob dieser Endbuchstab ursprünglich im Homer beygefügt worden sey: allein man dürfe Homers Ionismus nicht (*hier* nicht, meynt er: oben bey seiner Lehre vom Augment that er's, sogar mit willkürlicher und unerwiesener Voraussetzung,) aus dem Herodot bestimmen wollen. Das oft vorkommende τε ἰδὲ müsse daher in τ' ἠδὲ verwandelt werden.

Diess letzte macht den Uebergang zu einigen Proben von Emendationen, um den Hiatus des τε zu tilgen. Z. B. V, 462. müsse man lesen ἐς τι τ' ἔτι für ἐς τί ἔτι (womit bisher die meisten Ohren zufrieden waren); anderwärts müsse man ein γ' einschieben (πρεσβύτερος δὲ σύ γ' ἐσσί, XI, 786); über anderes die Observationen befragen.

Noch fehle aber ein Hauptmittel gegen die sonst unheilbaren Hiatus. Nämlich die wichtigste Ursache, dass so viele Hiatus entstehen konnten, sey darin zu suchen, weil man die wahre homerische Aussprache eines Digamma (*Terentianus Maurus*, u. a. sagen, *digammos litera*, Hr. *H.* aber declinirt das Wort gewöhnlich *digamma*, als *Neutrum:* was Priscian verwarf, und die besten Kritiker missbilligen, s. *Burm. ad Quintil.* I, 4. p. 40) vor den mit Vocalen anfangenden Wörtern nicht kannte (T. VII. p. 136. coll. p. 716. ff.). Diese Unkunde habe schon die gelehrtesten Alexandriner, ja lange vor ihnen einen Aeschylus, Pindarus u. s. w. gedrückt: in Attika scheine der Hauch, oder vielmehr Buchstab, (denn Hr. *H.* vergleicht ihn selbst p. 710. mit dem W der Engländer, und führt, allem Missverständnisse vorzubeugen, das Wort *one* zur Erläuterung an,) schon zur Zeit der ersten Schriftverzeichnung des Homer unbekannt gewesen zu seyn; auch die *späteren* (!) Rhapsoden hätten ihn nicht gekannt, wohl aber die *früheren*, wie aus ihren Interpolationen erhelle. Wie? verstehen wir noch nicht; aber nur weiter! — Es fügt sich zuweilen, dass das in den alten Scholien so häufige ἀθετεῖται auch solche Verse trifft, in denen Hr. *H.* ein vernachlässigtes Digamma argwohnte. Dadurch bestätigt sich ihm seine Theorie vom Digamma. *Dadurch?* — nach welcher Logik? Die Alten bis Xenophanes, Aeschylus u. s. w. zurück, hatten ja, wie er eben sagte, keinen Gedanken an ein Digamma! Aber was geht auch den Kriker die Logik an!

Hr. *Heyne* wiederholt sein Raisonnement — wir enthalten uns eines andern Wortes — an vielen Stellen der Observationen, ganz wie es schon ehemals in den *Göttingischen Anzeigen* 1795. Nr. 203 anhub. Schon in dieser Selbstrecension sagte er gerade zu: „der uns unbekannte Hauch diente statt eines Mitlauters, und durch denselben fallen *alle* die Hiatus weg, und wir erhalten zugleich für die Kritik eine Charakteristik, einen neuen Bestimmungsgrund von dem, was ächt und unächt, älter oder später Machwerk ist." Jetzt vermisst er sich von Neuem, durch diesen Wind geleitet, sogar Interpolationen der früheren und späteren Rhapsoden im Homer auszuwittern: nur dass er nunmehr bescheidener zu verstehen giebt, *alle* Hiatus liessen sich doch durch jene Suppositionen noch immer nicht heben. Aber eines Theils wären sie unbedeutend, und würden durch Absätze oder Pausen in der Aussprache der Verse zulässig (p. 136): anderen Theils wäre auch nicht aller Tage Abend; noch könnte man nicht im Schatten seiner Pflanzungen ruhen; aber die späteren Enkel, hofft er, würden es. *Utentur iis* (so schliesst er T. VII. p. 726.) *pro suo quisque consilio aut pro lubitu ac voluntate; eruntque, qui ea, quae a me post alios inchoata sunt,*

sunt, perficient. Non enim nobis — ista serimus, sed seris facturа nepotibus umbram. Bejammern wird hier Mancher sein Loos, dass er um ein halbes Säculum zu früh in die Welt gesetzt ward; und sich kaum mit uns durch Hemsterhuys und Valckenärs Beyspiel trösten, welche auch dahin starben, ohne die Wirkungen des belebenden und zerstörenden Hauches, wiewohl er damals schon in *Dawes Miscellan.* zu wehen begann, mit eigenen Augen erblickt zu haben.

Die *Anderen* aber, nach welchen Hr. *H.*, dem Obigen zufolge, die Sache in Anregung bringt, sind einige Engländer, unter denen *Bentley* unglücklicher Weise oben an steht. Zwar hatte Bentley bey seinen Lebzeiten der neuen Erfindung nur *einmal* (Hr. *H.* sagt *selten*; doch kann er selbst nur ein Citat zum Milton anführen, T. VII. p. 721), und hier nur beyläufig gedacht; doch *jetzt*, meynt Hr. *H.*, werde sein Scharfsinn durch das Digamma, *summi ingenii acumen* (p. 772), desto glänzender bewährt, und er spreche desto lauter in den Anmerkungen, die er der oben gedachten Stephanischen Ausgabe Homers beygeschrieben hatte. *Dawes* stimmt bekanntlich in der Hauptsache mit Bentley überein; *Foster* spricht zu wenig davon, und ist verblendet von der Bentleyischen Erfindung; *Payne Knight* endlich bringt durch seine Schwärmereyen keinen Schritt weiter. In der That nimmt auch Hr. *H.*, wiewohl er die Grundsätze über das Digamma mit einer unerwarteten Keckheit weiter verfolgt, doch die Grundsätze selbst sämmtlich aus dem Bentleyischen Nachlass, auch den z. B., dass dieser Hauch eine Position machen helfe (vgl. *Bentl. ad* H, 751.), und selbst die Art der Bezeichnung durch *F* oder *f*, nicht durch W, wie *Dawes* versuchte: mit welchem übrigens Hr. *H.*, auch bey verschiedener Bezeichnung, in der Aussprache einig zu seyn versichert (T. VII. p. 715). Dass übrigens Bentley's Erfindung von Pope und anderen seiner Landsleute mit spöttischem Lächeln empfangen wurde, befremdet uns eben so wenig, als dass der bescheidenere Clarke ihrer nur *selten* (Hr. *H.* p. 722 sagt hier, nur *einmal*; aber es kommen, ausser XVI, 172 auch bey I, 51. III, 131. und noch bey XXII und XXIV Beziehungen darauf vor) in seinen Noten zum Homer gedachte. Ja, hätte Bentley entweder selbst seinen Einfall mittelst einer vollständigen Induction durch Beyspiele zu prüfen versucht, oder auch nur den Missbrauch, den sein ohne Prüfung verarbeiteter Nachlass verursacht hat, ahnden können; hätte ihm überdiess unser Apparat von homerischen Hülfsmitteln zu Gebote gestanden: wir hegen das gute Vertraun zu seinem mit Wahrheitsliebe verbundenen Scharfsinn, dass er das Digamma-Spiel selbst, und zuerst, würde aufgegeben haben. Ob demnach *Dorville* (z. *Chariton* p. 202 oder p. 323 der Leipziger Ausgabe) und *Ernesti* (z. Il. XVI, 172. 371) zu hart davon urtheilten, wollen wir jetzt untersuchen.

Die erste und natürlichste Frage ist: Wann muss man annehmen, dass ein mit einem Vocal anhebendes Wort das Digamma, oder, wie Dawes das Ding nannte, das *Vau ionicum, vorne* gehabt habe? und wie wird überhaupt die neue Lehre, in Bezug auf den *Anfang der Wörter*, am leichtesten durch den homerischen Text durchgeführt? Aus Hn. *Heynens* zerstreueten Bemerkungen gehen folgende Antworten hervor, die am bequemsten, wie in der *Logica Probabilium*, auf Zahlen zurück gebracht werden: 1) Man schreibt vorn ein Wort mit dem Digamma, wenn in allen oder in den meisten Versen, worin es vorkommt, ohne diese Supposition ein Hiatus entstehen würde, z. B. οἶκος (ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ), ἶσος (δαίμονι ἶσος), οἶνος (αἶσυμα οἶνον) u. s. w. Nur muss 2) das Wort, dem wir das Digamma anheften wollen, nicht blos zu Anfange des Verses vorkommen, weil in diesem Falle nichts für und nichts gegen das Digamma entschieden werden kann. 3) Man führt überhaupt diese neue Lehre am leichtesten durch, wenn man sich gefallen lässt, drey bis vier zufällig nach Wunsch fallende Beyspiele, wovon gerade entgegengesetzte Exempel nicht im Homer vorkommen, für eine zur Entscheidung hinreichende Zahl zu achten; 4) wenn man geneigt ist, zu glauben, dass ein oder zwey Beyspiele, die sich dreyen oder vieren entgegenstellen, das Machwerk *jüngerer* Rhapsoden sind; 5) Wenn man so billig ist, mit einer scheinbaren Aenderung der nicht nach Wunsch fallenden Beyspiele vorlieb zu nehmen.

Sind auf diese Art die Wörter bestimmt, welche digammirt werden dürfen: so werden sich verschiedene Fälle darbieten, worin sie vorkommen, oder verschiedene Verhältnisse, in denen sie zu dem unmittelbar vorhergehenden Worte stehen. Die Uebersicht dieser Fälle, welche zum Theil die Behandlung des nächst vorhergehenden Wortes, oder auch wohl die Beurtheilung des ganzen Verses bestimmen, wird vielleicht durch folgende aus Hn. *Heynens* Verfahrungsart abgezogene Formeln dem Leser erleichtert werden: 1) Gehet dem Worte, welches mit einem Vocal anhebt, ein Mitlauter vorher, zu Ende einer langen Sylbe: so schadet diess der Anwendung des Digamma nicht. (Ein häufig vorkommender Fall.) 2) Geht ein paragogisches N vorher, zu Ende einer kurzen Sylbe: so schadet es auch nicht; man wirft das N weg. (Auch häufig.) 3) Geht ein langer Vocal oder ein Diphthong vorher: so kanns auch nicht schaden. (Sehr häufig.) 4) Gehet ein kurzer Vocal vorher: so hilft es. (Noch häufiger.) 5) Geht ein anderer Mitlauter, als das paragogische N, zu Ende einer kurzen Sylbe vorher: dann schadet es, und man muss corrigiren. Will der Vers sich nicht corrigiren lassen: so verwirft man ihn, als Machwerk eines Rhapsoden. (Der letzte Fall ist einer der seteneren.) 6) Gehet ein apostrophirter Mitlauter vorher, wie τὸν ἰδέειν: dann muss auch geändert werden.

Doch um die Schneidekritik nicht zu oft auszuüben, wird der Bedachtsame, der jede Willkürlichkeit

keit scheut, immer wieder zu der beunruhigenden Frage zurückkehren: durch *wie viel keinem Anstoss unterworfene Verse* muss das Digamma zu Anfang eines Wortes autorisirt werden, um sich auch in den übrigen Stellen behaupten zu können? Zwey Verse, meynt Hr. H. p. 764, seyen zu wenig. Wir sollten es auch meynen. Denn vor allen Dingen sind die Möglichkeiten in den *Endungen der ionischen Wörter* zu berechnen und zugleich das *Bedürfniss des hexametrischen Rhythmus*. Erst durch eine solche Gegenrechnung, die uns aber hier in ein zu weitläuftiges Detail führen würde, möchte klar werden, von welcher Seite die Hypothese für einen Bentley eine Zeit lang täuschend seyn konnte. Kurz, es könnten zehn und mehrere Fälle vorkommen, wo sich gegen die Annahme des Digamma nichts einwenden liesse; und die Ursache des für den Digammisten glücklichen Zufalls läge doch ganz wo anders. Indess, die eben genannte Zahl angenommen, versuche doch Jemand, wie viel Wörter er in zehn Versen auffindet, denen sich kein entgegengesetztes Beyspiel bieten lasse!

Beyspiele werden überhaupt die neue Lehre glücklicher aufhellen. Ἄστυ kommt vor im Anfange des Verses; wodurch der Digammist nichts gewinnt: wiederum nach einer langen Sylbe, die den vorhergehenden Fuss endet; wodurch er wieder nichts gewinnt: aber auch nach zwey Kürzen, wie *προτὶ ἄστυ*. Aus dem letzten Falle wird nun geschlossen, ἄστυ habe überall (*ubique* p. 734) das Digamma. Setzt man einen Fall von der Art entgegen: *τὸν δ' ἄστυ*; nun, dann muss corrigirt werden. Dem ἄστυ ähnlich sind Wörter, wie ἔδνον, εἷμα u. s. w. Käme ἔχεν εἵματα vor; nur getrost das ν getilgt! Ἅρμα hingegen kann nach so vielen Stellen, wo ἀγκύλον, ἔϋξοον, ἔυτροχον, καμπύλον, παγχρύσεον, χρυσόζυγον vorangeht, kein Digamma gehabt haben. Was man aber aus V, 237 ἔλαυνε τε ἅρματα machen solle, davon haben wir noch keinen Unterricht, oder Rec. hat den irgendwo versteckten Wink übersehen. Vielleicht gilt hier der Apostroph für einen Mitlauter. Man lieset, nach Hn. *H's.* Theorie, auch was nicht da steht! — Ob Ὀδυσσεὺς ein Digamma habe? Man wird, nach obigen Grundsätzen, Nein sagen müssen, da der Name beynahe nicht anders vorkommt, als wie in Αὐτὰρ Ὀδυσσεύς, Ἐνθ' Ὀδυσεὺς, Δῖος Ὀδυσσεύς, Φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ, und diese Fälle sehr zahlreich sind. Käme hingegen der Name nur drey bis viermal vor, wie so manches andere Wort dieser Art, und ein paarmal vorn, oder sonst an einer nichts entscheidenden Stelle: was würde man dann anzunehmen haben? Antwort: Noch wissen wir es nicht; die Würfel müssen entscheiden! Aber wie nun, wenn ἡράτο Ὀδυσσῆος Φίλος υἱός erscheint? Dann ist ein leidiger Hiatus zu heilen: man probiere also an den drey Stellen, Odyss. I, 129. III, 64. XVI, 48. Gesetzt nun endlich, ein so mit O anfangender Name würde nur an drey dergleichen Stellen auf *diese* Art gefunden: nun, dann würde nicht das vorhergehende Wort von dem Hiatus geheilt, sondern dem Namen selbst das Digamma vorgeheftet. Jetzt ist, durch den ersten glücklichen Fall Ὀδυσσεὺς sicher; und mag auch seinetwegen das Schneidegeräth die vorhergehenden Wörter, oder ganze Verse bedrohen: wir erhalten doch keine *Wodyssea*, wie Dawes immer die *Wilias* citirte. Ἴλιος nämlich ist Ϝίλιος nach Dawes, Ϝίλιος nach Hn. *Heyne* (T. VIII. p. 728), *quum saepe et ubique occurrat cum digamma*. Doch eine Stelle, heisst es sofort, sündige gegen den Hauch VI, 386: „sie werde daher von Rechtswegen für interpolirt gehalten" (*merito pro interpolato habetur*). Von wem denn? Von Hn. *Heyne* selbst, der eigentlich sagen will: für unächt habe *Er* (T. V. p. 268) den 386 und 387 Vers, und weil er einmal dabey war, den Sinn der Rede zu verstümmeln, die drey folgenden noch obendrein erklärt. Jenes *ubique* leidet indess noch mehr Einschränkung. Einige Seiten nachher (T. VII. p. 759) werden, mit Uebergehung des ersten Beyspieles, noch drey andere angeführt, welche gegen den Hauch sich hartnäckig sträuben (II, 230. V, 204. XIII, 349), und über alle drey ebenfalls das *Interpolatum* ausgesprochen. Weiter in den *Supplendis* (p. 808) kommt ein noch schlimmerer Vers VII, 345, der nicht allein weichen will, und daher einen ganzen Haufen anderer Verse in seinen Ruin zieht. Nun hätte man nach den *Supplendis* endlich von der Humanität des Hn. *H. Poenitenda* erwarten sollen, worin ein neues Licht über Ϝίλιος verbreitet würde: aber man findet nichts, ausser noch einmal (T. VIII. p. 138) ein heilloses Gegenbeyspiel (XXI, 128), das denn auch durch eine zweyfache Cur (für κιχείομεν Ἰλίου *entweder* κιχῶμεν Ϝιλίου *oder* κιχείω Ϝιλίου) zum Schweigen gebracht wird. — Schlimm steht es um Ilios. Schlimmer, wenigstens nicht besser, um die πότνια Ἥρη, die so oft auch λευκώλενος Ἥρη, χρυσόθρονος Ἥρη ist: wo im ersten Fall ein böser Hiatus, und wenn man ihn heben will, im letzten Falle, durch das *F*, weil es ganz als Mitlauter wirken soll, eine lästige Position sich zeigt. Allein die Hoheitblickende Here, ob sie gleich unser Digammist in mehreren Excursen (T. I. p. 173. T. VII. p. 728. 756) zu fassen sucht, hat ihn doch zu einem bescheidenen Verstummen gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. May 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Geistinger: *Kallidion.* Ein episches Gedicht in sieben Gesängen, von *Fridelberg.* 1802. 157 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Inhalt dieses Gedichts ist folgender. Kallidion, ein junges korinthisches Mädchen von vorzüglicher Schönheit, aber arm und älternlos, wird von einem Greise aufgenommen, der Künstler ist. Früher schon hatte sie, als Zuschauerin eines Wettringens, den sich darin auszeichnenden jungen Lysias lieb gewonnen. Eine Alte, die ihr zur Aufseherin gegeben ist, beredet sie einst, in einer Nacht ihren vorgeblichen Zauberbeschwörungen beyzuwohnen, ruft den Schatten ihres Vaters hervor, und läfst dann, auf ihren Wunsch, den Lysias erscheinen, von dessen zärtlichen Zumuthungen sie sich jedoch losreifst. Der alte Bildhauer beredet sie, in seiner Werkstätte zum Modell einer Venus zu dienen. Sie entkleidet sich; schnell springen die Thüren auf; vor Entsetzen, von mehrern Zeugen gesehen zu werden, sinkt sie in Ohnmacht. Während derselben wird sie entführt, und erfährt hernach, dafs ein reicher ägyptischer Kaufmann sie erhandelt habe, um sie dem Könige, einem wollüstigen, aber von der Gicht entkräfteten, Tyrannen, zu überliefern. Ein Verschnittner, der ihr zum Wächter gegeben wird, geräth mit ihr in ein Liebesverständnifs; dieses wird entdeckt, und Beide werden von dem Könige zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt. Durch einen plötzlichen Ueberfall der Feinde werden sie indefs gerettet und nehmen die Flucht. Auf derselben thut Kallidion Wunder des Muths und der Entschlossenheit. Ein Löwe, dem sie einen Pfeil aus der Wunde zieht, wird zur Dankbarkeit ihr Begleiter. Ueberall, wohin sie kommt, wird sie bewundert. In Memphis soll sie Königin werden; aber sie entsagt dem Throne, überläfst dieses Glück einer Andern, flieht abermals in Gesellschaft ihres Mohren, des Löwen, und eines scythischen Weisen, der ihr Führer und Rathgeber wird. Sie gehn zu Schiffe nach Athen, leiden aber Schiffbruch; und Kallidion verliert dadurch ihre Gefährten. Sie allein rettet sich auf einer Trümmer, und wird von einem Delphin ans Land getragen. Hier findet sie den König mit seinem Heere im Kampfe gegen die Amazonen begriffen. Ihre Erscheinung und grofse Schönheit erregt allgemeines Erstaunen; man hält sie für eine vom Neptun dem Könige zu Hülfe gesandte Meergöttin. Auf ihren Antrag geben die Amazonen den Vergleich ein, dafs ihr Zwift durch den Preis der Schönheit entschieden, und dieser von einem mit Weiberreizen noch völlig unbekannten Knaben der Schönsten zuerkannt werden soll. Die Preiswerberinnen versammeln sich unbekleidet im Bade; und der Knabe entscheidet für Kallidion, die ihnen erklärt, dafs Grazie mehr als Schönheit vermöge, und dafs in jener ihr Zauber liege. Durch Liebe vereinen sich die beiden feindlichen Partheyen. Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande eilt Kallidion hinweg. Sie wird aber auf ihrem Wege von wilden Bachantinnen überfallen, und aus deren Händen durch einen Jüngling gerettet, eben denjenigen, welcher ihr den Preis der Schönheit zuerkannte, und nun dafür den Minnesold verlangt. Indefs entkommt sie ihm durch den Vorwand, sich vorher zu baden, löfet sein fernhin angebundenes Rofs, und eilt auf diesem davon. Unterweges wird sie durch die Erscheinung ihres Vaters angehalten, der noch lebt, und den die Perser in die Gefangenschaft zu führen im Begriff sind. Sie sucht ihn zu befreyen; aber umsonst; und nun folgt sie mit nach Babylon. Hier findet sie ihre ehemalige vertraute Freundin Leucippe wieder, als Geliebte und Beherrscherin des Königs. Diesem letztern wird Kallidion vorgeführt; und sie bietet sich ganz zu seinem Dienste an, wenn er ihren Vater frey lassen will. Dieis geschieht; und nun zieht sie an der Spitze der Perser wider die Griechen aus, deren Anführer Lysias ist. Die Perser werden geschlagen; und Kallidion findet in dem griechischen Heerführer ihren Geliebten wieder, dem sie aber den Wunsch seiner Liebe versagt, und den sie mit Fragen und Erzählungen hinzuhalten weifs. Jetzt kommt sie nach Athen, und dann nach Korinth, wo sie den Bildhauer aufsucht, und sichs gefallen läfst, ihm als Modell zu dienen, nach welchem er die Statue der Venus vollendet, die nach Cythere gebracht wird. Die junge Aspasia wird ihre Schülerin in der Kunst zu gefallen. In einem dramatischen Tanze wird das Urtheil des Paris gespielt; sie übernimmt die Rolle der Juno, und erhält vom Alexis den Preis. Bald hernach entdeckt sie die Untreue des Lysias, der in einer Vertraulichkeit mit der Aspasia überfallen wird, zu dessen Rettung sie aber dennoch behülflich ist. Ein sophistischer Redner wiegelt die Athener wider den Lysias auf, indem er ihm und der Kallidion Verrätherey und Einverständnifs mit den Persern Schuld giebt. Lysias wird ins Gefängnifs geworfen. Er soll den Giftbecher trinken; indem aber erscheint Kallidion, und trinkt ebenfalls von dem vermeynten Gifte, um ihm im Tode zu folgen. Lysias versinkt in einen tiefen Schlaf. Jener Redner bewirbt sich um Kallidions Liebe, und, da sie ihn verschmäht, schreit er sie in Athen für eine Zauberin aus. Kallidion

dion erscheint in der Volksversammlung, ihr zur Seiten ein Greis, und viele Sklavinnen in ihrem Gefolge. Jener ist ihr Vater, und erzählt ihre edle Unternehmung für die Bewirkung seiner Freyheit. Das Volk erklärt sich nun zu ihrem Vortheil, und ist bereit, sie an ihren Feinden und Verläumdern zu rächen; auch bereut es, durch ihre Anrede noch mehr gerührt, den Tod des Lysias. Auf einmal erscheint der Löwe, legt sich zu ihren Füssen, und mit ihm zeigt sich ihr treuer Mohr. Sie eilt in den Kerker des Lysias, der wieder erwacht und auflebt. Beide gehen nach Elis, und erhalten im Wettlaufe den Preis. Lysias reicht seinen Lorbeerkranz der Kallidion. Im Wettstreite der Dichter singt ihr Alexis einen Lobgesang; und, dringend vom Volk und ihrem Herzen aufgefodert, gewährt sie sich dem Lysias.

Der Vf. dieses Gedichts hat sich nicht darüber erklärt, ob, oder in wiefern, der Stoff desselben von ihm selbst erfunden und angeordnet sey; aber Beides, Erfindung und Anordnung wird man schon aus dem hier gegebenen Auszuge des Inhalts und Plans beurtheilen können. Man sieht, dass der Charakter derselben, im Ganzen genommen, mehr romanhaft, als eigentlich historisch ist; und solch einer freyern Dichtung müssen denn wohl einige Unwahrscheinlichkeiten und Lücken in Hinsicht auf genauen Zusammenhang und natürliche Entwickelung der Begebenheiten aus einander, übersehen werden. Indess würde diese Nachsicht unserm Vf. ohne Zweifel mehr zu Statten kommen, wenn er die Scene seiner Handlung mehr in eine romantische als historische Welt verlegt hätte; obgleich der eigentliche Zeitpunkt der Vorfälle nirgend bestimmt genug angegeben, sondern nur aus einigen einzelnen Umständen der Personen und Oerter ungefähr zu errathen ist. Eine ähnliche Unbestimmtheit findet sich in den Charakteren der handelnden Personen, selbst den Charakter der Hauptperson nicht ausgenommen, der sich schwerlich in ein Bild von festen und durchaus zu Einem Ganzen harmonirenden Zügen dürfte vereinigen lassen. Die Tendenz des Gedichts wird in der ersten Stanze so angekündigt:

Sing, Muse! was ein Weib vermag,
Geschmückt mit Schönheit, Witz und Jugend;
Sing, wie sie oft mit Einem Zauberschlag
Zertrümmerte die Fesseln rauher Tugend.
Führ' uns die goldne Zeit zurück,
Wo Schönheit nur, zu Griechenlandes Glück,
Die Gottheit war, der Alles Weihrauch streute,
Zu deren Dienst sich Held und Sklave weihte.

Hiernach also scheint die Allgewalt und der Triumph weiblicher Schönheit das Hauptaugenmerk des Dichters gewesen zu seyn; und dadurch hätten denn auch alle Vorfälle, wenigstens alle wesentliche Theile der Haupthandlung und alle Aeufserungen des Hauptcharakters, motivirt werden müssen; welches jedoch schwerlich der Fall ist. Und dieser Mangel an Einheit und Consistenz bringt, wenigstens nach des Rec. Gefühl, beym Lesen dieses Gedichts eine gewisse Unbehaglichkeit hervor, die dem vollen, unhaltenden Interesse nicht wenig im Wege steht, und nicht etwa blofs eine Wirkung der eingewebten wundervollen Umstände seyn möchte. Der Wunsch, den der Vf. in der dritten Stanze an die Göttin der Schönheit richtet:

Wenn im Gesang, den, von dir aufgefodert,
Mein Mund beginnt, der kleinste Strahl
Von deiner goldnen Flamme lodert,
So *sing*' ich dir und mir ein unvergänglich *Mahl*.
Bey seinem Anblick soll der Männer Wange glühen,
Soll Jugendglanz der Greise Stirn' umziehen;
Des Mädchens Auge schwimm' Entzückens voll,
Es *schmelze* jedes Herz, das nie von Sehnsucht schwoll!

möchte wohl nicht ganz in Erfüllung gehen; wenigstens wird dieses Dichterwerk dem Gebildeten und durch Meisterwerke dieser Art verwöhnten Leser keinen ungestörten und völlig befriedigenden Genuss gewähren. Bey dem Allen verdient jedoch der Vf. recht viel Ermunterung; er verräth eine glückliche poetische Anlage, eine ergiebige, wenn gleich noch nicht hinlänglich gezügelte Phantasie, und ein wahrlich nicht gemeines Talent der Darstellung. Der gewiss nicht leichte Bau der achtzeiligen Stanzen ist ihm hier und da sehr gelungen, und die in dieser Hinsicht noch fehlende Vollkommenheit ist ihm bey dem, was er hier schon geleistet hat, gewiss nicht unerreichbar. Auf Sprache und Schreibart hat er zwar im Ganzen sichtbare Sorgfalt verwendet, nur nicht in dem Grade, den ein vollendetes Gedicht erfodert. Nicht selten wird sein Ausdruck zu prosaisch und niedrig; z. B. Ges. 1. St. 18.

Doch *ging dabey das Mindeste nicht vor*,
Dess sich Diane selbst zu schämen hätte.

Oder Ges. 3. St. 44.:

Da spotteten die Waller bitterlich
Des blinden Glücks, das heut' uns *affenmässig liebet*,
Und morgen selbst den Wütherich
Vom Thron auf Folterbänke *schiebet*.

Unter vielen glücklichen und leichten Versen giebt es doch auch noch manche, die dem Ohre beschwerlich fallen. Einer der unleidlichsten steht S. 146., wo gewünscht wird, alle Welt müsse einst den höchsten Ruhm und Preis

Dem Schönsten, der schön fühlt, schön spricht, schön handelt, geben.

Und wer kann die Reime: *beträufelt — bezweifelt*, *Aegypten — liebten*, *Fackel — Orakel*, ertragen? — Ungleich sind endlich auch die Gemälde und Beschreibungen in diesem Gedichte; unter die misslungensten möchte wohl die von den Amazonen, S. 77. St. 25. bis 27. gehören.

Mün-

MÜNSTER, b. Theiſſing: *Abhandlung über die wichtigſten Redefiguren*, zum Gebrauche der Gymnaſien Münſterlands; von *Joſeph Steiner*, Prof. der Philologie und Kanonikus in Münſter. 1802. XVI. und 230 S. 8. (16 gr.)

Ueber einen von allen ältern und neuern Rhetorikern ſo oft, und zum Theil ſo ausführlich behandelten Gegenſtand, läſst ſich freylich nicht viel Neues in Hinſicht auf die Theorie erwarten; wohl aber läſst ſich demſelben durch die Behandlungsart und praktiſche Anwendung manche neue Anſicht abgewinnen. Dieſs iſt denn auch das Hauptverdienſt des gegenwärtigen Lehrbuchs, deſſen Vf. ohnehin nicht die Abſicht hatte, eine vollſtändige Theorie aller Redefiguren aufzuſtellen, ſondern nur der Jugend das Wichtigſte aus dieſer Lehre als Mittel zur Bildung des Stils und Geſchmacks vorzutragen. Man weiſs, mit wie vielen unnützen Dingen die Lehre von den Redefiguren überhäuft, und wie viel Ueberzähliges in die Muſterung derſelben hineingebracht iſt; und ſelbſt unſre beſſern Stil-Anweiſungen ſind von dieſer Ueberzähligkeit nicht frey. Zu loben iſt es daher, daſs unſer Vf. nur die wichtigſten und fruchtbarſten aushob, und lieber den Begriffen von einigen derſelben eine weitere Ausdehnung gab, als die Menge der Kunſtwörter häufte. Deſto weniger aber hat er die Beyſpiele geſpart, die mit Einſicht und Geſchmack gewählt ſind, und dieſs Lehrbuch für den Unterricht vorzüglich brauchbar machen. Zugleich aber hat der Vf. auch den Urſprung, die Wirkung der von ihm ausgehobenen vornehmſten Redefiguren, und die Regeln bey ihrer Anwendung, pſychologiſch zu entwickeln geſucht; und die Schönheiten in den Beyſpielen nicht unbemerkt, folglich Urtheilskraft und Gefühl ſeiner Lehrlinge nicht unbeſchäftigt gelaſſen. Daſs er die gewöhnlichen, immer doch unvollſtändigen oder unrichtigen Eintheilungen der Figuren verlieſs, und ſie nur nach einander durchging, wird man ihm ſo wenig zum Fehler anrechnen dürfen, als ſeine Befolgung der vom *Quintilian* gegebenen Erklärung der Figuren überhaupt; obgleich *Adelung* und Andre von derſelben abgingen, und die Redefiguren durch ſolche Modificationen des Ausdrucks erklärten, wodurch die untern Seelenkräfte in Bewegung geſetzt werden. Denn hierin liegt nicht ſowohl ihr Weſen, als ihre Wirkung; auch iſt dieſer Charakter nicht ausſchlieſſend, noch für die Jugend faſslich genug.

HAMBURG, b. Neſtler: *Reden über die Malerey* von *Joſua Reynolds*, Ritter und Präſidenten der kön. Akademie der Künſte in London. Mit biographiſchen Nachrichten über ihn. Aus dem Engliſchen von Kosmeli. 1802. 241 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wohl ſchwerlich vermöchte der Ueberſetzer mit haltbaren Gründen darzuthun, daſs eine Uebertragung dieſer Reden in unſere Sprache Bedürfniſs geweſen ſey, und Kunſt oder Geſchmack Nutzen davon zu erwarten haben; hingegen kann man ſich für das Gegentheil auf Mengs berufen, der von Reynolds Schriften geurtheilt hat: „Junge Künſtler würden dadurch zu Irrthum und Oberflächlichkeit verleitet.“ Die Richtigkeit dieſes Ausſpruchs könnten wir allenfalls mit einer Menge Stellen belegen. Mit welcher beſchränkten Anſicht und Unbill ſpricht Reynolds z. B. an verſchiedenen Stellen vom Paul Veroneſe und Tintoreto! Ja in der erſten Rede erkühnt er ſich gar zu ſagen: „Rafael ſey nach dem Anblick der Gemälde in der Sixtiniſchen Capelle *auf einmal* von einer *trocknen, gothiſchen, ſogar nüchternen Manier* zum groſsen Stil in der Malerey übergegangen.“ Nachher aber widerſpricht er ſich ſelbſt in der fünften Rede, wo behauptet wird: „Rafael habe jene *Trockenheit, beynahe Kleinlichkeit* der Manier nie ganz überwinden können, die er von ſeinem Lehrmeiſter her angenommen.“ Warum ſollen aber nun gerade die Gemälde der Sixtiniſchen Capelle beym Rafael den Uebergang zum groſsen Stil bewirkt haben? War er denn vorher zur Zeit, da ihm Reynolds noch Trockenheit und gothiſche Manier Schuld giebt, mit den Werken des Michel Angelo völlig unbekannt? Und mit welchem Recht kann die Transfiguration, die Madonne zu Dresden, das Bildniſs von Leo X. oder irgend eine von Rafaels ſpätern Arbeiten der Trockenheit, beynahe Kleinlichkeit, beſchuldigt werden? Doch es ſey genug, wir befürchten unſere Leſer mit Widerlegung dergleichen Geſchwätzes zu ermüden.

Den Ruhm alſo, welchen dieſe Reden erlangt haben, muſs man nicht ihrem Gehalt beymeſſen, ſondern dem rhetoriſchen Schmucke, den wir ihnen nicht abſtreiten wollen. Es iſt behauptet worden, und die Behauptung wird ſelbſt von innern Wahrſcheinlichkeitsgründen unterſtützt, daſs Burke ſie abgefaſst und Reynolds dieſem bloſs den Stoff dazu gegeben habe. Ueberhaupt hat Reynolds 15 Reden gehalten. Dieſes Bändchen enthält 6 derſelben, nebſt Nachrichten von ſeinem Leben. Die Ueberſetzung mag im Ganzen befriedigend ſeyn; nur ſind die vielen Druckfehler, welche beſonders die Namen der Maler entſtellen, äuſserſt beſchwerlich.

RÖMISCHE LITERATUR.

WITTENBERG u. ZERBST, b. Zimmermann: *L. Annäus Seneca.* Herausgegeben von *Johann Georg Karl Klotzſch.* *Erſter* Theil. 1799. XLVI. und 431 S. *Zweyter* Theil. 1802. XXXVI. u. 474 S. gr. 8. (2 Rthlr. 14 gr.)

Eine Bearbeitung von des Philoſophen Seneca Leben, ſo wie ſie von dem Vf. angelegt worden und nach den Rubriken, die vor beiden Theilen verzeichnet ſind, hat etwas ungemein Anziehendes. Es konnte ein treues und lebendiges Gemälde der Geſchichte jener merkwürdigen Zeitläufe, eine pſychologiſche Entwicklung und Schilderung von Senecas Charakter und innerer Geſchichte, eine Einleitung in die Lehre und den Geiſt der ſtoiſchen Philoſophie, wie ſie durch den Seneca modificirt wurde, hier erwartet werden. Dieſe Erwar-

Erwartungen findet man nicht ganz in diesem Werke befriedigt, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich der Vf. so viel Künsteleyen, willkürliche Ergänzungen und Phantasiespiele in der Zusammensetzung von Seneca's Leben erlaubte, am auffallendsten im ersten Theile. Zwar bezeugt er selbst ganz richtig: „Es bedarf keiner romanhaften Einkleidung und beliebiger Zusätze bey dem grofsen Reichthum an Materialien, den die Geschichtschreiber und Seneca selbst liefern.“ „Nur die geschickte Zusammenstellung der einzeln zerstreuten Umstände, die er mit aller ihm möglichen Sorgfalt aufgesammelt hat, mufs, auch ohne dichterischen Schmuck, die Einheit des Ganzen hervorbringen.“ Aber was er hier tadelt, hat er selbst nicht vermieden, was er als Norm aufstellt, hat er nicht befolgt. Sein Werk ist, was einen grofsen Theil der aus Seneca's Leben angegebnen Thatsachen und Züge betrifft, im buchstäblichen Sinne Roman, welches wir beweisen würden, wenn es nicht schon von andern Recensenten geschehen wäre, und wenn wir nicht darauf rechnen könnten, dafs dieſs Jeder, der sich nur ein wenig in dieſes Buch hineingelesen hat, selbst finden würde. Dagegen verkennen wir das Gute und Verdienstliche dieſes Werkes, insonderheit in der Darstellung der stoischen Philosophie, in den Auszügen aus den philosophischen und physischen Schriften Seneca's, selbst aus den Tragödien, und in der Einstreuung lehrreicher Bemerkungen aus dem Gebiet der Psychologie und der Lebensweisheit, ganz und gar nicht. Für eine eigentlich gelehrte Bearbeitung will er sein Werk um so weniger angesehen wissen, als er (der Professor der Dichtkunst auf einer Universität — Wittenberg!!) gesteht, *in einer von literärischen Hülfsmitteln und Verbindungen gänzlich entblöfsten Lage* zu seyn. Doch läfst sich der Vf. bisweilen, z. B. in den beygegebnen Anmerkungen, auf einzelne gelehrte Fragen, wie über die Aechtheit der *Apokolokyntosis* ein, die er des Weisen der Stoa eigentlich unwürdig hält, und höchstens als ein Kind der muthwilligen Laune gelten läfst. Er stellt die sonderbare Meynung auf: Seneca habe es etwa an den Saturnalien improvisirt, ein Schnellschreiber sogleich aufgefafst, und so habe es sich erhalten können,

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *London*, b. Johnson: *An Inquiry into the Knowledge of the ancient Hebrews concerning a future state.* By *Joseph Priestley*, L. L. D. F. R. S. etc. 1801. 67 S. 8. (2 Sh.)

London, b. Lakington: *A few plain reasons, why we should believe in Christ and adhere to his religion, address'd to the Patrons and Professors of the new Philosophy.* By *Rich. Cumberland* Esq. 1801. 46 S. 8. (1 Sh. 6 d.)

Einem Deutschen ist es unmöglich, dergleichen Schriften zu beurtheilen, ohne sich bey denen, welche an Namen hangen, den Verdacht hartnäckiger Ungerechtigkeit gegen die Theologen jenseits des Canals auszusetzen. Priestley! welch ein vielfach gelehrter und nach seiner localen Wirksamkeit sehr schätzbarer Mann; überdiefs in England das verehrte Oberhaupt und Muster derer, welche sich über Religion und Christenthum zu denken erlauben. Dieſer achtungswerthe Gelehrte, gerade da er (S. V.) Macht, Willen und Mufse (in America) zu haben bekennt, um in Theologie und Philosophie etwas zu leisten, schreibt, während er einem unitarischen Institut von 14 Wifsbegierigen über altes und neues Testament Vorlesungen hält, ein Pamphlet, worin er alle Psalmenstellen, die Gott einen gerechten Richter der Welt nennen (1, 5. 9. 7. etc.) für Anspielungen auf das jüngste Gericht erklärt. Andere Stellen, dafs die Milden die Erde besitzen sollen, Ps. 5, 10. wie Matth. 5, 28. gehen ihm auf die Zeit nach der Todtenauferstehung. Dafs er Jes. 26, 19. 46, 17. 49, 16. ohne alle Ahnung von poetischer Sprache, von der Körperauferstehung deute, darüber kann man sich nach dem vorigen gar nicht wundern. Auch fällt ihm nicht ein, zu fragen, um welche Zeit Dan. 12. verfafst seyn möchte. Nur Ein Punkt fiel ihm doch in die Augen, dafs nämlich im A. T. der nächste Zustand nach dem Tode als ein schattenartiger beschrieben sey. Dieſs sieht er bey David, Salomo und Hiob. Er geht aber zu weit, wenn er eine völlige Empfindungslosigkeit angedeutet findet, und wenn er ferner Hiob 21, 30. Ps. 5, 5. davon erklärt, dafs nach dem A. T. die Gottlosen bey der Todtenauferstehung zernichtet werden sollten. Gutmüthig aber nimmt er an, dafs ungeachtet dieſer Drohung in einer entfernten Zeitperiode ihnen Gnade wiederfahren werde. — In einem Anhange erklärt P. *Jes.* 18. um zu zeigen, dafs er „nicht, wie einige neue Schrifterklärer, diese Prophezeihung auf *Frankreich* beziehe, auch Frankreich nicht für den Antichrist halte, welcher übrigens jetzt bald am Ende seiner Gewalt sey, worauf die zweyte Zukunft Christi folge!!

Die neue Philosophie, welche Hn. *Cumberland* in Bewegung setzt, ist *Payne's Age of reason* u. dgl. Dinge, die in Deutschland fast keine Feder beunruhigt haben. Aber Hr. C. hat auch starke Steine des Anstofses (*Stumblingbloks in the way of his faith*) zu vertheidigen. Sein erstes Mysterium ist, dafs (S. 30.) die Maria, weil einmal ein Prophet von einer jungfräulichen Geburt gesprochen hatte, nicht nur vor der Geburt Jesu eine reine Jungfrau war, sondern auch ungeachtet der Entbindung völlig Jungfrau blieb. „Wenn einmal, sagt C. ein „Mysterium vorging in der Natur und Construction des Leibs „Jesu, warum sollte nicht auch in der Art seiner Geburt ein „solches Statt gefunden haben?“ Und wer vermöchte hier Hn. C. einer Inconsequenz zu beschuldigen!? Mit Rührung, als ein Mann von Jahren, schliefst er in einer patriotischen Homilie, deren Thema (S. 42.) ist: *Vertheidiget euren Gott*, meine Freunde: *so wird er auch vertheidigen.* Fasset Glauben in eure Seele, um eure *Altäre* zu schützen, so wird Gott Muth in eure Herzen geben, um eure *Küsten* zu beschützen! Der gute Mann hat auch ein Poema in 8 Büchern gemacht: *Calvary, or the Death of Christ.* 2 Voll. dessen „Tendenzen“ aus den bisherigen leicht zu bestimmen sind. Beides verkauft Mr. Lakington, in „*the temple of the Muses*“ *Finsbury Square.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der Nro. 126. abgebrochenen Recension.*)

Die Ἥρη nämlich ist dem Hn. *Heyne* auf seinem kritischen Streifzuge, den er mit dem Dämon Digammos anstellt, die *una vox, de qua quid statuendum sit, nondum habet* (das *nondum* scheint indess noch ein *Supplendum* zu versprechen). *Qui paullo audacior fuerit* (das ist Er nicht!) *potest utique pronuntiare, posteriorem usum* (λευκώλενος Ἥρη) *prodere seriorem auctorem, seu ut ille interpolaverit versum, seu ut ipse versus arguat auctorem diversum a ceteris.* — Kaum war die Ἥρη vorüber, so begegnet dem Hn. *Heyne* die πότνια Ἥβη (IV, 2), die wieder sonst καλλίσφυρος Ἥβη genannt wird. Wer erräth, was Hr. *H.* thut? (To. IV. p. 553 denn der Hauptexcurs. über die digammirten Wörter T. VII. hat auch dieses, wie andere, vergessen.) Er schickt der Armen die selbst hülfloſe Ἥρη zu Hülfe. Man soll lesen πότνιά Ἥρη (*dicendum erit, locum hunc esse interpolatum*). In Apollonius Lexicon nämlich ist ein verschriebenes Citat, μετὰ δέ σφισι πότνια Ἥρη. Aus diesem folgert Hr. H., *seu casu seu consilio* sey Ἥβη statt Ἥρη in den Text, ursprünglich aber der 3te und 4te Vers von einem *spätern* Rhapsoden eingerückt worden. Der Verdacht werde begründet, weil *Hebe* nirgends (*nusquam* d. h. im Heynischen Latein nirgends ausser dieser Stelle) im Homer den Nectar mische. Leider (*Caeterum*, fügt der scharf abwägende Kritikus hinzu) finde sich aber die Hebe *hier* überall vor, bey Hesychius, beym Etymologen, bey Athenäus, und selbst (welch ein Zeuge!) bey Apollonius anderwärts: denn jener Schreibfehler kommt nur unter dem Worte μετὰ bey ihm vor. — Ἶρις wird natürlich *Fῖρις*: denn immer erscheint ja ποδήνεμος ὠκέα Ἶρις, und glücklicher Weise die ποδήνεμος Ἶρις. Hr. H. thut indess (T. VIII. p. 760), als ob XI, 27 die *einzige* widerstrebende Stelle sey. Er weiset deshalb in die Observationen zurück, wo (T. VI, p. 122) τρεῖς ἑκάτερθ', ἰρισσιν ἐοικότες bescheiden in τρεῖς ϝεκαθεν ϝιρισι ϝεϝοικοτες umgewandelt wird. Wie aber V, 353 τὴν μὲν ἄρ' Ἶρις ἑλοῦσα — ? Hier und an andern Stellen hat uns Hr. *H.* vermuthlich die kleine Cur zu eigener Uebung überlassen. — Der Bettler Ἶρος, der sich offenbar gleiches Stammes rühmt, wird, sollte man glauben, mit der Ἶρις wenigstens das glückliche Loos des Digamma theilen. Nicht so! ruft Hr. *H.* dazwischen, *vespuit digamma* (T. VII. p. 760): *nam ductum nomen ab εἴρω, idem quod ἐρέω, dico, nuntio.* Aber von *demselben* Worte leitete ja Hr. *H.* oben T. VI. p. 122 auch Ἶρις ab; ja εἴρω selbst, in dieser Bedeutung, (in der anderen, *interrogo*, nicht!!) wird T. VII. p. 751 zu den digammirten Wörtern gezählt. Wie also erklären wir uns jenes *Nam?* Vielleicht, dass der arme Irus, was er in der Iliade verlor, in der Odyssee wieder empfängt: ἦ τάχα ϝῖρος ἀϝῖρος, XVIII, 72 ἦ ἀλύεις, ὅτι ϝῖρον ἐνίκησας; 332 μή τις τοι τάχα ϝῖρου ἀμείνων u. s. w. Dagegen ist freylich Od. XVIII, 38 ὁ ξεῖνός τε καὶ Ἶρος. Aber nur τε weg, und die Digammenlehre siegt. — Die Wörter ἔπος, εἶπω haben nach dem bekannten Register bey Dawes (Miscell. crit. p. 156), der, um die Ruhe der Leser besorgt, die Ausnahmen übergeht, ein unleugbares Digamma. Gleichwohl kehrt die Formel ὄφρ' εἴπω, nach Hn. *H.* eigener Rechnung (T. VII. p. 625) auf zwanzig mal im Homer wieder. Was also hiermit zu thun? Bentley interpolirte ὄφρ' αὐδῶ: Aber, sagt Hr. H., dies kommt *nusquam* vor. — Was liegt daran? Der Conjecturen, die etwas nirgends vorkommendes darbieten, sind ja bis zu dieser Stelle der Ilias (XIX, 102) genug dagewesen. *Videtur itaque esse versus a rhapsodis memoriter interjectus.* — *Memoriter?* Freylich: aber auch gemacht müssen sie ihn haben, die *jüngeren* Rhapsoden. Wie mögen nun von den *älteren* alle die Anfänge der Reden eingeleitet worden seyn, welche der Vers ankündigt: ὄφρ' εἴπω, τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει? — Aber, wird der Digammist hinzufügen, oft sind doch vor εἶπω, ἔπος, Kürzen lang gebraucht (z. B. ἄλιον ἔπος, XVIII, 324 ἀπόβλητον ἔπος, II, 361 u. s. w.) welche also durch das ϝ oder W die Position leiden. Nur nicht zu rasch mit dem *Also!* Der Schluss möchte lächerlich erscheinen bey Erwägung so vieler Fälle, wo Kürzen in der *Arsis* auch vor anderen Wörtern verlängert werden, die kein Digamma annehmen wollen, und denen Niemand, auch Hr. H. sogar nicht, eins zuspricht, z. B. βέλος ἐχέπευκες I, 51. ὃς ἔτλης, XXII, 236. Sind wohl diese Beyspiele von dem ἑποιχόμενος ἐπέεσσι XVII, 215 verschieden, wo Hr. *H.* (T. VII. p. 324) dem Eustathius das Spitzfindeln aus Unkunde des Digamma vorrückt? Und tritt am Ende derselbe Fall nicht in παρείπων und ähnlichen ein?

Jedoch über die *Composita*, so wie über die *Derivata*, hat Hr. *Heyne* noch eine besondere Theorie, der man wenigstens das Spitzfindeln (*argutari*) nicht vorwerfen wird: es geht darin alles so ziemlich ohne *acumen* von Statten. Wer von bescheidenen und

consequenten Muthmaſsungen ausgeht, der dürfte vorausſetzen, daſs in beiden Gattungen von Worten die Digammen ſich, trotz aller veränderten Ausſprache, noch am erſten erhalten hätten. Nein! ſagt Hr. H., und bald auch wieder Ja! *Solent composita variare*, T. VII. p. 756. Hier einige Beyſpiele! Ἠρ ſoll das Digamma nicht haben (T. VII. p. 755), wiewohl es aus dem digammirten *ϝέαρ* zuſammengezogen iſt, und auch vom *Terentianus*, mittelſt des Hauchs, zur Ableitung des lat. *Ver* gebraucht wird: ἐαρινός hingegen hat den Blaſehauch wieder (T. VII. p. 247), auch das bisher unbekannte ϝαρινός, welches Hr. H. in der Obſ. III, 7, wahrſcheinlich aus den Schätzen der Göttingiſchen Bibliothek, mittheilt, ſoll *ϝηαρινὸς* gehaucht werden. Ἀδεῖν ſey ohne Digamma, *wegen* Ill, 173. ἤνδανε aber, oder vielmer ἄνδανε habe eins (p. 755); und *daher* (p. 767) müſſe man ἐπιϝανδάνει ſchreiben, und *ohne Zweifel* ἀϝανδάνει ſt. ἀϕανδάνει, Od. XVI, 387. Ἰδεῖν giebt *ϝιδεῖν*; aber bey εἰσανιδών, ἐπιδεῖν u. ſ. w. verſchwinde der Hauch, der ja *hier* keine Poſition hervorbringen dürfe. Das Digamma ſey herrſchend in εἶπεν, ἔπος u. ſ. w. (p. 749); aber nicht in ἐξεῖπεν (es müſste *dann* werden ἐκϝεῖπεν!); auch nicht in ἐπητής (auſser vielleicht Odyſſ. XXI, 306); gleichfalls nicht in ἔσπω ſtatt ἕπω; *sine controverſia* aber ϝεῖπον und doch zuweilen auch ἐϝεῖπον. Εἷμα habe das Digamma; daher κακοϝείμων; aber nicht ἀνϝείμων. Auch ἕ ſey unbezweifelt digammirt, aber wunderbar, daſs zwiſchen ϝε und αὐτὸν (wie Hr. H. nach Reizens Vorgange, zu Wolfs Theogonie des Heſiodus p. 106 mit häufig wiederholter Erinnerung trennt) den Alten ein Hiatus beliebte (*mirum, placuiſſe in hoc ipſo hiatum* T. VII. p. 307). Wunderbar freylich, wenn das ϝε wahr wäre! Aber noch wunderbarer, was nur allzu wahr iſt, daſs Hr. H. nicht einſah, es gebe ganz denſelben Hiat, wenn das Wort auch ungetrennt ἑαυτὸν geſchrieben würde! — ϝοικίζω iſt in der Ordnung: man ſollte nun auch ἀποϝοικίζω erwarten, *attamen*, ſagt Hr. H. (p. 766), Od. XII, 135. νῆσον ἀπῴκισε! Ἄγω, *frango*, ſoll ϝάγω ſeyn; aber mit dem abgeleiteten ἀκτή will es ſchon wieder nicht gehen (p. 730). Ἄναξ unbezweifelt *ϝάναξ*; aber ἤνασσε? Nun, das muſs ἐϝάνασσε werden (p. 755). Doch was Hr. H. von *ϝέτης* und ἑταῖρος (p. 752), von *ϝίϕι* und ἴϕθιμος, nicht *ϝίϕθιμος* (p. 761), wiewohl auch das erſte wieder Schwierigkeiten macht (T. IV. p. 610. T. V. p. 284), und unſchuldige ἀϑετήσεις herbey führt, was er ferner von *ϝὸς*, *ἑϝὸς*, *ϝεϝὸς* mit endlicher Beruhigung über ſo viele Ausnahmen, die ſich doch nun durch *drey* Formen bezwingen lieſsen (T. VII. p. 748), von *ϝοῖκα*, *ἔϝοικα*, *ϝέϝοικα* (p. 736. 740), von *ϝώλ-πα*, *ἔϝωλπα*, *ϝέϝολπα* (p. 745), und ſo vielen anderen *Derivatis* beybringt, die er bald zu hauchen, bald nicht zu hauchen gebeut, und mit welcher Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit er den Hauch nach dem homeriſchen Verſe, und den Vers wieder nach dem Hauche beurtheilt: das müſſen wir, von dem ewigen Hauchen und Anblaſen beraubt, dem Leſer zu eigener Beherzigung überlaſſen. Auch ſchweigen wir hier von dem ſchon oben bey der Proſodie berührten Misbrauch, den Hr. *H.*, nach dem Vorgange einiger Engländer, von ſeinem Digamma macht (T. VII. p. 771), um die Länge mancher Vocale zu erklären. Λύω, z. B. iſt kurz, ohne Digamma; lang, mit dem Digamma. Das Spiel iſt bequem und kurzweilig zugleich: doch vergiſst Hr. *H.* ſelbſt wieder, die Anwendung davon auf ῐω und ῠω zu machen (T. VII. p. 400), wo ihn das mittelzeitige ῐ in einen krauſen Handel verwickelt. Auf *τίϝω* aber und *τίϝσω* wendet er es an (vgl. p. 408); und wahrſcheinlich erhalten wir auch bald von einem neuen Herausgeber des Heſiodus *τίϝμη*: ſo wie Dawes ehedem mit πολλὰ Ϝλισσομένη — παρὰ Ϝρηγγῖνι ϑαλάσσης — κέκυϜσεν δὲ μάλα Ϝμέγα u. ſ. w. Auge und Ohr erfreute. Mit unter zwar nennt Hr. *Heyne* dieſs Poſſen (*luſus* T. VII. p. 768); doch iſt wenigſtens Conſequenz darin. Allein wenn Hr. H. das Digamma in der Mitte der Wörter bald ſetzt, bald nicht ſetzt; wenn er ϜλαϜκιοϜων oder ϜλαϜκιοϜωνι (ſt. γλαυκιόων), aber zugleich auch *δῖϜος* oder *δῖϜος* verſchmäht, wovon doch die Lateiner ihr *divus* herleiten, wie *Achivi* von Ἀχαιοί; wenn er gleichwohl δάϜιος (p. 768) anerkennt, und ἄϜιδι nicht geſchrieben zu haben bedauert (p. 732): wie nennen wir das? Bey dem letzten Worte iſt das Bedauern um ſo auffallender, da es ſcheint, als habe Hr. H., der philoſophiſchen Etymologie zu gefallen, ἀϊδης für das urſprüngliche Wort, als hingegen für das *Contractum* gehalten.

Das Digamma führt uns auf den Hiatus zurück, deſſen Bekämpfung es erleichtern ſollte. Daſs der Sieg, ſo muthig er begann, von Hn. *Heyne* nicht vollſtändig erfangt worden ſey, ſcheint er ſelbſt gefühlt, und ſich daher, wo das Digamma hartnäckig den Dienſt verſagte, ein paar andere Nothknechte beſtellt zu haben. Auſser der Caſur, lehrt er T. V. p. 581, wenn der Ton ruhe, ſey der Hiatus erträglich: πίσυνος Διΐ, | οὐδέ τι τίεται, IX, 238. Hier alſo am Ende des *vierten* Fuſses. Aber auch am Ende des *erſten* (T. VII. p. 136): ἄλλ' ἄνα, | εἰ I, 247. ϕαινοπί | Ἀσιάδι, XVII, 583. (Eine gute Ausſicht für Odyſſ. XVII, 443!) Auch im *dritten* Fuſse: ἀλλ ἀκέουσα κάθιζε | ἐμῷ I, 565 καινὴ δὲ τρυϕάλεια | ἅμ' ἕσπετο V, 270. Dergleichen vergiſst er zuweilen wieder: wie IV, 295. wo er ein τ' hineinſetzt, des Sylbenmaaſses wegen (T. IV. p. 711); auch III, 376, wo an dem T. VII. p. 136 für fehlerfrey erkannten Verſe doch T. IV. p. 529 geſchnitzelt wird.

Heiſst das nicht Unkunde mit Leichtſinn und Willkürlichkeit paaren? Oder ſoll die Unkunde der homeriſchen Kritik der Muth des rüſtigen Kritikers erſetzen, und den Leichtſinn die Betrachtung beſchönigen, daſs doch in manchen Stellen das Corrigiren mit ſcheinbarer Leichtigkeit von Statten gehe, daſs ſelbſt der Schreibfehler eines unbedeutenden Codex manchmal (wie VII, 467) mit der Conjectur harmonire? Leicht iſt es freylich, τὸ πρήγμων εἶπας I, 106 in τὰ πρήγματ' εἶπας, und umgekehrt ὅρκια ἔσσονται XXII, 266 in ὅρκιον ἔσσεται, zu verwandeln; leicht die Worte umzuſtellen zur Erreichung des Zwecks;

leicht

leicht endlich, ein γε, ρα, τε und dergleichen einzuschieben, wenn nicht etwa unglücklicher weise ein anderes γε in der Nähe steht (IV, 96. XXI, 112), oder wenn nicht dem eingeschobenen τε, gegen den Sprachgebrauch, den Hr. *H.* nicht kennt, blofs Wörter folgen, nicht Sätze mit *Verbis* (IX, 374. Vgl. Od. IV, 87). Aber ist das Leichte auch immer erlaubt, zumal nach den Grundsätzen der Kritik, die bey Homer gelten, um dessen Text eine Masora (wie Hr. H. T. VII. p. 47 selbst einmal ahndet) feste Schranken gezogen hat? Und dann, sind Umwandelungen von der Art: Αἴας, ὃς εἶδός τ' ἠδὲ πέρι ἔργα τέτυκτο, statt ὃς περὶ μὲν εἶδος, περὶ δ' ἔργα τ. T. XVII, 279: βλάψας με ξεκαέργε, st. ἐβλαψας μ' Ἑκάεργε XXII, 15, so wie sie zu hunderten vorkommen; sind Ausmerzungen anderer Hunderte von Versen, die sich der neuen Lehre nicht fügen wollen, und nicht blofs mit einem *At* sich bedauern lassen, auch leicht, auch verzeihlich? Vergl. III, 224. VI, 150. 151. coll. XX, 214. VI, 477. X, 497. XV, 505. XVI, 735. XVII, 739. XX, 67 u. s. w. Oftmals hat Hr. *H.*, und nur ganz neuerlich noch, die Conjecturalkritik, zu welcher er nie Fähigkeit zeigte, als „eine Art Combinationskunst verrufen, welche viele Geduld erfodere, ja als eine mühselige Arbeit, die „Buchstaben anders zusammenzustellen und die alten „Schriftzüge auszudenken, die der Abschreiber mag „verkannt oder verwechselt haben, um nun in den „Vers passende Worte daraus zu errathen." Was er im Homer thut, um sich als Kritiker zu zeigen, erfodert weder Kunst, noch Geduld, noch Denken: es ist das leichteste und leichtsinnigste Spiel, das man treiben kann, um ohne kritischen Scharfsinn und ohne alle Divinationsgabe den Text seines Autors durch Neuerungen auszuzeichnen.

Dafs es mithin besser war, wenn Hr. *H.*, wenigstens in Ansehung des Digamma, frühzeitig den Entschluss fafste, die ganze Mühe aufzugeben (*operAE se abdicare*, hat der sonst scharfsichtige Corrector Praef. Vol. I. p. XI, wie *proficuum*, und noch manches Andere übersehen), scheint aus dem Angeführten genugsam zu erhellen. Dafs aber künftigen Herausgebern der ältesten Dichter, den äolischen Hauch einzuführen oder beyzubehalten, nicht weiter gelüste; dies wird, hoffen wir, schon die Beachtung der Analogie in den *Derivatis* und *Compositis*, und mehr als alles, die Erwägung der gerügten Willkürlichkeit bewirken. Sollte gleichwohl noch Jemand das Vertrauen hegen, dafs man mit nüchternem Sinne die Willkürlichkeit auf nähere Grundsätze zurückbringen könne: so bitten wir ihn, folgende Puncte mit uns im Zusammenhange zu überdenken:

a) Der Hiatus, den der Zusammenstofs offener Töne bewirkt, ist und bleibt, auch nach Hn. *Heynens* Geständnifs, sehr oft im Homer, man mag noch so gewaltsame Mittel zu dessen Wegschaffung anwenden.

b) Nicht aber blofs in Fällen, welche dem δῶρα ἔδωκεν ähnlich sind, erkennen wir einen Hiatus, sondern auch in κήδε' ἐφήκεν I, 445, in πρυμνήσι' ἔδησαν 436 und vielen dieser Art, welche Hr. *H.* gar nicht beachtet, endlich auch dann, wann ein langer Vocal oder ein Diphthong dem folgenden Vocale vorhergeht. Denn es hiefse, dünkt uns, sich auf eine sonderbare Weise selbst täuschen, wenn man *ohne alle Autorität*, und gegen das Urtheil des Ohres, (wir sollten meynen, *jedes* Ohrs,) diese letzten Fälle nicht als Hiatus wollte gelten lassen, weil man etwa die neuen Schwierigkeiten zu überwinden verzweifelte. Man nehme eine alte Aussprache der Diphthongen an, welche man will; sie unterscheidet sich so wenig von der eines langen Vocals, dafs der Unterschied kaum in Betrachtung kommen kann: der lange Vocal selbst aber wird, eben so wie der Diphthong, in der Thesis eines Fufses oft kurz; und wie können lange u. Doppel-Vocale dann vollends anders als kurze Vocale gehört werden? Dennoch soll, nach der neuen Lehre, zwar in δὲ ἔπειτα, nicht aber in δὴ ἔπειτα, zwar in τί ἐγώ, nicht aber in τοι ἐγώ (IV, 54), nicht in χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ, nicht in εἶναι ἄριστος u. s. w. ein Hiatus seyn. Ja, Hr. *H.* wirft sogar in ἐγών das ν, wenn ein Vocal folget, weg, und erinnert hundertmal, ohne es auch nur einmal zu beweisen, dafs das ν (z. B. in ὃν δέ κ' ἐγών ἀπάνευθε II, 391) von den Grammatikern herrühre (*Grammaticis deberi*, T. IV. p. 268). Heifst das etwas anders, als ε | ε mache einen Hiatus, εε mache ihn nicht u. s. w.? und wo ist hier ein auch nur scheinbarer Grund der Hypothese zu entdecken?

c) Der neuere Jonismus (des Herodotus) liebt, wie wir schon oben bemerkten, die ununterbrochene Folge der Vocale, so offenbar, dafs darin ein Hauptcharakter dieses Dialekts liegt. Was hieraus für den Homer folge, fällt in die Augen. Bey ihm nämlich werden eher mehr Hiatus seyn, als weniger; man wird eher annehmen müssen, dafs die alten Grammatiker, an die attische Mundart gewöhnt, uns die Hiatus durch ihre γ', κ', τ', vermindert, als dafs sie ein irgend brauchbares Mittel zu deren Tilgung verschmähet haben. In der That läfst sich erweisen, dafs dergleichen Partikeln oft von den Grammatikern eingerückt worden. Wenn dagegen Hr. *Heyne* behauptet, dafs Homer sonst (*alias*) den Hiatus sorgfältig vermeide (T. VII. p. 716): so sind es eigentlich jene eingerückten Partikeln, welche ihm das *alias* darbieten; allein wir begreifen nun nicht, wodurch er die Prämissen des ganzen Schlusses begründe.

d) Im attischen Dialect sind, wie aus den dramatischen Dichtern am deutlichsten erhellt, *alle* Hiatus unerlaubt; und es ist Gesetz, vor einem Vocal eben so den unelidirten Diphthong und langen Vocal, als den kurzen, zu vermeiden. (Beyläufig sieht man daraus, was einem attischen Ohr, dem man doch nicht manches deutsche entgegen stellen wird, ein Hiatus zu seyn schien.)

e) Da die attischen Dichter sich selbst zuweilen jenes Gesetz durch kleine Expletivpartikeln erleichtern: so war es natürlich, dafs ein Gleiches oft im Homer geschah, um leicht zu vermeidende Hiatus zu entfernen. Allein wiewohl wir die jetzige Gestalt der homerischen Gesänge vorzüglich den Attikern danken, ehe die Grammatiker im alexandrinischen Zeitalter die letzte Hand daran legten: so hat man sich in Athen doch

doch nicht erdreiſtet, auf gewaltſame Art dabey zu Werke zu gehn, und noch ſpäterhin die ſogenannte Chasmodie bald der Unvollkommenheit der älteren Sprache, bald einem ſchöneren und volleren Numerus zu Gute gehalten, oft aber auch der hohen Wirkung halber, die ſie hervorbrachte, bewundert. Selbſt die Lateiner, deren Ausſprache unſer Ohr verſtimmt zu haben ſcheint, wagten im letzten Falle den Zuſammenſtoſs offener Töne mit Glück: *ter ſunt conati imponere Pelio Oſſan.* Oder: *femineo ululatu*, Aen. IV, 663.

f) Was das Digamma inſonderheit anlangt, welches jenen gewaltſamen Operationen des neuen Herausgebers vorzüglich zu ſtatten kommt: ſo muſs er, um die Einführung deſſelben in ſeinem Homer zu beſchönigen, zuförderſt einige Geſchichtsdata verſtellen oder umdeuten. Was kein Alter anders als *aeolicum digamma* nennt (vgl. *Quintilian.* I, 4, 7. 7, 26. *Apollon. Dyscol. Exc. Gram.* b. *Maittair. de Dial.* p. 425. u. a.), das ſoll, nach ſeiner Lehre, oder vielmehr nach der, welche er wahrſcheinlich *Fiſchern* (*Animadvv. ad Veller. Gram.* I. p. 240) nachſchrieb, auch ein *priscoionicum hellenicum* überhaupt, ja *pelasgicum* ſeyn (T. VII. p. 711). Denn wenn Dionyſius von Halikarnaſs die Ausſprache des Hauches in *gewiſſen* Wörtern den alten Hellenen zuſchreibt: ſo ſoll er darunter *auch* die Ioner verſtehn (p. 714); natürlich nicht die neueren, ſondern die homeriſchen. Gleichwohl giebt Hr. *Heyne* ſelbſt zu, daſs kein alter Grammatiker in Alexandrien von Homers *ioniſchem Digamma* etwas gewuſst: mithin ſcheint Dionyſius die Ioner zu verſtehen, ohne es ſelber zu wiſſen; und jetzt erſt wird ihm, zugleich mit dem Leſer, von dem neuen Interpreten das Verſtändniſs eröffnet. Noch mehr! Dionyſius führt ausdrücklich Ἑλένη, ἀνήρ, ἦρ, ἕλος als Wörter an, welche die Aeoler (oder Alt-Griechen) mit dem Digamma ausgeſprochen haben. Aber gerade in *dieſen* Wörtern will es bey Homer nicht vorkommen; d. h. dieſe Wörter wollen ſich der Willkür des Kritikers nicht fügen. Doch auch dieſs macht ihn in ſeiner Hypotheſe nicht wankend; nicht einmal *Helena*, welche gegen alle bekannte Erfahrung, daſs Eigennamen ſich am längſten ohne Aenderung halten, doch gleichwohl ihr *f* verloren haben ſoll! Hätten Ioner, wie Aeoler, eine *Fελένα* gekannt: ſo hätte höchſt wahrſcheinlich alle ſpätere Gräcität auch Βελένα oder etwas ähnliches. Allein noch die Lateiner haben *Helena;* ſie, die uns ſo manches äoliſche Digamma *in vinum, ver, Velia* u. ſ. w. verrathen.

g) Es iſt überhaupt unmöglich, daſs, wenn Homer einen ſolchen Buchſtaben, wie das W der Engländer iſt (Dionyſius vergleicht bekanntlich das Digamma mit dem vor Vocalen hergehenden Ου), in ſeiner Sprache fand oder gebrauchte, derſelbe ſpäterhin deshalb wieder herausfallen konnte, weil er im neueren Ionismus ſo wenig, wie im Attiſchen war. Dazu beſaſs der Buchſtab zu viel Körper. Wer ihn wieder vertilgte, der durfte ja mit gleichem Recht es wagen, νὰξ für ἄναξ, oder ſonſt etwas, in der Sprache einzuführen. Ueberdieſs, hat man nicht auch in anderen Stücken ſo vieles Nicht-Attiſche des homeriſchen Textes in Athen beybehalten? Und wie höchſt unwahrſcheinlich iſt es, daſs bey *Verfeinerung* der Sprache (*cultu ſermonis politiore ſuccedente* T. VII. p. 716), dieſer Buchſtab ſich heimlich weggeſchlichen, und den *rauheren* Hiaten Platz gemacht habe? Denn als rauhe, ja ſchändliche (*turpis hiatus* T. VII. p. 346) ſtellt ſie Hr. *Heyne* überall dar, obgleich er anderwärts ſelbſt wieder einſchärft, daſs das *ältere* immer rauher geweſen (*ſtatuendum enim eſt, antiquiora eſſe horridiora*, T. IV. p. 281), und daſs Er deshalb das Rauhere anderwärts, ſoweit es ſeine liberale und beſcheidene Kritik erlaubte, dem Sanfteren vorgezogen habe (*aſperiora praetuli iis, quae ſeriores mollierunt: neque dubitaſſem recipere paſſim plura, ſi novandi ſtudio tenerer; modeſtius et liberalius mihi videbatur factum, ſi, quae ſentirem, in obſervatis reponerem, quam ſi pro exploratis habita in contextum inferrem*, T. VIII. p. 551). Hier alſo Beybehaltung des Sanfteren, wo das Rauhere ſeyn ſollte, aus Beſcheidenheit; dort Entfernung des Rauheren, wo das Sanftere nicht war, auch aus Liberalität — gegen das Ohr: und dieſs, wie jenes, ſoll man *pro explorato* annehmen. Wer vermag in dieſen Widerſprüchen einen Zuſammenhang zu ergründen!

h) Wer mit der Doctrin der alten Grammatiker nur einigermaſsen bekannt iſt, der wird nimmermehr annehmen, daſs ſolche Veränderungen in der älteren Sprache, ohne Fortpflanzung irgend einer dunkeln Sage darüber, hätten vorgehen können. Daſs aber keine ſolche Sage ihnen zugekommen, und daſs der Gebrauch des Digamma nicht etwa *bloſs für uns*, wie ſo manche andere Lehre der Grammatiker, verloren gegangen; davon überzeugt uns unwiderſprechlich die Art, wie, von Zenodot an, alle Kritiker mit dem homeriſchen Texte verfahren ſind. Hr. *Heyne* räumt dieſs ſelbſt ein.

i) Auch andere Schriftſteller ſchweigen davon, daſs je die Ioner, oder namentlich Homer, ein Digamma in der Sprache hatten; und was ſie vom äoliſchen Digamma in gewiſſen Wörtern ſagen, läſst ſich wiederum auf dieſelben Wörter, wenn ſie im Homer vorkommen, *nicht* anwenden. Auch dieſs erkennt Hr. *Heyne* an.

k) Auſser England würde es nie einem Gelehrten in den Sinn gekommen ſeyn, einen ſolchen Buchſtaben zur Ausfüllung der Hiaten zu gebrauchen. Wer in Italien ein ἀWοιδιWάWει lieblicher fürs Ohr gefunden hätte, als ἀοιδιάει, den würde man gewiſs nicht minder belacht haben, als wenn Jemand, nach Entfernung der leidigen Digamma, noch auf den Einfall gerathen ſollte, den knackenden Laut der Hottentotten, wobey man *met de tong ſoetelyk tegens't verhemelt van den mond moet klappen* (S. *Leibnit. Collect. Etymol.* p. 377), in die homeriſche Sprache einzuführen. Hr. *H.* ſelbſt bekennt (T. VII. p. 709), daſs der empfohlene Hauch ſeinem Ohre nicht allzu lieblich klinge; und welches Ohr wird ihm hier ſeinen herzlichen Beyfall verſagen?

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Die sogenannte *höhere Kritik*, welche theils die Aechtheit oder Unächtheit bald einzelner, bald mehrerer Stellen, theils die Entstehungsart und Authenticität des ganzen Gedichts untersucht, historisch einzuleiten, konnte eine Würdigung dessen, was die Alten für ihren Homer gethan, oder eine pragmatische Geschichte der homerischen Kritik, in einem Werke, das als Grundlage sich ankündiget, nicht füglich mit Schweigen übergangen werden. Hr. *Heyne*, wo er von der Geschichte der alten Recensionen sprechen sollte (Praefat. T. III), findet uns mit bibliographischen Nachrichten ab; oder wenn er von jener spricht, so läfst er uns zweifelhaft, ob nach Erscheinung der Wolfischen Prolegomenen, die gleichwohl dem Forscher noch manches übrig liefsen, das Schweigen nicht rathsamer gewesen wäre. An einen Text des Antimachus z. B. glaubt Hr. *Heyne* so wenig, dafs er die Meynung von der ἔκδοσις Ἀντιμάχου Κολοφωνίου (vgl. *Wolf* Prolegom. p. XL) wie einen gelehrten Irthum behandelt (T. V. p. 636. T. VIII. p. 232. 311. 532. 534. 568 und zuletzt noch p. 822).

Doch eine ernsthaftere Rüge gebühret dem Leichtsinn, womit Hr. *Heyne* die Kritik des Aechten oder Unächten an kürzeren oder längeren Stellen ausübt. Man sollte meynen, er müfste oft, wenn er über den Zenodot und andere ausmerzende Grammatiker weit hinaus ging, vor den neuen Versuchen selbst erschrocken seyn: so viel innere Unwahrscheinlichkeit haben die meisten unter ihnen; auf so grundlosem Boden stehen sie. Allein da Hr. *H.* einmal nicht bey dem Text Homers, wie ihn das gebildete Griechenland las, stehen bleiben, sondern den Gesang selbst, wie er aus dem Munde des ionischen Barden flofs, oder von den Rhapsoden, aber (wie er zuweilen zu verstehen giebt) den *älteren*, wiederholt war, durch seine Muthmafsungen darzustellen suchte: so mufste er nothwendig den Abweg der Kritik betreten, auf welchen sich das anderwärts (Praefat. Virgil. T. I. p. XLII) von ihm angewandte *Here, quae res in se neque consilium* u. s. w. mit gröfserem Recht anwenden läfst. Zu wünschen wäre hierbey, dafs er die Regeln dieser Kritik (die vorzüglich wohl die *Critica nostrae aetatis* auf dem Titel seyn mag), in einigen Excursen auf bestimmte Grundsätze zurückgeführt hätte, oder dafs er noch jetzo einen kleinen *Homerus in usum scholarum*, wie weiland *Lamotte* seine Ilias und er selbst den virgilischen *Culex* zurichtete, nach *seinen* kritischen Grundsätzen herausgeben möchte. Einen Text würden wir erhalten, der nicht blofs durch eine Menge grundloser Aenderungen in einzelnen Worten, nicht blofs durch Klammern zu vielen hunderten und vielfach abwechselnde Schrift, sondern durch Klammern in Klammern und neu erfundene Zeichen für neue Zweifel an den Zweifelsgründen des Bezweifelten, die Aufmerksamkeit an sich zöge. Denn wie verfährt im Ganzen Hr. *Heyne?* Will ein Wort den prosodischen Regeln, welche er jetzt für Regeln erkennt, späterhin widerruft, und die, auch nicht widerrufen, doch keine Regeln sind, sich nicht durch Aenderung fügen: der Vers ist unächt! Widerstrebt ein anderes dem äolischen Hauche, den Hr. *Heyne* selbst kaum noch im vorletzten Bande mit festerer Hand ergriffen zu haben sich schmeichelt: der Vers ist von *späteren* Rhapsoden eingeschaltet! Herausgeworfen, zerreifst er den Sinn und den Zusammenhang der Stelle: die ganze Stelle werde getilgt! Ein Grammatiker fügt zufällig seinen Obelus bey: desto besser! Der Obelus wird durch das Digamma geschärft, dessen magische Kraft das Verdammungs-Urtheil des Grammatikers, ihm selbst unbewufst, leitete. — Ein paar Verse haben grammatische Schwierigkeiten (XVII, 368, 369), und *Sinn* und *Worte* kommen bald darauf wieder vor. Weg also mit ihnen! *an dieser Stelle* sind sie frostig und *schlecht gemacht (versus h. l. sunt jejuni et male cusi*, T. VII. p. 347). — Hier versammeln sich an der Pforte des Königs *auch Jünglinge*, so wie die Greise (II, 789), um über des Staates Wohl zu rathschlagen: das ist ungewöhnlich, sagt unser Kritiker (der von der βουλὴ Ἀχαιῶν vermuthlich den Achill, Diomedes u. a. ausschliefst, um für die Greise Platz zu behalten): *also* ist der Vers von Rhapsoden eingeflickt! Dort, wo im Zweykampf der Held den blühenden Leib des Andern verletzte, *durch die Waffen das Fleisch und das dunkele Blut ihm berührend* (XXIII, 806), nimmt unser Interpret τὰ ἔνδινα für *Eingeweide*, und urtheilt, der Vers sey *unbezweifelt* das Product *eines etwas grausameren Rhapsoden (haud dubie versus est fetus rhapsodi paullo truculentioris)*. In Barnes Ausgabe steht der Druckfehler διὰ τ' ἔντερα. Das sey *noch grausamer (atrocius etiam!)* urtheilt er, und am Ende will er die ganze Stelle vom Zweykampf für Interpolation *mehrerer* — grausamer oder nicht grausamer? — Rhapsoden erklären.

Nicht immer indefs führt die Kritik des Hn. *Heyne* eine so drohende Sprache. Bescheiden scheint er zuweilen die ungerechten ἀθετήσεις der Grammatiker,

welche er anführt, durch Stillſchweigen zu — billigen. So z. B. I, 110. Ob hier nach Weglaſſung des Verſes, die Verbindung ἀγαθεύς οὕνεκα (ſt. ὅτι) griechiſch ſey; ob, bey der σύντομος ἑρμήνεια, welche den Grammatikern gefällt, der Seher etwas anders den Danaern ſage, als was ſie ohne ihn auch vorher wuſsten; *dieſe* Fragen läſst Hr. *H.* unberührt. Anderwärts ſtellt er bey Erzählungen, die noch unſerem Gefühl entbehrlich ſind, dem künftigen Urtheiler anheim, die noch zurückgehaltene Sentenz mit Feſtigkeit auszuſprechen (*narratio — ad ſenſum noſtrum prorſus aliena a re et conſilio et tempore. — Pronuntiet i t a q u e aliquis me audentior, totum locum ſerius eſſe interpoſitum ex aliqa Heraclea!* T. VII. p. 625. vgl. p. 728 u. a. St.) Zuweilen legt er's auch auf ſkeptiſche Betrachtungen an, dem Leſer die Entſcheidung überlaſſend. I, 365. *Mutter*, ſagt Achilles, *du weiſst das Alles; was ſoll ich es dir noch erzählen?* „Alſo, erinnert Hr. *H.* T. IV. p. 99. verweigert Achill, „das was genugſam bekannt iſt, zu wiederholen. Da„durch wird offenbar (*manifeſtum fit*), dafs die 27 fol„genden Verſe fremd ſind (*eſſe alienos*). *Daher* haben „die Verſe vom 366 bis zum 392 einen Obelus; und „ſie würden *demnach* (*adeo*) herausgeworfen werden „müſſen, wenn wir nur über die wahren Gründe „dieſer Kritik gewiſs wären, ob das bloſs nach dem „Urtheil eines Grammatikers geſchehe, oder nach einer „ältern Beglaubigung. Ja, wir können nicht einmal „das entſcheiden, ob es wahrſcheinlicher ſey, dafs „der Dichter nach Kürze, oder vielmehr nach Weit„läufigkeit geſtrebt habe. Kürze ſcheint zwar dem „einfachen Zeitalter mehr zu geziemen; und wahr„ſcheinlicher iſt, dafs Rhapſoden etwas angeflickt ha„ben, als was ihnen müſsig ſchien, abgeſchnitten; „auf der anderen Seite aber wird nicht übel in den „Scholien bemerkt, dafs ohne die Verſe wir nicht ein„mal erfahren, woher Chryſeis erbeutet worden ſey. — „Die Verſe 372 — 376 haben auſser dem Obelus noch „ein anderes kritiſches Zeichen: ohne Zweifel, weil „ſie bereits oben geleſen wurden. Die Sache würde „gut ſeyn (*bene ſe haberet res*), wenn man nur gewiſs „wüſste, ob dieſe Stelle nebſt ähnlichen auf das An„ſehn der Handſchriften, die ſie nicht hatten, oder „aus anderen kritiſchen Gründen bezeichnet wurde, „oder bloſs nach dem Urtheile des Grammatikers, der „dieſe Wiederholung misbilligte. An ſich iſt es be„denklich, ein Urtheil zu fällen: man kann ſelbſt aus „der Einfachheit des Alterthums das vertheidigen, dafs „dieſelben Worte zweymal wiederholt werden; nicht „weniger aber kann eben das von den Rhapſoden aus „dem Gedächtniſſe (*memoriter*) eingeſchaltet worden „ſeyn. In meinem Gemüth iſt das Urtheil feſt, es „ſey wahrſcheinlicher, dafs dieſes hinzugefügt wor„den, als weggeſchnitten.“ Wir haben dieſe bündige Schlufsfolgerung des Hn. *H.* mit bedenklichen Fragen über das, was nach ſeiner Meynung dem Alterthum Kürze heifse (wovon allenfalls auch Herodot Beyſpiele liefert), oder über die Art, wie er nach jener ἀθέτησις den 365 Vers mit dem 393 verbinde, zu unterbrechen geſcheut; noch weniger wollen wir jetzt, durch unzeitige Vergleichung der homeriſchen Wiederholungen mit der Kürze des Interpreten, das Bedauern ſtören, dafs bey Verſen, die auch, wenn ſie unächt wären, doch hoffentlich ein wenig ſtark über die Alexandriner zurückgehen müſsten, uns wiederum die *Autorität alter Handſchriften* verlaſſe, und *dadurch* die feſte Entſcheidung des Kritikers gehemmt werde! — Gleiches Bedauern fühlt Hr. *H.* bey I, 474, obgleich er ſichs auch da gefallen läſst, einen Vers zu tilgen, nach deſſen Ausmerzung wir von dem Erfolge der heiligen Geſandtſchaft kein Wort erfahren. Kurz vorher will er den 473 zugleich mit ausſtreichen, als eine Ergänzung *ſpäterer* Rhapſoden (T. IV. p. 130.); und hätte er gewufst, dafs ein neuerer Aeſthetiker die ganze Stelle 430 — 492, „als auffal„lend durch einen harten Uebergang und bedenkliche „Einzigkeit der Worte oder der Sachen, des diaſkeua„ſtiſchen Urſprungs verdächtig“ hielt: wahrſcheinlich würde ſein kritiſches Meſſer mit Einem Schnitt ihn der ganzen Stelle entübriget haben.

Als Hauptprobe, wie umfaſſend und eindringend Hn. *H.* Kritik ſey, verdient vorzüglich ſeine Hypotheſe vom Schilde des Achilles (T. VII. p. 581 — 595) erwähnt zu werden. Dieſe Beſchreibung des Schildes war urſprünglich — was denkt der Leſer wohl? — eine für ſich beſtehende Schilderung des Menſchenlebens, von einem alten Dichter zu der Zeit entworfen, als man in Ionien und Italien über Himmel und Erde und über das menſchliche Leben dichtend philoſophirte, auch die Philoſopheme ſinnbildlich durch Kunſt darzuſtellen verſuchte. Weislich habe der alte Dichter ſeine Schilderung als Kopie eines diskusförmigen Kunſtwerks gegeben, weil dieſe Geſtalt ſich zur Vorſtellung des Himmels und der vom Ocean eingeſchloſſenen Erde am beſten ſchicke. Von Homer könne die Beſchreibung nicht ſeyn, aus mehreren Urſachen. Denn, um das Wichtigere zuerſt anzuführen, „in homeri„ſchen Zeitalter habe die bildende Kunſt noch nicht „den Grad von Vollkommenheit erreicht, welchen „das beſchriebene Kunſtwerk vorausſetze.“ — Ein künſtliches Werk wollen wir nennen, was den Namen eines Kunſtwerks noch nicht verdienen ſoll, und beſcheiden aus ſo vielen Stellen der Alten, auch des Homer, uns belehren, zu welch einer Lebhaftigkeit und zu welch einem Reichthum die künſtliche Nachahmung ſchon in jenen frühen Zeiten emporſtieg. Doch Hr. *H.* macht uns ſogar dieſe Belehrung unnöthig. An eine künſtleriſche Compoſition ſoll hier überhaupt gar nicht gedacht werden, ſondern bloſs an eine poetiſche Dichtung, an ein *phantasma mere poëticum* p. 589, und er ſchärft uns p. 691 von Neuem ein, *diſputationem de a r t e, qua res expreſſae ſint aut exprimi potuerint, diſputationem eſſe vanam; p o ë t i c u m e ſ ſ e i n g e n i i l u ſ u m; a b a r t e n u n q u a m o p e r e a l i q u o e x p r e ſ ſ u m.* Wozu alſo jene Erinnerung an die älteſten Kunſtepochen? Es war ja genug, das *phantasma poëticum* zu würdigen. Genug für uns, die wir den Schild noch nicht aufgeben wollen, und gut für Hn. *H.*, der uns nun nicht zu ſagen braucht, was denn für ein diskusförmiges Werk der nach-

nachbildende Dichter vor Augen haben mochte! Gut und auch nicht gut! Denn derselbe Hr. *H.* sagte kurz vorher p. 582, *hoc commentum ad artis normam et ad exemplum, quod animo sibi proposuerat, effinxisse poëtam necesse est. — Verbo clipeus Achillis a poëta fingi nequit, nisi jam tum similis artificii opera extarent, quaecumque tandem illa essent.* Was nun das für ein Diskus gewesen seyn könne, dessen künstlich verzierte Fläche die Darstellung eines ganzen Menschenlebens enthielt, und zu welchem Behuf er gebildet worden, erfahren wir zwar von Hn. *H.* nicht; aber der Widerspruch führt uns auf das Erste, auf die Unvollkommenheit der Kunst in Homers Zeitalter zurück, um Hn. *H.* Zweifel, welche er *daher* gegen das Alterthum dieser Schilderung erhebt, durch einen neuen Widerspruch zu lösen. Homer also vermochte so etwas noch nicht zu schildern; wohl aber konnte nach Hn. *H.* Meynung, „*entweder* ein Rhapsode, *oder* einer der Diaskeuasten kurz vor den Zeiten der Pisistratiden, jenes „*alte* Gedicht (*carmen illud antiquum*), oder einen „Theil desselben, obgleich an einem höchst unschicklichen Orte, der Ilias einweben." Ein sonderbares *entweder — oder*, das tiefe Einsicht in die Geschichte der homerischen Kritik verräth! Doch um die Diaskeuasten aus dem Spiel zu lassen; wie alt schätzt Hr. *H.* wohl ein Gedicht, das ein Rhapsode einschaltete? und wenn es der Rhapsode vielleicht gar auch verfertigte, wie alt wohl diesen Rhapsoden, den Kunstkenntniss so weit über den Homer erhob? über den Homer, der ein Kunstwerk dieser Art nicht einmal dichterisch constituiren, der nicht einmal einfachere Kunstwerke seiner Zeit, welche er selbst beschreibt, zur Darstellung eines *göttlichen* Werkes durch seine feurige Phantasie idealisiren konnte! Dass Hr. *H.* uns mit den Jahrszahlen, welche p. 590 die Zeit der Diaskeuase bestimmen sollen, hier nicht abfinden könne, begreift er hoffentlich nun selbst. — „Aber, fährt er fort, „auch das beschriebene Sujet ziemt nicht dem „kriegerischen Schilde eines Helden. Denn was haben Himmel, Erde und Meer, Städte und Feste, „Ackerbau, Viehzucht und Weinlese auf dem Schilde „eines Kriegers zu thun, worauf man vielmehr furchtbare Figuren und Schreckensscenen erwartet?" Ein bedachtsamer Forscher würde, dünkt uns, von dem, was da ist, auf das, was seyn konnte, schliessen, und alsdann erst das Warum mit Scheu gegen das Alterthum aufsuchen. Hr. *H.* verfährt umgekehrt: „Das „konnte nicht seyn, weil es *mir* nicht gefällt. Gleichwohl ist es da: *mihin* ist es unächt!" Bequemer ist das freylich, als den Ursachen nachzuspähen, warum der alte Dichter so dichtete. Fänden wir nun gleichwohl, dass der weise Homer sehr oft die Schrecken des Krieges durch den Contrast des friedlichen Lebensgenusses erhöhe; dass auch der Sänger des hephaistischen Schildes friedliche Scenen mit kriegerischen zu paaren nicht verschmähete; dass überhaupt, wo ein Schild nur mit wenigen und einfachen Figuren verziert war, diese natürlich furchtbar seyn mussten, da hingegen durch die Mannichfaltigkeit der Gruppen jene Wirkung des Contrastes hervorgebracht werden konnte; dass höchst wahrscheinlich auch der älteste Cykliker Arktinus, den Quintus von Smyrna nachahmte, in seiner Aethiopis den Schild des Achilles mit gleichen Vorstellungen zu versehen kein Bedenken trug: fänden wir das Alles bey ruhiger Ueberlegung; würden wir dann von der unüberlegten Schneidekritik noch Gefahr fürchten? Oder wollten wir einer ernsthaften Beantwortung die naiven Fragen würdigen: ob der Dichter wohl glauben mochte, dass die Menge der Bilder den Feind schrecken, oder dass dieser Musse genug haben würde, die Figuren der Reihe nach anzuschauen? (*An putare potuit auctor, hostem, contra quem clipeus tolleretur, aut perterritum figuris tam operosae artis, aut in iis occupandis occupatum fore?* p. 588). — „Die Handlung der Ilias, meynt endlich Hr. *H.*, (p. 591 — 595) „werde durch die lange, „obwohl anmuthige Episode vom Schilde zu sehr unterbrochen, ohne dass die Beschreibung der auf demselben angebrachten Figuren und Gruppen dem Ganzen durch eine nothwendige Beziehung zu Statten „komme." Welche Handlung? welches Ganze? Hr. *H.* glaubte hier wieder bey den *Episodiis* des *hochepischen* Homerus zu seyn, und vergass, dass er den Fund von einer späteren Anordnung der Ilias auch einmal gefunden hatte. Doch sprach er kurz vorher noch von denen, *qui rhapsodias in corpus aliquod redegerant.* — Wir übergehen das Uebrige, welches theilweise betrachtet, nichts als *petitiones principii* enthält, und im Ganzen übersehen, ein Labyrinth von Widersprüchen zeigt, das mit gläubigem Muthe zu durchwandeln, die nüchterne Muse der Kritik verbeut.

Freue sich demnach, wen diese Proben ergötzen, des bescheidenen *Gründers* und *Bahnbrechers*, der *festes Trittes* ihm zu folgen uns beredet, wenn wir in der Kritik Homers nach Lobe streben; dem zuerst wir das vorzüglich verdanken, „dass jenes *ungewisse* und „*schwankende Urtheil* über unächte und eingeschobene „Stellen im Homer, welches seither bald den Schein „einer seltenen Gelehrsamkeit, bald das Merkmal von „*Leichtsinn* und *Verwegenheit* trug, nunmehr *innerhalb* „*festbestimmter Gränzen* sich halten werde!" (*Habebunt quoque illi, qui in critica Homeri laudem sibi quaerent, vestigia certa, quibus insistendum sit; inprimis autem vaga illa et fluctuans dijudicatio de subditiis et interpolatis Homeri locis, quae modo rarae doctrinae speciem, modo levitatis et audaciae notam habuit, certos limites sibi obstructos habebit!* Praefat. T. I. p. L.)

Schon diese Kritik des Aechten und Unächten, womit sich Hr. *Heyne* an einzelnen Stellen versucht, lässt ungefähr ahnden, welches Licht von seinen Recherchen über die Entstehung, Um- und Ausbildung der homerischen Gesänge überhaupt ausgehen werde. Diese Untersuchung erfoderte vorzüglich eine bedächtige, tief eindringende Kritik, und da Hr. *H.* sich dieselbe bis zum Schlusse des Werkes (T. VIII. p. 760 — 828) aufgespart hatte: so sollte man mit Recht erwarten, dass er sich endlich zu bestimmten Ideen würde verhel-

verholfen haben. *Endlich*, sagen wir: denn auf Hn. *Heynens* ehemalige Vorspiegelung, als habe er dieselben oder ähnliche Ideen schon lange vor Erscheinung der Wolfischen Prolegomenen gehabt, und immer in seinem Zirkel verbreitet, lassen wir uns hier nicht ein, da diesen Punkt der höheren Kritik, der nicht die homerischen, sondern die heynischen Recitationen und Schriften betrifft, bereits eine andere Recension (*Ergänzungsblätter* 1803. N. 43. 44) umständlich beleuchtet hat.

Er habe sich oft gewundert — so beginnt Hr. H. seine Untersuchung S. 760, — dass die Kritik über das *ganze* homerische Gedicht von der letzten Rhapsodie ausgegangen sey. Was man diesem Gesange vorgeworfen, lasse sich mit gleichem Rechte gegen die meisten anderen auch sagen. Denn was die Mattigkeit (*languor*) desselben anlange: so gebe es keine der homerischen Rhapsodien, worin nicht manches Matte sich finde, *saltem ad sensum nostrum*. Ueberdies sey in einem Werke einiges matt *vitio legentis* (das ist also auch im Werke?); anderes *vitio scriptoris*; noch anderes, weil es mit dem Hauptinhalt nicht in nothwendiger Verbindung stehe. So scheine Alles matt, was auf Hektors Tod folge, matt die Leichenspiele, matt verschiedene *certamina ex iis*, aber auf andere Weise (*alio modo*, als wie?), matt endlich *waren* (*languebant*), doch wieder nicht auf gleiche Weise, die Gefechte der Götter im 21 Buch. — Aber selbst in den *ersten* Büchern wie vieles könne man nicht mit gleichem Fuge matt schelten, sogar den grössten Theil (*plerasque!*) des dritten u. s. w. Ueberhaupt seyen im Homer unzählige Stellen (*innumera loca*), worin Schmuckloses nicht nur schmucklos, sondern oft frostig und bis zum Ekel (*ad fastidium*) des klügeren Lesers erzählt werde. In jenem letzten Gesange sey am Ende so wenig zu loben, als zu tadeln. Es sey nicht wahr, was *Jensius* von der Disharmonie des Schlusses mit dem Anfange des Werks sage: auch falsch, dass der hintere Theil eines Palastes dem Beschauer noch Bewunderung erregen müsse (!!) u. s. w. Er selbst, der bescheidene Kritiker, werde sich hüten, über alle dergleichen Fragen etwas vorzutragen, *tanquam satis exploratum*; er behaupte vielmehr, *dubitandi rationes esse satis multas, in alterutram autem partem statuendi, causas justas haud suppetere*, p. 765.

Dass Hr. *Heyne* in Ansehung des *tanquam satis exploratum*, wie er's auch in seinem Latein verstand, redlich Wort gehalten habe, wird der Fortgang unserer Relation bewähren. Er habe sich, fährt Hr. H. S. 768 fort, nach einer *älteren* Autorität über die letzte Rhapsodie umgesehen; und siehe! es werde wirklich ein Vers daraus citirt vom Aristoteles. (Das freudige *Ecce!* erfreuet uns nicht: denn dass das Buch nicht jünger, als Aristoteles sey, verstand sich, unseres Bedünkens, von selbst. Allein Hr. H. nimmt zuweilen, wie T. VIII. p. 522, gar aus *Virgils* Nachahmung einen Beweis für das Alterthum einzelner Stellen her!!!) Der Dichter Antimachus (zu Sokrates Zeit) scheine die Rhapsodie *auch* gelesen zu haben. (Auch? Freylich; und gewiss und wahrhaftig *auch* Herodot, wenn er gleich kein Wort davon spricht.) Das alles aber sey noch nicht genug; man wolle wissen, ob das Buch von *demjenigen* Verfasser *sey*, der die übrige Iliade gemacht hat (*qui reliquam Iliada condidit*). Diess also wird Hr. *H.* ausmitteln oder zur Sprache bringen!

Die scharfen Distinctionen des folgenden Excurses (p. 773) lassen anfangs noch mehr, als das Verheissene erwarten; am Ende aber bewähren sie von Neuem die Kunst des Hn. *Heyne*, bey Sachen, worüber der Leser eine bündige und lichtvolle Belehrung erwartet, die Aufmerksamkeit durch feine Abtheilungen und Unterabtheilungen zu zerstreuen. „Vom Gewissen und „Ausgemachtem (was hat er denn ausgemacht?) gehe „ich zu Ungewissem fort, mit Nachsetzung jeder müs„sigen Frage blos die Hauptmomente aufstellend, und „zwar so, dass das Uebrige sich mit Wahrscheinlichkeit „darauf gründen lasse.“ Die ganze Frage demnach über Homer und homerische Werke, müsse schärfer, als bisher geschah (*subtilius, quam adhuc factum esse vidi*), theils aus den Principien der historischen Kritik, theils aus grammatischen Gründen, theils, wie er noch zu verstehen giebt, aus einem gewissen Geruche (den ein Compilator nie erhalten kann) beurtheilt werden. Zuerst müsse man untersuchen, was auf Glaubwürdigkeit der Zeugen beruhe, und zwar zuförderst der älteren, dann der nächsten. Nun gebe es hier leider keine *fidem testium antiquiorum*, überhaupt keine *fidem historicam*, und *deshalb* könne man vom Homer, als Verfasser der Ilias (p. 819), nichts historisch Sicheres bestimmen. Ueberhaupt aber lassen sich drey Arten (*modi tres* p. 802) denken, wie die Ilias könne erwachsen seyn. Der erste *modus*, (die (gewöhnliche Meynung) dass gleich vom Anfange an, aus den Händen des ersten Verfassers dieses Epos vollendet hervorgegangen, sey nicht wahrscheinlich: denn Homer falle in eine Zeit, wo die Griechen noch keinen *cultus ingeniorum* besessen (ausser *scilicet*, den diese Werke beweisen): der Peloponnes (was gehet dem Homer der Peloponnes an?) habe noch in dorischer Barbarey gelegen: Attika selbst (selbst!) sey arm, ohne Städte gewesen (freylich ohne Städte, ausser Athen, wie immer noch nachher; und doch solche Hexameter! Dass doch auch Thucydides, der im Eingange seiner Geschichte der Armuth Griechenlands erwähnt, so etwas nicht staunt!). Die Ionier hätten kaum eben den Grund zu ihrem politischen Flor gelegt. (Was kümmern uns die *res florentes* bey den schönen Versen? Und, was die Hauptsache ausmacht, warum streicht denn Hr. *H. alle* die Verse im Homer aus, worin uns die Civilisation der Griechen als gar nicht unbedeutend vorgestellt wird?)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unwahrscheinlich sey es, fährt Hr. *Heyne* fort, dass in einem solchen Zeitalter mit einem Male (*repente*) ein Mann entstanden sey, *qui conciperet animo epos, ingenio et arte mirabili adumbratum et inventum, regulis subtilibus circumscriptum, vasti tamen argumenti; in quo simul omnia essent elaboratissima, sermonis elegantia, modorum suavitas, tum sententiarum, morum, orationis simplicitas; uno verbo, summa ars cum iis ipsis, quae non nisi ante artem, simplicitate nativa se commendantia, adesse possunt.* Aber warum nimmt denn Hr. H. das so unwahrscheinliche *repente* an? Warum bleibt er nicht bey dem, was er bald darauf p. 824, des Vorigen uneingedenk, selbst behauptet: *non modo famam belli Trojani usque ad octavam vel nonam aetatem fuisse servatam, verum et carmina antiquiora, quibus ea fama jam condita fuerat: neq enim, quicquid Vellejus contra contendit ad assequendum facile esset, unde tam politus et suavis sermo Ionici carminis procedere potuisset, nisi jam multa carmina antecesserant. Per ea itaque heroicae vitae mores et instituta jam ita multorum poëtarum studiis informata esse poterant, ut eorum imaginem reddere tam vividam facile possent.* Durch dieses *Nach und Nach* wird ja das Unwahrscheinliche wahrscheinlich. Auch stimmt damit, nicht aber mit der ersten Behauptung, dasjenige überein, was Hr. *Heyne* uns, zu unserem Befremden, p. 829 kund thut: er pflege aus vorhomerischen Mythen zu schliessen, *multa jam tum aliorum Poëtarum carmina, quibus Ionicus sermo tantopere expolitus esse potuit, de rebus quoque Troicis, extitisse, e quibus facile erat, deligere ea, quae inter se argumentis convenirent, et tandem in compagem aliquam convenirent.* Hier also erscheint das wieder leicht und begreiflich, was oben schwer und unwahrscheinlich war! — Wir würden noch einen Augenblick bey den sonderbaren Mythen verweilen, welche sich endlich in eine — schlichte *Erwähnung von etwas früherem* auflösen (wie VII, 132. VIII, 230. IX, 448, 328), wenn uns nicht Hn. *H's.* rasche Untersuchung zu dem zweyten Modus, wie die Ilias entstanden seyn könne, hinzöge. Jedoch auch diesen Modus, welcher p. 804 mit dem *Scilicet fingat* erläutert wird, billiget er nicht: und in der That ists ein wenig sehr unwahrscheinlich *singirt*, dass Anfangs einer entweder die Niederlagen nach der Abwesenheit Achills, oder Achills Zorn für sich allein (*Achillis iram per se solam*, wie mag Hr. *H.* sich das vorstellen?) in einem Gedicht erzählt habe, und dass das Uebrige so nach und nach, beynahe zwiebelartig, an- und zugewachsen sey. Der dritte Modus endlich, den Hr. *H.* hier annimmt, ist der, dass ein einziger, durch Genie hervorragender Mann viele einzelne, über die verwandten Theile des trojanischen Krieges herumgehende Bardengesänge in ein Ganzes zusammengeordnet, oder, wie Hr. *H.* sich anderwärts ausdrückte, aus denselben ein solches Ganzes, als die Iliade ist, entworfen habe (Vgl. Götting. Anzeig. 1795. Nr. 203). *Jam ingenium illud praeclarum* (fährt Hr. *H.* p. 806 mit Begeisterung fort), *cui compagem hanc tam mirae artis debemus, nobis Homerus esto: το ἔυθεον commune esse dicam ei cum ὀρθοῖς illis antiquis, qui idem rerum, mythorum, phantasmatum, artis, vitae, exemplum animis suis impressum habuerant, eodemque sermone antiquo, numeroso, eadem cum simplicitate, suavitate, pari habitu et ornatu mythico, istius exempli tanquam imaginem in tabula carmine redhibuerant.*

Diese Hypothese zu erläutern oder zu bestätigen, was bringt denn Hr. *H.* nun vor? In der That nichts, was auch nur einen scheinbaren Zusammenhang hätte. Denn wozu das oft wiederholte Bedauern, dass es uns an historischen Zeugnissen fehle? Soll dies die Freyheit jener Hypothese beschönigen: so stehet so mancher Schriftsteller, selbst hellerer Zeiten, wie z. B. *Manilius*, entgegen, über den man auch nichts historisch Gewisses weiss, und *darum* doch nicht gegen die Authenticität seiner Schriften streitet. Oder soll das Bedauern zur Bescheidenheit und Vorsicht uns stimmen: warum denn selbst gemuthmasst, und dabey zu verstehen gegeben, dass das Alterthum wirklich einen gewissen Glauben beybehielt (*antiquitas hanc vulgo fidem retinuit, esse Homerum aliquem poëtam, auctorem Iliados et Odysseae* p. 820), dass aber der Glaube des Alterthums oft gar keinen Glauben verdiene (*posse haberi aliquid inter ea, quae antiquitatis auctoritate niti creduntur, quod tamen ab unius hominis opinione, forte levitate ac temeritate, profectum, ab iis, qui primi rerum notitias collegerunt et scripto tradiderunt, temere arreptum, mox inter antiquas memorias locum obtinuerit, nuncque vetustatis auctoritate se tueatur*, p. 770). — Die hier sehr wichtige Frage über das spätere Zeitalter der Bücherschrift (s. *Wolf. Prolegom.* §. XI—XXV) schiebt Hr. *Heyne* bald als überflüssig auf die Seite (p. 796), bald setzt er sie als zur Befriedigung jedes Kenners beantwortet voraus (p. 812). Allein wie wenig Hr. *H.* selbst

noch vor kurzem (Götting. Anz. 1801. Nr. 175) mit Hn. *Wolfs* Antwort zufrieden war, ist in Erinnerung. Dafür nimmt er einen Beweis seiner Hypothese von der bekannten Nachricht her, dafs die homerischen Gedichte Theilweise gesungen worden (p. 774). Was also in Theile aufgelöfst wird, ist ursprünglich kein Ganzes, noch weniger ein ächtes Ganzes gewesen!! Ueberhaupt, fügt er hinzu, hat man schon gezweifelt vor Alters, und von jeher waren scharfsinnige Männer (*viri acuti*), welche über die homerischen Gedichte anders, als der gemeine Haufen, dachten (*qui — non cum vulgo statuerent* p. 773). Gehört Aristoteles Ihm auch zu dem *Vulgus*? Denn dessen Meynung vom Homer wird ja p. 821 als die *gemeine Vorstellung* (*opinio communis*) angeführt. Ueberdiefs, wer waren denn jene scharfsichtigen Zweifler? Und vor allem, woran zweifelten sie? Aus dem Zusammenhange sollte man muthmafsen, dafs ihre Zweifel sich auf den Urheber und auf die Anordnung der Ilias bezogen; dafs mithin ihr Scharfsinn gefunden habe, die Ilias sey ursprünglich kein Epos, sondern nur mehrere Theile verschiedener Verfasser gewesen, und erst einige Säcula nach Homer zu einem wohlgeordneten Ganzen gebildet worden. Aber wer weifs von solchen Zweifeln? Hr. *H.* selbst weifs davon nichts: denn er sagt kurz vorher, dafs man *erst spät* auf diese Frage gekommen (*quod tam sero in hanc quaestionem deventum est etc.* p. 773), und dafs man die Verspätung theils der grofsen Religiosität gegen die homerischen Gesänge, theils dem verabsäumten Ernst beym Studium dieses Dichters zu Gute halten müsse. Und genau besehen, waren auch jene Zweifel nur blofse Verwunderung (*dubitationes utique exortae sunt saepe et a pluribus, verum eae fere se intra mirationem continuerunt!!* p. 772). Bis jetzt also noch immer keinen Beweis für die oben aufgestellte Hypothese; aber desto mehr Widersprüche! Die Verbindung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, die *compages* (fängt Hr. *H.* p. 783 weitläuftig zu zeigen an) ist zu wenig vollkommen. — Desto besser, werden die Vertheidiger der gewöhnlichen Vorstellung sagen. Um so eher dürfen wir glauben, dafs die *compages* den alten Zeiten, worin Homer gelebt haben soll, angehöre; und wer weifs denn, wie vielfache Schicksale das Werk erleiden mufste? Hr. *H.* selbst wagt es nicht, *de antiquiore Homericorum carminum conditione aliquid pro explorato statuere* (p. 790). Nur das ist ihm gewifs, dafs wir noch denselben Homer, und diesen ganz so haben, welchen und wie ihn die alexandrinischen Grammatiker lasen; und wenn er ehemals (*Praefat. ad Pindarum* T. I. p. 25) die *Aechtheit* des Homer noch über die *Aechtheit* des Herodotus, des Pindarus, des Virgilius, der ältesten Schriftsteller, auch der hebräischen, von deren Verfälschung sogar eine religiöse Furcht abhielt, weit hinaus rückte: so versichert er jetzt (p. 791), mit jener unschuldigen Aeufserung nichts weiter gemeynt zu haben, als dafs der *unächte* (der von den Alexandrinern erst *conflituirte*) Homer noch jetzt in seiner ganzen *Aechtheit* uns übrig geblieben sey. Ψεύσομαι ἢ ἔτυμον ἐρέω; *Lüg' ich, oder ist Wahrheit mein Wort?* ist der folgende Abschnitt (p. 792) überschrieben, in welchem Hr *H.*, die Hypothese von jenem dritten *Modus* zu begründen, uns als unleugbar aufstellt: dafs die homerischen Gesänge durch Recitiren aus dem Gedächtnisse fortgepflanzt worden. Da er die Untersuchung über die Schreibekunst übergehet, so kann er auch das nicht beweisen. Denn wodurch? dafs es Rhapsoden gab? Wir erinnern an die Gesänge eines Phemius und Demodokus, durch deren Beyspiel Hr. *Wolf* (*Briefe an Heyne* p. 112) sinnreich den deutlichsten Gegenbeweis führte, dafs Hr. *H.* mit dem seinigen ein wenig zu viel bewiesen habe. Und wo hat sich denn Hr. *H.* erklärt, wie wohl das Memoriren gewesen seyn möge?

Doch auf diese Frage, wo denn Hr. *H.* dasjenige, was er als erklärt voraussetzt, jemals erklärt habe, würden uns die letzten Excurse noch oftmals zurückführen, wenn wir eine weitere Betrachtung derselben fortsetzen, oder sie gar mit den tief eindringenden Prolegomenen des Hn. *Wolf* in Vergleichung bringen wollten. Natürlich müfste dann auch untersucht werden, ob und wo Hr. *H.* Commissuren und sichtbar fremde Uebergänge in den Gesängen entdeckt; und wenn dann das Refultat hervorginge, dafs er diese Entdeckungen *nirgends* gemacht habe: so würde sich deutlicher noch, als aus dem angeführten Raisonnement ergeben, dafs er den Beweis seiner Hypothese uns schuldig geblieben sey.

Oder sollen wir, zu Hn. *H's.* Ehre, das nicht *seine* Hypothese nennen, was nach der Bemerkung des Recensenten, welcher unlängst die *Wolfischen Briefe* beurtheilte (Ergänzungsblätter III. J. S. 349), eigentlich die Meynung eines Franzosen war, die als leere Träumerey schon längst vergessen zu seyn schien? Desto merkwürdiger wäre dann, auch für unsere Zeit, das freymüthige Urtheil, welches ein achtungswerther Forscher des Alterthums, *Moses du Soul* (z. *Lucian.* T. IV. p. 574. Bip.), über jene Meynung seines Landsmanns, *Hedelin d'Aubignac*, ausspracb: *E nostris quidam imperiti et barbari prorsus homines, Rhapsodias quum audiunt antiquis dicta Homeri poemata, nec quid ea vox sit, nisi ex vernaculo idiomate assequi valentes, varia sibi fingunt et dissoluta carmina, nullo consilio judiciove a caeco mendicabulo temere effusa, in unum tandem corpus consarcinata — Poëma heroicum nunc audire. Qui si cum Luciano haec ludentes effutirent, venia forsan digni putandi sint. At serio id agunt. — Horum ego temeritatem audaciamque, et pulcherrimarum rerum ignorationem summam, cum sui saeculi suarumque rerum admiratione conjunctam, Boilaeis compescendam exagitandamque relinquo.*

Wenn auch nicht Furcht vor der strafenden Satire eines Boileau, doch partheylose Erwägung der Wolfischen Prolegomenen, hätte unseres Bedünkens den Hn. *H.* auf eine ganz andere Ansicht der Sache leiten sollen. Fand er es aus Gründen unmöglich, oder wegen der Zeitumstände nicht räthlich, die gemeine Vorstellung von dem homerischen Epos länger zu schü-

ſchützen: ſo muſste ihm doch leichter, als die Ausſchmückung der Hypotheſe von Aubignac, die Annahme der Wolfiſchen Meynung ſeyn: daſs die Anordnung der Geſänge im Ganzen ſehr auffallende Spuren einer abſichtlichen Fortſetzung durch die urſprünglichen Verfaſſer ſelbſt an ſich trage. Dieſe Meynung zu begründen, hätte Hr. *H.* nothwendig folgende Fragen erörtern müſſen: Warum kann Homer nicht der Anordner der Theile zu ſeinem Ganzen ſeyn? Und aus welchen inneren Spuren iſt erweisbar, daſs mehr als ein Menſchenalter, daſs drey oder vier Dichter dieſe Theile, als Fortſetzungen des wohlbekannten Cyklus der troiſchen Begebenheiten, hervorgebracht haben? Wenn Hr. *H.* dieſe Fragen mit Schärfe und Gründlichkeit beantwortet hätte: ſo gebührte ihm, obgleich nicht die Glorie der Erfindung, doch das unverächtliche Lob, daſs durch ihn eine nur erſt begonnene Unterſuchung weiter fortgeführt (vgl. *Wolfs Briefe* p. 17. *Prolegom.* §. XXVI—XXXV), und mit feſteren Gründen unterſtützt worden wäre. Jetzt, da Hr. *H.* nicht nur dieſe Fragen unbeantwortet gelaſſen, ſondern die Antwort ſogar erſchwert; da er gerade die Verſe im Homer, welche den ungleichen Ton verrätheriſch zu zeigen ſcheinen (wie XX, 67. 75. 177. 180 und ſchon früher viele andere Stellen) als unächt geſtrichen, wetteifernd mit den alten, aber unmündigen Kritikern, welche durch daſſelbe gewaltſame Mittel Gleichförmigkeit in das Werk zu bringen ſtrebten; da er nirgends von der Rhapſodik, nirgends von der homeriſchen Kritik richtige Begriffe an den Tag gelegt, und wichtige Unterſuchungen als unwichtig oder überflüſſig ausgeſchloſſen; da er ſogar die von ihm angenommene, aber nicht erwieſene Hypotheſe Aubignac's (den er nicht nennt) zuweilen wieder vergeſſen, und oftmals noch, wie wir oben zeigten, von Homer als dem einzigen Verfaſſer des ganzen Epos, und von deſſen Werke als von einer ſchriftſtelleriſchen Compoſition geurtheilt hat; da er endlich noch in den letzten Excurſen, nach langem Hin- und Herwanken und mannigfaltigen Widerſprüchen, dem unüberzeugten Leſer wie verzweifelnd anzunehmen überläſst, was ihm beliebe (p. 822), und dadurch die Unzulänglichkeit ſeiner Gründe ſelbſt eingeſteht: jetzt müſſen wir leider urtheilen, daſs Vater Zeus ihm auch die letzte Bitte (p. 819):

Πείσον δ' αὖγην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,

Schaff' uns Heitre des Tags, und gieb mit den Augen zu ſchauen!

nicht mit gewährendem Wink erwiedert habe, ſondern vielmehr jene überall vom Anfang bis zum Ende ausgebreitete Nacht voll düſterer Phantome (die Strafe des entweihenden Uebermuths!) einem von Homers Gottheit erleuchteten Seher den Ausruf abnöthigen werde:

Εἰδώλων γὲ πλέον πρόθυρον, πλείη δὲ καὶ αὐλὴ
Ἰλυόεντων ἐρεβόσδε ὑπὸ ζόφου· ἠέλιος δὲ
Οὐρανοῦ ἐξ ἀπόλωλε, κακὴ δ' ἐπιδεύεται ἀχλύς.

Voll ja der Schattengebild' iſt die Flur, und voll auch der Vorhof,
Die zum Erebos eilen in Finſternifs! Aber die Sonn' iſt
Ausgelöſcht am Himmel, und rings herrſcht gräſsliches Dunkel!

B. WORTERKLÄRUNG.

1. *Weitläuftiger Vortrag.* Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daſs Hr. *H.* das Lob eines kurzen, gediegenen Ausdrucks, ſeinen Erläuterungen überhaupt, vorzüglich aber den kurzen gemeinnützigen Noten unter dem Texte, nicht verſagen kann; und unfehlbar wird ſeine gegebene Loſung: *Wie kurz und bündig!* von fröhlichem Nachhallen erwiedert umher tönen. Sollen wir geſtehen, daſs uns bey der lockeren Weitläuftigkeit, worin ein dürftiger Inhalt ſich ausdehnet, oft die Geduld verging, und ein unwilliges Wort auf der Zunge ſchwebte? Wir halten es zurück, und wollen dem Leſer ein paar Proben aus dem Anfange der Noten ins Deutſche überſetzt vorlegen. — Unter Il. I, 14, mit langer Wiederholung der homeriſchen Worte, welche die Zahl allein oben nachweiſen konnte, ſteht dieſes: „Στέμμα τ' ἔχων ἐν „χερσὶν — ἁμὰ σκήπτρῳ bald nachher 28 iſt σκῆπτρον „καὶ στέμμα θεοῦ. Es war folglich (*adeo*) die *Infula* „gefügt an den Stecken oder Stab, den Spieſs, „des Anflehenden Tracht; anderswo ſind die Hände „ſelbſt mit *Vittis* angebunden (*religatae*) oder um„wickelt. Es iſt ferner στέμμα Ἀπόλλωνος, *die Infula des Apollo*, d. i. die jener als Apollo's Prieſter „zu tragen pflegte; nun aber trägt er ſie an den Zep„ter gebunden vor ſich her." Aus dieſer nachläſſig hingegoſſenen Wortfülle, was hat ſich der Jüngling von στέμμα, *infula* und *vittis* für eine Vorſtellung geſchöpft? — I, 38. „Τενέδοιό τε ἶφι ἀνάσσεις." (Oben mit den äoliſchen Hauchern: „τε Fιφι Fανασσεις.") „Eben derſelbe Gott, der eine vorzügliche „Verehrung empfängt, *ſchützet* die Stadt (*tuetur*), und „eben derſelbe ſagt man *regiert* (*regnat*), weil er der „Stadt *vorſteht* (*praeeſt*). Daſs Apollo aber einen al„ten Tempel auf der Inſel Tenedos gehabt habe, er„hellt ſchon aus dieſer Stelle. Ἶφι, *Potenter*." Das letzte iſt kurz genug; nur ſieht man nicht, ob der Gott *nach Vermögen* ſchütze, regiere und vorſtehe, oder *mit Macht*. Das vorhergehende wäre in der Manier eines Minellius oder Farnabius ründer und verſtändlicher interpretirt: Er waltet über Tenedos als Schutzgott. — Der Vers I, 70 vom Vogeldeuter Kalchas:

Der erkannte, was war, was ſeyn wird, oder zuvor war:

wird grammatiſch und philoſophiſch entwickelt, wie folgt: „Da die Stelle für dieſe Materie klaſſiſch iſt, ſo „wollen wir *mit einem Worte* erinnern, daſs hier„aus der wahre Begriff der Weiſſager der alten Zeit „feſtgeſetzt werde; die, mit Weltkenntniſs und Erfah-

„fahrung und Klugheit ausgerüstet, Rathschläge ga„ben und Erinnerungen. Also ὃς ἤδη (*der erkann„te*) fürs erste τὰ ὄντα (*was ist*), dass er einsieht, „welches der Dinge und Ausgänge wahre Beschaf„fenheit und Natur sey; er vergleicht mit dieser „τὰ πρὸ ἐόντα (*was zuvor war*), d. i. τὰ προγεγενη„μένα (*was zuvor geschehen war*); und hieraus fol„gert er τὰ ἐσόμενα (*was seyn wird*), und sieht mit„hin (*adeo*) die künftigen Ausgänge der Dinge vor„her. Besonders, wenn sie in zweifelhaften, unge„gewissen oder dunklen Dingen um Rath gefragt „wurden, gaben sie Antwort, wie an dieser Stel„le Kalchas wegen der Ursache des Zornes Apol„lo's .... Frühe fing diese Klugheit an von göttli„chem Anhauche der Begeisterung hergeleitet zu wer„den (*repeti coepit*, für *coepta est*), und folglich „glaubte man, dass Weissager ἔνθεοι (durch göttliche „Kraft) künftige Dinge vorausSagten; dann gaben sie „selber auch vor, dass sie, von einem Gott ange„haucht, künftige Dinge vorausSagten.“ So breit dieser Wortstrom flutet, so seicht ist er. Kluge Erwägung der Verhältnisse war dem Wahrsagen allerdings nöthig; aber von rathgebender Klugheit zu gottbegeisterter Wahrsagung, welch ein Uebergang! „Man leitete frühe die Klugheit von Begeisterung „her, und folglich glaubte man es, und dann gaben „die Klugen sich selbst für Begeisterte!“ Wurden denn Nestor und Odysseus, weil sie, nach Homers Ausdrucke, *zugleich vorwärts sahen und rückwärts*, darum als Begeisterte, als Wahrsager, verehrt? Einen ganz anderen Ursprung hatte der Begriff der Wahrsagung: welchen zu ergründen, Hr. *Heyne* den Wahrsager Apollon, aus der täuschenden Verblendung eines Sonnensymbols enthüllt, in seinem eigenen Lichte erkannt haben müsste. Von den Genien der drey Grundwesen, Erde, Wasser und Luft, woraus alles entsteht, und ihrem Dolmetscher Apollon, glaubte man Anzeigen des Werdenden und des Gewordenen, zuerst in der Natur, und hiernächst in Schicksalen, zu erforschen; diesen Volksglauben lenkten die Klügeren, und bewährten ihre Aussprüche durch angebliche Verkündigung vorahndender Thiere (οἰωνοί) und andere Botschaften aus dem innersten Orakel des Himmels, der Erde und des Meers. Auf solche Art wusste Apollons Priester Kalchas, der *Vogelschauer* (welchen Begriff Hr. *Heyne* unerklärt lässt), sowohl was damals geschah, und geschehen wollte, als was vormals geschehen war, zu eröffnen. So durch Eingebung der Musen, welche prophetischen Quellen vorstanden, rühmte sich Homer das Einzelne der Ilias bis auf Namen und Zahlen des Schiffsverzeichnisses im Geiste zu sehn; Phemius aber und Demodokus auf ihren Eilanden ferne Begebenheiten des Krieges und der Meerfahrt. — Wir haben an diesen Proben einer nicht fruchtbaren Kürze ja wohl genug? Sonst bietet sich ganz in der Nähe V. 71 und 74 noch mehreres zum Genuss. Auch die erweiternde Redensart, *um es Einmal, mit einem Worte zu sagen*, dient schon wieder beym nächsten Vers 71, und sonst häufig, unbedeutende Noten (V. 4. 18. 39. 176) und Observationen (V. 9. 44. 45. 47. 68. 73. 101. 133) anzuschwellen. Sogar wird über diese Anschwellung bey V. 39 eine anschwellende Erklärung gegeben: „Weil „wir nicht nur Worte und Gedanken (*sensus*), sondern sogar die Begriffe (*notiones*) Homers beleuch„ten und in die Gemüther einprägen wollen: so wer„den diese Dinge angemerkt, aber *Einmal* und *an dem „ersten Orte*, wo sie aufstossen.“ Wir werden bald erfahren, dass uns der Erklärer nicht so wohlfeil davon kommen lässt.

Die überschwänglich langen *Argumente*, durch welche wiederum kleinere Argumente den Weg zeigen müssten, erschreckten uns schon durch den Anblick. Indess haben wir einige gelesen, die uns vor anderen durch Kürze einluden. Sind die übrigen den zu III und IV gleich: so vermisst man sogar hier, bey aller Weitschweifigkeit, die nöthige Sorgfalt. Denn in dem ersten sind uns wenigstens zwey Irrthümer aufgefallen, und im Eingange zu dem vierten möchten wir doch niemand rathen, dem Hn. *Heyne*, welcher nach *Eustath.* bemerkt, dass der Sieg im Zweykampfe mit Menelaus ungewiss geblieben, mehr zu glauben, als dem Agamemnon (Ende des III Buchs), und selbst dem Zeus (IV, 13).

II. Durch *verwirrte Anordnung* wird der Gebrauch der *diffusen* Wortinterpretationen noch schwieriger gemacht, oft unmöglich. Ja, wäre nur alles in den Noten unter dem Texte gedolmetscht; dann könnte man es wohlgemuth in einem Ansatze mit den Jünglingen durchwaten, oder auf Stelzen überhüpfen. Aber kaum ist man hindurch: so verweiset ein omin öses *v. Obss.* in einen anderen Tom, wo man auf dem jenseitigen Trockenen wiederum vorwärts und rückwärts verwiesen wird. Dass ja der Leser den Nachweisungen nicht zu leichtsinnig folge, sondern bey Zeiten umkehre! Viel besser, mit Sokrates wissen, man wisse nichts, als einem nachlaufen, der sich zu wissen einbildet, was er am Ende auch nicht weiss! Vertieft man sich einmal in die acht dicken Tome:

Heu! male tum Libyae solis erratur in agris

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ein Unglück, das den Recensenten, welcher Hn. *Heynens* Nachweisungen trauete, gewitzigt hat, wird andere abschrecken. Bey sorglosem Umherschweifen gerieth er im 2 Tom auf den breiten Hellespontos, ἐπὶ πλατὺν Ἑλλήσποντον Il. XVII, 432, und blickte von O ungefähr auf die Note hinab: „ἐπὶ πλατὺν Ἑλλήσποντον. Es ist schon erinnert worden, dafs bey „Homer der Name des Hellesponts sich weiter erstrecke, sogar bis zum *Meer vor der Enge;* und dafs „er also mit Recht *breit* heifse, in Rücksicht der Enge „selbst und der schmaleren Mündung. *v. Obss.*" Gesucht ward hurtig das befremdende Meer im 7 Tom., wo p. 355 dieses zum Vorschein kam: „Ueber das „Beywort des Hellespontes πλατὺς, breit, s. oben „bey VII, 86. Es ist nämlich bey Homer das *Meer vor „der Enge* Hellespont. v. Apollon. Lex. h. v." Statt des am angewiesenen Orte gehofften Schlüssels, zwey neue Nachweisungen, wo er vielleicht stecken könnte! Mit Verdrufs über den Umweg ward T. I. Iliad. VII, 86 aufgeschlagen, und die befragte Note antwortete: „ἐπὶ πλατεῖ Ἑλλησπόντῳ breit, sintemal bey Homer „der *Hellespont* genannt wird für jenes *ganze Meer vor „dem Hellespont*, und für den *oberen oder nördlichen „Theil des ägäischen Meers* an dem Ufer Asiens." Die redneriſche Erweiterung fiel ins Ohr; aber noch kein Aufschlufs über das Meer, und — keine weitere Nachweisung. Auch ohne sie wagte sich der Trostbegierige an den V. Tom voll Observationen, und fand in der That über den *breiten Hellespont* ein Langes und Breites observirt: „Es observire auch der Venedische „Grammatiker, *dafs ihn Homer breit nenne*, und ein „Zweyter füge hinzu, er sey breiter als sonst um den „Ausfluss des Skamandros; etwas ähnliches sage Eu„stathius, und unten bey VII, 432 der Schol. B. „Freylich könne der Hellespont sowohl breit als eng „(*er gehe nicht über 7 Stadien hinaus*) genannt wer„den, in Vergleichung: wie Ernesti sehr gut auf Clar„kes und anderer Spitzfindigkeiten erwiedere." Wirklich? Ernesti spricht ja vom *Meere*, welches *longum et latum*, lang und breit, heifsen könne; er selber will hier die *Küste* des Hellesponts verstehn, *quae sane latissime patet*, die sich weit, nämlich in die Länge, ausdehnt. Das Meer und die Küste fafste Hr. *Heyne* auf, und fuhr also fort: „Da bey Homer der Name „des Hellesponts auf *des ägäischen Meers angränzende „Nordseite*, und selbst auf das *Gestade* von Troas, sich „bezieht; so sollte man das Beywort *breit* noch viel „weniger anfechten. Das Lexikon des Apollonius „lehrt: der Dichter nenne *breit* nicht den Hellespont „im Ganzen, sondern den Theil desselben um Troja; „denn bey Sestos und Abydos sey er nicht breit. Bey „welcher Stelle Villoison und Tollius nachzusehn sind. „Den Apollonius schrieb Hesychius aus. Beygetreten „ist neulich Jac. Bryant. Anders versteht Dallaway „von der langen Aussicht des Hellesponts bey der Pro„pontis." Noch kein Beweis für das *Meer*, oder die *Nordseite des ägäischen Meers* draufsen am Hellespont, sondern umgekehrt für die Südseite des dem Meere angränzenden Hellesponts. Jener Beweis wird in den Noten zum Apollonius stehen, dachte der Getäuschte, der keinen Apollonius zur Hand hatte. Warum aber, seufzte er, war Hr. *Heyne* seiner Strafpredigt gegen die April schickenden Wegweiser nicht eingedenk, welche in der Vorrede zur Ilias p. XXX so kräftig schliefst: *Quin tu, inquies, appone ea, quae aliunde si repetere voluisses, tuam operam haud desiderabam!*

Jene vie. so erschwerten Noten und Observationen sind mit ihrem Schwalle von Worten und Nachweisungen durchaus unnütz. Auch Villoison und Tollius beym Apollonius liefsen es sich nicht träumen, dafs der Name Hellespont die angränzende Nordseite des ägäischen Meeres umfafst haben könnte; diesen Einfall bekam lediglich Hr. *Heyne*, als er beym Compiliren über Ernestis Anmerkung hinwegh uschte. Strabo und die bekannten Geographen benennen Hellespont die ganze Meerenge zwischen dem thracischen Chersonesus und Asien, welche, von Kallipolis und Lampsakus an der Propontis südwärts bis zum thracischen Vorgebirge Mastusia mit dem Denkmale des Protesilaos, und zum troischen Sigeon, sich erstreckte, und dort in das ägäische Meer ausströmte. Im Innern zwischen Sestos und Abydos war die Enge nur 7 Stadien breit, oben bey Lampsakus gegen 40 Stadien, ungefähr eine Meile; am weitesten dehnte sich der Busen unterwärts gegen das ägäische Meer. Nur die südliche Ausdehnung, unter welcher das troische Ufer mit der Spitze Sigeon vorsprang, war der *breite Hellespontos* genannt, im Gegensatze des bey Abydos zusammengeengten; eben dieselbige, als die Nordgränze des priamischen Gebietes, nannte Achilles Il. XXIV, 545 den *unendlichen Hellespontos*, d. i. dessen Ende das Auge nicht absehen konnte. Besser demnach als alle erklärt der, welchen der vollständige Auszug des Hn. *Heyne* kaum anführt, Eustathius bey Il. VII, 86:

Breit sey der Hellespont nicht überall, denn er enge sich häufig, am meisten dort (zwischen Sestos und Abydos), wo er nicht über 7 Stadien sich ausbreite; sondern den Theil desselben gegen den Ausfluss ins ägäische Meer bis zum Sigeon, den habe Homer den *breiten Hellespontos* genannt. Diesen Theil auch nennt der Erdbeschreiber Dionysius 821 den *grofsen Hellespontos*: das ist, den *breiten*, sagt Eustathius, oder den südlichen Theil des Hellesponts. — Nun überblicke man noch einmal die vier Haufen Schutt, und bedaure den, der Perlen darunter sucht! Mehreres der Art werden wir im Folgenden, zur Beurkundung anderer Dinge, aufwühlen müssen.

III. *Mängel und Fehler.* Etwas Weitläuftigkeit und Verwirrung würde man dem beschäftigten Interpreten zu Gute halten, wäre nur alles durchaus Nöthige, und dieses gröfseren Theils richtig, erklärt worden. Ohne Auswahl bleiben wir bey dem Auffallenden der Worterklärung im *ersten* Gesange stehn; nur was gelegentlich von Glossen der folgenden Gesänge oder von anhaftenden Sachkenntnissen sich zudrängt, werden wir mitnehmen. Gleich I, 5 wird οἰωνοί, *hochfliegende Raubvögel*, ein feyerliches Wort der Weissagung, gar nicht erklärt; und V. 13 στέμμα mit *infula* abgefertiget: dagegen aber V. 20 der befehlende Infinitiv; und V. 22—25, man sieht nicht einmal welche Dunkelheit, sorgfältig beleuchtet. — Wie V. 39 der Weissager Apollon den Beynamen *Smintheus* von der Maus, und ähnliche von anderen erdhöhlenden Thieren, erhalten konnte, enträthselt nicht leicht einer, der von dem Begriff eines Sonnensymbols ausgeht; deswegen sey die richtige Observation ihm geschenkt. Aber dass er eben daselbst über ἔρεψα in den Noten schweigt; dann in den Observationen die ältere Bedeutung des *Deckens*, das ist, des *vollendeten Baus*, anerkennt, und doch die spätere des *Kränzens* vorzieht, und Platons Urtheil, es werde *gebaut*, wunderlich findet: dies darf ihm nicht hingehen. — Bey V. 40 fehlt eine erklärende Note über die gemischdeuteten πίονα μηρία, dass man *mit Fett umwickelte Schenkelknochen* verstehn müsse. Erst V. 460—464 wird in den Noten erklärt: μηροὶ oder μῆρα seyn die ausgeschnittenen Oberschenkel, als die *fetteren* Theile des Opfers, die man mit der *Netzhaut* (*omentum*) zwiefach umwickelt, dann mit anderen Schnitzeln von *fetterem* Fleische überlegt und verbrannt habe. Hingegen in der Observation V. 464 wird den alten Grammatikern als wahrscheinlich eingeräumt, dass μηρία etwas *Ausgeschnittenes aus den Schenkeln* (also nicht die ganzen μηροὶ oder Schenkel) seyn können; nur dass sie das Ausgeschnittene für Knochen ausgeben, heifst sonderbar, das ist, ohne Beweisführung verwerflich. Mit dem sonderbaren *Knochenopfer*, welches Hr. *Heyne* bey Hesiodus angestaunt und hinweggewünscht hatte, suchten ihn drey *Mythologische Briefe* des Hn. *Voss* (II, 38 — 40) bekannt zu machen. Unleugbar ist, wie schon ein Register beweist: Homer nennt die *Schenkel* an Menschen und Thieren durchaus μηροί, niemals μῆρα oder μηρία. Eben so unleugbar: *Was zum Opfer verbrannt wird*, nennt Homer durchaus μῆρα oder μηρία, und niemals μηροί. Wer diesen beständigen, auch in der Folge fortdaurenden Unterschied nicht bemerkt hat, der kann freylich die vorliegende Stelle so auslegen: Sie schnitten die Schenkel aus, oder sie lösten sie aus ihren Gelenken, umwickelten sie dann mit Fett, und legten Stücke darauf; dies zusammen verbrannte der Greis, nämlich die eingewickelten und belegten μηρούς, die nachher verbrannt μῆρα in einer anderen Form heifsen. Ein Kundiger versteht hier *ausschneiden*, durch einen Schnitt ausnehmen, in der Bedeutung, wie man einen Baum, ein Kalb ausschneidet, einen Fisch ausnimmt, und wie ἐκτέμνειν, verschneiden: Durch Schnitte wurden die μηροὶ der inwendigen Theile entledigt, und diese nachher unter dem Namen μῆρα verbrannt. Ausgeschnitten im gewöhnlicheren Sinne werden die inneren μῆρα oder μηρία selbst: Odyss. III, 456, ἐκ μηρία τάμνον, und Apollon. I, 433, ἱερα μῆρ' ἐτάμοντο. In der ersten Bedeutung sind auch bey Pausanias (l. p. 42) die ausgeschnittenen μηροὶ des Widders zu verstehen, wo Hr. Voss mit Unrecht eine Neuerung sah. Und wenn Sophokles (Antig. 1006) die verbrannten μηρία nachher μηροὶ nennt, so ist es die bekannte Figur, die den Namen des Ganzen auf den Haupttheil überträgt: so wie Il. V, 305 der Schenkel in der Hüfte, d. i. der Schenkelknochen im Hüftknochen, sich dreht. Jene ausgeschnittenen μηρία nun, die Hr. *Heyne* zugiebt, was können sie, was dürfen sie seyn, als *Schenkelknochen*; nachdem einmal der Gebrauch, sie mit anderem Gebein zu opfern, durch einstimmige Zeugnisse des Hesiodus, mehrerer attischen Komiker, und aller alten Grammatiker, welche zum Theil die hesiodische Fabel vom Ursprunge des Knochenopfers mit späteren Abweichungen erzählen, bewährt worden ist?

Gegen die Vossische Abhandlung erhob sich neulich, seinen Freund zu vertreten, Hr. *Schneider* im Griechisch-deutschen Handwörterbuch unter Μηρίον; obgleich sonst Bestimmungen des homerischen Sprachgebrauchs nicht zu den Hauptverdiensten des gelehrten Werks gehören, und aus den *myth. Briefen* nichts weiter, nicht einmal die unbestreitbare Bedeutung von πολύτροπος, angeführt wurde. Hr. Schneider, des herrschenden Unterschieds von μηρὸς und μηρίον uneingedenk, will aus Il. I, 460—464, nach obiger Weise, beiden denselbigen Sinn geben; indess sein Vertheidigter den Unterschied einräumt. Auch den geringeren Umstand, dass *auf* die mit Fett umwickelten μηρία die Abschnitzel gelegt worden seyn, erkennt Hr. *Heyne*; der Sachwalter verlangt sie unter das Fett *hineingeflecht*, weil der Sauhirt Odyss. XIV, 427 ἐς πίονα δημὸν sie gelegt habe. Was soll das? *Hinzu* legte er sie: welches allgemeine *hinzu* durch das übrigens gewöhnliche ἐπὶ, *darauf*, näher bestimmt werden mufs. Für *hinein* hätte Homer das bestimmtere ἐν gewählt, wie Odyss. II, 354 vom Einschütten des Mehls, und XI, 3. 4 vom Einbringen in das Schiff; auch hätte er die Unordnung gescheut, das zwiefach herum-

herumgewickelte Fett wieder aufwickeln zu lassen, damit noch etwas *hineingelegt* würde. Ferner hatte Hr. *Heyne* das allgemeine Wort des umhüllenden *Fettes* auf *omentum*, oder die fette *Netzhaut* des römischen Opfers, *eingeschränkt*; dieſs tadelte Hr. Voſs, und bewies, daſs *vorzüglich* das *Nierenfett* (anderes nicht ausgeſchlossen) zu verſtehen ſey. Hr. Schneider erkennt die Allgemeinheit des Ausdrucks, aber zum Einwickeln, meynt er, ſey die Netzhaut am bequemſten. Allerdings; aber *allein* war ſie zum Verbrennen der gewältigen Knochen nicht hinreichend; deshalb ward zu jedem Knochen unten und oben noch gediegenes Fett gefügt, und mit der Haut umwickelt. Für die umwickelnde Netzhaut übrigens zeugt der Scholiaſt des Apollonius I, 434, der καλύψαντες πύκα δημῷ, *dicht mit Fett umhüllend*, die Anmerkung macht: In die Netzhaut wickeln ſie die Opfer, damit ſie ſchnell brennen. „Es ſey alſo, ſchlieſst Hr. Schneider, „aus Homer allein nicht zu erweiſen, daſs μηρία fleiſchloſe Knochen ſeyn.“ Richtig; nur als ausgeſchnittene Theile der μηροὶ erſcheinen ſie dort, als Knochen bey allen Folgenden, die davon reden; ob und wie viel Fleiſch daran hing, erforſche ein anderer. „Ja, meynt Hr. Schneider, wenn die Stelle „des Heſiodus ächt wäre!“ Niemand zweifelte daran vor Hn. *Heyne*, deſſen kahles Befremden doch ein Mann, wie Schneider, nicht für Kritik annimmt? „Auch bey den nachfolgenden Dichtern finde ſich kein „deutlicher Beweis, daſs μηρία *allein* die Knochen „ſeyn, welche zum Opfer verbrannt worden.“ Nicht *allein*, wie bey Homer, wurden nachmals die μηρία oder Schenkelknochen verbrannt (Myth. Br. II, p. 321), aber *zugleich* mit den ſpäter hinzugefügten: das bezeugen Dichter und Grammatiker. Oder wollte Hr. Schn. ſagen, μηρία ſeyn nicht *bloſs Knochen* ohne Fleiſch? Davon konnte doch, auſser Heſiods *weiſsem Gebeine*, Menanders *unefsbares* und *fleiſchloſes* ihn überzeugen. Daſs Aeſchylus (Prom. 496) die Schenkelknochen mit dem Namen des ganzen Glieds κῶλα (wie oben Sophokles μηροὶ, *Schenkel*), genannt habe, will Hr. Schn. den Scholiaſten nicht glauben; warum, ſagt er nicht. „Pherekrates bey Clemens Strom. 7. „p. 847, *welchen Voſs unvollſtändig anführe*, nenne „τὸν μηρὸν und ὀσφύν, beide Schenkel und Kreuz, „übertreibe aber den Scherz, daſs geizige Opferer den „Göttern nur die abgenagten Knochen darböten; und „eben ſo könne man die übrigen Beweisſtellen des „Knochenopfers erklären.“ Die Stelle des Pherekrates hat Hr. Voſs aus p. 716 der Ausgabe von 1688 vollſtändig angeführt; in der Potterſchen von 1715 wird ὀσφύς, ein Kreuzbein, dazu gegeben, welches den Beweis der geopferten Knochen ſogar verſtärkt. Wie? nur Geizige hätten fleiſchloſe Knochen gebracht, und die Prieſter das empörende Opfer nicht abgewieſen? So freylich läſst ſich alles übrige erklären! Ungerne bemerken wir noch, daſs *Hüfte* oder *Lende* und *Hüftknochen*, für *Schenkel* und *Schenkelknochen*, in einem Griechiſch-*deutſchen* Wörterbuche nicht wohl ſtehn. Ἰσχίον ſoll *Hüfte*, *Lende* ſeyn, und μηρὸς daſſelbige; alſo dreht ſich II. V, 305 Hüfte in Hüfte, oder Lende in Lende. Aber wie konnte Hr. Schneider einer mühſam gefundenen Kenntniſs ſo begegnen? wie ſeine Parteyſchrift in ein Schullexikon einrücken? Er, der des lauteren, *Magis amica veritas*, ſo würdig iſt!

II. I, 45 ſchreitet der erzürnte Apollon vom Olympos daher, τόξ' ὤμοισιν ἔχων, ἀμφηρεφέα τε φαρέτρην, *den Bogen auf der Schulter habend, und den ringsverſchloſſenen Köcher*. Es kann hier ſcheinen, ſagt Hr. *Heyne*, *daſs der Gott auch den Bogen auf der Schulter habe*, und zwar auf der linken, wie den Köcher auf der rechten. Da er aber in den berühmteſten Kunſtwerken den Bogen *in der Hand* trägt, und es hier auch ſchicklicher iſt, daſs er mit ſchuſsfertigem Bogen daher wandle, um ſogleich Pfeile von der Senne zu ſchnellen; ſo muſs alſo erklärt werden: τόξ' ἔχων (ſcil. χερσὶν), *den Bogen in den Händen habend* (in beiden Händen); ὤμοισί τε ἀμφηρεφέα φαρέτρην, *und auf der Schulter den verſchloſſenen Köcher*. Welcher Sinn kann einer ſo durchgreifenden Interpretation widerſtehen? Der Köcher hing häufig an der rechten Schulter; aber auch an der linken, Ovid. Met. VIII, 320; ſ. Spanh. Callim. in Dian. 212. — Bey V, 54 werden zwey verſchriebene Zahlen in einem Scholion durch acht weitläuftige Zeilen berichtiget, mit dem Zuſatz, dieſs habe *auch* Waſſenberg geſehen. — V. 56, wird κήδετο γὰρ erklärt: beſorgt war, *entweder* Juno (woran jeder denkt), *oder* auch Achilles (der weit zurück ſteht); doch jenes ſey beſſer. — V. 57, οἱ δ' ἐπεὶ οὖν ἤγερθεν, ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο (oder nach Hn. H. Grille, der ein Schreibfehler beyſtimmt, τε γένοντο): dem ſorgloſen Leſer Tautologie, dem aufmerkſamen fortſchreitende Handlung vom Entſtehn bis zur Vollendung. In der erſten Hälfte des Verſes drängt ſich, wie II, 91—98, die Volksmenge mit Getümmel heran; in der anderen, wie II, 99, harrt ruhig auf den Sitzen die vollſtändige Verſammlung, und der Redner beginnt. Ein ähnliches Fortſchreiten wird anderswo verkannt: z. B. Il. VII, 482 κοιμήσαντ' ἄρ' ἔπειτα, καὶ ὕπνου δῶρον ἔλοντο. IX, 212 αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ πῦρ ἑκάη, καὶ φλὸξ ἐμαράνθη. Od. II, 378 αὐτὰρ ἐπεὶ ῥ' ὄμοσέν τε, τελευτήσέν τε τὸν ὅρκον. Hr. H. iſt geneigt, zur Verhütung der Tautologie, mit Tollius ἤγερθεν von ἐγείρειν abzuleiten; geſteht aber, daſs vom Verſammeln des Volks ἀγείρειν, niemals ἐγείρειν, geſagt werde; und kommt dahin, die letzte Hälfte, als erklärenden Zuſatz, aus alter Sprache zu entſchuldigen. Uns deucht, in dem zierlichſten Modedeutſch könnte man die Sitzung einer gelehrten Societät ſo beſchreiben: Als die Herren ſich eingeſtellt, und die Geſellſchaft bey einander war, nahm der Vorleſer das Wort. — V. 78 bey ὀΐομαι ἄνδρα χολωσέμεν tadelt Hr. H. mit Recht die lateiniſche Ueberſetzung *iratum fore*, die er gleichwohl zu ändern vergaſs; nicht *erbittert werden* heiſse χολοῦν, ſondern *erbittern*, wie der Scholiaſt es deute; und dieſs habe Waſſenberg *auch ſchon* bemerkt. Nun aber deutet er ſelbſt mit einem tüchtigen — Sprachfehler: ὀΐομαι (ἐμὲ) χολώσειν ἄνδρα. Verſtändige Schullehrer werden

den dieſen bey Hn. H. nicht ſeltenen Verſtoſs unſchädlich machen, und die Regel von neuem einſchärfen: Wenn im Griechiſchen nach den Wörtern des Sagens, Meynens, Empfindens, das Subject wiederholt wird, ſo fügt ſich zum folgenden Infinitiv entweder ein ausdrücklicher Nominativ, oder er wird als fortherrſchend hinzugedacht; bey verändertem Subject aber der Accuſativ: z. B. *ich* denke, daſs *ich* erbittern werde, ὀΐομαι (ſcil. ἐγὼ) χολώσειν; aber *ich* denke, daſs *du* erbittern werdeſt, ὀΐομαι, σὲ χολώσειν. Schon der vorhergehende Vers, ὅμοσσον πρόφρων ἀρήξειν, hätte den Hn. *Heyne*, wenn er nicht überhin geſchlüpft wäre, zurecht weiſen können. Beide Fügungen finden ſich vereint bey Thucydides VIII, 47: τοῖς τε γὰρ ἐπιχειρήμασιν ἐώρων οὐ κατορθοῦντες, καὶ τοὺς στρατιώτας ἀχθομένους τῇ μονῇ. Wir haben in einigen Fällen etwas ähnliches: *ich* meyne zu berichtigen, ſtatt, daſs *ich* berichtige; und *ich* meyne, daſs *er* irre, wo uns die Fügung mit einem Infinitiv fehlt. Der Lateiner hat, bey fortherrſchendem und bey verändertem Subject, den Accuſativ mit dem Infinitiv, auch wo der Deutſchlateiner den Nominativ hinſchüttet: z. B. *bonum me esse malo, quam literatum.* Aber die Dichter wagten den Nominativ nach griechiſchem Gebrauch: z. B. Horaz Epiſt. I, 7, 21. *Vir bonus et sapiens dignis ait esse paratus*, für *se esse paratum*: wobey Bentley Virgils (Aen. II, 377) *sensit medios delapsus in hostes*, und Catulls (IV, 2) *Phaselus ille ait fuisse navium celerrimus*, zur Beſtätigung anführt. Mehrere Beyſpiele giebt *Sanctii Minerva* (*ed. Perix.* p. 480-732) wo aber der Gräcismus unrichtig beſtimmt wird; denn *ait rex* (*ſc. ipſe*) *hoc feciſſe* wäre ein Gräcismus, aber *ajunt rex hoc feciſſe* keineswegs. Virgils *ſenſit delapſus* erklärt ſogar Hr. *Heyne*, durch Ruäus erinnert, für einen bekannten Gräcismus; den er bald darauf wieder vergaſs.

Nach mehreren ausgeſponnenen Kleinigkeiten kömmt I, 98 der Erklärer auf ἑλικώπιδα κούρην oder Fελικώπιδα. „Daſs das Beywort was ſchönes bedeute, ſagt er, ſey klar; aber der eigentliche Sinn ſey „ſchon den Alten unbekannt. Viele verſtehen (wie „ſeine Ueberſetzung) *ſchwarze* Augen, unter dieſen „ſelbſt Kallimachus, Fragm. CCXC, wo man nachſehen könne. Vergleiche man ἑλίκωπας Ἀχαιοὺς (I, „389), ſo werde die Sache nicht deutlicher. *Mit einem Worte*, es könne ein Mädchen mit *ſchwarzen* Augen ſeyn, mit *beweglichen*, auch mit *groſsen*, wenn „es mit ἑλικοβλέφαρος zuſammenſtimme, welches „kreisförmige und groſse Wimpern, und folglich (*adeoque*) Augen, anzeige.“ Ein beſcheidener Ausſpruch! Ihr könnt alle drey Recht haben; ich weiſs es nicht. Mit ſolcher Beſcheidenheit brüſtet ſich, wer, wo Scharfſinn und Fleiſs erfodert wird, nur Erkundigung, was der und der meyne, anwendet! Die alten Ausleger wuſsten zum Theil ſehr beſtimmt, was ἑλίκωψ und ἑλικῶπις bedeute; nur einige hatten beſondere Erſcheinungen. Einer verſtand ſchwarzäugige Mädchen und Jünglinge, ein anderer rundäugige oder groſsäugige (wozu alſo der Cyklop ſich mit rechnen durfte) ein dritter ſolche, die zum Drehſterne des Bären blickten, oder die Ruder drehten, oder die alle Augen an ſich zogen, oder die Blicke verſchämt wandten. Für *ſchwarzäugig* gab man gerade den armſeligſten Beweis: Homer, ſagt ein Scholiaſt, nenne des Aeſopus Gewäſſer μέλαν, ein *dunkles*, und Kallimachus nenne daſſelbige ἑλικώτατον, alſo müſſe ἑλικὸς *dunkel* heiſsen; — oder auch *hell*, ſagt ein andrer bey Sophokles, denn ἕλικες, Arm- und Ohrringe, ſind blank. Dieſs finden wir bey Kallimachus Fragm. CCXC, wo uns Hr. *H. ſchwarzäugige Mädchen* nachweiſet. Ohne ſo thörichte Scholien hätte jeder ἑλικώτατον ὕδωρ für *heftig gerolltes, wirbelvolles Gewäſſer* verſtanden, und kaum auf Homers δινήεις, oder Heſychs Gloſſe bey ἑλικὸς, daſs es συνεστραμμένος, περιφερὴς heiſse, ſich zu berufen gewürdigt. Von ἑλίσσειν, *drehen, rollen*, wovon ἑλικὸς, ſtammt auch ἑλιχόκερως und ἑλικοκέρατος, *mit gedrehetem, gebogenen Hornern*, und ἑλίκωψ oder ἑλικῶπις, *mit leicht gewendetem, raſch umherfliegendem Blick*; ſo erklären es die verſtändigen Alten, ὁ τὴν ὄψιν γοργός, καὶ συχνὰ τοὺς ὠπὰς ἑλίσσων, ὅποι δέον ἐστὶ, καὶ μὴ νωθρὸς, *wer, lebhaft von Blick, ſchnell die Augen umherwendet, wohin er muſs, nicht träg oder ſchlafrig.* Dieſen Begriff, den auch Oſſian häufig bezeichnet, z. B. *her blue-rolling eyes*, vertheidigte Hr. *Voſs* im deutſchen Muſeum 1779 II, p. 168, und ſuchte ihn in ſeiner Ueberſetzung, von unſeren Nebenbegriffen des Rollens und Drehens gereiniget, zu veredeln: *das freudigblickende Mägdlein, frohblickende Söhne Achaia's.* Aber unrichtig erklärte Hr. *Voſs* ἑλικοβλέφαρος, *mit gebogenen ſchöngerändeten Wimpern*; es iſt ein völlig gleicher Naturausdruck eines lebhaften, feurigen Blickes: wobey man keinesweges an *kreisförmige*, noch weniger an *groſse Wimpern*, denken muſs, ſondern an *rege Wimpern* mit raſchem Wurfe der Augen. Entſcheidend iſt bey Euripides Or. 1266, ἑλίσσετε γὰρ βλέφαρον, *umher nun die Wimper gedreht!* wo keiner Luſt haben wird zu dolmetſchen: *Wölbt nun die Wimper in die Ründe, oder macht groſse Augen!* — Zu V. 100 giebt Hr. H. ein *Addendum*, worin τοτὲ μὲν ἱλασσάμενοι πεπίθοιμεν einen doppelten Sinn enthält: *entweder* den gewöhnlichen, *tum placatum flexerimus*, wie Hr. H. auch IX, 112 πεπίθοιμεν richtig verſteht; *oder*, was ihm hier durch den Kopf ſtürmte, *confidamus nos eum placaturos esse.* In unruhigen Augenblicken, ſieht man, entfällt dem Hn. H. ſogar der bekannte Unterſchied des Activi und des Medii, daſs πείθειν, *überreden, glauben machen*, und πείθεσθαι *ſich überreden, glauben, vertraun*, ihm einerley dünkt. Vielleicht, weil er, weſſen er ſich überredet, auch andere leicht zu überreden hofft.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. May 1803.

PHILOLOGIE.

PARIS, b. d. Verfaſſer: *Polygraphie ou l'art de correſpondre*, à l'aide d'un dictionnaire, dans toutes les langues, même dans celles dont on ne poſſède pas ſeulement les lettres alphabétiques. Par *Zalkind Hourwitz*, ancien Interprète de la Bibliothèque Nationale. An 9. VIII u. 114 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mehrmalen hat Rec. dieſes Werkchen ganz und theilweiſe durchgeleſen, und immer konnte er nicht eigentlich die rechte Seite finden, von der er es anzufaſſen hätte, um den Leſern den Inhalt deſſelben und ſein Reſultat zweckmäſsig, mit Beweisgründen, bündig, und ohne zu groſse Weitſchweifigkeit vorzulegen. Endlich glaubte er, am beſten zu thun, wenn er bey einer Probe der polygraphiſchen Schrift ſelbſt anfienge. Und dazu ſoll denn folgende Stelle aus dem von dem Vf. S. 95 in unſerer Mutterſprache gegebenen Beyſpiele dienen:

Blut Edles a — edèles ab. *I farbe; — wie* è-gé, j — g. *tod — bette* k ù *nd E' adel.*

Das heifst auf Deutſch: Edles und unedles Blut iſt von *einer* Farbe; nicht die Wiege, ſondern das Sterbebette, macht unſern Adel kund.

Meiſtentheils werden die Leſer ſchon hierdurch in den Stand geſetzt ſeyn, die Verfahrungsart des Vfs. zu beurtheilen. Rec. fügt nur folgendes zur Erläuterung hinzu. Es werden, nach vorheriger Uebereinkunft aller Akademien (!!) in Europa, die einfachen Wörter (d. h. der Nominativus ſingularis eines jeden Subſtantivum, der Infinitivus eines jeden Verbum, die Adjectiva und Adverbia im Poſitivus, und die Indeclinabilia) jeder einzelnen Sprache nach dem, allgemein zum Grunde liegenden beſten lateiniſchen (??) Lexicon gleich beziffert. Die übrigen Caſus werden durch g. d. a ab. bezeichnet; der Pluralis durch einen Acutus in verſchiedener Stellung; das Adjectivum durch einen Circumflex über dem Subſtantivum oder deſſen Zahl; die Augmentativa und Diminutiva durch die proſodiſchen Zeichen; die Gradus comparationis durch die algebraiſchen Zeichen der Mehrheit, Verminderung, oder Gleichheit; die Pronomina durch die lateiniſchen groſsen Buchſtaben A bis M mit mancherley Nebenzeichen und Verzierungen; die verſchiedenen Genera, Tempora, Modi und Perſonen der Verborum durch eine Menge willkürlicher Charaktere, u. ſ. w., wie Alles dieſes umſtändlich genug in der polygraphiſchen Grammatik und Syntaxis von S. 16 — 80 zu lernen iſt und durch Beyſpiele aus dem Lateiniſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen, Engliſchen, Deutſchen ſogar aus dem Arabiſchen, Hebräiſchen und Rabbiniſchen erläutert wird.

Die Leſer wiſſen gewiſs ſchon hinreichend, woran ſie mit dem Vf. ſind. Wer von ihnen ſich die undankbare Mühe geben will, das Buch ſelbſt zu durchblättern, dem wird wahrſcheinlich allenthalben dabey (z. B. S. 36. 60 ff.) das bekannte Schulräthſel einfallen, wie man die Worte: *Foi grand appetit*, mit zwey Buchſtaben ſchreibe.

Beſcheiden genug iſt übrigens bey dem Allen noch der Titel der Schrift, die vermuthlich von der verunglückten Pariſer Pasigraphie eine noch verunglücktere Nachahmung und auf keinen Fall geeignet iſt, die Martern des Tantalus, wie der Vf. S. 1. die Verſchiedenheit der Sprachen nennt, zu lindern, geſchweige denn zu endigen. Wir würden höchſtens dadurch nur jene Martern mit der Arbeit des Siſyphus vertauſchen. Noch unglaublicher iſt es, dafs, wie er S. 100 ſagt, Männer von „*esprit*“ ſein Werk einer davon zu befürchtenden Vernachläſſigung des Studium der Sprachen je ſollten im Ernſte ſchuldig erkannt haben können; ſie verdienten ſonſt in der That das Urtheil, welches er voll Eifers über ſie ausſpricht: „*Que les gens d'esprit ſont bêtes!*“

Zuverläſſig iſt, nach dieſem Prodromus, das Publicum auf das S. 100 verſprochene und auf lauter nomina propria gegründete Syſtem einer allgemeinen Sprache, das er Nomographie nennt, eben ſo wenig begierig, als Rec. es auf die etwanige Ehre iſt, den Vf. durch portofreye Briefe von der Unzulänglichkeit ſeiner Vorſchläge und der Unanwendbarkeit des Horaziſchen: — *his utere mecum*, womit er die Vorrede ſchlieſst, zu überzeugen. Mag der Anfang derſelben, worauf das eben Geäuſserte zielt, den Beſchluſs dieſer Anzeige machen. „*Si vous n'êtes pas*, ſagt er, *du nombre de ces amateurs bizarres qui eſtiment moins les bons tableaux que les tableaux des bons maîtres, vous lirez cet Ouvrage avec toute l'attention que mérite l'importance du ſujet, et ſi après l'avoir lu, vous trouvez quelques objections à me faire, vous voudrez bien me les adreſſer, franc de port: je m'empreſſerai d'y répondre, ſi je le puis, ou de convenir de mon erreur; mais à condition que vous ne me combattiez point avec des argumens métaphyſiques. — D'ailleurs, vous ne gagnerez rien à cette victoire facile, ſi ce n'eſt la ſtérile gloriole d'avoir parlé le dernier, c'eſt à dire, de m'avoir vaincu, ſans m'avoir convaincu de mon erreur*, u. ſ. w.

KÜSTRIN, b. Neumann: *Neue Beyträge zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache, von einer Geſellſchaft verbundener Sprachfreunde.* Herausgegeben von *Johann Friedrich Heynatz. Erſtes Stück.* 1801. XIV u. 176 S. 8.

Man hat dieſe Beyträge als eine Fortſetzung derjenigen anzuſehen, die Hr. *Campe* ſeit 1795 herausgab, und die mit dem neunten Stücke aufhörten. Nur in wenig Stücken wird ihre Einrichtung verſchieden, und das vornehmſte Augenmerk auf die deutſche Sprachkritik gerichtet ſeyn. Das erſte Stück enthält: 1) *Vermiſchte Bemerkungen über den Gebrauch bildlicher Wörter und Redensarten.* Sehr nützlich, wahr und befolgenswerth; denn die nöthige Genauigkeit und Congruität der bildlichen Sprache, beſonders bey der fortgeſetzten Allegorie, fehlt ſelbſt bey den beſten deutſchen Schriftſtellern noch gar zu oft. Unſtreitig iſt es zur Vermeidung dieſes Fehlers der beſte Rath, daſs man ſich das gebrauchte Bild zu verſinnlichen ſuche, oder ſich das Ganze als ein wirkliches Gemälde denke, und dabey bemerke, ob die Theile gehörig zuſammenſtimmen, und was es in der Darſtellung des Malers für ein Bild geben würde. An einigen Wörtern wird hier das Richtige und Falſche ihrer Verbindung mit andern ſehr gut gezeigt. 2) *Ueber die Sucht, die deutſche Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern.* Das Recht zu dieſer Bereicherung wird dem Schriftſteller gern zugeſtanden; aber ſehr gegründet iſt die Rüge des damit getriebenen Misbrauchs und des eiteln Flitterſtaats mit nie erhörten Ausdrücken, wo die gewöhnlichen nicht nur hinreichend, ſondern auch natürlicher und ſchicklicher ſeyn würden. Auch hier iſt die Nachäffungsſucht nur allzu geſchäftig. 3) *Verzeichniſs neugemachter Wörter*, nach dem Alphabet. Es wird hier erſt angefangen, und iſt mit *S.* unterzeichnet, aber von dem Herausgeber mit einigen Zuſätzen begleitet. 4) *Eine der gröſsten orthographiſchen Seltenheiten: Roſa's Rächſchreibung.* Ein Buch, wovon im J. 1753 der Abdruck zu Potsdam angefangen wurde, aber bey der 704ten Quartſeite unvollendet blieb. Der Verfaſſer, *Philipp Samuel Roſa*, war Anhalt-Köthenſcher Conſiſtorialrath und Hofprediger, der ſeine Stelle niedergelegt, und nachher in Potsdam, oder wenigſtens in dortiger Gegend privatiſirt haben ſoll. Sein Buch gehört wirklich zu den abentheuerlichſten Verirrungen des menſchlichen Gehirns. 5) *Erinnerungen zum Heynatziſchen Antibarbarus*, mit Anmerkungen des Vfs., dem ſie von einem ſehr ſchätzenswerthen Gelehrten in Sachſen mitgetheilt wurden, der zugleich mit der niederſächſiſchen Mundart genau bekannt iſt. Hier wird nur das daraus gegeben, was auch ohne den Antibarbarus zur Hand zu haben verſtändlich iſt. 6) *Von Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Deutſche.* Man hat allerdings Urſache zu wünſchen, daſs die älteſten Ueberreſte der gothiſchen, angelſächſiſchen und altfränkiſchen Mundart nicht blos, wie zum Theil ſchon geſchehen iſt, ins Lateiniſche, ſondern in neueres Deutſch überſetzt würden; und mit Recht wird hier des verſtorbenen Rectors *Wilkenbücher* zu Brandenburg praktiſche Anweiſung als Muſter des dabey zu wählenden Verfahrens empfohlen. Aber auch manche Schriften der ſpätern Jahrhunderte bedürfen einer ſolchen Dolmetſchung; ſelbſt z. B. der deutſche Text der goldnen Bulle aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Manchen würde man in der Sprache blos hier und da nachhelfen dürfen. Mit den Mundarten iſt, wie bekannt, ſolch eine Umformung ſchon mehrmals geſchehen. Und leider wären manche neuere Schriften einer ähnlichen Nachhülfe ſehr bedürftig, um lesbar und verſtändlicher zu werden. 7) *Ueber das Sammeln der Idiotismen oder landſchaftlichen Eigenheiten*, von dem Herausgeber. Eine leſenswerthe Abhandlung über die bey Sammlungen dieſer Art zu befolgenden Grundſätze. Sehr wahr iſt es unter andern, daſs ein Landwörterbuch kein Wörterbuch der Pöbelſprache ſeyn ſollte; indeſs wäre ein beſondres Werk der letztern Art keine ganz unnütze Arbeit. So haben die Engländer ein *Dictionary of the Vulgar Tongue*, und ſogar ein *Scoundrel's Dictionary*, beide von *Groſe*, und ſelbſt für den Ausländer nicht ohne Brauchbarkeit. Bezirkswörterbücher ſollten den Landwörterbüchern vorausgehen. Für die einzige Mark Brandenburg verlangt daher der Vf. in Rückſicht auf die merklich verſchiednen Mundarten ihrer Bezirke nicht weniger als ein und zwanzig Idiotiken. 8) *Vermiſchte Anmerkungen über deutſch-grammatiſche Sachen*, von einem ſchon verſtorbenen Verfaſſer in Schleſien. Sie betreffen eigentlich den ſechſten Theil der Heynatziſchen Briefe, die deutſche Sprache betreffend. 9) *Vergleichung zweyer Ausgaben der Spaldingiſchen Schrift, die Beſtimmung des Menſchen, vom J. 1768 und 1794, in Betracht der Sprache.* Eine Reihe von Beweiſen, wie bemüht und ſorgfältig der ehrwürdige Verfaſſer dieſer ſchon dreyzehnmal aufgelegten trefflichen Schrift darauf bedacht geweſen iſt, auch ihrer Schreibart immer gröſsere Richtigkeit, Schönheit und Vollendung zu geben. 11) *Beantwortung einiger Anfragen.*

PEST, b. Trattnern: *Lelius, vagis M. T. Ciceronak beszélgetéſe a' baráthſágról* etc. (Laelius, oder M. T. Cicero's Abhandlung von der Freundſchaft. Ins Ungriſche überſetzt) von *Benedikt Virág.* 1802. 138 S. 8.

Zu dieſer meiſterhaften Ueberſetzung eines claſſiſchen Originals, womit die ungriſche Literatur, welche auch *Cicero's* Bücher von den Pflichten von *Kovaſznai* überſetzt, beſitzt, abermals bereichert worden, leitet eine vorangeſetzte Zueignung an den Freund der ungriſchen Literatur, *Benedict Pyber*, (den man auch aus den Gedichten des David Szabó von Baiót kennt) ein. Mit Wärme, ja mit Feuereifer wird hier für die Cultur der ungriſchen Sprache geſprochen. Rec. ſtimmt dem Vf. von Herzen bey, mag aber doch nicht mit ihm alle jene Ungern, die nicht gleicher Meynung ſind, für Feinde des Vaterlandes erklären. Er kennt mehrere ſonſt ſchätzbare Ungern, welche

eine

eine andre Sprache, die deutsche, zum Vereinigungspunkte aller Nationen im ungrischen Reiche erhoben wissen wollen — nicht aus Mangel an Patriotismus, sondern weil sie sich nicht zu einem höhern Standpunkte hinaufschwingen können, und über der Gegenwart, (wovor der Vf. selbst warnt) der Zukunft vergessen. Nach der Uebersetzung folgen gute erläuternde Anmerkungen; doch S. 103 und S. 132 bringt der Vf. bey Gelegenheit wieder Erinnerungen zur Vervollkommnung der ungrischen Sprache an; möge er denn auch selbst auf dem betretenen ruhmvollen Wege unermüdet fortfahren!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Herborn u. Hadamar, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Journal für die Neueste Holländische Medicinische und Naturhistorische Litteratur.* Herausgegeben von *Seb. Joh. Ludw. Döring* und *Gottlieb Salomon. Ersten Bandes Zweytes Stück.* 1802. 138 S. 8. (16 gr.)

Den wesentlichen Inhalt der, in diesem Stücke übersetzten oder recensirten Abhandlungen und Aufsätze aus der *Nieuwe Scheikundige Bibliotheek* und den *Antwerpischen Verhandelingen* kennen die Leser bereits aus der A. L. Z. Der wichtigste von den, in deutschen kritischen Blättern noch nicht angezeigten Aufsätzen ist der von *Thomassen a Thuessink über die unächten Kuhpocken*, von der man hier keinen Auszug erwarten wird. Die in der Anzeige des *ersten Stücks* (1802. Nro. 362.) gerügten Fehler sind in dieser Fortsetzung nicht nur nicht vermieden, sondern sogar durch neue vermehrt. Hier sind die Beweise. Wirkliche Auslassungen und Fehler oder Nachlässigkeiten, welche die Sachen betreffen, sind folgende: S. 165 sollte zwischen *schwächten* und *Der Kranke* stehen: Dabey verschlimmerte sich die Krankheit von Tage zu Tage immer mehr. S. 172. Z. 6. v. u. fehlt nach dem schleppenden *gewesen ist:* es war der gewöhnliche rauchende Salpetergeist. S. 175 sollte statt zehn, zwölf stehen, und nach *verursachte es aber*, folgen: ausser den genannten Zufällen, auch — — S. 182 Z. 11 sollte es st. Das mitSauerstoff übersättigte *Laugensalz* heissen: Die übersaure Salzsaure. Aus der zahlreichen Menge unrichtiger Worte und Wortfügungen heben wir nur folgende aus. S. 142 versicherte *mir*, S. 147 *beschwängerte* Lanzetten. S. 151 *unfassbar* st. unempfänglich. S. 153 — *dem Lustseuchen-Stoffe entgegenwirken und solchen tilgen*, st. das venerische Gift bekämpfen und zerstören. (Ueberhaupt wird das widrig klingende *solchen*, häufig gebraucht.) S. 155 *Verdienste der Heilmittel*, st. Vorzüge der Heilmittel. S. 159 *beständige Heilung*, st. dauerhafte Heilung. S. 162 *welche ich zur Bewirkung einer gründlichen Heilung gesehen hatte*, st. wo man eine gründliche Heilung davon erwartete. So liest man auch: innerhalb der Ausdünstungs-*Athm*osphäre des Kranken kommen; sich zur Heilung anschicken, st. anlassen; während vollen acht Tagen, st. acht Tage hinter einander; (von einem Arzneymittel) Einfluss auf die Krankheit haben, st. seine Wirkung äussern, sich wirksam beweisen, welches oft vorkommt; eben so oft: langsamerhand, oder nach der Hand, st. nach und nach, oder nachher; ingleichen: obgleich man, obgleich er, wenn gleich also. Endlich bekrönen, st. krönen; geburtshelferisch, st. geburtshülflich; einen Kranken wegschicken, wegsenden, st. entlassen. Die Krone von allen sind: S. 189 *jedes allgemein krankliche Uebelbefinden* (im Originale: jede allgemeine krankliche Beschaffenheit des Körpers), und S. 191 *indem man unterstellt*, st. annimmt. An die Beobachtung der Consecutio temporum, und an den richtigen Gebrauch des Indicativs und Conjunctivs ist vollends gar nicht zu denken. Ungeschmeidige und den Sinn entstellende Perioden findet man z. B. S. 152. 53: „Dass jedoch „in einigen, obwohl auch vielleicht nur in sehr seltenen Fällen (,) bey Menschen, *welche* die Kinder-Blattern schon gehabt haben, nach der Impfung mit Kuhpocken-Stoff falsche Kuhpocken entstehen *können*, „*welche* von den wahren nicht unterschieden werden „*können*, und *aus welchen*, bey den aus ihnen (G) geimpften, eine Art von Kuhpocken erzeugt wird, *welche* keinesweges vor der Ansteckung der Menschenpocken sichern, hat uns vor kurzem Herr de Carro gelehrt.“ S. 153 ist der Anfang der Abhandlung nicht nur verworren, sondern auch falsch, indem in der 4ten Zeile statt uns, *nur* steht. S. 182 sollten die Worte: „Die mit Sauerstoff übersattigte Salzsäure, „sieht man, erfodert eine vierdoppelte Menge des mit „Salzsäure übersattigten Laugensalzes“ so lauten: Von der übersauren Salzsäure wird, wie man sieht, viermal mehr, als von dem übersauren Laugensalze, erfodert.— Mehrere zum Theil sehr erhebliche Druckfehler gehören insofern hieher, als die Herausgeber am Ende des 1sten Stücks versprochen hatten, künftig für richtigeren Druck zu sorgen. Statt Nieuwe, steht bald Nieuve, bald Niewe; st. Zierikzee, Zürickzee; st. Woolwich, Wolwich; st. Geneeskundig Magazijn, Geneukundig Magazin; st. Roelofswaert, Rodolswaert. S. 209 st. Bevordering, Bevoordering; st. Aetiologie und Atmosphäre, Aethiologie und Athmosphare; st. Vrolik, bald Vrolyk, bald Wrolyk; S. 272 st. Tieboel, Gieboel, und st. Vitringa Coulon, V. Goulon etc.

Hamburg, b. Meyn u. Mahncke: *Die Posaune des neunzehnten Jahrhunderts.* Herausgegeben vom Verfasser der dreyerley Wirkungen. 1801. I—VI Stück. 192 S. 8. (18 gr.)

Der Herausgeber ist zwar bescheiden genug, sich nicht in dem Besitz derjenigen Posaune zu glauben, die von den ältesten Zeiten her, wo man Musik und Harmonie kannte, als das feyerlichste, durchdringendste und *wirksamste auf Grosse* gehalten wurde; indess versichert er doch, sich einer kleineren Posaune bemächtigt zu haben, mit welcher er ins Leben rufen will, was schläft, was sittlich schläft, was menschenfeind-

feindlich schläft. Er will zu wecken suchen alle Gefühle der Güte und Menschenliebe, die unthätig schlummern: will wecken durch Beyspiele und Darstellung von Träumen zu Bösem, die so oft das vollkommenste Geschöpf der Erde verleiten, dass es sich im Kothe der Unvollkommenheit wälzt: will rufen die Finsterniss zum Licht, das Laster zur Tugend, die Verirrung auf den rechten Weg: will — doch wir glauben, diese treulich abgeschriebenen Bruchstücke der Ankündigung des Vfs. in seinen selbsteigenen Worten werde hinreichen, einen deutlichen Begriff von dem zu geben, was diese Schrift erwarten lässt. Und diese Erwartung wird sicherlich nicht getäuscht werden. Müssige, zum Theil elende Gedichte — unbedeutende prosaische Aufsätze, schlecht geschrieben, und durch nichts ausgezeichnet, als durch eine sich immer gleiche Geringfügigkeit — verunglückte Charaden und Sticheleyen — das sind die Töne, die durch das Posaunchen erschallen. Wie diese Produkte mit des Vfs. Verheissungen übereinstimmen, mag er vielleicht selbst nicht besser wissen als seine Leser. Aber zum Glück ist sein Instrument bald genug verstummt; denn so viel wir wissen, sind von diesem elenden Journal nicht mehr als sechs Stücke jedes von zwey Bogen erschienen, für den April bis Junius, ob man uns gleich mit einer regelmäsigen Folge von zwey Stücken in jedem Monat bedroht hatte.

Augsburg, b. Stage: *Die gute Christine, die Zweyte.* Eine Geschichte für bürgerliche Mädchen, welche gute Weiber werden wollen; und ihre Mütter, die gute Weiber seyn sollen. Vom Verf. der *erstern*, des Philotaphs und des Paraklets. (Ohne Jahr.) XIV u. 520 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., *J. G. Essich*, Pestilenziar in Augsburg und durch mehrere medicinische und andre populäre Schriften bekannt, schrieb schon vor acht Jahren ein Buch unter dem Titel: „*Die gute Christine*, oder *eine Geschichte für Dienstboten*", an welche sich die gegenwärtige anschliesst, die als eine Fortsetzung, aber auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen werden kann. Es fängt da an, wo Christine, eine redliche Dienstmagd, bald in den Brautstand übergeht, und schildert sie in den verschiedenen Verhältnissen der Braut, der Gattin eines rechtschaffenen Handwerksmannes, der Hausfrau, der Mutter und Erzieherin, der Wittwe, der Gattin eines zweyten Mannes, der sich dem Trunk und der Ausschweifung ergiebt, und der Stiefmutter. Sie erscheint in jeder Lage als ein schlichtes, verständiges, häusliches und frommes Weib, als eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, als eine thätige und sparsame Verwalterin des Hauswesens und zufrieden mit jedem Geschick. Das Buch ist zunächst für Töchter und Weiber aus dem gemeinen Bürgerstand und zwar in einem für diese Classe berechneten allgemein verständlichen, einfachen, doch edlen und anständigen Vortrag, geschrieben. Wiewohl die Geschichte nur Nebensache, nur Vehikel, die mancherley Wahrheiten, die speciellsten Betrachtungen über die Pflichten des Weibes in den mannichfaltigsten Lagen und Verhältnissen Zweck und Hauptsache waren: so werden doch nirgends die Leserinnen veranlasst werden, über Trockenheit, Mangel an Interesse oder über weitschweifige Moralien zu klagen; sie werden vielmehr gestehen müssen, dass das Buch vom Anfang bis zu Ende die gesundeste und gedeihlichste Nahrung enthalte und dass es in jedem Hause gut stehen müsse, wo es Weiber giebt, die sich nach solchen Mustern bilden. Was für die höhern Stände Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, u. s. w. zu werden, ist, das ist die Essichsche Schrift für Mädchen und Frauen der niedern Bürgerclassen. Um unter diesen diess nützliche Buch möglichst zu verbreiten, hätte der Verleger einen niedrigern Preis machen sollen.

* * *

Freyberg, in d. Craziſch. Buchh.: *Abendmahlsreden an Familien aus den gebildetern Ständen*, von M. *Joh. Geo. Aug. Hacker.* 2tes Bändchen. 1802. 118 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. N. 195).

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Lagarde: *Geschichte der Deutschen* mit besonderer Rücksicht auf die Preussischen Staaten. Tabellarisch bearbeitet für Schulen von *Friedrich Strass*, Professor am königlichen Cadettencorps. 1802. 98 S. 8. (8 gr.) Dieses Werk enthält eine chronologische Darstellung der Geschichte der Deutschen, und der fremden Begebenheiten, die darauf Einfluss gehabt haben. Es dient zu einem sehr guten Leitfaden, für Lehrer der Geschichte, oder zum Nachschlagen für Lernende, um das was sie gehört, gehörig zu ordnen, und durch Anschauung der Haupt-Epochen ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Des Vfs. vorzüglicher Fleiss ist nicht zu verkennen, und mit Vergnügen vernimmt Rec., dass dieses Werk in sämmtliche preussische Cadetten-Anstalten einzuführen verordnet worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der Nro.* 131. *abgebrochenen Recension.*)

Bey V. 115, οὐ δέμας, οὐδὲ φυήν, οὔτ' ἄρ φρένας, οὔτέ τι ἔργα tadelt Hr. *Heyne* die lateinische Uebersetzung von φυή, *oris habitus*; er selbst erklärt es *corporis habitus* (Wuchs) und ändert die Uebersetzung in *neque corpore, neque statura, neque mente, neque opere mulebri.* Was ist denn *statura* anders als *corpus*, der ganze Bau des Körpers? Die wahre Uebersetzung wäre: *neque staturâ* (δέμας), *neque formâ* (φυήν), weder an *Leibeswuchs*, wozu der Grieche eine stattliche Länge und wohlgewachsene Völligkeit verlangte, noch an *Bildung* und schönem Verhältnisse dieses Wuchses. So selbst die kleineren Scholien. Hr. *Voss* fand am angeführten Orte den besten Commentar dieses Verses in Odyss. XV, 417, καλή τε μεγάλη τε, καὶ ἀγλαὰ ἔργ' εἰδυῖα, wo die letzte Hälfte φρένας καὶ ἔργα, die kluge Erfindung (nicht *mens*) und die geschickte Ausführung weiblicher Handarbeiten bezeichnet. Für δέμας, Statur, spricht Il. V, 801 δέμας μητρός; für φυή, Bildung, Odyss. VIII, 134 und 168. Manchmal (welches Hr. *Voss* überging) wird εἶδος, *species*, Gestalt, als allgemeiner Begriff jenen besondern zugestellt, Il. II, 58 εἶδος τε, μέγεθός τε, φυήν τε; oft vertritt es, wie im Deutschen, φυήν, die Bildung, Il. XXIV, 376, δέμας καὶ εἶδος ἀγητός. V. 120 glaubt Hr. *Heyne* in λυσσάετε γὰρ τόγε πάντες, ὅ μοι γέρας ἔρχεται ἄλλῃ, könne τόγε γέρας, δ verbunden und, *videtis quale munus a me auferetur* (doch wohl *auferatur*?) übersetzt werden; V. 131 nimmt er ἀγαθὸς mit einigen Scholiasten für *klug*; und V. 146 soll ἐκπαγλότατε *du schrecklichster*, welches allenthalben XVIII, 170. XX, 389 ein Vorwurf, und hier ein erbitternder ist, nichts weiter sagen, als du *ehrwürdigster*, *angesehenster*: woran er gleichwohl in der Observation zweifelt. Das heisst homerische Sprachkunde! — Dass V. 155 ἐριβώλαξ, ein fetter Boden sey, der grosse, nicht zerkrümelnde Schollen aufwerfe, verschwieg der Erklärer, dem ländliche Gegenstände, als bäurischer Schmutz, widerlich sind; dafür hielt er das leichte *männerernährend* einer Observation aus den Scholiasten und Apollonius werth.

Wer lernen möchte, in welchem Sinn I, 159 Achilleus den Agamemnon κυνῶπα, *du hundsäugiger*, angeredet, und III, 180 Helena voll Wehmuth sich selbst κυνώπιδα, *eine hundsäugige*, genannt habe, der sieht sich hier in Noten und Observationen vergebens um. Erst bey XVIII, 396, wo Hephästos über seine *hundsäugige* Mutter klagt, steht zwar nicht in den Noten, aber hinten in den gelehrten Observationen die Nachweisung: *De tali convitio* (*convicio*) *v. dicta ad* Γ, 180 A, 225. Man blättert zurück, und findet bey Γ, 180 wieder nichts; endlich aber A, 225 werden die Vorwürfe, *Trunkenbold*, *mit dem Blicke des Hunds*, *und dem Muthe des Hirsches*, durch die Anmerkung erklärt, es seyn Schimpfwörter aus der heroischen Sprache des Alterthums. Welche Bemerkung! Dass ein hündischer Blick nicht ehrenhaft sey, und dass Homers Helden nicht wie artige Bürger Athens und Roms, noch weniger wie feine Höflinge unserer Zeit, mit einander umgehen: das bemerkte wohl jeder Anfänger. Aber die Frage ist: war, *du Hund*, bey Homers Helden eben so ehrenrührig, als bey uns Deutschen? Dachte man nicht, wie in Aesops Fabeln, blos eine unrühmliche Eigenschaft des Hundes, ohne die Niedrigkeit, die dem *dienstbaren* Thiere die *spätere Rangsucht* ertheilte; da ja noch der Türke blos Mangel der Reinlichkeit, die ihm sein Prophet vorschrieb, dem ungläubigen Hunde vorrückt? Selbst bey uns wird durch Benennungen der Thiere, die keine Rangordnung erniedrigte, z. B. *scheues Reh*, *wilde Hummel*, *schamlose Fliege*, *geschwätzige Elster*, ein lustiges Mädchen sich getadelt, nicht beschimpft fühlen. Gleich derbe und gleich unbeleidigend, wird Il. XXIII, 394 Athene eine Stechfliege voll stürmischer Dreistigkeit, und 481 Artemis eine schamlose Hündin, genannt; auch soll in Aïdes Wohnungen dem Dichter kein Injurienprocess gemacht worden seyn, dass er den Heerführer Agamemnon mit einem Stiere, oder kräftiger mit einem Ochsen, den Odysseus mit einem Widder, das ist, einem Schafbock oder Schöps, und den Ajàs sogar mit einem Esel verglichen hatte. Ueberhaupt war die alte Humanität ein ganz anderes Ding, als die neuere Schleicherin, welche, dem unwissenden Praler, dem Ränkemacher, dem Verläumder, wenn er ein Mann von Stande ist, sein Unrecht mit gemessenen, sogar mit schonenden Worten zu beweisen, für Grobheit auszischelt. Jene freymüthige nannte vor den feinsten Ohren Athens und Roms die *Sache*, wie sie war, ohne sich um die *Person* zu bekümmern, auch mit entsprechenden Thiernamen des niedrigsten Rangs: eine Sau gegen Minerva, ein Esel zur Lyra, waren sprichwörtlich; und dem Piso, der ein poetisches Bild gemissdeutet, dröhnte aus dem urbanen Munde des Cicero (Pis. 30) ins Gehör ein Esel, der nicht Worte bedürfe, sondern Prügel. Für κυνώ-

πις also gilt die alte, zur Sache stimmende Tonleiter des Groben und des Feinen, nach welcher bey dem attischen Euripides die Erinnyen Or. 260. und El. 1252 κυνώπιδες, *hündisch* oder *schamlos blickende*, (wie El. 1342 sogar *Hündinnen*), nicht mit einem Schimpfworte, sondern mit einer grauvollen Benennung, in feyerlichem Zusammenhange genannt werden. Schon der gründliche und verständige Damm bewies aus dem Zusammenhang bey Homer und Euripides, dass κυνῶπις nach alter Einfalt blos tadle, nicht schmähe. Da βοῶπις Ἥρη V. 551 die *farrenäugige Here*, worüber Hr. *Voss* bey Virgils Georg. III, 54 geredet hat, dem Hn. *Heyne* als heroisches Schimpfwort doch etwas zu barsch lautete, so schwieg er weislich in Noten und Observationen.

V. 170, οὐδέ σ' οἴω, ἐνθάδ' ἄτιμος ἐών, ἄφενος καὶ πλοῦτον ἀφύξειν, verstehen wir mit den Alten: *Und nicht vermuthe ich, der ich hier ungeehrt bin* (und deshalb hinweg ziehe), *dass du hinfort* (ohne mich, der dir bisher Beute gewann, Il. IX, 323—333) *Schätze und Reichthümer aufhäufen werdest*. In Vermuthung gefasst, die zu eigener Erwägung auffodert, wird der Vorwurf ohnmächtiger Habsucht noch bitterer. Auf des einen Scholiasten Missdeutung, ἐμοῦ ἀτίμου ἐόντος, nimmt man keine Rücksicht. Aber der Vorschlag, in σ' οἴω ein σοι zu denken, gewann Ansehen durch eines scharfsinnigen Gelehrten Beyfall und Auslegung: *Nicht meyne ich, der ich hier ungeehrt bin, dir hinfort Schätze und Reichthümer aufzuhäufen.* Derselbige Sinn, aber geschwächt. Auch hätte Homer, wenn er σοὶ wollte, es schwerlich der Gefahr, für σὲ verkannt zu werden, durch die ungewöhnlichere Verschmelzung ausgesetzt, da ihm οὐδέ σοι οἴω zu Gebote stand. Hr. *Heyne* findet, dass dem schärferen Blicke leicht das verschmelzte σοι, und noch leichter οὐδέ σοι οἴω, begegnen könne. Doch will er lieber noch anders ausbessern. — V. 270 wird den Lehrlingen in der Note gesagt: Ἀπίη γῆ sey der Peloponnes, nach andern ein entferntes Land; und den Gelehrten wird in der Observation anvertraut, wahrscheinlicher, oder vielmehr offenbar (Odyss. XVI, 18), sey ἀπίη γῆ ein entferntes Land, und nicht der Peloponnes. Die letzte richtige Anmerkung machte schon Damm. — V. 295 soll ταῦτα ἐπιτέλλεο nicht *haec impera* (wie die Uebersetzung es giebt), sondern κατὰ ταῦτα, οὕτως, *also*, seyn. Wie gelehrt, und wie falsch! Denn gleich darauf I, 325 wird μῦθον ἔτελλε anerkannt, und durch 25 und 379 bestätigt; bey 379 noch einmal. V. 25 suchte er dem ἐπιτέλλειν durch ἐπιλέγειν *simpliciter* beyzukommen. — Ob man V. 306 über νῆες ἔσαι, und I, 468 über δαῖς ἐΐση, aus den vor lauter Bescheidenheit hin und her blinzenden Observationen klug werden könne, muss einer an sich selbst erfahren. — V. 361 wird κατέρεξεν gar nicht erklärt, und von der lebhaften rhythmischen Erweiterung, ἔπος τ' ἐφάτ', ἔκ τ' ονόμαζε, nicht allzu tiefsinnig bemerkt, sie komme *sexcenties* vor, und bedeute *simpliciter* φάτο, obgleich Alte darüber gespitzfindelt. Οὐλοχύτας ἀνέλοντο„ V. 449 wird so umschrieben, *molam salsam elevarunt manu supra caput victimae*, sie erhuben das gesalzene Schrot mit der Hand über das Haupt des Opfers. Wir anderen meynten, ἀνελέσθαι hiefse bey Homer *aufnehmen*, und hier würde das Voropfer von Gerste aus einem Korbe (Odyss. IV, 761) mit der Hand genommen. Nein, hören wir, ein Scholiast bey Wassenberg erklärts ἐβάστασαν. Wohl, auch der Scholiast bey Il. H, 410 erklärts ἐβάστασαν, ἀνέλαβον, sie huben auf, sie nahmen auf, nämlich aus dem Korbe. Woher denn die Neuigkeit, dass man über das Haupt des Thieres die Hände erhoben habe? Viel wichtiger ist das zweyte Versehen, οὐλοχύτας, die *ganze Gerste* des altgriechischen Opfers, für *mola salsa*, oder *gesalzenes Dinkelschrot* des römischen, zu halten; welches nach Vossens Anmerkung bey Virg. Ecl. VIII, 82 kaum möglich schien. Gleich darauf vergisst der Erklärer sein Salz; aber Schrot möchte er doch gern mitnehmen, wenigstens etwas schrotähnliches: weil sein ehrlicher Feith Homers οὖλας oder οὐλοχύτας für Gerste, *die mit Stein oder Mühle zerquetscht worden*, ansieht, und wenigstens mit dem Stein Recht haben könnte. „Die οὖλοχύται κριθαί, „sagt Hr. *H.*, sind nicht gemahlen, sondern ganz, „*wenigstens* mit nur zerstossenen und zerquetschten „Körnern." Also ganz, oder wenigstens unganz! Hätte er doch seinem Feith die Zerquetschung, und den Scholiasten ihr Salz gelassen, und dafür ihnen die Lehre aus Theophrast abgelernt, dass die Griechen vor Erfindung des Mahlens die Gerstenkörner, ihre älteste Feldfrucht, σίαας, οὖλας, *ganz* und *unverletzt*, assen! — Je flüchtiger dieses, desto umständlicher wird im nächsten Verse 450 das unbezweifelte μεγάλ' εὔχετο interpretirt: Er *flehete laut*, *magna*, *alta voce*, (wie längst die Uebersetzung); das ergebe der Zusammenhang, und der Gebrauch an vielen Stellen, z. B. 482 μεγάλ' ἴαχε, die Woge hallete laut (wo er gleichwohl μέγα ἴαχε für unbezweifelt erklärt, und sein beweisendes μεγάλα tilgt); aber aus dem Scholiasten könne man nichts gewinnen, *at e Scholiaste nil proficias*. Das Scholion μεγάλως sagt alles: nicht *Grosses* flehete er, sondern *mit Macht* erhub er die Stimme. Fürchtete der Erklärer vielleicht, dass einer bey μεγάλ' εὔχεσθαι an *Gross prahlen* denken möchte?

V. 471 Νώμησαν δ' ἄρα πᾶσιν, ἐπαρξάμενοι δεπάεσσι, heisst wörtlich: Sie reichten allen umher, *von neuem anfangend mit den Bechern*. Die Schenken hatten schon während der Mahlzeit (469) Getränk rechts herum in der gewöhnlichen Richtung (Il. I, 597. Odyss. XXI, 141) vertheilt; jetzt da zu des Gottes Ehre von neuem sollte getrunken werden, wiederholten sie ihr Geschäft, wie IX, 174. Odyss. III, 338. XXI, 270, und *trugen wieder herum*, von dem gewöhnlichen Ende beginnend, zur Rechten hin. Auch in ἐπὶ τρίτα Odyss. VII, 164 erkannten die Alten den Begriff der Wiederholung. Und eben weil diese Wiederholung Odyss. I, 147—149 nicht Statt findet, darf man dort den Vers nicht einschieben. Dieses als bekannt vorausgesetzt, was soll uns die Uebersetzung: *Distribuerunt omnibus, auspicando, praebitis poculis?* Was

die

die Note: *Distribuitur vinum poculis deinceps omnibus convivis, initio facto a dextra, unde* ἐπιδέξια? Und was die Observation, wo, nach der Versicherung *e Schol. et Eustathio non multum proficias*, glücklich heraus interpretirt wird, der Schenke habe zuerst dem *rechts* sitzenden und so weiter gereicht, und dieſs heiſse ἐπιδέξια. *Zur Rechten hin*, wäre demnach von der Rechten zu! Zwar bey I, 597 schwankt der Interpret, ob ἐνδέξια und das gleich bedeutende ἐπιδέξια von der Rechten zur Linken sey, oder in der That *rechtshin*, von der Linken zur Rechten; denn er kenne darüber noch nichts entscheidendes; indeſs scheint ihm, *der guten Vorbedeutung wegen*, der Gang von der Rechten zur Linken glaublicher. Das fällt ins Lustige: ἐπιδέξια, *linkshin*, und folglich ἐπ' ἀριστερὰ, *rechtshin!* Gegen eine so befremdende Interpretation hat er doch eine entscheidende Stelle selbst unter den Händen gehabt, Il. XII, 239, wo Hektor der Vögel nicht achten will:

Εἴτ' ἐπὶ δεξι' ἴωσι πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε,
Εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα.

Ob sie rechts hinfliegen, zum Tagesglanz und der Sonne,
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet.

Auch übersetzt hier Hr. *H.* im Ganzen, wie er muſste: *sive ad dextram* (nicht *a dextra*) *vadant, ad auroram solemque, sive ad finistram isti* (soll heiſsen *illuc*), *ad occasum obscurum*; nur seine geographische Erklärung ist falsch. Dem griechischen Vogelschauer, der nordwärts blickte, war zur Rechten der Morgen, zur Linken der Abend; jener war glücklich, als der Anfang der Lichtseite πρὸς ἠῶ τ' ἠελίόν τε, dieſer unglücklich, als der Anfang der Nachtseite, ποτὶ ζόφον: worüber *Voſſens* homerische Welttafel und die Myth. Br. II, 8 das Nöthige enthalten. Wir sagen rechts und links, lehrt Aristoteles (*de coelo* II, 2), in Beziehung auf uns: entweder nach unserer Rechten, wie die Wahrsager; oder nach Aehnlichkeit mit der unsrigen, wie die rechte Seite der Bildsäule; oder auch das entgegenstehende, rechts zu unserer Linken, und links das Gegentheil. Rechtshin also flog dem Wahrsager in seiner bestimmten Stellung ein Vogel, der ihm nach der rechten Seite, nämlich ostwärts, den Flug richtete; in Beziehung auf ihn gedacht, wäre die Sonne ihm linkshin gegangen, indem sie für sich nach ihrer rechten Seite sich umdrehete: wie unsere Feder die Zeilen von ihrer Linken rechtshin zöge, auch wenn wir rückwärts gestellt schrieben. Die Griechen, sagt Herodot (II, 36), schreiben und rechnen, die Hand von der linken Seite zur rechten (ἐπὶ τὰ δεξιὰ) führend; die Aegypter von der rechten zur linken: und dabey, behaupten sie, dafs sie selbst es rechtshin thun, und die Griechen linkshin. Durch willkürlich angenommene Beziehung, wie sich versteht. Die Wendung rechtshin oder rechtsherum, da die bewegte Sache, wie der scheinbare Sonnenlauf, von ihrer linken zur rechten geht, war dem Griechen heilig und von günstiger Vorbedeutung. Rechtshin wandte er sich im Gebet, δεξιὸς ἀθανάτοις θεοῖσιν εὐχόμενος (*Theogn.* V. 922 *Brunck*); auch von Numas Anordnung der Römer im Adoriren (*Plin.* XXVIII, 2. f. 5. *Plaut Curc.* I, 1, 70); rechtshin trug der Herold die Loose herum, Il. VII, 184; rechtshin ging Odysseus bettelnd zu den Freyern im Saal Odyss. XVII, 365; und so standen die Freyer nach einander zum Versuche des Bogens auf XXI, 141:

Rechtshin nun in der Ordnung erhebt euch, alle Genossen,
Dort von dem End' anfangend, woher umgehet der Weinschenk.

Es kommt hier einzig auf die Linie der Bewegung an, welche, rechtshin gewandt, die selbige blieb, wenn auch beym Weinschenken die empfangenden Gäste in verschiedenen Stellungen sassen, sogar wenn der Schenk ihnen die Becher zum Spafs rücklings, oder seitwärts mit dem linken Fuſse voran, hätte zutragen dürfen. Aber die Scholiasten behaupten doch, dafs ἐνδέξια und ἐπιδέξια *von der rechten Seite* sey, und dafs Odyss. XXI, 142 der Mischkrug, dem der Vossische Grundriſs die linke Vorderecke des Saals anweiset, dem Eingehenden zur Rechten stehe. Hier war einmal jener Spruch anwendbar, *ex istis nil proficias*; eigener Fleiſs muſs vorleuchten, den Nachschlenderer verleiten sie gern. Die Sache ist diese. Homers Sprache konnte ἐπιδέξια auch für *rechts* gebrauchen, so wie die unsrige, *das Haus liegt rechtshin*, das ruhende in Bewegung gedacht; so hat (Odyss. V, 276) Odysseus das Birengestirn ἐπ' ἀριστερὰ, *linkshin*, d. i. zur Linken, und so wird Il. II, 525 ἐπ' ἀριστερὰ durch das Scholion ἐκ τοῦ ἀριστεροῦ μέρους erklärt. Weil nun bey den Späteren diese Bedeutung von ἐπιδέξια, *rechts*, die herrschende ward (Pind. P. VI, 19. Theocr. XXV, 18. Apollon. I, 930 etc.), und das darunter verstandene ἐκ τοῦ δεξίου μέρους, wie das lateinische *a dextra parte*, nicht nur *an der rechten Seite*, sondern zugleich *von der rechten*, bedeutete; so kam es, dafs sie in den Irrthum, *zur Rechten hin* sey *von der Rechten her*, abglitten, und ihre Fufsfolger mit sich zogen. Andere verirrten sich in die neuere Bedeutung *geschickt*, und hatten auch Nachtreter.

Von der *purpurnen Woge* V. 482, wie von dem *weinfarbenen* und *violfarbigen Meer*, hat Hr. Vofs bey Virg. Lb. IV, 873 gehandelt; Hr. *Heyne* giebt nur, was die Scholiasten ihm von *Dunkelheit* vorsagten, da doch schon Stephanus πορφύρεον, κῦμα richtiger verstand. — V. 497, ἠερίη δ' ἀνέβη, übersetzt Hr. *Heyne frühmorgens*, mit der Note aus dem Scholiasten, ἑωθινὴ, ὀρθρινή. Aber III, 7 ἠέριαι... ἔριδα προφέρονται, soll das selbige Wort *aus der Luft* heiſsen: *ex aëre pugnam inferunt grues*. Dabey aber die Observation: „die Alten deuten es nicht, *in der Luft*, *aus „der Luft*, sondern, worüber man *sich wundern* dürfte, „ἠαρινὰι, *im Frühlinge*: man müsse ἠαρινὰι (oder äolisch „gehaucht Fηαρινὰι) gelesen haben, von ἔαρ, ἦρ; aber „ἠέριος von ἀὴρ gebe den Begriff, in der Frühe, πρωϊ„ναὶ, ἑωθιναὶ, und nicht anders lehre das Etymol." Die Erklärung, *in* und *aus der Luft*, wird also zurückgenommen? oder soll das bescheidene *entweder oder* gelten: entweder, was gewifs ist, *frühe*, oder, was keinen Beweis hat, *aus der Luft*? Ferner das vor-

vornehme Tyrannen, das der Scholiaſt im Homer ſoll geleſen haben, iſt weder homeriſch, noch ſelbſt einmal griechiſch; im *Frühlinge* heiſst bey Homer ἐαρινός aus ἐαρινός, welches ein Scholiaſt zu deuten verſchmäht hätte, bey den Späteren ἠρινός. Endlich leiten die Alten, auch im Etymologicum, ἠέριος, *frühe*, nicht von ἀὴρ ab, ſondern von ἠώ, ἠοῖ, *Morgendämmerung*. Wir werden dem flüchtigen Interpreten noch mehr Anlaſs, *ſich zu wundern*, durch die folgende Bemerkung darbieten: Bey Homer und Heſiodus heiſst ἀὴρ und ἠήρ, ſowohl männlich als weiblich gebraucht, niemals *Luft*, in unſerem Sinne, ſondern *Dunſt*, oder *feiner Nebel*, d. i. jener bläuliche Duft in Bergländern, und weil dieſer nach ihrer Vorſtellung bis zu den Wolken, und dem darüber gebreiteten Aether oder der Heitere, ſich erſtreckte, die untere *Dunſtluft* ſelbſt, hiernächſt auch *Dunkelheit* überhaupt. Für Homer zeugt das Regiſter, woraus Hr. *Heyne* erſehen wird, daſs Il. V, 770 ἠεροειδὴς nicht *ſimpliciter* durch *Luft* zu erklären ſey. Hier genüge Il. XIV, 288, wo die idäiſche Tanne δι' ἠέρος αἰθέρ' ἵκανεν, *durch trübes Gedüft zum Aether emporſtieg*. Heſiodus warnt den Landmann, ſich gegen die Morgenkälte der kürzeren Tage zu verwahren, Lb. 548.

Ἠῶος δ' ἀπὶ γαῖαν ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος
Ἀὴρ νυφόεις ἐστήκασι μακάρων ἐπὶ ἔργοις.

Früh iſt über die Erde vom Sterngewölbe des Himmels Weizenernährender Dunſt auf der Mühtigen Aecker gebreitet.

Noch bey Hippokrates (*de aëribus, aquis et locis*) iſt ἠήρ in dieſer Bedeutung häufig; z. B. c. VIII. In den Abendländern ſind die Waſſer nicht klar, ὅτι ὁ ἠὴρ τὸ ἑωθινὸν κατέχει ὡς ἐπὶ τὸ πολύ, weil der *neblichte Dunſt* die Morgenzeit groſsentheils einnimmt. Vergleiche Coray's treffliche Noten T. II. p. 71. 127. Demnach wäre das homeriſche ἠέριος eigentlich *im Morgennebel*, ehe die aufgehende Sonne ihn zerſtreut: ἠέριοι, *in neblichter Frühe*, überfielen (Odyſſ. IX, 52) den Odyſſeus die Kikonen, und (Il. III, 7) die Kraniche das Pygmäenvolk; wahrſcheinlich iſt auch das wunderliche Scholion ἐαρινοί, das den Hn. *Heyne* bis ins Ungriechiſche hinein täuſchte, nur aus ἑωθινοί verſchrieben. Für *frühe* braucht ἠέριος noch Apollonius III, 417. 915; übrigens für *umnebelt* I, 580. IV, 267. 1239. Ein Beyſpiel, wo ἠέριος für *aërius, in der Luft*, ſtehe, kennen wir nicht; aber ἀέριος heiſst bey den Orphikern und denen, die Stephanus anführt, *in der Dunſtluft ſchwebend*: welche Dunſtluft der ſpäteren Weltkunde, zugleich mit dem Aether erhöht, unſerem Begriffe von Luft entſprach. — Bey I, 528—530 bewunderten wir bisher die erhabene Vorſtellung, daſs ein gewährender Wink des Göttervaters durch geheim ſchaffende Kraft den groſsen Olympos erſchütterte; und dieſe erläuterte Hr. Voſs bey Virgils Ecl. IV, 50 und Lb. IV, 493 durch ähnliche Vorſtellungen. Hr. *Heyne* fodert zur äſthetiſchen Bewunderung auf, daſs von einer ſanften Bewegung des Hauptes, und folglich des Körpers (*adeo quae corporis*), nicht nur der Thron, ſondern der ganze Berg erbebte. Wie groſs wohl der Gott ſeyn müſſe, und wie gewaltig, wenn er ſich ganz aufraffte! Aber, möchte man denken, ein ſo groſser und dickleibiger Gott ſäſse ſich feſt, und wipperte nicht auf dem Thron. Die *ſchwärzlichen Brauen* des Gottes träumte ſich ein Engländer *Whitacker* — wer ſollte es glauben? — *mit Indigo gefärbt*, unwiſſend daſs κυάνεος bläuliche Schwärze, im Gegenſatze der ruſsichten, ins Röthliche ſpielenden, bedeute. Hr. *Heyne* giebt ihm zu erwägen, warum denn die Alten, die doch der gemennigten Götterbilder erwähnten, vom blaugefärbten Haare nichts geſagt hätten; wenigſtens müſſe gezeigt werden, man habe ſchon zu Homers Zeiten Farben aus Indien, Aegypten oder Arabien eingeführt. Auf einen rothangeſtrichenen Zeus mit blauen Haaren ſich ernſthaft einzulaſſen! Bey V. 183 erwarteten wir die ſchon einigemal vermiſſte Erklärung, daſs ἵλαος mit den Abkömmlingen jeden *erheiterten* oder *begütigten*, und, weil man den Göttern Zorn und Haſs zutraute, gleich dem lat. *pacatus*, auch den *verſöhnten Gott* bezeichne. Dafür finden ſich die proſodiſchen Irrthümer, die wir oben rügten.

Wir eilen zu dem Schluſſe des erſten Geſanges. In der Obſervation zu V. 567 wird mit wichtiger Miene eine ganz neue Bemerkung (*aliquid nondum animadverſum!*) uns mitgetheilt: ἆσσον ἰέναι, *herannahn*, werde *allenthalben* von feindlichem Angriffe gebraucht, nie von friedlicher oder hülfreicher Annäherung. Woher das? hätte ein vorſichtiger Forſcher gedacht, und ſchwerlich auf vier zufällige Beweisſtellen, wovon Il. VI, 143 nicht einmal beweiſt, eine ſo befremdende Regel gebaut. Auch verſchwindet ſie wie Dunſt. Denn oben V. 335 ruft Achilles den Herolden nach einem freundlichen Gruſse, ἆσσον ἴτε, *nahet euch!* IX, 508 (504) werden ἆσσον ἰοῦσαι, *nahende* Töchter Kronions, die hülfreichen Bitten genannt; und XXIII, 8 ſollen die Myrmidonen mit ihren Wagen *ſich nahend*, ἆσσον ἰόντες, um den Patroklos wehklagen. — V. 587 lernen wir in der Note, ἐν ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι ſey entweder, *im Anblick*, d. i. *vor Augen ſehn*, oder ſo viel als σὺν ὀφθαλμοῖς. In der Obſervation aber wird die erſte wahre Erklärung verworfen; vielmehr ſtehe ἐν für σύν. Der Obſervator dachte σὺν ὀφθαλμοῖς ſich deutſch, *mit den Augen*, und vergaſs vor Eilfertigkeit, daſs es *cum oculis, ſammt den Augen*, wäre, wenn je ein Grieche ſich ſo wunderlich ausgedrückt hätte. Auch im Pindar. Ol. I, 140 läſst Hr. *Heyne* die ἐν πτεροῖσι, in Beflügelung laufenden Roſſe, σὺν πτεροῖσι, in Geſellſchaft der Flügel, laufen. Den Gebrauch des ἐν ὀφθαλμοῖσι bey den Tragikern erläuterte Porſon, Eurip. Or. 1018.

(Die Fortſetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *G. C. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im 598. V. wird durch Interpretation ein ganz neuer Sinn den Worten entlockt:

Ἄσβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσι,
Ὡς ἴδον Ἡφαιστον διὰ δώματα ποιπνύοντα.

Doch unauslöschliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahen, wie Hephästos in ämsiger Eil umherging.

Hr. H. wiederholt die alte Bemerkung, Homer beobachte den Anstand des heroischen Zeitalters, wovon weit entfernt die neumodische Artigkeit sey, und heifst uns nachsehn, oder nicht nachsehn, was der weiland ästhetische Klotz (*sein trautester*, εἴ ποτ' ἄρα γε!) und andere darüber gesagt haben. Hierauf deutet er gleichwohl die seligen Götter zu feinen Höflingen um. *Lachen*, sagt er, und *sich freuen* und *vergnügt seyn*, habe im Alterthum völlig dieselbige Bedeutung, und hier heifse *lachen* nichts anders als *lächeln*, μειδιᾶν. Da also Hephästos das ihm neue Amt eines Schenken gutmüthig übernahm, betrachteten ihn die *erheiterten* Götter *mit anhaltendem Lächeln*, ἀσβέστῳ γέλωτι, das nämlich die ganze Zeit über anhielt, während er einem nach dem andern den Becher zutrug. Auch bey dem erheiternden Netzfange des Hephästos Odyss. VIII, 326 hätte billig für Hr. Heynens Schönheitsgefühl übersetzt werden müssen:

Und anhaltendes Lächeln entstand bey den seligen Göttern.

Selbst wo die muthigen Freyer Odyss. XVIII, 100 sich *zu Tode lachen*, selbst wo ihnen XX, 346 Pallas Athene ein *unmäfsiges Gelächter* (ἄσβεστον γέλον) *des Wahnsinns* erregt, wird nur *simpliciter* ein anhaltendes satirisches Lächeln, *nihil amplius*, zu verstehen seyn. „Einige, fährt unser Aesthetiker fort, legen noch den Begriff des *hinkenden* Hephästos in ποιπνύειν, welches doch eigentlich vom *Aufwarten bey Tische* gesagt wird, ohne dafs man „an einen hinkenden Aufwärter denken darf". So entstellt der Mann seine Vorgänger! Man höre, wie verständig hier Eustathius, und mit wie richtigem Gefühl er urtheilt: „Würdevoller als alle erscheint Zeus, da er auf den „Hephästos Rede und *lächerliche Geschäftigkeit* sich gar „nicht einläfst; nächst ihm Here, da sie nur lächelt; „aber die übrigen Götter sinken zu unmäfsigen Lachen herab. *Mit bedachtsamer Thätigkeit arbeiten* „heifst ποιπνύειν in der Poesie. Auch das Lachen der „Götter behandelt Homers Muse mit Würde; denn dafs „*über den hinkenden Gang* gelacht wurde, verschweigt „sie, damit sie nicht scheine unzeitigen Spafs zu treiben." In eben dem Sinne versteht Clarke ποιπνύοντα, *pincernam agentem, sed et claude.* Die Götter lachten, dafs, statt der blühenden Schenkin Hebe (Il. IV, 2), das Ungeheuer mit zottiger Brust (Il. XVI, 410 ff.), um den Unmuth durch Lustigkeit zu zerstreun, die Becher umherzutragen sich anstrengte; weil dabey (läfst der Dichter hinzudenken) sein hinkender Gang sich noch lächerlicher ausnahm. Wer hat nun gesagt haben, dafs dem Worte ποιπνύειν der Begriff des Hinkens beywohne? Wessen Namen wagt Hr. H. dem Strohmanne zu geben, den zu erlegen er sich beeifert? Statt solcher ästhetischen Mifsdeutung und Verunglimpfung, hätte er anmerken müssen, dafs Homer die unzeitig erregte Leidenschaft gewöhnlich, wie in der Geschichte des Thersites Il. II, 212—270 (wo Hr. H. die aus einem fremden Auszuge ausgezogenen Urtheile der Selbstforscher auf seinem bekannten Richtscheumel aburtheilt), und beym Bogenversuch Odyss. XXI, 360—376, in ein Lachen auflöset. Gegen des guten Clarke richtige Bemerkung, der hinzugedachte Nebenbegriff des Hinkens werde durch den rhythmischen Nebenausdruck des schwerfälligen Ausgangs διὰ δώματα ποιπνύοντα, *in ämsiger Eil umherging*, noch gehoben, nimmt sich Hr. H. selbst ein satyrisches Lächeln heraus: *At mira sagacitate Clarke claudicationem in ipso metro sibi videbatur deprehendere. Adeo cavere opus est, ne sensum nostrum in poetas inferamus.* Aber Hr. H. läfst eher ἀπὸ δρυὸς ἠὲ ἀπὸ πέτρης, *vom Eichbaum oder vom Felsen*, mit sich kosen, als vom Versbau. Nicht einmal in dem berühmten τριχθὰ τε καὶ τετραχθὰ Il. III, 363, noch in dem langsamen und wehmüthigen Gange ψυχὴν πυκλήσιων Πατροκλῆος δειλοῖο XXIII, 221, vermag er irgend eine absichtliche Anordnung zu erkennen. Oder damit wir bey dem Mechanischen stehn bleiben: selbst der Vers Il. XV, 18, der einzige im Homer, der gegen die Cäsur verstöfst, macht Hn. H. nicht aufmerksam; und Bentleys Aenderung ὅτε τε κρέμω giebt ihm nichts weiter zu denken, als, was er selbst bis zum Ekel wiederholt, dafs im Ionischen das Augment wegbleiben könne. Für ὅτε τε, *quando utique*, welches wir nicht kennen, möchte vielleicht ὅττε, sicherer ὅτε περ, wie Il. XX, 188, zu lesen seyn, um eine flüchtige

tige Verweilung, die der Regel schon genügt, zu erlangen: Ἡ οὐ μέμνη, ὅτε περ || πρέμα ὑπόδην.

Endlich bey Il. I, 601—604 lehrt die Note, dass die Götter des Olympos ein Leben führen, wie die Heroen. Dann, ἀμοιβάδις ὀπὶ seyn die Musen, weil sie *entweder* sich selbst im Wechselgesang antworten, *oder dem vorspielenden* Apollon. Die viel wortreicher vorgetragene Doppelerklärung gehört dem Eustathius, der nicht daran dachte, dass Odyss. XXIV, 60, wo kein Apollon dem Reigen vorspielt, nur Wechselgesang gegen einander gelten kann. In der Observation, dem unverkennbaren Eigenthume des Hn. *Heyne*, zeigt sich ein ganzes Raupennest, welches wir, ehe die Brut zum Schaden umher kriecht, ausschneiden und zertreten wollen. „Die Götter hatten „den ganzen Tag unaufhörliche Mahlzeiten". Falsch! Selbst hier war ein Theil des Morgens vor dem Frühmahle vergangen, während die Götter von den Aethiopen heimkehrten, und Zeus mit der Thetis sich besprach; jetzo den ganzen *übrigen* Tag hindurch (wie V. 472) feyerten sie in Zeus Saale die Aussöhnung mit verlängertem Schmause, das ist, mit Nectarnippen und erfreuendem Reigengesange. In Anfange des vierten Gesangs, da seit dem Morgenschmause alles im dritten besungene geschehn war, finden wir die Götter in Zeus Halle vor dem Palaste, wo sie nach dünnen genossenem Ambrosiamahl, bey Nectar rathschlagten, und auf Troja herabschauten. „Eben „so schmausen in der Odyssee die Freyer und Alkinoos „den Tag hindurch". Falsch! was kein Kenner der Odyssee bewiesen verlangt. „Wie bey diesen zum „Festmahle Gesang und Cyther sich gesellt, so ist bey „den Göttern Apollon der ἀοιδός". Der arme Apollon, der, während die anderen Götter schmausen, am Pfeifertische vorspielen soll! Nicht bey den Freyern einmal, noch bey Alkinoos, hatte der ἀοιδός, das ist verdolmetscht der *Sänger*, ein so trauriges Loos. Erst, *nachdem die Begierde des Trunks und der Speise gestillt war*, spielten Phemios und Demodokos zu Gesang und Reigentanz, Odyss. I, 150. 422. VIII, 72. 262. 485; obgleich die üppigen Freyer (XVII, 270. 358) auch nach gestilltem Hunger bey der Musik noch fortschwelgten, und erst gegen Abend (XVII, 605) zu Reigentanz und Gesang aufstanden. „Neu ist, und „dem homerischen Gedichte so fremd, als dem Leben „der Heroen, dass die Musen mitsingen, denn bey „den Heroen wird blos ein ἀοιδός ohne singende „Weiber aufgestellt". Der Observator denke sich mitsingende Weiber nicht als Sängerinnen im Concert, sondern nach griechischer Sitte im *Reigen*, der, wie bekannt seyn sollte, Gesang mit Tanz oder lebhaft nachahmenden Gebehrdungen, vereinigte. Wir nun Odyss. XXIII, 143—147 nach der Harfe Männer und Weiber, und Il. XVIII, 567—572 Jünglinge und Jungfrauen mit Gesang tanzen: eben so hier die Musen um den anführenden Apollon mit der Harfe, die, nach Pindars erster pythischer Ode, dem Apollon zugleich und den Musen zum Tanzschritt und Gesange den Tact bestimmt. Wegen des Zirkelbeweises: Jene Stellen Homers sind verdächtig, weil sie neuere Begriffe enthalten; und die Begriffe sind neu, weil sie in verdächtigen Stellen vorkommen: erkundige er sich bey den Logikern. „Neu ist auch, dass die Mu„sen Wechselgesang anheben." Wiederum der Zirkel! Und woher nun bestimmt ein Wechselgesang, nach jenem abgeschriebenen *Entweder — oder*? „Bey „Hesiodus und andern führen die Musen Chortänze „auf, und Apollon ist der Chorag". Chortänze mit Gesang sind Reigen; die haben wir auch hier, sammt dem Anführer Apollon. Bey Hesiodus (Theog. 1—70) halten die Musen ihre Reigen, wie im letzten Gesange der Odyssee, ohne Apollons Anführung; im Schilde (V. 202) begleitet Apollon den Chortanz der Unsterblichen mit Saitenspiel, indem die Musen den Gesang anheben. Auch in dem homerischen Hymnus 188—209 singen im Festreigen die Musen, mit schöner Stimme sich antwortend, indem die Chariten und Horen, auch Harmonia, Hebe und Aphrodite sammt Artemis, und die Jünglinge Ares und Hermes, zum rhythmischen Geberdenspiele des Tanzes sich gesellen, und Apollon, schön und erhaben einherschreitend, mit rege geschwungener Fuse und Leibrock, die Gitarre erklingen lässt. Dagegen in dem Hymnus an Artemis führt sie, die Schwester Apollons, den Tanz der Musen und der Chariten an: wie sie in der Odyssee VI, 102 nach der Jagd mit ihren begleitenden Nymphen tanzt, ein Bild der Nausikaa, die eben daselbst nach vollendeter Arbeit sich mit ihren Mägden im Balltanze beluftiget. Dass παίζειν und *ludere* von der vereinigten Lust der Musik, des Gesanges und Tanzes, wie unser *spielen* von der Musik allein, gebraucht wurde, dies zu bemerken, dürfte für manchen nicht überflüssig seyn; vergl. Odyss. VIII, 251. 372. Athen. I, 11. p. 14. Voss bey Virg. Ecl. I, 10. „Der XXIV Gesang der Odyssee, wo V. 60 die „Musen um einander singen, ist eines spätern Rha„psoden Werk." Das haben spätere Grammatiker dem Hn. H. mit wunderlichen Trugschlüssen eingebildet. „Merkwürdig ist auch im Olymp, dass bey den „Schmäusen Göttinnen sitzen (*deae feminae* sagt „Hr. *Heyne*, welchem auch *deae mares* bekannt seyn „mögen); da bey den Mahlzeiten der Heroen nir„gends Weiber vorkommen." Wir erinnern Hn. H. an Arete Odyss. VII, 141. XI, 335. XIII, 57; an Klytemnästra XI, 422; an Helena XV, 122—170; woraus sich ergiebt, dass die Hausfrau gewöhnlich mit am Gastmahle sass. Helena hatte IV, 120 den zur Nachhochzeit geladenen Weibern in ihrem Gemach einen Schmaus gegeben; für Penelope war Theilnahme am Schwelgen der Freyer unschicklich und unverheyrathete Töchter, wie Nausikaa, durften nicht in Männergesellschaft kommen, Odyss. VI, 288. Jungfräuliche und vermählte Göttinnen aber erschienen als Beamtete am rathschlagenden Mahl. „*Vides*, „ruft Hr. H. am Schluss, *quam multa in his sint, quae „scrupulum injiciant*". In einen schlotternden Schuh fliegen leicht Steinchen. — Noch eine ästhetische Bemerkung bey I, 606 zu guter Letzt: „Wir behalten, heisst es, die herrschende Lesart κακκείοντες, „ob-

„obgleich sie unseren Ohren nicht sehr lieblich klingt, „*etsi sane parum suavis ad aures nostras*". Welche Kakophonie klingt denn so unlieblich, wenn nicht für Homers Ohren, doch für die Unsrigen? Homer suchte ja Wohllaut, indem er κακκεφαλῆς in καχκεφαλῆς, wie κάπβαλεν in κάββαλεν, abglättete. Und zwey mit κ anfangende Sylben nach einander, wie κακός, *coeus*, *Kokos*, was haben sie anstöfsiges? Wird wohl einer so kindisch seyn, bey κάββαλεν an *kabbeln* zu denken, und bey κακκείω an etwas, das die *Nostri* mit den griechischen Kindern gemein haben? Weg damit! Aus Athen rufts: Ἀπὸ κάκκης τὴν ῥιν' ἄπεχε!

IV. *Leerer Schein der Excurse über Partikeln.* — Nach so vielen, gleich im Eingange des Werks aufstofsenden Proben von mangelhafter Sprachkenntnifs, worunter einige sehr *flöfsig* sind, wird wohl kein Kundiger erwarten, dafs die langen, den fortlaufenden Observationen nachtrabenden Worterklärungen, jene so genannten Excursus, κονίοντες πεδίοιο, *in staubender Flucht durch die Felder*, der Damasprache ein sonderliches Licht schaffen. Wer Lust an Getümmel hat, der kann sie schon hinter dem ersten Gesange büfsen, wo die Ausläufe über die Hauche in λευκὼς λευκὸς Ἠρη und πόντια δῆρη, über den Gebrauch von αἴ κε, εἰ κε, εἰ ἄν, ἐάν, über Quantität und Hauch in ἐρύω, über die Orthographie von εὐναιόμενον und ähnliche, über ἄτιμος und τιμή, über ϝο, ϝεσ, οὗ, ϝου, οἱ, ϝοι, ἕ, ϝε, ὅς, ϝος, ὅσος, ϝεος und ἑός, (welchen Excurs Hr. H. im VII. Tom. p. 748 selbst widerruft) hin und zurück fahren, oder, nach dem Kunstausdruck, *schwadroniren*. Ihnen nachsetzen mögen wir desto weniger, da ihre Fahrlässigkeit, besonders über die homerischen Partikeln, durch sichtbare Unlust bey dem ersten Ausritte von F, 66 sich also ankündiget: „Ueberhaupt ist bey der Lehre von den Partikeln „nicht auf Homer irgend eine besondere Rücksicht „allenthalben genommen worden. Da aber die Partikeln in einer gelehrteren Bearbeitung eine besondere „Sorgfalt verlangen: so darf man der, obgleich beschwerlichen Mühe einer fleifsigeren Erforschung „nicht ausweichen". Dieser ekel thuenden Aeufserung folgt den Excursus, mit der Lehre, dafs αἰ und εἰ, κε und ἄν, nicht verschieden sey, und bey ihnen der Conjunctiv oft die Form des Indicativs habe, auch bey ὡς ἄν, ἵνα, ὄφρα. Dann noch bey I, 81 eine besondere Observation von εἰ und εἴ κε. Dann wieder ein besonderer Excurs von ὄφρα, mit dem Subjunctiv und Optativ, auch von εἰως κε und εἴσομαι, IV, 300. Wieder ein besonderer von εἰ κεν, V, 212: worin er, nach zwey weitläuftigen Abhandlungen bey I, 66 und 81, daselbige noch einmal *omnino paucis*, wie er sagt, abhandelt, und dortige Verwirrungen durch angezeigte *Druckfehler*, berichtigen will; obgleich sein gelehrter und wackerer Corrector, viele seiner eilfertigen *Schreibfehler* verbessert zu haben, in der Vorrede (Tom. I. p. XLIX) gelobt wird. Dann wieder ein besonderer Excurs von ἵνα, μὴ, ἵνα μή, μήπως, ὅπως μή, VII, 335: womit ὡς, ὥστε, ὅπως, ὄφρα meist einstimmen. Wieder ein besonderer von ὡς, ὥς ἄν, ὥς κεν, ὡσεί, ὡς ὅτε, ὥς τε, IX, 111. Noch ein besonderer von ὅπως; IX, 251, mit einer vornehmen Schlufsrede über die Kleinigkeiten. Und wieder ein besonderer von ὁπότε mit und ohne ἄν oder κε, IX, 698, welches ὁπότε mit ὅτε ungefähr gleich sey. Und zuletzt noch ein besonderer von ὅτε, ὅπαν, ὅτε κεν, ἐΰτε, ἐΰτ' ἄν, ἐΰτε κεν, XII, 41. Welch ein Schatz von Partikelgelehrsamkeit denkt der Unkundige; und er hat auf 25 Seiten in 7 Rotten zerstreut, nur verwirrte Collectaneen für eine *einzige Art von Partikeln*, deren Gebrauch ein anderer etwa auf Einer bis zwey Seiten bestimmt hätte. Noch unrichtig gezählt; aber ein anderer übernehme es! In vielen einzelnen Observationen, und dann noch in den Supplementen erhalten wir zu jenen Abhandlungen noch verbessernde Nachträge Tom. IV. p. 673. 683. 704. Tom. V. p. 707; und sogar p. 714 für den verbessernden Excurs bey Il. V, 212 einen wieder verbessernden Nachtrab; und, damit wir zur Ruhe eilen, endlich und zu allerletzt, in einem Excurs für Il. XXIII, von p. 545 bis 550 noch einen ganzen Gufs derselbigen Partikelgelehrsamkeit, mit Rückweisungen auf die vorigen verbesserten und unverbesserten Ergüsse. *Diutius forte*, fügt er hinzu, *quam pro rei gravitate, immoratus sum his subtilitatibus grammaticis.*

Uebrigens giebt Hr. *Heyne* über die von ihm selbst für wichtig erkannten Partikeln in den 7 dicken Bänden voll Noten und Observationen gerade so viel, dafs man wohl merkt, er sey etwas weiter gekommen, als sein *Wood*, der sie alle für Flickwörter zum Versbau hält (*Originalgenie des Homer* p. 301), aber nicht weiter, als der von ihm aufgefrischte lateinische Wortübersetzer, der alles mit *omnino*, *utique*, *quidem*, abthut, oder als er selbst in Bestimmung der Virgilischen Partikeln, *nam*, *enim*, *dvinde*, *scilicet*, *nempe*. Ein paar Beyspiele. Il. VII, 328 beginnt die Rede: Πολλοὶ γάρ τεθνᾶσι; *viele ja sind gestorben*, worauf folgt, *drum lafs den Krieg ruhen, bis wir sie verbrannt haben*. Jeder sieht, dafs γάρ den Begriff der Ursache, den unser *denn*, *weil*, und das nachfolgende *ja* hat, nicht verleugnet. Hr. H. spottet über Clarke, der eine solche *Observatiuncula* ihm sechshundertmal (und doch nicht oft genug!) einschärfte, und versichert, jenen Gebrauch bey Seite gestellt, hier sey γὰρ völlig was μέν, δή, τοί, ἄρα, zusammengesetzt aus γε ἄρα, γάρ, *sane*. Zu verspotten, was man zu leugnen nicht wagt, und dann durch solches Gewirr sich zu bestrafen! Umständlich hat diese und andere Bedeutungen von γὰρ auch Vofs bey Virgils Landbau und im *Neuen Schulmagazin* I, 1. S. 159 ff. dargethan. Noch umständlicher am letzten Orte die ganz unbemerkte Regel, dafs der Grieche *dieser* und *jener* sagt, wo die neueren Sprachen *hier* und *dort* haben; z. B. ἡμῖς οἵδε πάντες, *wir alle hier*; Νῆῦς δέ μοι ᾗδ' ἔσχεν, *mein Schiff steht dort*; woraus sich die wahre Erklärung von Odyss. XII, 73 ergiebt, οἵδε δύω σκόπελοι, *dorthin* (gegenüber) *sind zwey Felsen*. Für die Ilias erläuterte die Bemerkung XI, 611, ὄντινα τοῦτον ἄγεις, *welchen er dort herführt*;

XII,

XII, 240, εἰτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε, *oder auch links dorthin*; XIX, 344, κεῖνος ὄγε. . . . ἧσται, *jener sitzt dort*. Hr. H. bedarf keiner Erläuterung; er schweigt.

Dagegen ist er bey III, 180, εἴ ποτ' ἦην γε, in Noten und Observationen weder stumm noch karglaut, obgleich er dem εἰ ausserdem in drey mühseligen Streifzügen nachgestellt hat. Helena, von bitterer Reue und Sehnsucht nach dem verlassenen Gemahl überwältigt, nennt dem Priamos auf der Mauer den Agamemnon, und schliesst mit bethränten Worten: Δαὴρ αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος, εἴ ποτ' ἦην γε. Der Zusammenhang beweisst hier, und wo es sonst vorkommt, dass das letzte ein Ausdruck schmerzhafter Erinnerung sey; Helena sagt gleichsam, wie Eustathius sie versteht: *Er ist es nicht mehr, aber vordem war ers!* Es wird also πότ' ἦην mit dem verstärkenden γε in eben dem Tone gesprochen, wie das wehmüthige *fuimus Troes* bey Virgil. Die Frage ist, wie sich εἰ hiermit füge? In der gewöhnlichen Bedeutung *wenn* gewiss nicht; wohl aber als elliptischer Ausruf, *wenn doch!* für *wenn ers doch jetzo noch wäre!* Eine Partikel des Wunsches, wie *uti, utinam, si, o si*, ist nicht nur εἰ γὰρ und εἴθε, *wenn doch!* sondern auch εἰ, z. B. Eurip. Hec. 836, εἴ μοι γένοιτο, *wenn mir doch würde!* Eine andere Form εἶδε kommt elliptisch in εἶδ' ἄγε, *auf!* als ermunternder Ausruf für das spätere εἶα, bey Homer und in der orphischen Argonautik vor. Bedenkt man nun die nebengehenden Formen αἴ γὰρ und αἴθε, und das verkettete ἐ, wovon ἔαν und ἤν stammen: so kann man kaum zweifeln, dass selbst die Ausrufungen αἰ und 'ε elliptisches Ursprungs sind, und dass ein dazwischen gehörendes αι, als Ausruf der Sehnsucht und der Ermunterung in Εἴ ποτ' ἦην γε, εἶδ' ὄφελες und εἶδ' ἄγε sich erhalten habe. Treu ist also und poetisch die Vossische Uebersetzung von Il. III, 180:

Schwager mir war er vordem, der schändlichen; ach er war es!

ob sie nun durch solcherley Rechnungen gefunden, oder durch Gefühl des Nothwendigen getroffen sey. Bestimmt wissen wir, dass ein anderer schon längst dieses εἰ als elliptischen Ausdruck des Wunsches: *wenn ers noch wäre! ach dass ers wäre! aber vordem war ers!* — mündlich und schriftlich mehreren Freunden entwickelt hat. Ja, selbst Hr. *Heyne* in den *Supplendis* zu II. I, 415, wo er die Erklärung von αἶψ' ὄφελες ἧσθαι nachholt, macht die verständige Bemerkung: *Videtur αἴ, εἰ, αἶθε, εἶθε, absolute acceptum fuisse, ah! hem! debebas desidere.* Hätte er so bey Il. III, 180 gedacht: so fänden wir auch hier, was wir loben könnten. Jetzt wollen wir seine Interpretation von εἴ ποτ' ἦην γε anhören, deren *studium immane loquendi* zwar bis zum Erträglichen gedämpft werden muss. In der Note heisst es: vielleicht stehe εἴποτε für ὁπότε, *quando ille erat focer meus; tum cum*. Zu deutsch: *er war mein Schwager, damals als er mein Schwager war*, oder (wie Hr. H. in Gedanken sagt), *als er mein Schwiegervater war*. In der Observation wird mit der Erklärung eines Scholiasten, *wenn er je Schwager war, so war er der meinige*, die obige des Eustathius für widerlich (*putida*) erklärt; des kleineren Scholiasten ἐάν ποτε ἦν enthalte einen Solöcismus. (Wie das? Er weiss also nicht, dass auch ἦν durch ἄν Ungewissheit empfängt: *Wenn er etwa es jemals war.*) „Er habe die „Neueren befragt, aber wenig gelernt; weil sie ent„weder auslassen, oder auf mancherley Art übersetzen. „Eigentlich sey es: *si unquam, si modo fuit*, oder, *si „quidem fuit*". Deutsch, *wenn er anders je*, oder, *falls er je es gewesen ist*. Das letzte *siquidem* ist aus der lateinischen Uebersetzung. „Clarke sammt andern „greife fehl, auch der Scholiast bey Il. XXIV, 426 „mit seinem ἕως γε". Falsch angeführt. Der Scholiast sagt ἕως περ ἦν, *dum erat in vivis*: welcher Sinn, wenn εἰ das überhaupt bedeuten könnte, und wenn dann ein lobendes Wort, *der geliebteste, der herrliche*, vorginge, keine Abweisung verdiente. „Als „Wunsch, heisst es weiter, könne εἴποτ' ἦν nicht ge„nommen werden, dann müsse εἴθε für εἴποτε stehn." Und dann käme der alberne Sinn: *Wäre ers doch gewesen!* „Besser als die übrigen sey Damms Ueberset„zung: *quum olim essem (esset) quidem*". (Welches Damm also verdeutscht: da er ehedem lebete.) „Ihm selbst scheine, nach Vergleichung ähnlicher Stel„len im Homer, nichts passender, als festzuset„zen, dass, εἴ ποτε in der alten Sprache für ὁπότε, „ὅτε, ἐπειδή, gesagt worden sey." So wäre denn aus der alten Sprache, die den Sonntagskindern im Traume vorkommt, für εἰ die Bedeutung *als* oder *wann*, und nebenher *nachdem* oder *weil*, festgesetzt: welcher schwankenden Festsetzung die beybehaltene Dolmetschung, *Levir utique meus erat inverecundae, siquidem fuit* (wo blos *fuit* in *erat* verwandelt ward), einen noch weiteren Spielraum giebt. Wenn wir nun an die obige Lehre des Hn. H. zurückdenken, dass κυνῶπις ein grobes Schimpfwort des heroischen Zeitalters sey: so haben wir an diesem Verse ein ausbündiges Beyspiel von der neumodischen, mit Kritik und Aesthetik sanft gewürzten Interpretation. Den rühmlichen, in der Vorrede (T. I. p. XXIII) angekündigten Vorsatz des Hn. *Heyne*, weiter als die Philologen vor ihm zu gehn, die Sachen und Vorstellungen besser zu entwickeln, und besonders das Gefühl des Wahren und des Schönen zu schärfen, befördere eine in seinem Geiste versuchte Uebersetzung des Musterverses mit Variationen:

Schwager gewiss war er Mir handsüngigen, {als / falls / weil} er es einst war.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Möchte doch einer mit geschärftem Gefühle des Wahren und des Schönen den ganzen Homer, so rein aus der Seele dieses Erklärers aufgefafst, in deutschen Hexametern darstellen! Hr. *Heyne* klagt (T. I. Praef. p. XXIV. T. III. p. CXIV), dafs unsere metrischen Uebersetzungen Homers (denn durch Virgils Verdeutschung scheint ihm manchmal sogar der feinere Wortsinn eröffnet zu seyn, Praef. 3 ed. Virg. p. VIII), aber dafs Homers Uebersetzungen, unter welchen übrigens die Vossische in ihrer Art wohl zu den vorzüglichsten gehöre, dem richtigen Verständnisse Homers aus mancherley Ursachen durchaus nicht förderlich gewesen seyn; dafs sie vielmehr, was noch schlimmer ist, den Eifer für die akademischen Vorlesungen über Homers Werke, nachdem solcher durch die Ausgaben Ernestis, Hagers, des Baselers, des Wernigeroders, Niemeyers, des gelehrten und tiefdringenden Wolf, der gröfstentheils die Glasgower Ausgabe sehr genau abdrucken lassen, (und, wir können errathen, wodurch noch weiter) entflammt worden war, plötzlich durch erregte Anmafsung wieder abgekühlt haben. Eine wörtliche Uebersetzung hingegen, wie etwa die von ihm aufgenommene alte lateinische, welche er selbst ehemals (Ep. ad Tychsen. p. IX) *omnium ineptissimam* nannte, und deren Verwerfung er für *nützlich* erklärte, eine solche Uebersetzung, meynt er jetzt (T. III. p. CXV), sey zwar als schönes Kunstwerk nicht sehr zu empfehlen, aber *desto nützlicher* durch buchstäbliche Treue. Wer treuen Abdruck des Heynischen Sinnes in Worten, die er zugleich schön finden kann, mit erträglichen Hexametern zu vereinigen weifs, den erwartet am palmtragenden Ziele der Ruf:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci

C. SACHKENNTNISS.

Homers Werke nicht blofs nothdürftig nach den Worten zu dolmetschen, welches in der älteren Schule *exponiren*, in der neueren *interpretiren* heifst, sondern mit Verstand und Gefühl, wie ein gleichzeitiges Kunstwerk, zu erklären: dazu wird geübte Einsicht, sowohl in den allgemeinen Fortgang der Sittlichkeit und der Sprachbildung, als in die besonderen Sitten, Künste, Vorstellungen und Ausdrücke des homerischen Zeitalters, erfodert. Mit Recht lehrt auch der neue Herausgeber (Tom. I. p. XXIII), man müsse nicht, wie vor 40 Jahren, da Ernesti obwaltete, bey blofser Kritik und Philologie, das ist, bey scharfsinnig angewandten Sprachkenntnissen, stillstehn sondern in den *Sachinhalt* selbst eindringen, und des Dichters Meynungen in ihrem ganzen Umfange sorgfältig fassen und entwickeln, damit durch klares Verständnifs das Herz des Wahren und des Schönen empfänglich werde. Vortrefflich; und ganz in dem Sinne des philosophischen Sprachkenners *Reimarus*, dem Hr. *Heyne* bey seinem Virgil und Pindar noch nicht völlig beypflichtete. Schon vor 50 Jahren, und lange vor der Epoche der modernen Interpretation, zog dieser gründliche Mann die Erklärungskunst in die Vernunftlehre, deren Regeln sie auf Sprache und Alterthümer anwende. Eine davon, die Hr. *H.* nunmehr anerkennt, wiederhohlen wir, um uns und andere zu ermuntern. *„Da auch Begriffe von den Sachen erfodert werden, wenn einer einen zusammenhangenden Verstand aus den Worten herausbringen will; so mufs man so viel historische Erkenntnifs von der Natur, von Personen, Oertern, Geschichten, Gebräuchen, Meynungen, und so viel Wissenschaften, als möglich ist, mitbringen, oder dieselbe in den gehörigen Hülfsmitteln suchen.“* So Reimarus, oder die gesunde Vernunft.

Zwar in den eben gemusterten Worterklärungen des ersten Gesangs kamen auch einige, nicht unbedeutende *Mängel der Sachkenntnifs* zum Vorschein: als vom Begriffe der Wahrsagung, von den altgriechischen Opfergebräuchen, von der unhöfischen, aber darum nicht rohen Denkart der Achaier, und der nachhomerischen Hellenen, von vorbedeutender Wendung bey heiligen und anderen Geschäften, von Sitten der Gastmähler, vom Reigentanz, vom Weiberverkehr. Schlimm! doch auch diese für milddenkende verzeihlich, weil der thätige Mann die Augenblicke zum Nachdenken und Schreiben aufhaschen mufste, und nicht immer ein willkommener Vorgänger ihm leuchtete. Habe der *Sachkenner* nur die durch den ganzen Homer herrschenden Vorstellungen, ohne welche man allenthalben stockt oder strauchelt, immer im Gedächtnifs gehabt. Habe er nur die allgemeinsten Begriffe des homerischen Zeitalters, in welchem die Ilias und die Odyssee entweder als vollendete Werke, oder, wenn man will, in zerstreueten Theilen für spätere Zusammenfügung, entstanden sind, den Lehrlingen unter dem Text in verständliche Aussprüche gefafst,

ist eine kritische Kleinigkeit. Bald darauf (observ. I, 425), nach der Klage, dass man hier nichts aufs Reine bringen, und leichter andere widerlegen, als selbst etwas unwiderlegliches aufstellen könne, fügt er hinzu: „Jene Erklärung sey freylich gemacht worden, „und lasse sich anhören; wenn man indess die Worte „strenge *nach der Grammatik* nehme, so könne *auch „dieser* Sinn herauskommen: *Zeus ging zum Vater „Okeanos, um indessen, bey den Aethiopen gelegenen, „Wohnung ein Gastmahl zu geniessen.*" Nach welcher Grammatik ist μετ' Αἰθιοπῆας etwas anderes, als *zu den Aethiopen, unter die Aethiopen*? Oben I, 222, wo Athene nach dem Olympos geht, δώματ' ἐς αἰγιόχοιο Διὸς μετὰ δαίμονας ἄλλους, *in die Wohnung des Zeus zu den anderen Göttern*, wird völlig wie hier ἐς dem Orte, μετὰ den Anwesenden, zugefügt. Diese Kleinigkeit trifft nur den Grammatiker, den wir schon im Vorigen erkannt haben. Jetzt an den Erklärer der Geographie; wenn einer so heissen darf, der bloss erkläft, dass sie nicht zu erklären sey. „Man hat (fährt er fort) „die Stelle Odyss. I, 22 verglichen, wo „Poseidon zu den Aethiopen, den äussersten Menschen „gegen Aufgang und Untergang, um ihr festliches „Opfer zu empfangen, gewandert war; und offenbar „hat *der Verfasser jener Verse* unsere Stelle in dem „obigen Sinne (von einem Feste der Aethiopen am Okeanos) „verstanden, und weitläuftiger ausgeführt." Nach vielem Hin- und Herreden besinnt er sich noch, das in der Ilias XXIII, 205 Iris ebenfalls ein Fest der Aethiopen an den Fluten des Okeanos besuchen will; und antwortet dasselbige, indem er bloss willkürliche Dichtung jedes besonderen Verfassers, keine stehende Volkssage, ahndet. Er spricht weiter: „Auf „die Lage der östlichen und westlichen Aethiopen ha„ben die Gelehrten viel Mühe gewandt, um sie geo„graphisch, bald nach *unserer*, bald nach der *alten* „Kenntniss des Erdkreises zu bestimmen." Jenes thaten die Preiskämpfer, dieses Hr. Voss. „Wie aber „das Aethiopenland zu Homers Zeit beschaffen war, „und wie weit es sich erstreckte, weiss man nicht. „Wenigstens das wissen wir, dass es sich weit erstreck„te, und den Alten wenig bekannt war." Wenigstens ist dem Hn. *Heyne* die Vorstellung der Alten von den *Aethiopen* so wenig bekannt, als von den *Hyperboreern*, die er *in der ältesten Zeit* den Griechen gegen *Norden* setzt (Il. XVI Exc. II. p. 283). „Vielleicht (meynt er) „kamen von den *über Aegypten wohnenden „Aethiopen* einige dunkle Gerüchte durch Handesge„sellschaften zu den Aegyptern, und durch diese zu „den Griechen; muthmassen kann man so etwas, aber „bestimmen nichts. *Daher* darf man auch nicht für „gewiss behaupten, dass ähnliche Fabeln in andern „alten Gedichten mit dieser Stelle etwas gemein ha„ben; wenigstens bieten die *Worte* nichts dar. Die „*herrschende Meynung* ist, hier werde ein Fest in Thebe „oder Diospolis angedeutet, wo jährlich eine Kapelle „des Zeus auf dem Nil nach Libya oder Aethiopia „fuhr, und am zwölften Tage zurückkehrte; denn „Okeanos heisse der Nil bey den Aegyptern. So ur„theilten Diodor und mehrere Grammatiker. Andere, „wie *Gatterer us w. o. s. t. e. r*, gaben astronomische „Erklärungen, u. s. w." Treffliche Auszüge, die aus den Alten das Wichtigste vollständig umfassen sollen! Wie Homers Zeitgenossen, und lange nachher Mimnermus, Pindar, die Tragiker, und die von Apollodor, Hygin, Quintus, Nonnus, auch von seinem Diodor anderswo ausgeschriebenen, sich östliche und westliche Aethiopen gedacht; und wie die verständigsten Ausleger bey Strabo, und andere, vorzüglich der Astronom Geminus, dieses Fabelvolk, *vom östlichen Gestade des Okeanos hinter Kolchis bis zum westlichen am Atlas gestreckt*, als die älteste Vorstellung, gegen umdeutende Alexandriner vertheidigt haben: davon meldet er kein Wort, um nicht uns und sich selber durch ungehörige Dinge zu verwirren. Aber von den umdeutenden Alexandrinern hebt er *Eine* Meynung, als herrschende, heraus; und sein Auszug ist vollständig. Unbekümmert um den äthiopischen Memnon, den Sohn der Eos, und um den Aufgang der Sonne bey den Aethiopen, lässt der Bescheidene, der nichts bessers zu wissen sich unterfängt, sich die Aethiopen am Obernil für die homerischen aufbinden; und wir selbst mögen nachdenken, wie Poseidon Odyss. V, 282. 380 auf dem Wege vom Ober-Nil nach Aegä so weit ostwärts zu den Solymerbergen ausweichen konnte. Ehmals fühlte er doch bey Virgils Aen. VII, 286 diese Unschicklichkeit, und liess, sie zu heben, den Gott von den südlichen Aethiopen über die Elymerberge oder den sicilischen Eryx zurückkehren. Als aber in den Myth. Briefen I. p. 177 seine Unkunde der östlichen Aethiopen und des homerischen Siciliens, wie im deutsch. Museum 1780, 2 St. p. 241, von neuem gerügt worden war; gab er in der letzten Ausgabe die Elymer auf, und wollte nun selbst schon lange bey Strabo die weit verbreiteten Aethiopen, die hier *im östlichen Asien jenseits der Solymerberge* wohnen, bemerkt haben. Was bewog ihn denn, seine schon längst gemachte richtige Bemerkung jetzt dem vollständigen Auszuge aus Homers alten Erklärern zu misgönnen, und dafür die jüngsten astronomischen Grillen, die er selber verwirft, aufzutischen? Warum beym Homer einen wichtigen Satz der homerischen Geographie verhehlt, den er beyläufig beym Virgil ἑκὼν ἑκόντι γε θυμῷ als wahr einräumte?

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir sagten, die astronomischen Grillen verwirft Hr. *Heyne* jetzt selbst. Dass er sie vormals nicht verwarf, wollen wir aus den *Myth. Briefen* I, 4. p. 27 in Erinnerung bringen. „Homer, heisst es „dort, lässt die Götter zwölf Tage bey den Aethio„pen ostwärts am Oceanus schmausen. Hr. *H.* (*comm. „de fab. Hom.* p. 53), über die *commenta* der Gram„matiker handschlagend, vermuthet *ein altes Philoso„phem der zwölf Monate*, da die Götter, d. i. die Son„ne, über den zwischen uns und dem südlichen Erd„kreise geglaubten Ocean, *zur anderen Hemisphäre*, „nicht eben auf zwölf Monate, aber doch für den „Winter gingen. *Zwölf Monate*, und eine *Erdkugel*, „schon vor Homer! Und dieses so wichtig angekün„digte Philosophem ist gleichwohl dem Macrobius (*Sat.* „I, 23) entwandt worden.“ Man erwartet gewiss von Hn. *Heyne* das aufrichtige Bekenntniss, er selbst habe sich einst mit astronomischem Grillenfange beschäftigt, aber jetzt das Spiel aufgegeben. Er hütet sich wohl. Sein College *Gatterer* und *Costard* mögen zur Schau stehen, und die Stoiker mit ihren *subtilioribus argutiis*, die er bey Macrobius (*Sat.* I, 23) nachweilet: das ist, in derselbigen Rüstkammer, aus welcher Hr. *Heyne* selbst sein spitzfindiges Fanggeräth mit verschwiegenem Dank abholte.

Hn. *Heynens* ungrammatische Erklärung von Il. I, 423, dass Zeus den Vater Okeanos in seiner Wohnung bey den Aethiopen besucht habe, führt die Frage herbey: Wo denkt sich Hr. *Heyne* die Wohnung des Okeanos? Wenn der Herrscher des Weltstroms, wie andere Stromgötter, in seiner felsigen Quellgrotte wohnte (Aeschyl. Prom. 300); an welchem Ende schienen den Alten des Okeanos Quellen zu entspringen? Bey Il. XIV, 200, wo in der That von einem Besuche des Urvaters geredet wird, antwortet Hr. *Heyne* in der Note: „Der Dichter bestimmt nicht, in „welcher Weltgegend der Palast des Okeanos besucht „werde. *Nicht im Westen; denn* dort ist der Palast der „Nacht und des *Sonnengottes*. Es bleibt die *Südge„gend übrig*: wohin vielleicht die Aethiopen Il. I, 423 „gehören.“ An dieser Erklärung mögen die Jünglinge ihren Verstand üben. Der Dichter bestimmt nichts über die Wohnung des Okeanos: sie bleibt also, erwarten wir, unbestimmt, ob im Westen oder Osten oder wo sonst. Nein, hören wir, nicht im Westen; das weiss er bestimmt! Woher denn? Aus Homer gewiss nicht; aber vielleicht, wofern er nicht Eingebungen hat, aus den nächstfolgenden Alten, bey denen Homers geographische Fabeln noch fortdauerten. Ein solches Zeugniss, wenn es gestellt werden kann, wird uns gültig seyn; nur müsste Hr. *Heyne* es nicht stellen wollen, der eine gemeinsame und fortdauernde Geographie des homerischen Zeitalters eben ableugnete. Was sagten ihm denn die nächstfolgenden Alten, warum Okeanos nicht dürfe im Westlande wohnen? Sie sagten ihm, meynt er, die Nacht wohne dort und der Sonnengott. Nun? und deshalb bliebe für den alten Urvater nicht Raum oder Bequemlichkeit? weil etwa die Nachbarin Nacht ihm die Wohnung zu dumpf machte, oder der Nachbar Sonnengott zu schwül? Eher begreifen wir, wie wenig für die Nacht, die allerdings am Westrande hausen muss, der Sonnengott ein Nachbar seyn könne. Das war er aber auch nicht. Schon die *Myth. Briefe* (II, 19. p. 155—160) führen Beweis: dass dem Helios die ältesten Dichter nach Homer einhellig am *Ostgestade* des umkreisenden Weltstroms hinter Kolchis eine anständige Wohnung für sich und die Seinigen gaben, woraus er des Morgens zur täglichen Sonnenfahrt sich aufmachte; und dass erst die späteren auch am Westgestade ein Haus, nicht zum Wohnen, sondern zur Einkehr, bis er von der Schiffahrt um den nördlichen Rand sich ein wenig erholt hätte, ihm einrichteten. Zuverlässig ward Okeanos, am Westgestade zu wohnen, von dem blos vorbeyziehenden Helios nicht gestört, und eben so wenig von der anwohnenden stillen Matrone Nacht. Und würde er dort gestört, was dann? Dann bliebe, sagt Hr. *Heyne*, die *Südgegend* übrig: wo er ihn gar zu gerne, zum Behuf seiner unglücklichen Worterklärung von Il. I, 423, bey den Aethiopen seiner Alexandriner ansiedeln möchte. Wenn das nicht wäre, so könnten wir ihm auch im Norden und Osten noch übrigen Raum zeigen; und obgleich im Norden nicht mehr, als im Süden, ein Haus für den Okeanos zu finden ist, so liefse doch vielleicht am Ostrande sich eines bey Herodots pontischen Griechen (IV, 8) ausfragen. Aber Hr. *Heyne* bezwinge seine Abneigung vor einer westlichen Wohnung des Okeanos. Nicht Hr. *Voss* in den *Myth. Briefen* und bey *Virgils Landbau* hat sie dorthin gefabelt, sondern die ältesten Dichter nach Homer und die spätesten. Im Westen, sagt Hesiodus (Theog. 282), ward Pegasos *nahe den Quellen des Okeanos* geboren. Dort aus einem silberhellen und himmelstützenden Felsberge (Theog. 775 bis

791) entſpringt der Weltſtrom, der neun Theile ſeines Gewäſſers um die Erdſcheibe rollt, und nahe bey ſeiner Quelle in das vertiefte Mittelmeer ſtürzet, indeſs der zehnte Theil durch das untere Geklüft in das Schattenreich als umzingelnde Styx hinabrieſelt. Nach der Meynung der Alten wird dieſer Silberfels von Homer Odyſſ. XXIV, 11 Λευκάς, *der ſchimmernde*, genannt, durch welchen, wie Heſychius meldet, der Okeanos ſtürzen ſoll. Bey der weſtlichen Himmelspforte, wovon in den Myth. Br. I, 27 geredet wird, erkennt Pindar (Fr. LXIX. Schn.) die Quellen des Okeanos, und mit ihm *Lucian in Tragop.* 91. Dort dachte auch Aeſchylus (*Prom.* 300) Okeanos Quellgrotte am weſtlichen Geſtade des Greifenlandes (*Myth. Br.* II, 16—19). Nach dem weſtlichen Kampfe gegen die Titanen oder ſpäteren Giganten (*Myth. Br.* II, 32) in dem Lande Tarteſſus, ſpülte dort Pallas Athene, wie Kallimachus (*Lav. Pall.* 10) ſingt, ihre Streitroſſe in den Quellen des Okeanos. Auch bey Quintus X, 195 erlegt Perſeus die Meduſa an dem Ende der Welt, wo die Sterne ſinken, und die Quellen des tiefſtrömenden Okeanos ſind. Bey demſelben III, 745 führt zur elyſiſchen Inſel am Weſtrande der Weg über des Okeanos Fluten und die Felsgrotte ſeiner Gemahlin Tethys; wo alſo auch Zeus XII, 156 die Uraltern beſucht. Bey Statius (Theb. III, 409) wäſcht der Sonnengott an dem heſperiſchen Geſtade ſein goldenes Haar in der Quelle des Okeanus. Und Silius XIII, 554 ſetzt, wie Quintus, die elyſiſchen Gefilde jenſeit dem Okeanus, *dem heiligen Quelle benachbart.*

Kürzer werden wir mit anderen geographiſchen Entſcheidungen uns abfinden dürfen. Im Excurs bey Il. XVIII, 478, wo jene launige Geſchichte, wie die Beſchreibung des Schildes in die Ilias gerathen ſeyn könne, erzählt wird, äuſsert ſich Hr. *Heyne* (p. 588. 590) auch über die *Ränder der Erde und des einſchlieſſenden Stroms Okeanos;* ohne gleichwohl zu ſagen, woran er dieſe Meynung der Alten als älteſte oder homeriſche erkannt habe. Wahrſcheinlich verſteht er die *Scheibenränder*, ungeachtet er ſich etwas dunkel ausdrückt: „Die *Hemiſphäre* war ſo vorgeſtellt, daſs „auf derſelbigen Fläche zugleich Tag und Nacht, Son„ne und Mond vorkamen.“ Denn bey Il. XVIII, 481 Obſ. wundert er ſich, wie man auf der Fläche des Schildes eine bereits von Homer gekannte Erdkugel mit Zonen geahndet habe; auch ſcheint ers bey Il. VIII, 13 Obſ. nicht zu billigen, daſs dort Spätere den Tartaros auf die entgegengeſetzte Hemiſphäre deuteten, und den Begriff einer kugelförmigen Erde hineintrugen. Sehr wohl; hätte er nur angezeigt, wer vor der Voſſiſchen Abhandlung im deutſchen Muſeum 1790 Homers Erdſcheibe ſammt dem ringförmigen Strome Okeanos auſser Zweifel geſetzt, oder wo im Homer dieſe Vorſtellung am Wege liegt. Er ſelbſt in ſeiner geprieſenen Abhandlung *de fabulis Homericis* von 1777, die er auch jetzt nicht zu bereuen im Excurs zu Il. VIII, 18 bekennt, fand ja, wie wir geſehen haben, bey Homer ſchon eine *Erdkugel* mit zwey durch ein *Oceanmeer* geſchiedenen *Erdkreiſen*, ſammt den *zwölf Monaten* der ſpäteren Sternkunde, und alles dieſes ſchon in ſymboliſcher Sprache des grauеſten Alterthums angedeutet. Auch ſein Kampfſieger in der homeriſchen Geographie wuſste noch im Jahr 1788, da ſeine Geographie der Argonauten gekrönt, und von Hn. *Heyne* den Forſchern des alten Okeanos zum Leitſtern empfohlen ward, über die Geſtalt der Erde nichts, und über den umringenden Okeanos viel wunderliches, womit ſchwerlich die Scheibengeſtalt zu vereinigen war. Denn ründe uns einer das folgende Bild des Hn. *Schönemann* (p. 22 etc.): Oceanus heiſst im Oſten der Euxiniſche Pontus, der nordwärts über Kleinaſien und das geſchmälerte Thracien bis an die Weſtſeite von Epirus und Peloponneſus (p. 63) reicht; dann folgt der weſtliche Oceanus, oder das tyrrheniſche Meer um Circeji, welchem der ſüdliche Oceanus auſserhalb Libyen ſich anſchlieſst, und oſtwärts in der Gegend des kaſpiſchen Meers mit dem Pontiſchen zuſammenläuft! Es verſteht ſich bey jenen Preiskämpfern, daſs die Länder wie auf unſeren Karten ausſehen, und nur an den Enden ſo geſtümpft werden, wie etwa auf der homeriſchen Karte bey Blackwell. Ja auch dieſer nach Gutdünken hingegoſſene Oceanus, der ein utopiſches Meer, durchaus kein homeriſcher Weltſtrom iſt, entſprang aus Hn. *H.* eigenem Kopfe, dem geheimniſsvollen Urquell aller alterthümlichen Wiſſenſchaft. Denn im Excurs I zu Virgils Aen. VII zieht er ſeinen Oceanus, deſſen Begriff aber ſchon vor Homer geſchwankt haben ſoll, von Circe's Inſel hinter Sicilien bis zum Norden herum, und bringt die Argonauten von Kolchis in dieſen ſeinen Okeanus entweder durch den Tanais oder den Iſter: beide dem Homer unbekannte Ströme, wovon der letzte in den wahren Oceanus nicht einmal führen konnte. Stolz auf eine ſolche Erfindung wendet er ſich in der neueſten Ausgabe an den Leſer: „Erin„nere dich, daſs dieſes von mir ſchon in der erſten „Ausgabe, und folglich vor dem Jahr 1775, geſchrie„ben worden iſt; damit du erkenneſt, daſs ich mir „gleich bleibe.“ Gleich bleibt er ſich allerdings im Wechſel der ungleichſten Behauptungen, die ohne Zwiſt in demſelbigen Gehirn aus und eingehen, oder wie unbekannte Hausgenoſſen neben einander wohnen. — Bey Il. VIII, 479, in der Note zu πείρατα γαίης καὶ πόντου, *Grenzen des Landes und des Meers*, ſteht er unſchlüſſig zwiſchen beiderley Anſichten: ob πόντος das *äuſsere Meer* ſey, welches gewöhnlich mit dem Namen *Okeanos* bezeichnet werde (*plerumque per Oceanum declaratum!*), oder das innere Meer, wie anderswo; beides laſſe ſich, meynt er, vertheidigen. Bey Il. XXIII, 71—74 iſt ihm in der Note der Okeanos zwar wieder ein *Strom*; aber nun vollends — man denke! ein *Strom der Unterwelt*, über welchen die Todten erſt nach der Beſtattung kommen. In der Obſervation V. 74 betrachtet er dieſen hemmenden Strom *vor dem Hauſe des Aïdes* (*ante domum*), und macht aus, der Strom werde zwar nicht genannt, doch ſey er ohne Zweifel (*nec tamen dubito*) — der *Okeanos:* wenn auch die Stellen der Odyſſee X und XXIV nicht

ein-

einſtimmen, und ihm kein ganz deutliches Bild der Gegend darbieten. Wie konnte er, gegen ſeinen Grundſatz, hier andere Homere zu Rathe ziehen? Wie, bey vorſchwebender Unähnlichkeit oder Undeutlichkeit, für den hieſigen Homer aus den dortigen ſo zuverſichtlich den Namen Okeanos herausgreifen? Die Undeutlichkeit wird, hoffen wir, durch unſere Erklärung ihm verſchwinden, und mit ihr die Unähnlichkeit. Odyſſeus fuhr (Odyſſ. X, 508 ff.) durch die Einſtrömung des Okeanos nach der kimmeriſchen Nachtſeite ſo weit, als die Voſſiſche Welttafel zeigt; am niedrigen Geſtade des Okeanos gieng er in die Todtenkluft hinab, bis wo die bekannten Höllenſtröme ſich miſchen; (S. *Voſs* bey Virg. Lb. IV, 480); dort ſchweifte dieſſeits der noch unbeſtattete Elpenor; und eben daſelbſt Il. XXIII, 71 die Seele des Patroklos.

Zwiſchen zwey ungleichen Schlüſſen ſo in der Mitte zu ſtehen, daſs man im Nothfall nach dem einen oder dem andern hinlangen kann, mag behaglich genug ſeyn; noch behaglicher, zwiſchen zwey verſchiedenen Arten des Schlieſsens ſich hin und her zu wiegen. Bald iſt Hn. *Heynens* Grundſatz: So viel Köpfe der homeriſchen und nächſtfolgenden Zeit, ſo viel beſondere Meynungen von der Welt; daher ſich über Homers fabelhafte Geographie allerley vermuthen, nichts ausmachen läſst. Bald nimmt er mit uns durchgehende Vorſtellungen jedes Zeitalters an, nach welchen er, bey Homer eine weſtliche Wohnung des Okeanos oder eine öſtliche des Helios zu vermuthen, eben ſo beſtimmt unterſagt, als er beſtimmt die ſpätere Kugelgeſtalt der Erde, und alle Neuerungen des Weltſtroms Okeanos, abweiſet. Glaubt man, nun halte er feſten Fuſs, ſchnell flattert er wie ein Zephyr zu ſeiner wankenden Blume zurück. So ſchwebt er wieder bey Il. VIII, 13 und 478, wo er in den Noten die Erklärung des *Tartaros* mit gefälliger Leichtigkeit umſpielt. An der erſten Stelle ſollen wir bloſs denken, was daſteht, daſs der dortige Homer im Weſten ſich den Eingang zum Schattenreich und zu dem darunter ſich erſtreckenden Tartaros gedacht habe; und an der zweyten wiederum nur, was der dortige Homer denkt, daſs im Tartaros, wohin ein Weg im Weſten *aus dem Okeanos* (Wo ſteht das?) hinabführe, die eingekerkerten Titanen weder Sonne noch Luft haben. Jener Tartaros bleibe für ſich, und dieſer für ſich. „Denn, ſagt Hr. *Heyne*, aus einer Stelle in die „andere etwas hineintragen, iſt miſslich: weil ja die „Poeten kein durchgehendes und mit ſich ſelbſt beſtehendes Fabelſyſtem haben, und die homeriſchen „Lieder mit anderen Erdichtungen ſpäterer Rhapſoden „untermengt ſind; vollends aus dem Heſiodus andere“ (vermuthlich, daſs es im Tartaros ſtürmt) „dem „Homer beymiſchen, iſt noch miſslicher und willkürlicher. Daher kommts, daſs jeder Ausleger nach ſeinem Belieben andere und verſchiedene Dinge hinſtellt, aber nichts beybringt, wobey ſich alle beruhigen.“ O der erwünſchten Ruhe, wenn keiner hinfort mit dem Unerklärbaren ſich und andere beunruhigen will, ſondern alle dem Ausſpruch eines Untrüglichen ſich gläubig vertraun! Möchte doch bald ein neuer *Hermann* (der vorige ſoll dem Hn. *Heyne* entronnen ſeyn) den Wink auffaſſen, und uns, ſtatt der vormals zuſammengewinkten *Fabeln Homers und Heſiods*, dieſelbigen in *Fabeln der älteren und jüngeren Homere und Heſiode* aus einander gewinkt wiedergeben! Dann eben ſo vereinzelt die folgenden Fabeln bis zu den ſpäteſten herab, die ja nicht als Volksmeynungen ihrer Zeitalter im Zuſammenhang, nein als beſondere Erfindungen jedes müſſigen Kopfes, und als durchaus widerwärtige, alle mit allen ſtreitende, zu behandeln ſind! Welch ein Syſtem von unverträglichen Hirngeſpinnſten wird hervorgehen, welche organiſirte Anarchie, welche ſichtbare Finſterniſs, indem der erhabene Wink, wie ein elektriſcher Blitz, das Chaos zugleich aufrüttet und erleuchtet! Natürlich wars, daſs bey ſolcher Einſicht Hr. *Heyne* in der Obſervation Il. VIII, 13 ſeine vom Hn. *Voſs* (Virg. Lb. IV, 357) ſanft berührte Einmiſchung des platoniſchen Tartaros zurücknahm. Weniger natürlich, daſs ſeine Obſervation bey Il. VIII, 480 Homers Tartaros ohne Sonne und Wind (der allein mit dem ſtürmiſchen des Heſiodus zu vergleichen war) mit Pindars ewig beſonntem Sitze der Frommen in der Unterwelt (κατὰ γᾶς, Ol. II, 107), und dieſen unterirdiſchen Sitz wieder mit Pindars Seligeneiland im wehenden Okeanos (V. 129) verglich, ja noch Virgils ungleichartigen Tartarus (Lb. I, 36. S. *Voſs*), hineinmengte.

Solche Beweiſe von Wankelmuth laſſen voraus ahnden, wie der Sacherklärer mit dem homeriſchen *Olympos* umgehen, oder vielmehr umſpringen werde. Denn wirklich macht ſein Excurs darüber bey Il. I, 494 des Hin- und Herſpringens ſo viel, daſs ihn zu faſſen kein geringes Stück Arbeit iſt. Etwas geordnet und in Kürze gedrängt, enthalten die Collectaneen dieſs. Zuerſt verheiſst Hr. *Heyne*, von dem Olympos uns einmal für allemal zu unterrichten. Er thut es in der Folge noch oft; und wir werden ſehen, ob er den erſten Unterricht immer befeſtige. Indem er darauf über die Lage und Geſtalt des Berges Olympos, und über die Volksmeynung, daſs die Götter auf hohen Bergen entweder wohnen oder verehrt ſeyn wollen, Volborths *Diſputatio a.* 1776 *apud Nos habita*, die doch nicht lauter weſentliches enthalte, und ſeine eigene *Commentatio* von dem Pieriſchen Muſendienſt auf dem Pindus, in Erinnerung bringt, ſtreuet er folgende Lehren aus: „Der Berg Olympos, höher „als alle benachbarten, und *ſtets mit Nebel und Gewölk umzogen*, ward von den Pieriern dem Zeus, „deſſen Altar auf der Spitze ſtand, und zugleich den „Göttern als Wohnort geheiliget und beſungen. Von „dieſem Berge entlehnten die homeriſchen Lieder „manchen Ausdruck, um die *Wohnungen der Götter*“ (die alſo bey Homer nicht immer auf dem Berge ſind) „zu bezeichnen: als der *vielhauptige* Olympos, der „*vielgewundene*, der *beſchneiete*. Die Sage, daſs auf „dem Gipfel kein Wind wehe, ſcheint die Beſchreibung des windſtillen Olympos Od. VI, 42—46 ver-

„an-

„anlafst zu haben.“ Wir ſetzen ſie her, weil ſie nicht Windſtille allein beweiſet:

Zu dem Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
Sagen ſie: den kein Sturm noch erſchütterte, nie auch der Regen
Feuchtete, oder der Schnee umſtöberte; Heitre beſtändig
Breitet ſich wolkenlos, und hell umfliefst ihn der Schimmer.

Dafs die Heiterkeit der Berggipfel über der Wolkenhöhe den Schnee der unteren Strecke gar wohl zuläſst, und daher der *beſchneite Olympos* nicht, wie Hr. *H.* bey Il. I, 420 meynt, dieſer Schilderung widerſpricht: bedarf keiner Erinnerung. Weiter lehrt der Excurs: „des Berges Haupt (oder Obertheil, Il. XX, 5) hat mehrere Gipfel. „Auf dem höchſten „der Gipfel *ſitzt* manchmal Zeus, Il. I, 498.“ (Bald darauf wird auch im Vorbeygehen eingeräumt, er *wohne* daſelbſt.) „Aber die übrigen Götter *wohnen* in verſchiedenen Theilen des Gebirgs, Il. XVIII, 186. „XX, 4. Da nun der Berg einmal für den Wohnort „der Götter gehalten ward, ſo ſchmückten ihn die äl„teſten Dichter auch mit einer *Regia* der Götter.“ Was will Hr. *Heyne*? Auf dem Berg Olympos wohnte ja Zeus, und umher ſeine Mitgötter: er ſelbſt als König auf der höchſten Kuppe, weiter hinab die andern. Was ſoll nun bey dieſem Königspalaſte noch ein beſonderer? Dieſs begreift keiner ohne Literaturgeſchichte. In den Mythol. Briefen I, 21 p. 135 ward die Heyniſche Lehre, an einigen Stellen Homers wohne Zeus ſammt den oberen Göttern *in einem gemeinſchaftlichen Palaſte*, gerade mit ihrer Beweisſtelle Il. XI, 76 widerlegt, und dagegen gezeigt, dafs die beſtändig *in verſchiedenen Häuſern* des Olympos umher wohnenden Götter nur zu Rath und Schmaus in des Königes Palaſt auf dem höchſten Gipfel ſich verſammelten. Hr. *Heyne* läſst die *geſonderten Wohnungen* der olympiſchen Götter ſtehen; zaubert ſich aber dazu noch eine ganz wunderbare, in der beſtrittenen Stelle Il. XI, 76 ihm allein erſchienene *Regia deorum*, *συνοικία* oder *Gemeinwohnung*: in welcher, damit jene *geſonderten Wohnungen* unbewohnt bleiben, er die ſämmtlichen Olympier mit einander Tag und Nacht zu herbergen beſchliefst.

Weil Zaubergeſtalten ſich am natürlichſten im Dunſt ausnehmen; ſo benebelt uns Hr. *Heyne*, bevor ſeine homeriſche *Regia* ſich darſtellt, mit einer geheimniſsvollen Vorkehrung, wobey er die namloſen Geiſter der älteſten Dichter anruft. Wir müſſen die grauliche Weihe unabgekürzt wiederholen. „Ausge„ſchmückt haben die Geiſter der älteſten Poeten den „Berg Olympos, da er einmal für den Sitz der Göt„ter war gehalten worden, und eine *Regia* (einen Her„ſcherpalaſt) auf demſelben angelegt: und zwar im „*Anfang* ſo, dafs ſie die *Regia* auf dem Berg, oder „einem Theile des Bergs, oder über dem Berge in den „Wolken, im Himmel, anlegten; *bald* aber, ohne auf „den Berg einige Rückſicht zu nehmen, die in den „Wolken und im Himmel angelegte *Regia* der Götter „mit dem Namen Olympos benannten. Im Anfang, „ſagte ich, haben ſie die *Regia* der Götter *auf dem* „*Berge* angelegt, zuweilen auch *über dem Berge* in „den Wolken und im Himmel; und hierin ſind ſie „mannigfaltigen Phantasmen (*phantasmata*) und Vor„ſtellungen der Dinge und der Oerter gefolgt. Aber „jetzt handeln wir vom Homer.“ Indem uns die Sinne vergehen, entfällt dem Hn. *Heyne* ſelbſt, was er abhandeln wollte: dafs bey Homer, aufser den vorher nachgewieſenen Wohnungen der einzelnen Götterfamilien, noch ein gemeinſamer Palaſt für alle zu finden ſey. Er meldet uns treuherzig Il. XI, 76 heiſse es, *auf dem Berge und deſſen Höhen und Thälern* ſeyn Wohnungen für die Götter gemacht worden. Einzelwohnungen alſo, die er im Vorigen ſchon abhandelte! Oder ſoll *aedes* ein Palaſt ſeyn, deſſen Wohnzimmer durch mehrere Höhen und Thäler ſich ausbreiteten; weil etwa Hr. *Heyne* nicht bloſs für die zwölf groſsen Götter, wie ehemals (Virg. Aen. X, 1. ed. 3), ſondern für hohe und niedrige ſich Raum ſchaffen muſs. So habe er denn einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt weniger, und in dem räthſelhaften Ausdrucke ſey nur eine ungeheuere, durch mehrere Höhen und Thäler bergauf und bergab gehende Gemeinwohnung zu verſtehn! Denn wirklich in der Note zu Il. XI, 76 erklärt ſich Hr. *Heyne* beſtimmt für eine Gemeinwohnung: „Wie in der Könige Häuſern mehrere Häuſer „oder Hütten (*caſae*) innerhalb deſſelbigen Hofes wa„ren; ſo waren auf dem Olympos (worüber dieſer Ex„curs nachzuleſen iſt) aufser dem gröſseren Hauſe „des Zeus, noch Nebenhäuſer für die übrigen Göt„ter.“ Auch bey Il. I, 535 und 606 giebt er ſeine Vorſtellung, dafs die Götter aus dem Saale des gröſseren Hauſes in die Schlafkammern ihrer um den Vorhof ſtehenden Häuſerchen zur Ruhe gehen. Selbſt Hephäſtos bewohnt ihm Il. XVIII, 376 ein Nebenhäuschen innerhalb der Ringmauer, und, was wir für ſein Beſuchzimmer hielten, das iſt der groſse Saal im Herrenhauſe des Zeus. Aber wenn Hr. *Heyne* in dieſen drey Stellen eine Gemeinwohnung der Götter zu finden wuſste: ſo begreifen wir kaum, warum er nicht jene doch leer ſtehenden Einzelwohnungen ganz ſchleifte, und Il. XVIII, 186. XX, 5, *die den Olympos umwohnenden*, oder *auf dem Haupte des Olympos wohnenden* Götter ebenfalls in einer gemeinſamen über Höhen und Thäler ſich ausdehnenden *Regia* zuſammenfaſste.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. May 1803.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Einige Lehren und Warnungen für unſer Zeitalter*, in Predigten von D. *Joh. Gottl. Marezoll.* 1801. Erſte und zweyte Hälfte. VIII u. 619 S. 8. (2 Rthl.)

Daſs der Verfaſſer dieſer Predigten zu den geiſtvollſten und beredteſten Kanzelrednern gehöre, auf welche unſer Vaterland ſtolz ſeyn darf, iſt ſchon längſt anerkannt, und dieſe Sammlung bewährt es von Neuem. Ueberall iſt eine zweckmäſsige, den Zeitbedürfniſſen angepaſste Auswahl der Materien mit lichtvoller Anordnung, welche nicht durch viele Unterabtheilungen zerſtreut; überall Beſtimmtheit und Klarheit der Begriffe mit Faſslichkeit und herzeindringender Wärme, ernſtvolle Würde des Ausdrucks mit edler Einfachheit gepaart; überall der in vielen Predigten, auch ſonſt vorzüglicher Redner, ſo häufige Fehler läſtiger Wiederholung und ermüdender Weitſchweifigkeit mit glücklicher Sorgfalt vermieden worden. Schon dieſer ſeltene Verein homiletiſcher Vollkommenheiten bringt dem kundigen Leſer die in ihrer Art einzigen Predigten des verewigten *Zollikofer* ins Andenken zurück, nach deſſen Muſter ſich *Marezoll* in früheren Jahren bildete; noch mehr aber zeigt die helle, von dogmatiſchen Vorurtheilen entfeſſelte Denkungsart, der ächte, überall ſichtbare Sinn des wahren Proteſtantismus und die belebenden Aeuſserungen des ſittlichen und religiöſen Gefühls, daſs der Geiſt jenes weiſen Lehrers der Religion ganz auf dieſem Lieblingsjünger ruhe. Der Stoff der Predigten iſt durchaus entweder aus dem Gebiete der chriſtlichen Moral, oder zugleich aus dem Felde der Erfahrungen hergenommen, welche Zeitumſtände und Localverhältniſſe darboten. Daſs man hier nicht auf alltägliche Themata ſtoſse, verſteht ſich bey einem ſolchen Redner von ſelbſt, und die Anführung weniger Hauptſätze wird es beſtätigen. Gleich die erſte Predigt behandelt, nach Pſ. 95, 6—8, das für Kopenhagen damals gewiſs höchſt intereſſante Thema: *Die Stimme der Religion an unſer glückliches, vom Sturme der Zeit verſchontes Vaterland.* Aus Luc. 22, 25—36 werden *einige Betrachtungen über Landplagen* hergeleitet. *Daſs das Loos der Menſchheit nicht ſo traurig iſt, als es bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinet*, wird nach Phil. 2, 8—11 gezeigt. *Wie wir die jetzige groſse Gährung in der Religion zu beurtheilen haben, wenn ſie uns nicht zum Anſtoſse gereichen ſoll*, nach Matth. 16, 13—16. *Die Tugend der Häuslichkeit*, nach 1 Theſſ. 4, 11. *Woher es komme, daſs man in unſeren Tagen die öffentliche Gottesverehrung immer mehr vernachläſſigt*, nach Apoſtelgeſch. 24, 24—25. Ueberhaupt hatte der würdige Vf., wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt, bey allen dieſen in einem Zeitraume von vier Jahren gehaltenen Predigten den Zweck, ſeine Zuhörer auf das Eine Nothwendige, auf das, was in dieſer unſerer Zeit zu unſerem Frieden dienet, nachdrücklich hinzuweiſen; und dieſs ſuchte er beſonders dadurch zu bewirken, daſs er ſie zum ernſthaften Nachdenken über gewiſſe Pflichten und Fehler, über gewiſſe moraliſche Wahrheiten und Erſcheinungen ermunterte, welche in unſeren Tagen eine vorzügliche Wichtigkeit behaupten. *In unſeren Tagen;* und in dieſer Hinſicht verdient vorzüglich die 14te Predigt: *Warum ſo viele Menſchen das Böſe gut und das Gute bös nennen, aus Finſterniſs Licht and aus Licht Finſterniſs machen*, die 16te über die *Selbſtſucht*, die 17te über die *ausſchweifende Begierde nach neuen Dingen* und mehrere des zweyten Heftes ausgezeichnet zu werden, welche in gleichem Grad einen pſychologiſchen Scharfblick, als einen Reichthum von Weltkenntniſs und Erfahrungen an den Tag legen. Vor allen zogen uns drey Predigten an, welche gewiſſermaſsen ein Ganzes bilden, und deren Vergleichung mit ähnlichen Predigten, welche den in verſchiedenen Ländern ſo verſchiedenen Zeitgenius verriethen, ſehr lehrreich werden könnte: die 21ſte, *Buchſtabe und Geiſt in Beziehung auf Religion*, 2 Cor. 3, 6. die 22ſte, *der Geiſt des Proteſtantismus*, 2 Cor. 3, 6 und die 23ſte, *wie wir die Wohlthat der Reformation beurtheilen und benutzen müſſen, wann uns der ächt proteſtantiſche Geiſt beſeelen ſoll*, 2 Cor. 3, 6. Welcher Geiſt in dieſen Predigten wehe, und wie ſehr der Vf. Energie und Nachdruck der Sprache in ſeiner Gewalt habe, ohne zu dem zweydeutigen Mittel ſo mancher neueren Predigtſammlungen, den ſogenannten Kraftausdrücken, ſeine Zuflucht zu nehmen; das wird man ſchon aus Einer, obwohl kurzen, Stelle beurtheilen können, womit wir dieſe Anzeige endigen: „Wem dieſe Einſichten zu „Theil werden ſollen, der muſs ſich vor allem blin„den, ihm auf irgend eine Art bloſs aufgedrungenen „Glauben hüten, und eben darum nach der Vorſchrift „des Apoſtels richten: Prüfet alles und das Gute be„haltet! Daſſelbe thaten auch die Reformatoren. Sie „bedienten ſich ihrer menſchlichen und chriſtlichen „Rechte, und waren daher befugt, alles ſelbſt zu prü„fen. Sie prüften nach ihrem beſten Wiſſen und Ge„wiſſen, behielten bey, was ſie als wahr, als gut, [illegible] „nützlich erkannten, und verwarfen freymüthig, w[illegible] „ſie mit dem Zwecke und Inhalt der Religion ni[illegible] „zu vereinigen wuſsten. Sie gingen von dem Gr[illegible]

„fatz aus, *wo der Geiſt des Herren*, der Geiſt des Chri„ſtenthums iſt, da iſt *Freyheit*, Denkfreyheit, Glau„bensfreyheit, Gewiſſensfreyheit; und wo dieſe Frey„heit nicht nur den Worten, ſondern der Wirklich„keit nach Statt finden ſoll, da müſſen Vernunft und „Schrift die einzigen Quellen unſerer Erkenntniſs und „Ueberzeugung, da muſs man nicht an willkürliche „Deutungen, nicht an kirchliche Gebote, nicht an die „Machtſprüche herrſchſüchtiger Menſchen gebunden „ſeyn. — Sie hatten dem Geiſte der Wahrheit gehul„diget, und muſsten folglich auch den Geiſt, der allein „zur Wahrheit führen kann, den Geiſt der Prüfung „haben. Und dieſem Geiſte ſollten auch wir huldigen „die wir die Wohlthat der Reformation zu benutzen „wünſchen; wir alle ohne Unterſchied, weſs Standes „wir auch ſeyn, und welchen Beruf wir immer trei„ben mögen" u. ſ. w.

CASSEL, in d. Griesbach. Hofbuchh.: *Leichenpredigten*, groſsentheils bey beſondern Veranlaſſungen gehalten, von *Herrmann Friedrich Rehm*, Metropolitan der Claſſen und Prediger zu Waldkappel, Friemen und Rechtebach. 1801. 172 S. 8. (12 gr.)

Eine gute Wahl der Texte und Themen, eine leichte, natürliche Eintheilung und Anordnung der Materialien, eine faſsliche, ziemlich flieſsende Sprache ſind bey geläuterten Religionsbegriffen und einer reinen Sittenlehre, die Vorzüge dieſer kleinen Sammlung von Gelegenheitspredigten; denen aber ein tieferes Eindringen in die behandelten Materien, eine lebhafte Darſtellung der Veranlaſſungen, die Erweckung eines ſtärkern Intereſſe an den vorgetragenen Wahrheiten faſt gänzlich fehlet. Wir wollen nur das Lob der zweckmäſsigen Wahl der Texte und Themen mit einigen Beyſpielen belegen, da wir die übrigen Vorzüge und die Mängel nicht ohne zu groſse Weitläuftigkeit beweiſen können. Bey dem Begräbniſs zweyer Perſonen, welche kurz hinter einander an einer herrſchenden Seuche ſtarben, redet der Vf. einmal über Sirach. 7, 39. *Von dem chriſtlichen Verhalten bey Todtkranken*; das andremal, über Hebr. 6, 11. *von dem chriſtlichen Verhalten bey anhaltenden Schrecken des Todes.* Bey dem Tode zweyer ſehr wohlhabenden Perſonen, welche lachende Erben hinterlieſsen, finden wir das erſtemal einen Vortrag über Pſ. 49, 17. 18. *Was wir zu thun und zu laſſen haben, wenn durch den Tod eines Begüterten Jemand in Wohlſtand erhoben wird*; das zweytemal über Pſ. 16, 6. *vom chriſtlichen Verhalten froher Erben einer anſehnlichen Erbſchaft.* — Am wenigſten zufrieden kann man mit der erſten Predigt ſeyn, welche über einen Text gehalten iſt, der beynahe das Gegentheil des Hauptſatzes ausdrückt. Ueber Philipp 1, 23. 24 ſoll nämlich gezeigt werden: *Es kann ſeine Gott nicht miſsfällig ſeyn, daſs ſelbſt der Redliche gerne ſterben flirbt.* Paulus wünſchet ja aber in dieſer und in einer andern Stelle zu ſterben, und erklärt, daſs er nur aus Pflichtgefühl ein längeres Leben mit Zufriedenheit ertrage. Ueberdieſs aber bleibt nicht nur durch die ganze Predigt der Begriff: *ungern ſterben* ſehr ſchwankend, ſondern es ſind auch die Urſachen, warum der Redliche den Tod nicht gerne ſehen ſoll, nach des Vfs. Angabe keine andern, als warum der Sinnliche den Tod ſcheuet, weil er 1) das Leben, 2) die Welt, 3) ſeine bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe liebet. Und wenn der Vf. mehrmals geradezu behauptet, es ſterbe niemand gern, und es ſolle niemand gerne ſterben, wie verträgt es ſich denn damit, daſs er in der zweyten Predigt meynet: Man ſolle einem Redlichen bey ſeinem frühzeitigen Tode Glück wünſchen?

ALTONA, in Comm. b. Hammerich: *Chriſtliches Andachtsbuch für die Neujahrsfeyer und die Confirmationshandlung*, zum häuslichen Gebrauch ächter Religionsfreunde aus der gebildeten Volksclaſſe, bearbeitet von *Franz Adolph Schröder*, Stadtprediger in Oldenburg in Holſtein. 1802. XVI, VI u. 214 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſes Andachtsbuchs, der ſchon durch andere katechetiſche und aſcetiſche Schriften ſeinen Eifer für reine Religionserkenntniſs, und lautere religiöſe Geſinnung und Thätigkeit bewährt hat, ſucht hier der mittlern und gebildeten Volksclaſſe geſunde Lebensphiloſophie und ächtchriſtliche Rechtſchaffenheit, durch Anknüpfung ihrer Grundſätze an beſondere Verhältniſſe und Zeitumſtände, zu empfehlen, und liefert daher hier Betrachtungen für *die Neujahrsfeyer* und *Confirmationsfeyer*, denen ähnliche für *das Hochzeitsfeſt*, *die Abendmahlsfeyer*, *des Todes Gedächtniſs*, und *vermiſchte Andachten* (warum nicht auch für *die Feyer der Taufe* und *der Beichte*?) nachfolgen ſollen, wenn der Abſatz dieſer Probe ihn dazu ermuntern wird. Rec. darf nach dem Eindruck, welchen die Leſung dieſer Betrachtungen auf ihn gemacht hat, überzeugt ſeyn, daſs der Vf. ſeinen Zweck nicht verfehlen werde, und wünſcht daher auch die Erſcheinung der angekündigten Fortſetzung, die auch Predigern, deren ſo manche um Stoff und Einkleidung ihrer Vorträge bey ſolchen Veranlaſſungen verlegen ſind, zur Benutzung empfohlen werden kann. Die religiöſen Grundſätze des Vfs. ſind richtig und geläutert, ſeine Gefühle warm und edel, und ſein Ausdruck, etwas Weitſchweifigkeit und einige nicht ganz angemeſſene Bilder abgerechnet, herzlich und würdig. Die hier im erſten Abſchnitt: *die Neujahrsfeyer*, enthaltenen Betrachtungen betreffen; auſser einer Einleitung über die Würde des Menſchen und Chriſten, und über die Wichtigkeit des erſten Jahrstages, welche unter den übrigen gerade die am wenigſten gehaltreiche, aber deſto wortreicher iſt, folgende Gegenſtände: *Der hohe Werth eines jeden wohlangewandten Tages: die Klage mancher Menſchen über ſchlechter werdende Zeiten iſt höchſt ungegründet, und zugleich iſt ſie eine wahre Verſündigung: Gedächtniſs des erſten Tages im neunzehnten Jahrhundert*, (wenn auch die Form der Predigt am meiſten beybehalten iſt, und für ein Andachtsbuch von allgemeinerer Beſtimmung zu viel Individuel-

Quelles über die Verhältnisse der Gemeine des Vfs. vorkommt:) *Erhebung des Herzens zu Gott in Lobpreisungen und Wünschen am 1. Januar* 1801 (ein herzliches Seculargebet, dem anhangsweise noch aus der deutschen Nationalzeitung die Nachricht von der Secularfeyer zu Waltershausen beygefügt ist.) Die im folgenden Abschnitt über *die Confirmationsfeyer* mitgetheilten Betrachtungen sind vom Vf. zur Belehrung von verschiedenen durch ihn in der Religion unterrichteten Jünglingen des Mittelstandes am Tage vor ihrer Confirmation vorgetragen, und seinen Zöglingen zum Andenken schriftlich mitgetheilt worden, und sind als Uebersichten der Resultate des ertheilten Unterrichtes, und als Ermahnungen zur weitern Beherzigung und Anwendung desselben, ganz zweckmäßig. Dass nicht mehr von dem reichhaltigem Stoff zu Betrachtungen, welchen Religions- und Sittenlehre, Geschichte, Erfahrung, und Lebensklugheit für die Feyer solcher Tage darbietet, hier benutzt worden ist, entschuldigt der Vf. damit, dass er hier nur erst eine Probe liefere, und sein vollständiger Plan noch vier Abtheilungen umfasse, in welchen das, was man etwa in diesen beiden ersten vergeblich suchen möchte, vielleicht gefunden werden dürfte. Die eingestreuten Liederverse sind nicht immer gut gewählt.

Küstrin u. Leipzig, b. Neumann: *Für Deutschlands Völker und Volkslehrer. Reden und Abhandlungen zur Förderung der Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit im Staate. Von den vorzüglichsten Kanzelrednern Deutschlands. Erster Theil.* 1802. 31½ Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf einem andern Blatte hat dieß Buch schlechtweg den Titel: *Revolutionspredigten.* Von *Ammon, Grot, Hahn, Hahnstein, Herzlieb, Lüffler, Parisius, Reinhard, Ribbeck, Zollikofer etc. Erster Theil.* Die Schrift ist also nur eine Compilation, worüber der Herausgeber in der Vorrede folgende Auskunft giebt: man habe zwar Sammlungen von Kanzelreden für jede Art von Gegenständen, Festen, Feyerlichkeiten und Veranlassungen; nur habe man die Arbeiten der beliebtesten Redner, welche unmittelbaren Bezug *auf Beförderung der Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit der Staatsbürger* haben, noch nicht bey einander; er wolle sie sammeln, und wenn dieser erste Theil Käufer genug finde, so wolle er eine Fortsetzung liefern; *in guter Absicht* (um dieser Waare Debit zu verschaffen?) habe er der Sammlung den Titel: *Revolutionspredigten*, gegeben. Allein dieser Titel ist nicht ganz passend, und ehe man weiss, wer die Verfasser der vorliegenden Predigten sind, wird man etwas ganz anders in dieser Schrift erwarten, als man findet. Es sind keine Reden, die in einem revolutionirten Lande gehalten worden wären; der Herausgeber wird indessen sagen, dass ihre Tendenz sey, vor Revolutionen zu *warnen*, denselben *vorzubeugen*, und die Menschen auf dem Wege vernünftiger Belehrung zur *Zufriedenheit* mit der Verfassung, in der sie leben, und zum *Gehorsam* gegen die Gesetze und deren Vollzieher zu ermuntern; und damit kann man auch zufrieden seyn. Wer also diese Schrift kaufen will, weiss nun, was er darin findet, und Rec. vereinigt gern seinen Wunsch mit dem des Herausgebers, dass diese Reden hier und da als ein fruchtbares Saamenkorn Wurzel fassen und zum Heil der Fürsten und Völker gedeihen und Früchte bringen mögen. — Die Worte: *für Volkslehrer*, auf dem Titel, sollen wohl ein Wink für einfältige Pfarrherren seyn, sich diese Schrift bey Zeiten anzuschaffen, um sich in der Noth daraus Raths zu erholen, wenn sie etwa von der Obrigkeit einen Auftrag bekommen sollten, die Leute zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

Augsburg b. Rieger: *Sammlung geistlicher Lieder* bey der h. Messe, an heiligen Zeiten, Festtagen des Herrn, der Jungfrau Maria, und mehrerer Heiligen Gottes. Von *P. Augustin Violland*, des V. Oester. Benedictinerstifts St. Trutpert Kapitularn (Capitular) und wirklichen (wirklichem) Pfarrer in Thunsel. 1801. 212 S. 8.

Eine der misslungensten Sammlungen von geistlichen Liedern, die Rec. im gegenwärtigen Zeitalter nicht erwartet. Hatte doch der Vf. überlegt, mit welchen Sach- und Sprachkenntnissen derjenige ausgerüstet seyn muss, der durch das Vehikel geistlicher Lieder religiöse Tugend befördern will; und unpartheyisch untersucht, ob er im Besitze dieser Kenntnisse sey! Dann würde er es gewiss nicht gewagt haben, Lieder für das Landvolk drucken zu lassen, die weiter nichts als eine gereimte, noch obendrein *erbärmlich* gereimte *Scholastik*, auch eine gute Dosis von Un- und Nichtsinn enthalten. — In den Liedern für die Festtage der Mutter Jesu ist die Litaney von Loretto mit allen ihren grotesken Prädicaten zum Grunde gelegt. Die Lieder von den Heiligen sind in Reimen gebrachte Legenden. Die Legende von der h. Agatha gefiel dem Vf. sowohl, dass er derselben zwey Gesänge widmete, auf deren Kraft, Sinn für Tugend zu erwecken, man aus folgender Stanze schliessen mag:

Verschmitzter Prüfung ausgestellt,
der Keuschheit Kleinod zu verlieren,
ward ihr ein Schandweib, zugesellt,
durch Kuplerey sie zu verführen.

Riga b. Hartmann: *Formulare, Reden und Ansichten bey Amtshandlungen* von *Karl Gottlob Sonntag.* 1802. *Erster Theil* 237 S. *Zweyter Theil* 280 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach Rec. Urtheil ist diese Schrift eine der gehaltreichsten, die seit einigen Jahren auf dem für deutsche Schriftstellerey jetzt so fruchtbaren Gebiete der Liturgie erschienen ist, und ganz des durch seine übrigen ascetischen Schriften schon rühmlich bekannten Vfs. würdig. Zur wörtlichen Benutzung sind freylich die hier mitgetheilten Formulare desto weniger ge-

geeignet, jemehr sie der individuellen Lage des Vf. und der Geistesbildung seiner Zuhörer, ganz den richtigsten Foderungen an den Casualredner gemäfs, angepafst sind, und eine Gemeine voraussetzen, deren Mitglieder mehr für das moralische als das historische Christenthum Sinn haben, bey welcher die Taufen gewöhnlich erst einige Wochen nach der Geburt vor einer zahlreichen Versammlung von Taufzeugen, und im Beyseyn der Mütter in der Wohnung der Aeltern, die Confirmationen erst nach dem 14 Jahre, die Leichenreden im Hause des Verstorbenen und vor dessen versammelten Verwandten und Freunden, zuweilen auch in der geräumigen und luftigen Gemeindegruft, die Trauungen ebenfalls in den Hausern gehalten werden. Der Vf. hat auch bey seinen Reden theils dieser Umstände willen, theils aus Neigung und Grundsätzen, mehr auf das allgemein Einleuchtende und Eindringliche der moralisch-humanen, als auf die Feyerlichkeit der biblisch-religiösen Ansichten und Darstellungen Bedacht genommen, und dadurch gewifs auch, besonders wenn man sich Wahrheit und Herzlichkeit des Tons beym mündlichen Vortrage dazu denkt, auf manchen gebildeten Weltmann vortheilhaft gewirkt, um ihm die Religion als Freundin und Führerin im täglichen Leben, und bey den wichtigeren Veränderungen desselben, ehrwürdig und liebenswerth darzustellen. Einige Blätter zum Andenken an Verstorbene, welchen die Form des Amtsvortrags fehlt, haben in diesen beiden Bänden ihren Platz, theils um der Mannichfaltigkeit willen, theils als Denkmale der Freundschaft erhalten. Ein drittes Bändchen wird mit Beyträgen für Beichte und Abendmahl diese Sammlung schliefsen. Zur Liturgie bey der Taufhandlung liefert der Vf. im ersten Bändchen, *Gebete vor der Taufe*, zum Theil rhythmische Nachahmungen von *Bürde* und *Lavater*, theils Umschreibungen des Vaterunsers, deren auch in den folgenden Taufreden noch mehrere treffliche eingewebt sind, *Darstellungen des Taufformulars*, und zugleich des moralischen Werthes der Kindertaufe für Aeltern, Pathen, und Kind; *das Glaubensbekenntniss;* nicht das apostolisch-dogmatische, sondern ein moralisch-christliches; *Anreden und Herzenserhebungen nach der Taufhandlung;* kurz und herzlich; dann auch *längere Taufreden*, welche sich durch einen Reichthum mannichfaltiger, zum Theil origineller und bey Taufhandlungen nur selten berücksichtigter Ideen, und den sehr herzlichen, auf Zeitumstände wohl berechneten Vortrag empfehlen. Eben dieses Urtheil gilt von *dem Trauungsformular bey Gebildeteren*, von *den Trauungsreden* und von den *Leichenreden*, welche sowohl in diesem als in den folgenden Bändchen enthalten sind.

* * *

Leipzig, im Magazin f. Literatur: D. *Edmund Goodwyn's erfahrungsmäfsige Untersuchung der Wirkungen des Ertrinkens, Erdrosselns und durch schädliche Luftarten erfolgten Erstickens nebst den wirksamsten Mitteln Scheintodte wieder herzustellen.* Eine Preisschrift. Aus dem Engl. übersetzt von D. *Christ. Friedr. Michaelis.* Neue Ausgabe. 96 S. 8. mit Kupf. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 377.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Cassel*, b. Estienne: *Der Arrestant*, oder *Zwey in Einer Person.* Eine komische Oper in Einem Aufzuge; aus dem Französischen. Nach der Musik von *della Maria.* 1801. 72 S. 8. Das Original dieser kleinen Oper gehört zu den besten und angenehmsten Stücken der neuern französischen Bühne; und die treffliche Composition hat den Reiz desselben nicht wenig erhöht. In der Uebersetzung hingegen ist von diesen Annehmlichkeiten wenig zurückgeblieben; der leichte französische Dialog ist hier fast durchgehends steif und unbehülflich geworden, und die Arien sind zwar der Musik untergelegt, aber so, dafs eine Menge von Härten und von schalen, niedrigen Ausdrücken durch diesen Zwang hineingebracht ist. Wer erkennt z. B. noch in den Versen:

Ja, den Roman soll Hymen enden,
Ich geh' nun in die grofse Zunft:
Lang kann die Thorheit zwar uns blenden,
Doch endlich siegt die Vernunft!

den leichten Gang der französischen?

Oui, c'en est fait, je me marie,
Je veux vivre comme Caton;
Il est un tems pour la folie,
Il en est un pour la raison.

Oder das Refrain der schönen Romanze: *Lorsque dans une tour obscure etc.*

Maman, ne soit pas mécontente;
La pitié n'est pas de l'amour!

in dem Deutschen:

Ach Mutter, sey nicht unzufrieden;
Das Mitleid ist ja Menschenpflicht.

Es liefsen sich Stellen anführen, worin Gefühl und Ausdruck in dieser Dolmetschung noch weit ärger gemifshandelt sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG U. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der Nro. 136. abgebrochenen Recension.*)

Die Verwirrung steigt. Hr. *Heyne* will im Excurs weiter zeigen, dass seine Gemeinwohnung der Götter bey Homer manchmal *über dem Olympos in den Wolken* schwebe, und wählt zu Beweisstellen Il. V, 748 ff. XIII, 523, die er unter dem Text auch seiner Absicht gemäss deutet. Hier aber glaubt er noch immer bey den *zerstreueten Einzelwohnungen auf den Berghöhen des Olympos*, oder, wie wir aus Gefälligkeit sie erklärt haben, bey der ungeheuern *Gemeinwohnung auf dem Berge*, zu verweilen, und lässt als Beweise dafür seine Citate Il. V und XIII getrost mitlaufen. „An der Stelle Il. V, 748 (sagt er) scheint der „*Himmel über dem Olympos* zu seyn, oder ihn zu um„geben." Als ob der Himmel auch unter dem Berge seyn könnte! „Durch die geöffnete Himmelspforte „steigen Athene und Here herab, und sehn den Zeus „auf dem obersten Gipfel sitzen." Wer vorher die Note bey Il. V, 758 und die Observation Il. V, 750 gelesen hat, der merkt wohl ungefähr, dass dem Excursor hier in dem *Himmel über dem Berge* etwas von einem *himmlischen Götterpalast* vorschimmerte; ein anderer nichts. „An der Stelle Il. XIII, 523, (fährt er fort) „sitzt Ares *unter goldenem Gewölk*, welches folglich sein Haupt umgiebt." Allerdings, wenn er darunter sitzt. Dies auch angenommen; so säfse er auf dem Berge so tief, dass ihm die Wolken über dem Haupte schwebten. Denn über dem Berg Olympos, dessen Gipfel nach Odyss. IV, 45 beständig heiter und wolkenlos ist, ein beständiges Gewölk anzunehmen, und einen von dem Gewölk unten und oben umwölkten Götterpalast: wird uns erst in der Note bey Il. XIII, 523 zugemuthet. Indem wir dem Excurs wie betäubt nachsinnen, schliefst plötzlich der Absatz noch betäubender: „Es ist also nicht zu verwundern, dass „*Himmel* und *Olympos* bald verbunden, bald beides „vermengt, und eines für das andere gesetzt wird." Und dann folgt, nach der bisherigen Abhandlung einer homerischen *Berg-Regia*, ein neuer Absatz mit *Regia deorum in nubibus constituta est:* der eine in den *Wolken* angelegte *Regia* beweisen soll — ohne Beweis; weil Hr. *Heyne* die angeblichen Beweise im vorigen Absatze verschüttet hat. Er erzählt nur mit wiederholender Weitläuftigkeit, was sein Luftschloss alles mit einem Heroenpalaste gemein habe, als Thüren, Schwellen, Hof und Gehege, auch Hallen, besonders einen gewaltigen Saal, wo Zeus mit den Göttern schmauft und rathschlagt, und kleine Häuserchen auf dem Hofe für die übrigen Götter: eine wahre συνοικία oder Gemeinwohnung; der Saal sey von Erz, wovon der eherne, auch wohl eiserne Himmel genannt werde, und dergleichen mehr. Noch einmal geräth er auf den spätern Götterpalast im *Sternhimmel* (bisher war also der Wolkenhimmel gemeynt), und auf Ovids Milchstrafse; aber noch einmal besinnt er sich, dafs dieses den Homer nichts anzugehen scheine. „Was den angeht, sagt er, das habe ich nur im „Ganzen erinnert; welche Gestalt das Einzelne nach „der Vorstellung des Poeten könne gehabt haben, dar„über sey jedem frey die Freyheit des Erdichtens, „*libera esto cuique fingendi libertas.*" Das nehme sich der, der bey Virgils Landbau III, 261 einen ganz anders eingerichteten Olympos Homers und der Spätern zu sehen glaubte. — Nun, liebe Leser, wem unter euch ist eine unholdseligere Verwirrung bekannt? Und auf diesen unherschwindelnden Excurs, welchen Hr. *Heyne*, wie seine ersten Ausläufe über die Partikel *ει* (S. im Vorigen), für verdruckt hätte ausgeben müssen, weiset er uns durch die ganze Ilias zurück.

Jetzt noch die Noten und Observationen zu den beiden Beweisstellen eines ehernen Wolkenpalastes über dem Olympos; weil Hr. *Heyne* sich dort doch wenigstens erinnert, was er beweisen will. Bey Il. V, 750—753 meynt er: Die Göttinnen kommen aus dem Wolkenthore des Himmels herab, und finden den Zeus auf dem obersten Gipfel des Olympos sitzen; folglich mufs hier der gemeinsame Götterpalast über dem Olympos in den Wolken gedacht werden. Aber in demselbigen Palast mit dem Wolkenthor (Il. VIII, 393) waren Here und Zeus, als sie durch heftige Bewegung den Berg Olympos erschütterten (199. 443), welches aus frey schwebendem Gewölke nicht geschehen konnte; und selbst jenes Thor wird (411) auf dem viel gebogenen Berg Olympos gezeigt. Versuche es Hr. *H.* einmal mit der Vossischen Anordnung. Der Berg Olympos erhebt sich aus wolkiger *Dunstluft* (ἠέρι) mit der Kuppe in die nimmer bewölkte Heitere, welche bis zu dem metallenen Himmelsgewölbe hinauf *Aether*, und, oft mit der unten angrenzenden Luft, auch Himmel genannt wird; auf dieser heiteren Kuppe steht oben der Palast des Zeus, dessen Thor eine gediegene Wolke schliefst; aufser dem Thore finden die Göttinnen den Zeus, wie er auf derselbigen Kuppe von einem vorragenden Hange nach Tro-

ja ſchaut; worauf ſie, das Ende des dünnen Aethers erreichend, von dem Berge über die tragende Dunſtluft zwiſchen Himmel und Erde dahinfahren. Wo bleibt nun die ſeltſame Erſcheinung des Luftpalaſtes über dem Olympos? Sie verſchwindet mit ihrem Truggewölk. Denn Il. XIII, 523 Wolken *über dem olympiſchen Luftpalaſte*, oder, wenn Hr. *Heyne* den aufgeben will, *über dem Berggipfel des Olympos*, ſchweben zu ſehen, iſt Miſsverſtand. Dem Ares und den übrigen Göttern ſollte der Anblick der Schlacht durch vorgezogene Wolken geheimt werden. Dazu dienten nicht Wolken über dem Haupte, ſondern unterhalb an der Seite des Bergs, wo der Wolkenbezirk über der Dunſtluft anfing; und durch den Glanz des herabſtrahlenden Aethers wurden ſie vergoldet. Wer alſo dem Homer einen begreiflichen Sinn zutraut, der ſtreiche das Komma nach ἧστο, und verſtehe: *Er ſaſs auf dem Gipfel, ὑπὸ χρυσείοισι νεφέεσσιν ἐελμένος, von goldenen Wolken beſchränkt.*

Seht da die Zeugniſſe für den olympiſchen Wolkenpalaſt, den, ohne weiteren Beweis, Hr. *H.* ſogar in Il. XV, 193 hineintragen will. Bey der Theilung der Welt, ſagt der Dichter, erhielt Poſeidon das innere Meer, Aïdes das unterirdiſche Todtenreich, Zeus den Himmel in Aether und Wolken, d. i. das Gewölbe mit beiden Luftſchichten, Heitere und Dunſt:

Aber die Erd' iſt allen gemein, und der hohe Olympos.

Hr. *Heyne* macht in den Noten aufmerkſam, daſs *Himmel* und *Olympos* verſchieden ſey, und heiſst uns jenen leidigen Excurs nachſehen, wo nur Verbindung, ja Verwechſelung beider behauptet wird. In der Obſervation dagegen ſtraft er die alten Ausleger, die eine Verſchiedenheit erkannten, und den Olympos als Berg zur Erde rechneten. „Dieſe Verwirrung" (ſagt er) „könnten ſie erſparen: denn der Olympos, *der über* „*Wolken und Himmel iſt*, iſt die gemeinſchaftliche Wohnung der Götter, obgleich er oft mit dieſem (nämlich dem Berge) denſelbigen Namen führt (*etſi ſaepe* „*cum hoc eodem nomine appellatur*, auf Deutſch-latein); die Erde iſt es gleichfalls" (nämlich Gemeinwohnung, wie der himmliſche Olympos), „weil die „Götter gemeinſchaftlich für die Menſchen ſorgen, und „gemeinſchaftlich von ihnen verehrt werden (*quate-* „*nus communi cura hominum providentdii*" wahrſcheinlich ein Druckfehler!) Wir erwarteten einen vorzüglichen Gebrauch des Wolkenpalaſtes bey Il. VIII, 18—26, woraus die goldene Kette auf den Berg Olympos könnte herabgeſenkt werden. Nein; bey V. 19 ſtellt die Note den Zeus in den *Himmel*, ohne Anzeige, ob das Gewölbe, oder der Wolkenpalaſt, oder dem Excurs zufolge, die Höhe des Bergs Olympos gemeynt ſey; bald aber bey V. 25 ſtellt ihn die Note auf eine *vorſpringende Jähe des Bergs Olympos*; wo man auf die Erde ſehen, und eine Kette hinabſenken und anbinden konnte. Denn der Berg, ſagt Hr. *Heyne*, müſſe es hier ſeyn, weil auf den Berg V. 3 die Götter ſich verſammelt hatten: welchen Vers er indeſs in der Obſervation für verdächtig hält. Eine vom Olympos herabgelaſſene Kette behauptete Hr. *H.* ſchon in ſeiner Abhandlung von den *homeriſchen Fabeln;* und ungeachtet die *Myth. Briefe* II, 41. p. 330 ihm die Unſchicklichkeit vorſtellten, bleibt er dabey. An einer vom Berg Olympos herabgelaſſenen Kette muſs ihm Zeus die ganze Erdſcheibe mit dem eingeſchloſſenen Meer in die Höhe ziehen: ſo wie der Wundermann Münchhauſen zur Sicherheit ſein Haus auf den oberſten Boden zog, und die Leiter nachholte.

II. Ueber die *Einrichtung der Häuſer*, worin Homers Helden und Götter wohnen, belehrt uns zwiefach ein zwiefacher Hr. *Heyne*. Als Erklärer Virgils meldet er bey Aen. X, 1: Im homeriſchen Palaſte ſey ein groſses *Atrium*, ein Zimmer für Geſchäft und Beſuch; zu beiden Seiten daran ſeyn Gemächer, oder kleinere Schlafkammern für die Hausleute, und auf dem Olymp für die zwölf groſsen Götter: wohl zu verſtehen, in der olympiſchen Gemeinwohnung, denn an einigen Stellen Homers habe jeder Gott ſein eigenes Haus. Was das *Atrium* ſey, wird bey Aen. VIII, 467 erklärt: Man trete ſogleich in ein Zimmer, wofür die Römer ein *Atrium* gehabt; dieſes erſtrecke ſich durch das ganze Haus, ungefähr wie bey unſeren Landsleuten die *Dehle*, und habe im innerſten Winkel den Feuerheerd. Völlig ein Bild der Hannöverſchen Bauernhäuſer: die lange *Dehle*, im Hochdeutſchen *Diele* genannt, mit dem Torfheerd am oberen Ende, macht das Gaſtzimmer der Heroen und der Götter; in den Seitenverſchlägen, wo der Bauer ſein Vieh und Geflügel hält, ſind die Schlafkammern der Familie, und, an Jupiters *Dehle* entlang, der zwölf groſsen Götter. Dieſe Belehrung wiederholt Hr. *H.* in der letzten Ausgabe Virgils von 1800, damit (wie er bey Aen. VII Exc. 1 verlangt) der Leſer einſehe, er bleibe ſich gleich.

Zu derſelbigen Zeit aber, als Erklärer Homers, deſſen 8 Tome von 1799 an gedruckt wurden, bemerkte Hr. *H.* in der Obſervation bey Il. VI, 242 einen umhegten Raum: darin zuerſt einen Vorhof mit geſonderten Hütten an jeder Seite; dann das Haupthaus, welches ein gewaltiger Saal ſey, mit einer Säulenhalle davor, die auch vielleicht vor die Hütten des Hofes ſich erſtecke; und hinten hinaus wieder einzelne Häuſerchen. In dem Haupthauſe oder Saale werde den Tag über gewirthſchaftet und geſchmauſt; in den Hütten vorn und hinten ſchlafe und wohne die Familie und das Geſinde; nur die Hausfrau mit ihren Mägden und Töchtern wohne in einer oberen Kammer, wahrſcheinlich über der Halle des Saals. Beyläufig erfahren wir noch Il. VIII, 435, daſs das Haupthaus oder *Atrium* (hier der Saal, wo man ſpeiſet und Geſellſchaft annimmt) kein anderes Licht habe, als durch die offene Thüre, weswegen man Feuer anzünden, oder draufsen die Geſchäfte abmachen müſse; und Il. XX, 11, daſs das Haupthaus, nämlich der Saal, auch Halle oder Säulengang heiſse, weil ſeine Decke auf Säulen ruhe. Am Schluſſe der erſten Obſervation ſagt Hr. *Heyne:* er habe die Mühe nicht geſcheut, die Wohnung des heroiſchen Lebens zu beſchrei-

ſchreiben; denn — *man könne nicht mit vollkommenem Nutzen leſen, wenn man nicht von der Sache eine deutliche Vorſtellung habe.* Doch wenigſtens am Schluſs eine richtige Bemerkung!

III. Die *homeriſche Mythologie* hat den Hn. *Heyne* ſeit längerer Zeit beſchäftigt; und er verſichert (Exc. II. VIII, 8), daſs ſeine ſchon im Jahr 1777 der Göttingiſchen Societät vorgeleſene Abhandlung *de origine et cauſſis fabularum Homericarum*, der eine noch viel frühere vorherging, ihm noch jetzt im Weſentlichen nichts zu bereuen darbiete. Ein ähnlicher Aufſatz *de Theogonia ab Heſiodo condita* folgte im Jahr 1779; und bald verbreiteten ſich ſeine Lehren und Redensarten durch eigene und fremde Recenſionen, durch immer erneueten Vortrag im Hörſaal, in Epiſteln, Vorreden, Anmerkungen, und zuletzt durch das *Hermanniſche Lehrbuch der Mythologie* 1787 und 1790, das aus einem nachgeſchriebenen Collegium des Hn. *Heyne* entſtanden war, und mit zwey anpreiſenden Vorreden des Hn. *Heyne*, und eben ſo viel anpreiſenden Recenſionen deſſelbigen, den froheſten Bewillkommnungen entgegen trat.

In der Abhandlung von 1777 wird der Urſprung der homeriſchen Fabeln alſo erklärt (p. 37). „Nachdem die altväteriſchen Landesreligionen der zerſtreueten Horden Griechenlands durch Danaus und „Cekrops mit ägyptiſchen Begriffen, durch Pelops „mit phrygiſchen, durch Kadmus mit phöniciſchen „vermiſcht worden; entſtanden bald philoſophiſche „Myſterien und Tempeldienſte, aus deren Schoofs ei„ne Art von Naturphiloſophie über den Urſprung der „Dinge und der Elemente Entwickelung, *wegen der „Armuth der Sprache in ſymboliſche Bilder von Gott„heiten gefaſst*, hervorging, und Dichter erſt zu Kos„mogonien, dann zu Theogonien begeiſterte. Dieſe „Sinnbilder der Urphiloſophie" (*die Hr. Heyne durchaus nicht Allegorie, denn die ſey ſpäter, genannt wiſſen will*), „entlehnte Homer aus den Kosmogonien, und „verwandelte ſie in wahre Perſonen von übermenſchlicher Kraft, die an den Handlungen ſeiner Heroen „Theil nahmen." (Oder die vielmehr nur ſo thaten, im Grunde aber phyſiſche und moraliſche Sätze ausdrückten. Hiervon werden Beyſpiele gegeben.) „Die „uralte Kosmogonie lieſs vor der Erſchaffung ein allgemeines Gewirr herrſchen: das bedeutet Eris, die Ho„mer zu einer handelnden Perſon machte. Die Zeit „der Verwirrung mit Entwickelung wird durch Kro„nus, der ſeine Kinder verzehrt, und durch die ver„ſtoſsenen Titanen bezeichnet. Darauf die Anord„nung der Elemente durch Jupiter, Neptunus, Plu„to. Das erſte Element ſchien Waſſer; daher Oce„anus der Götter Vater. Anderen ſchien es die Luft; „daher Jupiter die obere, und Juno die untere Luft, „Bruder und Schweſter, Mann und Weib; daher die „Begattung auf Ida, eigentlich befruchtender Regen „und Thau; daher der ewige Zank, eigentlich Un„gewitter; daher die Amboſse an Juno's Füſsen, Erd„dünſte und Meerdünſte, daher auch die vom Olympus herabgelaſſene Kette, die vom Aether abſtufen„den Elemente; daher ferner die Feſſelung Jupiters „durch Juno, Neptunus und Minerva, oder richtiger „Apollo, ein Bild, wie der Aether durch Luft, Waſſer „und Feuer (denn Feuer ſey Apollo als Sonnengott) „gehemmt worden; u. ſ. w. Dann (p. 52) da Apollo „für dem Urheber der Peſt gehalten ward, *nach dem „alten Symbol der Sonne*, die Pfeile als Strahlen aus„ſchickt; ſo hat Homer die Peſt im Lager der Achaier „mit Recht vom Apollo abgeleitet." (Vergl. *Myth. Br.* II, 41.)

Durch dieſe Vorſtellung glaubte Hr. *Heyne* dem von *Clarke* bey Il. I, 399 hingeworfenen, und von *Erneſti* vernachläſſigten Gedanken, daſs Homers Fabeln aus alten philoſophiſchen Gedichten über die Entwickelung der Elemente entlehnt worden ſeyn, Licht und Anſehn zu verſchaffen. Zur Ausführung des Clarkiſchen Gedankens nahm er den Stoff aus *Blackwells* Schrift über Homer! wo im 10. Abſchnitte die ſinnbildliche Mythologie dem Homer aus dem hieroglyphiſchen Aegypten durch Danaus, Orpheus und ähnliche, durch Phönicier und Kreter, durch Orakel und Myſterien, zuſtrömen ſoll. Wenn wir Hn. *Heynens* zuſammengeleſene Gedanken richtig gefaſst haben: ſo war in den vorhomeriſchen Cosmogonien z. B. der ferntreffende *Apollo* nichts weiter als ein ſymboliſches Bild, um bey der Armuth der Sprache die noch namloſe *Sonne* gleichſam hieroglyphiſch zu bezeichnen; die Pfeile bedeuteten Strahlen, das Schwert Strahlen, das ungeſchorene Haar Strahlen. In den folgenden Theogonien ward das Sonnenſymbol ein Gott, mit anderen vergötterten Naturkräften verwandt, aber noch nicht auſser den Wirkungen der Sonne thätig. Homer zuerſt machte den Apollo zu einer wahren, auch auſser dem Sonnenamte mithandelnden Perſon, die aber auch ſo noch *verpeſtende Sonnenhitze*, oder was ſonſt von der *Sonne* ſich anbringen lieſs, ſymboliſch zu bedeuten fortfuhr. Eben ſo waren die Amboſse an den Füſsen der Here dem kosmogoniſchen Dichter ein Sinnbild der unteren Dünſte, die goldene Kette des Zeus ein Sinnbild der Elemente; bey Homer wurden ſie wirkliche Amboſse, eine wahrhafte Kette; doch behielten ſie für den Verſtändigen unter dem eigentlichen Sinn noch den geheimen der Kosmogonie.

Wir anderen, deren abndender Blick nicht in die vorhomeriſchen Theogonien, in die noch älteren Kosmogonien, und in die uralteſten Myſterien cekropiſcher und kadmeiſcher Naturphiloſophie hinaufreicht, wir wiſſen nur hiſtoriſch: daſs nicht vor dem bekannten, lange nach Homer aufblühenden Zeitalter der Philoſophie den alterthümlichen Götterfabeln anſtändigere Begriffe, wie Pindar bekennt, untergelegt wurden. Wir wiſſen, daſs Anaxagoras zuerſt in Homers Fabeln Sinnbilder der Tugend, ſein Freund Metrodorus zuerſt Sinnbilder der Naturwiſſenſchaft finden wollte; und daſs, nach einigem Sträuben, die Prieſter ſelbſt es der Weltklugheit gemäſs achteten, die gefälligen

lgen Sinnbilder gehn zu laſſen, und durch eigene zu vermehren. Solcherley Umdeutung ward in den Schulen der Grammatiker gewöhnlich *Allegorie* genannt, die vorzüglich Krates begünſtigte, Ariſtarch aber verwarf. Man ſtritt, ob die Worte *Apollon, Amboſs, Kette* etwas *anderes ſagten*, einen verdeckten Sinn durch ein Bild ausdrückten: das heiſst nicht, ob man einen anderen Sinn hineinlegen *könnte*, und zur Erbauung des Volks *dürfte* und *müſste;* nein, ob Homer ſelbſt mit den Vorfahren dadurch etwas natürliches und der Gottheit würdiges hätte anzeigen wollen. Heraklides eifert gegen die, welche die homeriſche Allegorie und den philoſophiſchen Sinn nicht verſtehn, und ſich bloſs an die mythiſche Hülle halten. Die ſelbige Art des Sinnbilderns hieſs auch *ſymboliſche* Deutung, von *σύμβολον, Anzeige:* wie eben der Heraklides (Gal. p. 442) bey Homer Philoſophie in *ſymboliſche* Worte gehüllt behauptete; ingleichen *φιλοσοφεῖν, philoſophiſch* in tieferem Sinne verſtehn, und was für andere Benennungen eines Sinnbildes, verblümten Ausdrucks, Räthſels oder Gleichniſſes im Griechiſchen ſind. Hr. *Heyne* zuerſt machte einen willkürlichen Unterſchied: *ſymboliſche Vorſtellung* und *Philoſophem* ſollte für die uralte Bedeutung ſeiner kosmogoniſchen Sinnbilder gelten, und *Allegorie* für die ſpäter hineingelegte. „Von der äuſserſten Verſchiedenheit" (ſagt er wiederum bey Il. I, 396) „ſind *Allegorie* der Philoſophen und „*ſymboliſche Sprache* der älteſten Menſchen: die, da „ſie nur ſinnlich dachten, und keinen Ausdruck für „philoſophiſche Begriffe hatten, zu *ſymboliſchen Be*„*zeichnungen* ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt wur„den; ohne Kunſt freylich, und ohne den Witz, der „Spätere zur Allegorie verleitete. *Bekannt* iſt ferner, „daſs die älteſten Köpfe, bevor ſie die einzelnen Ge„genſtände der Natur erforſchten, ſich mit dem Ur„ſprung des Ganzen eitel beſchäftigten; und daſs hier„aus in den älteſten Zeiten der Griechen, vielleicht „auch durch Einführung aus der Fremde, *kosmogoni*„*ſche* und *theogoniſche Mythen* entſtanden, worin die „Natur und ihre Veränderungen, der Streit der Ele„mente, und die folgende Ordnung, durch Perſonen „und Handlungen vorgeſtellt wurden. *Bekannt* iſt, „daſs aus dieſen älteren Fabeln der gröſsere Theil in „die Poeſie (Homers und anderer) überging, aber je„ner kosmogoniſchen Tracht enthüllt, und in ange„nehme Erzählung verwandelt; *obgleich von Zeit zu* „*Zeit bald Dichter bald Philoſophen die ſelbigen zur* „*Würze nützlicher Lehren brauchten*". (Nämlich, im alten kosmogoniſchen Sinne). „Nachmals verirrten „ſich Philoſophen und Grammatiker, daſs ſie in den „Urſprüngen der Mythen ihre eigene philoſophiſche „Subtilität ſuchten, und den Urhebern derſelben an„dichteten. Dieſe wollten, daſs die Mythen, die vor„mals *ſymboliſche* geweſen waren, jetzt *allegoriſche* „ſeyn ſollten. Daſs beide Gattungen äuſserſt verſchie„den von einander ſeyn, habe ich ſchon vor 30 Jahren „bekannt gemacht."

Ueber Worte verträgt man ſich leicht, wenn erſt die Sache geſchieden iſt. Wir wollen die Vermuthung als möglich, als wahrſcheinlich annehmen, daſs unter den älteſten Pelasgerhorden eingedrungene Miſſionare ihre fremdartigen, für des Völkleins Sprache und Gemeinſinn zu hohen Begriffe, oder die klügſten der Waldmenſchen ſelbſt, was ſie eher denken als ausſprechen konnten, nicht bloſs in kräftige Metaphern, ſondern in vieldeutige, mehr als räthſelhafte Symbole gehüllt, und anderen, wir begreifen nicht wie, zu enträthſeln gewuſst haben; wir wollen die vorhomeriſchen Kosmogonien mit ihrem Theogoniengefolge, worin Symbole der entwickelten und geordneten Natur, als Gottheiten geſtaltet, zu handeln ſchienen, bevor ſie im Homer zu wirklichen Handlungen belebt wurden, dem vermuthenden ohne Beweis zugeben: der harmloſe Traum wird mit dem gelaſſenen: *Kann ſeyn!* in die Nacht der unerklärbaren Urzeit zum beliebigen Herumſchwärmen entſandt. Sobald aber der vermuthende ſelbſt den geheimen Sinn jener phantaſtiſchen Bilderſprache zu enthüllen, und dadurch ein neues Licht, Er zuerſt! über Homer und die folgenden Dichter zu verbreiten ſich rühmt; dann darf man wohl fragen: Woher die neue Offenbarung? und welche Gewährſchaft des Verkündigers? Bis zum zweyten Bande des Hermanniſchen Lehrbuchs würdigte Hr. *Heyne*, auf die ſpäteren Myſterien, beſonders auf gewiſſe, ihm deutliche Spuren des höheren Alterthums in den Hymnen der Orphiker, ſich zu berufen. Aber ſeitdem dieſe Prachtnamen ihm geraubt wurden, hat er nichts, auſser ſeinen nachhomeriſchen Philoſophen, und ſeinen Grammatikern, die er als Währmänner nicht einmal zu nennen ſich getraut. Was unter den witzigen Enträthſelungen, vorzüglich bey den ſpäteſten Grammatikern, ihm gefällt, das hebt er hervor mit den Ehrentiteln, *ſymboliſcher Ausdruck* und *Philoſophem;* das andere läſst er verächtlich als ſpätere *Allegorie* im Staube liegen: öfter ſogar giebt er die leibhafte Allegorie, beſtäubt wie ſie iſt, für ein altes Symbol. Daſs er auch ſelbſt mitunter ein Symbol ausgeheckt habe, wer wird ihm die Ehre miſsgönnen? Gern habe er zuerſt (T. VIII. p. 567) den Pelops uns gedeutet: die ſpracharmen Halbwilden Griechenlands nannten des Fremdlings weiſsglänzende Schulter eine *elfenbeinene*, natürlich weil Elfenbein ihnen bekannter und nennbarer war als weiſser Glanz; die folgenden verſtanden das Bild eigentlich, dichteten ein rohes Mährchen hinzu, und ſiehe, der Mythus war fertig; nun kam Pindar, der, wie Hr. *H.* naiv ſagt, den wahren Urſprung der Fabel nicht kannte, und einen allegoriſchen Sinn unterſchob.

(Die Fortſetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hr. *Heyne* dringt oft von neuem, und zuletzt bey Il. XXIII (Excurs. III) auf jenen ihm allerdings wichtigen Unterschied, wovon er schon ehmals hinlänglich geredet habe: so dass *allegorische* Sprache mit *symbolischer* (die hinfort auch *mythische* heissen dürfe) nicht anders als boshaft (*maligne*) vermengt werden könne. Wer einen so harten Vorwurf verdiene, wissen wir nicht; gegen den Verfasser der *Mythologischen Briefe* wäre er ungerecht. Jener nicht eben als boshaft bekannte Mann hat nicht nur in der obigen, aus den *Myth. Br.* (II, 41. p. 328) entlehnten Darstellung der Clarke-Blackwell-Heynischen Hypothese, sondern gleich im Eingange des Werks (I, 3—5), den angeblichen Unterschied ehrlich angezeigt, und den beweislosen mit ehrlichen Beweisen widerlegt. Er hat (I, 5. II, 35) den Symbolen der Kosmotheogonien die erschlichene Quelle der orphischen Mystik verstopft, und das ganze symbolische Gewimmel des Heyne-Hermannischen Lehrbuchs in den Sümpfen der Allegorie bey den Grammatikern, woraus Natalis Comes und Benjamin Hederich schöpften, den Neugierigen entdeckt (I. p. 28. II. p. 330. 332). Und mit den umständlichsten Erörterungen hat er alle vom Hn. *Heyne* selbst für uralte Symbole gegebenen Verunstaltungen der Götter, als Flügel, Schwänze und Hörner, Fischglieder und Zwittergeschlecht, in die nachhomerischen Jahrhunderte, zum Theil in die spätesten, herabgesetzt. Ueber diesen ernsthaften, und wie im Bewusstseyn des Rechts handelnden Versuch der Myth. Briefe, ob die gläubige Trägheit zum Selbstforschen erweckt werden könnte, verschob die *A. L. Zeitung* neun Jahre lang, sich anders als durch beyläufige Achtungsbezeugungen zu erklären. Man wollte, bey den Bewegungen der Partheyen, theils ein ruhiges Wort der allrichtenden Zeit abwarten, theils, was Hr. *Heyne* sowohl seinem Ruhme, als dem Gewichte der Anklage schuldig zu seyn glaubte. Hr. H. hat, sich zu rechtfertigen, über die Mythologie im Allgemeinen eine Folge von vier Abhandlungen in den Commentationen der Göttingischen Societät 1797, und hier wieder zwey lange Excurse bey Il. VIII. u. XXIII, sammt mehreren langen Observationen bey Il. I, 396. 590. VIII, 18. XV, 18. XVIII, 395 u. p. 589, dabey über einzelne Mythen noch viele zerstreute Anmerkungen entgegen gestellt; aber auf den gefoderten und zugleich erschwerten Beweis seiner von der Allegorie unterschiedenen Symbole sich im geringsten nicht eingelassen. „Meinem eigenen Ur„theile, sagt er Exc. Il. VIII, 18, zu wenig trauend, „fing ich an die Urtheile anderer zu vergleichen, so„gar ihre *Erdichtungen*; hierüber zu klopffechten, „oder für das Meinige zu kämpfen, achtete ich mei„ner Person, meinem *Stande* und Alter nicht gemäss. (Aber das hielt er seiner nicht für unwürdig, auch noch in dieser Ausgabe z. B. S. VIII. p. 536 einer *gelehrten Widerlegung* persönliche schon mehr als einmal abgefertigte Beschuldigungen von *Undank* entgegenzusetzen; ein Verfahren, das wir anderen zu rügen überlassen, da uns hier der Raum dazu fehlt). „*Wie sollte ich auch jeden einzelnen Satz zu vertheidi„gen wagen*, da das Mehrste auf *Meynung* und *Ver„muthung* beruht? Doch dünke ich mir die Grund„ursachen, aus welchen die ganze Beurtheilung und „Auslegung der Mythen, besonders der homerischen, „herzuleiten ist, richtig bemerkt zu haben." Das heisst, er dünkt sich die Richtigkeit seiner Vermuthungen richtig zu vermuthen! „Denn (sagt er im Folgenden) „leugnen zu wollen, dass vor Homer über „die Natur in Bildersprache gedichtet worden sey, „wäre Hartnäckigkeit und muthwilliger Widerspruch „gegen Dinge, die *durch sich selbst* schon *evidentissima* „sind, in einer Gattung, die nicht über *Wahrschein„lichkeit* sich erheben kann." Vertheidigen also und widerlegen ist nicht seine Sache. Nur weil die böse Welt ihm die Grundsätze verwirrt (Il. XXIII. Exc. III), wiederholt er von neuem und wieder von neuem, in allerley Abtheilungen und Unterabtheilungen geordnet, seine vermutheten und des Beweises unfähigen Symbole der uralten Kosmogonien, bis durch die epische Umwandlung zu der Ausartung in spätere Allegorie herab; dass man beynah an das immer wiederholte *Credo* des Kosmogonischen Weisen im *Vicar of Wakefield* zu denken verleitet wird: *The world is in its dotage, and yet the cosmogony or creation of the world has puzzled philosophers of all ages.*

Ohne Scheu nun giebt sich Il, VIII, 18 (obs. et Exc.) die *goldene Kette* für ein kosmogonisches Symbol der aufgeschichteten Elemente, woraus Homer, der Tausendkünstler, eine wirkliche Kette zum Ziehn, mit eingeschlossener kosmogonischer Kraft zum Bedeuten, gemacht habe. Denn blos eine Kette, sagt Hr. *Heyne*, woran die Götter und Zeus ihre Macht gegen einander prüfen, wäre so ungereimt, so von aller vernünftigen Vorstellung entfernt, dass schwerlich ein Mensch darauf fallen könnte. Aber gefäl-

gefällig und sinnreich (*suave et argutum*) wird das Bild, *wenn wir annehmen*, die jetzt wirkliche Kette sey aus ehemals sinnbildlichen Goldringen zusammen gefügt worden. Nun lass die Götter daran ziehen, wie sie wollen; wir sehen nichts so ganz ungereimtes, denn wir denken das Unsrige dabey. Die gutmüthigen Götter führen mit dem Erbstücke der mystischen Kosmogonie ein sinnreiches Schauspiel auf, um den uralten Lehrsatz, dass der obere Aether durch Luft und Wasser mit der unteren Erde gleichsam verkettet sey, durch ihr gewaltsames Herabziehn und Hinaufziehn, uns noch einmal recht anschaulich zu machen. Selbst ja, wenn sie *schlafen*, thun sie es metaphorisch, wie Hr. *H.* Il. II, 2 aus Aristoteles gelernt haben will; kurz, was sie auch vornehmen, die homerischen Götter, ihr Essen und Trinken, ihr Zank und ihre Liebschaft, ihr Sitz, ihre Ausfahrt, ihr grader und hinkender Gang, alles ist Eine grosse Metapher voll Urphilosophie! Aber wie? *Annehmen* dürften wir schon in grauen Jahrhunderten vor Homer dergleichen Sinnbilder, wovon erst Jahrhunderte nach Homer die Urheber nennen? Wir dürfen! denn ihre vorhomerische Herkunft ist *durch sich selbst evident!* Aber die nachhomerischen Enträthseler, die zuerst alle Sinnbilder im Homer *annahmen*, deuteten sie auf so mancherley Art. Selbst bey unserer Kette wünschten die ersten uns bekannten Deuter derselben, nämlich Plato die Sonne, wovon alles abhange, und, welchen Hr. *Heyne* nicht anführt, des umdeutenden Anaxagoras Bekenner Euripides (Or. 980) die zwischen Himmel und Erde schwebende Sonne, sich zu denken; weit spätere Grammatiker, die Eustathius ausschrieb, brachten durch ahndenden Witz unter mehreren sinnreichen Verkettungen auch eine vierringige Elementenkette heraus. Woran wird die letzte als das ächte Symbol der uralten Kosmogonie erkannt? Weil sie, antwortet Hr. *Heyne*, der ältesten Einfalt gemäss ist, die ja nothwendig die Folge von Erde, Wasser und Luft bis zum Himmel bemerkt haben muss. Doch will er nicht zürnen, wenn einer bey den Späteren auch eine andere Erklärung des kosmogonischen Sinnbildes (denn davon geht er nicht ab) noch einfacher und natürlicher finden möchte. Genug, was in dem Schwarme der Deutungen bey Philosophen und Grammatikern die alterthümlichste Einfalt zu haben scheint, das heisse uraltes Symbol, oder kosmotheogonisches Philosophem in mythische Bildersprache gehüllt; das übrige, wenn auch die Ueberlieferer weit an Alter und Ansehn vorragen, sey spätere Allegorie, ein Spiel des ausschweifenden Witzes, eine träumerische Spitzfindigkeit, womit ein Geweiheter der alten symbolischen Naturphilosophie nichts zu schaffen hat.

Nicht weniger stolz als die Kette, wollen Il. XV, 18 die *Amboße* an den Füßen der gezüchtigten Here für alte kosmologische oder kosmogonische Symbole der unter der Dunstluft liegenden Erde und des Meers angesehn werden, obzwar sie für Homers oder eines Vorgängers Epos den Adel des kosmogonischen Sinns verhehlt, und zu gemeinen Amboßen sich erniedrigt. Ihre Ansprüche vertheidigt Hr. *Heyne* so: „*Wenn man „nur etwas genauer nachdenke*, so werde es wahrscheinlicher, dass ein Dichter der Vorzeit eine kosmologische Vorstellung durch das Bild der Amboße „ausgedrückt, als dass ein folgender Homer, welches „an sich ungereimt sey, dieses Bild auf einen philosophischen Satz angewandt habe.“ Wir finden bey genauerem Nachdenken das eine so — undenkbar, als das andere; aber sehr denkbar, dass Spätere, um ihren Homer wegen unwürdiger Religionsbegriffe zu rechtfertigen, die gezüchtigte Here sammt den anhangenden Amboßen zu einem alten Sinnbilde der Natur umdeuten konnten. „Etwas anderes, meynt er, und „ganz vom symbolischen Ausdruck verschiedenes sey „die allegorische Deutung der Späteren.“ Wenn jene Späteren Homers anstößige Fabeln für *alte Sinnbilder*, auf Griechisch für *Allegorien* oder *Symbole*, ausgeben, und Hr. *H.* dasselbige thut; so ist keine Verschiedenheit. „Einen allegorischen Sinn habe das Bild der „Amboße im Anfang nicht gehabt, aber wohl einen „symbolischen. Denn wie sonst ein Sterblicher auf „den Einfall gekommen wäre, von zwey an den „Füßen der Here hangenden Amboßen zu erzählen?“ Und doch besinnt sich Hr. *H.* bald nachher, dass die gewöhnliche Marter des Aufhängens zum Geißeln durch angehängte Gewichte verstärkt worden sey. „Aber wenn wir nach alten Ueberlieferungen *annehmen*, dass schon vor Alters kosmogonische Dichter „gewesen, welche (in der Armuth der Sprache) die „Atmosphäre oder die untere Luft durch Here, wie „den Aether durch Zeus, vorgestellt (*per Jouem declaraverant*); „so konnten diese, da sie sagen wollten, „Erde und Meer sey unten, aber der Luft, wie die „Luft dem Aether, gleichsam verknüpft, leicht dahin kommen, dass sie sich unter dem Aether eine „Here, (weil zwar für den Aether, aber nicht für „die Luft, ein eigener Name war!) eine über Erde „und Meer herabschwebende Here, im Geiste bildeten, und dass sie Erde und Meer (für welche die „armselige Sprache auch keine Benennungen hatte!) „durch zwey an den Füßen der Here hangende Gewichte anzeigten.“ — Wie finden wir da heraus? Das Bild der angebundenen Amboße wäre für sich ungereimt; wenn es nicht etwas bedeutete; bey Homer aber verlor sich die Bedeutung; und gleichwohl sind sie jetzo nicht ungereimt, sondern, so gut wie die Kette, ein gefälliges, ein sinnreiches Bild. Sie bedeuten nicht mehr, aber sie haben bedeutet; ein Nachglanz der alten Bedeutung verherrlicht sie dem denkenden Gelehrten. Und woher weiss dieser die vormalige Bedeutung? Durch *Nachdenken* über *innere Evidenz!* Durch *Annahme* alter *Ueberlieferungen!* Man scherzt mit uns. *Denn die ganze kosmogonische Weisheit von den Amboßen hat Hr. Heyne aus den späten Allegorien des Heraklides, Phurnutus und ähnlicher Ueberlieferer genommen.* Völlig dasselbige, was er unter dem Namen *Allegorie* zu verachten scheint, wird uns mit der Benennung *Symbol* als etwas gar Köstliches in die Hand gedrückt. Gute Kinder werden

ehrbar

ehrbar den Zahlpfennig für Gold annehmen; wer in den Spafs eingeht, ist boshaft.

Mit seinem altpelasgischen *Sonnensymbol Apollon* thut gleichwohl Hr. *Heyne* im Anfang etwas verschämt. Nachdem er auf seinen langen Spatziergängen durch die Mythologie den Apollon immer und beständig (S. *Myth. Br.* II, 41) als Gott der Sonne und sogar des Feuers, der mit seinen Strahlen die Pest vor Troja entzündet habe, ja als Nachfolger des abgesetzten Titanen Helios, und als das wahre Urbild des rhodischen, fälschlich Helios genannten Kolosses, betrachtet und den Seinigen verkündigt hatte; so waren unsere Erwartungen gespannt, wie er in einer gemeinnützigen Note bey Il. I, 44 jenem vom Berg Olympos mit Todesgeschofs daherschreitenden Apollon die symbolische (oder allegorische) Hülle vorsichtig entziehn, und den Lehrlingen die liebe Sonne, die vom Himmel herab hitzige Krankheiten verursache, in klarer Gestalt zeigen würde! Umsonst! Die Note zu 48 sagt nur, die Pest vor Troja habe aus mancherley Ursachen entstehen können, am wahrscheinlichsten aus der verdorbenen Sumpfluft des Simoïs, der im Winter anschwelle, und den Sommer hindurch (wir dächten im Frühlinge, wie andere Bergströme) zurücktrete; hier aber werde sie, nach damaligen Religionsbegriffen, als Strafe des beleidigten Apollon angesehn: denn dafs Apollon und Artemis mit Pfeilschüssen Pest, und anderswo hitzige Fieber und Tod, zufügen, sey bekannt, und jetzt auch in *Büchlein über die Geschichte der Arzneykunde* zur Schau gestellt Welcher Leser erräth, dafs die natürliche Ursache, die Hr. *Heyne* in den Sommerdünsten der schon verdünsteten Ueberschwemmung sucht, unter der übernatürlichen versteckt liegen soll; weil ein symbolischer Apollon eigentlich Sonnenstrahlen, und eine symbolische Artemis eigentlich Mondstrahlen abschiefse, und jener an schwülen Sommertagen die Männer durch hitzige Fieber, diese vermuthlich in thauigen Nächten, die Weiberchen durch kalte, hinwegraffe? Uebrigens wissen wir nicht, in welchen *Büchlein über die Geschichte der Arzneykunde* Hr. *Heyne* die Geschosse der beiden Gottheiten bemerkte. Das bekannteste Werk dieses Namens von dem gelehrten *Kurt Sprengel* zählt keineswegs das Todtschiefsen unter die Heilmittel der heroischen Zeit. Aber es enthält, aufser dem Beweise, dafs Homers Apollon erst von Späteren zu einem Sinnbilde der Sonne gedeutet worden sey, noch dieses merkwürdige Gutachten, das ihm die Benennung *Büchlein* wohl nicht im zärtlichen Sinne zuzog: „Es verräth in der That eine seltsame „Unkunde, oft sogar eine unwürdige Scharlatanerie, „wenn man den Sängern der Ilias und Odyssee Philo„sopheme in den Mund legt, wovon sie nichts wissen „konnten."

Endlich, am Schlufs einer Observation über die Maulesel V. 50, wagt sich Hr. *Heyne* allmählich mit dem Sonnensymbol hervor. „*Scilicet*, obgleich von „Apollon als Sonnengott *keine deutliche und ausdrück„liche Erwähnung* vorkommt, so wird doch *offenbar* „*durch viele Zeichen*, dafs Apollon schon vor Homer „mit Helios vermischt worden ist: wie selbst hier aus „der *Pest*, aus den *Pfeilen*, womit in der *älteren* „*Sprache* die Sonnenstrahlen verglichen werden; fer„ner weil er λυκηγενής, *frühe geboren*, heifst; weil „*Leto* seine Mutter ist, und seine Schwester auch *Pfeile* „führt, *et alia*. Dafs vieles in den Mythen aus *sym„bolischen* Andeutungen der Aelteren genommen sey, „*bezweifele niemand*. Von diesen sind weit verschie„den die allzu subtilen Spitzfindigkeiten der Späteren, „z. B. bey Maximus Tyr. XXVIII. p. 68 R; s. Davis." O des glücklichen Forschers, dem aus dem Alterthum etwas, wovon nach seinem eigenen Geständnifs keiner der Alten spricht, offenbar wird durch solche Zeichen! Er sinnt auf Beweis, die Pest wirke ein symbolischer Sonnengott, die Pfeile seyn symbolische Sonnenstrahlen; und er beweiset das Symbol — mit dem Symbol. Denn wie natürlich ist es, wie evident durch sich selbst, wenn man nur etwas genau nachdenkt! Von Danaus her, da die Pelasger Horden Sonne und Mond noch anstarreten, noch nicht Helios und Selene lallen konnten, war in philosophischen Mysterien, und bald darauf in philosophischen Kosmogonien, der Pfeilschütz Apollon ein hieroglyphisches Symbol der hochstrahlenden Sonne, die Pfeilschützin Artemis ein Symbol des Mondes. Als die Halbwilden so ungefähr gefafst hatten, dafs aus den leuchtenden Himmelskugeln sinnbildliche Wesen, Apollon und Artemis, gleichsam Pfeile herabschössen; philosophirte man weiter in Theogonien; aber ganz einfache, nicht künstliche Philosopheme. Das Sonnensymbol Apollon ward feyerlich ein Gott, das Mondsymbol Artemis eine Göttin; Beide, als Zwillinge, von dem Aethergott Zeus mit *Leto*, der noch chaotischen und *verbergenden* Erde, trotz der widerstrebenden Dunstluft Here, gezeugt; der Bruder Apollon schofs heifse Strahlen aus dem Aether, die Schwester Artemis kalte aus der niederen Luft. Niemand zweifele daran! Denn aus Ueberlieferungen der Urwelt, obgleich die ältesten Zeugen darüber stumm sind, nahmen spätere Philosophen diese göttlichen Symbole, die wiederum dem Hn. *Heyne*, zwar unter dem Namen Allegorie, ein Macrobius (Sat. I, 17), ein Heraklides, ein Pharnutus, überlieferten. Von denselbigen weifs auch Hr. *Heyne*, wie dem symbolischen Sonnengotte der Theogonie neben der Bogenkunde noch Musik und Weissagung verliehn werden konnte; vielleicht gar schon eine Vorübung zum späteren Amte eines Arztes, obgleich Paeon der eigentliche Arzneygott war. Nun erschien Homer, und mit ihm eine neue Gestalt der Mythen, die, nicht mehr auf ihren kosmotheogonischen Sinn eingeschränkt, nach Willkür des Dichters an der epischen Handlung Theil nahmen. Dem Sonnengott und der Mondgöttin ward ihr mühsames Amt erleichtert; sie bedeuteten nur, wo etwas zu bedeuten vorfiel; übrigens konnten sie frey herumschalten. Aber wie? Homers Sonnengott heifst ja beständig Helios vom alten Stamme der Titanen, ein Sohn des Hyperion und der Theia, und Bruder der Mondgöttin Selene und der Lichtgöttin Eos. Hat

viel-

vielleicht Helios nach des Danaus Zeit sich neben dem symbolischen Apollon in die Sprache als Sonne, in die Theogonie als Sonnengott, eingeschlichen? Habe ers; so hat Apollon, dies weiss Hr. *Heyne* für gewiss (*Myth. Br.* II. p. 338), den alten Titan Helios verdrängt: der uralte, und doch jüngere Apollon, den später eingedrungenen, und doch älteren Helios. Oder, wie nun bey Il. VIII, 480. XIX, 398 aus Heraklides gedeutet wird, der vermischte Apollon = Helios hiess nur ὑπερίων, der hochwandelnde; und Spätere fabelten ihm einen Vater *Hyperion:* vermuthlich auch die übrigen Angehörigen bey Homer und Hesiodus. Aber der verdrängte Titan Helios lenkt noch immer allein und ungemischt den Sonnenwagen, oft sogar im Angesichte des Apollon, z. B. Il. I, 603—605. XXIII, 188—191. Od. VIII, 202—323; und so bis zu den spätesten Dichtern herab. Vielleicht, könnte man antworten, thut er es als Stellvertreter, als Diener des vornehm herumschweifenden Apollon. Aber Apollon fährt nie auf dem Sonnenwagen, weder bey Homer, noch bey den folgenden; nur die listigen Umdeuter vertraun uns manchmal das Geheimniss, dass in dem scheinbaren Helios ein Apollon oder Dionysos, oder was für andere Sonnensymbole bey Macrobius vorkommen, verborgen sey.

Man muss lächeln, wie solche Köpfe selbst die Beynamen, der *Delier*, der *Lykier Apollon*, zu Beweisen des Sonnensymbols zu verdrehn wissen: Δήλιος, sagt Macrobius (Sat. I, 17) mit Phurnutus, wird Apollon genannt, weil er alles mit Sonnenlicht *offenbart;* und Λυκηγενής, sagt ebendaselbst Macrobius mit Heraklides, wird er genannt, weil er, wie Eos ἠριγένεια, *Morgendämmerung zeugt.* Lächelt doch selbst Hr. *Heyne* bey Il. V, 422 über die philosophirenden Grammatiker, welche die *kyprische* Göttin, Κύπρις oder Κυπρογένεια, zu einer *fruchtbaren* thöricht und ungeschickt, wie er sagt, umdeuteten. Den umgedeuteten Λυκηγενής indess, nicht den Δήλιος, würdigt Hr. H. *anzunehmen;* nur, weil er bemerkt, dass seine Vorgrübler gegen die Grammatik verstossen, erklärt er ihn *mane ortus*, oder *geboren* in der Morgendämmerung. Bey Il. IV, 101 wiederholt er, Λυκηγενὴς stamme ohne Zweifel von λύκη, *Anbruch des Lichts;* wie VII, 433 ἀμφιλύκη νύξ, der *grauende Morgen*, von Pollux auch λυκογενές (Pollux sagt λυκαυγές oder *Lichtschimmer*) genannt werde; und nun glaubt er in Apollon offenbar die aufdämmernde Sonne zu sehn. Als ob, auch dies vorausgesetzt, alles in der Morgendämmerung geborne gleich eine Sonne seyn müsste, wie alle Katzen grau in der Dunkelheit sind! Selbst die deutungssüchtigen Erklärer Homers, bis auf einen Villoisonischen Scholiasten, der den Heraklides abschrieb, verschmäheten diesen in der Frühe geborenen Apollon; einige suchten ein Sonnensymbol im Wolf, mehrere verstanden buchstäblich einen in Lykia geborenen, Λυκηγενὴς als zusammengezogenes Λυκιηγενὴς betrachtend. Aber umsonst wird es seyn, den Hn. *H.* an die mannichfaltigen, in Lykia, in Delos, in Tegyra, im attischen Zoster, einheimischen Apollonen, und wie sie alle in Einen Delischen sich vereinigten, zu erinnern; umsonst, dass jener in Lykia geborene nur von dem Lykier Pandaros, sonst nirgends bey Homer und anderen, genannt wird. Er verliebte sich nun einmal in die schöne Enträtselung bis zur Eifersucht. Heraklides und Makrobius, sagt er bey Il. IV, 101, fanden sie als spätere *Allegorie;* so wie Er Hand anlegte, ward die selbige ein ächtes *Symbol* der alten Kosmogonie: *durchaus verschieden*, heisst es bey Il. I, 50, von jenen *allzu subtilen Spitzfindigkeiten der Spätern!* die er gleichwohl nur den Beitzern der Reiskischen Ausgabe bey Maximus Tyrius (diss. XXVIII (Heins. XIII), und in der dortigen Note bey Davisius nachweiset. Auch Maximus sagt grade, was Hr. *Heyne* sagt, dass Apollons pestbringende *Pfeile* dem Homer *Sonnenstrahlen* bedeuteten; und in der Note werden die einstimmenden Zeugen, die Hr. *Heyne* nicht nennen mag, Heraklides p. 418, Macrobius Sat. I, 17, Ammian. Marc. XIX, 4, Schol. Il. I, 50, namentlich aufgeführt. Natürlich fühlt man sich in solcher Gesellschaft nicht allzu wohl. Aus Ehrliebe versucht Hr. *Heyne*, den besonnenern Alexandriner, der nach Eustathius Il. I, 48 alles Sinnbildern verwarf, und auf eigentlichen Wortsinn bestand, bey Il. XV, 365 zu sich hinüber zu ziehn: „Aristarch", meldet er aus den Scholien, „schrieb ἧε, und erklärte es vom „Abfenden der Pfeile oder Strahlen: denn schon da„mals ward der Sonnengott und Apollon für Eins ge„halten". Die Worte nach *Pfeile* hat Hr. *H.* den Scholiasten — geliehen; so dass wir durch ihn neben *mangelhaften Auszügen* auch *bereicherte* besitzen! Von Krates hingegen, dem berüchtigten Erzsinnbildner, drängt er sich weg: dessen Erklärung, dass ἧε den heilenden Apollon anrede, sey *inepta;* denn der Arzt Apollon werde bey Homer bezweifelt, da noch Päeon dafür gelte. Als ob nicht aus eben der Ursache sein pseudoaristarchischer Apollon = Helios wegfiele! Ja, bey Il. XVIII, 239, wo Krates den unwilligen Apollon = Helios untergehn sieht, sagt er sich förmlich von dem Sinnbildner und sogar von dem Sinnbilde los: *Crates nodum solvebat, quia, quod perperam statuebat, sol est Apollo, isque fauebat Troianis.* Verständige doch der letzte Hr. *Heyne* den vorhergehenden über das allegorische oder symbolische Unwesen, wodurch der Anbau der griechischen Mythologie gehemmt wird!

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch ein Wort von τριτογένεια, *der am Triton geborenen* Athene! Dem Hn. *Heyne* dünkt bey Il. IV, 515 die Vorstellung einer aus Zeus Haupte geborenen (vom veralteten τρίτω, *Haupt*) die älteste zu seyn, welches schon die Gestalt der Fabel anzeigen soll. Ihre Geburt am *Triton*, einem ausströmenden See in Libya, könne Homer durchaus nicht gedacht haben, da ihm die argonautischen Fabeln und die Herakleen unbekannt waren, von welchen diese Sage Aeschylus (Eum. 287) und Herodot zu gefällig annahmen. Bey Il. V, 880 wird angemerkt, dafs von der Geburt aus Zeus Haupte nichts im Homer vorkomme, *wo nicht etwa* das dunkle τριτογένεια darauf ziele. Die Umdeutung der *Tritogeneia* zu einer Hauptgeborenen ist der von Αυχηγενής und Κυπρογένεια vollkommen würdig. Homer und Hesiodus wufsten nicht anders, als dafs sie Zeus aus seinem Leibe am *Triton* geboren habe; und *Stesichorus zuerst*, wie der Scholiast des Apollonius IV, 1310 meldet, liefs sie gewaffnet aus Zeus *Haupte* hervorspringen: es sey am libyschen Triton, welche Fabel die herrschende blieb; oder in der böotischen Stadt gleiches Namens, die sich nach der Gewohnheit die alte Sage zueignete (Schol. Apollon. IV, 1310); oder auf dem Olympos, wie in dem homeridischen Hymnus XXVI; oder, dem Scholiasten Pindars (Ol. VII, 66) zufolge, in Kreta, welche Sage indefs durch die Umdeutung des Hauptes in ein Gewölk als die neueste erscheint. Aber die Geburt aus dem Haupte auch höher, auch bis über Homer hinauf gesetzt; woraus folgt, dafs der Name *Tritogeneia* sie einzig anzeigen *könne*, und mit Ausschliefsung des Tritons, *müsse*? Er kann es, ruft man, weil die Alten das Haupt τρίτω nannten! Welche? die Kreter, heifst es bey Eustathius; die Athamanen, sagt Nikander bey Hesychius; die Aeolier, sagt der Scholiast des Aristophanes! Alle aus dem Zeitalter der späteren Umdeutung; und unter diesen die wahrhaften Kreter: die, wenn ihr verschimmeltes τρίτω nicht Glauben fand, zugleich für den angeblichen Geburtsort Gnossos (Solin. XI) einen veralteten Namen *Tritta*, oder vielmehr *Trita*, welchen Hesychius erhielt, und, verlangte man durchaus den strömenden Triton der Volksfabel, einen gleichnamigen Quellbach (Diodor. V, 72), woran Zeus die Athene geboren habe, so geschickt, wie die Tegyräer einen Berg Delos, und die Epheser einen Hain Ortygia, ausmittelten; der übrigen Enträthselungen durch die heilige Drey, durch den Gipfel des Dreyecks, durch Erregung des Zitterns, und was man sonst witzelte, nicht zu gedenken. Schwerlich demnach, wenn auch die Geburt aus dem Haupte zur homerischen Sage gehören sollte, liefse der Name *Tritogeneia* sich dahin deuten; uns bliebe doch eine am *Triton*, aus dem Haupte oder anders, geborene Athene. „Nein," ruft Hr. *Heyne*, „das vor Alter freylich „verdunkelte τρίτω mufs für ein Haupt, und τριτο„γένεια für eine Hauptgeborene gelten, welche Mythe als eine der ältesten sich schon durch sich selber „verräth; den Namen vom tritonischen See abzulei„ten, ist dem Homer schlechterdings fremd (*alienum „utique*), der die Fabeln der Argonautiker und der „Herakleendichter nicht kannte". Was? die Fabeln des Argonautenzugs waren dem Homer, oder falls der hinter die Homere sich verstecken soll, dem homerischen Zeitalter unbekannt? Erwäge doch Hr. *Heyne*, was in den *Myth. Briefen* (II, 23) bewiesen wird: „Homer fand den in die libysche Syrtenbucht ausströ„menden See *Triton*, an dessen Bergufern geboren, „Pallas Athene den Beynamen *Tritogeneia* führte, be„sonders zu nennen nicht Anlafs". So wenig, fügen wir hinzu, als den kolchischen Phasis, und andere Namen der damaligen Weltkunde. „Indefs aus der „beyläufigen Erwähnung der *allbefungenen Argo* hin„ter Thrinakia (Odyss. XII, 70) erhellt deutlich, dafs „ihm die ältere, von Hesiodus (Sch. Apoll. IV, 259. „283), von Pindar (Pyth. IV), von Menekles (Sch. „Lycophr. 887), von Antimachus und anderen berühr„te Sage aus vorlebenden Volksdichtern bekannt ge„wesen: wie die Argonauten den Phasis hinauf in den „Weltstrom Okeanos, und darauf südwärts bis über „Libya fuhren, dann zu Lande das Schiff in den Tri„ton trugen, und von dessen Ausflusse zu der schreck„lichen Inselgruppe hinter Thrinakia sich verirr„ten . . ." Was? die Fabeln älterer Dichter von Herakles kannte Homer nicht? Bey genauerem Nachdenken wird Hr. *Heyne* einem anderen Hn. *Heyne* Recht geben, der bey Il. I, 587. XIV, 249. XV, 18 ältere Herakleen ausdrücklich behauptet, und bey Il. VIII, 18 im Excurs p. 520 eine Menge aus Herakleen und mehreren alten Liedern genommener Volkssagen aufzählt.

Sollen wir des Bedachtlosen noch mehreres ausheben? Wie Hr. *Heyne*, dem die *Mythol. Briefe* (II, 32. p. 258—261) Verwechselung der späteren Giganten mit den alten Titanen vorwarfen, nun selbst bey Il. VIII,

VIII, 479 diese Verwechselung an den Scholiasten tadelt, aber im Excurs zu II, 494. p. 187 von neuem den nachhomerischen Gigantenkampf dem vorhomerischen Alterthum zueignet? Oder wie er im Excurs zu Il. XVI, 150 seine misskannten *Harpyen* gegen die *Myth. Briefe* (I, 31) zugleich rechtfertigt und aufgiebt? „Sie hatte doch Rossgestalt, sagt er, die homerische Harpye Podarge, weil sie weidete und Füllen „gebar". Wer leugnet das? Aber es war angenommene Gestalt, wie in anderen Geschichten, die Hr. H. in dem bestrittenen Buche nicht zu bemerken scheint. Demeter ward als Stute vom hengstähnlichen Poseidon überwältigt, und gebar das Ross Arion; Kronos wieherte um die Philyre: war deshalb diesen Gottheiten eigen die Rossgestalt? „Ob die Stute Po„darge, heifst es weiter, Flügel gehabt, erhelle zwar „nicht aus Homer, aber aus Hesiodus (Theog. 269), „wo die Harpyen *fliegen mit schnellen Fittigen;* denn „Solen ihr (der Stute!) anzulegen, fiel den guten „Leuten nicht ein." Dass *mit Fittigen fliegen* bey den ältesten Dichtern, ehe Bildner die Beflügelung einführten, *wie mit Fittigen laufen*, bedeute, nach der Figur, *von Oel* schimmern, *wie von Oel* (Odyss. III, 408), *von Feuer* strahlen, *wie von Feuer* (Il. XV, 623); dass noch bey Pindar (Ol. I, 140) die *geflügelten* Rosse des Pelops nicht eigentliche *Flügel*, sondern nur übernatürliche Schnelle und Leichtigkeit göttlicher Rosse hatten: von dieser Bemerkung der *Myth. Briefe* (I. p. 204. Vergl. p. 193) machte Hr. *Heyne* hier keinen Gebrauch. Aber Hr. *Heyne* hat bey Il. XXIII, 340 aus den *Briefen* den Sinn der (zuerst metaphorischen, dann gebildeten) *Götterflügel* ziemlich gefafst, dass sie blofs *Schnelligkeit des Laufes* anzeigen: *visum et phantasiam celeritatis tantum significatione movent.* Der Excurs fährt fort: „Da die Harpyen bey dem selbigen Hesio„dus ἠῦκομοι heifsen: so darf man glauben, dass sie „weibliche Bildung, *feminarum speciem*, gehabt: bey „Homer ist dieses nicht so klar; aber κοῦραι, Mäd„chen, heifsen sie Odyss. XX, 77 und vorher 66; „doch ist dort ihre Gestalt anders als hier; sie weiden „nicht, sondern sie fliegen, und rauben des Panda„reos Töchter." Hr. *H.* kann nicht sagen wollen, dass die harpyischen Stuten bey Hesiodus Weibchen sind, welches alle Stuten zu seyn pflegen. Ist also unter weiblicher Bildung Mädchengestalt zu verstehn; wie kann er die vorgeblichen Flügel dieser Göttinnen seiner Stute Podarge anfügen? Aber Homer hat auch Harpyen, die Mädchen sind, und Mädchen genannt werden. Wo genannt? Sehe Hr. *H.* die beiden Verse noch einmal an; er wird wahrscheinlich mit uns herauslesen: Die Harpyen raubten τὰς κούρας, *jene Mädchen*, die Töchter des Pandareos. Diese Harpyen gehn allerdings nicht auf der Weide, aufser wenn sie, wie ihre Schwester Podarge, einen Roman spielen; aber eben so wenig *fliegen* sie mit Fittigen, welches Hr. *H.* hier verlangt, sondern als Göttinnen machen sie die gewöhnlichen Luftschritte, durch die hebende Kraft der Sohlen, worüber Hr. *Heyne* sich ein Lächeln abzwingt. In der letzten Ausgabe Virgils, wo bey Aen. III, 209 der Excurs über die *Harpyen* durch die *Myth. Briefe* allerley Zusätze erhalten hat, wird ebenfalls die Stutengestalt, wenigstens der Podarge, aus Homer, und die zugefügte Beflügelung aus Hesiodus bewiesen; aber die Mädchengestalt bey Hesiodus, die der obige Excursor einräumte, scheint dem Excursor hier zweifelhaft. „Wenn die Harpyen, sagt er ἠῦκομοι, *schönlockig*, sind: so möchte man sie für *Mädchen* „halten; sie können aber auch mit schönen *Mähnen* „*gezierte* Stuten seyn." Nach der neuesten Interpretation vielleicht. Wir ungeweiheten denken uns bey κόμη *schöngeordnetes, lockiges Menschenhaar*, welches die Bedeutung des *buschichten Wuchses* manchmal den Gewächsen mittheilt; und bey ἠῦκομος, welches Beywort Homer, die Homeriden, Hesiodus, Pindar, *nur Göttinnen und Weibern* geben, beständig eine *schönlockige* Frau. Wenn Hr. *Heyne* so einen, selbst für Männer zu üppigen Lockenschmuck seinen harpyischen Stuten nicht zueignen kann oder will: so lasse er sie an den homerischen Beywörtern *schönmähniger* Rosse, εὔτριχες und καλλίτριχες, sich begnügen. Das vornehme *Secimus fundamenta fabulae*, brüstet sich auch in diesem Excurs. So dreht sich Hr. *Heyne* aus einer Unbesonnenheit in die andere, um nur nicht zu gestehn: Mir widerfuhr etwas menschliches, als ich Homers Harpyen meinem Hermann für *geflügelte Pferde* gab.

Freylich war die Erhaltung thierisch gebildeter Gottheiten dem Hn. *Heyne* viel wichtiger, als sie beym ersten Anblick scheinen mag. Da er einmal die Religion der Griechen aus ägyptischen, phönicischen und anderen morgenländischen Sinnbildern, die dem eichelessenden Pelasger zuerst in Mysterien zum Anstarren, dann allmählich in Kosmogonien und Theogonien zum Enträthseln, gezeigt worden, mit Clarke und Blackwell abzuleiten sich entschlofs: so war er, in Ermangelung altpelasgischer Urkunden, durchaus genöthiget, scheinbare Spuren von Ueberlieferung auszuspähn und nicht nur spätere Allegorien als Symbole der Vorzeit, sondern auch einzelne Misgestalten der nachhomerischen Fabel als hieroglyphische Sinnbilder aus den ältesten Mysterien, zu betrachten. Er fand die edle Menschengestalt der Götter häufig durch thierische Glieder und Auswüchse, durch Flügel, Schwänze und Gehörn, durch Bockfüfse, Pferdeleiber und Stierhäupter, durch hervorringelnde Schlangen und Meerscheusale, durch ein gräfsliches Doppelgeschlecht, entstellt. Froh des räthselhaften Gewimmels, traf er auch hier muthige Vordeuter, die zu noch kühneren Ahndungen ihn begeisterten. Auf Winkelmanns Ansehn, dem durch Flügel die *schnellwirkende Kraft* der Götter bezeichnet schien, lehrte nunmehr Hr. *Heyne*: „Bey den alten Pelasgern waren „die *Gottheiten alle mit Flügeln* versehn; aber schon „*Homers* geläuterter Geschmack entledigte die meisten „der entstellenden Auswüchse; welche die *Künstler* „mit der Zeit ganz verwarfen, und blofs einigen sym„bolischen Wesen, als dem Amor, der Victoria, der „Nemesis zurückliefsen." Sein Hermann fafste die Lehre so, dass Homers geläuterter Geschmack nur noch dem Götterherold Merkur die Pelasgischen Flügel

oder

oder τάλαρα (aus *talaria* verhört), den übrigen Gottheiten schlichte Sohlen oder πέδιλα verliehn habe. S. *Myth. Br.* I, 12—14. Auf Baxters, selbst auf Baxters Ansehn lehrte Hr. *Heyne*: „Die Menschen des „höchsten Alterthums hüllten sich in rohe Thierfelle, „an denen die Hörner und die Schwänze blieben. „Aehnlich verhüllt dachten sie sich ihre Götter, und „*liefsen unvermerkt Hörner und Schwanz mit dem Leibe „zusammenwachsen*; vielleicht auch absichtlich, *um die „zusammengesetzten Begriffe der Gottheiten zu bezeichnen*. Selbst die *Ziegenfüsse* der Pane entstanden aus „dem täuschenden Anblick umgeworfener Ziegenfelle. „Später behielten Hörner und Schwänze nur solche „Götter, *womit man den Begriff des Alterthums verband*, „als Pan, die Satyrn, Herkules." S. *Myth. Br.* II, 30. Auf Gesners Ansehn lehrte Hr. *Heyne*: „In den älte„sten Büchern ist die Vorstellung, dafs die Götter *bei„derley Geschlecht* haben. Dies war ein Satz der *or„phischen Philosophie*, um die Wirksamkeit der Natur „in der *allgemeinen Zeugung* zu bezeichnen . . . . „Dahin gehört auch bey vielen ein tüchtiger *Phallus*, „der nachmals nur einigen blieb, vorzüglich dem Pria„pus." S. *Myth. Br.* II, 35—37. Für sich selbst lehrte Hr. *Heyne*: „Die Verbindung der thierischen Gestalt „mit der menschlichen, wie man an den *Centauren*, „*Tritonen*, *Nereiden*, *Giganten*, abnehmen kann, war „für die alten Menschen das einfachste Hülfsmittel, „eine *zusammengesetzte Idee* auszudrücken." S. *Myth. „Br.* II, 26. p. 220. II, 31. p. 254.

Kein geringfügiger Nebenumstand in Wahrheit ist hier zu entscheiden, sondern eine das innerste Wesen der mythischen Darstellung in Poesie und bildender Kunst angehende Frage, deren Bejahung oder Verneinung der ganzen Geschichte der Kunst und der Religion eine andere Richtung giebt. *Sind*, wie Hr. *Heyne* annimmt, *des rohen Alterthums halbthierische Göttergestalten von dem feineren Waldsänger Homer gröfstentheils, von den noch feineren Künstlern fast sämmtlich, ihrer entstellenden Flügel und anderer Auswüchse entledigt worden? Oder ward, umgekehrt den menschlich gestalteten Göttern Homers und der Vorzeit erst in späterer Zeit von dem Künstler anfangs als Nothbehelf, zum Theil auch von dem Mystiker als Symbol, Beflügelung und andere Mifsbildung verliehn?* Das letzte behauptete Hr. *Vofs* in den *Myth. Briefen*, so dafs sein durchgeführter Beweis kaum Ausflüchte verstattete. Weshalb zwey wohlwollende Männer, Hr. *Schlichtegroll* und sein Rec. in der A. L. Z. 1796. N. 105, über die Beflügelung diesen Vergleich vorschlugen: „Hr. *Vofs giebt zu*, dafs die Künstler die allegorische Benennung *beflügelt* früh schon durch wirkliche Flügel ausdrückten . . . . Er beweist durch „eine zahlreiche, gelehrte Induction, dafs wirklich „die ältesten Dichter den Gottheiten keine Flügel anlegten. Wer also zunächst an die Dichter denkt, „kann mit Recht sagen, die Beflügelung der Götter ist „von späterer Erfindung. Die ältesten Bildner hinge„gen" (wie Hr. *Vofs* zugiebt) „fügten den Gottheiten „wirkliche Flügel an. Wer daher zunächst an die „bildende Kunst denkt, sagt mit Recht: die ältesten „Götterbilder waren beflügelt." Hätte Hr. *Heyne* nach diesem Vorschlage sich erklärt; wahrscheinlich hätte Hr. *Vofs* fünf gerade seyn lassen, und, damit die Wahrheit in die Mitte zu liegen käme, gutmüthig *zugegeben*, was seine eigene Behauptung war.

Hr. *Heyne* hat zwar bey der Ilias seine Symbole halbthierischer Gottheiten gröfstentheils in aller Stille verabschiedet. Keine Spur weiter von Schwanz und Gehörn, selbst an den wilden Dämonen, die Homer aus älteren Volksliedern nahm; keine Spur von zwiefachem Geschlecht, wo nicht etwa die *deae feminae* Il. I, 603, etwas von Manngöttinnen, gleich der bärtigen Aphroditos, hinter sich versteckt halten; durchaus nichts bestimmtes von blauschuppigen und fischschwänzigen Nereïden, obgleich Il. XVIII, 39 eine *Glauke* darunter ist, deren Namen sammt den übrigen Hr. *Heyne* aus Kosmogonien herleiten will; ja die Centauren Il. I, 268 werden gradezu *homines feri*, wilde Menschen, wie in den *Myth. Briefen*, genannt, ohne einige Andeutung symbolischer Rofsglieder. Aber, nach so empfindlichen Aufopferungen, nun auch alles, sogar die *Beflügelung*, aus dem kosmotheogonischen Uralterthum in die aufblühende Zeit der Kunstbildner herabzusetzen: ein solches Anmuthen schien ihm zu hart; wiewohl nicht abzusehn ist, wozu der armselige Rest ihm sonderlich helfen kann. Genug als Religion, als wehmüthiges Andenken seiner altpelasgischen Thiersymbole, mufs und will er die theuren Fittige festhalten! Dennoch ist sein Eifer so ungleich, und, wo nicht grade ein Widerspruch ihn erregt, so hinlässig, so lau, dafs innere Wärme der Ueberzeugung zu fehlen scheint. Statt jener Excurse, worin den homerischen Harpyen die streitigen Flügel geschützt werden sollen, warum nicht ein erschöpfender Aufsatz über die gesammte Beflügelung? Wer, die Sturmgöttinnen zu beflügeln, so freygebig war, der mufste bey den Windgöttern Il. XXIII, 214 nicht karg mit einem paar Schwungfedern seyn. Hier aber wird *incessus Ventorum*, ein *Gang* der Winde über die Meerfläche, wie Hr. *Vofs* ihn bewies, auch von Hn. *Heyne* erkannt, der doch in der jüngsten Ausgabe Virgils (Aen. I. Exc. III) Windgötter mit brausenden Schwingen uns abbilden liefs. Zum allerwenigsten hätte über die *goldgeflügelte Iris* (Il. VIII, 398. XI, 185) gegen die Erklärung der *Myth. Briefe* (I, 22. p. 143, vergl. I, 24 p. 153—155), *dafs ihr Gang von Goldsohlen geflügelt werde*, ein Wort gesagt werden müssen; da sie die einzige Gottheit Homers ist, der man, vor genauerer Untersuchung, einen Flug auf goldschimmernden Flügeln zutrauen darf. Aber in *Notis* und *Observationibus*, auch in *Supplendis*, beobachtet Hr. *Heyne* ein düsteres Stillschweigen. Ja, die Erklärung bey Eustathius (Il. XI, 185), das *Gold* bedeute nur Glanz, der *Flügel* nur Schnelligkeit der *windfüfsigen* Göttin, ward in den versprochenen vollständigen Auszug, weil sie der Beflügelung ungünstig war, nicht aufgenommen. Lafst uns sehn, was,

bey

bey ſolcher Muthloſigkeit, Hr. *Heyne* den *Myth. Briefen* entgegenſtellte.

Weder Homers Götter, behauptet Hr. *Voſs*, ſind mit Fittigen verſehn, noch die Roſſe, womit ſie in ſchwebenden Wagen durch die Luft eilen. Sie fliegen nicht, wie die Vögel; mit ruhig geſtreckten Füſsen; ſie gehn und rennen, wie ihre ſterblichen Vorbilder, mit wechſelndem Schritt: nicht allein über die Erdfläche, ſondern, als ätheriſche Weſen von erhöhter Stärke und Leichtigkeit, auch über Waſſer und Luft hinweg; nur der dünnere Aether trägt ſie nicht. Den Gang der Götter in behenden und weit geſchwungenen Schritten auf Waſſer und Luft beſchleunigen *goldene*, von Hephäſtos mit Schnellkraft beſeelte *Sohlen*, χρύσεια πέδιλα (*Myth. Br.* I, 20—25); ihre luftwandelnden Roſſe (I, 28—29) werden χαλκόπόδες, ὠκυπέται, *mit ehernen Hufen ſchnellfliegende*, genannt, wobey man, weil nie ein ſterbliches Roſs ſolche Beywörter führt (p. 190), an beflügelnden Erzbeſchlag denken darf; auch ihre Luftwagen *mit ehernen Rädern* ſind aus hebenden Metallen des Hephäſtos zuſammengefügt (p. 186), und werden von dem vorzüglichſten Metalle bey den folgenden Dichtern, ſchon im homeridiſchen Hymnus an Demeter v. 375, durch den Ausdruck, *goldene Wagen*, als ſchwebende bezeichnet (p. 189). Dieſe umſtändlich erwieſenen, und zur Aufhellung mancher Dunkelheit angewandten Behauptungen werden von Hn. *Heyne* nicht im Ganzen durch tapfern Gegenbeweis überwältigt, ſondern im Einzelnen mit Spott, mit verdrehtem Sinn, mit leichtfertiger Interpretation, angezwackt. In der Obſervation zu Il. V, 768 ſagt er: „Homers Roſſe *flie-*„*gen*, welches von jeder ſchnellen Bewegung gilt, „und *laufen* durch die Luft: was ſie ſchwebend er-„hält," (nämlich ob Beflügelung oder hephäſtiſches Erz) „das bleibt der Phantaſie überlaſſen." Alſo die *hebenden Erzhufe* nur keck geleugnet, ſo tritt Phantaſie mit ihrer *Beflügelung* ein! „An *Sohlen*, es ſey „der *Menſchen*" (Götter wollte er ſagen) „oder der „*Pferde*, denkt kein Sterblicher, ſo oft vom *Gange* „durch die Luft die Rede iſt, *adeoque nec Homerus*, „und *folglich* auch nicht Homer." Das folgt allerdings, und iſt dabey witzig. Als ächtes Latein überſetzt: *Kein Sterblicher, und ſogar nicht einmal Homer:* wäre es noch witziger. Ebendaſelbſt bey V. 777, wo der Göttinnen leichter, kaum auftretender Gang am Boden mit dem leiſen Gange der Tauben verglichen wird, bemerkt Hr. *Heyne*, „daſs Homer von den Soh-„len ſchweigt, und daſs die verglichenen Tauben „auch ohne Sohlen zu gehn pflegen." Mehreres ſpitzfindeln zu wollen" (ſchlieſst er), „iſt nicht mei-„ne Sache." Auch iſt dieſs wenige nicht ſehr ſpitz. Hermes, der offenbar Sohlen anhatte (Odyſſ. V, 44), wandelt über die unendlichen Wogen hinweg, und gleicht, indem er die elaſtiſchen Schritte mit Macht aufſchwingt und niederſchwingt, einem fiſchenden Meervogel, der häufig die Fittige in die Fluten taucht; auch der verglichene Meervogel, meynen wir, legt keine Sohlen an. Bey Il. XIII. 20, wo der zürnende Poſeidon vor der Höhe in Samos mit hurtigen Schritten, wovon Berge und Waldungen erbeben, nach Aegä eilt, und in drey Schwüngen es erreicht, bewundert Hr. *Heyne* die Erhabenheit des Bildes. „Nur ſoll man weder die *Schritte*, noch den „*Abſtand der Füſse*, noch die *Sohlen ausmeſſen* wollen; „wodurch das Erhabene ins *Kindiſche* fällt." Hr. *Voſs* hat ſich dieſer kindiſchen Ausmeſſung nicht ſchuldig gemacht, *Myth. Br.* I, 22. p. 140. Er hat, nach dem Beweiſe p. 121, daſs jeder Gott zu einer Fuſsreiſe ſich hebende Sohlen anlegt, für die weit geſchwungenen Schritte als Beyſpiele den Poſeidon und die von Berg zu Berg ſchreitende Here (Il. XIV, 225) angeführt, ohne das Maaſs, wie weit jeder fortſchnellende Schwung reichte, oder (nach Hn. *Heynens* Verdrehung) wie weit der Gott die Beine auseinander ſperrte, oder ſogar die Länge und Breite der Schwungſohlen, zu beſtimmen. Eben ſo wenig hat Hr. V. Harpyen in Stutengeſtalt, welches der Exc. zu Il. XVI, 150 ihm aufbürdet, mit Sohlen begabt, noch an den wirklichen Götterroſſen die Erzhufe jemals Sohlen genannt.

●●

Indem Hr. *Heyne* die mythiſchen Hülfsmittel, wodurch jener ſchreitende Gang über Waſſer und Luft gehoben und beſchleunigt wird, mit dergleichen Scherzworten abzufertigen meynt; enthält er ſich gleichwohl, den *ſchreitenden Gang* ſelbſt grade heraus zu leugnen. Vielmehr nennt er ihn durchaus *inceſſus*, ſogar wo die beiden Windgötter Il. XXIII, 214 über das Meer wandeln; er erkennt Il. V, 772, daſs die Götterroſſe in gewaltigen Sprüngen durch Luft und Meer fliegen; er bewundert Il. XXIII, 20, Poſeidons Schritte, wovon ſchon der vierte das Ziel erreicht, er bemerkt Il. I, 46, dem meerwandelnden Apollon raſſele der Köcher von der heftigen Bewegung des Gangs. Aber die ſcheinbare Nachgiebigkeit läuft wieder auf einen Scherz hinaus; denn bey Il. XIV, 228 wird dieſer *inceſſus deorum* für eine Nachbildung des *Vogelflugs*, ja des *ziehenden Gewölks*, erklärt, und denen, die etwas anderes zu ſehn *vorgeben*, Unkunde der alten Sprache und Denkart zur Laſt gelegt. „Wie der Gang der „Götter dem *Fluge* ähnlich erſcheint, daſs ſie die Erd-„fläche kaum berühren: eben ſo wandelt hier Here „mit *leichtem Schritt* über die Berghöhe, und V. 285 „über die Waldwipfel, die von dem ſchwebenden Gan-„ge" (die erſchütternden Fuſstritte der Götter ſollen wir vergeſſen!) „nur ſanft aufſchauern; eben ſo auch „V. 229 über das Meer. „Wie das geſchehe, erzählt „der Dichter nicht: es iſt ſinnliche Vorſtellung der „Alten, die nach dem *Fluge der Vögel* ſich der Götter „*Bewegung und Gang* bildeten; und die, da ſie *Wol-*„*ken* ſchnell durch die Luft ſchweben ſahn, leicht *auf* „*den ſelbigen Wolken mitſchwebende Götter* ſich denken „konnten."

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.

Ein schreitender Gang also, wo Arme und Beine in Bewegung sind; ähnlich dem hinschlüpfenden Vogelfluge, da die Füsse gestreckt ruhn; und zugleich ähnlich dem ganz ruhigen Schweben auf Gewölk, ungeachtet Hr. *Heyne* bey Il. XIII, 72 mit dem ehmals begünstigten schrittlosen Schweben Heliodors nichts weiter zu thun haben will: dieses Meisterstück der sinnlichen Vorstellung, wozu aber Kenntniss der alten Sprache und Denkart gehört, müsste für die Unkundigen gezeichnet werden. Hr. *Heyne* wusste noch eine dritte Aehnlichkeit zu verbinden, indem er unter Il. XIII, 20 an der Thetis des Statius (Achill. I, 99), die gleich dem Poseidon mit drey mächtig geschwungenen *Schritten* das Meer durchwandelt, die Bewegung einer *Schwimmenden* bemerkte. Wahrscheinlich, weil ihm die späteren Meerfahrten auf schwimmenden Ungeheuern, oder sogar seine symbolischen Nereïden mit Fischschwänzen (*Myth. Br.* II, 26), im Gedächtniss schwebten. Vier so ungleiche Bewegungen zu vereinen, ist mehr, als was die Hexe leistete, die, um weder reitend, noch fahrend, noch zu Fuss anzukommen, halb auf einem gefahrenen Bocke ritt, und halb nebenher trippelte.

Erst bey Il. XXIV, 340 folgt ein ernsthaftes Wort über die goldenen Schwungsohlen, die Hermes, wie in den *Myth. Briefen* I, 20. p. 120—123 gezeigt wird, für die weite Fussreise anlegt. Hr. *H.* stimmt völlig bey: „Er legt sie *zur Reise* an, nicht aus anderer Ur„sache; wie so viel andere an anderen Orten, wenn „sie abreisen wollen, sich Schuhe anziehen.“ Damit nämlich, wie uns Erdebewohnern die Schuhe den gewöhnlichen Gang, ihm jene den Gang über Wasser und Luft erleichterten. „Auch sind *keine Flügel* da„ran, welche man sonst, die Schnelligkeit des *Laufs* „zu bezeichnen, anfügt: denn für sich sind sie zum „*Laufe* der Götter nicht nothwendig; sie geben dem „*Blick* und der *Phantasie* nur *Andeutung der Schnel„ligkeit.* Vergl. Virg. Aen. IV, 238.“ Ganz den *Myth. Briefen* gemäss. Homer und die ältesten Dichter beflügelten keine Gottheit; die Worte, *fliegen* und *geflügelt*, deuten blos Schnelle und Leichtigkeit an. Gegen die Zeit der Tragiker wurden allmälich von Künstlern die metaphorischen Flügel dem Blick und der Phantasie dargestellt, wodurch sie als neues Hebungsmittel, bald an die Sohlen, deren Kraft sie bezeichneten, bald an Haupt und Schultern gefügt, in die Poesie übergingen, und mit sinnbildlichen Flügeln der zu gleicher Zeit sich enthüllenden Mysterien vermehrt wurden. Aber auch zu den hebenden Flügeln gesellten nur spätere Kunstbildner und Dichter den eigentlichen *Vogelflug;* die älteren, sammt ihren besseren Nachfolgern, behielten dabey den geschwungenen *Lauf*, und die goldenen *Schwungsohlen*, bald flügellos nach älterer Sitte, bald nach neuerer geflügelt. Unter den letzten ist Virgil, welchen Hr. *H.* anführt. „Ein Scholion des Victorianischen Codex sagt: Aristo„teles halte die Sohlen des Hermes für geflügelte; „mit Unrecht. Ich sehe nicht, was er damit meyne.“ Die Erklärung ist leicht. Aristoteles erkannte *geflügelte*, das ist, nach älterem Sprachgebrauch, *hebende Sohlen*, die, wie Eustathius bey Odyss. I, 97 sagt, *gleichsam als geflügelte* den Gott fortschwangen; so hatte Aristoteles Recht. Der Scholiast aber dachte, nach späterem Sprachgebrauch, *wirklich geflügelte;* und so gab er ihm Unrecht, weil angeheftete Flügel erst lange nach Homer aufkamen. Beygelegt also wäre der ganze Streit, und von beiden wahrheitsliebenden Männern die Beflügelung griechischer Gottheiten aus dem vorhomerischen Alterthume bis in das vierte nachhomerische Jahrhundert herabgesetzt.

Keineswegs! Schon beym folgenden Vers 341 wandelt den Hn. *H.* die vorige Laune wieder an. Die goldenen Sohlen, *die den Gott über Wasser und Land tragen; mit der Schnelle des Windes*, erklärt er in der Note: *quibus indutus ille incedit, iter facere solet mari terraque, summa celeritate;* der Gott, meynt er, hat mit Sohlen sich nur geschmückt, wenn er über Meer und Land eine Fussreise macht, zur Schnelligkeit helfen sie ihm nichts. Dieses heraus zu dolmetschen, lehrt die Observation. „Der Sprachgebrauch „ist bekannt, nach welchem dasjenige uns *trägt*, wor„auf gestellt wir vom Orte bewegt werden.“ Wahr, wenn es Beförderungsmittel ist. Den fahrenden trägt von Orte zu Ort ein Wagen oder Schiff, den Reiter sein Thier, den Eisläufer sein Schlittschuh, den Vogel sein Fittig, den Gehenden sein Fuss, sein bequemer und sicherer Schuh, oder was sonst ihm den Weg erleichtert; auch wohl figürlich ein an sich müssiger Theil dessen, was fortträgt, der Verdeckstuhl, der Sattel, die Kajüte. Aber wer sagt, dass den Reiter sein Stiefel forttrage, den Fahrenden sein Fussack, die Tänzerin ihr festlicher Strumpf? „Schuhe und „Sohlen können eigentlich niemand tragen, oder auf„heben,

„heben, oder gehen machen; sondern man wandelt „auf Füsen, die durch die Sohle geschützt werden. „Dieſs ward vom Menschen auf den Gott angewandt.“ Wie sinnreich! Ein Erleichterungsmittel des Gangs ist Schuh und Sohle, aber nicht für den Stillsitzenden; nur bey rechtem Gebrauch, wie andere Mittel, zeigt es die Kraft, den Fusgänger rüstiger zu heben und fortzutragen. „Offenbar wird also, dass, *ihn trugen „die Sohlen*, nicht anzeige, der Gott werde getragen „und geschwungen und in die Luft erhöht durch Kraft „und Wirkung der Sohlen: welches den Regeln der „Interpretation widerspricht. Sondern *tragen, getra„gen werden*, sagt man *simpliciter* vom Gange, wie je„der weiss: so *tragen die Füsse* z. E. die Thetis zum „Olymp, XVIII, 148; wer wird hier spitzfindeln, „auf welche Art die Füsse sie in die Höhe gerafft ha„ben? *so tragen die Winde* den Fliegenden,“ u. s. w. Durch die Luft tragen oder befördern den Gang die *Füsse;* bey späteren Dichtern tragen ihn zugleich *Flügel* und nachwehende *Winde*. Warum nicht bey Homer *Sohlen* von geheimer Kraft? Nein, solche Tragung oder Beförderung verträgt sich nicht mit der neueren Interpretation? Aber auch den Virgilischen Merkur (Aen. IV, 241) *portant talaria*, tragen die geflügelten *Fusssohlen*, an welchen, nach Hn. *Heynes* Geständniss, die Flügel blos Andeutungen der Schnellkraft sind. Sollen die Sohlen kein mittragendes, den Luftgang beförderndes Mittel seyn, so dürfen es noch weniger die angehefteten Scheinflügel, die Hr. *H.* ja doch vertheidigen will. Noch einmal die Sache gerade gestellt. Homers Götter in veredelter Menschengestalt waren mächtiger, gröser und herrlicher, als wir Söhne des Staubs, und von reinerem Aetherstoffe gebildet. Sie trug kein thierischer Flügel über Wasser und Luft; sondern, nach menschlicher Weise, ihr leichtschwebender Schritt, dem hephästische Wundersohlen noch mehr Leichtigkeit und Schwung gaben, und, was geflügelten ganz unnütz war, für weitere und gefahrvolle Wege ein schwebender Luftwagen von der Hand deſselbigen Kunstgottes, mit gleichfalls erleichtertem Gespann. Diese Vorstellung ist so erwiesen, als der sinnlichen Denkart natürlich. Auch in den nordischen Sagen, wie Hr. *Voss* anmerkt, schreitet durch die Luft ein Zauberer mit magischen Stiefeln neun Meilen in einem Satz, den eine noch schnellere Zauberin auf magischen Pantoffeln einholt. Und wer kennt nicht die Luftritte auf dem dämonischen Bock, auf dem Nebelgaul, auf der gesegneten Ofengabel? Edler als solche Erleichterungen, aber von gleicher Natur, sind die Schwungsohlen der griechischen Mythologie, auf welchen nicht nur ätherische Götter, sondern auch der irdische Held *Perseus* (Myth. Br. I, 15) über Gewässer und Luft wandelte. Ihm, dem *Perseus*, welchen unleugbar nichts anderes, als die verliehenen Flugsohlen (*geflügelte* nach älterem Sprachgebrauch), aufhob und fortschnellte, weicht Hr. *H.* so vorsichtig aus, wie dem *goldenen Pfeile*, worauf *Abaris* schwebend den Erdkreis durchflog, und den übrigen mit lebendiger Kraft beseelten Kunstwerken des Hephästos, die in den *Myth. Briefen* (I, 29. p. 187—189) aufgezählt werden. Nur die der Ilias angehörenden Ἡφαιστότευκτα sucht er durch seine Interpretation aus alter Sprachkunde zu entkräften: dass die von selbst wandelnden Dreyfüsse zu leicht rollenden, die von selbst und mit Verstand handelnden Jungfrauen zu Bildern mit lebhaftem Ausdruck, die von selbst thätigen Blasebälge zu einer Maschine mit gemeinschaftlicher Windlade, und die Waffen des Achilles, die wie Flügel ihn hoben, zu einer wohlpassenden, nirgends klemmenden Rüstung herabsinken.

Das sind sie, die Versuche des Hn. *H.* gegen die Schnellkraft der Götterſohlen, die noch Nonnus (Dionys. II, 599) zu den Kunstwerken des Hephästos zählt. Hätte er ihre Kraft auch vernichtet, was wäre damit für die Beflügelung gewonnen? Flügel findet er nun einmal nicht an den Gottheiten der ältesten Dichter, so wenig als Schwänze, Hörner und andere Thierglieder; bey den spätern aber erkennt er ja Il. XXIV, 340 die von den Künstlern entlehnten *Flügel an den Sohlen* für Andeutung derselbigen Schnellkraft, die er zu bestreiten ausging. Leugnet er wieder ab, so werden ihm kraftlos auch die Flügel mit den entkräfteten Sohlen und anderen hephästischen Arbeiten; denn selbst die späteren Götterflügel waren nicht immer thierische Auswüchse, sondern angefügte Kunstwerke des Hephästos aus himmlischem Metall, die in mehreren Abbildungen des Alterthums der erfindsame Gott mit dem Hammer auf dem Amboss schmiedet. Er wende sich, wie er wolle; mit homerischen Flügelgöttern kommt er nicht durch. Auch wagt er nicht einmal, sie, die er öffentlich im Triumph einführen sollte, anders als mit unruhiger Hast unter der Hülle des *Vogelflugs*, oder eines *dem Fluge nachwehenden Windes*, hervorblicken zu lassen. Aber siehe! wo keiner es erwartete, im Winkel des Excurses bey Il. XXIII von der homerischen Allegorie p. 567, überrascht uns der verschmitzte Merkur, „*omnis sollertiae auctor et exemplum*,“ der, obgleich ihn noch Aeschylus ohne Flügel herumlaufen sah (*Myth. Br.* I, 19. p. 115), hier als Bothe der Götter, „*mit dem alten Sym„bol der Schnelligkeit, mit Flügeln versehen*,“ einschleichen will. So viel wird den Lesern der Ilias über diese wichtige Frage der Mythologie und der Kunstgeschichte zu verstehen, oder nicht zu verstehen, gegeben. Wie vor der Göttingischen Societät Hr. *Heyne* (*Comment.* T. XIV) mit der goldgeflügelten Iris, die er hier übergeht, und anderem Göttergeflügel, als vorhomerischen Nachkömmlingen uralter Flügelgottheiten aus dem Morgenlande, (wovon freylich in Griechenland erst lange nach Homer, und nur in der mystischen Theologie, Spuren zu entdecken sind!) durchzuschlüpfen versucht habe: wird dem Scharfsinne jener ruhmwürdigen Gesellschaft nicht entgangen seyn. Da denn also, mitten von einander gehaun, gleich Miltons Teufeln, der symbolische Spuk doch wieder zusammenfloss; so wünschen wir alle, die dem Gepolter gram sind, dass endlich einmal eine geweihete Klinge das Ungethüm durchzische, und, wie ge-

brannt,

brannt, die erhaschte Wunde den Spalt sich von neuem zu schliefsen abhalte.

Eine eigene Betrachtung verdiente noch der Stil des Hn. *H.*; aber wir sind müde wie der homerische Holzhauer, Il. XI, 86:

— — nachdem er die Arme gesättigt,
Ragende Bäume zu hauen, und Unlust drang in die Seele,
Und nach erquickender Kost sein Herz vor Verlangen ihm schmachtet.

Wir meynen nicht jene im Vorbeygehen bemerkten Sprachfehler, deren mehrere in den Schulen mit einem NB bezeichnet werden; noch jenen mit Hegesias wetteifernden Numerus, den natürlichen Ertrag eines gegen die poetische Eurythmie verhärteten Gefühls. Auch durch unreines und ungeordnetes, aber doch römisch gedachtes Latein könnte, obgleich mit Lächeln des Unwillens, ein Cicero, oder wenigstens ein Manutius, zum Verständnisse sich durcharbeiten. Wir meynen, was selbst dieses Verstehen dem Ausländer hemmt, das neumodische Kathedederdeutsch, das mit allen Nachlässigkeiten in lateinischen Worten der höchsten und der niedrigsten Tonarten sich ausdrückt. Ein Engländer, der Deutsch aus Büchern gelernt hatte, machte einst einem Danziger Kornhändler die neueste Parlementsverfügung über die Einfuhr in einem deutschen Briefe bekannt; und dem Rec. gelang es, aus dem buntscheckigen Gewande von edlem und unedlem Deutsch die englische Geschäftssprache zu enthüllen. Wie selten wird ein Ausländer, wenn er dieses Latein, wie aus der verborgensten Tiefe der Römersprache geschöpft, anstarrt, einen deutschen Erklärer bey der Hand haben. Gewiss würden, wie im Anfange des 16 Jahrhunderts *epistolae obscurorum virorum*, so am Schlusse des stolzen 18 Jahrhunderts *epistolae illustrium virorum* ein willkommenes Opfer auf dem Altare der Musen seyn.

Es erregt herbe Empfindungen, dass ein Mann von sehr glücklichen Anlagen, die schon vor 40 Jahren einen Ruhnkenius aufmerksam machten, von weit umfassender Belesenheit, von nicht gemeiner Weltkenntniss, von kluger Beurtheilung der Zeitbedürfnisse, dem stillen Anbau der veredelnden Musenkünste, wozu sein Lehramt ihn weihete, eine geräuschvolle Wirksamkeit durch Deutschland und durch Europa vorzog; dass er, der Weitwirkende, seiner Ausgabe Virgils wegen, die fremde Rechnungen, nicht immer genau, wieder vorrechnete, von Anstaunern überschätzt, die richtigere Selbstschätzung allmälich vergass, und je länger je mehr Freude am Scheinen als am Seyn gewann; dass er endlich eine berichtigende und erklärende Ausgabe Homers, die wahrlich Lust und Liebe zum Ding, unverdrossene Forschbegierde, warmen Blick, lauteren Wahrheitssinn, und behagliche Ruhe von aufsen und von innen verlangt, mitten im Getümmel vielseitiger Geschäfte, zerstreut und unmuthig, durch Bemerkungen des erhaschten Augenblicks, durch flüchtige Auszüge aus den Schätzen der Bibliothek, und durch Umgehung dessen, was nicht also sich bemerken und ausziehen liefs, fertigen zu können sich zutraute. Mehr noch als Umgehung fand sich bey den eben beleuchteten Sachkenntnissen, ohne welche Homer kaum interpretirt, durchaus nicht erklärt werden kann; es fanden sich Versuche des Eingriffs, und, wenn der nicht glückte, der Unterdrückung, der Zerstörung. In eine polemische Flugschrift zusammengefasst, wären die verdeckten und wankenden Anfeindungen unverständlich und unlesbar; das harmlose Blatt möchte ungerügt seinen Flug endigen. Aber in einem zum Unterrichte des Zeitalters, zur Ausbreitung gründlicher Wissenschaften und menschlicher Gesinnungen bestimmten Buche, ein solcher Leichtsinn, bey Sachen sowohl als bey Worten, macht es redlichen Männern zur Pflicht, ohne Ansehen der Person, vor unvorsichtigem Gebrauche des mit Pomp erscheinenden Buchs zu warnen, wie man vor einer Ἰλιὰς κακῶν warnen muss.

LITERATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reichard: *Beyträge zur kritischen Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke und Urkunden*, herausgegeben von *Paul Jakob Bruns*, Herzogl. Braunsch. Lüneb. Hofrathe, Professor und Bibliothekar in Helmstädt. *Erstes und zweytes Stück.* 1802. 248 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Was man in diesen, dem Literator gewiss sehr schätzbaren, Beyträgen zu erwarten habe, darüber erklärt sich Hr. *Bruns* in der Vorrede zu dem ersten Stück folgendermassen: „Die Absicht ist nicht, blofs die Existenz gewisser Handschriften, alter Drucke und Urkunden anzuzeigen, oder in der Beschreibung bey dem Aeufsern stehen zu bleiben. Unkritische Verzeichnisse von Seltenheiten, sie mögen handschriftliche oder gedruckte seyn, werden nicht gegeben. Der Gewinn, den die Literatur im weitesten Umfange des Worts aus den entweder ganz verborgen gebliebenen oder nicht genug gewürdigten Schätzen ziehen kann, soll augenscheinlich gemacht werden. Die Excerpte werden daher mit beständiger Rücksicht auf die literarische Lücke, welche durch sie ausgefüllt werden kann, gewählt. — Weil hier nur von alten Merkwürdigkeiten die Rede ist, so werden die Manuscripte vor der Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich geprüft, doch aber die, welche in das 16te Jahrhundert gehören, nicht ausgeschlossen. — In Ansehung der alten Drucke wird die Gränzlinie bey dem Jahre 1526, oder aufs äufserste 1530 gezogen. Was zu den alten Urkunden gerechnet wird, ist nach dem bey den Manuscripten und gedruckten Büchern angegebenem Maafsstab zu bestimmen." Dass Hr. B. diesem seinem Plan, in den beiden vor uns liegenden Stücken, getreu geblieben sey, wird jedem Kenner und Freund der ältern Literatur leicht in die Augen fallen. Zum Beweise dieses Zeugnisses will Rec. nur eines und das andere ausheben. Unter den Handschriften macht *Henricus de Hervordia* den Anfang;

fang; eine eben so ausführliche, als gründliche Nachricht, von der bekannten, bisher aber ungedruckt gebliebenen *Chronik* dieses Gelehrten, nach einem Codex, der sich in der *Helmstädter* Bibliothek befindet. Der Verfasser, welcher *Heinrich* hiess, von *Hervorden* gebürtig war, zu *Minden* in den *Dominicaner-Orden* trat, und daselbst 1370 starb, überschrieb seine Chronik — *de temporibus memorabilioribus* — und theilte dieselbe in sechs *aetates* ab. Davon findet sich *Sexta pars*, oder der letzte Theil von Christi Geburt, bis auf das Jahr 1355 in zwey Foliobänden, auf Pergament geschrieben, in der gedachten Bibliothek. Der Verfasser giebt zwar seine Chronik blos für eine *Compilation* aus, doch spricht er in derselben mit vieler Urtheilskraft, und macht auch Auszüge aus zum Theil verloren gegangenen Schriften, und eben deswegen erhält sein Werk einen vorzüglichen Werth. Aus dieser Chronik hat nun Hr. B. einzelne wichtige Facta ausgehoben, und den Historiker mit der Einrichtung und Etheblichkeit dieses Werkes bekannt zu machen gesucht. Die Nachrichten, die *Heinrich* von dem Dominicaner-Orden und den *Generalen desselben* giebt, sind besonders merkwürdig. Unter den alten Drucken, die Hr. B. anführt, sind die meisten Seltenheiten, die es daher verdienten, nach ihrem Inhalt näher bekannt gemacht zu werden. Nr. 4. wird *Der beschlossen gart der rosenkrantz marie* angezeigt. Nur ist zu bedauern, dass Hr. B. blos die Hälfte dieses dickleibigen Buches vor Augen gehabt hat. Die zweyte Hälfte wird in *Panzers Annalen* der ältern deutschen Literatur S. 268. Nr. 554. angezeigt, welchen aber Hr. *Bruns* übersehen haben muss, woraus erhellet, dass dieses Werk im J. 1505 zu *Nürnberg* gedruckt worden sey. Dieser zweyte Theil fängt mit dem sechsten Buch an, und schliesst sich mit dem eilften. Diese zweyte Abtheilung hat 368 grösere und kleinere Holzschnitte. Nr. 14. *Formulare und Teutsch Rhetorik* zu *Strasburg* bey *Johann Prüss* 1483 gedruckt, ist wirklich vorhanden. Auch ist das Buch, in eben diesem Jahre zu *Augspurg* noch *zweymal* gedruckt worden, so dass die von Hn. B. näher beschriebene zweyte *Strasburger* Ausgabe von eben diesem Jahre dazu genommen, dieses Werk, in einem Jahre, *viermal* gedruckt worden ist. Welche Ausgabe darunter die erste seyn möchte, wird schwer zu entscheiden seyn. Den Beschluss dieses ersten Stücks machen drey Urkunden, die Hr. Pastor *Kinderling* zu Kalbe Hn. B. mitgetheilt hat. Im *zweyten Stück* macht unter den Handschriften: Der *König im Bade*, den Anfang, mit der Bemerkung, dass in *Panzers* Annalen d. ä. d. L. S. 208. ein im Jahr 1495 zu *Bamberg* davon gemachter Abdruck angezeigt worden sey. Rec. besitzt diesen Abdruck selbst, und hat solchen mit dieser hier mitgetheilten Handschrift verglichen. Das Resultat dieser Vergleichung wird er bey einer andern Gelegenheit mitzutheilen nicht ermangeln. *Original-Briefe* von D. *Martin Luther*. Die akademische Bibliothek in *Helmstädt* besitzt 36 Original-Briefe von D. *Martin Luther*. Diese werden hier, so wie sie besonders in der Schützischen Sammlung stehen, angeführt, und die Abdrücke derselben berichtigt. Unter den alten Drucken wird Nr. 29. *de hemelsche funtgroue* von 1490 angezeigt. Bemerkt zu werden hätte verdient, dass diese Schrift, oder vielmehr Predigten, nachher von dem Verfasser selbst, auch in das *Lateinische* übersetzt worden. Die Uebersetzung kam 1502 zu Erfurt, unter dem Titel *Celifodina* heraus. In der Zueignungsschrift an den Kurfürsten von Cöln, nennt sich der Vf. selbst *Johannes de Paltz*. *Panzer* hat sich also nicht geirrt. Indessen kann es wohl seyn, dass er in der *platdeutschen* Uebersetzung auch *Johann van Valez* genannt wird. Nr. 31. Von der platdeutschen Uebersetzung des bekannten Buchs *Thomae a Kempis de imit. Chr.* wird in den Zusätzen zu *Panzers* Annalen S. 64. Nr. 273 b. eine *Lübecker* Ausgabe angezeigt mit der Bemerkung aus dem Catalog. *Bibl. Thott.* dass die drey ersten Bücher im Jahre 1496 zum Vorschein gekommen sind, das *vierte* Buch aber schon 1492 gedruckt worden sey. Nr. 35. Eine in *Lübeck* 1493 gedruckte *Postille* enthält unter andern sehr nachdrückliche und freymüthige Aeusserungen, besonders über die schlechten Fürsten, die nicht für Sicherheit in ihren Ländern sorgen, — über die mancherley Betrügereyen, deren sich die Kaufleute schuldig machen u. s. w. Diese merkwürdigen Aeusserungen verdienten es wirklich, hier, in dem ausführlichen Auszug, den Hr. B. davon auf etlichen Blättern gemacht hat, aufbewahrt zu werden. Nr. 39 *Sante Birgitten openbaringe* zu *Lübeck* 1496 gedruckt. Ist blos ein Auszug aus den bekannten *Revelationibus*. Doch hat sich der Epitomator nicht genau an die Ordnung derselben gebunden. Dass der Text der *Birgitta* interpolirt seyn müsse, erhellet auch daraus, weil der Erfindung der Buchdruckerkunst gedacht, und dieselbe mit klaren Worten Deutschland zugeschrieben wird. Den Beschluss machen einige Urkunden. Der ununterbrochenen Fortsetzung dieser so reichhaltigen Beyträge, wird wohl jeder Literator mit Verlangen entgegen sehen, und dadurch den Vorwurf, welcher in der Vorrede der deutschen Nation gemacht wird, dass dieselbe gegen alles, was den Namen *vaterländisch* an der Stirne trägt, gleichgültig sey, zu widerlegen suchen.

In der Recension der Heynischen Ilias sind folgende Druckfehler zu verbessern. S. 243. Z. 33. l. grosentheils f. grösstentheils. S. 296. Z. 44. l. den f. dem. S. 306. Z. 43. l. ward f. war. S. 312. Z. 9. l. Aesepus f. Aesopus. S. 312. Z. 47. l. erhält f. enthält. S. 341. Z. 36. l. wissenschaftlichen f. wessenschaften. S. 343. Z. 9. l. *in dessen* f. *indessen*. S. 365. Z. 47. l. und f. mit. S. 371. Z. 25. l. alte f. alle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTENBURG, b. Richter, nachher: Rink u. Schnuphase: *Bibelcommentar zum Handgebrauch für Prediger, Schullehrer und Layen*, nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen, ausgearbeitet von einer *Gesellschaft von Gelehrten*. *I Band.* (Mose bis zu den Büchern der Könige) 1799. 687 S. *II Band* (die Chron. Esr. Nehem. Esth. Hiob, Pss) 1800. 683 S. *III Band* (Sprüche, Pred. Hlied, Jes. Jerem. Klagl. Ezech. Dan.) 1801. 630 S. in gr. 8. (6 Rthlr.)

Ein Werk, welches sich an die lutherische Uebersetzung anschlösse, so dass sie dieselbe an unrichtigen Stellen berichtigte, durchaus aber den Sinn geschichtlich, aus Sitten und Alterthümern, aus Context und Parallelstellen verdeutlichte, pragmatische Fingerzeige gäbe und Kürze mit Energie verbände, wäre unstreitig für die auf dem Titel angegebene Classen von Lesern und für ächt christliche Aufklärung überhaupt ein verdienstliches Werk. Das gegenwärtige erfüllt zwar diese Foderungen nicht ganz, leistet aber doch in Ermangelung eines bessern manches Nützliche. Unter der Dedication ist Hr. Dr. *J. C. W. Scherer* unterzeichnet, unter der allgemeinen Einleitung des I Bandes *H*st.* Wir sehen nicht ein, warum der Name eine Art von Incognito behalten sollte, da der Vf. S. 9 sich selbst nennt. Er ist *G. C. Horst*, Vf. der Visionen Habakuks etc. Gotha 1797, einer Schrift, die diesem Namen gar nicht unrühmlich ist. Am Ende des Pentateuchs unterschreibt sich Hr. *Scherer*. Auch die übrigen historischen Bücher scheinen von diesem bearbeitet, soviel aus der Note zu S. 600 sich schliessen lässt. Bey Hiob ist *H*st* unterschrieben. Der Psalmencommentar, welcher hier aufgenommen ist, soll nach einer Notiz in der Oberd. allg. Lit. Zeitung 1801 Nr. LI. S. 802 von Hn. *G. J. L. Reuss* seyn. Vgl. die Pss. nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen erläutert, zum Handgebrauch in Betstunden. 1800. Die sogenannten Salomonischen Schriften sind nebst allen andern im III Bande mit *R.* bezeichnet.

Die allgemeine Einleitung giebt über Aechtheit der alttestamentlichen Schriften, ihre Entstehungsart, den Prophetismus und die bessere Interpretationsmethode das Nothwendige. Doch bedarf darin Vieles Berichtigung. Nach Deut. 31, 9. 26 soll Mose selbst seine 5 Bücher an der Bundeslade niedergelegt und dadurch ein Reichsarchiv begonnen haben. Jene Stelle aber spricht höchstens vom Deuteron. allein; und dies muss nach innern Spuren noch viel mehr, als die andern Bücher Mose, postmosaisch seyn. Jos. 24, 26 soll zeigen, dass das Buch Josua „an denselben Ort zu den mosaischen Büchern gebracht worden sey." Aber die Stelle sagt auf jedem Fall gar nichts von demselben Ort, sondern will: Josua habe diese Worte — die nächstvorhergehenden — hinzugeschrieben zum Gesetz des Jehova, d. h. auf die nämliche Megillah Ps. 40, 8, wahrscheinlich in eine Sammlung, wo die Gesetze Jehovahs, auf welche hin er einen Bund mit dem Volk als Nationalkönig gemacht haben sollte, nebst den Erneuerungen dieses Bündnisses eingetragen seyn mochten. §. X ist von Originalexemplaren und einem neuen Tempelexemplar des Esra die Rede, wogegen jene verloren giengen. Allein die Hauptsache ist, dass fast alle historischen Bücher des Alten Testaments blosse Auszüge aus grösseren (wann?) verlorenen Zeitbüchern sind. Am wenigsten kann Rec. dem Vf. S. 31 beystimmen, wo er bey jeder historischen und dogmatisirenden Stelle die ächte historische Interpretation empfiehlt, in Rücksicht der moralischen Materien aber „den gesunden moralischen Sinn zum Richter aufstellen will, ob diese oder jene Erklärung zu wählen sey." Sehr wahr ist es, dass „weder die Vorzeit noch irgend eine Autorität jemals das Recht haben konnte, dem gesunden (und sorgfältig geprüften) moralischen Sinn, diesem Repräsentanten der Gottheit in unserm Innern, einen Sinn unterzuschieben, den er nicht anerkennen kann." Allein was geht dies die Bibelerklärung an? Auch wenn das Alterthum von moralischen Materien spricht, ist für den Interpreten die einzige Aufgabe, darzustellen, was der Sinn dieses Alterthums war. Ob derselbe mit dem, was uns unser moralischer Sinn sagt, übereinstimme, kann nebenher, nicht aber als Interpretation, sondern als Fingerzeig zur Anwendung in unserm Zeitalter angedeutet werden. Alsdann aber interpretirt man nicht, sondern geht ins Pragmatisiren und Beurtheilen dessen, was interpretirt ist, über.

In einem populären Werke sollte es eine Grundregel seyn, ungewisse Data nicht zu berühren. Dass Moses Geschichte unter *Sesostres* falle, und er dessen Feldherr gegen die Aethiopier gewesen sey (S. 37), hat selbst Josephus, klüglich, nicht behauptet. Dass S. 37 diejenigen, welche Mose's Bücher für später, für Auszug u. dergl. halten, *Gegner Moses* genannt werden, ist in einem populären Werk doppelt illiberal. Noch härter sagt S. 180 der Vf. *Bibelfeinde* behaupten, Moses habe den V. 35 Exod. 16, nicht schreiben können. Ueber die erklärenden Anmerkungen

des I Bandes kann Rec. nur im Allgemeinen ſprechen. Die meiſten ſind unſtreitig richtig und brauchbar. Ueber andere mögliche mit den Vff. einer populären Schrift zu rechten, wäre zweckwidrig. Die Hauptfrage iſt, ob ſie gewöhnlich etwas Wahrſcheinliches auszuwählen wiſſen und ſoviel möglich das entſchieden Unrichtige vermeiden? Von der letzten Art iſt dem Rec. nicht allzu Vieles aufgefallen (z. B. S. 194 ſoll Chophſchi eigentlich *unrein* bedeuten. S. 135. „die Papierſtaude gebrauchte man in frühern Zeiten *auch* zu Verfertigung des *Papiers;* daher der Name *Papier.*“ Wie ſehr iſt unſer Papier von dem, was man aus der Papyrusſtaude machte, verſchieden! — Wie ſollte S. 137 im Buſche für Moſe *elektriſches* Feuer ſichtbar geweſen ſeyn? — S. 157 ſoll es *wunderbar* ſeyn, daſs die Heuſchrecken von Süden nach Norden ziehen, *ohne nach Oſten oder Weſten* auszuweichen und nun durch Moſe doch nach Aegypten kommen. Und doch ſagt der Vf. ſogleich, daſs ſie aus Arabien, über Conſtantinopel nach Polen kommen. Sie gehen alſo gar wohl von Weſten nach Süden, Norden und wieder weſtwärts und eben ſo leicht umgekehrt. Da ſo oft Reiſebeſchreibungen angeführt werden: ſo hätten dem Vf. die Stellen, daſs die Heuſchrecken nach Aegypten drangen, nicht entgehen ſollen. — Paſchah heiſst nie (wie S. 160 will) Schonung, Schonungsopfer, noch weniger, wie S. 161, Verſöhnungsopfer. — Der hebräiſche Ausdruck *Erſtgeborne* kann nicht überhaupt die beſte Mannſchaft bedeuten. S. 277. 159 etc.) Wohl aber dünkt uns, daſs die Anmerkungen bey den hiſtoriſchen Büchern häufiger ſeyn ſollten, die angebrachten aber meiſt kürzer ſeyn könnten. Das Wunderſame zeigt Hr. *Sch.* gerne als erklärbar, ſcheint es ſich aber oft gar zu leicht zu machen und faſt alles auf die nämliche Manier anzuſehen, da doch in der Natur auch Aberglaube und Vorurtheile auf gar vielfache Weiſe entſtehen. Winke zum populären Gebrauch finden wir faſt gar nicht. Wir wollen für unſere Beurtheilung einige Belege anführen. Wozu werden Geneſ. 41, 1 von den Quellen des Nils mehrere geographiſche Notizen gelehrt angeführt? Der Text bezieht ſich gar nicht darauf. Exod. 7, 12 ſoll Moſe's Schlange die der Chartümmim zu verſchlingen geſchienen haben, weil ſich dieſe vielleicht während des Geſprächs verkrochen hatten. Wie dumm müſsten dann die ägyptiſchen Zauberkünſtler geweſen ſeyn? Und ſo iſt faſt alles, was über die ägyptiſchen Plagen angeführt wird, unglaublicher als das Unglaubliche, ſo lange man das Unrichtige vorausſetzt, Moſe oder ein anderer habe ſie gleichzeitig erzählt. Daſs das Nilwaſſer ungewöhnlich viel rothen Schlamm enthalten würde, habe Moſe vermuthlich (S. 151) „auf die Gott anſtändigſte Art, durch den prophetiſchen Traum zum Voraus erfahren.“ Gäbe es dergleichen „von der Providenz etwas offenbarende“ Träume: ſo könnte es eben ſo gut Stimmen, Apparitionen für Wachende geben. Worin die gröſsere Anſtändigkeit beſtehen ſollte, Gott zum Schöpfer wahrſagender Träume zu machen, iſt ſchwer zu begreifen. — Die Wolkenſäule wird als etwas bleibendes beſchrieben; wie könnten (S. 167) die Gewitter darunter zu verſtehen ſeyn, welche hie und da den Iſraeliten auf ihrem Zuge begegneten? Der Vf. giebt ſelbſt eine beſſere Erklärung, und füllt doch mit dieſer äuſserſt unwahrſcheinlichen eine ganze Seite. Für den populären Gebrauch wären vornehmlich bey Levit. 18 über die Ehegeſetze deutliche Belehrungen über ihre bloſs relative Verbindlichkeit nöthig geweſen. Der Vf., welcher ſonſt oft ſo wortreich iſt, entſcheidet S. 262 bloſs durch einen Machtſpruch.

Hiob iſt mit ſichtbarem Fleiſse bearbeitet. Aber zweckwidrig ſind bey einem populären Werk Verweiſungen wie 3, 5. „Man [Schullehrer? Layen?] vgl. die gelehrten Ausleger Schultens, Eckermann etc. zu dieſem ſchweren Ausdruck.“ Diefs verſteht ſich für den Gelehrten von ſelbſt. Aber der Zweck dieſer Arbeit iſt nicht Citiren, ſondern die Quinteſſenz der gelehrten Forſchungen, ſo weit ſie wahrſcheinlich ſind, mitzutheilen. Im Ganzen hat Hr. *H.* dies auch wirklich gethan und dazu vorzüglich die für ihre Zeit muſterhafte und immer noch ſehr brauchbare Arbeit von Hufnagel benutzt.

Die Pſalmen ſind weitläuftig behandelt. Der ganze Text der lutheriſchen Ueberſetzung iſt abgedruckt, und durch eingeſchobene Erklärungen und Zuſatze berichtigt und verſtändlicher gemacht. Sie ſollen dadurch zu Vorleſungen in den Betſtunden brauchbar werden. Möchten doch vielmehr gerade die allermeiſten Pſalmen in chriſtlichen Betſtunden nicht mehr vorgeleſen werden! Denn wie viele ſind darunter, die nicht eine ganz nationale Beziehung haben, und ſtatt Moralität nur einen einſeitigen Nationalgeiſt, oft harten Nationalſtolz athmen. Müſsten ſie vorgeleſen werden: ſo wäre dazu nicht eine exegetiſche Erklärung, ſondern eine moraliſche Deutung oder Umdeutung unvermeidlich nöthig. Soll die Arbeit des Vfs. für kirchliche Vorleſungen ſeyn: ſo ſchickt ſich die Citation von dieſem und jenem Schrifterklärer nicht gut in den Text. Soll aber citirt werden: ſo wäre Gerechtigkeit zu beobachten. Z. B. Hezel iſt nicht der Erfinder der richtigeren Erklärung des Pſ. 2, ſondern ein ungenannter, als Philologe im ausgedehnten Sinn des Worts vorzüglicher Vf. eines lateiniſchen Aufſatzes in den Memorabilien des Hn. Prof. Paulus. Die Vff. ſchränken ſich überhaupt in ihren Anführungen faſt bloſs auf ihre eigenen Schriften, auf die von Hezel und auf die aus ihrer Gegend abſtammende bibliſche Encyklopädie ein.

Die Erklärungen der Sprüche und Koheleth ſind kurz und oft treffender, als die wortreicheren bey andern Büchern. In der Einleitung zu Koheleth wird S. 80 dem Salomo viel zugeſchrieben, wenn er „in ſeinem Alter ſchon gewuſst haben ſolle, daſs nach ſeinem Tode der gröſste Theil des Reichs an Jerobeam kommen und ſein geliebter Prinz nur ein Theilchen vom Reich behalten würde.“ Auch Jeſaias finden wir mit Fleiſs behandelt, ungeachtet wir die ſpätern Kapitel nicht dem Vf. der früheren beylegen, und K. 60 nicht das Chriſtenthum als allgemeine ewige Religion ohne Opfer beſchrieben finden. Was

doch

doch alles für sonderbare Auslegungen möglich sind, wenn gewisse fixe Ideen vorausgehen. 66, 17 sollen die, „welche Saufleisch assen und Mäuse," diejenigen seyn, welche *den mosaischen Opferdienst* dem Christenthum vorziehen. Und doch erlaubte gerade das Christenthum jene von Mose verbotene Speisen. Ferner, wenn V. 23 sagt: „Von einem Neumond zum andern, von einem Sabbat zum andern, kommen alle Sterbliche, mich, Jehovah, zu verehren;" so sollen diess Gottesverehrungen des allgemeinen Christenthums seyn, als ob Neumonde und Sabbate nicht charakteristische Eigenheiten des Judenthums wären! Besser ist Ezech. 40—48 erklärt als Modell zu einem neuen Tempel und neuer Einrichtung des Landes, so wie der Prophet sich beides gewünscht (die Zurückkehrenden aber es nicht ausgeführt haben!) Bey Daniel versichert der Vf. seine populären Leser: „Die sechs letzten Kapitel sind *gewiss* Daniels Werk! ... Diese Weissagung übertrifft an Genauigkeit und Bestimmtheit alles, was je vom Messias .. geweissagt worden ist." Man ist wohl auf diese Bestimmtheit begierig. Man höre 9, 25: „von dem Edict des Cyrus Esr. 1, 1 ff. bis auf den Gesalbten, den Sieger, d. h. bis zu der *Periode, in welcher der Messias geboren wird*, dessen Religion sich die Nationen unterwerfen, sind 7 Jahrsiebzige, 490 Jahre. Diese führen uns bis auf den Zeitpunkt, da Pompejus Jerusalem eroberte. *Und hiemit trat ja die grosse messianische Periode ein!*" Pompejus machte die Juden zinsbar a. M. 3940 nach denen Chronologen, welche Jesu Geburt auf a. M. 4000 setzen. Usher Annal. Eine Weissagung also, bey welcher noch mehr als ein gewöhnliches Menschenalter fehlen müsste (60 Jahre), soll *bestimmt und genau* auf Jesu des Messias *Geburt* hinführen. Der Vf. scheint vorauszusetzen, dass seine Leser nicht nachrechnen. Die Schullehrer hätte er wenigstens bitten müssen, diess Rechnungsexempel in ihren Rechenstunden nicht zum Muster zu nehmen.

Leipzig, b. Weygand: *Biblische Theologie des Neuen Testaments. II Band.* Theologie und Anthropologie nach den 3 ersten Evangelisten und christliche Religionstheorie nach Johannes. 1801. VIII und 390 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der erste Band hat die Christologie nach den 3 ersten Evangelisten abgehandelt, welche der Vf. unter zwey Abtheilungen bringt, 1) über den Zweck und die Person Jesu, 2) über seine Schicksale oder gedoppelten Zustand. Nach der Christologie lässt er die Theologie, d. h. Lehre von der Gottheit, Schöpfung, Vorsehung und den Engeln folgen. Zuletzt Anthropologie. Der Inhalt der Stellen wird zuerst in Sätze aufgefasst, alsdann folgen die Stellen selbst übersetzt und erklärt, so dass der Leser die Gründe beurtheilen kann, nach denen der Vf. jene Sätze als Inhalt dieser Stellen ansah. Da die ganze Sittenlehre ausgeschlossen ist, so würde der eigentliche Titel seyn: biblische Dogmatik. Indess ist man schon lange an den gewählten Titel gewohnt. Nur wäre zu wünschen, dass wirklich die biblische Theologie vollständig, d. h. auch nach ihrem praktischem Theil, auf gleiche Art, und sogar häufiger, als nach dem theoretischen, bearbeitet würde. Die Bearbeitung des Vfs. hat nicht sowohl Mittheilung eigener Anlichten, als Verbreitung derjenigen Erklärungen zum Zweck, welche ihm die wahrscheinlichsten sind. Oft zeigt er, inwiefern man Aeusserungen, welche Jesu von den Evangelisten zugeschrieben werden, als „perfectibel" anzusehen habe. Man kann hier häufig auch den Unterschied anwenden, welchen jeder bey sich selbst macht, zwischen Behauptungen, die man als eigene Einsicht oder als etwas aus fremden Einsichten nach eigener Untersuchung Angeeignetes verbreiten will, und zwischen vielen anderen Meynungen, die man von andern empfangen hat, und so gebraucht und wiederholt, ohne sie aus eigener Prüfung oder als angeeignet behaupten zu wollen. Zu der letzteren Gattung möchten Jesu Aeufserungen von den Dämonen gehören, welche auf alle Fälle in Jesu Kenntniss der Seelenlehre und Medicin, nicht in seine Religionstheorie gehören. Jesu Urtheile über das Göttliche des Alten Testaments hält der Vf. für perfectibel, und in einigen Puncten scheint auch dem Rec. diess unläugbar, z. B. darin, dass Gott förmlich mit Mose gesprochen habe. Matth. 22, 31. In dem Hauptpuncte aber möchte Jesu Urtheil von dem Göttlichen der mosaischen Theokratie und der Propheten sich darauf gründen, dass das Alterthum auch temporäre und veränderliche Anstalten zum Wohl einzelner Nationen als Gottes Willen und als würdige Gegenstände einer göttlichen Anordnung ansah, ohne je das Prädicat göttlich, von Gott gekommen etc. für gleichbedeutend mit absolut-nothwendig und unveränderlich und infallibel anzusehen. Einigemal scheinen für den Vf. gewisse neuere Erklärungen noch etwas ungewohntes gehabt zu haben. Er setzt z. B. S. 50, wie viele Exegeten, voraus, dass die Krankheitsterminologie des Neuen Testaments aus der medicinischen Kunstsprache zu bestimmen sey, dass also ein παραλυτικος des N. Ts. genau das Uebel gelitten habe, welches Hippokrates etc. Paralysis nennt. Uebersieht man aber hier nicht, dass das N. T. die Umgangssprache spricht, und dass wir Nichtärzte alle, sogar nach unserer ganz anderen Geistesbildung, unsere Krankheitsbeschreibungen zwar oft in medicinischen Worten machen, diese aber viel unbestimmter nehmen, als der Arzneygelehrte. *Tertullian adv. Marcion.* 4, 10 applicirt gerade auf die Stelle Matth. 9, 2 die Worte des Jes. 35, 2 *convalescite manus dimissae et membra dissoluta*, mit dem Zusatz: *hoc erat paralysis.* Nicht sowohl im technischen als im populären Sprachgebrauch ist die Bedeutung solcher Ausdrücke des N. Ts. aufzusuchen. Wenn ferner hie und da bey Jesu Heilungen Einfluss des Zutrauens durch die Kraft der Imagination angenommen wird, so kann dagegen schwerlich, wie S. [illegible] der Einwurf gemacht werden: „wer erklärt, woher es gekommen sey, dass bey Jesu dieses Wirken auf die Phantasie *so oft und vielmals* gelungen sey? Warum hat ihn der *Zufall immer*

immer begünstigt, auch bey Scheintodten?“ Man überzähle nur, wie oft denn von Jesu — ausser den Dämonizirenden, bey denen doch fast jeder für jetzt Heilung vermittelst der Phantasie annehmen muss — Kranke durch Einfluss auf ihr Gemüth geheilt wurden. Es ist bloss eine verjährte Angewohnheit, diese Zahl sich gross vorzustellen. Und wie viele Todte kommen denn in der Geschichte Jesu vor, als zum Leben zurückgeführt? Mehr nicht als zwey. Denn von Jairus Tochter erklärt er selbst zuvor, dass sie nicht todt war. Von Zacharias, muss Rec. zu S. 91 bemerken, hat der Commentar des Prof. Paulus nicht behauptet, dass der Priester sich selbst für stumm gehalten, sondern dass er sich selbst nicht erlaubt habe, zu reden, weil er hierdurch sein Zuvielreden gegen den Engel gl. büssen zu müssen glaubte. — Wenn von Jesu Blut gesagt wird καθαριζει, warum muss dieser Ausdruck nach S. 203 gerade Anspielung auf Sündopfer seyn? Er bedeutet an sich und allgemeinhin *reinigen*, so wie er auch von der Taufe gebraucht wird. Half der Tod Jesu zum Reinwerden vieler von ihren begangenen und zukünftigen Sünden, wie er dies that: so war er in der That „Reinmachend von Sünden,“ ohne dass man in der Opfertheologie eine ganz specielle Bedeutung des καθαριζειν aufsuchen müsste. Die Stellen, aus denen der Vf. für καθαριζειν die Bedeutung *expiare* erweisen will (Exod. 29, 36. 37. 30, 10. Lev. 8, 15), reden überdiess nicht einmal von Menschen, sondern vom Altare, von welchem doch der Ausdruck *entsündigen* auf jeden Fall nur tropisch und sogar katachrestisch gebraucht seyn kann. Wahr ist es ferner, dass die Alex. Ezech. 44, 27 ἱλασμος für חטאת haben. Aber hat denn deswegen Johannes im 1 Brief 2, 2 und 4, 10 gerade in dieser speciellen Bedeutung seinen ἱλασμος sich gedacht? Warum nicht in der allgemeineren: Begütigung? Auch ist abermals Ezech. 44, 27 nicht zu übersehen, dass selbst der Ausdruck חטאת *Vergehungsopfer* dort nur uneigentlich steht. Es ist im Zusammenhang nicht von einer Sünde die Rede, sondern davon, dass dem Priester *vergönnt* seyn solle, bey Leichen seiner nächsten Blutsverwandten sich levitisch (nicht; moralisch) zu vereinigen, selbst für diese Vergünstigung aber soll er ein Opfer bringen. Ein Opfer für etwas Vergönntes kann bloss tropisch ein Entsündigen genannt seyn — Rec. theilt diese wenigen Bemerkungen mit einem Vf., welcher so viele bessere Schrifterklärungen glücklich populärisirt, nicht um zu tadeln, sondern um sie selbst seiner Prüfung zu unterwerfen, und nach seiner Einsicht etwas Weniges zur Berichtigung einer Arbeit beyzutragen, die im Ganzen von vielem guten Einfluss seyn muss. Noch ein Wort zu S. 269. Das πνευμα bey Jesu Taufe kann nicht der Λογος seyn, denn dieser war schon in Jesus eingekörpert, σαρξ εγενετο, von jenem πνευμα aber sagt Joh. 1, 34 μενον επ αυτον, nicht εν αυτω oder εις αυτον. Das πν. ἁγ. bey der Taufe wird nicht Jesu *mitgetheilt*, sondern es erscheint als Zeichen, dass er der Messias sey, und begeistert ihn zum Hervortreten.

Leipzig, b. Kummer: *Versuch zweckmäfsiger Betrachtungen über die biblischen Weissagungen überhaupt und besonders über die Offenbarung Johannis, vom Vf. der Briefe über den protestantischen Lehrbegriff. Der Evangel. Brüdergemeinde zugeeignet.* 1802. XVI und 687 S. in 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Alle Classen unserer Leser werden aus einer einzigen Stelle dieser weitläuftigen Betrachtungen schnell ermessen können, ob sie zu denen gehören, für welche der Vf. „ein gesegnetes“ Werk geschrieben zu haben hoffen darf. S. 627 Ueber die Vollendung des Geheimnisses Gottes. *Die zum Sonnensystem gehörigen Planeten* werden wenigstens vorläufig (*bis sie nach* 1000 *Jahren herabfallen*) eine grosse Veränderung leiden etc. — — Das Beste am ganzen Buch ist, dass der Vf. auf den Herrn zu *warten*, nichts aber darüber *auszurechnen* anräth, besonders das Berechnen des Endes der Welt für unthunlich erklärt. Endlich wäre es freylich Zeit, dass Jesus Recht behielte, welcher sagte: Tag oder Stunde aber weiss selbst der Sohn, der Messias Gottes, nicht. Eine betrübte Erfahrung für die Rechnungsluftigen ist es unstreitig (S. 43), dass „die Geschichte der neuern Zeiten lehrt, wie dasjenige *nicht zutrifft*, was man nach den hypothetischen Erklärungen (Bengels) von den 2 Thieren vermuthet hat.“ Nur Schade, dass, wenn man in diesen Dingen erst durch Erfahrung klug werden will, immer Ein oder etliche Menschenalter in solchen grundlosen „Unwahrsagungen“ Heil und Weisheit gefunden zu haben wähnen, und ihre bessern Zwecken schuldige Zeit staunend verlieren!

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. *Joh. Wilh. Rau.* 3ter Band. Erste Abtheilung. Zweyte, veränderte, hier und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1802. 186 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Nr. 14.)

Prag, b. Barth: *Kleine Erzählungen und Geschichten*, von *Chr. Heinr. Spiess.* 2tes Bändch. 1802. 376 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 392.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GROSSAU, b. Günther: *Vertraute Briefe über die Bibel* geschrieben an einen Wahrheitsfreund von M. *Gottlob Ehrlich*, P. 1802. VI. 426 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der löbliche Zweck des Vfs. geht dahin, die Bibel dadurch in Ansehen zu erhalten, dafs er Schale und Kern von einander trennt, die Resultate von dem Forschen der besten Bibelerklärer in weitern Umlauf zu bringen, und gebildeten Lesern, die nicht auf theologische Gelehrsamkeit Anspruch machen, sie mitzutheilen sucht, und sich dabey nur über diejenigen Abschnitte der Bibel verbreitet, bey welchen der gebildete Leser Anstofs finden könnte. Er läfst einen Verehrer moralisch-religiöser Wahrheit, der durch Lectüre und Umgang zum Spott und zur Verwerfung seiner vorigen hyperorthodoxen Religionsbegriffe und der Bibel selbst verleitet, aber schon zum Theil wieder mit der Bibel durch einen verständigen Religionslehrer ausgesöhnt worden war, an diesen seinen Freund schreiben, um von ihm weitere Auflösung seiner Zweifel zu erhalten. Dieſs giebt denn Anlafs zu einer Art von schriftlichen Discursen über die Bibel, mit steter Rücksicht auf neuere oder ältere Einwürfe, und auf ihre von neuern Exegeten versuchten Lösungen. Es werden indefs nur die Briefe des Predigers mitgetheilt, worin die Zweifel des anfragenden Layen kurz recapitulirt und beantwortet werden. Neue Bemerkungen für gelehrte Schriftforscher aufzustellen, war nicht Zweck des Vfs.; wer aber eine bescheidene faſsliche Darstellung und gute Auswahl des Wahrscheinlichsten, was die historische Kritik und Exegese über die ältesten Religionsurkunden der Israeliten und Christen zu Tage gefördert hat, ohne alle Umschweife der Worterklärung und der Prüfung vieler Meynungen, blofs unterstützt durch Gründe des Zusammenhangs, der Natur der Sache und der Analogie, zu lesen wünscht, wird seine Rechnung hier finden.

Wie billig, erklärt sich der Vf. gleich im zweyten und dritten Brief über die präsumtive göttliche Eingebung der Bibel A. T. dahin, dafs zwar diese Bücher als Werk des Alterthums, als schöne nützliche Religionsurkunden von moralischer Tendenz und wirksamern Einfluſs, unsere hohe Achtung verdienen, dafs sie als ein wichtiges Hülfsmittel in der bisherigen Menschen-Erziehung Gottes zu betrachten, und eine gewisse mittelbare Mitwirkung Gottes zu ihrer Abfassung und Erhaltung nicht zu verkennen sey, dafs man aber weder für noch wider die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung derselben hinlängliche Beweise aufbringen könne, dafs also der Glaube an diese immer von individuellen Ansichten und Ueberzeugungen abhängig bleibe, aber auch zur innigen Werthschätzung der Bibel nicht für alle nothwendig sey. Im vierten und fünften Brief geht er dann gleich zu Betrachtungen über die Schöpfungsgeschichte fort. Hier wäre nun wohl der Ort gewesen, sich über die Entstehung und Zusammensetzung der mosaischen Schriften überhaupt, und der Genesis besonders zu erklären, und durch die kritisch wahrscheinliche Voraussetzung, dafs die jetzige Form des Pentateuchs erst in oder nach Samuels Zeitalter entstanden sey, und nur Documente aus dem patriarchalischen und mosaischen Zeitalter darin verarbeitet worden seyen, im Voraus vielen Einwürfen zu begegnen. Der Vf. hat dieses unterlassen, und alles als ein ganzes zusammenhängendes Werk Mosis betrachtet; aber eben dadurch sich in manche Schwierigkeiten verwickelt, welchen er dann weiter unten doch nur durch die Hypothese auszuweichen sucht, dafs manches in dem Pentateuch durch spätere Interpolationen aus misverstandenen alten Sagen eingeflossen sey. In der Schöpfungsgeschichte findet nun der Vf. den einzigen Lehrsatz als religiöse Wahrheit, von welcher die Bibel mit Recht ausgehe: *Ein Gott ist Schöpfer von allem, was da ist, und dieser ist der nämliche, den wir als Jehova verehren:* alles übrige ist Fiction, vorzüglich wegen der Sabbathsfeyer von Moses aufgenommen. In der Erzählung von der Menschenschöpfung hält sich der Vf. ebenfalls an den Hauptgedanken, von der hohen Würde des Menschen, auch des weiblichen Geschlechts, und läfst alles übrige für bildliche Fiction und Einkleidung gelten. Der sechste Brief erklärt die Erzählung vom Sündenfall für eine Allegorie des Inhalts: die Sinnlichkeit verleitet den Menschen gewöhnlich zum Unrecht, er wird durch sie Uebertreter der göttlichen Gebote, und Tod und Verderben ist der Lohn, den diese treulose Verführerin dafür ihm darreicht, dafs er sich durch ihre Lockungen täuschen liefs. Ob Moses diese Allegorie zur Beantwortung der Frage vom Ursprung des Bösen selbst fingirte, oder sie aus einer alten Hieroglyphen-Schrift zusammensetzte, will der Vf. unentschieden lassen. Der siebente Brief handelt von Kains Brudermord, welchen Partheylichkeit der Aeltern, Verschiedenheit der Neigung, und Collision in den Folgen derselben erzeugte, und das Gewissen rächte, das hier schon als Sprache Gottes dargestellt wird. Das Zeichen Kains glaubt der Vf. sey spätere Sage, die nur den wunderbaren Schutz Gottes bey

Kains Flucht in öde, nur von reifsenden Thieren bewohnte, Gegenden bezeugen foll. Scharfſinniger und befriedigender iſt wohl die *Bergerſche* Bemerkung darüber in der praktiſchen Einleitung ins A. T. Th. I. S. 72. fg. welche der Vf. nicht gekannt zu haben ſcheint, ſo viel auch ſeine Schrift durch die Benutzung dieſes und anderer der neueſten Exegeten des A. T. hätte gewinnen können. Die Opfer, deren ſo frühe ſchon erwähnt wird, läſst der Vf. mit Recht nur für Aeuſserung menſchlicher Empfindungen und Vorſtellungen über Gott, und nur den reichern Segen der Geſchäfte Abels für die vermeyntliche Genehmigung ſeiner Opfer bey Gott gelten. Im achten Brief werden nur die Bemerkungen kurz entwickelt, dafs das Alter der Patriarchen zwar ſehr hoch, aber doch durch Sage übertrieben worden ſey; dafs Henochs früherer Tod, und die beſondere Art deſſelben die Erzählung von ſeiner Aufnahme zu Gott veranlaſst habe; dafs Moſes durch die Erzählung von den übeln Folgen der Verheyrathung frommer Männer mit ſchönen aber ruchloſen Weibern ſein Volk habe vor der Verbindung mit Ausländerinnen warnen wollen; und dafs zu andern Ruchloſigkeiten der Menſchen vor der Fluth ſich auch die nachtheiligen Wirkungen des Deſpotismus geſellt haben. Der neunte Brief ſtellt die Noachiſche Fluth als übertriebene Tradition von einer im Alterthum vorgefallenen groſsen Ueberſchwemmung dar, und tadelt den unmoraliſchen Fluch des Patriarchen, wofür nur die einzige Entſchuldigung möglich ſey, dafs vielleicht der zu ſtarke Ausdruck der Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen ſeines Sohns bloſs von dem Geſchichtſchreiber herrühre, der die Geſchichte benutzen wollte, um einen Grund anzugeben, wodurch die vorhabende Unterdrückung der Nachkommen Hams als unſündlich und dem Willen Gottes angemeſſen dargeſtellt werden könnte. Im zehnten Brief werden Gewitterſtürme als Hinderniſs der Vollendung des Thurmbaues zu Babel, Zerſtörung und Sprachverſchiedenheit der bauenden Stämme als Folge derſelben angegeben. Die Anekdoten aus Abrahams Leben, worüber ſich der Vf. hier und im elften bis dreyzehnten Briefe erklärt, haben alle den Zweck, ihn als ſchwärmeriſch eiferigen Monotheiſten, als Liebling Gottes, und als Stammvater einer Nation aufzuſtellen, welche durch ihn ſchon ein unbezweifeltes Recht auf den Beſitz von Canaan erhalten habe, dadurch dem Volke Nationalgeiſt einzuflöſsen, und es zur Eroberung des Landes aufzumuntern. Dafs dabey Träume, Viſionen, und traditionelle Zuſätze zu alten Thatſachen, die Mittel ſind, wodurch der Vf. dogmatiſchen, moraliſchen, und hiſtoriſchen Schwierigkeiten auszuweichen ſucht, wird jeder Kenner der bibliſchen Exegeſe von ſelbſt erwarten. Eine zweckmäſsige Auskunft dieſer Art ſchlägt der Vf. bey Kap. 18. vor, indem er annimmt, dafs bloſs durch die Tradition zwey verſchiedene Erzählungen zu einer verbunden worden ſind, wovon V. 1—16. ein Factum, die Bewirthung von Fremden, V. 17. fg. eine Viſion enthalte, welche vielleicht durch die Unterhaltung mit den Fremden veranlaſst worden war: die verbindende Tradition habe auch erſt aus dem Vornehmſten der Fremden den Herrn Jehova gemacht, nachdem ſeine vielleicht nur ſcherzhafte Verkündigung von Saras Schwangerſchaft eingetroffen, und Abrahams Geſchichte mit Wundern überhäuft worden war. Auch Sodoms Untergang, Lots Rettung ſeyen Volksſagen, welche Moſes auf moraliſche Art benutzt habe. Zur Fiction von dem Inceſt der Töchter Lots habe wohl nur die Etymologie der Namen Moab und Ammi Anlafs gegeben. Die Aufopferung Iſaacs ſey Folge einer Selbſttäuſchung Abrahams geweſen, wozu ihn Traum oder Viſion veranlaſst habe; nachdem ein Zufall die Ausführung deſſelben gehindert hatte, was ihm ſein irrendes Gewiſſen gebot, ſey ihm in einem neuen Traum der Beyfall Gottes verſichert worden. Brief 14. Jakobs Erſchleichung des Segens der Erſtgeburt erzählt Moſes abſichtlich, um die Vorrechte der Iſraeliten vor den Edomiten zu beurkunden. Jakob ſelbſt erſcheint unredlich, eigennützig, zaghaft, und wird wie ſeine Voräitern durch bedeutende Träume geleitet. Die Familien-Anekdoten von Juda, Onan, Thamar, gehören nicht in die Bibel als Religionsbuch, ſondern nur in die Samulung der Stammſagen Iſraels, um Denkart und Sitten der Voräitern zu beurkunden. — Joſephs Geſchichte, pſychologiſche Aufſchlüſſe über die darin vorkommenden Träume, wodurch ihre Auslegung gut motivirt wird. Jakobs Segen beruht dem Inhalt nach auf Tradition, die Einkleidung ſoll von Moſes (warum nicht vielmehr vom ſpätern Bearbeiter der alten Urkunden aus der moſaiſchen und patriarchaliſchen Periode?) herrühren. Brief 16. über Moſes Abkunft, Mordthat, Flucht, und Leben in Midian. Bey den Wundern Moſes in Aegypten hat ſich der Vf. ſelbſt die Erklärung wieder dadurch erſchwert, dafs er die Nachrichten darüber als wörtlich von Moſes ſelbſt aufgeſetzt annimmt, und nichts Mythiſches in der Geſchichte des berühmten Heerführers und Geſetzgebers gelten laſſen will, während er doch zugiebt, dafs die wörtliche Annahme der erzählten Thatſachen mit vernünftigen Begriffen von Gott ſtreite. Nach ſeiner Vorſtellung war die Erſcheinung am Horeb Viſion während eines Gewitters, und nachfolgender Traum, welches beides Moſes aus Selbſttäuſchung für Offenbarung Gottes hielt. Auf gleiche Weiſe ſoll Moſes auch in der Folge bey jedem kritiſchen Zeitpunkt durch Träume, Viſionen, und andere Selbſttäuſchungen in der Ueberzeugung, dafs Gott unmittelbar auf ihn und durch ihn wirke, befeſtigt, und zu Thaten geſtärkt worden ſeyn, welche bey ſeinen Landsleuten und beym Pharao die nämliche Ueberzeugung hervorgebracht haben. Allein wenn Moſes Geſchichte von ihm ſelbſt erzählt worden iſt: ſo bleibt nichts übrig, als ihn für einen abſichtlichen Volkstäuſcher, ſein Benehmen in vielen Fällen für das eines Schamanen und Gauklers zu halten, und doch dabey eine Menge von Ereigniſſen für ganz unerklärbar, vieles für unmoraliſch und der Gottheit unwürdig zu erklären. Nur der Geſichtspunkt, dafs Moſes zwar die Geſetze zum Theil wörtlich und eigenhändig aufgeſchrieben, zur Geſchichte aber nur

Ur-

Urkunden aus seinem und dem patriarchalischen Zeitalter, Notizen zum Theil aufgesetzt von seinen Gehülfen und Zeitgenossen, und verschiedene Denkmale in Liedern, Stammlisten, u. dgl. hinterlassen habe, welche dann vereinigt mit Sagen und mythischen Darstellungen den Stoff lieferten, woraus der Pentateuch nicht früher als zu Davids Zeiten in die jetzt vorhandene Form gebracht wurde — kann die Kritik, Geschichte, und Religion Genüge leisten. Die Nation der Hebräer hat so gut, wie jede andere, ihr mythisches und heroisches Zeitalter, und erst mit Samuels Periode fängt die völlig documentirte, nur durch den Geist der Theokratie und Hierarchie eigens modificirte, Geschichte derselben an. Aus der frühern Zeit sind nur einzelne Urkunden, Gesetze, Sitten, Cultus, Lieder, und Sagen in grösserer Menge und Bestimmtheit, und von früherem Alter, als bey andern Völkern vorhanden, und für uns zur Entwicklung der Religionslehre und Religionsgeschichte dieses uralten durch Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Stammes von Monotheisten höchst merkwürdig und lehrreich. Der Vf. hat diesen Gesichtspunkt nicht auffassen können oder wollen; wenn daher seine Erklärungen des wundervoll dargestellten in Moses Geschichte oft gezwungen und inconsequent, wie die meisten angeblichen Rettungen der Bibel von scheinbaren Widersprüchen und Unmöglichkeiten, erscheinen: so ist wenigstens die Bibel selbst daran unschuldig. Das Aufdecken der meisten Schwierigkeiten, die einem moralisch gesinnten, religiösen, und mit historischer Prüfungsgabe ausgerüsteten, Leser des Pentateuchs aufstossen könnten, ist wenigstens dankenswerth, und das Nachdenken darüber wird ohne Zweifel den Vf. selbst, und seine Leser auf jenen haltbarern Standpunkt der Erklärung nach und nach hinführen, wenn ihnen die Aufschlüsse, welche der wohlmeynende und redlich prüfende Vf. zu geben versucht hat, nicht durchaus Genüge leisten werden. Der Raum verbietet uns, den weitern Ideengang des Vfs., von welchen das bisher ausgehobene zur Probe zureicht, darzulegen, und verstattet uns nur den Wunsch beyzufügen, dass der Vf., ehe er die Schwierigkeiten der folgenden biblischen Bücher zu lösen sucht, die Idee, welche er S. 240. erwähnt, aber nicht richtig würdigt, noch einmal unbefangen prüfen, und mit Wahrheitsliebe sein Urtheil darüber mittheilen möge. Bey aller Verschiedenheit in dem Hauptgesichtspunkt, aus welchem der Rec. Moses Geschichte ansieht, stimmt er doch gerne vielen einzelnen Vorschlägen des Vfs., aufstossende Zweifel zu lösen, bey, und sieht der Fortsetzung seiner Schrift mit Erwartung entgegen.

Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Kurze Anweisung zur Kanzelberedsamkeit* nach D. *Franz Volkmar Reinhards Grundrifs*, von D. *J. G. Heynig*. 1802. 102 S. 8. (8 gr.)

Der Titel dieser Schrift könnte die Leser leicht irre führen, eine Anweisung zur Kanzelberedsamkeit von einem der berühmtesten Prediger unserer Zeit darin zu suchen. Nach der Angabe der Vorrede aber verbreitet sich dieser Versuch einer Homiletik nur über das Wesentliche derselben, die Disposition, die Einkleidung und den Inhalt der Predigten, und der Herausgeber verspricht erst, wenn diese Bogen Beyfall erhalten, sie zu einem ausführlichen Werk zu verarbeiten, und dadurch ein Resultat von seinem vierjährigen theologischen Studium, und seiner Lectüre in diesem Fach aufzustellen. Auch ist nur der erste Abschnitt *grösstentheils* aus den Dictaten geschöpft, welche Hr. O. H. Pr. *Reinhard* ehemals zu Wittenberg seinen Zuhörern mitzutheilen pflegte. Die beiden andern Abschnitte sind, bis auf einige Stellen, von dem Herausgeber, der es für unmöglich hält, alle Grundsätze und Beyspiele einer Homiletik aus eigenem Nachdenken und eigener Erfahrung aufzustellen, Schon diese Geständnisse zeigen ihn als einen Anfänger in diesem Fach, der seine kürzlich erst eingesammelten Kenntnisse nur gerne wieder an Mann bringen, und zu Gelde machen möchte, um, wie er selbst sehr naiv sagt, die Wissenschaft *nicht umsonst* studirt zu haben. Eben so hat sich der Vf. schon im historischen, philosophischen, und politischen Fach durch seine übrigen Schriften charakterisirt, wie er sich auch hier im homiletischen darstellt. Selbst im ersten Abschnitt finden sich häufige Spuren, dass der Vf. seines berühmten Lehrers Vortrag unvollständig aufgefasst, missverstanden, und mit eigenen Zusätzen interpolirt haben müsse. So steht S. 12. *Hauptheil*, statt *Hauptbegriff* oder *Hauptsatz*. So wird S. 13. als Beyspiel einer analytisch-synthetischen Disposition, oder wie sie der Vf. nennt, einer willkürlich analytischen Behandlung des Textes, folgende in vielfacher Rücksicht fehlerhafte Disposition über Luc. 5, 1—11. aufgestellt: *Von der Beschaffenheit der christlichen Aufmerksamkeit. Sie ist* 1) *anhaltend und unermüdet*, V. 1. 2) *verbunden mit Sorge für das Wohl der Seele* V. 2. 3) *voll von Vertrauen auf den göttlichen Segen.* Eben so unvollständig und fehlerhaft ist auch die analytische Disposition über Röm. 13, 1—5. und wer kann glauben, dass folgende Disposition, mit aller Schiefheit des Ausdrucks, und Einseitigkeit der Begriffe, wie sie hier steht, von *Reinhard* als musterhaft werde mitgetheilt worden seyn: *Von der Gleichgültigkeit eines Christen gegenden Beyfall der Welt.* (über Matth. 21, 1—9.) *Sie besteht* 1) *darin, dass sie bey der Einrichtung ihrer Handlungen auf die Beobachtung der Pflicht sieht; sich auch nicht bekümmert, was die Welt dazu sagen wird*, V. 5. 6. 2) *Sie ist auf den Beyfall der Welt, wenn sie ihn erhält, nicht stolz, sondern erkennt die Flüchtigkeit desselben*, V. 8. 9. Eben so übel disponirt ist S. 21. das Thema: *Von den Beweggründen zur gegenseitigen Aussöhnung*, und die andern auf dieser Seite und der folgenden. Im zweyten Abschnitt verräth der Vf. Mangel an Ordnung und Bestimmtheit im Denken und Ausdruck fast auf allen Seiten, handelt alles oberflächlich ab, mischt unreife, weitläuftige Bemerkungen über die deutsche Sprache als Originalsprache, über Luthers Beredsamkeit, über des Grafen Oxenstiern Urtheile von guten Predigten, und über die

Gleich-

Gleichgültigkeit unſerer Zeitgenoſſen gegen die Religion ein, und ſtellt in ſeinem eigenen Ausdruck ein Muſter dar, wie man weder als Schriftſteller noch als Prediger ſeine Ideen einkleiden ſollte. Nicht beſſer iſt der dritte Abſchnitt gerathen, worin der Vf. eine Menge allbekannter und unbeſtimmter Bemerkungen über dogmatiſche und moraliſche Predigten auskramt, dann ins Gelag hinein von der Cardinaltugend der Gerechtigkeit drey langweilige Seiten hindurch ſpricht, mit der angehängten Drohung, daſs er ſich in einer beſondern Schrift noch weiter über dieſe Materie verbreiten wolle, ferner über kritiſche und idealiſtiſche Philoſophie und ihren Gebrauch von Predigern viele misverſtandene Aeuſserungen voll Eitelkeit vorbringt; dann auf das Predigen über freygewählte Texte, und auf bibliſche Predigten kommt, und dabey anräth, das einemal von der Witterung, ein anderesmal von dem Gefrüchte (*ſic*) der Erde, ingleichen von dem Beyſammenſeyn der Menſchen in ordentlicher Geſellſchaft, oder von Nahrung und Gewerbe, mit den Zuhörern ſich zu unterreden; hierauf wieder zu Form und Einkleidung der Predigten zurück kehrt, und endlich mit oberflächlichen Bemerkungen über die Beförderung der religiöſen Geſinnung bey einzelnen Menſchen und ganzen Nationen, durch Predigten ſchlieſst, wodurch weder dem Anfänger gedient ſeyn, noch die Homiletik ſelbſt etwas gewinnen kann. Rec. ſieht ſich daher gedrungen, den Vf. vor der ſchriftſtelleriſchen Vielthuerey, welcher er ſich zu ergeben ſcheint, zu warnen, und die ausführlichere Bearbeitung ſeiner noch ſo unberichtigten homiletiſchen Verſuche zu verbitten, die Käufer aber, welche in dieſer Schrift eine *Reinhardiſche* Anweiſung zur Kanzelberedſamkeit zu ſuchen veranlaſst würden, vor einer ſehr unangenehmen Täuſchung zu verwahren.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Erlangen*, m. Jung. Schr.: *Georg Peſsler letzter Probſt zu St. Sebald in Nürnberg.* Ein kleiner Beytrag zur Nürnbergiſchen Kirchen- und Reformationsgeſchichte von *Johann Friedrich Heinrich Panzer*, Pfarrer zu Eltersdorf und Tennenlohe u. ſ. w. 1802. 44 S. 8. Dieſer *Georg Peſsler* gehörte mit unter die würdigen und muthvollen Männer, denen *Nürnberg* die Befreyung von dem bisher getragenen ſchweren Joche, und die Einführung der reinen evangeliſchen Lehre zu danken haben ſollte. Sein Andenken verdiente es alſo, auch in unſern Tagen erneuert zu werden; und der Vf. hat es in dieſer kleinen Schrift, mit ſichtbarem Fleiſse gethan. *Georg Peſsler*, der von einer, gegenwärtig ausgeſtorbenen Nürnbergiſchen Familie abſtammte, wurde 1489 oder 1490 geboren. Sein Vater *Erhard Peſsler*, war Waldamtmann des Waldes Sebaldi. Er ſtudierte zu Wittenberg, wo er 1514 Doctor der Rechte, und bey der Rückkehr in ſein Vaterland, Advocat wurde. Als *Melchior Pfinzing*, des Kaiſer *Maximilians* Liebling und Verfaſſer des *Theuerdanks*, die Probſtey zu St. Sebald 1521, freywillig reſignirte, erhielt *Peſsler* dieſe Präbende. Unter den Männern, die damals die reine Lehre zu befördern ſuchten, zeichneten ſich auſser dem bekannten *Andreas Oſiander*, und *Wolfgang Volbrecht*, Prior des Auguſtiner Kloſters, die beiden Pröbſte bey St. Sebald und St. Lorenzen, *Peſsler* und *Hector Pömer* ganz vorzüglich aus. Der erſte Schritt, den ſie wagten, war dieſer, daſs ſie den Wunſch des gemeinen Volkes, des Kelches beym Abendmahl theilhaftig zu werden, erfüllten, eine beſſere Ordnung bey der Communion überhaupt einführten, und daſs *Oſiander* ſeine deutſche Taufordnung drucken lieſs. Dieſes alles geſchah im J. 1524. Die Folge davon war, daſs ſie der Biſchof *Wigand* zu *Bamberg*, zu deſſen Sprengel die Pröbſte gehörten, *per Procuratorem Fiſci* feyerlich nach Bamberg citiren lieſs. Sie folgten dieſer Vorladung ohne Furcht, und wurden von einer groſsen Anzahl Nürnbergiſcher Bürger dahin begleitet. Sie wurden einzeln verhört, beantworteten die ihnen vorgelegten, ſechszehn Fragen, die auch nachher mit ihrer Beantwortung gedruckt wurden, mit der gröſsten Freymüthigkeit, und erklärten, daſs ſie den Biſchof für *Parthey*, aber nicht für ihren *Richter* erkennen wollten. Es erfolgte, noch in eben dieſem Jahre, eine zweyte Vorladung. Aber die Pröbſte erſchienen nicht, ſondern ſandten bloſs ihren Anwald, der endlich, da ihm die Sentenz publicirt werden ſollte, auf ein freyes chriſtliches Concilium appellirte. Dieſe mündliche Appellation ſchickten ſie nachher dem Biſchof ſchriftlich zu, und lieſsen ſie, unter dem Titil: *Appellation vnnd Beruffung der Pröbſt vnnd des Auguſtiner Priors zu Nurnberg* 1524 drucken. Indeſſen erfolgte doch die Publication der Sentenz, vermöge deren ſie ihrer Würden und Aemter entſetzt und mit dem groſsen Bann belegt wurden. Allein es wurde, von Seiten des Raths u. ſ. w. nicht die geringſte Anſtalt zur Vollziehung dieſer Sentenz gemacht. Es ging vielmehr alles den einmal genommenen Gang. Die Pröbſte lieſsen es aber auch bey ihrer *Appellation* nicht bewenden. Sie hielten es für Pflicht, nicht nur ihren Anklägern, ſondern auch dem Publicum, eine genaue Rechenſchaft von dem, was ſie bisher gethan hatten, abzulegen. Dieſes geſchah durch eine wichtige Schrift, an welcher *Oſiander* den gröſsten Antheil hatte, die unter den Titel: *Grundt vnnd vrſach aus der heiligen ſchrifft, wie vnd warumb die Eerwürdigen Herren baider Pfarrkirchen S. Sebald vnd ſant Laurenze pröbſt zu Nürnberg die miſsprewch bey der heyligen Meſs, Jar täg Geweyeht Sulz vnd Waſſer ſampt etlichen andern Ceremonien vndterlaſſen vnd geendert haben*, im J. 1524 zu Nürnberg herauskam, und nachher öfter wieder aufgelegt wurde. Bey dem, im J. 1525 in Nürnberg angeſtellten öffentlichen Religionsgeſpräch vertrat *Peſsler* die ehrenvolle Stelle eines *Arbitri* und *Auſcultatoris*. Im J. 1525 verheyrathete er ſich; aber erſt im J. 1533 übergab er ſeine Probſtey mit allen Einkünften dem Rath, und ſtarb 1536. Er wurde in die Kirche des Pfarrdorfs *Poppenreuth* begraben. Was übrigens auch über *Peſslers* Charakter geſagt worden iſt, oder geſagt werden könnte: ſo bleibt doch immer ſo viel richtig, daſs er, nach des Vfs. Urtheil, ein Mann geweſen ſey, deſſen Verdienſte um die Kirchenverbeſſerung unverkennbar wichtig, und des Dankes der Nachwelt würdig ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTENBURG, im literarischen Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens.* Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Diakonus in Altenburg. *Erster Band.* Erstes, zweytes und drittes Stück. XIV u. 464 S. *Zweyter Band.* Erstes Stück. 160 S. gr. 8. (Jedes Stück 12 gr.)

Bey den mancherley Fortschritten unseres Zeitalters zum Bessern und Edlern würde es unverantwortlich seyn, wenn diejenigen Stände, die sich hauptsächlich der Bildung und Veredlung der Menschen widmen sollen, allein zurück bleiben wollten. Den Predigern und Schullehrern liegt vielmehr ganz vorzüglich ihre Veredlung ob, und ist ihnen diese wahre Herzens-Angelegenheit: so wird es auch mit dem öffentlichen Religionskultus und dem Schulwesen besser werden. Nur ist es zu beklagen, dafs — wenn gleich das Meiste von diesen Ständen selbst geschehen mufs, — der Veredlung des Schullehrer-Standes insbesondre noch so manche äufsere Hindernisse im Wege liegen, die nur durch höhere landesherrliche Mitwirkung weggeräumt werden können. Was läfst sich z. B. von einem Schullehrer erwarten, der beständig mit Hunger und einem, von den vielen Demüthigungen, die er zu dulden hat, unzertrennlichen Mangel an Achtung zu kämpfen hat? Unterdessen geschieht doch auch manches für die Veredlung des Prediger- und Schullehrer-Standes sowohl von Regierungen als von Privatpersonen, und diese Vorschritte in der moralischen und religiösen Cultur unsers deutschen Vaterlandes sind einer öffentlichen Bekanntmachung werth; aber auch die *Rückschritte*, welche hie und da in der Cultur geschehen, dürfen nicht verschwiegen werden. Die vorliegende Zeitschrift ist zu einem Archive für alles dasjenige bestimmt, was von Regierungen sowohl als auch von Privatpersonen seit dem Jahre 1801 für die angegebenen Zwecke geschehen ist, und sie soll nicht weniger die Rückschritte in der Cultur derselben bemerklich machen, und die öffentlichen Verfügungen, Anordnungen, Vorschläge u. s. w. mit einer bescheidenen Kritik begleiten. Ueberdiefs soll sie eigene, auf die Zwecke des Journals berechnete Abhandlungen liefern, welche mit Recht den ersten und vornehmsten Platz in dieser Zeitschrift einnehmen sollen. Vor der Hand ist dieselbe blofs für das protestantische Deutschland beschränkt. Den Geist dieses, viel Gutes versprechenden Instituts werden die Leser der A. L. Z. am besten aus einer beurtheilenden Anzeige seines Inhalts kennen lernen.

I. Bdes 1. Stück. I. Abhandlungen. 1) *Allgemeine Uebersicht des öffentlichen Religions- und Predigtwesens, wie auch der Beschaffenheit des Predigerstandes am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts;* vom Herausgeber. Der Vf. ist mit seinem Gegenstande sehr vertraut, und kennt die Vorzüge und Mängel seines Zeitalters in Absicht auf das Religions- und Predigtwesen in ihrem ganzen Umfange; auch die anzuwendenden, aber leider oft nicht angewandten Mittel, um den letztern abzuhelfen, sind ihm wohl bekannt. Dennoch theilt er hier mehr seine individuellen Ansichten des vorgegebenen Gegenstandes, als eine vollständige Uebersicht desselben, mit. Treffend sieht er, als das Resultat einer Uebersicht über den Zustand des Religionswesens in unserm deutschen Vaterlande — *Kampf und Streit* an — Streit des Lichts mit der Finsternifs; fast überall Helldunkel und nirgends voller Tag! Das Predigtwesen am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat seit der Erscheinung der kritischen Philosophie sowohl an Inhalte als Form beträchtliche und wünschenswerthe Veränderungen erlitten. In mancher Hinsicht kann der gegenwärtige Zeitpunkt das goldene Zeitalter des Predigtwesens genannt werden; die Principien der Homiletik sind bestimmt und fest, es wird mit sichtbarer Anstrengung nach denselben gearbeitet, allein die Zahl der vortrefflichen und der Auszeichnung werthen Prediger ist bey weitem noch die geringere, und der Predigerstand zählt noch gar viele schwache Brüder in seiner Mitte. Hie und da geschieht noch sogar wenig für die Bildung geschickter Prediger, das Wahlrecht der Gemeinden und Kirchenpatrone, die elenden Einkünfte mancher Prediger und manche andere äufsere Verhältnisse legen der guten Sache noch gar zu viele Hindernisse in den Weg. 2) *Versuch einer nähern Bestimmung des Werthes der Kanzelberedsamkeit;* vom Hn. Prediger *Sauer* in Burggrub bey Koburg. Nach einigen treffenden allgemeinen Bemerkungen über die Redner Griechenlands und Roms, setzt der Vf. den Begriff der Beredsamkeit fest, wobey er vom Idealischen ausgeht und ihn dann darstellt, wie er in der Wirklichkeit gefunden wird. „Eine *Rede* ist, nach S. 45, eine in einem zusammenhängenden Vortrage abgefafste Mittheilung gewisser Einsichten und Belehrungen, deren Mangel den Zuhörer der Geistesvormundschaft des Redners unterwarf, und deren Ergänzung ihn in die Lage setzt, wo er vernünftiger Weise selbst handeln kann und darf.“ Ueber die in-

nern und äufsern Eigenschaften des Redners sagt der Vf. viel Gutes, und kommt sodann auf den eigentlichen Zweck der Beredsamkeit, Ueberzeugung zu befördern, weshalb die Rede einen Kunstcharakter annehmen mufs, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Die Frage, „ist Beredsamkeit auf Kanzeln zulässig?" löst sich in die Frage auf: „wird durch Anwendung der Beredsamkeit in moralisch-religiösen Vorträgen die Cultur des Menschen zur Tugend und Religiosität befördert, oder nicht?" Der Vf. zeigt die Nothwendigkeit, die Beredsamkeit in moralisch-religiösen Vorträgen anzuwenden, und sie zum Organ unsrer Tugendlehre zu brauchen. Möge dieser schöne Aufsatz doch recht viele Leser und besonders auch unter der Klasse von Predigern finden, die noch keine leise Ahnung von *Kanzelberedsamkeit* haben, und die dem Publicum zumuthen, das trockenste und sterilste Geschwätz begierig anzuhören, weil es mit den herrschenden Symbolen der Kirche nicht streitet und von der Kanzel herab kommt! — 3) *Kommt dem Prediger, als solchen, die Aufsicht über Schulen und Schullehrer zu? vorzüglich in Hinsicht auf Landschullehrer und Landprediger;* von dem Herausgeber. Es ist bekannt, wie viel Wunderliches und Paradoxes in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand gesagt worden ist, wie man bisweilen sogar den Schulmeister mit Vertauschung des Ranges und Gehaltes, zum Aufseher des Pfarrers hat machen wollen. Rec. hat diese und andere spashafte Einfälle, die nur nicht mit wirklichen Verleumdungen des ganzen Predigerstandes hätten angefüllt seyn sollen, nicht ohne Interesse gelesen; denn warum wollte man sich nicht bisweilen gern ein paar Augenblicke in eine von der wirklichen ganz verschiedene Welt versetzen, worin Prediger und Schulmeister ganz andere Menschen sind, als jetzt? Allein eine durchaus andere Gestalt gewinnt die Sache, wenn von einer *ernsthaften Ausführung* solcher Ideen die Rede ist! Wenn der Prediger ganz der Mann ist, der er seyn soll: so mufs er auch in pädagogischen und psychologischen Kenntnissen so weit gekommen seyn, dafs er allenfalls einen Schulmeister, dem blofs Kinder von 7 — 14 Jahren anvertraut werden, wenn er sich bisweilen vom rechten Pfade verirrt haben sollte, wieder auf denselben zurück zu führen im Stande ist. Hr. *Schuderoff* thut den Antrag, Schullehrer und Prediger einander *nicht zu subordiniren*, sondern sie als *Coordinirte* zu betrachten und einzuführen. Rec., der mit dem Prediger- und Schullehrer-Stande ziemlich genau bekannt zu seyn glaubt, verabscheut die Insolenz, womit noch bisweilen ein Prediger seinem Schulmeister begegnet, wiewohl auch diese Fälle immer seltner werden; er befürchtet aber eben so sehr von der Gleichstellung des Schullehrers mit dem Prediger manche übele Folgen, die aus der widrigen Mischung von Halbcultur, Dünkel, Ueberspannung und Nahrungssorgen, (die den Schulmeister wieder von Bauern abhängig machen) entstehen müssen, womit sich denn das Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit von dem, in der Regel doch weit gebildetern Prediger nicht sonderlich verträgt. Denkt sich jedoch Rec. einen idealischen Schulmeister, d. h. einen durchaus gebildeten Jugenderzieher, der gründliche Kenntnifs seines Fachs mit Menschenkenntnifs und edler Thätigkeit verbindet, und der, um leben zu können, kein Handwerk zu treiben, nicht an den Acker zu fahren, nicht von Haus zu Haus herum zu essen braucht, u. s. w.: so trägt er gleichfalls kein Bedenken, den Schulmeister als Coordinirten des Predigers zu betrachten. Die Regeln, die Hr. *S.* dem Prediger und Schullehrer bey der noch bestehenden Verfassung giebt, sind übrigens zweckmäfsig und gut. Die *zweyte* Abtheilung dieses Journals begreift *Vorschläge, Anstalten* und *Verfügungen* in sich, die man, wegen der eingestreuten treffenden Bemerkungen, mit Vergnügen liest. Was S. 87 gelegentlich über Conduitenlisten gesagt wird, wodurch die Kabale freyen Spielraum erhält, ist sehr wahr. *Thiefs* Anleitung zur Amtsberedsamkeit etc. wird ausführlich beurtheilt. Bemerkenswerth sind die Nachrichten von den durch Hn. *Demme* getroffenen Schulverbesserungen, und von der zweckmäfsigen Einrichtung des Kandidaten-Examens in Altenburg.

I. Bdes 2. Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Das Schulwesen des 18. Jahrhunderts, den Volksunterricht in der Religion betreffend;* vom Hn. Prof. *Daub* in Heidelberg. Der Vf. dieses scharfsinnigen und unterhaltenden Aufsatzes bringt den Gegenstand seiner Uebersicht unter folgende vier Gesichtspunkte: 1) unter den der *Reformation*, wo die Schulen im Wesentlichen bestanden, wie sie ursprünglich errichtet und eingerichtet waren; 2) unter den der *Revision* des Schulwesens, wo ihnen von Grund aus eine andere, und wie man meynte, bessere Einrichtung gegeben werden sollte; 3) unter den der *Speculation* über die Methode des Unterrichs in der Religion, durch den man, wenn seine ächte Methode gefunden seyn würde, allem blinden (Glauben) und allem Aberglauben des Volks allmälig ein Ende und dem wahren Glauben helle Bahn zu machen hoffte, und 4) unter den einer *intellectuellen Revolution*, wo man von der bisherigen Denk-, Erziehungs- und Unterrichtsweise der Menschen zu einer andern, ihr direct entgegengesetzten überzugehn strebt, alle Palliative verschmäht, und das Elend, welches, wie man glaubt, die Menschheit drückt, sofort mit der Wurzel ausrotten will. Nach diesen Gesichtspunkten werden die Hauptbemühungen in Absicht auf den Volkunterricht von *Aug. Herm. Franke* an bis auf *Pestalozzi* herab erzählt, gründlich beurtheilt und mit literarischen Bemerkungen begleitet. 2) *Etwas über Bildung und Veredelung des Predigerstandes, insbesondere in sofern solche vom Staate, oder von den, vom Staate gesetzten Obern abhängt;* vom Hn. Prediger *Parisius* in Gardelegen. Dringende Auffoderung zu immer fortgesetzter Bildung und Selbstveredlung der Prediger, und treffende Winke in Absicht auf das, was der Staat oder die Landesregierung zur Veredlung und Bildung des Predigerstandes thun sollte. Diese letztern sind um so mehr zu beherzigen, da man sehr oft auch ungerechte Foderungen an den Prediger thut, und

mehr von ihm verlangt, als zu verlangen war. Die Consistorien und Landesregierungen müssen auch das ihrige thun, und die Bildung und Vorbereitung künftiger Religionslehrer müsste zweckmäfsiger seyn, als sie es gröfstentheils jetzt noch nicht ist. 3) *Kann durch Hinwegräumung religiöser Irthümer und Vorurtheile, den Menschen zugleich Wahrheit und dadurch Ruhe, Glück und Tugend entrissen werden; darf der Prediger diese Irrthümer und Vorurtheile hinwegräumen und wie hat er sich dabey zu verhalten?* vom Hn. Kandidat *Künstler* in Altenburg. Wenn gleich der Vf. über einen schon so oft abgehandelten Gegenstand nicht viel Neues sagen konnte: so sagt er doch viel Wahres und Beherzigungswerthes, und setzt besonders die Regeln der Klugheit, mit der sich der Prediger dem Geschäfte der Wegräumung religiöser Irrthümer und Vorurtheile zu unterziehen hat, mit vieler Einsicht fest. 4) *Wie nothwendig es sey, im Moralunterrichte die Tugend stets auf ihre ächte Quelle, die Pflicht, zurückzuführen;* vom Hn. D. *Schulz* in Leipzig. Auch dieser Aufsatz enthält zwar nichts Neues, sagt aber das Bekannte in einer faslichen Sprache. Nach S. 242 „mufste Jesus, weil ihm keine anderer Weg, auf das Herz seiner Zeitgenossen zu wirken, übrig blieb, Sinnlichkeit durch Sinnlichkeit bekämpfen, mufste das Gute ihnen durch Gründe *ähnlicher Art*, als aus welchen ihnen das Schlechtere behagte, empfehlen. Er mufste sich mit einem Analogon der Tugend (oder wohl gar nur einer *negativen Tugend*) begnügen, und den künftigen Volkslehrern den Versuch überlassen, für die ächte Tugend Achtung einzuflöfsen." Mit dieser Behauptung dürften doch so manche Stellen, worin Jesus sehr ernstlich auf Selbstverleugnung, Aufopferung alles Irrdischen um der Religion und Tugend willen u. s. w. dringt, schwer zu vereinigen seyn. Uebrigens wünscht Rec. den Versuchen der jetzlebenden Volkslehrer einen recht glücklichen Fortgang. Unter den in diesem Stücke befindlichen Anstalten, Vorschlägen und Verfügungen zeichnen sich die von dem Oberconsistorium zu Weimar an die Prediger erlassenen Fragen, die Landschulen betreffend, aus.

I. Bdes 3. Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Dürfte die vorgeschlagene Verminderung der Pfarrstellen der Veredelung des Predigerstandes beförderlich seyn?* Von einem *Ungenannten* im Preufsischen. Der Vf. verneint diese Frage mit überwiegenden Gründen. Ohnehin würde man sie schwerlich aufgeworfen haben, wenn nicht so viele Müfsiggänger unter den Predigern wären, die wöchentlich ein- oder etlichemal in die benachbarte Stadt laufen, ihre Spielparthie machen, sich die Langeweile nicht erwehren können, oder allerley Handel treiben, u. s. w. Wer sollte, wenn er solche Subjecte sieht, nicht glauben, dafs es ihnen ganz an Beschäftigung fehle? Allein es giebt auch würdige Prediger, die keine Zeit übrig haben, und welchen Selbstveredlung und Volksbildung am Herzen liegt. Solchen Männern noch mehr Geschäfte aufzubürden, würde unweise seyn; dem Müfsiggänger aber noch mehr Geschäfte zu übertragen, würde ihn nicht fleifsiger machen, sondern ihm Gelegenheit geben, recht viele Geschäfte schlecht zu verrichten. 2) *Ist die Haupttendenz der Religionsübungen und der Religionsgebräuche äfthetisch?* vom Herausgeber. Es ist zwar, wie der Vf. in dieser schönen Abhandlung zeigt, nicht Hauptabsicht der öffentlichen Religionsanstalten, durch Schönheit ihrer Form Interesse für Sittlichkeit einzuflöfsen; allein diese Schönheit der Form kann doch vieles beytragen zur harmonischen Stimmung der Kräfte der Menschen und zur Verstärkung der Theilnahme an demjenigen, was den guten Menschen schon an sich ein Gegenstand der Achtung und Ehrerbietung ist. Die S. 337 angegebene Probe, wie die Gottesverehrung an Sonntagen gehalten werden könnte, hat Rec. mit vielem Vergnügen gelesen, und der Vf. hat sehr Recht, wenn er sagt, dafs selbst in den gewöhnlichen, bey unsern Gottesverehrungen üblichen Gebräuchen oft ein tiefer Sinn liege, und man nur nöthig habe, denselben ein gefälligeres Colorit und eine geschmackvollere Form zu geben, um sie auch dem gebildetesten Manne interessant zu machen. 3) *Fodert das Zeitalter eine verbefserte äufsere Lage des Schullehrerstandes? oder: Widerlegung einiger Einwürfe gegen die Gehaltserhöhung desselben;* vom Hn. Collaborator *Köhler* in Altenburg. Der Vf. zeigt mit Nachdruck, was ohnehin unter edeldenkenden Menschen ausgemacht ist, dafs der Schullehrerstand eine verbefserte äufsere Lage fodern könne. 4) *Ueber die Klage: der Predigerstand tauge nicht für Umgang und Gesellschaft;* von Hn. Prediger *Seidel* in Rasephas bey Altenburg. Wie einseitig diese Klage im Allgemeinen sey, und woher es komme, dafs mancher einzelne Prediger nicht für die Gesellschaft tauge, dieses wird hier recht gut erörtert. 5) *Einige Gedanken über Rang, Titel und Stolz der Schulmeister;* von Hn. D. *Schulz* in Leipzig. In diesem lebhaft geschriebenen Aufsatze zeigt Hr. S., dafs der Schullehrer und seine Beschäftigung an Werth allen übrigen Ständen nicht nur gleich komme, sondern sie noch um ein merkliches überwiege. Damit jedoch der Schulmeister sich nicht stolz überhebe, ist ihm, mit Paulus zu reden, ein - und man könnte sagen: mehr als ein Pfahl gegeben ins Fleisch. Der Titel *Schulmeister* (dessen sich, wie Rec. weifs, manche Schulmeister zu schämen anfangen, und ihn lieber mit dem Titel *Schullehrer* vertauschen,) scheint dem Vf. zu anmafsend zu seyn, und er schlagt lieber den Titel *Collaborator* oder *Mitarbeiter* für *den Gehülfen des Predigers* vor. Rec. überlafst es andern, ihre Meynung über diesen Vorschlag zu äufsern, nur bittet er, dafs dieses mit möglichster *Kürze* geschehe! 6) *Von der nöthigen Vorsicht beym Gebrauche moralischer Beyspiele im Unterrichte der Jugend;* von Ebendemselben. Wenige, aber beherzigungswerthe Worte! — Die *zweyte Abtheilung* dieses Stücks wird durch manche gelegentlich eingemischte Bemerkung des Herausgebers interessant.

II. Bdes 1. Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Von wem und wie können liturgische Verbefserungen am leichtesten*

ften gemacht werden? vom Hn. Diac. *Müller* zu Langensalza. Der Prediger muss Liturg seyn. Eine zweckmäßig eingerichtete Gottesverehrung kann keinen bestimmten, regelmäßig-mechanischen Gang haben; sie muss vom Liturg geleitet werden. Und doch bildet auch die religiöse Versammlung ein Ganzes, ist Gemeinde, und bedarf als solche, ein bestimmtes Rituale, welches nicht von jeder einzelnen Gemeinde, auch nicht vom Prediger gemacht und verändert werden darf, sondern vom Staate, durch ihn wenigstens sanctionirt werden muss. Beide sich zu widersprechen scheinende Grundsätze sind wahr. In ihrer Vereinigung glaubt der Vf. das Mittel gefunden zu haben, die fortschreitende Veredelung des öffentlichen Cultus zu realisiren. Es ist gegeben in der *Idee einer leitenden* liturgischen *Norm*, die vom *Staate* ausgehet, und dem *Prediger Befugniss* und Spielraum lässt, die Liturgie, innerhalb gesetzlicher Schranken, und gemäss den Bedürfnissen der Gemeinden zum Zweck der *Gottesverehrung* anzuwenden. Diese leitende Norm mag man nun Kirchenagende, Rituale des Gottesdienstes, oder wie man sonst will, nennen. Sie ist keine eigentlich verbesserte Agende im gewöhnlichen Sinne, sondern eine von der höchsten geistlichen Behörde ausgegangene und stillschweigend autorisirte *Anleitung* zur nutzbaren Einrichtung der christlichen Gottesverehrungen und kirchlichen Feyerlichkeiten, die von den Predigern mit Weisheit und Vorsicht benutzt werden muss. Eine blos verbesserte Agende würde uns auf dasselbe Uebel zurück führen, das wir schon seit Jahrhunderten empfunden haben. Das Neue veraltet, sagt der Vf. sehr richtig, wie das Alte sonst Neues war. Auch dringt er mit Recht darauf, der Liturgie nicht eine Wichtigkeit beyzulegen, die den grossen Haufen glauben macht, als beruhe das Heil der Religion und seine ewige Seligkeit darauf. 2) *Ueber das Verhältniss des Religionskultus zur Religion. Zur Festsetzung der Prinzipien, nach welchen man den Werth des erstern zu beurtheilen hat;* vom Hn. Stiftspfarrer *Böhme* in Altenburg. Rec. las diese, eines Auszugs nicht wohl fähige, gut geschriebene Abhandlung, die fortgesetzt werden soll, mit Vergnügen. 3) *Briefwechsel zweyer Universitäts-Freunde über Gegenstände der Homiletik und Liturgik;* von Hn. Prediger *Sauer*. Diesmal ein vorbereitender Brief, der aber auf die Fortsetzung begierig macht. S. 74 werden zwey ganz verschiedene Aemter: *Kriminal-* und *Scharfrichter* als synonym angesehn. Vielleicht wollte der Vf. sagen: *Nachrichter* oder *Scharfrichter*, denn ein Kriminalrichter pflegt weder Fesseln anzulegen, noch Köpfe abzuschlagen. 4) *Warum und wie muss sich der Religionslehrer auf Religionslehrstunden vorbereiten?* von Hn. D. *Schulze* in Leipzig. Der Lehrer muss sich jedesmal in die dem fruchtbaren Religionsvortrage günstige Stimmung zu versetzen suchen. Die Mittel, die der Vf. angiebt, um eine solche Stimmung hervorzubringen, sind nicht übel. — Die in diesem Stücke befindlichen *Vorschläge*, *Anstalten* und *Verfügungen* müssen, ihrer Natur nach, sehr gemischte Empfindungen in dem Leser hervorbringen. — Möge der gute Saame, der in diesem Journale nicht kärglich ausgestreut worden ist, wohlthätige Früchte für die Zukunft bringen!

STATISTIK.

ST. PETERSBURG, in d. Druckerey d. Akad. d. Wiss.: *Almanach de la Cour pour l'année* 1803. 256 S. 8.

Unter Paul I. unterblieb die Herausgabe wegen der unaufhörlichen Veränderungen, auch weil der Kaiser alle die nur eine Medaille trugen, darin aufgeführt wissen wollte. 1802 erschien wieder die erste Ausgabe. Wegen der Organisation des Conseil und der Ministerial-Departements, welche im September 1802 vor sich ging, ist dieser Hofcalender sehr verändert, auch in mancherley politischen Beziehungen merkwürdig. Ungeheuer gross ist die Zahl der (7050?) Ordens-Ritter von St. Andreas (unter diesen auch Kutaisow), St. Katharinen, Alexander-Newski, St. Georg, St. Wolodimer, (den Paul I. aufgehoben hatte) St. Anne und Johanniter-Maltheser-Orden. Letzterer wird hier in zwey Hauptabtheilungen von S. 222 bis 254 aufgeführt, nämlich ohne Unterschied der Religion und dann das Russisch-Katholische Gross-Priorat. Erstere besteht aus 13 Grosskreuz-Damen und 1 Kleinkreuz-Dame (der bekannten Mylady Hamilton) aus 37 Grosskreuzen, 83 Commandeurs, 22 Familien-Commandeurs, 170 Rittern, 4 Kapellanen. Auch werden dabey die von dem Grafen Sergei de *Roumanzof* und *Scheremétef* gestifteten Komenderien aufgeführt. Das Russisch-Katholische Gross-Priorat zählt 16 Gross-Kreuze, 19 Commandeurs, 135 Ritter, 10 Familien-Commandeurs, 3 Convent-Commandeurs, 3 Convent-Kapellane, 306 Ehren-Commandeurs, und 224 Ehren Ritter. Rec. theilt diese Zusammenzählung wegen ihres politischen Interesse mit. In diesem Personale finden sich sehr viele deutsche und französische Namen, auch aus deutschen Fürsten-Stämmen z. B. Hessen-Homburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Isenburg, Anhalt u. s. w.

Einzelne Merkwürdigkeiten werden vielleicht dem ungeübtern Leser entgehen, z. B. die Zusammenschmelzung des Hofstaats der Grossfürstin Anna Feodorovna von Sachsen-Koburg mit dem ihres Gemahls, die Anstellung von Polen und Deutschen im Cabinette — die wörtliche Benennung des *S. M. le Roi de France, Louis XVIII.* unter den Andreas Rittern und gleichergestalt die der andern französischen Prinzen bey den übrigen Orden — die Benennung der *S. A. La Tzaritze Douairiere de Carthuel et de Cachet* unter den Andreas-Rittern u. s. w. Im Geschlechts-Verzeichnisse S. 38 ist Frankreich so gefasst: *Rel. Cath. Napoleon Bonaparte, Premier-Consul de la Republique, né le 4 Août* 1769 und *Toscana* also: *Louis I. Roi d'Etrurie, Infant d'Espagne.* — Jeder Geschäftsmann wird in diesem Hofkalender das Russische Corps diplomatique im Auslande vermissen, (welches der Mehazolow in Russischer Sprache (S. XXIV—VIII. und 514) liefert.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. May 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Darstellung der rechtlichen Imputation*, von *L. Harscher von Almendingen*, Fürstl. Nassau-Oranischem Hofrath u. s. w. 1802. 212 S. 8.

Diese Schrift, voll ächten philosophischen Geistes, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Werken, die durch die neuesten Untersuchungen über die Principien des Strafrechts und der Strafgesetzgebung veranlasst worden sind. Mit Gründlichkeit und Consequenz vereinigt sie eine unbedingte Unpartheylichkeit, die das Wahre und Gute in allen Systemen mit Achtung anerkennt, und ist dadurch vielleicht im Stande, die jetzt so weit von einander getrennten Partheyen, wo nicht zu vereinigen, doch in den für jeden Gesetzgeber so wichtigen Hauptpunkten einander näher zu bringen. Schon früher hatte sich der Vf. in einer ausführlichen Abhandlung: *Versuch über das Princip des Strafrechts* (Bibliothek d. peinl. Rechts. Bd. I. Th. 3) über die Grundsätze der Criminalgesetzgebung erklärt, und sich im wesentlichen zu der von *Grolman* durchgeführten und besonders gegen das *Feuerbachische* System verfochtenen Präventionstheorie bekannt. Hier geht aber der Vf., indem er selbst seine früheren Ueberzeugungen als Irrthum wiederruft, zu dem entgegengesetzten System der gesetzlichen Abschreckung und der dadurch nothwendigen Theorie der *rechtlichen* Imputation über. Allein man würde sehr irren, wenn man hier eine blosse Wiederholung des Bekannten erwartete. Der Vf. hat nicht nur durch den ihm eignen Gang der Untersuchung und durch mehrere neue Beweise und Ansichten, sondern auch durch wirkliche Berichtigungen, dem sich zugeeigneten System und dadurch der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet. Auch werden die Gegner dieser Theorie, die noch neulich in einer nunmehr gedruckten Vorlesung vor einer berühmten Academie der Wissenschaften, die Theorie der *Schreckensregierung*, die Theorie für *Bestien* und dergl. genannt wurde, wenigstens diesen neuen Vertheidiger derselben von der Allgemeinheit jenes Vorwurfes ausnehmen müssen. Denn er gesteht ausdrücklich, dass die alte Vorstellungsart als einstweiliger Nothbehelf bey unsern zweckwidrigen barbarischen Strafgesetzen, vor der neuen Imputationstheorie einen practischen Vorzug verdiene, indem die strenge Anwendung der letzten, die mit strenger Anwendung der Gesetze selbst beynahe eins ist, unser Zeitalter, das sich durch eine an sich ungerechte und inconsequente, aber humane Praxis seiner gehaltlosen Gesetzgebung entzogen und dadurch den Mangel an einer vernünftigen Legislation minder fühlbar gemacht hat, wieder in das Jahrhundert der Karolina zurückdrängen würde. Denn, sagt unser Vf., „Humanität ist heiliger als Consequenz. Es ist besser (auch dem Staate besser?) „von einem willkürlichen und menschlichen Richter, „als von einem eben so willkürlichen und unmenschlichen Gesetz beherrscht zu werden. — Wenn aber „das Bedürfniss einer auf Kenntniss des Menschen, „seiner Leidenschaften und Triebe und des ganzen „Mechanismus seiner Sinnlichkeit, richtig berechneten Strafgesetzgebung recht lebhaft erwacht seyn „wird; wenn dann das erhabene Amt der Gesetzgebung nicht in die Hände des positiven und durch „das Positive einseitig gewordenen Rechtsgelehrten, „sondern in die Hände des unbefangenen, an keinem System hängenden, aber darum nicht die Wahrheit der Metaphysik aufopfernden Philosophen niedergelegt wird, — dann erst traue ich der in diesen „Blättern aufgestellten Imputationstheorie und ihr allein volle Anwendbarkeit zu; dann erst wird ein „menschliches Gesetz über den nicht willkürlichen „Richter herrschen, und der in seine Wirkungssphäre „verwiesene Richter über die Erhaltung des Gesetzes „wachen." — Der Gang der Untersuchung ist bey unserem Vf. im Wesentlichen folgender: — Dem Menschen eine Handlung zurechnen, heisst erklären: dass er mit *Bewusstseyn* und *Willkür* Urheber einer Veränderung in der Aussenwelt geworden sey. Diese Zurechnung, durch welche sich eine *Handlung* von einer blossen *That* unterscheidet, ist eine *allgemein* (*objectiv*) erkennbare, *äussere* Zurechnung, und unterscheidet sich dadurch von der *moralischen*, *innern* Zurechnung, welche nicht auf ein in der Welt der Erscheinungen existirendes Factum, sondern auf einen Gegenstand der übersinnlichen Welt gerichtet ist. Jene liegt in dem Urtheil: der Handelnde habe, indem er die Handlung willkürlich vornahm, das Verhältniss derselben zur *Aussenwelt* gekannt; diese liegt in dem Urtheil: er habe ihr Verhältniss zur *übersinnlichen* Welt wahrgenommen; jene sagt aus: der Handelnde sey mit *Willkür* und *Bewusstseyn* Ursache dieser oder jener *sinnlichen Erscheinung* geworden; diese: er habe sich nicht allein mit Willkür und Bewusstseyn, sondern auch mit *moralischer Freyheit* zu einer nur im *sittlichen Bewusstseyn* existirenden Verletzung der Gesetze der übersinnlichen Welt entschlossen. Diese geht von jener aus, aber nicht umgekehrt jene von dieser. Wer nicht einmal willkürlich gehandelt hat, kann auch nicht moralisch gut oder verwerflich gehandelt

handelt haben. — Im Staat und durch ihn verwandelt sich die Zurechnung des *Factums*, in eine rechtliche, eine Strafzufügung begründende Imputation zur *Schuld*, während die moralische Imputation sich selbst und ihrer eigenen Natur überlassen bleibt. Der Staat nämlich muss, vermöge seines Zwecks, die Hindernisse der Coexistenz der verständigen Sinnenwesen, durch Realisirung des Rechtsbegriffs hinwegräumen. Dieses kann er nicht dadurch zu bewirken suchen, dass er die Bürger bestimmte, die moralische Pflicht, dem Staatszweck gemäss zu handeln, sich zur Maxime zu machen. Denn der Mensch als Vernunftwesen steht unter keinem andern, als seinem eigenen Gesetz, und ist jeder Einwirkung von aussen her entzogen. Ueberdies bedarf auch der Staat keiner moralischen Maximen zu seinem Zweck. Seine Wirksamkeit ist daher an den *sinnlichen* Menschen allein zurück verwiesen, an den Menschen, so ferne er blos als verständiges, mit Willkür und Bewusstseyn von der Natur beschenktes, nach sinnlicher Lust strebendes und sinnlichen Schmerz verabscheuendes Sinnenwesen gedacht wird. Nicht die Vernunft und Freyheit des Menschen, nicht seine Gesinnungen und Maximen, sondern seine Leidenschaften, Neigungen und Triebe sind die Factoren, mit welchen der Staat zu arbeiten hat. Um daher auf seinen Zweck zu wirken, muss er einestheils den Bürgern, die zur Hervorbringung einer Rechtsverletzung durch sinnliche Lust oder Unlust gestimmt sind, eine die Sinnlichkeit schmerzhaft afficirende Veränderung (Strafe) ankündigen, andern Theils aber bey Eintretung des von dieser Ankündigung unterstellten Falls der Rechtsverletzung durch wirkliche Ausführung der Drohung, derselben gehörige Kraft und Wirksamkeit geben. Auf diesem Wege der rechtlichen Strafe sichert sich der Staat seinen Zweck, so weit dieses nur immer durch die Beschränktheit menschlicher Anstalten, welche blos Annäherung zu dem Ideal einer vollkommnen Rechtssicherheit verstatten, möglich ist. Durch die Errichtung jenes psychologischen Zwangs geht nun aber die äussere Zurechnung, in eine *rechtliche Imputation zur Schuld* über. Denn die bedrohte Handlung ist das bürgerliche Verbrechen, dieses aber, das in dem Staat nur Gegenstand der Beurtheilung eines *äussern* Gerichtshofes ist, wird nothwendig durch die Möglichkeit einer objectiv erkennbaren, also der factischen oder *äussern* Zurechnung bedingt. — Die *rechtliche* Imputation liegt in dem Urtheil des von dem Staat zur Anwendung der Strafgesetze bestellten Richters: *dass der Fall vorhanden sey, in welchem, nach dem Ausspruche des Strafgesetzes, eine Strafzufügung Statt haben müsse.* Dieses Urtheil setzt aber dreyerley voraus, weil das Strafgesetz seiner Natur nach, drey verschiedene Bedingungen seiner Anwendbarkeit voraussetzt. Diese sind I) die Existenz einer Veränderung in der Sinnenwelt, welche der Staat durch Strafdrohung verhindern, oder die Nichtexistenz einer Veränderung, welche er durch Strafdrohung erzeugen wollte. II) Die Ursache der erfolgten oder nicht erfolgten Veränderung muss sich in einer menschlichen Handlung finden, d. h. in einer mit wirklichem oder möglichem verständigem Bewusstseyn der Folgen verknüpften Thatäusserung der Sinnlichkeit. Die Existenz dieser zweyten Bedingung gründet sich auf die *Willkür* der Person, als Grund der zur Strafe zuzurechnenden Handlung. Es ist diese Willkür nicht mit der *Freyheit* zu verwechseln, die in der Criminalgesetzgebung keine Bedeutung hat. „Die Willkür als Gegenstand der Strafgesetzgebung hat zwischen Lust und Lust, zwischen Schmerz und Schmerz zu wählen. Auf der einen Seite winkt das Verbrechen mit dem Reiz der Lust, auf der andern Seite winkt der Staat mit dem Reiz der durch Sicherheit gegen Strafe gewährten Ruhe; hier ist der Sinnlichkeit der Schmerz vorgehalten, das zum Verbrechen auffodernde Begehren unbefriedigt zu lassen, dort erblickt sie die, auf die Befriedigung des Begehrens folgende sinnliche Strafübel. Die moralische Freyheit dagegen wählt zwischen der Vorstellung der von der sittlichen Vernunft gebilligten und der von ihr gemissbilligten Kraftäusserung. — Die Willkür wird durch eine *äussere physische* Kraft, die Freyheit wird durch das *innere psychologische*, die Stimme der Vernunft völlig betäubende *Uebergewicht* der Sinnlichkeit aufgehoben.“ Diese letzte Bemerkung wird von dem Vf. trefflich erläutert und gerechtfertigt. Dabey zeigt er mit entscheidenden Gründen den Irrthum, dessen sich *Feuerbach* bey der Anwendung dieser Theorie schuldig machte, indem er als einen Satz für das *richterliche* Urtheil die Behauptung aufstellte, dass die Strafbarkeit hinwegfalle, wenn der Thäter durch ein gewisses und gegenwärtiges dem Strafübel entweder gleiches oder dasselbe überwiegendes Uebel zur That fortgetrieben wird. Diese Behauptung verwirft jedoch der Vf. nur als Rechtssatz für die *richterliche* Imputation, indem er einräumt, dass der *Gesetzgeber* bey Bestimmung einzelner, die Strafbarkeit aufhebender Fälle, auf denselben Rücksicht zu nehmen habe. — Die letzte Bedingung zur Begründung der rechtlichen Imputation ist III. dass dem Handelnden das Strafgesetz oder die an seine Sinnlichkeit gerichtete Foderung des Staats bekannt gewesen sey, seine Willkür zur Hervorbringung oder Nichthervorbringung der gefoderten oder untersagten Veränderung der Aussenwelt zu bestimmen. Der Vf. erweist diese Bedingung nach einer ihm eigenthümlichen, sehr interessanten Ansicht über die Natur des Rechts überhaupt, und unterwirft zugleich die Präventionstheorie in so weit, als sie das Strafgesetz für ganz unmöthig zur Begründung einer rechtlichen Strafe erklärt, einer ausführlichen Prüfung. Schon *Feuerbach* hat sich (in seiner Schrift: *über Strafe als Sicherungsmittel*) über diesen Hauptsatz der *Grolmannischen* Theorie erklärt; aber der Vf. hat noch mehrere, von *Feuerbach* übersehene, Punkte des Angriffs entdeckt und durch treffende Bemerkungen benutzt. — Nach dieser Entwickelung der Natur der rechtlichen Zurechnung geht der Vf. zu einer Vergleichung derselben mit der moralischen Zurechnung über, und beschliesst endlich mit der

Dar-

Darstellung einiger Hauptideen zu einer vollendeten Strafgesetzgebung.

So sehr wir auch mit dem Vf. in Ansehung des Princips der Imputation und der Entwickelung desselben im Ganzen einig sind: so können wir doch in einem, dieser Schrift zum Grunde liegenden, sehr folgereichen *Hauptgedanken* nicht übereinstimmen. Er behauptet nämlich, dass seine Darstellung, obgleich sie nur die Frage beantwortet: *wann und unter welchen Bedingungen kann der Richter zur Strafe überhaupt zurechnen?* diess Problem der rechtlichen Imputation ganz erschöpfe. Nach seiner Behauptung giebt es nämlich gar keine *Grade* der rechtlichen Imputation; für den Richter soll die Frage: in welchem *Grade* ist dem Verbrecher die That zuzurechnen? in welchem Grade ist er also strafbar? gar keine Bedeutung haben; blofs für den *Gesetzgeber* sollen die Grundsätze über den Maasstab der Gröfse des Verbrechens und der Strafe gültig seyn. Er gesteht zwar, dass es bey unsrer gegenwärtigen Criminalgesetzgebung, in welcher sich *unbestimmte* Strafgesetze finden, relative Gründe der Strafbarkeit geben müsse. Allein in einer vollkommnen Criminalgesetzgebung müsse der Gesetzgeber alle Verbrechen und alle einzelnen Arten derselben; mit Ausschlufs aller richterlichen Willkür mit einer vollständig bestimmten Strafe bedrohen, und dann bleibe natürlich für den Richter weiter nichts, als die Frage nach den absoluten Gründen der Strafbarkeit: ist der Fall des Gesetzes vorhanden? übrig. Diese Folge ist ganz richtig, aber die Voraussetzung kann nicht einmal als ein *Ideal* betrachtet werden, weil es *unmöglich* ist, sie zur Wirklichkeit zu bringen. Wie kann es sich z. B. der Vf. als möglich denken, die verschiedenen Grade des Versuchs, der Culpa etc. mit einer nach Art und Grad absolut bestimmten Strafe zu bedrohen, ohne andere wesentliche Grundsätze der Gesetzgebung zu verletzen? Es müssen da entweder viele, nach dem Grade der Strafbarkeit von einander höchst verschiedene Fälle unter dieselbe Strafsanction gebracht, also die nöthige Proportion übersehritten werden, oder es mufs der Gesetzgeber zur Individualität einzelner Fälle herabsteigen, sich in unabsehbare Distinctionen verlieren, und dabey gleichwohl absolut unvollständig werden, weil einzelne Fälle unerschöpflich sind. Auch liegt eine *durchgängige absolute* Bestimmtheit der Strafen bey allen Verbrechen in der Natur der Gesetzgebung keineswegs. Nur eine *absolute Unbestimmtheit* ist unzweckmäfsig. Aber wenn nicht nur die *Art*, sondern auch der *Hauptgrad* der Strafe bestimmt ist: so kann der Gesetzgeber gar wohl die *Mittelgrade* der eignen Beurtheilung des Richters, nach den von *ihm selbst* angegebenen Grundsätzen der relativen Strafbarkeit, überlassen. Dies geschieht, indem er nach Bestimmung der *Art* der Strafe das *Maximum* und *Minimum* des *Grades* derselben (z. B. der Dauer bey der Zuchthaus- oder Gefängnifsstrafe) bestimmt und auf einen bestimmten Hauptgrad des Verbrechens festsetzt. Der Verbrecher weifs nun auch bestimmt, was er zu erwarten hat, sobald nur nicht der Gesetzgeber in die grobe Inconsequenz verfällt, dafs er dabey dem Richter über das Maximum und Minimum schärfend oder mildernd nach eigner Beurtheilung hinauszugehen verstattet. Wir sind übrigens weit entfernt zu behaupten, dafs sich der Gesetzgeber bey allen Verbrechen eine solche Strafbestimmung erlauben dürfe, und würden den neuen Entwurf zu dem Bayerschen Criminalgesetzbuche schon darum, weil alle Verbrechen, selbst Mord, Todschlag, Hochverrath etc. mit solchen arbiträren Strafen bedroht sind, für verwerflich halten, wenn auch nicht die Willkürlichkeit und Unbestimmtheit in den Begriffen und gesetzlichen Voraussetzungen, so wie das auffallende Misverhältnifs der Verbrechen unter sich und die Disproportion zwischen Verbrechen und Strafen, nebst vielen andern Rücksichten, dieses Urtheil bestimmten. Allein hier ist nicht der Ort, die Regel anzugeben, wann der Gesetzgeber seine Strafe schlechthin bestimmen müsse, und wann es sie blofs nach ihrer Art, mit Festsetzung des höchsten und geringsten Grades bestimmen dürfe.

Noch müssen wir erinnern, dafs die Sprache des Vfs. nicht ganz ohne Flecken ist. Der Periode S. 58 „die Sinnlichkeit kann geradezu durch menschliche Organe erzeugte Rechtsverletzungen begehren, es können aber auch Sicherheitsverletzungen ohne ein solches Begehren erfolgen", ist nicht durch sich selbst verständlich. Die Redensarten, eine „Gewifsheit *erbringen*", einen „Beweis *erbringen*" (S. 58. 66) sind nicht zu rechtfertigen, so wenig als die Formen: „coexistirende sollende Mitwesen (S. 110), der ihn rechtlich achten Wollende" (S. 112), „ein sittlich seyn könnendes und sollendes Wesen" (S. 117). Auch stiefsen wir mehrmals auf fremde Worte, die viel besser mit deutschen hätten vertauscht werden können; z. B. einen Menschen über die Moralität seiner Gesinnung *constituiren*. Im übrigen zeichnet sich der Stil des Vfs. durch Klarheit und Lebhaftigkeit vortheilhaft aus.

CLAUSENBURG, b. Hochmeister: *Lis Transylvanica seu Practica Transylvanorum litigandi methodus, quam* . . . Dominor. Censorum Revisioni humillime subjicit Juvenis Nobilis *Theophilus Lány de Késmárk* M. Vásárhelyini. 1799. 5ten März. (gedruckt 1801.) 116 S. 8.

Nachdem der Vf. die vorgeschriebenen juristischen Studien am Lyceum zu Clausenburg vollendet, und drey Jahre als Auscultant, oder Juratus bey der K. Tafel zu Maros-Vásárhely sich in der Rechtspraxis geübt, also nur noch das Advocatenexamen auszuhalten hatte, wollte er seine Examinatoren unter andern auch durch diese Schrift von seinen erworbenen theoretischen und praktischen Kenntnissen überzeugen. Er gesteht, dafs der Text davon meistens aus gedruckten Büchern und ausgeschriebenen Heften geschöpft sey; dafs aber die Ordnung und hier und da ein Abschnitt ihm gehöre. Seine Arbeit soll auch nicht für vollendete Richter und Advocaten, sondern für angehende Juristen

Juristen bestimmt seyn. Dass man über diesen Gegenstand noch keine brauchbare Anleitung für siebenbürgische Advocaten hat, ist ganz wahr, so wie auch, dass eine solche Anleitung sehr nöthig wäre. Der Vf. hat aber leider! diesem Mangel nicht abgeholfen: denn seine Arbeit ist wirklich sehr schülerhaft. Der Stil ist höchst elend, ja man hätte zuweilen Lust zu zweifeln, ob der Vf. die lateinische Grammatik recht begriffen habe. So z. B. heisst es S. X *si errores corrigere non dedignabis*, und S. 110 *auctoritate superiorum . . cessantur lites*. In der Dedication an den Dobokaer Comitat, aus welchem der Vf. gebürtig ist, kommt folgende Stelle vor: „*Quis ergo mortalium mihi vitio vertet, dum ego, ipsa Nativitate mihi adhaesa erga Te dulcedine ductus, simulque Tuorum in me benevolentiarum memor, in earum gratitudinem, per breve et sane suo humili auctore non dignus leve hoc specimen Tibi dedicaverim: in gremio enim Tuo natus et creatus, bonorum ex Te haltorum mediante doctus* u. s. w." Wer so erbärmlich schreibt, von dem wird man auch keine dienliche Sachbelehrung erwarten. So z. B. ist S. 21 die Angabe der geistlichen Gerichte ganz falsch; ja der Vf. ist so unwissend in der Geographie, dass er den Metropoliten von Colocza nicht als einen Erzbischoff, sondern nur als einen Bischoff kennt. Möge doch ein kundigerer Siebenbürger dieses elende Geschreibsel durch ein besseres Handbuch über die Siebenbürgische Gerichtspraxis in Vergessenheit bringen! — Uebrigens bemerkt Rec., dass der Vf. billig auch in seinem Namen eine Aenderung vornehmen, und sich nicht Lány de Késmark, sondern Lany ex Kesmark nennen sollte: sonst könnte ihn der Fiscus der Königl. Freystadt-Käsmarkt einer diesfälligen ungebührlichen Anmassung belangen.

CHEMNITZ, b. Taschè: *Ueber das Verbrechen geheim zu seyn und die Strafbarkeit desselben.* Ein Beytrag zum Staats- und Kriminalrechte. 1801. 212 S. 8. (16 gr.)

Der etwas räthselhafte Titel drückt den Inhalt des Buchs nicht deutlich aus. Dieses beantwortet die Fragen: in wie ferne der Staatsbürger ein Recht habe auf Verheimlichung von Handlungen? ob ihm ein Recht auf geheime Verbindung und Wirksamkeit zukomme? und in wie ferne dasselbe in ein Vergehen ausarte, das die Gesetzgebung zu einer Strafdrohung dagegen berechtige? Der Vf. geht hierbey von dem richtigen Princip aus, dass man nur in so ferne ein Recht zur Verheimlichung habe, als nicht einem Andern das Recht auf Publicität zukomme, und folgert hieraus, dass in der bürgerlichen Gesellschaft die Verschwiegenheit nur in so ferne wiederrechtlich sey, als dieselbe entweder dem Zweck der Verhütung der Rechtsverletzungen oder dem Zweck der Wiederherstellung des rechtlichen Zustandes entgegen ist. Der Staat hat also das Recht auf die Anzeige zukünftiger und schon begangener Rechtsverletzungen, und ein Staatsbürger ist keineswegs verbunden, eine solche Nachricht, selbst wenn sie ihm unter der Bedingung der Verschwiegenheit mitgetheilt worden ist, dem Staate zu verhehlen, vielmehr ist er verpflichtet, sie nach geschehener Aufforderung durch ein Gesetz oder einen besondern Befehl diesem mitzutheilen. Die Verschwiegenheit wird eigenes Verbrechen, 1) so ferne sie das eigene Geständniss des Urhebers einer rechtswidrigen That verhindert, und 2) so ferne sie die Anzeige einer rechtsverletzenden That oder ihres Urhebers gefliessentlich unterlässt, wo doch diese Anzeige als besondere unmittelbare Rechtsverbindlichkeit vom Staate auferlegt worden ist. — Am längsten verweilt der Vf. bey der Untersuchung über geheime Gesellschaften. Besondere Gesellschaften müssen im Staat erlaubt seyn, weil der Staat, der nur rechtliche Freyheit zu seinem Zwecke hat, die Bedingung zur freyen Realisirung aller menschlichen Zwecke ist, ohne darum die Erfüllung dieser Zwecke selbst zu seinem Gegenstand zu haben. Widerspricht eine besondere Gesellschaft dem Zweck und der Form des Staats nicht: so hat sie ein Recht auf ihre Existenz im Staat, darum aber nicht ein unbegränztes Recht, geheim zu seyn. Sie darf zwar andern Bürgern ihre Existenz, ihren Zweck und ihre Verfassung geheim halten, so ferne die Gesellschaftsglieder das Geheimniss als ein Mittel zu ihrem Zweck betrachten; aber sie muss Publicität haben in Beziehung auf den Staat, der, vermöge seiner aufsehenden Gewalt zum Zweck der Verhütung möglicher Rechtsverletzungen, von ihrem Zweck und ihrer Verfassung vollständige Erkenntniss haben muss. Nun untersucht der Vf., wie dieses Recht des Staats verletzt werden könne, zu welcher Gattung von Vergehen diese Verletzung gehöre, und in welchem Grade das Mitglied einer geheimen Gesellschaft strafbar sey. — Die Richtigkeit der Ideen im Ganzen, und die Klarheit in der Darstellung berechtigen uns, diese Schrift zu empfehlen, ob wir gleich überzeugt sind, dass sie interessanter würde geworden seyn, wenn der Vf. nicht zu viel Steifheit in der Methode gezeigt, in manchen Punkten nicht zu weit ausgeholt und seinen Argumentationen weniger Ausführlichkeit gegeben hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NEUBURG, im Reichs-Commissions- und Industrie-Bureau: *Kurzgefasste Sittenlehren und Klugheitsregeln, vorzüglich für das weibliche Geschlecht.* (Ohne Jahr) 55 S. 8. (4 gr.)

Vermuthlich ein altes Buch mit einem neuen Titel. Indess alt könnte es, unbeschadet seines sonstigen Werthes, seyn; der letztere aber ist gering und keineswegs des Versuches werth, es durch Nachhülfe der Vergessenheit zu entziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. May 1803.

PHILOSOPHIE.

Hannover, in d. Helwingsch. Hofbuchh.: *Grundriss der Ethik, oder Lebens-Wissenschaft* von *C. Bleiners*, Königl. Grosbritan. Hofrath etc. 1801. LXVIII. u. 136 S. 8. (14 gr.)

Der Werth dieses Grundrisses der wissenschaftlichen Ethik, von welchem alle Theile der angewandten ausgeschlossen sind, besteht, nach der eigenen Erklärung des Vfs., in dem Umfange der zu dieser Wissenschaft gezogenen Untersuchungen, in der Kürze, bey aller Reichhaltigkeit desselben, ferner in der Eintheilung und Folge der Abschnitte, und in der Ordnung der in jedem Abschnitt enthaltenen Gedanken. Um diese Vorzüge zu beurtheilen, wird es nöthig seyn, die einzelnen Abschnitte anzugeben. *Erster Theil, Menschenkunde.* Erster Abschn. Von dem Empfindungsvermögen des Menschen. Zweyter Abschnitt. Von den Denkkräften. Dritter Abschn. Von dem Willen. Vierter Abschn. Ueber Neigungen, Triebe und Leidenschaften. Fünfter Abschn. Von den Temperamenten, oder von dem Einflusse der vornehmsten physischen und moralischen Ursachen auf den Menschen. Siebenter Abschn. Ueber die Kenntniss unser Selbst. Achter Abschnitt. Ueber Menschenkenntniss. *Zweyter Theil. Weisheitslehre.* Erster Abschn. Ueber die Bestimmung des Menschen. Zweyter Abschn. Ueber Tugend und Laster. Dritter Abschn. Ueber Güter, Uebel und Glückseligkeit. Vierter Abschn. Ueber die Beherrschung der Gemüthsbewegungen. Fünfter Abschnitt. Ueber Gewohnheiten. Sechster Abschn. Ueber die Kunst andere Menschen zu behandeln. Siebenter Abschn. Ueber Religion, Irrglauben, Unglauben und Aberglauben. Aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, dass dieser Grundriss an den Lehren, die zur Ethik gehören, sehr unvollständig ist; dass manche Lehren des ersten und zweyten Theils in die angewandte Ethik, andere gar nicht in diese Wissenschaft gehören. Ungern vermisst man eine Einleitung über den Begriff, Umfang, Theile und das Princip der Ethik. Die Hinweisung auf seine Geschichte der Ethik kann diesem Mangel nicht abhelfen. Wir können also das Ganze, in Rücksicht auf wissenschaftliche Form für nichts anders erklären, als ein unsystematisches Aggregat von Kenntnissen, welche der Vf. nach subjectiven Ansichten als zur Lebensweisheit gehörig ansah, bey welchem man auf Bestimmtheit und Bündigkeit Verzicht thun muss. Wir führen zur Probe nur das Kapitel von der Bestimmung des Menschen an, welches aus fünf Paragraphen besteht, und nichts als folgende Gedanken enthält. Die Bestimmung des Menschen hängt von der Kenntniss und Darstellung seiner Natur ab. In unsern Zeiten fragt man lieber, welches ist das erste Gesetz unserer Natur, oder der erste Grundsatz der Ethik, als was ist die Bestimmung des Menschen, ungeachtet man bey der letzten Untersuchung weit weniger in Gefahr ist, zu irren oder irre geführt zu werden. Alle Systeme über die Bestimmung des Menschen lassen sich auf vier zurückbringen, in so fern man ihn als ein durchaus sinnliches und eigennütziges, oder als ein reingeistiges, oder als ein reinsittliches Wesen betrachtet hat. Am richtigsten stellten sie Sokrates, die alte Akademie, die gemässigten Stoiker und alle berühmte Weltweise der neuern Zeit dar, welche in die Fusstapfen der grosen Menschenkenner und Weisheitslehrer des Alterthums traten. „Völlig gleichgeltend mit der Lehre des Sokrates und der alten Akademie sind die Grundsätze: Folge der Vernunft, der richtigen und gebildeten oder vollendeten Vernunft; erfülle den göttlichen Willen; suche deine wahre Glückseligkeit; thue stets deine Pflicht, oder das, was recht und klug ist; handle so wie du glaubst, dass ein kluger und tugendhafter Mann in deiner Stelle handeln, oder dass einsichtsvolle und unpartheyische Zuschauer deine Art zu handeln billigen werden.“ „Weniger befriedigend sind die bekannten Sätze; thue Niemanden etwas, wovon du nicht willst, dass es dir geschehe; thue vielmehr einem jeden, was du willst, dass man dir thue; oder die ewigen Gesetze oder Regeln des Rechts und der Wahrheit. — Es ist ein eitler Wahn, wenn man glaubt, dass irgend ein System über die Bestimmung des Menschen, irgend ein erstes Princip der Ethik je einen allgemeinen Beyfall erhalten, und alle übrige Systeme und Principe verdrängen werde.“ In der Vorrede erklärt der Vf. noch, dass er die Ausdrücke *Pflicht* und *pflichtmässig* darum nur selten gebraucht habe, weil seines Erachtens diese Begriffe durch bestimmtere und eindringendere Worte ausgedrückt werden können, z. B. es ist vernünftig, eine gesunde oder richtige Vernunft befiehlt mir; oder wem seine eigene oder seiner Mitmenschen wahre Wohlfahrt lieb ist, der wird, der *muss* u. s. w. Die Kürze wollen wir gerne als einen Vorzug gelten lassen, da dieses Compendium die Aufmerksamkeit der Zuhörer reizen und leiten, aber nicht befriedigen soll; allein diese Kürze, so wie die Ordnung und Folge der Gedanken, von welcher der Vf. rühmt, dass sie so ausgewählt sey, dass ein Leser nach diesem Leitfaden ein System der Ethik nach seiner Manier zu Stande bringen könne, wie er das seinige nach seiner Manier vollendet habe, sind nur untergeordnete comparative

Vorzüge. Jedoch wird man, das unvollkommene Syſtem abgerechnet, dieſes Compendium als ein gedrängtes Repertorium von Unterſuchungen und Gedanken berühmter Denker, deren Schriften zugleich ziemlich vollſtändig angegeben ſind, auch als Erinnerung an manches vergeſſene Gute der Vorzeit, in wiſſenſchaftlicher und hiſtoriſcher Rückſicht brauchbar finden; es ſind ſogar einige Tabellen aus *J. Thomaſii Philoſophia practica*, welche der Vf. ein vortreffliches Werk nennt, abgedruckt. In der langen Vorrede hat der Vf. eine Reihe Stellen aus den Fichtiſchen Schriften ausgehoben, um zu beweiſen, daſs Fichte manche Sätze behaupte, die gegen unläugbare Erfahrungen, und meiſtens gegen die geſunde Vernunft ſtreiten; daſs er Dinge läugne und für unmöglich oder widerſinnig erkläre, die durch eine unläugbare Erfahrung bewieſen werden; daſs er ſich zwar nicht ſo häufig als Hr. *Kant*, aber doch viel häufiger widerſpreche, als ein wahrhaft ſyſtematiſcher Kopf ſich ſelbſt widerſprechen ſollte. Uns dabey aufzuhalten, ſcheint uns um ſo weniger nöthig, da die Denkungsart und Manier des Hn. *M.* aus ſeiner Geſchichte der Ethik ſchon bekannt iſt.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Verſuch einer Entwickelung und Berichtigung der Grundbegriffe der philoſophiſchen Rechtslehre*, als Grundlage einer allgemeinen Philoſophie des Rechts. Von *E. C. G. Schneider*. 1801. 159 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. fand, wie er behauptet, in den bisherigen Theorieen über den Grund und die Natur der Pflicht und des Rechts keine Befriedigung, und ſuchte ſie daher auf ſeinem eigenen Wege. Er geſteht jedoch der kritiſchen Philoſophie groſsmüthig das Verdienſt zu, daſs er ohne „einige“ Kenntniſs von ihr zu ſeinem eigenen neuen Syſtem nicht gekommen ſeyn würde. Und das iſt auch wirklich wahr, beſonders was die „einige“ Bekanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie anbetrifft. Denn man höre nur, wie der Vf. dieſe Philoſophie S. 9. charakteriſirt: „Ihr Hauptcharakter „iſt, daſs ſie das Gebiet aller vernunftmäſsigen, mit „unbedingter Ueberzeugung verbundenen, menſchlichen Erkenntniſs auf gewiſſe Formalbegriffe, und „auf gewiſſe daraus zuſammengeſetzte, bloſs die Form „des menſchlichen Denkens betreffende Wahrheiten, „welche die Vernunft in ſich ſelbſt findet, mit Ausſchluſs aller, auſserhalb derſelben liegenden überſinnlichen Gegenſtände einſchränkt, zugleich aber „den *Sinnen das Vermögen abſpricht, von den ſinnlichen Gegenſtänden, von der ganzen Körperwelt etwas anders, als ein Bild in unſer Bewuſstſeyn überzutragen, an welchem Bilde die Vernunft zwar die Realität dieſer Dinge überhaupt, nicht aber ihre Beſchaffenheit, dasjenige, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, mit unbedingter Ueberzeugung erkennen kann.*“ Das Neue in dem Syſtem unſers Vfs. ſoll darin beſtehen, daſs es den Eudämonismus mit dem Kriticismus vereiniget. Und das geſchieht denn in folgender Deduction der Pflicht und des Rechts. — Ich habe keinen andern Zweck meines Daſeyns als *mich ſelbſt*; nur um *meinetwillen* iſt mir die Kraft zu wollen gegeben; in der Glückſeligkeitsfähigkeit vereinigt ſich der ganze intellectuelle Menſch (das Ich). Dieſer Satz wird durch folgende Erklärung demonſtrirt: „Ich berufe mich deshalben auf eines jeden unbefangenes Bewuſstſeyn. Von dem meinigen iſt er unzertrennlich. Ich kann mir ſchlechterdings keine meiner Handlungen gedenken, die ich nicht, ſo entfernt auch immer ihre Beziehung ſeyn mag, am Ende um meiner Selbſt willen thue.“ Gleichwohl aber, wer ſollte das glauben? iſt jener Satz der Grund von einem unbedingten Pflichtgebot. Nämlich: auſser mir denke ich mir andere Menſchen, Weſen wie ich, die ich mir alſo auch als Subjecte denken muſs, denen ihre Glückſeligkeit, ſo wie mir, alles in allem iſt. Dadurch wird nun mein eigenes Streben nach Glückſeligkeit auf die Bedingung beſchränkt, daſs ſie mit der Glückſeligkeit dieſer andern zuſammenbeſtehe, und hieraus ergiebt ſich als das *höchſte Vernunftgeſetz*, der Satz: *Bediene dich anderer Menſchen nicht als Mittel zur Beförderung deiner Glückſeligkeit, auſser in ſo ferne, als dieſes mit ihrem Willen geſchieht.* Der Vf. folgert hieraus conſequent genug, daſs ich gegen mich ſelbſt gar keine Pflichten habe, ſondern mein Benehmen gegen mich ſelbſt bloſs unter den Regeln der Klugheit ſtehe; daſs es aber auch nach dieſem oberſten Grundſatze keine Pflichten der Güte gegen andere geben könne, will der Vf. nicht eingeſtehen, wie man S. 63. finden wird. — Mit dem Begriff und Grund des Rechts kommt der Vf. ſo leicht zu Stande, wie mit ſeiner Deduction der Pflicht. „Pflicht iſt dasjenige Verhältniſs des Menſchen zu dem Menſchen, vermöge deſſen ſein freyer Wille, in Anſehung einer gewiſſen Handlungsweiſe, nach dem gebietenden Ausſpruche ſeiner Vernunft, durch den freyen Willen des andern, eingeſchränkt iſt: und ſo wird dann das *Recht* dasjenige umgekehrte Verhältniſs ſeyn, vermöge deſſen der freye Wille des andern Menſchen, in Beziehung auf dieſe Handlungsweiſe jenes Menſchen gegen ihn, nach dem billigenden Ausſpruche ſeiner Vernunft nicht eingeſchränkt iſt.“ Hätte der Vf. frühere Syſteme ſtudirt, ehe er ſie reformiren wollte: ſo würde er bald gefunden haben, daſs dieſer Rechtsbegriff der ſchon oft vertheidigten und ſchon längſt widerlegten relativen Rechtsdeduction angehöre, deren Vertheidiger aber beſtimmt und klar dachten, was hier der Vf. verworren und dunkel wieder gegeben hat.

KOPENHAGEN, b. Arntzen u. Hartier: *Caroli Frider. Winkleri inſtitutiones jurisprudentiae naturalis* in uſum praelectionum. 1801. 150 S. 8. (12 gr.)

In das groſse Lob, das der Herausgeber dieſen nachgeſchriebenen Dictaten des verſtorbenen Prof. *Winklers* ertheilt, können wir unmöglich einſtimmen, vielmehr ſind wir feſt überzeugt, daſs ſie für unſere Zeiten viel zu ſpät kommen. Klarheit und Kürze ſind freylich lobenswerth, jedoch nur unter der Vorausſetzung, wenn ſie nicht in der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit

keit ihren Grund haben. Was soll noch jetzt ein Buch nützen, das von den neuen Forschungen in der Wissenschaft auch nicht die mindeste Notiz genommen hat, und nach Geist und Inhalt den Zeiten des Thomasius und Gundling angehört? Wenn wir unsern Lesern sagen, dass der Satz: *neminem laede* hier der Grundsatz ist; dass der Vf. ein *dominium directum* und *utile* in seinem Naturrechte kennt (§. 67.), dass er die Rechte in Ansehung einer fremden Sache in *jura in rem* und *ad rem* eintheilt, und die *Emphyteuse*, das *Lehn*, das *jus possessionis bonae fidei*, *jus antichreticum*, und die *superficies*, als Arten des dinglichen Rechts — in einem Naturrechte! — aufführt (§. 68. ff.), dass von dem Staate gesagt wird, er sey: *societas imperantium et parentium, majoris felicitatis causa inita* (§. 239.): wenn wir nur dieses sagen, so werden Kenner schon genug wissen, um darnach ihr Urtheil bestimmen zu können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Bliomberis*, ein Rittergedicht in zwölf Gesängen von *Alxinger*. Neue Auflage mit 2 Kupfern. 1802. 1 Alph. 5o Bog. gr. 8.

Von dem Gedichte selbst, so wie es zuerst von dem Vf. selbst herausgegeben wurde, findet man in unserer Zeitung vom J. 1791, Nr. 162. eine Beurtheilung. Die gegenwärtige, weit ansehnlicher gedruckte, Ausgabe ist von Hn. *Seume* besorgt, der in seiner Zueignungsschrift an Hn. Hofr. *Wieland* von seinem Verfahren bey dieser Unternehmung Rechenschaft giebt, und gesteht, dass er sich nur nach vielen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten, und vielleicht doch zu kühn und zu früh, daran gewagt habe. Der verstorbene *Alxinger* wollte dieses Gedicht selbst, so wie er mit seinem *Doolin von Maynz* gethan hatte, von neuem durcharbeiten; sein früher Tod vereitelte diesen Vorsatz. Hr. *Göschen* übertrug daher die Durchsicht dem gedachten Herausgeber, um nach Ueberzeugung und Vermögen einige Aenderungen zu machen; und er übernahm diese Arbeit ohne Anmaslichkeit und ohne Leichtsinn. Die gemachten Veränderungen betreffen indess nur die Sprache und den Versbau, vorzüglich den für den Wohlklang so wichtigen Abschnitt des Verses. Wo jedoch die Vernachlässigung dieses letztern offenbar absichtlich gewesen war, blieben die, oft malerischer dadurch gewordenen, Stellen unberührt. Die oberdeutsche Form mancher Wörter glaubte der Herausgeber mit Recht, ihrer Eigenheit wegen, nicht ganz verbannen zu dürfen; nur bey noch streitigen Ausdrücken wählte er lieber rein grammatische Form und Gang des Ausdrucks. Obgleich übrigens nur wenige Stanzen ganz ohne Federstrich geblieben sind: so ist doch nur selten dem Dichter einer seiner Gedanken genommen, und ein anderer dafür gegeben worden. Wo es indess geschah, bestimmte sich Hr. *S.* vornehmlich durch ein leiseres ästhetisches Gefühl, und erlaubte sichs nur selten, ganze Stanzen umzuschmelzen. Er selbst giebt seine Veränderungen nicht alle für Verbesserungen aus; ob er sie gleich während der Arbeit dafür hielt. Seine Hauptabsicht gieng dahin, das Ganze noch etwas reiner, und hier und da fliessender und rhythmischer zu machen! Was er gethan hat, hofft sein Genius bey dem Genius des Dichters selbst verantworten zu können.

Dass der Herausgeber in diesen Aeusserungen, die seiner Bescheidenheit Ehre machen, seine Verfahrungsart ganz richtig charakterisirt habe, wird man bey einer Vergleichung des ältern und neuern Textes fast überall bestätigt finden, und leicht die Gründe der meisten Aenderungen errathen. So ist gleich Ges. I. St. 3. die ältere Lesart der beiden letzten Zeilen:

Wenn er, wo selbst die Tapferkeit erstarrt,
Hinein gestürzet, ausgeharrt,

mit folgender bessern vertauscht:

Wenn er, wo selbst der Tapfre stille stand,
Sich unerschrocken weiter wand.

Um indess das *stille* im ersten Verse zu vermeiden, hätte vielleicht gesetzt werden können: „wo selbst der Tapfere *zweifelnd* stand;“ oder: „wo selbst *gehemmt* der Tapfere stand.“ — Noch glücklicher sind St. 10. die matten Schlusszeilen:

Winkt ihnen Lyonel, dass sie der Ruh zu pflegen,
Sich in ihr Zelt zurücke ziehen mögen.

so umgeändert:

Winkt ihnen Lyonel, der Ruhe nun zu pflegen,
In ihre Zelte sich zu legen.

Und so auch St. 43, anstatt:

Auch vor der Welt, wenn sie mit süssen Blicken,
Die sie durch Umweg' oft nach ihm zu drehn gewusst,
Mit Lächeln und mit leisem Nicken
Ihm Liebe zuwarf, fuhr ein Dolch in meine Brust.

heisst es jetzt weit besser:

Auch vor der Welt, wenn sie ihm lieblich blickte,
Verstohlen nur, und mir allein bewusst,
Mit süssem Lächeln Liebe nickte,
Fuhr mir ein Dolchstich in die Brust.

In manchen Stanzen ist die Umänderung schon bedeutender, meistens aber nicht weniger glücklich; z. B. Ges. 3, St. 18, wo es sonst hiess:

Nur dort, wo Clodion in goldnen Waffen brennet,
Und, wie ein Schwimmender den Schwall
Der Wasser, so die Reihn der dichten Feinde trennet,
Dort ist er nicht, sonst ist er überall.
Celinens Bruder zu durchbohren,
Der schrecklichen Gefahr, ja nur der Möglichkeit,
Lenkt er von weiten aus; nein! eh ein solcher Streit
Entscheide, sey die Schlacht, das Reich und Er verloren!

ist die neue Lesart unstreitig besser:

Nur dort, wo Clodion in goldnen Waffen brennet,
Und, *wie der Schwimmer Fluthen bricht*,

Die

Die dichten Reihn der Feinde' trennet,
Sonst überall, dort ist er nicht.
Celinens Bruder zu durchbohren.
Entsetzlich wäre dieser Streit;
Er bebt zurück schon vor der Möglichkeit.
Es sey die Schlacht, das Reich und Er verloren.

Nur die letzte Zeile möchte vielleicht durch: „*Eh* sey die Schlacht" etc. deutlicher und stärker werden. Der letzte Vers der nächstfolgenden Stanze:

Er krieget mit dem Geist, sein Prinz nur mit den Waffen.

lautet jetzt stärker und besser:

Er kriegt mit Geist, der Prinz kriegt nur mit Waffen.

Ueberhaupt hat sich der Herausgeber sehr oft der Abkürzung des Ausdrucks sehr vortheilhaft bedient, um die Kraft und den Wohlklang desselben nicht wenig zu befördern. Ueberall, wo Rec. die ältere mit der neuern Ausgabe verglich, fand er die Abänderungen so glücklich, dass dadurch der Beruf des Herausgebers zu dieser gewiss nicht leichten Arbeit, und zugleich das richtige und feine Gefühl desselben, in Hinsicht auf Sprachschönheit, Wohllaut und Nachdruck, hinlänglich beglaubigt wurde. Auch wegen der völligen Weglassung einer einzigen, matten und entbehrlichen, Stanze, der 133sten des neunten Gesanges, wird Niemand ihm einen gegründeten Vorwurf machen können. — In der 75sten Stanze des siebenten Gesanges findet man die Verbesserung nicht aufgenommen, die der Dichter selbst, nach dem Abdrucke des Gedichts, nebst mehrern Aenderungen, von den drey letzten Zeilen gegeben hatte, und die mit Recht von dem damaligen Recensenten in diesen Blättern als eine sehr glückliche Verbesserung gerühmt wurde. Dagegen hat er die dort gerügten kraftlosen Wiederholungen einzelner Wörter, wo sie wirklich kraftlos und müssig waren, hinweggenommen. Die dort mit Recht getadelte Beschreibung, Ges. 12, St. 53. 54, ist jetzt merklich verbessert und im Ausdrucke veredelt worden. Die wirklich schlechten Zeilen, II. 10, wo von Leichen die Rede ist:

— — ich glaube, dass die Raben
Sie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben.

klingen hier zwar etwas erträglicher:

— — ich glaub', es könnten Raben
Ein Jahr daran gezehret haben.

Der ganze Gedanke hätte indess lieber mit einem bessern vertauscht werden mögen. Im Ganzen aber hat sich der Herausgeber durch diese Anwendung seines Fleisses und Geschmacks kein geringes Verdienst um dieses schöne Denkmal eines edeln und liebenswürdigen Dichters erworben, dessen früher Tod für unsere vaterländische Poesie gewiss kein geringer Verlust war.

ZITTAU U. LEIPZIG, b. Schöps: *Neue Bagatellen. Nach interessanten englischen und französischen Originalen. Erstes Bändchen.* 1802. 247 S. 8. (20 gr.)

Wider das Interessante der hier übersetzten kurzen Aufsätze möchte weniger zu erinnern seyn, als wider ihre Auswahl und den Mangel ihrer Neuheit. Die Anekdoten über den Strafsenraub, aus *Ebers* englischer Sprachlehre, ausgenommen, sind vier Stücke aus dem *Universal-Magazine*, und nicht weniger als elf aus den Werken *Voltaire's* übersetzt. Diese letztern sind gewiss vielen Lesern entweder aus der Urschrift, oder aus anderweitigen Uebersetzungen schon bekannt. Die Sammlung scheint indess für Lesezirkel angelegt zu seyn; und in diesen wird sie noch wohl ziemlich allgemein das Verdienst der Neuheit behaupten können, auch des Umlaufs würdiger befunden werden, als ein grosser Theil gewöhnlicher, für diesen Zweck geschriebener oder zusammengetragener Lesereyen. Die Schreibart der Uebersetzung ist leicht und fliessend genug; auch scheint es ihr an Richtigkeit nicht zu fehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Entwurf zum Regulativ, wie es in Rücksicht des Unterrichts der Lehrlinge, der Beyziehung derselben zu Jägerburschen, und dann mit deren künftigen Anstellung als Jagd- und Forstbediente in jedem Staate gehalten werden könnte und möchte.* Nebst einem Anhange, welcher die dermaligen Bursche und Lehrlinge betrifft. Vom Verfasser des *Handbuchs der grundsätzlichen Forstwirthschaft im Staate, mit Hinsicht auf die Landökonomie und Wildbahn.* 1802. VIII. S. Vorr. 29 S. Text. 4. (7 gr.) Man kennt diesen Entwurf schon aus dem angeführten Handbuch, wo er auch in der Rec. desselben (St. 72. d. A. L. Z. 1802.) angedeutet ist. Die Behandlung und das Vorrücken der Jägerbursche bis zu ihrer Anstellung, so wie die genauen Vorschriften über ihr Verhalten sind musterhaft. Rec. kann sich aber nicht überzeugen, dass es jetzt schon Zeit sey, diesen Plan in seinem ganzen Umfange auszuführen, da es an Förstern fehlen wird, die den Lehrlingen das Gehörige lehren können; man müsste denn voraussetzen, dass sich lauter gute Köpfe dem Forst- und Jagdwesen widmeten, die bey den gehörigen Vorkenntnissen sich im Walde das selbst abstrahiren können, was anderu ordentlich und planmäsig gelehrt werden muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. May 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Camesina: *Ueber Stimmenmehrheit bey Criminal-Urtheilen.* Von *Joseph von Sonnenfels*, k. k. Hofrath etc. 1801. 112 S. 8. (16 g.)

Der in verschiedener Rücksicht um die Criminalgesetzgebung, besonders der österreichischen Staaten verdiente, schon wegen seines muthigen und siegreichen Streites wider die Freunde der Tortur so ehrwürdige Vf. bringt in dieser höchstwichtigen Schrift einen Gegenstand zur Sprache, der bisher als längst entschieden und keiner weiteren Frage bedürftig von Gesetzgebern und Rechtsgelehrten vorausgesetzt wurde. Dass in Criminaluntersuchungen die *Thatfragen:* ist der Inquisit schuldig oder nicht schuldig? hat er die gesetzlich bedrohte That begangen oder nicht? und: sind besondere die Strafbarkeit erhöhende oder vermindernde Umstände vorhanden? nur durch Stimmeneinheit, nie durch Stimmenmehrheit entschieden werden dürfen: ist das Thema dieser Schrift, welche durch ihren Inhalt die ganze Aufmerksamkeit des Publicums verdient, und in Ansehung ihrer Form als das Muster von Klarheit der Darstellung und ruhiger, bündiger Entwickelung der Ideen betrachtet werden kann. Eine Gerichtsstelle, so argumentirt der Vf., ist eine moralische Person, deren Glieder die Gerichtsbeysitzer ausmachen. Diese sind nur integrirende *Theile* der Person, welche Gericht genannt wird, sind nur *Einheiten* des *Ganzen:* so wie ihre Stimmen *Bestandtheile* der *Gesammtstimme*, ihre Ueberzeugungen *Momente* des erwägenden Richters in *Bestimmung* des Beschlusses zu der *Gesammtmeynung* sind. Ist daher ein Mitglied anderer Meynung als die übrigen: so ist diese abweichende Meynung als ein Zweifelsgrund unter den Momenten zur Bestimmung des Gesammtbeschlusses zu betrachten, und davon ist die Folge, dass die moralische Person als solche in einem solchen Fall, bey sich selbst zweifelhaft und der Gegenstand ihres Beschlusses von ihr nur als *wahrscheinlich* nicht aber als gewiss anzunehmen sey. Eine solche moralische Person steht unter denselben Gesetzen der Pflicht, wie ein Individuum, und unter diesen Gesetzen für die Handlungen des Individuums finden sich auch folgende: 1) in einer Lage, wo eine Person handeln *muss*, aber die *volle* Ueberzeugung zur Bestimmung ihres Willens nicht erreichen *kann*, ist sie *verpflichtet*, nach der *Mehrheit* der Beweggründe, nämlich nach der *grösseren Wahrscheinlichkeit* der *Rechtlichkeit*, als dem der Ueberzeugung am nächsten kommenden Punkte, zu handeln. Aber 2) in der Lage, wo sie nicht handeln *muss*, und noch Zweifel bestehen, die sie besorgen lassen, dass sie durch Handeln eine Pflicht verletzen, Unrecht zufügen dürfte, in dieser Lage ist sie, so lange die Zweifel nicht gehoben sind, zu handeln nicht berechtiget, sondern *verpflichtet, die Handlung auszusetzen.* Wenn man nun dieses unter der Voraussetzung, dass die einzelnen abweichenden Stimmen eines Collegii (um uns der Worte eines andern Schriftstellers zu bedienen) die personificirten Zweifelsgründ sind, auf Gerichtsstellen anwendet: so folgt, dass Civilgerichte nach der Majorität entscheiden dürfen; denn es giebt kein drittes zwischen Absolution und Condemnation, es muss nun einmal die Sache entschieden werden. Eben dieses gilt von Criminalgerichten in Ansehung der Frage: *wie ist der Ueberführte zu bestrafen?* Denn ist einmal die Schuld des Verbrechens überhaupt entschieden: so ist nun das Gericht in der absoluten Nothwendigkeit, jetzt auf Strafe erkennen zu müssen, und darf daher aus dem Dilemma zwischen dieser Nothwendigkeit eines Straferkenntnisses und der Unmöglichkeit desselben im Fall der gefoderten Einhelligkeit der Dissentirenden, sich durch die Bestimmung nach blosser Wahrscheinlichkeit d. h. durch Abfassung des Beschlusses nach der Majorität sich befreyen. Anders aber bey den oben angegebenen criminalrichterlichen *Thatfragen.* Zwischen dem *condemno* und *absolvo* steht als ein drittes das *non liquet*, mithin ist keine absolute Nothwendigkeit, nach Wahrscheinlichkeit das Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, folglich darf über diese Thatfragen nicht nach der Majorität definitiv entschieden, sondern es muss, wenn nur Ein Mitglied dissentirt, durch das *non liquet* der Zweifel des Collegiums ausgesprochen, und so der Angeschuldigte von der Instanz absolvirt werden. Spricht es nach der Majorität das Schuldig oder Nichtschuldig aus: so widerspricht es sich selbst und dem Gesetz. Dieses will, dass Absolution oder Condemnation nur nach vorhandener *Gewissheit* der Schuld oder Unschuld erfolgen solle, aber das Gericht erkennt auf das eine oder das andere blos nach der *Wahrscheinlichkeit.* In dem Urtheil spricht das Gericht als solches seine Ueberzeugung mit Gewissheit aus, und doch ist es noch uneins mit sich selbst und zweifelhaft. — Diess sind die Schlüsse des Vfs., die gewiss einen jeden überraschen, und wenigstens anfangs Ueberzeugung abnöthigen. Wir gestehen dieses von uns selbst, bekennen aber auch, dass wir bey genauerer Prüfung uns eines andern überzeugten. Die Sache ist an sich zu wichtig, und der Wahrheit liebende Vf. fodert das Publicum zu laut zur Prüfung aus

Gründen auf, um es bey einer blofsen Anzeige bewenden laſſen zu dürfen. Die Beurtheilung ſelbſt muſs, wie Hr. v. S. ausdrücklich bemerkt, ganz von dem abſehen, was wirklich iſt, ſie muſs von dem Standpunkte des Geſetzgebers ausgehen und ſich fragen: *was ſollte ſeyn?* — Auf dieſem Standpunkte läſst ſich aber ſchon das nicht wohl begreifen, warum in der Auflöſung des Problems zwiſchen Criminalgerichten in Anſehung der Thatfrage und zwiſchen dem Criminalgericht in Anſehung der Rechtsfrage, dem Civilgericht und anderen Collegien ein Unterſchied gemacht wurde. Verſetzt wirklich der Diſſenſus einzelner Mitglieder das Collegium ſelbſt als moraliſche Perſon in den Zuſtand des Zweifels, und begründet derſelbe für das Object der Entſcheidung nur Wahrſcheinlichkeit: ſo muſs von allen moraliſchen Perſonen, welche ſich auf den Zweck des Staats ſelbſt beziehen, die Stimmeneinheit nothwendig gefodert werden. Iſt es nicht ſonderbar anzunehmen: ein Civilgericht darf bey blofser *Wahrſcheinlichkeit* über ein ſtreitiges Privatrecht unter der Form der *Gewiſsheit* und *Wirklichkeit* entſcheiden? Geräth es denn nicht ganz in dieſelben Widerſprüche, die der Vf. von dem über die Thatfrage nach Majorität entſcheidenden Criminalgericht behauptet? Iſt die bürgerliche Juſtiz weniger heilig, als die Criminaljuſtiz? — Wir wenden eben dieſes auf die Rechtsfrage in Criminalgerichten an, und folgern aus den Vorderſätzen des Vfs.: da die Entſcheidung ſo lange nur wahrſcheinlich iſt, als nicht alle einig ſind: ſo muſs bis zu dieſer Einigkeit der Beſchluſs ausgeſetzt werden, denn das Geſetz will, daſs ein Verbrechen nur mit *der* Strafe, nach Art und Grad, belegt werde, die er mit *Gewiſsheit* verſchuldet hat, bey dem entgegengeſetzten Verfahren, aber würde es eine Strafe zuerkennen, ungeachtet es ſich ſelbſt der Gefahr bewuſst ſey, daſs es entweder durch zu gelinde Beſtrafung dem Staat oder durch ein zu hartes Strafübel dem Verbrecher unrecht thue. Der Vf. findet den Grund ſeiner Unterſcheidung darin, weil in den zuletzt genannten Fällen kein Aufſchub durch ein *non liquet* möglich ſey. Darauf antworten wir: 1) da wir mit dem Vf. auf dem Standpunkte des Geſetzgebers ſtehen, und uns alſo das Poſitive keine Norm und Gränze für unſre Schlüſſe ſeyn kann: ſo müſsten wir, unter Vorausſetzung der blofsen Wahrſcheinlichkeit der Meynung einer Majorität, ſchlechterdings folgern, daſs der Geſetzgeber ein ſolches *non liquet*, wo es, nach dem beſtehenden Poſitiven noch nicht gilt, verſtatten müſſe. 2) Liegt keinesweges in der verſchiedenen Natur des Civil- und Criminalrichters ein Grund, welcher blofs dieſem und nicht auch jenem eine Ausſetzung des Erkenntniſſes bis zur Auflöſung des Zweifels durch die Stimmeneinhelligkeit nach allgemeinen Principien verſtattete. Im Weſentlichen ſind beide gleich. Jener entſcheidet über ein ſtreitiges Recht zwiſchen Privatperſonen, dieſer über ein ſtreitiges Recht zwiſchen dem Staat und einem Unterthanen, als wahrſcheinlichem Uebertreter; jener unterſucht: ſind die Thatſachen vorhanden, an welche von dem Civilgeſetz ein Recht geknüpft worden iſt? Dieſer: ſind die Thatſachen vorhanden, mit welchen von einem Strafgeſetz eine Strafe verknüpft worden iſt? Setzt jener ſeine Entſcheidung aus: ſo iſt zu befürchten, daſs die Parteyen ſich ſelbſt Recht ſchaffen durch Privatgewalt; ſetzt ſie dieſer aus: ſo iſt zu fürchten, daſs der freygelaſſene Verdächtige an dem Staat ſeine Miſſethat wiederhole. Kommt alſo dieſem ein *non liquet* zu: ſo kann es auch jenem zukommen, und es *ſoll* ihm nothwendig zukommen, ſobald jene Theorie des Vfs. begründet iſt. In Anſehung der Entſcheidung des Criminalgerichts über die Art und den Grad der Strafe, bey vorher einſtimmig anerkannter Schuld, ſcheint zwar die Behauptung des Vfs., daſs ein Aufſchub nicht möglich ſey, Grund zu haben, aber ſie ſcheint dieſes nur ſo lange, als man ſich mit dem Vf. durch Nebenrückſichten von der Conſequenz abbringen läſst. Freylich würde es höchſt nachtheilig ſeyn, gegen den für ſchuldig erkannten die Straffentenz auf ſo lange zu ſuſpendiren, bis dem Diſſentirenden die Ueberzeugung der übrigen geworden ſey, welches wohl in manchen Fällen niemals geſchehen könnte: aber dieſer hohe Nachtheil würde doch nicht zu rechnen ſeyn, gegen die grobe Ungerechtigkeit des Gerichts, das bey der Fortdauer des perſonificirten Motivs zum Gegentheil, bey ſeinem Zweifel über die Gerechtigkeit der Entſcheidung, die Strafe gleichwohl als das Reſultat einer reellen Gewiſsheit unter der Form entſchiedener Gerechtigkeit pronuncirte. 3) Die ganze Vorausſetzung: „wenn ich handeln *muſs* und alſo das Handeln nicht ſuſpendiren kann: ſo darf ich nach der Wahrſcheinlichkeit auch beſtimmen, wenn ich gleich nicht *gewiſs* bin, daſs ich *rechtmäſsig* handele: dieſe Vorausſetzung können wir nicht als gültig anerkennen. Das *Müſſen*, von dem dieſe Regel ſpricht, kann keine *phyſiſche* Nothwendigkeit bedeuten ſollen. Denn wenn Naturgeſetze mir das Unterlaſſen unmöglich machen: ſo iſt die Naturnothwendigkeit an und für ſich ſelbſt ausſchlieſsend äuſserer Grund, des Handelns und da kann denn von einer Beſtimmung des Willens nach Gründen der Gewiſsheit oder Wahrſcheinlichkeit gar nicht die Rede ſeyn. Es kann alſo dieſe Regel nur ſo viel ſagen, wenn ich handeln *ſoll*, und das Handeln nicht unterlaſſen *darf*: ſo etc. Wir aber glauben, daſs die Regel geradezu *umzukehren* ſey: wenn ich nicht von der *Rechtmäſsigkeit* der Handlung *vollkommen* gewiſs bin: ſo *ſoll* ich ſie *unterlaſſen* und *darf* gar nicht *handeln*. Denn handele ich bey blofser Wahrſcheinlichkeit des Rechts: ſo handle ich mit dem eignen Bewuſstſeyn der Gefahr ein Unrecht zu begehen, und dieſes kann weder Recht noch Pflicht ſeyn. Wie kann alſo der Vf. eine Pflicht zum Handeln vorausſetzen, und daraus eine Erlaubniſs zu einer Handlung unter einer ſolchen Vorausſetzung ableiten, die wenn ſie vorhanden iſt, jene Pflicht geradezu aufhebt? Hat daher nicht jene Regel den Sinn: weil es Pflicht iſt zu handeln: ſo iſt es erlaubt pflichtwidrig, mit der Gefahr einer Ungerechtigkeit, zu handeln? — Durch das bisher geſagte erweiſt ſich die Inconſequenz dieſer Theorie und die Unhaltbarkeit des Grundes, der

die

die angebliche Ausnahme von der als nothwendig behaupteten Stimmeneinhelligkeit begründet. Nicht weniger sind wir überzeugt, dafs das Hauptthema selbst weder rechtlich, noch politisch haltbar sey. Seine Beurtheilung hängt von der Beantwortung zweyer Hauptfragen ab: I. *Ist Einführung der Stimmeneinhelligkeit nothwendig zu einer gerechten Criminal-Justizverwaltung?* II. *Widerspricht es dem Wesen eines Collegiums, dafs die in Ansehung der Thatfrage vorhandene Meynung der Mehrheit zum Beschluss der Gesammtheit werde?* — Die erste Frage würde nur dann bejaht werden können, wenn die Stimmeneinhelligkeit *an sich* zur gröfseren objectiven Gewifsheit des zu entscheidenden Factums nothwendig wäre. Und dieses läfst sich nicht behaupten. Es wird das Urtheil in einer Rechtssache einem Individuum darum nicht allein überlassen, weil die *übereinstimmende Einsicht mehrerer* ein psychologischer Grund für die Richtigkeit ihrer Ueberzeugung ist. Sollte nun der Dissensus oder die Nichteinstimmung anderer Individuen an sich ein Grund seyn, die Gewifsheit einer von andern einstimmig anerkannten Thatsache zu bezweifeln: so würde jeder einhellige Ausspruch jedes noch so grofsen Collegii als zweifelhaft erscheinen müssen, weil der Einstimmung seiner Glieder dennoch die Nichteinstimmung oder auch der Dissens anderer Individuen entgegenstande, und gar kein Grund in der Natur der Sache liegt, warum nur die Einstimmung einer gewissen zufällig bestimmten *Zahl* von Menschen die Gewifsheit begründen soll. Um ganz überzeugt zu werden, dafs von der Einhelligkeit eines Collegiums die objective Gewifsheit der Thatsachen nicht abhänge, denke man sich zwey Collegien, das eine von fünf, das andere von zehn Beysitzern; jene fünf sind einhellig, in diesem letzten sind neune einstimmig gegen *einen* Dissentienten. Kann man nun die Einhelligkeit jener fünf für einen Grund der Gewifsheit nehmen, während man die Wirksamkeit jener *neun* einhelligen Stimmen verwirft? Ist dort eine gröfsere Bürgschaft für die Rechtlichkeit und Wahrheit des Erkenntnisses, als hier? Unmöglich. Wenn also die *Einhelligkeit gegebener* Mitglieder an sich kein Grund einer gröfseren Gewifsheit ist: so folgt, dafs sie nicht nothwendig sey zu einer gerechten Justizverwaltung, dafs sie an sich weder dem Unschuldigen gegen den Staat, noch dem Staat gegen den Verbrecher eine gröfsere Sicherheit gewähre. Aber so viel ist aus der von uns oben angegebenen Rücksicht gewifs, dafs in dem Collegium nicht *jede* Majorität entscheidend seyn dürfe, sondern das Gesetz die Majorität nach dem Verhältnifs eines vollkommnen Uebergewichts bestimmen müsse. Nicht etwa eine Stimme, wohl gar die Decisivstimme des Präsidenten, darf die Majorität bilden, sondern diese mufs nothwendig seyn, wie z. B. wenn $\frac{2}{3}$ oder $\frac{3}{4}$ der Stimmen, als Majorität constituirt sind. Denn nun kann, vorausgesetzt, dafs das Collegium selbst mit einer gehörigen Anzahl Mitglieder besetzt ist, der Staat, nach allen Regeln der Erfahrung als gewifs annehmen, dafs die übereinstimmende Einsicht der überwiegend mehrern die richtige sey. — Was die zweyte Frage anbetrifft: so hat sie im Grund der Vf. selbst schon verneinend beantwortet, indem er in mehrern Fällen selbst die Majorität zuläfst. Er bejaht sie blofs durch seine Vordersätze, welche aber weder an sich, noch in ihrer Anwendung auf den Beschluss über die criminalrechtliche Thatfrage das zu Erweisende erweisen. Aus der Abstimmung der einzelnen Beysitzer mufs der Beschluss *hervorgehen;* aber es ist eine willkürliche Voraussetzung, dafs darum die Stimme des Beysitzers ein *Theil* des Gesammtbeschlusses seyn müsse; sie ist *Motiv* in der *Berathschlagung*, so ferne sie mit *Gründen* unterstützt ist, aber nicht an und für sich, blofs als abweichende Stimme, ein Zweifelsgrund, es ist daher auch nur willkürlich angenommen, dafs die abweichende Stimme einen Zweifel des Richters, als moralische Person mit sich selbst begründe. Ist Stimmenmehrheit eingeführt: so ist die Ueberzeugung der Mehrheit nach dem Gesetz und nach den Regeln der Erfahrung für die *wahre*, die Thatsache, die ihren Gegenstand ausmacht, für *gewisse* Thatsache zu achten und diese Ueberzeugung ist nur zugleich wahre und gewisse Ueberzeugung der *moralischen Person selbst*, so wie der dieselbe ausdrückende Ausspruch ein Ausspruch der *Gesammtheit* ist, inwieferne nach der Constitution eines solchen Collegiums, der Wille der Mehrheit, dessen Erkennen durch das Abstimmen der Einzelnen möglich wird, den Gesammtwillen der Gesellschaft ausmacht, den alle Einzelnen zugleich als ihren Willen anerkennen, da sich alle einzelnen durch ihren Eintritt in dieses Collegium jeder künftig eintretenden Mehrheit unterworfen haben. Das Collegium ist mit sich selbst *eins*, ihm als moralische Person ist die Thatsache *gewifs*, sobald die constitutionsmäfsige Mehrheit vorhanden ist, obgleich in ihr vorhandene Individuen nach ihrer *Privatmeynung* zweifeln. Der Vf. wendet hiegegen noch ein, wenn dieses sey: so brauche man ja nicht alle Mitglieder zu fragen, sobald schon die zuerst votierenden eine Majorität ausmachten. Aber dieses folgt nicht. Alle müssen gefragt werden um ihre Meynung, weil die Stimme eines jeden Einzelnen *Motiv* in der *Berathschlagung* ist, und das Votum des allerletzten Gründe enthalten kann, wodurch in den übrigen eine andere Ueberzeugung hervorgebracht wird. Es sind also bey der Stimmenmehrheit keine Widersprüche; so wenig als irgend eine Gefahr für Unschuld oder den Staat dadurch begründet wird. Ist die Stimmenmehrheit grofs genug, (welches von der Gröfse des Collegiums an sich und dem Verhältnifs der bestimmten Majorität zur Minorität abhängt): so ist in dieser Rücksicht nicht mehr Gefahr und nicht weniger Gewifsheit, als bey der Stimmeneinhelligkeit eines aus wenigen Mitgliedern bestehenden Collegiums. Auch sind hier die Mittel, schuldig zu finden, den Mitteln, schuldlos befunden zu werden, völlig gleich. Der Staat läfst ja die Majorität gelten gegen sich für den Angeschuldigten, wie darf sich dieser beschwert finden, dafs sie auch gegen ihn für den Staat gilt? Wo ist also Ungleichheit und Gefahr? Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch weiter

der

der Unterſuchung folgen, wenn wir z. B. die Behauptung des Vfs., dafs der Juſtizgang *nicht* durch die Stimmeneinhelligkeit verzögert werde, u. dgl. prüfen wollten. Die wichtigſten Momente glauben wir angeführt zu haben, nicht mit der Anmafsung, über dieſe Angelegenheit abzuſprechen, ſondern nur in der Abſicht, dem ehrwürdigen Vf. und dem Publicum, das ſchon ſo vielen Antheil an dieſer Schrift genommen hat, einige Winke zur weiteren Unterſuchung zu geben.

Ohne Druckort: *Briefwechſel des Fürſten zu A...t mit dem Miniſter von B... g.* Ein Buch für Deutſchlands Edle. 5802. (1802.) 180 S. 8. (16 gr.)

Unſtreitig iſt es herzlich gut mit der Belehrung gemeynt, welche hier ein alter Geſchäftsmann einem jungen, wohlgeſinnten Fürſten ertheilt; ob aber die Lehre ſelbſt immer in der Probe beſtehe, ob ſie auf eine wahrhaft überzeugende Art hergeſtellet ſey, ob der Vortrag dem Zweck vollkommen entſpreche — das iſt eine andere Frage. Wir getrauen uns nicht ſie allgemein zu bejahen. Dieſe Schrift ſcheint uns nicht aus dem Zirkel der Mittelmäſsigkeit herauszutreten, in welchem ſich faſt alle Producte unſerer Gelehrten halten, wodurch ſie auf Erziehung, Ausbildung oder Leitung der Regenten wirken wollen. Unter vielen an ſich wahren und richtigen Sätzen, kommen noch mehrere ſchiefe, unüberlegte oder nicht anwendbare vor; das Seichte und Mittelmäſsige erſtickt das Gute und Treffende. Der Ton iſt durchaus nicht der anziehende, eindringende, wodurch man allein auf Menſchen wirken kann, die nicht viel leſen können, und gewöhnlich nicht gern leſen. Es iſt nicht der Ton, den *Wieland* ſchon in ſeinem goldnen Spiegel und in ſeinem Agathon, und meiſterhafter noch in ſeinen ſpätern Schriften angeſtimmt hat; es iſt der gutmüthige aber ſchläfrige Predigtton, der in politiſchen Vorleſungen unfehlbar dieſelbe Wirkung hervorbringt, als in der Kirche. Anſtatt durch glücklich gewählte Beyſpiele zu lehren, aus denen ſich das hervorſtehende durch kurze Sätze ſo anſchaulich vorlegen läſst, dafs man bey einem gut organiſirten Kopf der Wirkung nicht leicht verfehlt — kramen die unberufenen Mentors Gemeinplätze aus, die ſie zu ermüdender Weitſchweifigkeit ausdehnen, und oft ſo falſch anwenden, dafs der Fürſt, der bey übrigens mäſsigen Einſichten nur einige Menſchenkenntniſs hat, mit Recht geneigt wird, lieber ſich ſelbſt, als einem ſolchen Lehrer zu trauen. So auch unſer redſeliger Miniſter. Er giebt ſeinem, freylich nicht mit ſonderlichem Verſtand fragenden fürſtlichen Freunde, über die möglichſt beſte Einrichtung ſeiner Regierung eine Menge gutgemeynter Lehren, wovon aber nur wenige an ſich richtig ſind, und noch wenigere auf die vorgetragene Weiſe mit Erfolg können in Anwendung gebracht werden. Einige an ſich wichtige Gedanken, z. B. dafs man bey einer auszeichnenden Beförderung das Verdienſt articulire, dafs man den zu befördernden unwiſſentlich eine Probearbeit machen laſſe u. ſ. w. werden durch die Art der Darſtellung ſo wenig gehoben, dafs ſie ſ. von dadurch viel an ihrer Wirkung verlieren. Das meiſte iſt ganz trivial, und wenn gleich nicht ſchlecht, doch auch ſo ganz und gar nicht vorzüglich vorgetragen, dafs wir ſchwerlich uns für einen Fürſten, der ſonſt noch leſen möchte, einige Unterhaltung durch dieſen Briefwechſel für Deutſchlands Edle verſprechen dürfen. Den gröfsten Theil des Büchleins nehmen, als Beylage zu dem ſechſten Briefe von S. 85 an, allerley Gedankenſprüche ein, die der gute Miniſter dem Fürſten auf ſeine Bitte mittheilt als „ein geiſtiges „Schatzkäſtchen, um alle Tage einen Spruch daraus „zu leſen, überdenken und ſeinem Gedächtniſs ein„prägen zu können, um auf dieſe Art mit den einem „Regenten unentbehrlichen Grundregeln in vertrauli„cher Bekanntſchaft bleiben zu können.“ Es iſt aber eine wahre Olla Potrida, die der Miniſter ihm vorſetzt, worin ſich gar viele Ingredienzen finden, die mit der Regierungskunſt fürwahr wenig gemein haben, und die ſelbſt mit dem ſonſtigen Ton des Miniſters einen gar ſeltſamen Contraſt machen. Z. B. N. 34. „Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn ſich „die Seelen einander unmittelbar mittheilen, ſich un„mittelbar anſchauen und berühren, und in einem Au„genblick mehr empfinden, als die Zunge der Muſen „ſelbſt in ganzen Jahren auszuſprechen vermögte.“ Wenn unſere Schriftſteller ſolches Gewäſche vorbringen, indem ſie ſich zu Lehrern der Fürſten aufwerfen, darf man ſich dann wundern, dafs ſie immer noch ein Geſpött der Höflinge bleiben, und dafs die Fürſten gröſstentheils der Meynung ſind, dafs ein Gelehrter eher zu allem tauge, als zu einem Geſchäftsmann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Penig, b. Dienemann u. Comp. in Commiſſ.: *Allgemeiner Heyrathstempel für Verehlichte und Unverehlichte beiderley Geſchlechts.* Jahrg. 1802. N. 1—5. 320 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es iſt hinreichend anzuzeigen, dafs das ſogenannte Heyrathsbureau, worin Ehen ausgeboten und geſchloſſen werden, in Geſellſchaft des Heyrathstempels noch ſeinen Fortgang hat, und dafs ſich in dem Heyrathstempel allerley artige proſaiſche und poetiſche Aufſätze befinden, welche ſich gröſstentheils auf Liebe und Ehe beziehen: denn Aufſätze wie S. 298 ein Beyſpiel merkwürdigen Geizes, oder S. 305 die Anekdote von dem Bauer, der von einem Buchbinder einen alten Eutrop kaufte, weil er das Format und Anſehen ſeines ehmaligen Gebetbuchs hatte, und um den Inhalt jenes unbekümmert war, weil er die Gebete ja auswendig wiſſe, gehören eben ſo wenig hieher als die paar Charaden, welche angehängt ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. May 1803.

OEKONOMIE.

TÜBINGEN, in d. Cotta. Buchh.: *Forſthandbuch* oder Anleitung zur deutſchen Forſtwiſſenſchaft. Zum Gebrauche ſeiner Vorleſungen herausgegeben von *Ludwig Wallrad Medicus*, Prof. bey der Staatswirthſchafts-Hohen-Schule in Heidelberg, Kurfürſtl. Bergrath etc. 1802. 655 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir haben ſeit 20 Jahren eine Menge Lehrbücher der Forſtwiſſenſchaft erhalten, und man ſollte daher glauben, daſs wir deren fürs erſte genug hätten. Allein wenn man bedenkt, daſs jeder Lehrer ſeinen beſondern Plan und ſeine Darſtellungsart hat, wonach ihm beym mündlichen Vortrag nach einem andern als ſeinem Leitfaden Zwang angethan wird, daſs dieſe Wiſſenſchaft immer neuen Zuwachs an Erfahrungen erhält, und die Anwendung derſelben nöthig wird, u. ſ. w. ſo wird man einſehen, daſs der denkende Lehrer leicht veranlaſst werden kann, ſein eignes Lehrbuch zu entwerfen, um ſich und ſeinen Zuhörern die Arbeit zu erleichtern. Bey der vorliegenden Anleitung zur Forſtwiſſenſchaft iſt ohnehin keine Entſchuldigung ihrer Herausgabe nöthig, da ſie nicht leicht von ähnlichen Arbeiten in Anſehung der Leichtigkeit des Plans, der Gründlichkeit und Faſslichkeit der Darſtellung, wodurch ſie nicht bloſs dem Zuhörer, ſondern auch dem weniger geübten Forſtmann ein nützliches überſichtliches Handbuch wird, und der geläuterten und richtigen Einſichten in das ganze Gebiet der ſogenannten gemeinen oder niedern Forſtwiſſenſchaft (von der höhern kommt bloſs die Taxation vor) übertroffen werden wird. Sie umfaſst alles, was einem praktiſchen Forſtmanne, dem die Direction der Forſte nichts angeht, zu wiſſen nöthig iſt. Es wird hinlänglich ſeyn, wenn Rec. den Leſer nur eine kurze Ueberſicht dieſer Schrift, und einige Bemerkungen, die ihm beym Durchleſen beygefallen ſind, mittheilt.

In der *Einleitung* werden die allgemeinen Grundſätze und Begriffe, und die Terminologien, die in der Forſtwiſſenſchaft vorkommen, auseinandergeſetzt und erklärt. Hierauf theilt der Vf. die ganze Forſtwiſſenſchaft nach ſeinem Plane in folgende drey Theile: A. Die *Forſtbotanik* begreift die Beſchreibung der merkwürdigſten deutſchen Nadel- und Laubhölzer, und die vorzüglichſten ausländiſchen Holzarten. B. In der *Forſtwirthſchaft* wird a) von der *natürlichen Holzzucht*, und zwar bey Schlagholz-Rinden-Erlenſchlagholzwaldungen, bey der Kopfholzzucht, bey Hochwald, Nadelholz- und gemiſchten Laub- und Nadelholzwaldungen gehandelt. b) Die *künſtliche Holzzucht* giebt die Regeln von der Saat, Pflanzung und Fortpflanzung durch Steckreiſser an. Hierauf wird c) von den *Hinderniſſen der Holzcultur*, und d) von der *nachhaltigen Bewirthſchaftung der Waldungen*, dem Vermeſſen, Taxiren, Eintheilen, Revidiren und Entwerfen des Forſtetats das Nöthige vorgetragen. C. Die *Forſttechnologie* enthält a) die *Fällung* und *Aufbereitung*, b) die *Waldgewerbe*, c) den *Transport*, und d) die *Anſtalten zum Debit des Holzes*. Ein *Anhang* giebt mit Wenigen die zahme und wilde Thiernutzung der Wälder an. — Man wird aus dieſer Ueberſicht ſogleich die Einfachheit des Plans erkennen. — Es ſind nun noch einige Bemerkungen zu machen übrig. 1) Wenn der Vf. S. 270 ſagt, daſs die Natur der Sache in Anſehung der Quantität des zu erlangenden Holzes für die Schlagholzwaldungen zu ſprechen ſcheine: ſo iſt dieſs gegen die neuern genauern Erfahrungen, die auch Rec. in einerley Locale zu machen Gelegenheit hat, obgleich auch der von ihm angeführte Satz ſeinen Grund hat, daſs in der Nähe groſser Städte, wo man mehr Brenn- und Kohlholz als Bau- und Nutzholz braucht, die Schlagholzwaldungen oft vorzüglicher ſind. 2) In Anſehung des Oberholzes nimmt der Vf. mit *Uslar* an, daſs man auf jedem Morgen 2 ſtarke, 6 Mittelbäume und 12 Stangen ſtehen laſſen müſſe. Allein nach Rec. vieljähriger Erfahrung iſt dieſs zu wenig, beſonders wenn man einen Rothbuchenbeſtand erhalten will; da rechnet er bey 40jährigen Umtriebe auf die Winterſeite 7 angehende Bäume, 14 Oberſtänder und 21 Stangen, und auf die Sommerſeite (es iſt von bergigen Gegenden die Rede) 8 angehende Bäume, 16 Oberſtänder und 24 Stangen. Die auf ſolche Art behandelten Waldungen haben ſich immer am beſten befunden. Daſs übrigens dieſs Oberholz aus natürlichen Urſachen nicht alle bis zum nächſten Abtrieb ſtehen bleibt, weiſs jeder praktiſche Forſtmann. 3) S. 285 nennt es der Vf. eine ganz veraltete Meynung mancher Forſtmänner, daſs man ſtets im friſchen Holz hauen, d. h. bey jedem Hiebe einige Zoll des jungen Holzes ſtehen laſſen müſſe. Allein dieſe alte Erfahrung hat ihren guten Grund, weil in dem dickrindigen Wulſt des alten Hiebes nicht leicht neue Lohden ausbrechen. Die Hauptſache iſt, beym erſten Hieb die Stangen ſo nahe als möglich über der Erde abzuhauen. 4) Wenn er S. 323 ſagt, daſs die Weiſstannen nur auf Vorbergen und niedern Gebirgen wachſen, und in dem kalten Klima hoher Gebirge nicht mehr gedeihen: ſo iſt dieſe Behauptung gegen Rec. Erfahrung, da in mehrern Gegenden Deutſchlands, z. B. auf dem Thüringerwalde, die Weiſstannen auf

den höchſten Gebirgen entweder allein, oder mit Fichten oder auch Rothbuchen vermiſcht zu der anſehnlichſten Höhe und Stärke erwachſen. In ſogenannten Lehdengebirgen gehört das hier Geſagte für die Kiefer, und dieſe kömmt nicht einmal in der zweyten Region derſelben gut fort, ſondern wächſt kurz und krüpplig. Wenn man in einer Gebirgsgegend vier Terraſſen annimmt (wie man dieſs gewöhnlich kann): ſo gehören auf die erſte oder das neuere Kalchgebirge, wenn man es nicht zu Schlagholzwirthſchaft anwendet, Fichten, auf die zweyte oder das neue Sandlager Kiefern, auch Fichten, auf die dritte oder das alte Flötzgebirge Weiſstannen und auf die vierte oder das Urgebirge Fichten. Auf der zweyten und dritten kömmt auch der Lerchenbaum ſehr gut fort, vorzüglich wenn in erſterer Rückſicht der Sand etwas bindend, d. h. mit Lehm oder Thon vermiſcht iſt. 5) Die aus dem Forſtjournal I, 1. S. 75 entlehnte und empfohlne Erfahrung, daſs die jungen Weiſstannen auf ſolchen Schlägen die 2—3 Fuſs hoch mit Reiſsig, und halb oder ganz verfaulten Holz bedeckt ſind, am beſten aufkommen, iſt ſchnurſtracks gegen Rec. vieljährige Beobachtung, ſo daſs er in gebirgigen Gegenden noch keine Pflanze an ſolchen Stellen hat aufkommen ſehen. Die Saamen gehen nämlich, wie die Waldleute ſagen, wie Leſn auf, die Pflänzchen ſind aber ſo weichlich, wie wenn ſie in einem Miſtbeete gezogen wären, und fallen alle, Rec. ſagt mit Fleiſs alle, bey der geringſten Hitze im Sommer oder Froſt im Herbſte um. Wenn daher Rec. Weiſstannen ziehen will: ſo wird der angehauene Ort von der locker liegenden Streu entblöſst, daſs der Saame auf den feſten Boden gelangen kann, und nur auf dieſe Art erlangt man wieder Weiſstannen-Wuchs. Indeſs wollen wir darum obige Erfahrung gar nicht ableugnen, da dort die Verſchiedenheit des Terrains den Grund der verſchiedenen Behandlungsart enthalten kann.

Strasburg, b. König: *Anleitung die zahmen Tauben ſowohl mit Nutzen als Vergnügen zu unterhalten und zu erziehen*, von *Johann Chriſtian Friedrich Landbeck*. 1802. XII. S. Vorr. 148 S. Text. 8. (10 gr.)

Der Vf. verſichert in der Vorrede, daſs er dieſe Anleitung aus vieljährigen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen geſchrieben habe; dieſs hat denn Rec. auch gefunden, doch glaubt er, daſs die meiſten Vorſchriften dem Taubenliebhaber ſchon bekannt ſeyn werden. Diejenigen aber, die ſich eine Taubenzucht anlegen wollen, und noch nicht hinlänglich unterrichtet ſind, werden an dem Vf. einen ſichern Leiter finden. Er unterſcheidet *Feld-* und *Hoftauben*, jene variiren in der Farbe, dieſe an andern Körpertheilen, doch ſteht mit Unrecht die in Sachſen gewöhnliche *Pariſer Taube* (*Columba galeata*) unter letztern. *Columba Oenas* ſoll die Stammmutter der Feldtauben ſeyn, allein dieſe iſt vielmehr *Columba domeſtica* als eigene Species, wie man ſie noch wild in England, Italien etc. antrifft, und welche aſchgrau von Farbe iſt, mit weiſsem Bürzel, zwey ſchwarzen Flügelbinden und ſchwarzer Schwanzſpitze. Nicht bloſs Reinheit der Farbe und Zeichnung iſt dem Vf. zur *Aechtheit einer Taubenvarietät* hinreichend, ſondern er verlangt auch noch folgende vier Kennzeichen. 1) Die Tauben, welche an Kopf und Hals weiſs ſind, müſſen einen weiſsen Ober- und Unterſchnabel und braunrothe Augen haben. 2) Diejenigen, welche an Stirn oder Oberkopf gefärbt d. h. ſchwarz, roth u. ſ. w. ſind, müſſen einen ſchwarzen oder braunrothen Schnabel und hochrothe Augen haben. 3) Alle einfarbigen Tauben, nur die weiſsen ausgenommen, müſſen einen dunkelbraunen oder ſchwarzen Schnabel und hochrothe Augen haben. 4) Wenn Oberkopf oder Stirn weiſs iſt, muſs auch der Oberſchnabel weiſs ſeyn. Als ein untrügliches Kennzeichen, *Tauber* und *Täubin* zu unterſcheiden, giebt er die *Naſenhaut* an, die bey erſtern allzeit *gröſser*, breiter und dicker oder mehr aufgeſchwollen, auch *weiſser* oder eigentlich mehliger iſt, als bey der Täubin.

Da die Liebhaberey in Anſehung der verſchiedenen Farbentauben local iſt: ſo ſind manche übergangen worden, die in andern Gegenden Deutſchlands für ſehr ſchön gehalten werden, z. B. die mehligen und lerchenköpfigen Weiſsſchwanzbläſſen. Unter den vierfarbigen wäre auch die ſeltene ſchwarze Spielart mit weiſsem Oberkopf, weiſser Bruſt- und Flügelbinden und weiſsem Schwanz des Erwähnens werth geweſen. Rec. hat ſie zweymal mit ſchwarzen Weiſsſchwanzbläſſen und Staarenhälſen erzogen. Unter den Trommeltauben ſind die ganz weiſsen die ſeltenſten, die mit ſchwarzer Bruſt aber die regelmäſsigſten; Rec. hat auch einmal einen Tauber gehabt, der ganz ſchwarz mit weiſsen Flügeln war. Auf die Mevchentaube hätte eigentlich, dem Schnabel- und Körperbaue nach, die Pfauentaube folgen ſollen. Wenn der Vf. S. 50. ſagt, daſs die Perückentaube nicht ſo groſs als eine Feldtaube ſey: ſo müſſen ſie in ſeiner Gegend anders als in Sachſen ſeyn. Hier ſind ſie der Regel nach gröſser, geſtreckter und haben längere Flügel. Uebrigens können wir, wie geſagt, das Buch allen Anfängern empfehlen. Es enthält eine gute und richtige Anweiſung, wie man Tauben anſetzen, ſeltene Tauben bald vermehren, ſie alle gehörig pflegen und warten ſoll. Es wird daher das verſprochene zweyte Bändchen, wie man die wilden Tauben in Schlägen erziehen und unterhalten ſolle, den Freunden dieſer Vögel gewiſs willkommen ſeyn.

Leipzig, in d. Verlagsh. d. von Seckendorfiſchen Schriften: *Forſtrügen* von *Adolph Freyherrn von Seckendorf*. Wer ſich fühlt dem gilts. *Vierter Theil*. 1802. 222 S. 8. (16 gr.)

Rec. hat es ſchon bey der Anzeige der vorhergehenden Theile erwähnt, daſs dieſe Sammlung von Forſtrügen hauptſächlich in der Hinſicht für Kammern, Forſtämter u. dgl. intereſſant ſeyn müſſe, weil ſie hier auf Fehler, Betrügereyen und Vernachläſſigungen der Forſtbedienten, Jägerburſche, Holzhauer etc. aufmerk-

merkſam gemacht werden, die der Regel nach nicht zu ihren Ohren gelangen. So wie in den vorhergehenden Theilen, ſo laufen auch hier Abhandlungen mit unter, die ihrer Stelle nicht werth oder doch ganz unbedeutend ſind. Was ſoll in aller Welt z. B. der Aufſatz über *Froſchmäuſerey*, wo ein Hühnerhund auf dem Felde Mäuſe ausſcharrt, während der Jäger, der gern Froſchkeulen ißt, ſich Heckenfröſche haſcht? Uebrigens fehlt auch zuweilen noch immer die gehörige Beſtimmtheit in Ausdruck. Man weiſs z. B. nicht mit Gewiſsheit, was das für *Krähen* ſind, deren Schieſsen er im dritten Aufſatz rügt, die ganz unſchädlich ſeyn ſollen, und mit deren Fängen und Schnäbeln man Betrug treibt. Wenn der Leſer nicht weiſs, ob es *Corvus Corone* oder *Frugilegus* iſt: ſo kann er die Wahrheit der Angaben nicht beurtheilen. Es iſt wahrſcheinlich die *Saatkrähe* gemeynt, die man ſo häufig in den Sächſiſchen und Altenburgiſchen Feldhölzern antrifft. In der Abhandlung *ob die Blätter auf das Wachsthum der Bäume Einfluſs haben*, vermiſst man die nöthigen phyſiologiſchen Vorkenntniſſe. Statt der *Italiäniſchen Pappel* hätte Rec. lieber die *Canadiſche* empfohlen.

Hadamar, in d. neuen gel. Buchh.: *Grundſätze der Forſt-Direction.* Von *Georg Ludwig Hartig*, Fürſtl. Oranien-Naſſauiſchem Oberforſtrathe etc. 1803. 308 S. 8. (nebſt vielen Tabellen.) (2 Rthlr. 6 gr.)

Das was man bisher über dieſen Zweig der höhern Forſtwiſſenſchaft kannte, waren nur Bruchſtücke und einzelne kurze Data. Es iſt daher für das Forſtpublicum eine ſehr angenehme Erſcheinung, daſs ein Mann von den Kenntniſſen und der Erfahrung des Vfs., ſich dem Geſchäfte unterzogen hat, eine ausführliche Darſtellung dieſes wichtigen Gegenſtandes dem Drucke zu übergeben. Hier werden denn nun die noch dem alten Schlendrian fröhnenden Finanz- und Kammercollegien finden, wie es noch allenthalben ihren forſtlichen Einrichtungen an Planmäſsigkeit, Ueberſicht und Vollkommenheit fehlt, und daſs ihre ſo gut gefundenen alten Einrichtungen ſich gar nicht mit dem groſsen Zwecke vereinbaren laſſen, den eine ſo wichtige Sache, wie die Waldungen ſind, erheiſcht. Möchten doch alle die Forſtmänner, welche allen neuen Grundſätzen im Forſtweſen Hohn ſprechen, und alle Collegien, die ſich um eine beſſere Forſtverfaſſung zu bekümmern nicht der Mühe werth halten, durch dieſe Schrift aus ihrem Schlummer geweckt und zum Nachdenken über eine ſo wichtige Staatsſache gebracht werden! Rec. hat weiter nichts nöthig, als den wichtigen Inhalt derſelben anzugeben, und zu verſichern, daſs ſie nicht bloſs wichtige, ſondern auch ausführbare Grundſätze enthält, und daſs ſich alle Vorſchriften, ſo verſchieden auch das Forſtperſonale in einem Staate eingerichtet ſeyn mag, (und welche Einrichtung ſich oft nicht ändern läſst), auf eine leichte Art modificirt, in Anwendung bringen laſſen. *Zuerſt* werden die Grundſätze überhaupt, nach welchen das Forſtweſen organiſirt ſeyn muſs, vorgetragen; *alsdann* wird in 20 Kapiteln über folgende Gegenſtände gehandelt. 1) Von der Einrichtung einer zweckmäſsigen Forſtverfaſſung und dem Geſchäftsgange bey derſelben überhaupt. 2) Von der Bildung des Forſtdienſt-Perſonals. 3) Von der Vertheilung der Wirkungskreiſe beym Forſtweſen. 4) Von Beſtimmung der Beſoldung für die Forſtdienerſchaft. 5) Von Beſtimmung der Grundſätze für die Holzzucht. 6) Ueber die Forſtpolizey und den Forſtſchutz. 7) Von Erhaltung der Forſthoheits- und anderer Rechte. 8) Von der Forſtſicherung und dem Forſtbenutzungs-Etat. 9) Von Vergleichung der Natural-Production der Forſte mit den Bedürfniſſen der Bewohner des Staats. 10) Von der Adminiſtration und Verpachtung der Waldnutzungen. 11) Ueber die Gewinnung und Formung der Waldproducte. 12) Ueber den Transport derſelben. 13) Ueber die Verwendung und Vertheilung derſelben. 14) Ueber die zweckmäſsigſte Methode ſie zu verkaufen. 15) Ueber die Beſtimmung des Holzmaaſses. 16) Von Beſtimmung der Preiſe für die Forſtproducte. 17) Von den Forſt-Geld-Etats. 18) Von dem Forſtrechnungs- und Controlweſen. 19) Vom Forſtgeld-Receptur- und Caſſenweſen. 20) Ueber die Inſtructionen der Forſtdienerſchaft, wobey die Inſtruction für die Holzhauer und Holzbaumeiſter, für die Köhler und Köhlermeiſter, für die Förſter, Revierforſtbedienten, Oberförſter, und die dirigirenden Oberforſtbedienten entworfen, und eine Ueberſicht der Forſt- und Jagdgeſchäfte nach ihrer Zeitfolge befindlich iſt. Angehängt iſt eine Nachricht über des Vfs. Forſtanſtalt.

Leipzig, b. Gräff: *Unächter Acacienbaum.* Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieſer in ihrer Art einzigen Holzart, von *F. C. Medicus. Fünfter Band. Zweytes und drittes Stück.* 1802. Von S. 125—288. 8. (12 gr.)

Der Herausgeber ſagt in der Einleitung, daſs die Hefte nun ſparſamer auf einander folgen würden, da die Lehre von der Vermehrung und Anpflanzung nun ſchon weitläuftig genug abgehandelt worden wäre, und daſs man ſich dabey die etwa noch nöthigen Regeln, die das Locale erfoderten, durch die Praxis ſelbſt abſtrahiren müſste. Dieſe Hefte enthalten wieder mehrere Verſuche von gerathenen und miſsrathenen Anpflanzungen des Acacienbaums und ihren Urſachen. Das Vorzüglichſte iſt wohl die Erfahrung, die der Herausgeber bey dem Abtriebe des Mannheimer Acacienwäldchens gemacht hat. Von dem gefällten Holze war ½ fünfjährig und ½ erſt vierjährig, und nach einer vergleichenden Berechnung erhielt man von 1 Acker zu 160 Quadratruthen 13½ Klafter Prügelholz (à 144 Cubikſchuh) und 775 Wellen. Hiermit vergleicht er *Hartigs* Angabe des höchſten Ertrags von 30jährigen Schlagholzwaldungen, wo der Acker 14 Klaftern Prügelholz und 400 Wellen abgiebt. Darnach muſs alſo ein Acker Acacienwald 81 Klaftern Prügelholz und 4650 Wellen in der Zeit abwerfen, und bey einem 120jährigen Umtriebe eines Buchenhochwaldes (nach *Har-*

Hartig zu 92 Klaftern und 1600 Wellen berechnet) 324 Klaftern und 18600 Wellen betragen. — Mehrere Verſuche haben den Vf. auch gelehrt, daſs zu beſſerer und ſicherer Reproduction der Lohden die Stangen einige Zoll über dem Boden abgehauen werden müſſen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Gerard: *Les deux Borgnes, ou Lady Juſtina Dunbar; par Charlotte Bournon-Malarme*, de l'Academie des Arcades de Rome. 1803. T. I. II. III. 8.

In der Literaturgeſchichte der franzöſiſchen Romane unterſcheidet die Vfn. drey Epochen und drey Claſſen. Unter Ludwig XIV. zeichneten ſich die Romane, ſo wie der Hof, durch feine und delicate Galanterie aus; unter Ludwig XV. herrſchte ſowohl bey Hofe als in den Romanen weniger Galanterie als Libertinage. Den Geſchmack an ſolchen Romanen, deren Schauplatz in Burgtrümmern, Kloſterhallen, Raub- und Grabhölen liegt, datirt die Vfn. ſeit der Epoche des franzöſiſchen Terrorismus; ſchon lange vorher indeſs verbreitete ſich, ohne Einwirkung von ſolchem Terrorismus, dieſer Geſchmack am Schauderhaften, theils in England, theils in Deutſchland. Geſchah es aus unſchicklicher Uebertragung von Shakeſpears Theater-Scenen in die Romanenwelt, oder liegt es nicht überhaupt in der Natur des menſchlichen Geiſtes, daſs, wenn er einmal des einfachen Naturgenuſſes ſatt iſt, er ſich zum Unnatürlichen, zum Schimäriſchen und Ueberſpannten hinneigt? Auch in dieſem Romane, ſo wie in den frühern vereinigt die Vfn. treue und rührende Sittengemälde mit theatraliſchen Ueberraſchungen; nur ſind die Begebenheiten theils zu ſehr auf einander gehäuft, theils nicht immer wahrſcheinlich und natürlich genug weder verwickelt noch entwickelt. Von mancher Seite haben die Schickſale der Juſtina Aehnlichkeit mit den Schickſalen von Richardſons Clariſſa; freylich nehmen jene einen glücklichern Ausgang. Der Herzog von Clidesdale iſt ein zweyter Lovelace, jedoch weit unedler als dieſer. Unter Juſtinens Liebhabern erregt Carlsbrook im Anfange zu viel Theilnahme, als daſs ihn die Vfn. am Ende mit ſo wenig Theilnahme hätte ſollen abtreten laſſen.

Basel, b. Thurneiſen: *The Plays of William Shakſpeare*, Vol. XIX. 378 S. Vol. XX. 576 S. Vol. XXI. 332 S. Vol. XXII. 371 S. Vol. XXIII. 294 S. 1801. u. 1802. gr. 8. (3 Rthlr.)

Was bey dieſer Ausgabe geleiſtet iſt, und was man dabey noch geleiſtet zu ſehen wünſchen möchte, darüber hat ſich Rec. bey der Anzeige ihrer erſten Bände hinlänglich erklärt. Mit den fünf gegenwärtigen werden die Schauſpiele geendigt. *Cymbeline*, *Titus Andronikus*, *Perikles*, *K. Lear*, *Romeo und Juliet*, *Hamlet* und *Othello*, ſind die darin enthaltenen Stücke; und von den drey letzten nimmt hier jedes einen vollen Band ein. Es ſollten nun noch *Shakſpeare's* Gedichte, und die ihm gemeinglich noch beygelegten Schauſpiele, auch *Ayscough's* Regiſter, eine Art von Shakſpeariſcher Concordanz, folgen; um aber die Wünſche der Leſer nach *Pope's* Werken deſto früher zu befriedigen, wollen die Herausgeber dieſelben jenen Supplementen zum *Sh.* vorausgehen laſſen. Von den Kupfern zu dieſer Ausgabe, die nach denen des *Shakſpeare's* im Kleinen copirt werden, hat man zu den bisher gelieferten ſechszig Blättern die Lieferung der übrigen nächſtens zu erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. Ohne Druckort: *Einrichtung und Geſetze der vaterländiſchen Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens.* 16 S. 8.

Programm über die Beſchäftigungen und den Zweck der vaterländiſchen Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens. (Mediciniſche Abtheilung.) 72 S. 8.

Programm über die Beſchäftigungen und den Zweck der vaterländiſchen Geſellſchaft der Aerzte und Naturforſcher Schwabens. (Naturhiſtoriſche Abtheilung). 1802. 64 S. 8.

Der Plan dieſer gelehrten Geſellſchaft, an deren Spitze Hr. Hofrath *Mezler* ſteht, iſt gut angelegt, und, wenn die Geſetze nur gröſstentheils beobachtet werden: ſo können die Wiſſenſchaften gewinnen, und das Wohl des Landes dadurch befördert werden. Nur iſt es nicht ganz deutlich: wie, nach §. 14. der Präſident ſich an die Regierungen des Landes anſchlieſsen, und die Sache der Geſellſchaft zur Sache des Staats machen kann. Auch wird das Geſetz §. 19. daſs jedes active Mitglied, deren nur 10—18 ſeyn ſollen, alle Jahre einen kleinern Aufſatz, und alle zwey Jahre eine gröſsere Abhandlung liefern ſoll, ſchwerlich genau erfüllt werden.

Die mediciniſche Abheilung der Geſellſchaft beſchäftigt ſich hauptſächlich mit phyſiſch-mediciniſchen Topographieen, mit phyſiologiſchen, thieriſch-chemiſchen, meteorologiſchen, mit Unterſuchungen einheimiſcher Arzneyen, mit Hippokratiſchen und therapeutiſchen Beobachtungen, mit der Thier- und Staats-Arzneykunde. Aufſätze aber, die zu ſehr das Metaphyſiſche der Naturphiloſophie bearbeiten, kann ſie nicht aufnehmen. Redigirendes Mitglied für dieſe Abtheilung iſt D. *Stütz*.

Die naturhiſtoriſche Abtheilung, deren redigirendes Mitglied Freyherr von *Schreckenſtein* iſt, hat ihren Plan offenbar zu weit ausgedehnt; denn er erſtreckt ſich nicht allein auf die ganze Naturgeſchichte, Oekonomie und Technologie, ſondern ſogar auf Geſetzgebung, Geſchichte, Alterthümer u. ſ. f.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. May 1803.

TECHNOLOGIE.

ERFURT, b. Keyser: *Kampanologie*, oder *praktische Anweisung, wie Läut- und Uhrglocken verfertigt, dem Glockengiesser veraccordiret, behandelt und repariret werden*; u. s. w. Ein Handbuch, vorzüglich für diejenigen, welchen die Erhaltung etc. und Aufsicht der Glocken zu besorgen, obliegt. Von *Joh. Gottfried Hahn*, etc. 1802. XVI u. 238 S. 8. mit 2 Kpf. (18 gr.)

Fast alle Zweige der bürgerlichen Gewerbswissenschaften sind in unsern Tagen mehr oder minder bearbeitet; die Glockengiesskunst am allerdürftigsten. Alles was man darüber bey *Garzoni*, den spätere Schriftsteller benutzten, antrifft (s. dessen *Schauplatz* etc. S. 437 ff. Frankf. 1619), ist blofs aus dem seltenen Buche *Vannuccio Biringoccio's Pirotechnia. Li dieci libri della pirotechnia etc.* Lib. VI. p. 76 etc. entlehnt, wo gezeigt wird, wie die Glocken gegossen, der Schalon dazu gezeichnet, aus Ton dazu gemacht, die Glocken aufgehängt, und die geborstenen gelöthet werden sollen, (nach der 2ten ital. Originalausgabe, Venedig, 1558. 4.); *Weigel*, *Sprengel* und zum Theil *Nagel*, sind dem deutschen *Garzoni* gefolgt; und was in *Donndorf's* Natur und Kunst, 3r Band, S. 387 ff. vorkommt, hat die Glockengiesserkunst um wenige Schritte erweitert; besser sind die gelegentlichen Aufsätze darüber in *Hildts Handlangs-Zeitung* vom Jahr 1785. S. 211 ff.; vom Jahr 1789. S. 66 ff. und vom Jahr 1794. 6s St. gerathen, welche aber noch immer mangelhaft und unvollständig bleiben. Unser Vf. führt vorzüglich *Krünitz* an; aber auch dieser weifs nicht mehr als seine Vorgänger. Desto mehr verdient der Vf. Dank, dafs er als praktischer Sachkenner eine Arbeit unternahm, die nicht so leicht Jemand zu liefern im Stande war. Bey dem Vf. tritt nämlich der günstige Umstand ein, dafs er und seine Familien-Vorfahren, fast in einem Zeitraume von beynahe 100 Jahren im Gothaischen Meister dieser Kunst waren. Ueberdiefs hat der Vf. das Ganze des Glockengusses im ausgebreitetsten Sinne des Worts, wie die Bestand- und Nebentheile der Glocken, und wie die wesentlichsten Vorrichtungen beschaffen und eingerichtet seyn müssen, mit einer nicht jedem praktischen Künstler zu Gebote stehenden Deutlichkeit und dabey in einem so bescheidenen Tone vorgetragen, dafs es schwer hält, den Vf. zu tadeln, falls er das Eine oder Andre nicht völlig so mittheilt, als es von andern Meistern der Kunst, die Rec. bey Anzeige dieser Schrift, zu Rathe gezogen hat, praktisch veranstaltet wird.

Der Vf. behandelt das Ganze in acht Kapiteln. *Erstes Kapitel. Von Verfertigung und dem Gusse der Glocken* (S. 23 — 43). Hier werden die Kunstbenennungen an einer Glocke, die Verfertigung der Formen, der Maafsstab für die Glocken, und das Formenbret beschrieben, auch die Art und Beschaffenheit des Lehmens zu den Formen, der Glockenofen und die zu kleinen Glocken erfoderlichen Tiegeln erwogen. Das *zweyte Kapitel* (S. 44 — 85) lehrt uns, was bey dem *Umgusse und der Veraccordirung der Läutglocken*, mit dem Glockengiesser zu beobachten ist. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dafs der Staat gegen seine Bürger und Einwohner verpflichtet sey, für ansässige Glockengiesser zu sorgen; die Vorschläge, die deshalb der Staatspolizey gemacht werden, würden in Ländern, wo für dergleichen Künstler noch nicht gesorgt worden, zu befolgen seyn. Ueberhaupt ist dieses Kapitel wichtig. Der Vf. zeigt, worauf es vorzüglich beym Umgusse alter Läutglocken ankomme, und was dem Glockengiesser durch Verdünstung des Feuers, an Metallzusatz vergütet werden müsse, wobey er das Giefslohn besonders in Anschlag bringt, aus welchem dann das Verdingebefteck neuer Läutglocken, in Rücksicht ihrer Schwere, Verhältnisse, Zierrathen, Aufschriften, Ton und Harmonie, der Transport der alten und neuen Glocken, das Herunter- und Hinaufbringen der Glocken von und auf die Thürme, u. dgl. zusammengesetzt und so anschaulich dargestellt wird, dafs jede Stadtobrigkeit, jeder Kirchenvorsteher daraus zuverläfsige Belehrung schöpfen kann. Nicht minder wichtig ist das *dritte Kapitel* (S. 86 — 125), die *Charakteristik einer guten Glocke und eines schönen Geläutes*, oder die erfoderlichen Eigenschaften der Läutglocken in Rücksicht ihres Metalls, ihrer Verhältnisse, äufsern Form, ihres Klanges, ihrer Harmonie und Schwere geschildert. Man lernt hier die Eigenschaften des Glockenmetalls, Form und Proportion der Glocken, ihre äufsere Beschaffenheit und ihr Ansehn, die Eigenschaften des Klanges, der Töne und Harmonie, der Weite, Höhe und Schwere kennen, wobey sich eine Tafel für jeden Ton durch drey Octaven findet. Der Vf. setzt das *ungestrichene* C (als Unisonus) fest, für das er einen Glockendurchmesser von 10 Fufs 8 Zoll — Lin., und durch Berechnung eine Schwere von 44800 Pfd. (das ist: den Centner zu 110 Pfund gerechnet 407 Ctr. 30 Pfd.) bestimmt. Das *dreygestrichene* C hält demnach 1 Fufs 4 Zoll Diameter, wenn die Glocke 87 Pfund

wiegt. — Hiebey bringt der Vf. folgende Regel bey: Wenn der Durchmeſſer gegeben iſt: ſo kann die Höhe und Schlagdicke der Glocke auf die Art berechnet werden: „Dividire den Diameter durch 14, ſo erhält man die Schlagdicke der Glocke (im Raume); dieſe mit 11 vervielfältigt, giebt die Höhe.“ (Wer ſieht hier nicht das geometriſche Verhältniſs, das ſich auf Wiſſenſchaft, Natur und Erfahrung gründet? Wir wollen dieſs durch Beyſpiele auf Glockenform anwenden. Die zu Olmüz in Mähren in dem mittlern Dom Thurme hängende groſse Glocke, von 358 Ctr., die gröſste aller Glocken in den Oeſterreichiſchen Staaten, die ſelbſt noch die Wiener, welche nur 354 Ctr. wiegt, an Schwere und Gröſse übertrifft, und neulich bey dem am 1 März 1803 durch einen Wetterſtrahl im Domthurme entzündeten fürchterlichen Brande, glücklicher Weiſe gerettet ward, müſste nach obigem Verhältniſs, nur einen Durchmeſſer von 9 Fuſs 4 Zoll $6\frac{4}{11}$ Lin. haben; denn $407\frac{1}{11}$ Ctr. : 10 Fuſs 8 Zoll, = 358 Ctr. : 9 Fuſs 4 Zoll $6\frac{3}{11}$ Lin. Dieſs iſt aber nicht der Fall: Zuverläſſigen Nachrichten zufolge, hält dieſe Glocke gerade 10 Fuſs Durchmeſſer und beynahe $31\frac{1}{2}$ Fuſs Umkreis, auch 9 Fuſs 10 Zoll Höhe. Dieſs Verhältniſs iſt irregulär und der Tonleiter ſowohl, als der geometriſchen Proportion zuwider; daher kommt es, daſs dieſe Glocke, die nicht die gehörige Schlagdicke hat, und den Schallton durch die unverhältniſsmäſsige Höhe nicht gehörig aushauchen kann, das *ungeſtrichene D* auf keine, etwas entfernte Diſtanz mittheilt. Im Gegentheil müſste ſie, um ihre Beſtimmung völlig zu befriedigen, nach ihrer ſo eben erwähnten Schwere, nur 9′ 4″ $6\frac{4}{11}$‴ Diameter; und nach Hn. *Hahn's* Generalregel berechnet, 8 Zoll $\frac{8}{11}$ Lin. Schlagdicke im Saume, dagegen aber 7 Fuſs $4\frac{4}{11}$ Zoll hoch ſeyn; erſt dann, da übrigens die Metallverhältniſſe in gedachter Glocke in richtiger Ordnung ſtehen ſollen, würde ihr Ton der Erwartung entſprechen können). *Viertes Kapitel* (S. 126 — 162) *Von der weſentlichen Einrichtung der Theile und Vorrichtungen, welche an den Glocken angebracht werden müſſen, um ſie mit oder ohne Bewegung läuten zu können.* Hier werden die Nebentheile einer Glocke überhaupt, die Eigenſchaften des Klöppels, deſſen Verhältniſſe der Schwere und Gröſse zur Glocke, die Befeſtigung des Klöppels an die Glocke, die Einrichtung des Helms und deſſen Beſchaffenheit in Abſicht der Vereinigung mit der Glockenkrone, die Glockenzapfen, Pfannen, u. dgl. aber im Beſondern abgehandelt. Daſs auch auf die Einrichtung des Glockenſtuhls, und auf Vorrichtungen, die Glocken durch Ziehen, Treten, Klöppeln etc. in Bewegung zu ſetzen, und ſogar auf eine Maſchine Rückſicht genommen worden, wodurch die Glocken von ſelbſt läuten, darf kaum erwähnt werden; hievon handeln vorzüglich §. §. 23 — 35. *Fünftes Kapitel* S. 163 — 185. *Von der Behandlung und Aufſicht der Läutglocken, während und auſser ihrem Gebrauche.* Alles was hiezu erfodert wird, zeigt der Vf. mit praktiſcher Ausführlichkeit, wohin auch die Behandlung der Läutglocken gehört, wenn ſie zum Uhr- oder Stundenſchlagen etc. beſtimmt ſind. Sogar die Glockenpolizey wird abgehandelt. Endlich kommt im *ſechſten Kapitel* S. 189 — 205 das *Repariren ſchadhafter Läutglocken* vor. Wie fehlende, abgebrochene, und ausgeriebene Glockenhenkel, — abgeriebene oder abgebrochene Hängeeiſen etc. ergänzt und verbeſſert werden ſollen; wie ausgeſchlagene und zerſprungene Glocken repariret, ausgefeilt oder ausgeſagt und gelöthet werden müſſen, hat der Vf. in 17 §phen hinlänglich gezeigt. Er geht dann im *ſiebenten Kapitel* S. 206 — 231 zu den *Glocken und Kappen für die Thurmuhren und Glockenſpiele* über, die eine ganz andere Behandlung in Eintheilung der Metalle, Form und Verfertigung als die der Läutglocken erfodern, welches alles mit vieler Gründlichkeit in 30 §phen gelehrt wird. Beſonders intereſſant iſt der Unterricht von der Beſchaffenheit und Einrichtung der Spielglocken durch Uhrwerke; nur iſt das Hiſtoriſche unvollſtändig. So beſonders verdient ausgehoben zu werden, daſs die bisherige Behauptung einiger Schriftſteller: das Glockenmetall (Glockenſpeiſe) müſſe auch Silberzuſatz erhalten, wenn die Töne derſelben, ſowohl jede für ſich, als in Verbindung mit andern, eine ſchöne Harmonie und wohlklingend rein geſtimmt werden ſollten, ein bloſses Mährchen ſey; und daſs 1 bis 2 Procent Zuſatz reines Silber allerdings die Glocken vertheuren, aber ihren Klang nicht verbeſſern würde. Die beſten Läutglocken müſsten nur $\frac{4}{5}$ Kupfer und $\frac{1}{5}$ Zinn, oder um ihren Klang an Reinheit zu ſtimmen, $\frac{4}{5}$ reines Kupfer und $\frac{1}{5}$ vom beſten engl. Blockzinn zur Glockenſpeiſe haben (ſ. S. 210. §. 5); die Uhr- und Spielglocken erfoderten aber $\frac{1}{16}$ oder $\frac{1}{18}$ Kupfer und $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{18}$ reines engliſches Zinn. (Rec. pflichtet den beiden letzten Verhältniſſen völlig bey; ein ſtärkerer Zuſatz von Zinn würde die Glocken ſpröde machen, und ſowohl im Läuten als beym Spielen der Uhrglocken, zumal bey groſser Kälte, zum Springen reizen; ein Umſtand, der, ſelbſt im heiſseſten Sommer, wenn die Pulſe im Läuten oft eine halbe Stunde und länger anhalten, folglich die Glocken ſehr warm werden, ſehr leicht eintreten kann, welche Gefahr aber leicht abzuwenden iſt, wenn bey Läutglocken $\frac{4}{5}$ reines Kupfer und $\frac{1}{5}$ feines engliſches Zinn; zu Uhrglocken aber $\frac{1}{16}$ Zinn und $\frac{1}{16}$ Kupfer genommen wird. Dieſs ſind die anerkannteſten Verhältniſſe; wiewohl bey einigen Diſcantglocken, bey Spieluhren auf Thürmen das Verhältniſs von $\frac{1}{18}$ Kupfer und $\frac{1}{16}$ Zinn Statt finden kann. Rec. hat von einem Amſterdamer Künſtler folgende Proportion erhalten: $\frac{1}{256}$ Theil Silber, $\frac{1}{16}$ Theil beſten engl. Blockzinn, und $\frac{1}{18}$ Theil reines Kupfer, woraus alle Diſcantglocken vom *zweygeſtrichenen C* bis zum *dreygeſtrichenen F* gegoſſen werden müſſen, wenn ſie, wie die Kappen, die meiſtens bey *dreygeſtrichen C* anfangen, ihrer Abſicht genügen ſollen. Die Baſsglocken bis zum *eingeſtrichenen H*, behalten aber ihr Verhältniſs 6 : 4 = 10, welches auch bey den meiſten holländiſchen Glockenſpielen angebracht worden.) Von der Beſchaffenheit der Glockenſpiele ſcheint der Vf. ebenfalls genau unterrichtet zu ſeyn. Er theilt die Glockenſpiele in *fünferley*

ley Arten ein, nämlich in A, B, C, D und F Chorton, welchen 36000, 30000, 24000, 20000, und 12 — 15000 Pfund für das sämmtliche Gewicht aller Glockenschwere bestimmt werden. Es wird hinzugesetzt: das Glockenspiel auf dem Amsterdamer Rathhause habe die tiefste Stimmung und habe A Chorton. (Das ist richtig; als Rec. noch vor 2 Jahren dasselbe zum drittenmale sahe, stellte er mit dem Glockenisten und zwey andern Kunstverständigen Versuche über die Tonleiter und die technische Beschaffenheit der einzelnen Glocken dieses Spiels an. Die Anzahl der Glocken dieses künstlichen Spiels ist 36, die zusammen 28000 Pfund Amsterdamer Gewicht, oder 280 Centner wiegen, und drey volle Octaven spielen. Die dazu erfoderliche Notentrommel, oder Walze, die 56 Fuss in senkrechter Tiefe unter den Glocken horizontal liegt, besteht aus gegossenem Kupfer, ist bronzirt, hält 7½ rhein. Fuss im Durchmesser, wiegt 4474 Pfund Amsterdamer Gewicht, und regiert ein Clavier von 60 Tangenten, nämlich 30 für den Bass, und 30 für den Discant. Anderer schönen Glockenspiele, die Rec. in Holland, Braband, Flandern und England gesehen hat, nicht zu gedenken.) Mit Recht räumt der Vf. dem Glockenspiele auf der Potsdamer Garnisonkirche den Vorzug vor dem auf der Berliner reformirten Pfarrkirche ein; es ist eins der schönsten in Europa, indem es vom *ungestrichenen C Chorton* bis ins *dreygestrichene F* geht. — Den Beschluss macht das *achte Kapitel* (S. 232—238) vom Waschen, Schmelzen, und dem Gebrauche des Metallkrätzes, welches man von Glocken sammelt, die in Feuersbrünsten verunglückt sind. Auch dieser Abschnitt ist für die Glockenpolizey sehr gemeinnützig, indem darin, so wie im ganzen Buche, mit der strengsten Wahrheitliebe, Ueberzeugung und Pünktlichkeit Lehren vorgetragen werden, welche man nirgend so umständlich und gründlich, als hier geschehen, behandelt findet.

In der vorangestellten *Geschichte* (S. 1—22) über den Ursprung etc. der Glocken, hat sich der Vf. zu sehr an *Krünitz* gehalten. Er hätte aber auch, in Absicht der ältesten Geschichte der Glocken, auf die Stellen im *Lucian* (s. Op. omn. Tom. III. cap. 24 et 31. pag. 245 und 254. ed. Bipont. vergl. *Salengre* Thesaur. ant. Tom. II. p. 1177), *Horaz* (s. Lib. I. Satyr. 6), *Plinius* (s. Lib. XXXVI. cap. 6), *Isidorus* (s. Etymolog. Lib. XVI. c. 19), und Andere Rücksicht nehmen, und wegen der S. 17 — 22 angeführten grossen und berühmten Glocken in und ausserhalb Deutschland, *Boden's astronomisches Jahrbuch* für 1799. S. 199, auch dessen *Samml. astronomischer Abhandlungen 3ter Supplem. Bd.* S. 185, und die Nachrichten des berühmten *la Lande* in einem Schreiben vom 9 April 1799 an den Hr. etc. *von Zach* in Gotha (s. dessen *geographische Ephemeriden* für 1799. Junius, S. 632) benutzen sollen, so würden manche hier fehlende Gegenstände historisch vollständiger gerathen seyn! — Doch diese kleinen Mängel mindern keinesweges das Verdienst, das der Vf. sich durch dieses Buch erworben hat.

FREYBERG, b. Craz: *Neues Bergmännisches Journal*, herausgegeben von *Hoffmann*. *Dritten Bandes fünftes und sechstes Stück.* 1802. 383 S. 8.

Mit diesem Doppelstück ist nun der dritte Band des Neuen Bergmännischen Journals vollendet. Die Aufsätze, die es enthält, sind: 1) *die Erzaufbereitung auf dem Berggebäude, Junge hohe Birke, Fundgrube bey Freyberg*, in technischer und ökonomischer Hinsicht beschrieben zu Ende des Jahrs 1798, von dem nun verstorbenen Schichtmeister *Erler*. In 52 Paragraphen werden hier alle Arbeiten bey der Erzaufbereitung dieser Grube, als: das Ausschlagen über Tage und in der Grube, das Reinscheiden in der Scheidebank, die Klaubwäsche, Setzwäsche, das nasse Pochwerk und die Herdwäsche aufs genaueste und faslichste beschrieben, in der Folge aber wird von dem Oekonomischen der Aufbereitung in drey Abschnitten gehandelt. 2) *Ueber den Einfluss des Braunsteins bey der Erzeugung des Eisens, im Grossen, von Herrn Stünkel* d. j. Hr. St. unterscheidet sehr richtig zwischen weissen strahligen und braunsteinhaltigen Erzen geblasenen, und grauem körnigen Roheisen, und behauptet, dass nur das erstere zum Stahlmachen recht tauglich sey. Das graue körnige Roheisen gehe bey der Verarbeitung zu Stahl zu leicht aus dem rohen Zustande in den des geschmeidigen Eisens über. 3) *Einige literarische Notizen über die Verbreitung des Wernerischen Systems der Mineralogie, im Auslande.* Es haben wenig Wissenschaften so schnelle Fortschritte gemacht, wie die Mineralogie, welches man allerdings dem verdienstvollen *Werner* zu verdanken hat. Durch die Einrichtung der Bergakademie zu Freyberg erhielt derselbe Gelegenheit, seine Kenntnisse mehrern Ausländern mitzutheilen, daher gegenwärtig Spanien, das spanische Amerika, Italien, England, Dänemark und Frankreich mineralogische Schriften nach Wernerischen Grundsätzen aufzuweisen haben, dessen nicht zu gedenken, was in Deutschland in dieser Rücksicht geleistet worden ist. 4) *Einige Bemerkungen über die Regalität der Stein- und Braunkohlen in Kursachsen*, in Bezug auf einen Aufsatz in den Magdeburg-Halberstädtischen Blättern. Es hatte sich vor einiger Zeit ein Rechtsstreit zwischen dem Königl. Preuss. Bergamte Wettin, und einigen Privatis, über das Braunkohlenregal erhoben, der jedoch zu Gunsten des königl. Bergamts entschieden worden seyn soll. Von diesem befindet sich eine Nachricht in gedachten Blättern, zu welcher in der Folge ein Ungenannter Nachträge und Berichtigungen lieferte, in welchen verschiedene Sätze angefochten werden. Diese Einwendungen nun werden hier sehr gründlich widerlegt. 5) *Ueber Braunkohle und Braunkohlenregal in dem Saalkreise und der Grafschaft Mannsfeld*, in Bezug auf die Berichtigung der Braunkohlenlagen durch sachverständige Männer, im September 1800. Da dieser Aufsatz gerade am unschicklichsten Orte, am Ende eines ganzen Bandes, abgebrochen worden ist, und erst dann eine Beurtheilung erlaubt, wenn er geendigt seyn wird; so ist Rec. ausser Stande, sich darüber

darüber zu äussern. Er beginnt mit einer kurzen Darstellung des Rechtsstreites, und wird wahrscheinlich mit einem mineralogischen Beweise, dass das bestrittene Fossil wirklich Braunkohle, und nicht Torf sey, endigen. Auf jeden Fall scheint der ungenannte Vf. für diesen Endzweck zu weit auszuholen. 6) *Verzeichniss instruktiver Modelle vom innern Grubenbaue*, welche bey dem Gräfl. Thunischen Bergmeister, *Lescher*, zu Freyberg, zu haben sind. Rec. kann diese Modelle, die alle Theile eines Grubenbaues, Bergmaschinen, Hüttenmaschinen und Mühlwerke aufs reinlichste nach dem verjüngten Maasstabe gearbeitet, darstellen, aus Ueberzeugung empfehlen, so wie auch die Crystallmodelle dieses Künstlers, die hier nicht mit angezeigt worden. 7) *Kurze Nachrichten.* — *Vauquelin* hat im Oisanit gefunden, dass er, so wie Werners Rutil, oxydirtes Titan ist. Nach Cordier ist Saussur'es rinnenförmiger Strahlstein ebenfalls Titanit. *Proust* fand in Werners Spargelsteine, dass die Kalkerde darin mit Flussspath- und Phosphorsäure verbunden war. *Vauquelin* und *Smith* fanden in durchsichtigen Borazit-Crystallen Nichts, als Talkerde mit Boraxsäure. *Coulomb* bewies, dass alle natürliche Körper, ohne Ausnahme, die magnetische Polarität besässen. *Pontier* endlich entdeckte in Frankreich chromiumsaures Eisen.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Abbildung der eisernen Waaren. Zweytes Heft.* Ohne Jahrzahl, klein Fol. 12 Kupfertaf. und 1 Bogen Erklärung derselben. (1 Rthlr.)

In diesem Hefte liefert der ungenannte Herausgeber Abbildungen von Steinkohlenkaminen, Oefen und Oefenkasten zur Feuerung mit Steinkohlen und mit Holze, Kochheerden, Brat- und Backöfen, Dreyfüssen, Ofentöpfen, Kapellen zum Sandbade, Schmelzpfannen, Tiegeln, Grapen, Mörseln, Fuskratzeisen, Thürklopfern, Gartenwalzen, Pferderaufen und andern in der Hauswirthschaft u. s. w. brauchbaren eisernen Waaren und Geräthen, die sich durch ihre Eleganz sowohl, als durch andere gute Eigenschaften sehr vortheilhaft auszeichnen; sie verdienen also eben das Lob, das wir den in dem ersten Hefte dieses Werkes (1801. N. 147) abgebildeten Gittern, Einfassungen u. s. w. ertheilt haben, und wir wünschen, dass der Eifer, mit welchem die Direktoren der Hütten zu Malapane, Gleiwitz und Kreuzburg, und ihre Untergebenen ihre Geschäfte betreiben, anerkannt, und sie, in Rücksicht der Kosten, die sie auf die Verfertigung dieser und anderer wirklich schönen und, unsers Erachtens, nicht übermässig theuren Waaren wenden, durch einen reichlichen Absatz derselben, schadlos gehalten werden mögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke d. Jüngern: *Der Umgang mit Weibern*, wie er ist und seyn sollte. Mit einem Kupfer. 1802. XX u. 218 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Titel ist zwar modisch und enthält eine Lieblingsformel des Tages: „wie er ist und seyn sollte", aber er entspricht dem Inhalt nicht: denn wer denkt sich unter dem Umgange mit Weibern gerade oder ausschliessend den Geschlechtsgenuss, wovon diese Schrift handelt, die vom Vf. der bändereichen Gynäologie herrührt, und wohl als ein Theil oder Anhang dieses Werkes betrachtet werden kann. Freylich dringt der Vf. auf Humanisirung des brutalen Geschlechtstriebes, mithin auf die eheliche Verbindung, weil nur in dieser der Naturtrieb der Bestimmung und Würde des Menschen vollkommen gemäss befriedigt werden kann. Sein Werk holt etwas weit aus, und mischt sehr viel von Kants praktischer Philosophie und insonderheit von der Formel des Sittengesetzes ein, was entweder ganz übergangen oder nur in der Kürze angedeutet werden konnte. Indess sieht man schon hieraus den Geist und die Grundsätze, denen der Vf. folgt, und die auch seine Gynäologie auszeichnen. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte. Der erste handelt von der Sittlichkeit des Geschlechtsgenusses, dem Naturzweck des Geschlechtstriebes, den darauf Beziehung habenden Pflichten, dem Einfluss desselben auf den Charakter und der nothwendigen Verbindung mit den übrigen Anlagen zur Beförderung der Humanität. Der zweyte von den Quellen der ausschweifenden Geschlechtslust, der fehlerhaften Erziehung, besonders in Rücksicht des Gefühlvermögens, dem Verderbniss durch Lectüre, Religion, Lebensart und Luxus, Sprache und Umgang, Gesetzgebung und Gesetzverwaltung, besonders in Rücksicht der Verführung der Unschuld, Staatsverfassung, stehende Heere (aus einer Ordre des Gen. v. Schliefen an die Leibwache des Landgrafen von Hessen-Cassel wird die Stelle ausgehoben, worin es heisst: grobe Verbrechen, Diebstahl, meineidige Entweichung u. s. w. machten zum Dienst bey der Leibwache unfähig: sonst fordre man vom Kriegsmann eben nicht *den dem Mönche vorgeschriebnen Wandel!*"), das ungeheure Personale von Civilbedienten; der dritte Abschnitt handelt von der Verbesserung der Sittlichkeit überhaupt und der ausgearteten Geschlechtslust insonderheit; er verbreitet sich über die Erziehung des Menschen zum Menschen und über die Verbesserung der bürgerlichen Verfassung, vorzüglich in Bezug auf Geschlechtslust, und verweilt am längsten bey der Beleuchtung und Entkräftung der Scheingründe, die man für die Nützlichkeit der Bordelle und der Concubinate angeführt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. May 1803.

GESCHICHTE.

Leipzig, in d. Dykſch. Buchh.: *Die Hildesheimſche Stifts-Fehde des Jahres* 1519. Vom Archiv-Aſſiſtenten *Delius* zu Wernigerode. 1803. 336 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Hildesheimſche Stiftsfehde, d. h. der kurze Krieg, welcher im erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts zwiſchen Hildesheim und Lüneburg einer-, und Braunſchweig-Wolfenbüttel und Calenberg anderer Seits als Hauptintereſſenten geführet wurde, iſt ein hiſtoriſches Ereigniſs, an das ſeit langen Jahren wohl nur der eigentliche Geſchichtsforſcher und der ſachkundige Hildesheimiſche Staatsbürger gedacht hat, wenn er den für das Fürſtenthum Hildesheim noch jetzt wohlthätigen Folgen bis auf ihre Quellen nachzuſpüren veranlaſst wurde. Für alle übrige Deutſche hat dieſe Begebenheit, deren anfängliche auſserhildesheimſche Reſultate ſeit mehr als 150 Jahren wieder aufgelöſt ſind, längſt alles Intereſſe verloren, und es gehörte ein Vorgang dazu, wie der neueſte Reichsfrieden, um nur ſelbſt die Idee, daſs an der beſondern Erzählung dieſer Begebenheit das Publicum wohl einigen Antheil nehmen könne, zu erwecken. Der Vf. hatte aber, der Vorerinnerung zu folge, noch eine nähere Veranlaſſung zum Nachforſchen über dieſen Theil der Hildesheimſchen Geſchichte, nämlich die Anſprüche, welche bekanntlich vom Kurhauſe Braunſchweig an dieſes bisherige Hochſtift gemacht wurden. Ihm hat die Richtigkeit der für dieſelben aufgeſtellten Gründe nicht ſogleich einleuchten wollen; daher hat er die Geſchichte der Stiftsfehde ſtudiert, und iſt dadurch gleichfalls nicht veranlaſst, die Kurbraunſchweigſchen Anfoderungen für richtig zu halten. Hierin liegt der wahre Geſichtspunct, aus welchem dieſe Schrift zu betrachten iſt. Es wird darin die Geſchichte dieſes Streites vollſtändig erzählt, mit der unverkennbaren Abſicht, die Meynung des Vfs. über jene Streitfrage zu rechtfertigen, und daher dürfte wohl, trotz der Verſicherung des Vfs., daſs er, als ein entfernter Zuſchauer, völlig unparteyiſch geblieben ſey, der aufmerkſame Leſer ſich veranlaſst finden, wenn auch nicht in die vorgetragenen Thatſachen ſelbſt, doch wenigſtens in die Darſtellung des Vfs. und die von demſelben gezogenen Reſultate einiges Miſstrauen zu ſetzen. Uns kommt es nicht zu, die rechtlichen Gründe der vom Kurhauſe Braunſchweig geäuſserten Anſprüche an das Fürſtenthum Hildesheim zu unterſuchen, auch wäre dieſs jetzt ein völlig unnützes Geſchäft, da der Reichsfrieden bereits über das Fürſtenthum endlich entſchieden hat, und die vermittelnden Mächte, gegen des Vf. Meynung, in Hinſicht auf Kurbra unſchweigſche Anſprüche an Hildesheim, dieſem Hauſe das Hochſtift Osnabrück angewieſen haben.

Bey dieſer Anzeige der vorliegenden Schrift haben wir es nur mit ihrer Würdigung als eines hiſtoriſchen Products zu thun. In dieſer Hinſicht nun läſst ſich derſelben das Verdienſt einer anſchaulichen, lebhaften Darſtellung, und einer guten, wenn gleich hie und da gezierten, von bekannten neuern Hiſtorikern zum Theil ſichtlich copirten. Schreibart nicht abſprechen, und eben ſo wenig iſt der Fleiſs und die Beleſenheit des Vfs. in denjenigen Schriften, aus welchen die Geſchichte jener Zeit oft mühſam zuſammengetragen werden muſs, zu verkennen. Man wird ſich daher dieſes Buches als einer Anweiſung bedienen können, wo und was man etwa in mehreren einzelnen Schriftſtellern über dieſe Materie finden könne; aber nur dann erſt mit vollſtändigem Nutzen, wenn man mit weiſem Miſstrauen in die Darſtellung des Vfs., die Thatſachen in den angezeigten Quellen ſelbſt aufſucht, nach Vergleichung mit dem, was andere Geſchichtſchreiber älterer und neuerer Zeit über dieſe Angelegenheit zuſammengeſtellt und gedacht haben, die Reſultate daraus ſelbſt zieht, ohne ſich weder von dem Vf. für die Hildesheimſche, noch von andern, für die entgegengeſetzte Seite vorher einnehmen zu laſſen.

Zuerſt giebt der Vf. Rechenſchaft über die vornehmſten von ihm genutzten Quellen: ſämmtlich Druckſchriften, die dem Kenner der Braunſchweigiſch-Hildesheimſchen Geſchichte nicht fremd ſind. Vor der kurzen Recenſion dieſer Schriften iſt billig zu warnen, da der Vf. alle, ſelbſt die beſten und unbefangenſten Schriftſteller, ſobald ſie nur in den Braunſchweigſchen Landen wohnten, der Einſeitigkeit ſelbſt dann noch verdächtig macht, wenn ihre Lebenszeit ſo ſehr entfernt von jenem Zeitraume war, daſs ein Grund der Partheylichkeit, oder gar Verſtellung der Wahrheit, nicht füglich aufgefunden werden kann; wie denn ſelbſt der achtungswerthe *Spittler*, dem in Anſehung der Diction der Vf. ſo gern folgen möchte, dieſem Urtheile nicht entgangen iſt.

Hierauf folgt eine *Einleitung von der Erwerbung des Landes* S. 1—74. die man in dieſer Ausdehnung hier nicht leicht ſuchen wird, an ſich betrachtet aber manche gute Nachrichten enthält. Doch müſſen wir den mit dieſer Specialgeſchichte nicht bekannten Leſer warnen, dem Vf. hierin nicht *alles* aufs Wort zu glauben. So dürfte das, was von der Grafſchaft Winzenburg geſagt iſt, in manchen Puncten vielleicht nä-

her zu prüfen seyn, und die gegebene Geschichte der Herrschaft Homburg legt augenscheinlich dar, dass der Vf. hierin nicht recht zu Hause sey. Hr. D. redet z. B. von einem Vertrage, der über die Burg Homburg nebst Zubehör im J. 1411 geschlossen seyn soll, den er aber nicht gesehen hat, und worin das *unstreitige* Recht des Bischofes zu Hildesheim an diese dem Gesammthause Braunschweig zuständige Herrschaft *wahrscheinlich* anerkannt sey, ohne den wenigstens anscheinenden Widerspruch zu heben, der aus der Voraussetzung eines solchen Vertrags, den niemand kennt, (wenigstens hat ihn der fleissige Hempel in seinem bekannten Invent. dipl. Sax. inf. III. 34. nicht angeführt) mit der notorischen Thatsache entsteht, dass im J. 1433 Hildesheim einen Theil dieser Herrschaft zum Unterpfande für ein dem Hause Braunschweig vorgestrecktes Darlehn annahm, wie er selbst S. 42 u. fg. erzählt. Was über die Grafschaft Peine gesagt wird, scheint dem Rec. wenigstens mangelhaft, und die flüchtigen Bemerkungen über die Grafschaften Hallermund und Spiegelberg, welche dem Kurhause Braunschweig theils unmittelbar, theils mittelbar gehören, bedürften einer völligen Umarbeitung, ehe sie für zuverlässig erklärt werden können. Wohl ist es daher zu rathen, dem Vf. in diesem Abschnitte seines Werkes, worin er zum Theil so ganz von dem abweicht, was andere bewährte Schriftsteller über diese Gegenstände sagen, nur mit Vorlicht zu trauen, damit nicht seine nur mit flüchtiger Feder entworfenen Nachrichten diesem ohnehin schon dunkeln Theile der Hildesheimischen Specialgeschichte noch mehrere Verwirrung veranlassen. — Auch scheint es dieser Darstellung an Vollständigkeit zu fehlen; wenigstens vermisst Rec. die Geschichte der Aemter Steinbrück, Steuerwalde, Marienburg; wenn diese nicht auf eine unbegreifliche Weise unter dem allgemeinen Namen der Grafschaft Peine mit verstanden seyn sollen.

Die eigentliche *Geschichte der Stiftsfehde*, die dem Geschichtsforscher bekannt genug ist, enthält, wie wir bereits bemerkt haben, keine neuen Aufschlüsse; es kommt daher hier nur noch auf die Würdigung des Verdienstes an, welches der Vf. als Erzähler bekannter Sachen haben könne. Das erste Erforderniss der *Vollständigkeit* wollen wir ihm nicht absprechen, weil wir nicht bemerkt haben, dass wesentliche Thatsachen übergangen wären. Ob ihm aber auch der Ruhm der *Unpartheylichkeit* gebühre, darüber haben wir schon oben einige Zweifel geäussert: hier also nur ein paar Belege dazu. Gleich zu Anfang bemüht sich der Vf. das Beginnen der Fehde von der Seite darzustellen, dass dieselbe als ein völlig unmotivirter, blos aus veraltetem Hasse angefangener, Streit von Seiten Braunschweigs erscheine, und sucht deshalb den von *Koch* in seiner pragm. Gesch. des Hauses Braunschweig mit angeführten Beweggrund, weil Hildesheim die ihm gelosten Homburg-Ebersteinschen Pfandstücke nicht habe herausgeben wollen, in der Note S. 85 mit der Bemerkung aus dem Wege zu räumen, weil nur der Zellesche Linie das Recht zu deren Einlösung zugestanden, und diese dasselbe nicht an Wolfenbüttel könne abgetreten haben, indem von ihr selbst nachher auf Herausgabe geklagt sey. Die Eile des Vfs. die er S. VI der Vorrede entschuldigt, hat ihm vielleicht nicht erlaubt, das so bekannte Buch von *Erath* über die Erbtheilungen des Hauses Braunschweig-Lüneburg nachzusehen; sonst würde er gefunden haben, dass der Vertrag von 1442 die Wolfenbüttel-Calenbergsche Linie allerdings dazu berechtigte. So dürfte denn wohl die Nichtachtung der Lose, und die Weigerung, die Pfandschaften heraus zu geben, nach damaliger Sitte auch ohne alle weitere Veranlassung Grund genug zu einer Fehde gewesen seyn, welche vielleicht nur durch die Verbindung mit dem unzufriedenen Hildesheimschen Adel bedeutender, und durch die Mindenschen Händel umfassender und erbitterter wurde. — Rec. hat es immer geschienen, dass der Ursprung dieser Fehde eben so war, wie bey fast allen andern, dass nämlich beide Theile gleichviel Recht hatten, sich beleidigt zu halten; und so künstlich der Vf. auch die völlige Unschuld der Hildesheimisch-Lüneburgschen Parthey darzulegen sucht: so wirft doch das selbst vom ihm S. 104 zugegebene Zurückhalten dieser Parthey bis zu dem gelegenen Zeitpuncte, als eben Kaiser Maximilian gestorben war, und die unanständige Eilfertigkeit, mit der sie nun sogleich den Kampf begann, (S. 107) auch ohne weitere Untersuchung einigen Schatten darauf, der bey näherer Prüfung leicht dunkler werden dürfte. — Vergebens ist die Bemühung des Vfs., Hildesheim von allem Verdachte einer Theilnahme an den Verbindungen mit Frankreich lossprechen zu wollen. Gesetzt, es war daran unschuldig: so musste doch die Wirkung dieselbe werden. Unbekannt konnten ihm die Lüneburgschen Verhältnisse mit Frankreich nicht seyn; wenn es also dennoch mit Lüneburg sich alliirte: so hatte es auch die Folgen mit einem fast erklärten Gegner der österreichischen Parthey nur sich selbst und seinem Benehmen zuzuschreiben. — Der Verlauf der Fehde und ihr unglückliches Ende für Hildesheim werden gut, und ohne Lücken erzählt: schade nur, dass der Eindruck, den die Schilderung macht, bey demjenigen, der ein solches Buch nicht blos zum Ausfüllen einer müssigen Stunde liest, seine Kraft verliert; wenn er fast durchgehends statt reiner Geschichte bemerken muss, wie der Vf. dasjenige, was geschah, zum Vortheile von Hildesheim darzustellen sucht, und selbst die kleinsten Umstände nicht ungenutzt lässt, welche die Sache der Gegner in den Augen des Lesers verkleinern könnten. Wie glücklich dies zuweilen ausgefallen ist, davon nur ein kleines Beyspiel. S. 163 wird Karls V so leicht und natürlich zu erklärende Neigung für die Braunschweig-Calenbergsche Parthey unter andern dem Umstande zugeschrieben, dass er in Hz. Erichs thätiger Gemahlin Katharine, die Wittwe seines Urgrosoheims verehrte. Das liest sich, so wie es da gestellt ist, ganz hübsch: nur schade, dass es nicht also sich verhält. Catharine war die Wittwe Erzherzog Sieginunds von Tyrol eines Enkels Leopolds III. von Oestrreich, von dessen andern Sohne Ernst dem Eisernen Karl ein Urgrosenkel war. Sieg-

mund

mund war daher nicht der Urgrofsheim Karls, sondern der Sohn seines Urgrofsoheims; Karl hat ihn nie gekannt, da er 1496 starb, und Karl 1500 erst geboren wurde. Auch Katharine war vor Karls Geburt schon wieder an Herzog Erich vermählt. Sie war 1468 geboren, folglich zur Zeit der Fehde über funfzig Jahre alt. Worin könnte nun wohl der Grund der besondern Anhänglichkeit, des kaum zwanzigjährigen Karl an diese Matrone gelegen haben? — Ueber die Rechtmäfsigkeit der Acht wollen wir mit dem Vf. nicht streiten, aber er selbst kann doch nicht leugnen, dafs sie eine ganz natürliche Folge von des Bischofs Nichtbefolgung des kaiserlichen unter dem Präjudiz der Acht gegebnen Befehles war, und Hildesheim mufste wahrlich Karls Charakter sehr wenig kennen, wenn es glauben konnte, er liefse mit sich scherzen. Eben so wenig ist es hier der Ort, die Gründe, weshalb der Quedlinburger Vertrag ungültig seyn soll, zu prüfen, nur will es uns nicht einleuchten, wie die fehlende Zustimmung des Bischofes ihm seine Verbindlichkeit habe rauben können. Es war nicht die Rede von dem geistlichen Stuhle selbst, sondern von einigen damit verknüpften Reichslehnen; dieser war der Bischof durch die Acht verlustig erkläret, daher konnte seine Zustimmung zu einer anderweiten Disposition des Kaisers darüber nicht mehr erfoderlich seyn, und hatte ja hierin einiger Mangel gelegen, weil diese Lehne durch ihre Vereinigung mit dem Bisthume eine Art des geistlichen Gutes geworden waren: so ersetzte dies wohl hinlänglich die Bestätigung, welche zu diesem Vertrage das Oberhaupt der Kirche im J. 1537 ertheilte. — Die Geschichte des Processes erzählt der Vf. weitläufig genug, hebt aber aus den Wechselschriften und sonstigen Actenstücken alle Gründe, die Hildesheim für seine Sache anführte, zu geflissentlich hervor, und stellt die Gründe des Hauses Braunschweig zu sehr in den Schatten, um auch in diesem Punkte, auf Unpartheylichkeit Anspruch machen zu können. Das Ende des Streites ist bekannt genug: das Speyersche Urtheil von 1629 war dem Hause Braunschweig nachtheilig, aber es war noch nicht rechtskräftig, und wer weifs, wie der Ausfall des Processes gewesen wäre, wenn nicht die Zeitläufte und der offenbare Druck der kaiserlichen Obermacht dieses Haus zu dem Vertrage vom Jahre 1643 genöthigt hätten. Dieser war ein Vergleich über einen noch rechtshängigen Proceis. Dessen Wesen erfodert Nachgiebigkeit von beiden Seiten, also Herausgabe eines Theiles von Seiten des Besitzers, Aufgebung der Ansprüche auf das übrige von Seiten der andern Parthey. Nun war bekanntlich das, was Braunschweig zurückbehielt, sehr gering gegen das, was es herausgab, und dennoch scheint es der Vf. zu beklagen, dafs nicht auch dieses noch herausgegeben, mithin das Haus Braunschweig in eine eben so schlimme Lage gesetzt sey, als ob es den Rechtsstreit in allen Instanzen verloren hätte. Ja er bedauert sogar, dafs die Homburg Eberstein'schen Pfandschaften ohne den Pfandschilling zu bezahlen dem Hause Braunschweig verblieben. Gesetzt sie trugen nach seiner Angabe jährlich 20,000 Thaler ein, wie viel hätte denn Hildesheim bey Zulegung einer antichretischen Berechnung über die daraus von 1433 bis 1519 gezogenen Nutzungen noch nach Abtatz des Pfandschillings und der Zinsen heraus zu geben gehabt? Ob die Rechnung über die Nutzungen des inne gehabten Theiles von Hildesheim gegen die aufgewandten Executionskosten, welche das *Stift*, als Verurtheilter, und nicht, wie der Vf. glaubt, das *Reich* hätte bezahlen müssen, sich ganz aufgehoben hätte, lassen wir dahin gestellt seyn, zweifeln aber daran, weil nicht die jährlichen Einkünfte eines Staates oder einzelner Theile desselben, sondern nur der nach Abzug der Administrations-Kosten bleibende baare Ueberschufs, der zur freyen Disposition des Fürsten steht, bey dem Kameralanschlage in Ansatz gebracht werden kann, und dieser dürfte in damaligen Zeiten gering genug gewesen seyn. — Wir glauben daher nicht, dafs selbst der eifrigste Verfechter der Hildesheimschen Sache Grund habe, den Vergleich von 1643 für unvortheilhaft für Hildesheim anzusehen, und am wenigsten dann, wenn er bedenkt, dafs, wenn Braunschweig etwas mehr Ausdauer gegen seine damaligen Bedrängnisse, und den Muth gehabt hätte, noch etwas aufs Spiel zu setzen, um dereinst mehrere Vortheile, zu denen die Aussicht damals freylich höchst ungewifs war, zu erlangen, der Westphälische Frieden höchstwahrscheinlich dem ganzen Hochstifte zu Gunsten Braunschweigs ein Ende dürfte gemacht haben. — Doch da bey den neuesten Veränderungen Deutschlands diese Fragen überflüfsig sind: so schliefsen wir mit der Bemerkung, dafs, wenn der gröfseste Theil des Hildesheimschen Landes empfänglich ist für die weisen Verbesserungen einer neuen Regierung, dieses zum Theil gewifs dem langjährigen Braunschweigschen Besitze mit zuzuschreiben sey, indem während desselben die Grundlage zu einer soliden Befreyung des Landmanns von dem unerträglichen Drucke seiner Gutsherren, so wie zur Aufklärung des ganzen Landes auf eine durch das nachherige geistliche Regiment nicht wieder zu vertilgende Weise gelegt wurde, und mit dem Wunsche, dafs die neue Regierung durch die gewifs vorauszusetzende Abstellung der unter der bisherigen wieder aufgekommenen Mifsbräuche diesem schönen Ländchen den Grad der Glückseligkeit geben möge, dessen es fähig ist.

Schwäbisch-Gmünd, b. Ritter: *National-Chronik der Deutschen.* Eine politische Zeitung. Herausgegeben von *Johann Gottfried Pahl.* Jahrgang 1801. 326 S. Jahrgang 1802. 216 S. 8. (2 Rthl. 6 gr.)

Die bedeutendste Zeitung, welche mit dem neuen Jahrhundert in Deutschland erschien, wie man sie aus der Feder eines so beliebten politischen Schriftstellers wie Hr. Pfarrer *Pahl* zu *Neubronn* ist, erwarten durfte, und unter den vielen Journalen des Deutschen Südens, neben der Allgemeinen Zeitung von Stutgard, der literarischen Aufmerksamkeit vollkommen werth.

Die

Die gelegentlich eingeschalteten Bemerkungen über den Beruf des *Zeitungsschreibers* und *über Zeitungsschreiberey* (z. B. Jahrg. 1802. S. 85 u. 164.) beweisen tiefe Einsicht. Dem Vf. ist mit Recht das einzige Verdienst der mehrsten Zeitungsverfasser zu geringe, nämlich dasjenige, welches auf einer kritischen mit Sachkenntniss betriebenen Zusammenordnung der in *andern* Blättern *angestrichenen* Stellen beruhet. Schon seine Ankündigung hatte den Stempel einer Weisheit, die nur in der Schule der Prüfungen reift. Unter Verzichtung auf frühe oder copirte Nachrichten ist diese Chronik eine, nicht bloss Schwäbische, National-Chronik, auf pragmatisch-wissenschaftliche Weise bearbeitet. Nicht sowohl Reichthum und Mannigfaltigkeit, als Kritik in der Auswahl, und in Hinsicht auf Literatur, Sittengeschichte und auf Cultur-Stand, beurkunden hier das Redactions-Talent. Hn. *Pahl's* Darstellung gleicht nicht dem Elemente des Wassers, das ohne Farbe, ohne Geschmack und ohne Geruch ist; er weiss ein feines Raisonnement mit bescheidner Freymüthigkeit in seine Aufsätze zu verflechten. Titel, Vorrede und Register, nebst einer chronologischen Uebersicht der Jahrs-Geschichte verbinden den Jahrgang zum zweckmäßigen Gebrauche. — So viel Rec. weiss, geniesst die Stadt Gemünd neben den geographischen Vortheilen, welche der Schwäbische Kreis zur Uebermittelung politischer Nachrichten zwischen den verschiedenen ihn umgebenden Staaten hat, nur wenigen Post-Durchzug, nämlich den der reitenden Post von Nürnberg nach Stuttgard, und der laufenden von Augsburg nach Frankfurt. Daher blieb der Wirkungskreis der Chronik auf Süd-Deutschland eingeschränkt: so wie der Norden überhaupt für schriftstellerische Producte aus Schwaben beynahe verschlossen ist. Vielleicht wird der Anfall dieser ehemaligen Reichsstadt an Kur-Wirtemberg zu mehrerer Verbreitung beytragen.

Stockholm, b. Delén u. Forsgrén: *Antiquitets Lexicon — Förfta Delen.* (Antiquitäten-Lexicon. Erster Theil.) 1802. 3 Alph. 4 Bog. 4.

Nach dem weitläuftigen schwedischen aber nicht mit hergesetzten Titel soll dieses Wörterbuch enthalten: eine Beschreibung und Erklärung der Einrichtungen, Sitten, Religion und des Gottesdienstes der Griechen besonders der Römer, der Völker, Länder, Städte, Berge, Seen und Flüsse bey ihnen, nebst ihren alten und den jetzt gebräuchlichen Namen, ingleichen der Münzsorten, des Maasses und Gewichts, nach jetzigen schwedischen berechnet; wie auch eine Genealogie der griechischen und römischen Könige, Consuls und Kaiser, wie der merkwürdigsten Poeten und Historiker dieser Staaten, zum Dienst der schwedischen Studierenden beym Lesen der classischen Schriftsteller. Der Vf. nennt sich *Olof Lindborg*, und versichert, dass er 25 Jahr auf diese Arbeit verwandt, und allein 250 griechische und besonders römische Scribenten, ausser andern die Alterthümer bereichernden Schriften durchgelesen habe. Wenn sein Vermögen seinem Wunsche gleich gewesen; so sollte sein Werk noch weit stärker und vollständiger geworden und kein Wort weggelassen seyn, das irgend die Alterthümer angeht. Rec. dünkt inzwischen ein Antiquitäten-Lexicon von 4 bis 5 so starken Quartanten, wie das Ganze nach dieser Anlage des ersten Bandes, der nur 6 Buchstaben begreift, sey immer für die studierende Jugend ein viel zu grosses und kostbares Werk. Der Vf. hätte daher mehrere Auswahl treffen, manches Wort, welches jedes lateinische Lexicon bisher genugsam erklärt, übergehen können, als z. E. *Apotheca, Alea, Aqua, dictata, equito* u. d. m. Auch dadurch ist sein Buch weitläuftig geworden, dass er manche ausführliche Verzeichnisse, z. E. von den Schriften einiger Autoren, von den Nomen in Aegypten S. 27, den Archonten S. 84 bis 94, der römischen Colonien S. 284 bis 288, besonders aber aller römischen Consuln, von Junius Brutus 509 vor Christi Geburt bis Basilius 541 J. nach Christi Geburt mit den Jahren ihres Consulats, von S. 300 bis 355, eingerückt hat, welches letztere mit einem eigenen Register dazu allein an 8 ganze Bogen beträgt. Auch verschiedene eingerückte Inscriptionen, z. E. des *Breviarii Imperii* aus Grutern von S. 170 bis 175 gehört dahin. An seiner Mühe und Fleiss hat es der Vf. nicht fehlen lassen, besonders in allem was die alte Geographie, Literatur, Gesetzgebung, Mythologie u. s. w. betrifft. Auf eine kritische Untersuchung einzelner Artikel können wir uns hier nicht einlassen. Der Vf. bemerkt in der kurzen Vorrede, sein Werk habe gegen alles sein Vermuthen Aehnlichkeit mit *Pitisci Lexicon Antiquitatum Romanarum* bekommen, welches er doch vorher gar nicht gekannt und erst 1799 aus der Warmholzischen Auction gekauft habe.

Druckfehler. Nro. 140. S. 382. Z. 29. l. *Reliquie* f. *Religion.* S. 383. Z. 37. l. *mitt die* f. *mitt.* S. 384. Z. 3. l. *von der Mähe* f. *vor der Mähe.* Nro. 141. S. 385. Z. 33. l. *erleichtern* f. *erleichterten.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. May 1803.

GESCHICHTE.

OLDENBURG: *Tabellen zur Ueberſicht der Geſchichte aller europäiſchen Staaten* von ihrem Urſprunge an bis zum Jahre 1800 nach Chriſti Geburt. — Von *C. Kruſe*. Eilf Tabellen und vier illuminirte Karten im Landkartenformat. (3 Rthlr. 16 gr.)

Unter dieſem Titel hat Rec. die erſte Lieferung des groſsen Werks vor ſich, welches der Ankündigung zufolge, die Geſchichte aller Jahrhunderte ſeit dem Entſtehen unſerer europäiſchen Reiche bis auf unſere Tage in gedrängten Tabellen darſtellen ſoll, die im Grunde nur als Erläuterung der beygefügten Karten dienen. Dieſe ſind alſo die Hauptſache. Der Gedanke, welchen ſchon Gatterer hatte, aber minder vollſtändig ausführte, auf einer Reihe von Blättern mit einem Male dem Auge die Hauptveränderungen vorzulegen, welche in Europa ſo viele Jahrhunderte hindurch vorgefallen waren, iſt äuſserſt glücklich. Selbſt der Kenner der Geſchichte wundert ſich über die oft ſo plötzlichen und groſsen Umwandlungen; ſein Geiſt ſtellt ihm das ganze zuſammenhängende Bild, welches hier das Auge auf der Karte jedes Jahrhunderts mit einem Blicke überſchaut, nur durch Anſtrengung und doch minder rein, zuweilen auch weniger richtig vor; und der Studierende hat durch dieſe Karten den ſo oft veränderten Schauplatz unſers Erdtheils im Ganzen vor ſich, lernt leichter faſſen, und durch das vorgelegte Bild ſich lebhafter eindrücken, was der bloſse Buchſtabe ihm immer noch im halben Dunkel lieſs. Aber ſchwer bleibt die glückliche Ausführung eines ſolchen Unternehmens; es erfodert die vollſte Ueberſicht der allgemeinen Verkettung aller Veränderungen; und auch mit dieſer ausgerüſtet, kämpft der kenntniſsreiche Mann vergeblich gegen Unvollkommenheiten, weil ſie nicht in dem Mangel ſeines Wiſſens, ſondern in der Natur der Sache liegen. Ein Volk rückt nur ſelten mit einem Male in die volle Ausdehnung ſeines Landes, mit Jahrzehnten ereignen ſich Veränderungen; und doch hat hier der Gelehrte die Rolle des Malers übernommen, er kann nur einen Zeitpunkt wählen, und dieſen darſtellen. Je kleiner man alſo dieſe Zeitpunkte annimmt, deſto mehr nähert man ſich der Wahrheit. Der Vf. hat, wenigſtens für die ältere Geſchichte, gut gewählt, daſs er für jedes Jahrhundert eine neue Karte hinſtellt; denn eigentliche Hauptperioden, die ſich nicht an willkürlich angenommene Jahre binden, werden hier zur wahren Unmöglichkeit. Die Lage eines und mehrerer Völker leiden heute eine groſse Umwandlung in ihren Schickſalen und Beſitzungen; andere hingegen nehmen an der Revolution keinen Antheil, ſie bleiben in der nämlichen Zeit ruhig auf der alten Stelle, die Reihe kommt an ſie erſt viele Jahre ſpäter. Für die neueſten Zeiten aber möchte wohl der Zeitraum eines Jahrhunderts zu groſs angenommen ſeyn; er könnte z. B. kein getreues Bild von der allmäligen Verkleinerung unſers Vaterlands, von den ſucceſſiven Theilungen Polens, von dem anfangs ſo unmerklichen und dann ſo ſchnellen Wachsthum Preuſsens, oder auch nur von den vorgetriebenen und wieder zurückgedrängten Gränzen der öſterreichiſchen Monarchie gegen die Türkey liefern. Der Vf. fühlt dieſe Schwierigkeiten; der Plan des Werks wird alſo wohl gegen das Ende einige Erweiterung erhalten. Von den vier in dieſem erſten Hefte gelieferten Karten ſtellt die erſte Europa in der Lage am Ende des vierten Jahrhunderts vor, alſo noch nach der vollen Ausdehnung des römiſchen Reichs. Rings um daſſelbe her fallen die Länder der angränzenden rohen Nationen nicht bloſs durch die Namen der Völker, ſondern zugleich durch eine ſehr gefällige Illumination in die Augen, welche mit deſto gröſserer Sorgfalt hier und in den folgenden Blättern beſorgt werden muſste, da in den entlegenen Strichen feſte Gränzen nicht vorhanden, wenigſtens nicht bekannt waren, folglich auch durch Punkte ſich nicht bezeichnen laſſen. Städtenamen hat Hr. K. mit Vorbedacht nur wenige angefügt. Rec. findet dabey nichts zu erinnern, als daſs zuweilen wichtige Namen fehlen, und minder wichtige angegeben ſind, manche auch nicht ganz an richtiger Stelle ſtehen. So z. B. in dem europäiſchen Theile des oſtrömiſchen Reichs fehlen die Flüſſe Strymon und Neſſus, die Städte Edeſſa und Apollonia; das unbedeutende Liſſus und Stobi hingegen iſt angeſetzt; am Helleſpont ſteht Lampſacus an der Stelle von Abydus, welches fehlt. In das innere Deutſchland, an die Niederelbe, ſetzt er als das einzige Volk die Longobardi, welche um dieſe Zeit längſt nach ſüdlichern Gegenden ausgewandert waren. Das zweyte Blatt ſtellt Europens Lage am Ende des 5ten Jahrhunderts vor. Die Völkerwanderung war indeſſen vorgegangen, alſo eine gänzliche Veränderung der Dinge. Deutſche Völker theilen ſich in die Länder, welche einſt den weſtlichen Theil der groſsen Monarchie ausgemacht hatten; auch iſt ſchon das fürchterliche Reich der Hunnen verſchwunden, an ihrer Stelle lernte man nun auſser den deutſchen Gebieten die ſlaviſchen Völkerſtämme näher kennen. In den nördlichen Gegenden erſcheint zum erſten Male das Reich der Dänen, im innern Deutſchland entwickelt ſich das Reich der Thüringer,

ringer, und ganz im Osten von Europa sind die Bulgaren im Vorrücken begriffen; mit kluger Auswahl und mit möglichst genau bestimmten Gränzen liefert die Karte das Bild aller dieser Veränderungen. Aber warum setzt nun schon Hr. K. in dem ehemaligen Reiche der Römer die viel später umgewandelten neuern Namen der Orte an, welche damals noch nicht vorhanden seyn konnten? in Italien Milano, in Frankenreich Soissons, Reims (Rheims), Rouen etc. Warum läßt er jetzt schon die Gränzen des Frankenreichs durch Graubündten bis gegen den Comersee reichen, da doch die Alemannen dieser Gegenden Theodorichs Hoheit anerkannten? Warum läßt er das Reich der Ostgothen sich auch über Mösien und Dacien verbreiten, welche nicht hierher, sondern zum Ostreiche der Römer gehörten? Warum stellt er endlich die Longobarden noch an die nördlichen Ufer der Donau, da sie doch bald nach dem Abzuge der Ostgothen in Pannonien eingerückt waren, und von Pannonien aus in Italien eindrangen? Viel weniger finden wir beym dritten Blatt über die Lage unsers Erdtheils am Ende des 6ten Jahrhunderts zu erinnern, wo die Westgothen allein in Hispanien herrschen, das Reich der Franken in seine grosen Theile zerfällt, (ein Aquitanien, in der Ausdehnung, wie die Provinz hier angegeben ist, gab es um diese Zeit noch nicht), und die Longobarden sich des gröfsern Theils von Italien bemächtigt hatten. Die Gränzen des Exarchats gegen ihre Besitzungen sind sehr gut bestimmt. Aber das Reich der Avaren ist unstreitig zu gros angegeben, und gegen Osten ohne alle Gränzen fortgerückt. Bey England finden sich die Striche mit Genauigkeit bezeichnet, in welchen sich die ursprünglichen Bewohner des Landes gegen die Obermacht der Angeln und Saxen für jetzt noch erhielten; doch sind sie auf der Nordseite etwas zu ausgedehnt angenommen. Volles Lob verdient auch das vierte Blatt von der Lage Europens am Ende des 7ten Jahrhunderts; nur ist das Reich der Avaren auch hier noch zu weit gegen Osten bis an den Pontus Euxinus vorgerückt. Aufserdem hätte der Name der Petscheneger nicht übergangen werden sollen, welche jetzt schon an den Ostgränzen Europens zu erscheinen anfiengen. Sehr richtig läßt aber der Vf. die Zichi und Lazi noch in ihren alten Sitzen an den Ostküsten des schwarzen Meers, während die Czechi und Lechi schon in Böhmen und Polen stehen, ob ihm gleich zuverläßig bekannt ist, dafs manche unvorsichtige Schriftsteller die letztern von den erstern ableiten. — Weniger gut und richtig als diese Karten glaubt Rec. die zur Erklärung beygefügten synchronistischen Tabellen, wenigstens die erste Hälfte derselben zu finden. Vielleicht hätte Hr. K. besser gethan, diese völlig wegzulassen, da sie im Grunde nur als Einleitung in die neuere Geschichte dienen, und andere sehr vorzügliche von *Hübler* und *Bredow* bereits vorhanden sind. Die gegenwärtigen haben in den Zeiten vor Christi Geburt keine eigene Kolumne für die Chronologie, nichts von Olympiaden, von den Jahren Roms; bloss die Jahre vor Christi Geburt sind jedem einzelnen Ereignifs vorgesetzt. „Dadurch verliert sich ein grofser Theil des synchronistischen Ueberblicks. Auch in den einzelnen Angaben finden sich Verirrungen, die man aus einem sonst so vorzüglichen Werke wegwünschen möchte. Gleich der Anfang macht einen unangenehmen Eindruck: „Den gröfsten Theil von Spanien (*Hispanien*) und Gallien besetzten die Kelten. — Neben ihnen erschienen *in der Folge* auch Iberer (*Celtiberes, Vascones*) in dem nördlichen Theile von Hispanien und in Aquitanien.“ Einstimmig haben bisher ältere und neuere Schriftsteller die Iberer als die Ureinwohner Hispaniens angegeben, zu welchen erst in der Folge Keltiberer sich eindrängten; die ganze Lage der einzelnen Völkerschaften spricht auch für die Wahrheit des Satzes. Tab. II. „Die Griechen übertragen das *Oberkommando den Athenienfern*.“ Niemand dachte daran, dieses in jenen alten Zeiten den Lacedämoniern streitig zu machen; ihre Unkunde des Seewesens aber, und das üble Betragen einzelner Befehlshaber verursachten, dafs die Athenienser nach den Niederlagen des Xerxes das Kommando *zur See* erhielten. — Tab. III. „In Macedonien herrscht Antipater als Statthalter; *ihm folgt* sein Sohn Kassander. — Die Armee ruft den Demetrius *Poliorcetes* zum König aus.“ Dem Antipater folgte, selbst nach den Verordnungen dieses Statthalters, Polysperchon, und erst nach einer Reihe innerlicher Kriege Kassander; Demetrius führte den Beynamen *Poliorcetes* (der Städtebelagrer). — „Paträ und sechs andere Städte im Peloponnes erneuern das alte achäische Bündnifs. — Auch die Aetolier verbinden sich zu *gleichem Zwecke* von neuem.“ So viel Rec. weifs, waren der achäischen Städte, die von neuem in den Bund traten, ursprünglich vier; die Aetolier schlossen ihn um diese Zeit nicht erst von neuen; *zu gleichem Zwecke* verstehen wir nicht. T. IV. „Die Cimbern, Teutonen und *Ambronen* kommen aus Jütland. Marcius Rex legt die Colonie Narbo Marcius an. Die Römer schicken nach dieser Provinz (*Provence*) einen Prätor.“ Die Cimbern und Teutonen läßt man gewöhnlich aus Jütland nach Italien ziehen; aber dafs auch die Ambronen aus jenen Gegenden kamen, sagt niemand; diese waren ein keltisches Volk aus den Alpengegenden, welches sich unterwegs zu den Cimbern geschlagen hatte. Narbo Marcius liegt nicht in der Provence. Tab. VI. „Ptolemäus kennt in der Nachbarschaft der Saxen die *Teutonea*, deren Name sich in der Folge über ganz Niederdeutschland, und später auch über Oberdeutschland verbreitete.“ Bey dieser Angabe mufs Hr. K. Quellen haben, welche Rec. nicht kennt. — Aber weit zuverläßiger und äufserst zweckmäfsig werden die mit Einsicht abgekürzten Darstellungen in den folgenden Tabellen, welche als wahre und sichere Wegweiser zur Erklärung der Karten dienen. Da wir nun diese Treue und Sorgfalt auch bey den übrigen Zeichnungen und kurzen Erklärungen im weitern Fortrücken des Werks mit Zuverläßigkeit erwarten dürfen, und ohnehin die neuern Zeiten an eigenem Interesse immer zunehmen: so müssen wir dem Vf. für die glückliche Ausführung des schwierigen Unternehmens danken, und ihn zur un-

ununterbrochenen Fortsetzung auffodern. An thätiger Unterstützung des wohlhabendern Publicums, ohne welche ein solches Werk unmöglich zu Stande kommen kann, wird es hoffentlich nicht fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Gräff: *Fanny und Julia.* Oder *die Freundinnen* von *Sophie von La Roche. Erster Theil.* 1801. 354 S. *Zweyter Theil.* 1802. 412 S. 8. Mit 2 Titelkupfern von Penzel. (2 Rthlr. 16 gr.)

2) Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Louise*, ein Weib, wie ich es wünsche. 1802. 384 S. 8. Mit 1 Titelkupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Leipzig, b. Martini: *Julie Wolmar.* Ein Bild des Weibes, wie es sich der Weise denkt und der Mann von Geist und Herz träumt. Als Seitenstück zur *Sophie*, dem Bilde edler Jungfräulichkeit. 1803. XXIX. u. 407 S. 8. Mit 1 Titelkupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Geschichte von Fanny und Julie Nr. 1. geht von einer englischen Kostschule aus, wo sich die beiden Mädchen kennen und lieben lernen; ihre Schicksale führen sie nach sehr verschiedenen Richtungen hin, vereinigen sie aber zuletzt wieder auf einem Punkte. Es ist eine Reise- Liebes- und Freundschafts-Geschichte, wie es die Vfn. selbst einmal nennt, bald erzählend, bald dialogirt, bald in Briefen, bald in der Form eines Tagebuchs. Den Ton derselben scheint die Vfn. sehr bescheiden zu beurtheilen, indem sie von dem angeblich copirten Tagebuch eines Hn. *Olbach*, welches den grösten Theil einnimmt, Th. I. S. 85. sagt: „Da ich getreu die Urschrift copiere, so gehören Fehler und Verdienste der Feder des Hn. *Olbach*, welcher bey seinem frommen Vater viele Predigten lesen und hören musste, und wohl etwas von diesem Gang der moralischen Gedanken und Gefühle angenommen haben mag, und doch wie alle *guten* Frommen gern bey Ideen der Liebe und des Ungewöhnlichen verweilet." Wenn wir nun gleich gestehen, dass durch Weitläufigkeit und ausgesponnene Moralisationen der Vortrag oft Homilien ähnlich wird, auch einzelne gedehnte Perioden, wie Th. I. S. 70—72, und einige Uncorrectheiten mit unterlaufen: so bewundern wir doch bey einer so betagten Schriftstellerin das frische, kraftvolle Leben, und ehren den ruhigen, besonnenen Geist, die richtigen Ansichten von dem Werth der Dinge und den über das Ganze verbreiteten Sinn für alles Schöne, Wahre und Gute. Die Vfn. hat nach ihrer Weise das Gewebe ihrer anziehenden Geschichte mit mehrern Excursionen, z. B. über die Insel Rügen, über die Hebriden u. s. w. durchflochten, welche die Aesthetik vielleicht nicht billigt, aber die nächste Absicht, zu belehren, rechtfertigt. Auch lässt sie keine Gelegenheit vorbey, ihren Freunden etwas verbindliches zu sagen. Ihrer Enkelin, Sophie Brentano, einer früh abgeblühten Rose, setzt sie Th. II. S. 373. ff. ein rührendes Denkmal.

Die bekannte *Elise* hat ein Heer von sogenannten „Weibern, wie sie seyn sollten," zwar nicht im Leben, aber wohl in Romanen, hervorgebracht. Etwas dem ähnliches ist auch Nr. 2., wiewohl der Vf. seine Luise nicht als Ideal und Typus der ganzen weiblichen Welt aufdringen will, sondern blos seine individuelle Ansicht von einem Weib giebt, „wie *er* es wünsche." Männer wie der Held dieser Geschichte, August, mögen sich freylich solche Luisen wünschen, die sich den thörichtsten Launen ihrer Eheherren hingeben, das Liebste um derselben willen verleugnen, fast keinen eigenen Willen mehr haben; aber der ächt liebende und wahrhaft edle Mann wird keine so grenzenlose Hingebung verlangen, und ein in sich vollendetes Weib wird sich zu sehr ehren, um ihre Selbstständigkeit der Schwachheit und Laune eines verschrobenen Mannes aufzuopfern. Ohne dem Buch einen ausgezeichneten Rang unter den Schriften dieser Gattung einzuräumen, würden wir es doch als eine durch Stoff und Form anziehende, rührende, warnende und lehrreiche Geschichte sehr empfehlen, wenn nicht einige, ohne Zartgefühl behandelte und ausgedrückte, Scenen roher Sinnlichkeit der Unschuld leicht gefährlich werden, wenigstens die sittliche Grazie beleidigen dürften. Als Kunstwerke wollen übrigens Schriften der Art nicht beurtheilt seyn. Einzelne Ausstellungen wären wohl zu machen, z. B. über den Rath, *wie* man in der Bibel lesen soll S. 95. ff. In dem Tagebuch spricht das junge Mädchen Luise oft zu altklug. Platt ist der Ausdruck S. 103. „meine Patschchen." Undeutsch S. 279. „einen verdenken."

Wir kommen zu Nr. 3. Rousseau's neue Heloise wird von Lesern und Leserinnen gewöhnlich bis dahin mit Heisshunger verschlungen, da seine Julie Madame Wolmar wird; dann wird der Mehrzahl der Leser die Geschichte dieses häuslichen Stilllebens zu einförmig, zu ernst und zu moralisch; das Piquante der Intrigue, die R's. Phantasie mit so feurigen, für entzündbare Gemüther so verführerischen Farben ausgemalt hat, ist vorüber; aus dem gefallenen Mädchen ist eine reine, tadellose und musterhafte Gattin geworden. Ob nun gleich jener erste Theil der Heloise den letztern an Kunstwerth weit übertrifft: so söhnt doch der letztere den Moralisten erst ganz wieder mit R. aus, indem hier ein Ideal eines reinen, schönen häuslichen und ehelichen Verhältnisses aufgestellt wird, welches wir schon längst von Jemand aus seinen Umgebungen herausgehoben und etwa in einem unserer Taschenbücher für das schöne Geschlecht, zum Muster und Frommen desselben, aufgenommen zu sehen wünschten. Diesen Wunsch hat ein uns Unbekannter, der sich hinter der vorausgeschickten vortrefflichen Abhandlung *über Herzensverbindungen, in Beziehung auf das weibliche Geschlecht*, K. G. S.... e unterschreibt, auf eine sehr lehrreiche Art erfüllt, und wir wünschen nur, dass seine geistvolle und freye Bearbeitung dieses Theils der Heloise, von welcher der Vf. den Stoff, aber nicht die Form entlehnt hat, nicht etwa *darum*, weil sie so sittlich, so lehrreich und so wohlthätig ist, weniger aufmerksame und theilneh-

nehmende Leserinnen finden möge. Um ein ganz reines, durch keinen Flecken entstelltes Bild aufzustellen, liefs der Vf. alle Beziehungen auf frühere Verirrungen der Julie weg, und er sagt in der an seinen Bemerkungen reichen Vorrede S. IX. ff. von seiner Bearbeitung der Rousseauischen Bemerkungen über die Verhältnisse des Weibes und des häuslichen Lebens: „Sie gewinnen an Reinheit, zeigen nun in Julie Wolmar das Leben des Weibes als ein reinschönes Kunstwerk, anstatt dafs Rousseau diese musikalische Harmonie in seiner neuen Heloise durch eine, für unser Gefühl immer widrige, vorhergehende Disharmonie hervorbringt. Dies ist der einzige grofse Fehler der neuen Heloise gegen Wahrheit und Natur. Das Weib darf sich nicht durch Zwiespalt mit sich, seinen Gefühlen und seiner Würde entzweyen, oder es ist um den schönen Frieden und die Harmonie ihres Innern geschehen."

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch der deutschen prosaischen Schreibart für Akademien und Gymnasien*, von *Traugott Gotthilf Voigtel*, Prof. der Philos. zu Halle. 1802. 282 S. 8. (16 gr.)

Aus dem merklich gröfsern und allgemeinern Bestreben unsers gegenwärtigen Zeitalters nach einer gründlichern Erlernung der deutschen Muttersprache, und aus der Verbindung derselben mit dem Schulunterrichte folgert der Vf. mit Recht eine erfreuliche Ansicht des sich immer mehr unter uns bildenden Geschmacks. Seine eigenen Beschäftigungen mit diesem Studium sind schon aus dem von ihm gelieferten *hochdeutschen Handwörterbuche* bekannt; und das hier angezeigte grammatische Lehrbuch bestimmt er vorzüglich für die sogenannten gelehrten Schulen. Der erste Abschnitt, welcher von der Sprachrichtigkeit handelt, und eine kurze Grammatik enthält, kann in den mittlern Classen erklärt werden; für die höhern bleiben dann die übrigen Abschnitte. Für Akademieen ist dies Buch nur in Hinsicht auf den dort zu ertheilenden Unterricht im deutschen Stil, und in der deutschen Sprache für Ausländer, bestimmt. Uebrigens gesteht der Vf., dafs er die Arbeiten seiner Vorgänger, und besonders *Adelungs*, jedoch ohne blinde Befolgung, dankbar benutzt habe. Er selbst zeichnet in der Vorrede einige Abweichungen von diesem berühmten Sprachforscher, und Eigenthümlichkeiten seiner Lehrart, aus. So hat er die gewöhnlich zahlreicher angegebenen Eigenschaften auf drey: Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zurückgeführt. Die letztere dieser Eigenschaften erklärt und erörtert er aus einem andern Gesichtspunkte als *Adelung*, und hat dabey die, für Anfänger vielleicht doch nicht ganz einleuchtenden, Bestimmungen der kritischen Philosophie angenommen. Auch in der Bestimmung der Adjective und ihres Unterschiedes von den Adverbien in unserer Sprache weicht er von jenem Vorgänger ab, und erinnert wohl mit Recht, dafs dieser das Wesen des deutschen Adjectivs mehr in das Aeufsere, als in den Begriff desselben zu setzen scheine. Ihm ist ein Adjectiv derjenige Redetheil, welcher einen Begriff bezeichnet, der nur *an* einem Gegenstande gedacht werden kann, und blofs in Beziehung auf denselben Bedeutung hat; das Adverbium hingegen bezeichnet einen Begriff, der nur *aufserhalb* des Gegenstandes gedacht werden kann, aber vermittelst eines Verbi darauf bezogen wird, und zunächst den Begriff des Verbi näher bestimmt. Die blofse Form kann hier um so weniger ein sicheres Unterscheidungsmerkmal abgeben, da sie oft in beiden Redetheilen die nämliche ist; z. B. *der Mann ist gut*, und: *der Mann lebt gut*. Das *gut* in der erstern Redensart gleichfalls für ein Adverbium zu nehmen, scheint immer etwas widersinnig zu seyn, weil es offenbar das Prädicat des Satzes ist. Ferner nehmen *Adelung* und andere gar keinen Ablativ im Deutschen an, und halten sich auch hier an der völligen Gleichheit der Form mit der des Dativ's. Als Erleichterungsmittel kann dies allerdings gelten; aber der Vf. sieht vornehmlich auf die Verhältnisse, welche diese beiden Casus bezeichnen; und hierin ist allerdings der Unterschied, dafs der Dativ das Ziel andeutet, worauf der Begriff eines Prädicats gerichtet ist, der Ablativ aber gerade das Gegentheil, nämlich den Punkt, von welchem die Prädicate anheben oder ausgehen, wiewohl er im Deutschen nie ohne Präposition steht. Wir brauchen diesen Casus wie die Römer; diese aber empfanden das dadurch bezeichnete Verhältnifs tiefer als andere Nationen, und bestimmten daher auch ein eigenes Casuszeichen dafür. In Beziehung auf diesen Unterschied mufsten denn hier auch die Präpositionen anders geordnet werden. — Man sieht schon aus diesen Beyspielen, dafs der Vf. selbst über seinen Gegenstand nachgedacht hat, wovon sich aufserdem in der ganzen Behandlung des Lehrbuchs, und besonders in der Verbindung des Praktischen mit der Theorie, rühmliche Spuren finden.

RÖMISCHE LITERATUR.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *P. Ovidii Nasonis Amatoria*, e recens. P. Burmanni cum varietate lectionis praecipua. P. I. et II. 1802. 523 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein neuer Abdruck der 1787 vom verstorbenen Hofr. *Wernsdorf* in Helmstädt besorgten, schätzenswerthen Ausgabe von Ovids erotischen Schriften, oder, wie es uns wahrscheinlich ist, der alte Abdruck mit einem neuen Titel. Der erste Theil enthält Ovids Heroiden, denen die drey Episteln des Sabinus beygefügt sind; der zweyte Ovids Bücher *Amorum*, *Artis amatoriae*, *Remedia amoris* und *medicamina faciei*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. May 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füsli u. Comp.: *Hans Rudolph Füsslins kritisches Verzeichniss der besten, nach den berühmtesten Malern aller Schulen vorhandenen Kupferstiche. Erster Theil.* Die Florentinische und Römische Schule. 1798. 23 Bog. *Zweyter Theil.* Die Lombardische und Bolognesische Schule. 1800. 1 Alph. 3 B. *Dritter Theil.* Die Venezianische Schule. 1802. 17½ Bog. in 8. (8 Rthlr. 16 gr.)

Ueber den Zweck dieses Verzeichnisses erklärt sich der Vf. schon auf dem Titelblatte jedes Theils noch näher. Die eigentliche Bestimmung seiner Arbeit ist nämlich *für Liebhaber, die sich mittelst einer nicht zahlreichen, aber auserlesenen Sammlung von Kupferstichen deutliche Begriffe von dem, jedem klassischen Maler eigenen, Kunstcharakter erwerben wollen.* Das im J. 1771 von dem Vater des Vfs. herausgegebene räsonnirende Verzeichniss der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke erregte in ihm den Wunsch, dass Jemand ein Verzeichniss unternehmen möchte, welches nur von den vorzüglichsten Kupferstichen nach den berühmtesten Malern aller Schulen handelte, und jenen Zweck beförderte. Der Kupferstecher durfte indess dabey nur so weit in Betrachtung gezogen werden, als er, gleich dem Uebersetzer eines klassischen Schriftstellers, den Geist und das Charakteristische seines Originals getreu, und auf eine deutliche und gefällige Art zu überliefern gewusst hatte. Solch ein Verzeichniss wurde bisher noch nicht geliefert; und selbst das von dem verstorbenen *v. Heinecke* ehedem angefangne, aber nur bis zum vierten Bande vollendete, *Dictionnaire des Artistes, dont nous avons des Estampes*, würde dieß Bedürfniss nicht in seinem ganzen Umfange befriedigt haben. Es war indess für den Unternehmer solch eines Werks nothwendig, eine grosse Kupferstichsammlung vor Augen zu haben; und der Aufenthalt des Vfs. in Wien bot ihm diese Gelegenheit in vollem Maasse dar. Von seinem Vater und von *Salomon Gessner* aufgefodert, und von Liebe zur Kunst angefeuert, unternahm er daher schon im J. 1772 die Abfassung einer solchen verdienstlichen Arbeit, deren Anfang jedoch durch eine Reise, und durch einen funfzehnjährigen Aufenthalt in einigen entfernten Provinzen Ungarns, unterbrochen, nachher aber bey seiner Zurückkunft nach Wien aufs neue betrieben wurde. Die Arbeit selbst gewann hiebey; denn jetzt fand er die dortige K. K. Kupferstichsammlung in einem weit vollkommneren Zustande, als vorhin, weil Kayser *Joseph II* auf ihre sehr ansehnliche Vermehrung bedacht gewesen war. Auf die *besten* Kupferstiche war immer zwar sein Hauptaugenmerk gerichtet; ob er gleich bey manchen Malern, nach denen nichts Vortreffliches gestochen war, auch mit der Anführung mittelmäsiger oder erträglicher Blätter sich begnügen musste. Bey Kupferstichen nach grossen Meistern ist dieses nur gar zu oft der Fall, weil die meisten Kupferstecher nur blos das Mechanische ihrer Kunst gelernt, die Zeichnung aber und das Studium des malerischen Geschmacks vernachläsigt haben. Der Erfoderniße sind hier ohnehin zu viele; und diese werden von dem Vf. S. 9 ff. sehr gut angegeben. Nicht selten machten auch die grösten Kupferstecher das Glänzende, das Feine, Kühne und Spielende zu ihrer Hauptabsicht; und dadurch wurde dann auch die Wahl der Gemälde bestimmt, die sie kopirten. Bey den Neuern besonders war es oft blosse Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeschmack, warum sie lieber Gegenstände aus einem niedrigen als höhern Fache der Malerey wählten. Nicht immer wurden ferner die Kupferstiche unmittelbar nach den Originalgemälden selbst, oder doch nach selbst darnach studirten Zeichnungen gearbeitet; wenn das aber auch geschieht, so gehört immer noch hinlängliche Stärke im Zeichnen und lebhaftes malerisches Gefühl dazu, um den ganzen Charakter so zu treffen, dass der Kenner von den vorzüglichsten Eigenschaften des Gemäldes nichts vermisse. Mit Recht wünscht der Vf., dass man bey der Veranstaltung ganzer Folgen von Kupferstichen nach den berühmtesten Meistern einer grosen Gallerie die geschicktesten Zeichner gewählt hätte, ohne deren Vorarbeit auch dem besten Kupferstecher seine Arbeit nie völlig gelingen kann. Die einzige Sammlung dieser Art, welche diesen Wunsch grösstentheils befriedigt, ist die Folge von Kupferstichen nach einigen der vornehmsten Gemälde Ludwigs XIV, die im J. 1679 auf 38, und einige Zeit hernach auf 44 Stücke gebracht wurde. Am nächsten kommt ihr in jener Hinsicht noch die Boydellsche, obgleich sehr ungleiche Sammlung. Besser sind die, welche man in neuern Zeiten nach den *Zeichnungen* der besten Meister, in allen möglichen Behandlungsarten, gemacht hat.

Zur Eintheilung dieses Verzeichnisses fand der Vf. die nach den Malerschulen seinem Zwecke am angemessensten; und machte den Anfang bey dem Zeitpunkte der Wiederherstellung des wahren Kunstgeschmacks. Aus jeder Schule aber wählte er vorzüglich nur die besten Kupferstiche nach solchen Meistern für seine kritischen Bemerkungen, die der Schule

entweder gewiſſermaſsen ſelbſt den ihr eigen gebliebenen Ton gaben, oder die doch in dieſem Tone mit beſonderm Genie und eigner Originalität fortarbeiteten. Indeſs ſind auch Stiche von geringerm Werthe nicht ganz übergangen, wenn ſie irgend charakteriſtiſch ſind; nur hat der Vf. dieſe bloſs überhaupt beſchrieben, nicht aber, wie jene, kunſtmäſsig zergliedert. Das hiſtoriſche Fach, als das wichtigſte, blieb immer der vorzüglichſte Gegenſtand dieſes Verzeichniſſes, und vornehmlich die höhere Gattung deſſelben von reichhaltiger Bedeutſamkeit. Dieſe machen alſo den erſten Abſchnitt bey jeder Schule aus; und ihnen folgen Darſtellungen minder wichtiger Begebenheiten und Handlungen, Subjekte aus dem gemeinſten Leben, Landſchaften und Porträte. Beym Anfange jeder Schule iſt der herrſchende Kunſtcharakter derſelben beſtimmt; dann aber noch bey jedem Meiſter ein Räſonnement über das ihn beſonders Auszeichnende und ihm Eigenthümliche vorausgeſchickt.

Seinem lehrreichen Vorberichte hat der Vf. eine nicht minder leſenswerthe Betrachtung *über den Kunſtgeſchmack in dieſem Jahrhundert* angehängt. Dieſer ſcheint ihm während des gedachten Zeitraums in Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutſchland merklich geſunken zu ſeyn; mehr jedoch in Rückſicht auf die *Malerey*, als auf die Kupferſtecherkunſt. Unter den Verſtorbenen zählt er nur höchſtens drey klaſſiſch-groſse Maler, *Carlo Maratti*, *Laireſſe*, und *Rafael Mengs*, wovon jedoch die beiden Erſtern mehr noch dem ſiebenzehnten Jahrhundert angehören. Unter den Uebrigen behielten die Italiäner doch immer noch etwas Groſses und Schönes in den Formen, und bisweilen auch im Ausdrucke. In Frankreich entartete der groſse und richtige Geſchmack weit mehr; *Vien* war indeſs Wiederherſteller deſſelben, und macht Epoche. In den Niederlanden erſchien ſeit *van der Werf* kein groſser hiſtoriſcher Maler; und Deutſchland hatte zwar in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zwey talentvolle Geſchichtsmäler, *Daniel Gran* und *Paul Troger;* aber ſie waren nicht correct genug in der Zeichnung, und aufserdem zu manierirt. *Maulberch* war ein Mann von aufserordentlichem und ſehr feurigem Genie, arbeitete aber faſt allein auf den Effect des Kolorits. Von den noch lebenden Malern kritiſch zu reden, war des Vfs. Abſicht nicht. Länger aber verweilt er ſich über *Rafael Mengs*, und nennt ihn ein Phänomen der Kunſt im vorigen Jahrhundert. Seine hinterlaſſenen Schriften, beſonders ſeine praktiſchen Bemerkungen, ſind ein unſchätzbares Kleinod, ſowohl für angehende als ſchon gebildete Künſtler. Sehr wahr iſt es, dafs der Verfall des ächten Kunſtgeſchmacks gemeiniglich von den Kunſtliebhabern herrühre. In den minder bedeutenden, aber doch immer wichtigen Fächern der Kunſt haben ſich hingegen manche Meiſter als klaſſiſch hervorgethan. — In Hinſicht auf den Geſchmack in der *Kupferſtecherkunſt* fällt des Vfs. Urtheil vortheilhafter für die neuern Künſtler aus, die, im Allgemeinen, ſowohl in der Wahl als Ausführung ihrer Gegenſtände, ihren Vorgängern zur Seite geſtellt werden dürfen. Nur gegen die zweyte Hälfte des 18ten Jahrhundert gewann durch *Daulle*, *Balechou* und *Wille*, Männer von groſsem Talent und Kunſtgefühl, der Geſchmack an Zierlichkeit und Feinheit des Grabſtichels die Oberhand. Der Charakter jener Künſtler und ihrer Nachfolger wird treffend gewürdigt. Unter den Ausländern hoben ſich die Engländer, beſonders in der ſchwarzen Kunſt, am meiſten hervor, und brachten dieſe zur höchſten Vollkommenheit. Der Vf erkennt die Vorzüge dieſer Manier für die Uebertragung gewiſſer maleriſcher Schönheiten an; zeigt aber auch ſehr gut, dafs für andre die Arbeit des Grabſtichels mehr geeignet iſt. So gedenkt er auch der Vortheile und Mängel der punktirten Manier.

Die Ausarbeitung dieſes Werks ſelbſt gereicht dem Vf. ſehr zur Ehre. Sowohl in den allgemeinen Charakteriſirungen einer jeden Malerſchule, wobey er zum Theil Hn. *Huber*, vorzüglich aber den Grundſätzen und Urtheilen des auch in dieſer Hinſicht ſo trefflichen *Mengs* gefolgt iſt, als die beſondern Angaben der eigenthümlichen Manieren und Verdienſte eines jeden einzelnen Künſtlers, herrſcht überall groſse Beſtimmtheit und zweckmäſsige Vollſtändigkeit, wobey auf der Einen Seite alle Trockenheit, und auf der andern aller entbehrliche Ueberfluſs, glücklich vermieden ſind. Dieſs gilt auch von den Beſchreibungen der Kupferſtiche; und der groſse Vortheil, den dieſe durch die eigne Anſicht des Kennerauges erhielten, iſt überall ſichtbar. Auch ſind bey jedem Blatte die Höhe und Breite deſſelben angezeigt. Mit dem dritten Bande wird das Verzeichniſs der italiäniſchen Schulen geſchloſſen; und es ſind demſelben allgemeine Betrachtungen über die italiäniſchen Maler vorausgeſchickt. Man findet in dieſen drey Bänden eine kritiſche Beſchreibung von nicht weniger als 820 gröſstentheils guten Kupferſtichen, die nach den vorzüglichſten Werken von 58 berühmten Malern geſtochen, und zum Theil auch von Einigen ſelbſt radirt ſind. Der vierte Band wird das Verzeichniſs der beſten Blätter nach den berühmteſten niederländiſchen und holländiſchen Meiſtern enthalten; und dann werden die Franzoſen, Deutſchen und Engländer folgen. — Ueber jeden neuen Abſchnitt einer Malerſchule ſteht ein von *Lips* ſauber radirtes Medaillon ihres Stifters oder vorzüglichſten Meiſters.

PHILOLOGIE.

WIEN, b. v. Trattnern: *Ueber die Tagaliſche Sprache*, von *Fr. K. Alter*, Doctor der Philoſophie, Cuſtos der k. k. Univerſitätsbibliothek. X u. 80 S. in 8.

Der unermüdete Sprachforſcher, Hr. *A.* fährt rühmlich fort, das Petersburger *Vocabularium comparativum* zu ergänzen. In dieſem ſind die letzten 30 Numern meiſtens leer geblieben. So hatte Pallas in der Tagaliſchen Sprache (187) von 273 Wörtern nur 31 erklärt. Hr. *A.* ward durch ein geſchriebenes Spaniſch-Tagaliſches Wörterbuch, das ſich in des Grafen

fen von Wrbna Bibliothek zu Wien befindet, in den Stand gesetzt; bey 192 Wörtern die Tagalische Benennung anzugeben. Es blieben also nur noch 81 Numern leer. Für den *Pflug*, wie in dem *Vocabulario de lengua Tagala* erinnert wird, haben die Tagalas auf den Philippinen kein Wort, wenn sie gleich für *Ackern* (n. 239) *surfur* sagen. So mögen sie auch für *Egge*, *Joch*, *Panzer*, für *Schnee*, *Eis*, *Fische*, *Rocken*, *Haber* kein Wort haben. Allein *Nasenlöcher*, *Augenbraunen*, *Augenwimpern*, *Wangen*, *Gurgel*, *Hals*, *Schulter*, *Nägel* (an Fingern), *Haut*, *Herz*, *Abend*, *Sommer*, *Jahr*, *Sand*, *Lehm*, *Rinde*, *Wurm*, *Horn*, *Beil*, *Nagel*, *Donner*, u. s. w. sollten sie doch zu nennen wissen. *A.* fand diese Wörter nicht, selbst die Benennungen für *ist*; *gib*, *sieh*, *gehe*, konnte er aus Mangel einer Tagalischen Grammatik, auf welche das Vocabul. verweiset, nicht angeben. Einige Wörter sind aus dem Spanischen entlehnt: *Dios*, Gott, ehedem *Bathala*; *Vaca*, Kuh; *Cabayo* (anstatt *cavallo*), Pferd; bey Kind steht nebst *sangol* auch *Niñej*, Span. *niño*; *Opato*, Ente, vergleicht Hr. *A.* mit dem Portugies. *pato*.

Bey Weintraube (143) wird zwar erinnert, auf den Philippinischen Inseln wachse kein Wein; allein bey Wein (180) steht doch *alac*. *Vino de palmas* Palmwein, *alac nigo*. Pallas hat zu beiden Numern im Magindanischen *angor* (Wein) gesetzt. Wenn aber bey Hitze (113) gesagt wird, das Tagalische habe für die natürliche Hitze kein Wort: so liesse sich dagegen einwenden, dass Hitze im Magindanischen bey Forrest *Mayow* heisse, bey Pallas *majou*. Letzterer schöpfte aus dem erstern. Wozu also bey Anführung des Magindanischen aus Pallas die beständige Wiederholung: so auch bey Forrest? Wie konnte sich *A.* überwinden, 242 Mal zu schreiben: bey Pallas gehts ab? Nicht so oft, aber doch 81 Mal heisst es: Tagalisch nicht im *Vocabulario de lengua Tagala*. Wie viel kürzer hätte sich der Vf. nicht fassen können! Rec. würde etwa einen halben Bogen dazu gebraucht haben. Bey Licht (199) Tagal. *livanag*, Magind. *Magan*, wird bemerkt: „da das englische Wort *light* sowohl *lux* als *levis* anzeiget, so bin ich sehr ungewiss, was Forrest unter *Magan* meyne." Hätte doch der Vf. n. 214 (*levis*, leicht) damit verglichen! Da steht nun das Magindanische *Magan* wieder, und wird durch das Tagalische *Magaan* bestätigt. Es war also ein blosser Missgriff, dass Pallas *Magan* zu dem Worte Licht setzte. Bey Hand (35) führt Hr. *A.* auch das Neuseeländische *ringa* (nicht *rinka*) aus Pallas an, und setzt hinzu: „Sonderbar. Diess entspreche dem Polabischen *ronka*, dem Polischen *renka*." Wer kann hier an das Slawische (*ruka*) denken? *Ringa* ist vielmehr mit *rima*, *erima* anderer südländischen Sprachen zu vergleichen.

Die bey Pallas Tagalisch erklärten Wörter werden gewöhnlich durch Alters Angaben bestätigt. So heisst Wasser (98) bey beiden *Tubig* (nicht *Tubik*). Pallas hat noch *Tabang*, ungesalznes Wasser, und *Tasik*, gesalzenes Wasser. Hr. *A.* führt hier aus Marsden noch Wörter anderer Sprachen an, die zum Theile auch schon Pallas hat. Und wenn es da heisst: das Sawuische geht ab, so mag diess von Marsden gelten. Denn Pallas hat beym Sawuischen *ajlej*.

Der Tod (71) heisst bey Pallas *kamatagan* (besser *ka-Matajan*, wie im Malayischen), *Hallimolan*, *Pataj*; bey Hn. *A. camatayan*, *pagcamatay*, *Patai*, bey Hervas *Matai*. *Mataj* ist unstreitig hier das Grundwort, woraus *Pataj* durch Verwechslung der Lippenlaute entstanden ist. *Ca* und *pagca* sind blosse Vorsylben, so wie *an* eine blosse Endung, daher nun *ca-matay-an*, *pagca-matay-an*. Woher hat aber Pallas sein *Hallimolan*? Diess hat nur mit dem Neukaledonischen *Gallik*; und dann mit Wörtern Tatarischer, Kaukasischer und Finnischer Völker einige Aehnlichkeit, so wie *Mataj* mit Indischen und Semitischen. Bey Beil (173) hat Pallas *daras*, *pandaras*; bey Klein, wenig (207) *Munti*, *onti*, *Bali-Balian*; bey *ich* (247) *ako*. Diese drey Numern sind bey *A.* leer geblieben. Bey Bart (31) haben beide *baba*, aber Pallas auch noch *Gumi*, das auch im Pampangischen zu finden ist. Das Meer (99) bey beiden *dagat*. Pallas hat aber noch *laot*, Malayisch *laut*. Er scheint also Wörter aus mehrern Dialekten gehäuft und (oft) auch vermengt zu haben.

Wie soll man sichs aber erklären, wenn P. und A. ganz verschiedene Wörter angeben? So heisst:

	bey Pallas	*bey Alter*
der Mund (27)	*bunga*,	*bibig*,
die Hand (35)	*kamas*,	*salo*,
der Fus (40)	*kalis*,	*paa*,
der Hund (154)	*darapowa*,	*aso*, *ayam*.

Auch bey Rüdiger ist *camas* die Hand, *calis* der Fus. Er führt zwar ein zu Manila 1754 Fol. gedrucktes *Vocabulario de la lengua Tagala* an; Rec. zweifelt aber, dass er daraus sollte geschöpft haben.

Ob Hr. *A.* auch wohl immer die rechte Bedeutung getroffen haben mag? Mit einem Worte erklärt er manchmal zwey Begriffe. *Araw* ist die Sonne (75) und der Tag (87). *Ibig* heisst Liebe (60) und lieben, *amare* (234). *Halongtiyang* ist das Grün, *viriditas*, (130) und grün, *viridis*, (211). *Bagong tano* steht bey Knabe (12) und bey jung (201). Diese Zweydeutigkeit mag in der Sprache selbst ihren Grund haben. Mehrere Sprachen haben für Sonne und Tag nur ein Wort. Dass aber *Lupa*, Erde, (97) auch zugleich Boden, *pavimentum*, (194) bedeute, *daying* Geheul (57) und Schmerz (61), *Haraiz* Vermögen (65) und Gewalt, Macht, (66), *cahuy* Baum (123) und zugleich Pfahl heisse, ist kaum glaublich. Sollten die Tagalas für Feld, Wiese, Acker (138, 139, 195) nur das einige Wort *parang* haben? Das zweyte Wort bey Wiese *caparangan*, mit der Vorsylbe *ca* und Endung *an*, ist im Grunde mit *parang* einerley, und das dritte Wort *pradera* ist offenbar Spanisch. Wer kann aus den längern Umschreibungen bey Hügel, Thal, Wunder, Stadt, (108, 109, 125, 171) klug werden? Bey *Sanga*, Zweig (137), steht noch *Nangcahui*. Solche Zusätze verleiten zu Irrthümern. Denn *nangcahui* ist nicht etwa ein zweytes Wort, sondern eine nähere

here Bestimmung des Wortes *Janga*. *Cahui* ist der Baum, *nangcahui* also soviel, als vom Baume. So wäre denn (111) *nanglupa*, *nangdagat*, nicht *vapor terrae*, *vapor maris* zu übersetzen, wie es *A.* gethan hat, sondern *von der Erde*, *vom Meere*. So steht bey Thal (108) auch *Nangbondoc*, d. i. vom Berge. Dies kann nur erklärender Zusatz seyn, nicht die Benennung selbst. Wie kann man aber so eine Arbeit unternehmen, wenn man die Sprache nicht grammatisch kennt, wie es Hr. *A.* S. 15 aufrichtig gesteht? Daher konnte er den Plural von Mensch für *Leute* (15) nicht angeben. Indessen hat er sich mit vieler Behutsamkeit durchgewunden. Die Aufhäufung der Wörter aus andern asiatischen Sprachen, die er aus dem VI Band der *Archaeologia Britanica* entlehnte, ist bey mancher Numer zu grofs, und zum Theile überflüssig, da viele davon auch schon bey Pallas zu finden sind. Das Pelewsche nahm er aus *Keate*, das Magindanische etc. aus Forrest's Reise. Das Tagalische *Ave Maria* nach drey Ausgaben liefs er in der Vorrede aus *Hervas Idea del Universo Tom. XVIII* abdrucken, „um Philologen in den Stand zu setzen, sich eine Idee von der Tagalischen Sprache zu machen." Diese Absicht möchte wohl dadurch noch nicht erreicht werden. Rüdiger in seinem Grundrisse einer Gesch. der menschl. Sp. wies ihr unter den Südländischen Sprachen die Stelle zwischen der Pampangischen und Magindanischen an. So auch Pallas. Aus Hn. *A.* Schrift merkt Rec. noch als etwas Sonderbares an, dass die Tagalische Sprache für Sohn und Tochter nur das Wort *anac*, für Bruder und Schwester *capatir* hat. Will man nun den Sohn und Bruder als männliche Personen von der Tochter und Schwester als weiblichen Personen genauer unterscheiden, so mufs es durch die Zusätze Mann (*calaqui*) und Weib (*babayi*) geschehen:

anac (*nalalaqui*) Sohn,
anac (*nababayi*) Tochter,
capatir (*nalalaqui*) Bruder,
capatir (*nababayi*) Schwester.

In dem fortgesetzten Verzeichnisse seiner Schriften und kleinern Aufsätze führt Hr. *A.* S. 62—67 die Kroatischen Benennungen der Feste aus einem Gebetbuche an. Dies nennt er einen Beytrag zur slawischen Diplomatik. N. 242 bey *kocken* mufs es heifsen *Taudapog*, nicht Forrest's *Towdepog*.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Kleine lateinische Grammatik* für den ersten Anfänger. Mit Uebungen. 1802. 114 S. gr. 8. (8 gr.)

Des Vfs. Sprachlehre ist auf drey Cursus angelegt, wovon hier der erste geliefert wird, der von Nachdenken und von dem Bemühen, das Erlernen der Sprache zu erleichtern und zweckmäfsig einzurichten, zeugt. Seine Methode ist hier folgende: Nach jeder gegebnen Regel oder nach jedem Paradigma läfst er sogleich die Anwendung durch Uebersetzungs-Uebungen aus dem Deutschen ins Lateinische folgen, und zwar in kurzen, abgebrochnen Sätzen. Die lateinischen Wörter setzt er unter, wobey die Flexion u. s. w. nach der bereits erlernten Regel dem Schüler überlassen und nur dann vom Lehrer ergänzt wird, wenn etwas in den Sätzen vorkommt, wovon die Regel noch nicht da gewesen ist. So, nachdem z. B. die erste Declination gelernt ist, schreibt er zur Uebung im Gebrauche der Casus: „Die Magd hat die Thür und die Fenster geöffnet. — Jage die Fliegen weg u. s. w." mit folgendem Beysatz: „Die Magd, *ancilla*, hat geöffnet, *aperuit*, die Thür, *janua*. — Jage weg, *abige*, die Fliege, *musca*." Dadurch nun, dafs der Vf. eine Menge Dinge, Zeitwörter u. s. w. in diesen Uebungsbeyspielen anticipirt, wozu die Regel noch nicht erlernt ist, entsteht ein gewisser Mechanismus, der vielleicht in der Folge das Erlernen der Regel in etwas erleichtern mag, aber doch wohl der Methode nicht vorgezogen werden darf, welche jedesmal nur solche Beyspiele zum Uebersetzen aussucht, wozu die Regel schon gegeben ist.

1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger*. Nebst einem vollständigen französisch-deutschem Wortregister. 1803. 131 S. 8. (14 gr.)

2) Ebendaselbst, b. Ebendens.: *Französisches Lesebuch für den zweyten Cursus*; mit Rücksicht auf Handlungssculen. 1803. 288 S. 8. (14 gr.)

3) Ebendaselbst, b. Ebendens.: *Leichte Aufgaben zur Uebung der Jugend im Französisch-Schreiben*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten, 1803. 104 S. 8. (6 gr.)

4) Ebendaselbst, b. Ebendens.: *Deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Französische für höhere Schulclassen*. 1803. 341 S. 8. (20 gr.)

Diese Reihe von Lese- und Hülfsbüchern für den Anfänger der französischen Sprache ist nach Einem Plane angelegt, und verdient wegen der Zweckmäfsigkeit, womit der Plan ausgeführt worden, so wie wegen der guten Wahl der Aufsätze in Bezug auf ihren Inhalt, alle Empfehlung. No. 1 und 3 enthält das Leichteste, was Anfängern zu lesen oder zu übersetzen aufgegeben werden kann, von den einfachsten Sätzen an, in einer guten Ordnung; No. 2 begreift eine Sammlung historischer und geographischer Erzählungen, nebst einer Abhandlung über den Handel und Sammlung kaufmännischer Briefe; No. 4 endlich besteht aus moralischen Aufsätzen, Fabeln, Erzählungen, kaufmännischen Briefen und einem Anhange von Formeln und Stellen, durch deren Uebertragung die französischen unregelmäfsigen Zeitwörter, so wie die Regeln vom *Imparfait*, *Parfait simple*, *Participe passé* erlernt werden sollen. Die Phraseologie ist vollständig beygefügt, und die Register über die ersten drey Bücher sind mit Fleifs und Genauigkeit verfafst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. May 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Annalen der Universität zu Wittenberg.* Von *Johann Christian August Grohmann. Dritter und letzter Theil.* 1802. 262 S. 8. ohne den Anhang. (20 gr.)

Die eigentliche Geschichte der Universität Wittenberg schliesst Hr. G. in diesem Theil schon mit dem J. 1733, weil, wie er sagt, von diesem Zeitraume an, die Begebenheiten und Schicksale zu nahe an die gegenwärtigen Zeiten gränzen, als dass sich jetzt schon eine Geschichte, die blos die vergangenen Begebenheiten zu erzählen hat, darüber ganz unpartheyisch sollte schreiben lassen. Dieser Grund zeugt allerdings von historischer Bedachtsamkeit; doch wünschten wir, dass er wenigstens noch zwanzig Jahre weiter gegangen wäre. Denn Begebenheiten, die ihre volle funfzig Jahre und drüber alt sind, deren Theilnehmer daher auch gewöhnlich schon längst die Welt verlassen haben, lassen sich wohl noch mit allen Ehren unpartheyisch beschreiben. Da es überdiess in der Geschichte einer hohen Schule eine Hauptaufgabe ist, es historisch zu erklären, wie sich ihr gegenwärtiger wissenschaftlicher Zustand gebildet habe: so dürfen die Männer und Auftritte, welche unmittelbar auf denselben gewirkt haben, nicht vorbey gelassen werden; sollte sich gleich ihr Einfluss nur allmälig und gleichsam von fern gezeigt haben. Doch wir sind gern auch mit den einzelnen Beyträgen zur Geschichte dieser Universität im verflossenen Jahrhundert, welche Hr. G. hier mitgetheilt hat, zufrieden; es ist doch immer weit mehr, und etwas weit besseres, als wir bisher darüber gelesen hatten.

Im *ersten Kapitel* (S. 1—37) ist wiederum die Geschichte *der Privilegien und Einkünfte der Universität* vom J. 1694 bis 1733 enthalten. Zu jenen gehört, dass im J. 1711 der Juristen-Facultät das Recht, Notarios zu creiren, und der Philosophischen das Befugniss, Poeten zu krönen, ertheilt wurde. Doch schon im J. 1721 wurde jenes Recht dahin eingeschränkt, dass nur diejenigen Notarii, welche in Beyseyn der Juristenfacultät examinirt und creirt worden wären, als gültig sollten anerkannt, und in den Gerichten zugelassen werden, und ein Jahr vorher, war auch den Comitibus Palatinis streng untersagt worden, sogenannte Doctores bullatos zu creiren. Die Jurisdiction der Universität wurde in diesem Zeitraum mehr noch als zuvor eingeschränkt, und durch eine gleichere Vertheilung der Rechte und Verbindlichkeiten zwischen ihr und den neben ihr bestehenden Gerichtsbarkeiten, wurde ein gleicheres Verhältniss hervorgebracht. Das *zweyte Kap. von den milden Stiftungen und der äussern und innern Einrichtung der Universität*, (S. 38—55) giebt doch für einen so kurzen Zeitraum, dreyzehn neue Stiftungen von Stipendien für Studierende an, worunter die Marschallsche von 10650 Rthlr. und die von Georg Mich. Cassai, einem gebornen Ungarn, für seine zu Wittenberg studierende Landsleute, für welche er auch eine Bibliothek hinterlassen hat, errichtete von 5169 Rthlrn., die beträchtlichsten sind. Die akademische Bibliothek, welche im J. 1691 aus nicht mehr als 4390 Büchern bestand, erhielt im J. 1721 nach dem Tode *Dassovs*, des bekannten Lehrers der morgenländischen Sprachen zu Wittenberg, und zuletzt Probstes zu Rendsburg, dessen ganze aus dreytausend auserlesenen Büchern bestehende Bibliothek, zum Geschenke vermacht. Hingegen sucht man die von *Lessingen* in der Universitäts-Bibliothek aufgefundene Geschichte von *Scultetus*, jetzt in derselben vergebens. Das anatomische Theater erhielt im J. 1733 durch die für 20,000 Gulden gekauften *Ruyschischen* Präparate, welche *August III.* schenkte, einen reichen Zuwachs.

Der im *dritten Kapitel* befindliche Abriss von *dem religiösen, wissenschaftlichen, moralischen und politischen Zustande der Universität*, (S. 56—104) fängt mit einem, fast zu weitläufig gerathenen, Beweise an, dass gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts die Luthrische Dogmatik an die Stelle der päpstlichen Bullen getreten war; nur mit dem Unterschied, dass sie nicht willkürlich, sondern nach Lehren der Bibel — die sie wenigstens dafür hielt, decretirte. Schon vor hundert Jahren hat eben dieses vom gesammten protestantischen Lehrbegriffe der berühmte *Rich. Steele* in der bekannten satirischen Dedication an den Papst, folgendergestalt ausgedrückt: „Der ganze Unterschied „zwischen Ew. Heiligkeit und unsern protestantischen „Theologen besteht darin: *Ew. Heil. können nicht „irren, und unsere Theologen irren niemals.*" Hr. G. zeigt darauf, (S. 63. fg.) dass *Calixtus* der erste gewesen sey, der die Dogmatik zu ihrer Lauterkeit und Einfachheit nach *Luthers* und vornämlich *Melanchthons* Sinne zurückzuführen gesucht habe, und *Spener* sey in seine Fusstapfen getreten. Er behauptet sogar, (S. 69.) *dass man die Geschichte des Pietismus, in der wahren Bedeutung dieses Worts, vom Calixtus anfangen müsse.* (Hierin kann man ihm aber nicht Beyfall geben. Beide grosse Männer hatten freylich manches mit einander gemein: Verbesserung der theologischen Methode, Religionsverträglichkeit, Empfehlung

der theologischen Moral und Herabstimmung der hohen Verehrung der symbolischen Bücher; allein, sowohl ihre Reformationsentwürfe und Vorschläge nahmen eine ganz verschiedene Richtung, als auch die Mittel, welche sie dazu wählten, waren zum Theil weit von einander verschieden. C. suchte gründlich gelehrte Theologen zu bilden; Sp. wollte, ohne der wahren Gelehrsamkeit Eintrag zu thun, mehr fromme und erbauliche Prediger gezogen, mehr das praktische Christenthum hergestellt wissen; Gottseligkeit galt bey ihm weit mehr als Gelehrsamkeit: das Charakteristische des ersten ächten Pietismus. C. war aristotelischer Philosoph, brachte auch Kunstwörter dieser Schule in die Dogmatik; Sp. hingegen war und wollte nichts weniger als Philosoph seyn; fassliche und fruchtbare Bibelerklärung sollte nach seiner Absicht dem Religionslehrer ungleich mehr nützen, als alle Philosophie; u. s. w.) Welchen Einfluss *Speners* Reformationsplan, und die pietistischen Händel überhaupt auf *den Zustand der Theologie zu Wittenberg* geäussert haben, hätte etwas genauer entwickelt werden sollen. Der Vf. glaubt zwar, (S. 73) die im J. 1725 erschienene Schrift: Beweis, dass christl. evangel. Luthr. „Aekern — ihre Theologiam studierenden Söhne, ohne Beleidigung ihres Gewissens, gen Helmstädt nicht „schicken können," durch den übeln Verdacht, den *Calixtus* dieser Universität zugezogen habe, veranlasst worden sey. Das ist aber gar nicht wahrscheinlich. Vielmehr hatte neuerlich der Abt und Prof. *Johann Fabricius* zu Helmstädt, der viel weiter als Cal. den Syncretismus ausdehnte, und deutlich genug den Uebertritt von der evangelischen Kirche zur römisch-katholischen öffentlich genehmigte, ein solches Misstrauen erregt. Eben so ist wohl S. 17 das königliche Rescript wegen *des Unionswerks* gar nicht von den Vorschlägen dieser Art, welche Cal. gethan hatte, wie Hr. G. meynt; sondern von den Unionsbemühungen zwischen Lutheranern und Reformirten, die damals, und schon seit geraumer Zeit im Preussischen so lebhaft betrieben wurden, zu verstehen. Unter den übrigen Wissenschaften, die in jener Periode zu Wittenberg gelehrt wurden, bemerkt der Vf. den damals sich schon auszeichnenden Lehrer *der Philosophie, Sam. Christ. Hollmann*, der auch das erste bessere philosophische Lehrbuch daselbst: *Uberior in universam Philosophiam introductio*, im J. 1734 herausgegeben hat. Bey *der Geschichte* (S. 83 fg.) hätte *J. W. Janus* keinesweges vorbey gelassen werden sollen. Das Studium *der Anatomie* hatte *Abraham Vatern* viel zu danken; manche seiner Vorlesungen darüber wurden im J. 1731, seiner Einladung zufolge, blos von vornehmen Frauenzimmern besucht. Mit Recht werden auch *Joh. Friedr. Weidlers* und *Joh. Matthias Hasens* Verdienste um die *Mathematik* gerühmt. (S. 91.) Der letztere hat besonders zuerst unter den Deutschen, die von de L'Isle angefangene Reformation der Landkarten glücklich fortgesetzt und vervollkommnet, und dieses nach der von ihm sogenannten stereographischen Horizontal-Projection. Einen Anfang zu *ästhetischen* Vorlesungen machte im J. 1722 *Friedrich Strunz*, Prof. der Dichtkunst. Das erste literarische Blatt, das unseren heutigen recensirenden Journalen ähnlich ist, gab auf dieser Universität im J. 1732 der Prof. *Weikenius*, unter der Aufschrift: *Bibliotheca theologico-philologico-philosophico-historica*, heraus, das aber nur von kurzer Dauer gewesen ist.

Der nun folgende *Anhang über den gegenwärtigen wissenschaftlichen Zustand der Universität Wittenberg* (S. 105—260) besteht freylich nur aus fragmentarischen Beyträgen; die aber doch immer ihren guten Werth haben. Es sind folgende: I. *Ueber den gegenwärtigen Zustand der Philosophie auf der Universität W.* (S. 107—124.) Hier hätten wir nicht mit dem Vf. gesagt, dass in dieser Wissenschaft seit *Hollmann* bis *Reinhard* eine tiefe Stille geherrscht habe, indem in diesem Zwischenraum nur das einmal gelernte System vorgetragen worden sey, ohne sich weiter um das Fortschreiten dieser Wissenschaft zu bekümmern. Denn *Joh. Friedr. Hiller*, obgleich überhaupt der *Wolfischen* Schule zugethan, war doch nichts weniger als ein philosophischer Partheygänger; dachte und prüfte selbst; lehrte Philosophie mit Philologie und alter Literatur, beide aber mit der Theologie verbinden, und konnte gewissermasen der aufgeklärteste Theologe zu Wittenberg bis *Tittmann* daselbst auftrat, heissen. Uebrigens führte *Reinhard* im J. 1789 durch Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft zuerst eine historische Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie ein; und wenn gleich dieses bey den Studierenden ein theilnehmenderes Interesse erweckte, als es die Absicht des Lehrers war: so ist doch daraus noch kein herrschender Sectengeist entstanden, der allemal für die hohe Schule, so wie für die Wissenschaft selbst ein Unglück ist. II. *Ueber die Methode, nach welcher die Rechtswissenschaft gegenwärtig zu Wittenberg vorgetragen wird*, von *K. S. Zachariä*, Professor der Rechte daselbst. (S. 125—133.) Sie hat eine mehr systematische Gestalt gewonnen; ihre verschiedenen Theile sind gehörig von einander getrennt worden; man hat die Encyclopädie und Methodologie in den Cyklus der einem Juristen nöthigen Wissenschaften aufgenommen; endlich ist auch für die Anwendbarkeit auf die Praxis mehr gesorgt worden. Der Vf. dieses Aufsatzes hat auch einen ganzen Cursus über die philosophische Rechtswissenschaft eingeführt. III. *Ueber das Studium der Anatomie.* D. *Böhmer* und der jüngere D. *Langguth* haben sie in Aufnahme gebracht, und D. *Vogt* hat sie mit einer neuen Erfindung künstlicher Präparate bereichert. IV. *Das von D. Kreysig gestiftete klinische Institut.* V. D. *Langguths* reichhaltiges *Naturaliencabinet* umständlich beschrieben. (S. 134—174.) VI. D. *Georg Rudolph Böhmers Leben und Schriften.* Dieser verdienstvolle Arzt ist am 4ten April 1803 in seinem achtzigsten Jahre verstorben. VII. D. *E. F. F. Chladni's Schriften und erfundene musikalische Instrumente.* VIII. Prof. *C. G. Assmann über die Errichtung der Professur der Oekonomie und der Kameralwissenschaften.* IX. Des Universitätsmechanikus *Skuhrs*, der durch sein botanisches Handbuch rühmlich bekannt ist, *botanischer Garten.* X. M. *Ge. L. Leopolds*

polds Nachricht vom gegenwärtigen Zustande der akademischen Bibliothek. (S. 200—252.) Sie ist auch besonders abgedruckt worden, und verräth eine nicht gemeine Bücherkenntniss. Unter andern ist die *Ars moriendi*, wovon Text und Figuren in ganze hölzerne Tafeln eingegraben, oder geschnitten sind, und ausser andern Merkwürdigkeiten auch die treffliche *Ponickauische Bibliothek* genau beschrieben worden. XI. *Ueber das akademische Leben.* Zuletzt sind Auszüge aus Recensionen über die beiden ersten Theile dieser Annalen angehängt. Hoffentlich werden diese Annalen in nicht langer Zeit einer neuen Ausgabe bedürfen; alsdann wünschen wir, dass Hr. G. seinem an sich brauchbaren Werke durch eine noch zusammenhängendere und vollständigere Beschreibung des Laufs der Wissenschaften auf seiner Universität, auch einen erhöhten Werth verschaffen möge.

Göttingen, b. Schröder: *Geschichte des Verfalls der Wissenschaften und Künste bis zu ihrer Wiederherstellung im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.* Als Einleitung zur Literärgeschichte dieses Jahrhunderts. Aus dem Englischen. 1802. 302 S. 8. (20 gr.)

Ungeachtet der vielen schon vorhandnen Beyträge zur Gelehrtengeschichte des Mittelalters fehlt es uns doch immer noch an einer gründlichen und vollständigen Bearbeitung dieses ganzen Gegenstandes, nach allen seinen Veranlassungen, Denkwürdigkeiten und Einflüssen. Das hier übersetzte englische Werk erschien unter der Aufschrift: *An Introduction to the Literary History of the fourteenth and fifteenth Century*, zu London 1798. Jenes Bedürfniss wird freylich nicht dadurch befriedigt. Es ist mehr Entwurf als ausgeführtes Gemälde, und als Einleitung in ein Werk von grösserm Umfange geschrieben. Auch betrifft es weit mehr den vorhergehenden finstern Zeitraum der Literatur, als die auf dem Titel angegebne Periode ihrer Wiederherstellung. Indess hat auch eine nähere Bekanntschaft mit den dazu vorbereitend wirkenden Umständen und deren summarische, hier mit Einsicht, Geist und schriftstellerischer Kunst entworfene, Darstellung kein geringes Interesse. Die Ueberferzung war freylich mancher Nachhülfe und Erweiterung fähig; auch wäre sie, der Vorerinnerung zufolge, in einer würdigern Gestalt erschienen, wenn die Schrift, wie es die Absicht gewesen zu seyn scheint, das Glück gehabt hätte, von einem unsrer grössten Literatoren (vielleicht dem Hn. Hofrath *Eichhorn*) mit seiner gewohnten Fülle ausgestattet zu werden. Da nun aber die Hoffnung dazu vereitelt wurde: so glaubte der ungenannte Uebersetzer, sich dadurch beym Publicum Dank zu erwerben, wenn er wenigstens in einer richtigen Ueberferzung diese geistreiche Schrift auf deutschen Boden verpflanzte. Sie ist allerdings sehr lesenswürdig; und die Vorrede des Vfs. über die Methode und Bearbeitung einer förmlichen Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften verräth sogleich einen Schriftsteller von Einsicht und Geschmack, dem man gern weiter folgt, da sein Vortrag zugleich angenehm und belehrend ist. Der erste Theil betrifft den Verfall der Gelehrsamkeit im römischen Reich, und den Zustand derselben in Europa während des zehnten Jahrhunderts; der zweyte handelt von den Ursachen, welche die Erwachung der Gelehrsamkeit bewirkten; und im dritten ist die Rede von dem Zustande und der Beförderung der Wissenschaften im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Der Uebersetzer versichert übrigens sich um Erreichung der Anmuth und Feinheit des Originals bestrebt zu haben; und ganz ist ihm diess Bestreben nicht mifslungen, obgleich manche Periode gesundeter, und mancher Ausdruck gewählter seyn könnte. Wider die Richtigkeit ist S. 9. etwas arg verstofsen. Für *Pope's Essay on Genius*, sollte der *Versuch über Pope's Genie* stehen, der, wie bekannt, den verstorbenen D. *Joseph Warton* zum Verfasser hatte, der zu einer Geschichte der Wiederherstellung der Literatur Hoffnung machte. Einige wenige Anmerkungen hat der Uebersetzer beygefügt, welche theils berichtigend theils bibliographisch-nachweisend sind.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Delén u. Forsgrén: *Svenska Academiens Handlingar ifrån År 1786. Förfta Delen.* (Schriften der Schwedischen Akademie vom Jahr 1786. Erster Theil.) 1801. 327 S. 8.

Die im J. 1786 von Könige Gustav III, selbst einem grofsen Sprachkenner, Redner und Dichter, gestiftete Schwedische Akademie gab jährlich ihre Schriften in gr. 4. prächtig gedruckt heraus. Sie fieng aber hernach und besonders, nachdem sie eine neue Orthographie festgestellt hatte, an, ihre Schriften seit 1796 in 8. mit minder typographischer Pracht ans Licht zu stellen, und davon ist der erste 1801 erschienene Band, der besonders das neuere orthographische System enthält, in No. 189. der *A. L. Z.* schon angezeigt worden. Aber nun läst sie auch, da die erste Auflage vergriffen ist, ihre ältern Arbeiten, auf gleiche Art, in einem bequemern Format und nach gleichen orthographischen Regeln umdrucken. Und davon ist diefs der erste Band. Man findet darin zu Anfang die Nachricht von der Stiftung dieser Akademie, und von dem was dabey vorgefallen; den königl. Brief vom 20. März 1786 wegen Einrichtung dieser Akademie; die königl. Rede von den Ursachen und dem Zweck ihrer Stiftung, nebst den Statuten derselben in 58 Paragraphen, und der Antwort des damals noch lebenden Reichsraths Ge. *Höpken* an den König. Hierauf liest man die kurzen Antrittsreden der ersten Mitglieder, R. R. *Höpken*, R. R. *Hermansson*, R. R. *Fersen*, Ob. Kammerh. *Gr. Oxenstierna*, Expeditionssecr. *Adlerbeth*, Kammerrath *Botin*, Staatssecr. *Schröderheim*, Kanzleyr. *Gr. Gyllen von Rosenstein*. Darauf folgen die grofsen hernach beym Eintritt gehaltenen Reden des damaligen O. K. H. Baron G. *M. Armfelt*, worin er K. Gustav I. Verdienste um das Reich schildert; Hn. *Nordin* über die

ältere Geschichte der Schwedischen Sprache; Bischof *O. Celsius* über das Alter, die Verwandschaft und Verbesserung der Schwed. Sprache; Bischof D. *Vingård*, über die verschiedenen Schicksale der geistlichen Beredsamkeit; des jetzigen Kanzleyrath *Leopold* über Genie und Geschmack, und Secret. *Clewberg* Ehrengedächtniss des Grafen *C. F. Scheffers*, mit den auf diese Reden gegebenen Antworten.

Da nach den Statuten allemal am 20 Dec. als am Geburtstage K. Gustav Adolphs eine feyerliche Zusammenkunft gehalten, und alsdann auch die ausgesetzten Preise vertheilt werden sollten: so geschahe dieſs den 20 Dec. 1786 zum erstenmal, und die an diesem Tage in der Akademie abgelesenen Schriften sind hier wieder abgedruckt. Ausser einer schönen Rede des Hn. *v. Rosenstein*, worin er bemerkt, dass so wie unter dem grosen Gustav Adolph die Kriegskunst zur hohen Vollkommenheit gestiegen, so sich jetzt für Sprache und schöne Wissenschaften die günstigsten Aussichten zeigten, ist das wichtigste darunter das Ehrengedächtniss des Reichsrath und Feldmarschalls *Torstenson*. Es waren vier Schriften über ihn eingeschickt, sie wurden in Gegenwart des Königs beurtheilt, und der hier abgedruckten der erste Preis zugesprochen. Der Vf. hatte sich aber nicht zu erkennen gegeben. Nur erst im folgenden Jahre entdeckte man, dass der König selbst der Verfasser davon war. Die Akademie bat ihn darauf, auch die zuerkannte goldne Preismedaille anzunehmen. Der König willigte darein, und gab dadurch einen Beweis, wie sehr er die Akademie und ihre Bemühungen schätzte, und auch andere zu gleichem Eifer aufzumuntern suchte. Noch sind hier abgedruckt: Gustav Adolphs Regierungsantritt, eine Ode von *N. L. Sjöberg*, und ein vorgelesenes Stück aus Gr. *Gyllenborgs* Zug über den Belt. Der Akademie war aufgegeben, alle Jahr auf einen verdienten Schweden eine Münze prägen zu lassen. Diese war diesmal auf den königl. Rath General-Gouv. Feldm. Erich Dahlberg geschlagen, und nun ward auch eine Lebensbeschreibung dieses Herrn verlesen, die hier abgedruckt und auf deren Titel die Münze selbst in Kupfer gestochen ist.

ST. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Leonard Meisters helvetische Blätter für das Bedürfniss der Zeit.* 1802. 7 B. 8. (10 gr.)

In dem vorigen Jahre sind in Helvetien so viele und so verschiedene politische Veränderungen vorgefallen, dass bey einer Schrift, wie die vorliegende, nicht blos das *Jahr*, sondern auch der *Monat*, ja vielleicht zum Theil selbst der *Tag* angegeben werden sollte, an welchem dieser oder jener Aufsatz geschrieben wurde, weil man erst dann genau beurtheilen kann, ob wenig oder viel Muth dazu erfodert ward, diese Ideen mitzutheilen, indem der Vf. in dem einen Falle der gerade herrschenden Parthey konnte Dienste leisten wollen, oder in dem andern vielleicht zu der Oppositionsparthey gehörte. Rec., der als ein Deutscher allen Partheyen in diesem Lande fremd ist, und bey dem Siege oder Falle keiner Parthey etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat, ist dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass er so *vernünftig* und *gemäsigt* schreibt, dass er aus seinen Blättern nicht schliesen könnte, ob sie im May, im September oder November geschrieben seyen, worauf doch sonst bey mancher ähnlichen Flugschrift nicht wenig ankömmt. Hr. M. schreibt, als ein gebildeter Mann, mit Verstand; sein Ton ist feingesittet; er giebt Gründe, und ist bereit, Gründe anzuhören und anzunehmen; und wo er, bey der Leidenschaftlichkeit seiner Mitbürger, Bedenken trägt, *seine* Meynung geradezu vorzutragen, weil er fürchten musste, die Erbitterung dadurch nur zu vermehren, da kömmt ihm seine Belesenheit zu Hülfe, nnd er läst Montesquieu, Baco u. a. über die Sache reden. Durch neuere Ereignisse hat nun zwar ein Theil dieser Aufsätze aufgehört interessant zu seyn; die *Centralregierung* z. B., von welcher das zweyte Blatt handelt, ist bereits von dem Schauplatze abgetreten; inzwischen verdient noch immer manches, was Hr. M. sagt, beherzigt zu werden. Mit Recht rügt er z. B. den *Missbrauch der Kanzel*, der in Helvetien seit der Revolution auch von protestantischen Geistlichen weit getrieben worden ist, und auf den auch in Deutschland mehrere Beurtheiler helvetischer Revolutionspredigten aufmerksam machten; mit Recht bemerkt er, dass es eine kaum begreifliche Verblendung des Partheygeistes verrathe, wenn man, statt sich im Innern einander zu nähern, lieber an *fremde Mächte* sich wende, und durch diese dem Vaterlande Heil und Wohlfahrt verschaffen wolle. „Sicher und fest," heisst es S. 25, „ist kein Friede', den nicht *das Herz* beschwört. Un„ter den kurzen und wechselnden Siegen *verbluten* „*zuletzt* beide Partheyen." Auch über den *Zehnten*, der noch auf den heutigen Tag ein Zankapfel der Städter und Landleute ist, kömmt manches Vernünftige vor, womit jedoch die Städteparthey schwerlich zufrieden seyn wird; billig hätte hier auch bemerkt werden sollen, wie wenig diejenigen Geistlichen, welche ihr Recht auf den Zehnten von den Verordnungen des mosaischen Gesetzes in Ansehung der jüdischen Priester und Leviten herleiten, die Würde des christlichen Lehramts zu kennen scheinen, und wie wenig Bekanntschaft mit der Welt sie verrathen, wenn sie glauben, dass die Geistlichen in der ganzen Christenheit durch *Zehnten* erhalten werden. Eine Kleinigkeit sey noch angeführt: Hr. M. schreibt immer *David Hüme*, als wenn man den Namen dieses Gelehrten französisch aussprächе; bekanntlich muss aber *Hume* geschrieben werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. May 1803.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis opera* ad optimos libros recenſuit, animadverſionibus criticis inſtruxit, indices et Lexicon Ciceronianum addidit *Chriſtian. Dan. Beckius. Vol. III. orationum Tomus III.* 1802. XII. u. 620 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die zwey erſten Bände des Beckiſchen Cicero ſind in den *Ergänzungs-Blättern* der A. L. Z. 2ter Jahrg. Nr. 26. angezeigt worden. Der dritte begreift zehn Reden, von Or. XIV—XXIII. incl., nämlich die Rede für den Cluentius, die drey über das Ackergeſetz, die für den Rabirius, die vier Catilinariſchen und die für den Murena. Es iſt keine leere Verſicherung, wenn der Herausgeber von ſich ſagt, daſs ſein Fleiſs nicht nachgelaſſen, ſondern ſeine Anſtrengung für die Vervollkommnung ſeiner Arbeit im Fortgange derſelben zugenommen habe. Von der erſten Einrichtung, nach welcher er beſondere Anmerkungen in Supplementen hinten beyfügte, ſcheint er abgegangen zu ſeyn, und wir finden jetzt, auſser dem kritiſchen Apparat, auch die erheblichſten und unentbehrlichſten grammatiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen ſogleich unter dem Text angebracht, der indeſs, bey der Bündigkeit im Ausdruck und der gedrungenen, fruchtbaren Kürze des Herausgebers, nicht in einem Meere von Anmerkungen ſchwimmt. Die Lesarten der Handſchriften und Ausgaben werden ſo vollſtändig, wie nirgends, geſammelt; vorzüglich iſt der ganze Varianten-Vorrath der Oxforder Ausgabe eingetragen; Prüfung, Sichtung und Auswahl wird mit des Herausgebers bekannter Genauigkeit und Gründlichkeit veranſtaltet; die Meynungen und Gründe der Kritiker und Commentatoren werden Auszugsweiſe, Erneſti's Anmerkungen oft wörtlich, mitgetheilt und mit einer Beurtheilung, wo es nöthig, begleitet.

Wir beleuchten nur einige Stellen der Catilinariſchen Reden. Es mag, wie in ſo vielen andern Fällen, ſo Cat. 1, 2, 5 ſchwer ſeyn, mit ſeiner Beurtheilung der ſich durchkreuzenden Lesarten zu einem Abſchluſs zu kommen. Ganz recht vertheidigt aber der Herausgeber: „*num — C. Servilium praetorem P. R. mors ac poena remorata eſt?*“ Tod und Strafe ſind perſonificirt als Henker oder Diener der Gerechtigkeit, deren Willen ſie ohne Verzug vollſtrecken. *Non remorata eſt*, ſ. *non retinuit in vita, vivere non paſſa eſt, unius uſuram diei non dedit*, wie es C. 12, 41. heiſst. Eben ſo richtig wird C. 3, 12. für dieſe Lesart entſchieden: „*Nihil agis, nihil moliris, nihil cogitas, quod ego non modo non audiam, ſed etiam non videam planeque ſentiam*“ wobey wir nur bemerken, daſs *audiam* dem *moliris*, *videam* dem *agis* und *ſentiam* dem *cogitas* zu entſprechen ſcheint. Aus dieſer Stelle ſcheint folgende C. 6, 24. interpolirt worden zu ſeyn, welche gewöhnlich ſo geleſen wird: „*Nihil agis, nihil aſſequeris, nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore; neque tamen conari ac velle deſiſtis.*“ Nicht zu gedenken, daſs Cicero ſich ſchwerlich ſo ausgedrückt hätte: *quod mihi latere val. in tempore*, ſo widerſprechen auch die Worte: „*nihil aſſequeris, quod mihi latere val. in tempore*“ der ganzen Abſicht des Cicero, der nicht ſagen will, er erfahre es auf der Stelle, wenn dem Catilina ein Streich gelinge (*aſſequi*), ſondern vielmehr, dem Catilina gelinge keiner ſeiner Streiche, er, der Conſul, parire ſie alle aus. Mit Recht umklammert der Herausgeber nach dem Beyſpiel mehrerer die Worte: „*nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore*“ als ein Gloſſem. Irgend ein Grammatiker, der weniger den Zuſammenhang als die oben angeführte Stelle C. 3, 12m vor Augen hatte, ſchrieb die Worte bey; auch er ſcheint an dem *aſſequi* Anſtoſs genommen und daher *agere* und *aſſequi* bloſs *pro conatu*, nicht *pro effectu*, durch die Erklärung: „*nihil moliris*“ verſtanden zu haben. Cap. 8, 31. ſagt Cicero: er werde den Senat nicht ausdrücklich darüber befragen, ob er den Catilina ins Exil ſchicken wolle, und dennoch wolle er den Catilina von der Meynung des Senats überzeugen: „*faciam, ut intelligas, quid hi de te ſentiant.*“ Nach dieſen Worten, meynt der Herausgeber, habe Cicero ein wenig geſchwiegen, und, da der Senat während dieſer Pauſe nicht eingeredet, bewirkt „*ut ex ſilentio ſenatorum pateret eorum voluntas.*“ Wir wiſſen aber wahrlich nicht, was der Senat an dieſer Stelle hätte einreden ſollen, und wie ſein Schweigen hier für beredt angenommen werden könne. Die Sache verhält ſich vielmehr ſo. Unmittelbar nach den angeführten Worten heiſst Cicero den Catilina ausdrücklich und aus eigener Macht ins Exil gehen: „*Egredere ex urbe — in exilium, ſi hanc vocem exſpectas, proficiſcere,*“ und nun hält er inne, nicht, wie der Herausgeber will, um zu ſehen, ob Catilina gehen werde, ſondern dieſen darauf aufmerkſam zu machen, wie ſich der Senat bey dieſer harten Rede benehmen werde. Schwieg dieſer, ſo war dieſs Schweigen bedeutſam genug und ſo gut als eine ausdrückliche Genehmigung deſſen, was Cicero geſagt hatte. Der Senat ſchwieg wirklich. Deswegen fährt Cicero fort: „Wie iſts, Catili-

tilina? Giebst du wohl Achtung? Bemerkst du wohl das Stillschweigen dieser Männer?" *Patiuntur, tacent.* Wir vermuthen, dafs hier ein Wort ausgefallen ist, und dafs Cicero geschrieben habe: „*Quiescunt; patiuntur; tacent*," weil weiter unten auf diese Stelle mit den Worten zurückgeblickt wird: „*De te autem, Catilina, cum quiescunt, probant; cum patiantur, decernunt; cum tacent, clamant.*"

Die zweyte Rede beginnt Cicero mit dem frohlockenden Ausruf: „*Tandem aliquando — Catilinam — ex urbe vel ejecimus vel emisimus, vel ipsum egredientem verbis prosecuti sumus.*" Worüber er sich in der Folge erst näher erklärt, das läfst er vor der Hand unbestimmt, ob er den Catilina aus Rom gestofsen, ob er ihm die Thore nur geöffnet oder ob er dem freywillig Gehenden noch den Abschied auf den Weg gegeben. Schwerlich geht „*verbis prosecuti sumus*" auf die „*mala omina*" oder Verwünschungen, die ihm Cicero gegen das Ende der ersten Rede zurief, wie Ernesti hier annimmt. Die Gradation geht vielmehr aufwärts vom Schlimmern (*ejecimus*) zum Bessern: „oder ich habe ihm gar glückliche Reise gewünscht, ein Lebewohl mit auf den Weg gegeben" gerade wie wir auch, mit gefliffentlicher Zweydeutigkeit, von einem, den wir weit weg wünschen, sagen, und wie der Grieche sein χαίρειν ἐᾶν braucht. Hatte sich nicht Cicero selbst in der ersten Rede C. 8, 32. ähnlich ausgedrückt? „*Quorum ego vix abs te jam diu manus ac tela contineo, eosdem facile adducam, ut te haec, quae jam pridem vastare studes, relinquentem, usque ad portas prosequantur.*" Da man übersah, dafs die *verba* auf das χαῖρε des Abschieds gehen, so wufste man nicht, was man mit dem Wort machen sollte; daher die Lesart mehrerer Handschriften und Ausgaben: „*egredientem urbe prosecuti sumus*," welche um so weniger annehmlich ist, da so nahe dabey steht: „*ex urbe vel ejecimus.*" Cap. 2, 4 erklärt sich der Redner darüber, warum er den Catilina nicht habe greifen und tödten lassen: „*Sed quam multos fuisse putatis, qui, quae ego deferrem, non crederent? quam multos, qui propter stultitiam non putarent? quam multos, qui etiam defenderent? quam multos, qui propter improbitatem faverent?*" Es nimmt uns Wunder, wie der Herausgeber diese Stelle, so wie sie jetzt ist, ertragen konnte. Ernestis ehmaliges Bedenken, dafs die Concinnität der Glieder alterirt sey, scheint uns das geringste. Aber was ist das für eine Partition: „Wie viele würden meine Angaben nicht geglaubt haben? Wie viele (versteht sich, andere), würden sie aus Mangel an Einsicht nicht für wahr gehalten haben?" Warum glaubten sie denn die erstern vielen nicht? Ist etwa der letztere Satz, den auch eine Handschrift nicht hat, ein Glossem des erstern? Oder mufs man beide in einen zusammenschmelzen: „*qui, quae ego deferrem, propter stultitiam non crederent?*" Oder ist in letzterm zu lesen: *qui propter stultitiam vera non putarent;* (oder auch *magni non putarent*); jenes würde die von Döring gegebne Erklärung begründen: Wie viele würden Catilina's Verbrechen nicht glauben, weil sie von mir, als dem vermeynten Feinde des Catilina, angezeigt worden, wie viele andere aus Einfalt u. s. w. C. 2, 6 sagt Cicero vom Catilina: „*Tongilium mihi eduxit, quem amare in praetexta calumnia coeperat.*" Das vorletzte, hier sinnlose, Wort hat der Herausg. in Klammern eingeschlossen. „*Codd. nihil juvant*" sagt der Herausgeber, und doch führt die Randanmerkung der Barberini'schen Handschrift: „*alii, Calvinia*" auf die Wahrheit, die ein uns unbekannter Gelehrter aufgefunden hat, welcher in einem Ex. des Gruterschen Cicero verbessert: *Catilina.* In den Handschriften sehen sich die Wörter: *catilina, caluinia, calumnia* fast gleich. Cap. 6, 18 sagt Cicero im Ton der Ironie: „*Homo videlicet timidus et permodestus vocem consulis ferre non potuit: simul atque ire in exsilium jussus est, paruit, ivit.*" *Ivit* nahm der Herausgeber aus einer Handschrift statt der gewöhnlichen Lesart, auch der bessern Handschriften, auf, welche: *quievit*, andere: *paruit, qui, quid, quod* u. s. w. haben. Unsers Dafürhaltens schrieb Cicero: „*paruit, Quirites, ivit,*" und aus dem abgekürzten *Quir. ivit* entstand *quievit.* Cap. 8, 27. „*possessionum amore adducti dissolvi nullo modo possunt*" scheint der Herausgeber auf Schellers Seite zu treten, der *dissolvi* durch *separari* oder *separare se*, erklärt. Diese Erklärung scheint uns die einzig wahre zu seyn. Die Metapher ist hergenommen von einem, der den andern fest umschlungen hält und nicht los läfst. „Von der Liebe zu ihren Besitzungen angezogen, lassen sie sich auf keine Weise davon losreifsen." Nicht sowohl die vom Herausgeber aus Scheller angeführte Erläuterungsstelle, als die von Döring aus der Rede *pr. Sulla* 20 aufgestellte Parallele ist entscheidend: „*tanto amore suas possessiones amplexi tenebant, ut ab his membra divelli citius et distrahi posse diceres.*" Cap. 10, 35 wären wir in Versuchung gekommen: *seminarium Catilinarum* statt *Catilinarium* in den Text aufzunehmen. Zwar haben jene Lesart nur ein Codex und ein paar Ausgaben, aber sowohl der Wohlklang neigt uns auf ihre Seite (denn das wiederholte *arium* wäre ein wahrer Ohrenzwang) als der Sinn, da hier nicht von einer durch den Catilina gestifteten Pflanzschule die Rede ist, sondern von einem Seminarium, das erst nach Catilina's Tode entstehen werde, und worin junge Catilina's gebildet werden dürften.

Aus der dritten Rede bemerken wir nur noch ein paar Stellen. Cap. 9, 36 behält der Herausgeber die gewöhnliche Lesart bey, und vertheidigt die Verworrenheit dieses Periodenbaues mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit der Sprache und des Numerus. Aber was heifst nun: *illa Allobrogum sollicitatio nunquam credita esset ignotis etc.?* Der Vorwurf der Dunkelheit und einer gezwungenen Wortfügung wird, dünkt uns, von dieser Stelle weggenommen, wenn man: „*Jam vero illa Allobrogum sollicitatio*" als *Nominativus absolutus* und als Vordersatz, dafs folgende aber als Nachsatz betrachtet. „Was nun anlangt die Bestechung der Allobroger, so würde Lentulus u. s. w. eine so wichtige Verschwörung Unbekannten und

Bar-

Barbaren nicht so unbedachtsam anvertraut haben." Bey einer andern, nicht weniger den Schein von Verworrenheit habenden Stelle C. 11, 43 erlaubt sich der Herausgeber folgende Wortversetzung: „*eamdemque diem intelligo et ad salutem urbis, quam spero aeternam fore, et ad memoriam consulatus mei propagandam, unoque tempore in hac rep. duos cives exstitisse cet.*" d. h. ich sehe, dass dieser Tag sowohl zum Heil dieser Stadt, deren ewige Dauer ich hoffe, als zur Verewigung meines Consulats genommen sey, und dass zu derselben Zeit zwey Männer aufgestanden sind u. s. w.

Da der Herausgeber noch drey und dreyssig Reden zu bearbeiten hat: so dürften diese zum wenigsten noch drey Bände erfodern. Um so mehr ist zu wünschen, dass das Versprechen der Vorrede, diese Bände schneller nach einander erscheinen zu lassen, von dem würdigen Vf. ohne neue Unterbrechungen erfüllet werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Neue Beyträge zur Veredlung der Menschheit*; herausgegeben aus dem Erziehungsinstitut bey Kopenhagen, von *C. J. R. Christiani*, Kön. Hofprediger. *Erster Band.* 1802. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Ueber die bisherige und künftige Verfassung meines Erziehungsinstituts; allen Freunden einer edleren Erziehung, insbesondere den Aeltern und Vormündern meiner Zöglinge gewidmet von *C. J. R. Christiani.*

Der Vf. bestimmt diese neuen Beyträge, welche in halbjährigen Lieferungen fortgesetzt werden, theils zur Mittheilung seiner Gedanken und Ueberzeugungen über allgemein wichtige Gegenstände, vorzüglich aus dem Gebiete sittlicher Wahrheiten, theils zu Aufsätzen über die Angelegenheiten und die Geschichte seiner Erziehungs-Anstalt, die nun schon seit sieben Jahren besteht, und, nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten, extensiv und intensiv immer mehr gewinnt. Der Vf. legt in dem ersten Band der Beyträge, die wir hier anzeigen, einen allgemeinen Bericht und Rechenschaft über die ökonomische und pädagogische Führung seiner Erziehungsanstalt ab, und verfährt dabey mit einer Offenherzigkeit, die, vorzüglich in Ansehung des ökonomischen Theils, manchem zu weit getrieben oder nicht weltklug genug scheinen dürfte, wiewohl sie ihm gerade die Herzen anderer zuwenden wird. Die Geschichte der vielen Hindernisse, die der Vf. zu überwinden hatte, ist sehr lehrreich, vielleicht abschreckend für manchen Unternehmer ähnlicher Anstalten, warnend für junge, unerfahrne und sanguinische Pädagogen, aufmunternd für andere, denen die Beharrlichkeit des Vfs. zum Muster dienen kann. Jetzt, da die Anstalt zu grösserer Festigkeit und Ausdehnung gelangt ist, hat ihr der Vf. eine neue Organisation gegeben, welche sehr beyfallswürdig zu seyn scheint. Die Zöglinge unter zwölf Jahren, welche die allgemeine Bildung erhalten, machen mit ihren Versorgern und Führern eine eigene Familie, unter dem Namen eines *Philanthropin* aus, (wenn auch dieser Name passend wäre, so würden wir ihn doch nicht gewählt haben, da das Philanthropin-Wesen längst nicht mehr in Credit steht) und leben abgesondert von der übrigen Anstalt, haben ihren eigenen Unterricht, Spielraum und Vergnügungen, und stehen in der engsten Verbindung mit der Hausmutter, welche die Stelle der abwesenden Mütter vertritt. Aus diesem Philanthropin gehen die Knaben in die Bildungsanstalt über, (in welche jedoch auch fremde Zöglinge, wenn sie dazu geeignet sind, aufgenommen werden können, ohne vorher das Philanthropin besucht zu haben), worin sie für einen bestimmten Stand gebildet werden. Diese wird, nach der Verschiedenheit ihrer künftigen Bestimmung, in zwey Gesellschaften oder Abtheilungen vertheilt, deren eine aus den zum *gelehrten Stande*, die andere aus den zur *Handlung* bestimmten Knaben und Jünglingen (denn das Local der Kopenhagner Anstalt bringt es mit sich, dass die meisten nichtstudierenden Zöglinge für den Kaufmannsstand bestimmt sind) besteht. Jede Abtheilung macht eine eigene Lehranstalt aus, die ihren eigenen Plan, ihre eigenen Lehrstunden und Lehrgegenstände hat. Unter dem Vorsteher dieser ganzen Erziehungs-Republik stehen Vorsteher der einzelnen Abtheilungen des Instituts, welche mit dem Hauptvorsteher die Direction ausmachen. Ausserdem ist noch ein Inspector oder allgemeiner Aufseher angesetzt, der darüber wacht, dass Ordnung und gute Sitte, Recht und Unpartheylichkeit unter Lehrern und Zöglingen aufrecht erhalten werde, eine kritische Lage eines Mannes, der gleichsam der Controlleur der Lehrer, der *tribunus plebis* (d. h. der Zöglinge) oder Sachwalter seyn soll, welcher die Zöglinge gegen Willkür und Laune der Lehrer schütze? Unter mehrerem Lehrreichen dieser Schrift zeichnen wir nur die sehr zweckmäßig abgefassten Gesetze und Anordnungen für die Zöglinge der Bildungsanstalt und die Instructionen für den Erziehungsaufseher und die Oberlehrer an der Bildungsanstalt aus. Die ganze neue Einrichtung fängt mit dem 1. May 1802 an; damals hatte die Anstalt 52 Zöglinge und neun Lehrer, die im Erziehungshause wohnten, ausser welchen aber noch viele andere Männer aus Kopenhagen Unterricht darin ertheilten.

Lingen, b. Jülicher: *Der weibliche Heldenmuth* in Beyspielen aus der *wirklichen und wahren Geschichte.* Ein Beytrag zu einer Apologie des schönen Geschlechts. Den Verehrern und Verächtern desselben geweiht. 1802. VIII. u. 406 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der ungenannte Vf. schlägt sich zu der Parthey derjenigen, welche die Verschiedenheit der Seelenvermögen der Geschlechter blos von der Erziehung und

von

von äufsern Verhältniſſen herleiten. Er fertigt in ſeiner Manier diejenigen ab, welche das Weib nicht in allen Stücken dem Manne gleich ſetzen, und ſtellt ihnen die Anwälde des weiblichen Geſchlechts entgegen, unter welchen ſchon vor Hippels bürgerlicher Verbeſſerung der Weiber, der Vf. von *Recueil des Dames ou les femmes devenues papes, cardinaux, evêques, miniſtres* etc. Paris 1790 das weibliche Geſchlecht dem männlichen, ſogar bis zum Beichthören und Meſſeleſen, gleich ſetzte. Nun meynt der Vf., dieſes Geſchlecht ſey von Seiten ſeiner oft bewieſenen Herzhaftigkeit und Tapferkeit noch nicht ins rechte Licht geſtellt worden, und, um dieſe Lücke auszufüllen, ſammelte er Beyſpiele aus verſchiedenen Zeiten und Völkern. Daſs er aber darin viele Vorgänger hat, lehrt ſchon die angehängte lange Liſte von Schriftſtellern, (unter welchen der von Heeren in der Bibliothek d. alt. Lit. St. 6. herausgegebene Tractat's Γυναῖκες ἐν πολεμικοῖς συνεραὶ καὶ ἀνδρεῖαι fehlt), der folgende einleitende Worte S. 398. vorgeſetzt ſind: „*Ueber die von mehrern zuſammen und vereint und auch — einzeln ſich als tapfer beweiſende Frauenzimmer* ſind bisher folgende *Schriften* vorhanden, deren gröſster Theil jetzt ſelten anzutreffen iſt.“ Hätte ſich nur der Vf. begnügt, die Bücher und Stellen, die ausgezogen werden ſollten, einem im Schreiben und in der Sprache geübtern Amanuenſis nachzuweiſen, ſo würden wir durch dieſen eine, wo nicht mit mehr Kritik abgefaſste, doch wenigſtens lesbarere Compilation erhalten haben, welche Eigenſchaft wir an dem Buche in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nicht rühmen können. Denn, auſser den vielen Druckfehlern, welche einen Raum von drey enggedruckten Seiten einnehmen, iſt der Fehler gegen die Rechtſchreibung, die Grammatik und den guten Stil eine Legion. Um mit Beyſpielen dieſer Sudeleyen den Raum nicht unnöthiger Weiſe zu verſchwenden, geben wir nur eine blindlings aufgegriffene Probe. S. 24.: „Die Spartanerinnen wurden ſo gut wie die Knaben zum Wettſpiel z. B. zum Laufen, zum Spiefs- und Pfeilwerfen und Pfeilſchieſsen abgerichtet und ſehr früh darin *nach Lycurgs des Geſetzgebers* der Spartaner geübt. Die Mädchen, die in den Städten anderer Länder verzärtelt und zu Hauſe innerhalb der Wände eingeſchloſſen *wurden*, *wurden* bey den Spartanern der Luft und Witterung, dem Sonnenbrande und Staube in den Lauf- und Rennbahnen, ſo hart und ſchmerzhaft es ihnen erſt auch vorkommen mochte, ausgeſetzt. Man *ſah' ſie in denſelben fortgeſtoſsen, weggetrieben und fallen und das alles — nackend.* Abhärtung *und um den Körper mehr zu ſtärken* war Lycurgs Zweck bey dieſer Anordnung.“ Eines ſo ſchlecht ſchreibenden Advocaten des weiblichen Heldenmuths wird ſich das ſchöne Geſchlecht gewiſs ſchämen.

Brandenburg, b. Loich: *Gottlieb Tugendlich Hiebendahls*, erſten Lehrers der Pauliner Schule zu Brandenburg, *Anweiſung zu einem geſitteten und vernünftigen Lebenswandel, gezogen aus den Schriften Salomo's, Sirachs u. ſ. w. Nebſt einem kurzen Unterricht zur Erhaltung des körperlichen Wohls.* Aufgeſetzt von *Johann Karl Sybel*, Arzte zu Brandenburg. 1801. 179 S. 8. (6 gr.)

Hr. *Hiebendahl* hat die löbliche Abſicht, durch dieſes Buch ſowohl die Jugend in Schulen, als auch Erwachſene mit bibliſchen Lebensregeln bekannt zu machen. Unter gewiſſen alphabetiſch geordneten Rubriken, z. B. Alter, Amt, Arbeiten u. ſ. w. ſteht eine Reihe bibliſcher, gröſstentheils aus dem Buche Sirach entlehnter, Sittenregeln, denen eine kurze Erklärung des Sinnes unter dem Text, und eine alphabetiſche Erörterung einiger ſittlichen Hauptbegriffe beygefügt iſt. Wenn bey der Auswahl der Stellen theils mehr auf eigentliche *Pflichtgebote* als auf bloſse *Klugheitslehren*, theils mehr auf das N. T. als auf den Sirach Rückſicht genommen wäre: ſo würde dieſe nützliche Sammlung noch mehr Empfehlung verdienen. — Ueberaus zweckmäſsig iſt aber der Anhang von Geſundheitsregeln für den Bürger und Landmann. Billig ſchränkt ſich hier Hr. D. *Sybel* auf das diätetiſche Verhalten in geſundem und kränklichem Zuſtande unter den mancherley Verhältniſſen des Lebens ein, warnt ſowohl vor eigenmächtigem Curiren, Purgiren, Aderlaſſen u. dgl. als vor dem Gebrauch der Afterärzte in einer kräftigen Sprache und mit einleuchtenden Gründen, und enthält ſich wohlbedächtig aller Anleitung, Krankheiten ohne Zuziehung eines Kunſtverſtändigen zu heilen. Durch einen zweckmäſsigen Schulgebrauch dieſer Anweiſung kann unſtreitig das allgemeine Geſundheitswohl ſehr befördert werden.

Chemnitz, b. Jacobäer: *Kurſächſiſcher Kirchen- und Predigeralmanach. Auf das Jahr* 1801. 296 S. 8. (18 gr.)

Dieſs nützliche Verzeichniſs der geſammten kurſächſiſchen Geiſtlichkeit entſtand, wie die Vorrede ſagt, auf Veranlaſſung der A. L. Z. 1797. Nr. 174. S. 573. wo das Weglaſſen der Geiſtlichkeit als ein Mangel des kurſächſiſchen Hof- und Staatskalenders bemerkt worden war. Hier geſchieht eine vollſtändige Aufzählung, nach den drey Conſiſtorien und den darunter ſtehenden Inſpectionen geordnet. Die Namen der Geiſtlichen ſtehen ſodann bey den alphabetiſch geordneten Ortſchaften, mit Anzeige ihrer Geburtszeit. Oft ſind auch ihre frühere Bedienſtungen und ihre Schriften angeführt. Von den Ortſchaften ſelbſt geben meiſt wenige Zeilen eine für das Pfarramtliche nicht überflüſſige Notiz. Ueber die ſehr groſse Menge der Perſonennamen aber wäre ein Regiſter ſehr zu wünſchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. May 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Franken vor dem Lüneviller Frieden* (d. 9 Februar 1801) nach seinen physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, politischen und örtlichen Verhältnissen. — Ein Versuch zum Besten der studierenden Jugend und unstudierten Liebhaber. — *Erster Abschnitt.* 1802. 104 S. 4. und 8 Tabellen in Folio. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *Bundschuh* „bemerkte das Bedürfniss eines schicklichen Handbuchs über den physischen, politischen und örtlichen Zustand seines Vaterlands, theils wurde er von vielen geachteten Männern und Schullehrern darauf aufmerksam gemacht, die ihn, nach Erscheinung seines mit nicht gemeinem Beyfalle aufgenommenen topographischen Wörterbuchs vom fränkischen Kreise, vorzüglich dazu geeignet hielten, ein solches Handbuch, brauchbar zum Leitfaden beym öffentlichen Unterricht und zur Selbstbelehrung, auszuarbeiten.“ — „Ohne ruhmredig zu seyn, glaubt der Vf. sagen zu dürfen, dass man in diesen wenigen Bogen alles *in Kurzem* zusammengestellt finden werde, was nur der Jugend von Franken zu wissen nöthig und nützlich ist.“ In diesem Tone geht es noch lange fort; es wird bemerkt, was ein geschickter Lehrer für herrliche Veranlassung findet, seine Schüler über ökonomische, technologische und in die Kunstgeschichte einschlagende Kenntnisse zu belehren. — Der Vf. hat also eine grosse Meynung von sich; nach der Ausführung zu urtheilen, sollte er aber eine sehr kleine haben. Wir wollen es gerne gelten lassen, dass der Aushängeschild: *für die Jugend*, wobey er nach mehreren Stellen der Vorrede auch Kinder nicht ausschliesst, nur zur Anlockung mehrerer Käufer aufgestellt sey; denn dass dieses Quodlibet nicht für Kinder passe, wird die weitere Darlegung lehren; aber das Ganze klagt ihn laut an, dass er ohne überlegten Plan, ohne mit sich selbst einig zu seyn, seine Sätze hingeworfen habe. Im ersten Kapitel, wo von den Gränzen, Boden, Klima etc. die Rede ist, kommt auch die gemessene Höhe einiger Berge vor: „der Fichtelberg ist 36826 Pariser Fuss über die Meeresfläche erhaben.“ Nun wissen doch unsre Leser, wo sie den höchsten Berg unserer Erde zu suchen haben. Hr. B. könnte sich durch einen Druckfehler entschuldigen (3682,6), aber die Angabe steht in seinem topographischen Wörterbuche wie hier. S. 10 spricht der Vf. von den Bewohnern des fränkischen Kreises also auch von den Juden; Rec. ist aber nicht so glücklich, einen Verstand in der Stelle finden zu können; vielleicht liegt der Fehler nur an ihm, er zeichnet sie also aus: „Juden, die Vampyrs der Einwohner, deren nahrungsvolle Säfte stockend werden, geniessen der Duldung, und werden so lang ausgesaugt als noch ein Tröpfchen zu finden ist, bis endlich der Abgezehrte an den Folgen seines *Nahrungsabgang* sich selbst überlassen, seinen Geist aushaucht.“ S. 12 unter dem Titel: Verhältnisse zu dem Reich, wird bemerkt, dass der fränkische Kreis die fünfte Stelle unter den Reichskreisen einnimmt, „und man kann davon keinen anschaulichern Begriff geben, als wenn man, mit Auszeichnung der fränkischen Fürsten, Grafen und Herren das ganze Schema der Sitzung am Reichstage vor Augen legt.“ Und nun folgt in der That die ganze Reihe der Reichsmitglieder, welche vor den jetzigen Ereignissen Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten. Vielleicht geschah es nur, um ein Blatt mehr ganz ohne Kosten der Anstrengung zu füllen; aber wie kann denn ein vernünftiger Mann sprechen, dass dies einen anschaulichen Begriff gebe, wie und warum der fränkische Kreis die fünfte Stelle unter den übrigen Kreisen einnehme? Im 5ten Kapitel spricht der Vf. von der Cultur des Geistes, zählt also die einzelnen Lehranstalten und die vorzüglichern Gelehrten auf, welche Franken in jedem Fache aufzuweisen hatte; wo denn nothwendiger Weise eine Anzahl von Namen vorkommen, die der Schüler nicht zu kennen braucht, auch nicht zu wissen verlangt. Unerträglich ist dabey die Anmassung, dass er neben mehrern Schriftstellern über Geschichte und Erdbeschreibung, nur einzig *„den Verfasser des topographischen Wörterbuchs von Franken,“* das heisst seinen eignen Namen, mit Schwabacher Schrift drucken lässt. Der wichtigste Theil des Buchs sollten und könnten die 7 beygefügten statistischen Tabellen seyn. Sie geben Auskunft über Lage, Umfang, Seelenzahl, Eintheilung, Aemter und Menge der Orte jedes einzelnen Landes in Franken, selbst der Ritterschaft; und die zwey letzten dieser Tabellen verbreiten sich über den Münzfuss und die verschiedenen Maasse. Aber den Inbegriff der hier vorgestellten Notizen giebt er auf dem Titel des zweyten Hauptstückes als *„Staatsverfassung* der besondern integrirenden Staaten und Gebiete des fränkischen Kreises“ an; und dann wird man schlechterdings an seinen Tabellen selbst irre, weil noch eine neunte kleinere Tabelle beygefügt ist, welche die Angaben über Flächeninhalt, Volksmenge etc. concentrirt zusammenstellt. Sie ist aus dem geographischen Lexicon von Franken mit einigen Umänderungen abgedruckt, und

widerspricht den gröfsern einzelnen Tabellen in den wichtigsten Angaben. Tab. II. hat das ganze Fürstenthum Hohenlohe 17 bis 18 Qu. Meilen und 68—70,000 Einwohner; in der kleinern Tabelle machen blofs die Besitzungen des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg wegen ihres Antheils am Fürstenthum Hohenlohe 30 Qu. Meilen und enthalten 120,000 Seelen. Die nämliche Tab. II. enthält noch einen Beweis von dem Begriff, welchen sich Hr. B. von Qu. Meilen bildet, oder vielmehr, dafs er sich gar keinen bildet: „das Deutschmeisterthum, oder die Balley Franken, ist von Norden gegen Süden 4 Qu. Meilen, und die Breite 1½ Qu. Meilen." Tab. III. giebt der Grafschaft Erbach 24,000 Einwohner; die kleinere Tab. 32,000 Einwohner. Tab. IV. setzte als gröfste Länge des Nürnberger Gebiets von Osten nach Westen auf 15 deutsche Meilen an, jede Karte vom fränkischen Kreise beweiset aber deutlich, dafs diese Länge nicht über 6 Meilen betragen kann. Rec. könnte mehrere ähnliche Verstöfse ausheben, aber wozu würde es nutzen? Unbegreiflich bleibt es ihm immer, wie der Vf. in ein und dasselbe Buch geradezu widersprechende Angaben setzen konnte, ohne auch nur ein Wort der Belehrung für den verlegenen Leser beyzufügen. — Trotz allen diesen Rügen, müssen wir demungeachtet dieses so unbedachtsam niedergeschriebene Buch empfehlen, und es unentbehrlich für einen jeden erklären, dessen Studium Statistik und Geographie im Ganzen, und die Kenntnifs Frankens ist, insonderheit für den Einländer; nur darf er nicht ohne Vorkenntnisse zur Lectüre schreiten, um das Unbrauchbare sichten zu können. Nirgends finden wir die Angaben von öffentlichen Anstalten und den Manufacturen jedes einzelnen Orts und des ganzen Landes so reichhaltig zusammengestellt als hier; obgleich bey der Aufzählung der Manufacturen Auslassungssünden und Ansetzung des Minderwichtigen mit unterlaufen. In den grofsen Tabellen gründet sich sichtlich manche Angabe auf neuere und meist auch bessere Erkundigungen; und der Anhang, welcher das kurze Verzeichniss der merkwürdigern Orte jedes Bezirks, mit Bemerkung der Menschenzahl, des Gewerbs etc. liefert, darf als eine nützliche Zugabe mit Dank erkannt werden, da sie manche Zahlen und weitläufige Auseinandersetzungen des geographischen Lexicon mit wenig Worten berichtiget. — „Wenn diese Arbeit den Beyfall des Kenners erhält: so soll ein zweyter Theil folgen, der für die mittlere Geschichte und Statistik das leisten wird, was Hr. B. in diesem Theil für unsere Zeiten beabsichtigt."

Leipzig, b. Hartknoch: *Russische Miszellen.* Herausgegeben von *Johann Richter.* 1803. *Ersten Bandes Erstes Heft.* 170 S. *Zweytes Heft.* 198 S. 8. (Jedes Heft 14 gr.)

Der Inhalt des *ersten* Heftes ist folgender: I. *Probe einer Uebersetzung von Scheraskows Rossiade in Hexametern.* Der Gegenstand dieses epischen Gedichtes ist die Besiegung der Tataren unter Johann Wasiliewitsch dem Zweyten, und die Wiedereroberung Kasans. Das Original ist in gereimten sechsfüfsigen Alexandrinern geschrieben, und hat zwölf Gesänge. Hier ist der Anfang der Uebersetzung:

Russlands glückliche Lösung vom fremden entehrenden Joche,
Den gebrochenen Stolz des Chans, der Horde Bezwingung,
Unser berühmten Ahnen beschwerlichen Züge und Kämpfe,
Moskwa's Sieg, und Kasans Zerstörung will ich besingen.
Gleich Aurorens Glanze bestrahlte nach diesen Triumphen,
Ruhe und goldner Friede die Fluren des glücklichen Russlands.

Oefnet euch meinem Geist, ihr Pforten der ew'gen Behausung,
Wo des irdischen Lebens bethörende Träume verschwinden,
Und dem Edlen nun endlich die Palme der Tugend zu Theil wird;
Wo kein niedriger Schmeichler die Herzen der Grofsen vergiftet,
Wo am Sternenthron des Ewiggrofsen, der Bettler
Und der Monarch nach gleichen Gesetzen ihr Urtheil empfangen,
Wo des Elends Klage verstummt, und keine Gewalt gilt.
Rolle vor meinen Blicken empor, der Ewigkeit Vorhang,
Dafs auf meinen Gesang die Völker und Könige lauschen.

Hr. *Richter* ist nicht abgeneigt, das Ganze zu übersetzen, auf ein grofses Publicum dürfte er indessen schwerlich zu rechnen haben. II. *Russische Volksmährchen* S. 25. Wir werden beym zweyten Hefte umständlicher davon sprechen. III. *Russische Volkslieder* S. 79. Ein paar Zeilen zur Probe.

Die erste Liebe.

Der Jüngling.

Höre liebes Mädchen,
Du mein erstes Liebchen.
Sitze künftig nicht
Abends lange auf,
Und verbrenne wartend
Nicht die hohe Kerze;
Harre mein nicht mehr
Bis der Morgen graut;
Siehe! denn ich gehe
Meine Hand auf ewig
Einem andern Mädchen.
Ach der Vater will es.
Lebe wohl du Theure.

Und

Und für deine Liebe
Nimm den wärmsten Dank.

IV. *Merkwürdige Charakterzüge aus der russischen Geschichte.* S. 89. Vier Beyspiele von Klugheit, Gattenliebe, Tapferkeit u. s. w aus der älteren russischen Geschichte. *V. Notizen über die russische Literatur* S. 119. 1) Ueber *Piketow's* seit 1801 erscheinendes Pantheon russischer Schriftsteller mit Bildnissen und kurzen Biographien (von Karamzin. Piketow ein reicher aufgeklärter Edelmann giebt blos die Kosten dazu her) Text und Kupfer sind auf Velinpapier in gross Folio. Das *erste* Heft enthält: *Bojan*, ein alter russischer Barde, den Hr. Karamsin in Olegs, Olgons, oder Swätoslaw's Zeiten setzt.— *Nestor* gest. 1125. — *Nikon* gest. 1681. — *Artamon Matweef* gest. 1682. — Die *Zarewna Sophia Alexewna* gest. 1704 — u. s. w. 2) Ueber *Karamsins* Lobrede auf Katharina II. Der Vf. bekam für diese zwölf Bogen 1200 Rubel oder 300 Ducaten; es wurde aber auch schon in den ersten Tagen eine ganze Auflage von 3000 Exempl. (à 2 Rub.) davon abgesetzt. 3. Ueber *Karamsins* seit 1802 angefangener Journal Westnik Tewropii (der Verkündiger Europens) wofür er jährlich 5000 Rubel erhält, das aber auch ebenfalls sehr grossen Beyfall findet. 4) Ueber mehrere andere russische Journale und neue Werke. z.B. *Ismailows Reise durch das südliche Russland*, wovon Hr. Richter eine Uebersetzung verspricht u. s. w. 17) *Miscellen.* S. 143. Allerhand Anekdoten, Beyträge zur Sittengeschichte u. s. w.

Das *zweyte Heft* enthält I. *Probe einer Uebersetzung von Schirasskow's Cadmus und Harmonia.* Nicht ohne Feuer und Dichtergeist, aber *dritthalb Bogen* solcher poetischen Prose, scheint für diese Miscellen doch ein wenig zu viel zu seyn. II. *Briefe über Kiew aus Ismailows Reise durch das südliche Russland.* S. 41. Recht artig, nur etwas zu geschwätzig und zu empfindsam. III. *Ueber Volksmährchen und Volkslieder in Russland* S. 75. Die Liebhaberey an beiden ist sehr gross. Man hat *heroische* und *burleske* Mährchen, worunter jene die vorzüglichsten sind. Im J. 1783 ist zu Moskwa bey Nowikoff eine eigene Sammlung von beiden erschienen. Die *Volkslieder* zeichnen sich durch eine ausserordentliche Einfalt und Zartheit der Empfindungen aus. Auch von diesen ist im J. 1798 in der Universitätsbuchdruckerey zu Moskwa eine eigene Sammlung herausgekommen. IV. *Tschurilo Plenkowitsch*, ein heroisches Volksmährchen. S. 82. Eben so V. *Wassili Bojuslajewitsch.* S. 103. VI. *Volkslieder.* S. 128.

Das Beerchen, das rothe.

In dem buschigen Thale
Wandeln die Mädchen umher.
Mein ist das Beerchen, das rothe!
Blumen und Beeren pflucken
Lachend und schäkernd sie.
Mein ist das Beerchen, das rothe!
Und am Abend nach Hause
Eilen sie singend fort.
Mein ist das etc.
Sind's die Freundinnen alle?
Ach nein! Katinka fehlt.
Wo ist das Beerchen, das rothe?

Siehe, da höret ihr Freuer
Ihre Stimme von fern.
Wo ist das etc.
Eilend läuft er zum Busche,
Wo die Geliebte irrt.
Wo ist das etc.
Und mit offenen Armen
Wartet Katinka sein.
Hier ist das Beerchen, das rothe.

Und am Morgen nach Hause
Ohne Blumen kam sie.
Ohne das Beerchen, das rothe.

VII. *Notizen über die russische Literatur.* S. 135. 1) *Piketow's Pantheon*, wovon nun vier Hefte erschienen sind. 2) Ueber verschiedene neue russische Journale und Uebersetzungen, worunter auch *Segurs* Gemälde von Europa am Ende des 18ten Jahrhunderts. VIII. *Von der Liebe zum Vaterlande und dem Nationalstolze.* S. 158. Aus Karamsins Verkündiger übersetzt. Für deutsche Leser eben nicht sehr interessant. IX. *Ueber die neu zu errichtenden Adelsschulen in Russland.* S. 170. Ebenfalls aus Karamsins Journale übersetzt. X. *Miscellen* S. 191. denen man mehr Reichhaltigkeit wünschen möchte.

Die Leser sehen aus dem angegebenen Inhaltsverzeichnis, dass es diesem Journale keinesweges an Interesse fehlt. Unstreitig würde aber der verdienstvolle Herausgeber dieses noch um vieles erhöhen können, wenn er seinen Gegenstand nicht blos in literarischer, sondern in *allgemeiner statistischer* Hinsicht bearbeiten wollte. Auf diese Art würde er sein Journal zu eigentlichen *Annalen der neuesten russischen Culturgeschichte* erheben, und auf *allgemeines* Interesse und *allgemeinen* Beyfall rechnen können. Bey einem Mann von seinen Kenntnissen und Verbindungen, scheint dieser Fingerzeig völlig hinreichend zu seyn.

Leipzig, b. Weygand: *Jean Pierre Lombards wirkliche Reise unter die Franzosen, und durch die deutschen Länder wo sie waren, nach Paris, Italien und Holland in den letzten Jahren.* — 1802. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Empfindsame Reisen, aus welchen Sterne's und Thümmels unglücklicher Nachahmer nur allzudeutlich hervorblickt. Der Vf. durchwandert, von Nürnberg aus, die meisten Gegenden des südlichen Deutschlandes, wo die französischen Heere ihr Wesen getrieben hatten, findet reichen Stoff zur Ergiessung einer übeln Laune gegen die Nation, und unterlässt nicht, jede angeführte Anekdote, jede angebliche Unterredung

dung mit dem witzigen Ausruf zu schliefsen: es lebe die Republik! es lebe Bonaparte! Mit Emigranten, Mode und Frauenzimmer macht er sich ebenfalls viel zu schaffen. Und das ist denn so ziemlich der Inhalt des Ganzen. Auf diese Art fliegt der Vf. durch mehrere Theile Italiens und Frankreichs und durch Paris, um in Amsterdam zu endigen. Das Sentimentale seines Vortrags werden unsere Leser am besten aus einer ausgehobenen Stelle beurtheilen; es ist keine der schlechtesten. S. 383. Er ist im Begriff Paris zu verlassen: „Ich kann nicht schlafen, und schreibe Dir, unsere Freunde blieben im Hause, und eben hör' ich meine lieben herzigen Freunde wieder, und den eindringenden elegischen Ton von ihren Instrumenten (es waren Musiker). — Sie können nicht allein bleiben, sie zogen vor mein Zimmer, und wer könnte die Klagen und Bitten einer seelenvollen Musik den Eingang verwehren? — Die gute Marie ist unter ihnen mit der Harfe, die sie mit Gesang begleitet, ich setze mein Briefchen schweigend und mit Thränen in den Augen fort, ihr Vater kommt und nimmt Abschied, Abschied auf immer von mir, und starr sieht mein Auge in das seinige." — Doch trifft man auch auf besser ausgedrückte Stellen, und auf manche sehr richtige Urtheile über die Handlungsweise unserer Nachbarn am Rhein.

KINDERSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Gespräche und Anekdötchen aus der nahen Thierwelt.* Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von *Rudolph Magenau.* Mit 1 Kupf. u. 14 Vignetten. 1801. 140 S. 8. (illum. 20 gr., schwarz 12 gr.)

Rec. freut sich unter der zahllosen Menge von Jugendschriften einmal auf eine zu stofsen, die unter den übrigen, welche auf Verfeinerung des moralischen Gefühls hinzielen, wegen der anziehenden Einkleidung, die aus der belebten Natur gewählt ist, ein für Kinder so anlockender Gegenstand, sich sehr vortheilhaft auszeichnet. Vorzügliche Eigenschaften derselben sind, dafs der Stoff zu den Gesprächen und Erzählungen fast immer mit der Naturgeschichte des Thieres, dem er abgeborgt ist, übereinstimmt, dafs sie verständlich und fliefsend geschrieben sind, und dafs man selten auf einen Ausdruck stöfst, der noch der Erklärung eines Lehrers bedürfte, wie z. B. S. 58 Kythäräas Wagen. Zur Abwechselung sind auch hie und da gereimte Fabeln und Liederchen eingeschaltet. Am meisten geht der Vf. darauf aus, die Kinder von dem Martern der Thiere abzubringen, und sie für Schönheiten und Freuden der Natur empfänglich zu machen. Wir wollen den Leser mit dem Inhalte dieses Buchs näher bekannt machen. In der Einleitung erzählt der Vf., dafs er einen Pfarrer gekannt, der sein Vergnügen in Betrachtung der Schönheiten der Natur gefunden, sich daher immer im Freyen aufgehalten hätte, und dadurch so weit gekommen wäre, dafs er die Sprache der Thiere und Vögel hätte verstehen lernen. Was er nun des Tags über draufsen gehört hatte, das hätte er des Abends zu Hause seinen und seiner Nachbarn Kindern erzählt. Da diese Erzählungen den Kindern so sehr gefallen hätten: so hätten sie ihn gebeten, sie in ein Buch zusammen zu schreiben, und eine Abschrift davon sey diese Schrift. 1 *Abend. Das Trauerfest im Walde,* wo der Staar eine Rede über die Unmenschlichkeit der Menschen hält, dafs sie bey dem Gebrauch der Thiere dieselbe auch noch marterten. Halb gerupfte und halb getödtete Lerchen beym Lerchenstreichen und herum kriechende Frösche, denen die Hinterbeine abgeschnitten sind, geben die Gelegenheit! 2) *Das Spottgelächter im Walde.* Hier erzählt das Käuzchen, der Ziegenmelker, der Kukuck und die Schwalbe den Aberglaubeu, den die Menschen von ihnen herleiten. 3) *Die liebenswürdige Familie im Walde.* Hier findet man die Pflege des jungen Kukuks von Rothkehlchen etc., wie wir sie aus *Bechsteins* Schriften kennen, woraus einige Pflichten der Kinder gegen die Aeltern hergeleitet werden. 4) *Die Lection auf dem Hühnerhofe.* Ueber das Entstehen der Küchelchen im Ey; vom Nutzen der Hühner und den ägyptischen Brutöfen. 5) *Die Morgenfeyer Philomelens.* (Warum nicht der Nachtigall?) Hier läfst der Vf. die Nachtigall ein schönes Lied singen. 6) *Treue bis in den Tod.* Eine Turteltaubin stirbt an einer verschluckten scharfen Granate, und der Tauber folgt ihr aus Gram nach. Diese Erzählung ist etwas unwahrscheinlich und auch zu empfindsam. 7) *Der schöne garstige Vogel.* Die Geschichte des Wiedehopfs, allein sein widriger Geruch wird vergröfsert. Es sind aber gute Lehren daraus gezogen. 8) *Der gedoppelte Betrüger.* Ein Fuchs prahlt von seinem Morden und Necken des Dachses, und wird bald darauf lebendig gefangen und geprellt. 9) *Der wohlbezahlte Spötter.* Ein junger Mensch spottet einen Esel aus, bekommt aber dafür seine Lection. 10) *Treue mit zottigen Rock.* Einige artige Geschichtchen von der Treue des Hundes. 11) *Die Unmenschen.* Ein kaltherziger Jäger hat ein Meisenmännchen getödtet; diefs klagt das Weibchen einer Freundin. Hierbey wird das niedliche *Gotterschе* Lied: O Schwester, die du sicher — angeführt, und zugleich von der andern Meisenmutter eine noch traurigere Geschichte von Ausnehmen ihrer Jungen durch muthwillige Knaben erzählt. 12) *Das Gärtchen,* Geschichte des leuchtenden Johanniswürmchens, des Todtengräbers und Ameisenlöwen. 13) *Das Regenwetter.* Einige Geschichten von der Holztaube, der Maus. 14) *Die Kirchweihe.* Eine redende Krähe.

Man wird das Büchelchen auch sehr gut in Dorf- und Bürgerschulen zum Vorlesen brauchen können. Schade, dafs die Vignetten über den Gesprächen oft nicht sprechender eingerichtet sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Liturgisches Journal. Herausgegeben von Heinr. Balth. Wagnitz. Ersten Bandes, drittes und viertes Stück.* S. 243—488. 1802. 8. (18 gr.)

Drittes Stück: I. *Die Einführung öffentlicher Familienandachten. Ein frommer Wunsch.* Vom Kirchenrath *Lang* in Regensburg. An dem Namenstage einer zweyjährigen Prinzessin veranstaltete der Hr. Kirchenrath freywillig eine religiöse Feyer. Bald hernach, am Geburtstage des regierenden Herrn Herzogs von *Mecklenburg-Strelitz*, erhielt er den Auftrag, diesem festlichen Tage durch eine dazu stimmende Andachtsübung in dem neueingerichteten Fürstlichen Versammlungszimmer die Weihe zu geben. Die hier abgedruckten Formulare, die sich der Vf. hierzu entwarf, sind vortrefflich, und die ganze Religionshandlung muss sehr rührend gewesen seyn. Diese beiden Aufsätze, und die Geschichte ihrer Entstehung veranlasste bey dem Hn. KR. den Wunsch, dass doch dergleichen Familienandachten bey mehrern Gelegenheiten eingeführt werden möchten. Unter *öffentlichen* Familienandachten verstehet er solche, welche bey der Feyer eines Geburts- oder Namenstages, bey dem Anniversarium einer glücklich geschlossenen Ehe, eines traurigen Todes- oder sonstigen Unglücksfalles, der Abwendung einer dem Hause drohenden Gefahr etc. von der Familie, in Verbindung mit einem würdigen, wohlwollenden und freundschaftlichem Religionslehrer, in der Kirche veranstaltet werden könnten. Vielleicht könnte auch der gebildete Vater, Sohn, Hausfreund, die Einrichtung zur Familienandacht treffen. Nur müsste sie in diesem Falle in einer Privatwohnung angestellt werden. Schön! Nur dürfte diess, aus mehrern Ursachen, noch lange ein frommer *Wunsch* bleiben. II. *Einige Bemerkungen und Wünsche in Beziehung auf liturgische Reformen.* Von *Veillodter.* Hr. *V.* hält es zwar für einen kleinen Gewinn, dass die Bemerkung des unheilbaren Schadens, den liturgisches Verderben erzeugt, es endlich nur dahin brachte, uns *bessere* Liturgieen zu geben; glaubt aber, dass noch viel zu wenig geschehen sey. Da uns eine ausführliche Beurtheilung zu weit führen würde, so bemerken wir nur so viel, dass der Vf. zwar Manches mit Recht tadelt, dass aber manche seiner Foderungen doch etwas zu hoch gespannt zu seyn scheinen. Er wünscht übrigens, dass der Herausgeber des liturgischen Journals, oder einer der Mitarbeiter, eine richtige Darstellung philosophischer Ideen zur Geschichte der Liturgie liefern, und dann eine eigene Rubrik: *Beyträge zur Geschichte der Liturgie im achtzehnten Jahrhundert*, errichten möchte. Der Herausgeber verspricht, auf diese Wünsche Rücksicht zu nehmen. III. *Liturgische Correspondenz.* 1) Schreiben eines Predigers, in welchem er unter andern ganz richtig bemerkt, dass es in den Städten ungleich schwerer sey, kirchliche Verbesserungen vorzunehmen, als auf dem Lande. Freylich giebt es Ausnahmen; (man denke nur an die Unruhen im Hollsteinischen;) aber im Ganzen hat der Vf. recht. Dennoch glaubt er, dass auch der Stadtprediger in Absicht liturgischer Verbesserungen viel, und gewiss mehr thun könnte, als von vielen geschieht. Zum Beweis führt er sein eigenes Beyspiel an, welches Nachahmung verdient. Es kommen in diesem Aufsatze überhaupt manche gute Bemerkungen vor. 2) Liturgische Nachrichten aus der Herrschaft Schlitz, nebst einigen liturgischen Vorschlägen, vom Hn. Inspector *Schleta.* 3) Ideen zur Vervollkommnung der Gesangbücher. IV. *Liturgische Nachrichten.* 1) Nekrolog vom Sept. 1801. 2) Vermischte Nachrichten. V. *Recensionen liturgischer Schriften.* VI. *Liturgische Formulare.*

Viertes Stück. I. *Briefe zweyer Freunde über J. J. Mniochs Ideen über Gebetsformeln.* Görlitz. 1799. *Mnioch* hat es zuerst versucht, diesen Gegenstand wissenschaftlich zu behandeln. Aber auch er gab nur, was er versprach: *Ideen;* die Verarbeitung, die Ausführung derselben zu einem eigentlichen System der Kunst überliess er andern. — Die hier mitgetheilten Briefe wurden, nach der Versicherung des Herausgebers wirklich zwischen einem alten und einem jungen Freunde gewechselt, und sie enthalten manche Bemerkungen, welche mehrern Freunden der Liturgie nicht ganz uninteressant seyn dürften; sie verstatten aber weder einen Auszug, noch eine ausführliche Beurtheilung. Es wird eine Fortsetzung versprochen. II. *Welche Regeln der Vorsicht sind bey liturgischen Veränderungen in Landgemeinden zu beobachten?* Vom Prediger *Müller* zu Hassel, in der Grafschaft Hoya. Die Regeln, die der Vf. empfiehlt, sind zwar meistentheils bekannt; da es aber so sehr viele junge Prediger giebt, denen es fast ganz an Menschenkenntniss fehlt, so ist es gut, dass sie oft wiederholt und eingeschärft werden. III. *Liturgische Correspondenz.* 1) Ueber die kirchliche Feyer des zu Lüneville geschlossenen Friedens im Badenschen. 2) Ueber nächtlichen Gottesdienst. Zu *München*, zu *Bamberg*, und was noch merkwürdiger ist, in *Madrid*, ist am Schlusse des Jahres 1801 die sogenannte Weihnachtsmette zur Mitternachtstunde, wo auf den Strassen und in den Kirchen

chen ein wildes Lärmen war, für Stadt und Land aufgehoben, und in die Frühstunden des Tages verlegt worden. Der Vf. wünscht, dafs auch die *theatrales passiones* bald überall in der katholischen und lutherischen Kirche ihren Abschied bekommen möchten. — Man mufs sich wundern, dafs es in der lutherischen Kirche nicht schon längst *überall* geschehen ist. 3. 4) Einige Ideen über die zweckmäfsigste Einrichtung der Kindertaufe. Der eine beklagt, dafs der Prediger bey Haustaufen, wo er eine Rede halten soll, oft auf einmal, wenn die Anwesenden auch noch so andächtig zuhören, durch das gellende Geschrey des Täuflings unterbrochen wird, welcher sich auch während der ganzen Taufhandlung durch nichts beruhigen lassen will. Er thut Vorschläge, wie diesem Uebelstand abgeholfen werden könnte. Der andere meldet dem Herausgeber, dafs er zum erstenmal den Actus des *Taufens* verrichtet, und zwar, dafs er sein eigen Kind getauft habe. Er gab dieser Handlung nicht die gewöhnliche Form; und er wünscht, dafs man bey allen Taufen die Form frey geben, und nur das Wesentliche beybehalten möchte. 5) *Ueber die nöthige Klugheit bey Einführung neuer liturgischer Formulare. Nachrichten aus dem Mecklenburgischen.* Im *Mecklenburgischen* stehen der Einführung neuer liturgischer Formulare wenig Schwierigkeiten entgegen, wenn sie nur nicht von höhern Orte anbefohlen wird, und auf einmal allgemein geschehen soll, sondern das Wie und Wo und Wann verständigen und vorsichtigen Predigern überlassen bleibt. Zum Beleg führt der Vf. sein eigenes Beyspiel an, welches Nachahmung verdient. Eine Anekdote können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Ein Hamburgischer Bürger fragte den Vf. dieses Schreibens in Gegenwart eines seiner Gemeindeglieder: „Ob sie auch die *neue Lehr*" hätten, die vor einigen Jahren im Holsteinischen hätte aufkommen wollen, wo selbst die Kinder nach dieser getauft worden wären?" Der Bürger hielt also *neue Lehr*" und neues *Formular* für synonym. — Man sieht auch hieraus, wie sehr diejenigen irren, die sich einbilden, die gemeinen Bürger wären im Ganzen genommen, in Hinsicht auf Religionskenntnisse aufgeklärter als Landleute. Rec. getrauet sich zu behaupten, dafs der Unwissenden in Städten verhältnifsmäfsig weit mehrere sind, als auf dem Lande, wo die Aufsicht über die Schulen bey weitem nicht mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, wie in volkreichen Städten. Es ist ein gewaltiger Fehlschlufs, wenn man glaubt, der Bürger müsse auch gute Religionskenntnisse besitzen, weil er von seinem Handwerke, und von bürgerlichen Angelegenheiten klug zu sprechen wisse. IV. *Liturgische Nachrichten.* V. *Recensionen liturgischer Schriften.* Diesmal blofs eine Recension von *Seilers* allgemeiner Sammlung liturgischer Formulare. Th. 3. Abth. 1. Die von gewissen raschen Aufklärern verkannten Verdienste, die sich dieser thätige Gelehrte durch seine Schriften um Kirchen und Schulen erworben hat, werden mit Recht gerühmt. Er gab fast in allen Dingen, welche die innere Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens betrafen, den Ton an, und zwar auf eine Art, die es allein möglich machte, auf dem freylich langsamern, aber auch natürlichern und sicherern Wege des allmäligen Fortschreitens weiter zu kommen, und weiter zu führen. — Dies wird hier auf eine einleuchtende Art weiter auseinandergesetzt. — Den Beschlufs dieses Stücks, und des ganzen ersten Bandes machen liturgische Formulare. Durch die Fortsetzung dieses Journals wird sich der Herausgeber ein wahres Verdienst erwerben. Wiederholungen einer und ebenderselben Sache sind freylich bey einem solchen Institute unvermeidlich; auch kann nicht alles für alle Leser interessant seyn. Wenn aber des Guten und Brauchbaren weit mehr ist, als des Mittelmäfsigen: so kann man mit Billigkeit nicht mehr verlangen.

LEIPZIG, b. Weygand: *Beylagen zur Theologie des Alten Testaments enthaltend die Begriffe von Gott und Vorsehung nach den verschiedenen Büchern und Zeitperioden entwickelt.* Kann als *zweyter Theil der Theologie des A. Ts.* angesehen werden. 1801. VIII. u. 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte, aber nicht leicht zu verkennende Vf. welcher sich durch Verarbeitung und Verbreitung der bessern Exegese des A. und N. Ts. schon mannigfach verdient gemacht hat, bemerkte in seinen beiden frühern Schriften: Theologie des A. Ts. 1796. und *Dicta classica Vet. Test. notis perpetuis illustrata Sect. I. II.* 1798. 1799 den Mangel, die Lehre von Gott mehr dogmatisch, als historisch behandelt zu haben. Er verbessert diesen durch gegenwärtigen Nachtrag, in welchem er auch die Lehre von Gott, Schöpfung, Vorsehung und Engeln aus den alttestamentlichen Büchern, nach ihren Zeitaltern, sondert und folglich nach ihren localen und nationalen Entwicklungsperioden, in Uebersetzungen der Hauptstellen und nöthigen Erklärungen ihres der sonstigen Bildung jedes Zeitalters angemessenen Inhalts darstellt. In dieser Absicht wird, wo noch Zweifel vorkommen, auch die Summe der Gründe, warum diesem oder jenem Buch das vom Vf. angenommene Zeitalter zuzuschreiben sey, vorgelegt. Er zeigt z. B. dafs die Genesis nicht vor Davids Zeit, damals aber wohl aus alten Urkunden, gesammelt worden sey, dafs das Deuteronomium sich sehr von den drey übrigen sogenannten Büchern Mosis unterscheide, in Jesaias Sammlung vom 40 Kapitel an später entstandene Aufsätze vorkommen. Bey den meisten andern Büchern aber, wie Josua, B. der Richter etc. wird kein Zeitalter bemerkt, bey andern des Vfs. Vermuthung, wie z. B. das B. Hiob in oder nach der Salomonischen Periode verfafst sey, ohne seine Gründe angegeben. Die ausgehobenen Beweisstellen sind gut und verständlich übersetzt, auch nach einer gefunden Philosophie der Geschichte des menschlichen Geistes beleuchtet. In den Psalmen hätte eine gröfsere Sonderung vorausgehen sollen. Was der Vf. aus ihnen zieht, überschreibt er Begriffe Davids und seiner Zeitgenossen von Gott. Ohne Zweifel aber sind manche Psalmen

älter,

älter, noch mehrere jünger als Davids Zeit. Auch hätte in der Ausführung selbst das Deuteronomium von den drey andern mosaischen Büchern abgesondert werden können. In einer Monographie darf man wohl auf die möglich genaueste Unterscheidungen dringen. In der Genesis unterscheidet der Vf. mit Recht die Begriffe der Urkunde Elohim von denen der Urkunde Jehova. In beiden hält er dieß für charakteristisch, daß der מלאך אלהים oder יהוה *Gottes-Engel* für ein symbolisches Phänomen [Schema] der Gottheit angesehen worden sey, welches man angenommen habe, seit man nicht mehr Apparitionen der Gottheit selbst erwartete. Jener Malâch Elohim nämlich erklärt sich selbst 31, 4. für den dem Jakob zu Bethel erschienenen Gott. Auch der Malâch Jehovah sey als ein solches Schema [ειδωλον] der Gottheit 16, 7. 9. 11. gedacht und daher gesagt worden: Jehovah (der unten erscheinende) lasse regnen vom Jehovah herab. 19, 24. Dieß wäre denn ungefähr eine solche Zeitmeynung, wie in der Odyssee XI. Gesang Vs. 600. ff. vom Halbgott Herakles: „Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft Herakles', *Sein Gebild* (ειδωλον). Denn *er selber* (αυτος) im Kreis der unsterblichen Götter, freut sich der festlichen Wonne etc. Ueber die Apokryphen will der Vf. seine dogmatisch-historischen Untersuchungen anderswo mittheilen. Rec. sieht jede Probe seiner Thätigkeit, gelehrte Forschungen gemeinnützig zu machen, mit Vergnügen.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Ausführliche Erklärung der sämmtlichen messianischen Weissagungen des A. T. mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen, nebst einer Abhandlung über Prophetismus und messianische Weissagungen der Hebräer.* Eine Beylage zu allen bisherigen Christologien. 1801. XXIV. u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs., welcher an dieser Schrift viele Jahre gearbeitet zu haben versichert, ist: das Pro und Contra alter und neuer Exegeten bey jedem sogenannten messianischen Orakel neben einander zu stellen, zugleich aber auch „viele neue Ansichten, die er bey einem vieljährigen Studium derselben bekommen, mehrere neue Entdeckungen, die über manches ein neues Licht verbreiten, zur Prüfung mitzutheilen." Der Vf. beweist in der That viele Belesenheit und Gelehrsamkeit, auch nicht selten einen glücklichen Scharfsinn. Doch kann Rec. nicht behaupten, bedeutend viel neues und eigenthümliches in der ganzen Behandlung gefunden zu haben. Der älteste Name der Propheten war nach 1. Sam. 9, 9. ראה *Seher*. Entweder müsste sich, sagt S. IV. mit Recht, hier der Sammler der Bücher Samuels geirrt haben, oder — wusste er noch nicht vom Pentateuchus, wo נביא der gewöhnliche Name ist. s. schon Genes. 20, 7. bis Deut. 18, 18. 19. Daß aber die hebräischen Propheten den ägyptischen *vollkommen* gleich gewesen seyen, sagt S. V. allzu unbestimmt. In Aegypten war der μαντις vom προφητης verschieden, bey den Hebräern war der Empfänger des Orakels auch der Herausseger. Die bessern Propheten der Hebräer waren allerdings nicht die früheren (wie Samuel) sondern erst die spätern Michah, Jesaiah etc. Den Israelitischen traut der Vf. zu, daß sie nicht einmal schreiben konnten. Beyläufig wird die Anekdote von Swedenborg erklärt, welcher der Königin von Schweden eines an den Prinzen von Preussen, ihren Bruder, geschriebenen geheimen Briefes Inhalt sagte. Zwey Reichsräthe, die der Prinzessin nicht recht trauten, hatten den Brief aufgefangen, und gebrauchten den Geisterseher, um sie vor solchen Planen, wie der Brief enthielt, fein zu warnen. Von den messianischen Weissagungen ist des Vfs. Glaubensbekenntniß, daß die Juden nur einen grosen König, um ihren gesunkenen Staat emporzuheben, verlangt haben, daß also keine Weissagung auf Jesus eigentlich gehe, der weise Lehrer aber nach der Schwachheit seines Volks sich gerichtet habe. Dem Rec. scheint der Vf. zu übersehen, daß in manchen Erwartungen des hebräischen Alterthums die Hoffnung, bessere Zeiten so sehr von Besserung der Nation zur religiösen Theokratie abhängig gemacht ist, daß diese Blicke mit Jesu Plan harmonirten, daß er sich nach ihnen wirklich für den, der mit einem solchen Plan kommen sollte, halten konnte, und mit grosser Gewissheit sich selbst dafür hielt, allerdings aber nie ein Orakel im A. T. auf seine Personalitäten und individuelle Schicksale als bestimmte Vorausagung derselben bezog, sondern blos, wenn diese schon selbst zu sehen oder vorherzusehen waren, als Parallelen damit verglich, um sie sich selbst und andern als etwas auch bey einem Messias mögliches begreiflich zu machen. Genes. 12, 1. sehen wir nicht ein, warum aus dem Futurum ויאמר ein Präsens und sogar ein Zeichen Canaans in einem Traume werden soll. Ps. 2, 5. übersetzt der Vf.: andonnern wird er sie in seinem Zorn, und vergleicht יבהלמו mit dem Arabischen. Warum aber Vs. 9. mit *eherner* Keule? Die Note spricht richtiger von der eisernen Keule des Herkules vgl. *Ovid. Metamorph.* 15, 284. der ganze Psalm wird recht passend von Salomo erklärt. Den Ps. 22. aber versetzt der Vf. in die Zeit des Chiskiah (S. 88.), ohne daß uns ein charakteristisch entscheidender Zug für diese Abweichung aufgefunden zu seyn scheint. Der Psalm spricht ganz deutlich von körperlichen Leiden, ausser den gedrohten Anfällen der Feinde. Ps. 69, 14. ist gut übersetzt: Drum fleh' ich Dir, Jehova: gieb bessere Zeit! Ps. 110. deutet der Vf. von Salomo. Allein, sollen dergleichen Deutungen nicht immerfort ins Willkürliche fallen: so muß man nicht blos versuchen, ob nichts im Gedicht dagegen sey, sondern ob charakteristische Züge dahin leiten, und die andern nichts dagegen anzeigen. Es findet sich im 110 Ps. nichts, was blos oder am deutlichsten auf Salomo bezogen werden könnte. Finden sich keine bezeichnende Züge, so muß man lieber nichts bestimmen, um nicht Willkürlichkeiten zu vermehren. Jes. 53. deutet der Vf. vom Priesterorden. Wie aber konnte selbst ein Priester, ohne die auffallendste Unverschämtheit, sagen: er sey vor dem Exil so gut gewesen, daß es nur der Nation

tion

tion Sünden, nicht seine eigene, mit leide? Bey Dan. 9. nimmt der Vf. an, dafs der Wahrsager absichtlich unverständliche Zahlen zu wählen pflege, folglich schon zum voraus nichts zum Rechnen gegeben sey. Sobald man aber untersucht, zu welcher Zeit wahrscheinlich diese Orakel unter Daniels Namen, als lang verborgene, ausgegeben worden sind, kann man die Rechnung als beabsichtigt gar wohl erklären. — Im Ganzen geht die Schrift des Vfs. blofs negativ: alle gewöhnlich citirte Weissagungen auf Jesus Messias haben ihre Localbeziehungen, aus denen sie entstanden und zu erklären sind. Lehrreich müsste es seyn, mit eben so vieler Sorgfalt und Gelehrsamkeit zusammengestellt zu sehen, welche Hoffnung besserer Zeiten sich die Judenschaft vor der babylonischen Transportation, nach verschiedenen Stufenfolgen, wirklich gemacht, und wie sie sich dieselbe ausgemalt habe.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Basel, b. Flick: *Der Greis im Frühling.* Von *Leonhard Meister.* 1802. 13 Bog. kl. 8. mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (16 gr.)

Der Vf. widmete als ein sechszig jähriger Greis diese Schrift einem nun noch lebenden *vier und neunzig jährigen*, Hn. Bankier *Schultheſs* in Zürich. Sie ist in einer Art von poetischer Prosa geschrieben und liest sich angenehm, obgleich das Ganze keine grofse Wirkung thut. Dankbar erinnert sich Hr. *M.* S. 24. des alten *Bodmers*, *Joh. Jak. Breitingers*, *Steinbrüchels*, *Salomon Gefsners*, des vor einigen Monaten gestorbenen *Hirzels*, der Bürgermeister *Heidegger* und *Ott*, und seines Oheims, *Meister* (des Vaters des *Heinrich Meister*, der Lavatern in einer interessanten *biographischen Skizze* geschildert hat. S. A. L. Z. 1802. Nr. 328.); denn alle diese Männer hatten Antheil an seiner geistigen Bildung. Von dem Oheime heifst es S. 39.: „Wie könnte ich an den Ufern des Zürchersees „Euer vergessen, geliebte Fluren und Hayne von *Küs-*„*nach* (wo dieser M. Prediger gewesen war)! Den Früh„ling des Lebens genofs ich in Euerm Schoofse, un„ter der Leitung des väterlichen Oheims, und an der „Hand der Freundschaft und Liebe. Ach, in das besse„re Leben seyd auch Ihr übergegangen, du, mein „ehrwürdiger *Mentor*, und du, theilnehmende *Mina*! „Süfse Wehmuth beschleicht mich!" Ein gutes Zeichen ist es, dafs nach S. 41. dem Bürger Pfarrer (dem Vf.) und seiner Gattin junge Leute in seiner Gemeine „zum Abendbrode selbst gewirkte Butter, und Honig „bringen, andere sie mit Milchrahm und Most erfri„schen, andere die ersten Violen und Silberglöckgen, „Mayenblumen und Kirschblüten mit süfser Geschäf„tigkeit überreichen." Die schöne Natur, in welcher Hr. *M.* lebt, macht ihn fromm; er stimmt mit seiner Lebensgefährtin S. 51. den Abendpsalm an. „In sei„ner Vaterhand, sagt er, trägt der Schöpfer auch uns; „unser Hüter entschlummert nicht; an ihn lehnen wir „uns unter seiner Beschattung; milde wandelt über „uns am Tage die Sonne, milde am Abend der Mond." Nur ein „stolzer Kunstrichter" (S. 48.) könnte einen so harmlosen Schriftsteller strenge beurtheilen, und und unzufrieden seyn, dafs diese artige Schrift nicht noch etwas geistiger ist. *Friede* sey mit ihm!

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hadamar*, mit den Schriften der neuen Gelehrten - Bachh.: *Praktische Anweisung wie den täglich mehr zunehmenden Klagen über den einreifsenden Holzmangel zweckmäfsig und zum Vortheil der Waldeigenthümer abgeholfen werden kann.* Von *Johann Müller*, Freyherrlich von Steinischem Förster zu Frücht bey Nassau an der Lahn. 1802. 40 S. 8. (6 gr.) Der Vf. will eigentlich zwey Fragen beantworten: 1) Wie mufs der Forstmann einen Wald behandeln, wenn er schnell wachsen und dauerhaft werden soll? und 2) welche Einrichtungen mufs er treffen, damit die Herrschaft oder der Eigenthümer eines Waldes ein Drittheil Nutzen mehr erhalten, als sie durch die bisherige Behandlungsart gezogen haben? Diese Fragen, von einem geschickten praktischen Forstmann genau beantwortet, würden ein nicht zu verachtender Beytrag zur Forstbewirthschaftung geworden seyn. Die Hauptsache bey der *ersten* Frage ist, dafs der Wald von der Ostseite her angehauen, und an der Westseite eine Fronte behalten soll. Nach der *zweyten* Frage soll man bey guter Mastung von Eicheln und Buchekern (diefs sind die beiden Wörter, woraus man erräth, von welcher Art Waldung die Rede ist) die stärksten Bäume aushauen, und wenn der Wald licht ist, den Bäumen die Aeste 12 bis 16 Fufs hoch nehmen, damit sie durchsichtig werden, und die jungen Pflanzen Regen erhalten, sonst gehen sie zu Grunde oder bleiben sehr klein und verhärten in der Textur. Alsdann soll man den ganzen Wald nach und nach in einem warmen Himmelsstrich in 2 bis 3 Jahren, und in einem kalten, wenn die Pflanzen 8 bis 10 Zoll lang sind, abtreiben. Durch das geschwinde Abtreiben würden die Waldungen besser, erhielten einen Schlufs, und die Pflanzen bekämen, besonders wenn sie auf fürsen (?) Boden stünden, eine gleiche Länge u. s. w. Man sieht aus dieser Schrift wohl, dafs der Vf. ein thätiger Förster seyn mag; allein zum Schriftsteller schickt er sich wenigstens jetzt noch nicht. Hierzu ist durchaus nöthig, dafs man weifs, was andere über den Gegenstand, den man behandeln will, schon gesagt haben. Allein der Vf., der 900 Morgen (:) Wald zu besorgen hat, sagt selbst, dafs ihm Zeit und Dienstgeschäfte nicht erlaubten, theoretische Untersuchungen anzustellen. Rec. wünschte, dafs ihm Zeit und Dienstgeschäfte auch nicht erlaubt hätten, diese Bogen zu schreiben, da er ihm versichern kann, dafs wir alles, was er in denselben sagt, schon lange bestimmter und besser wissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Ulm, b. Stettin: *Ueberſetzung und Auslegung des neuen Teſtaments, nach ſeinem buchſtäblichen und moraliſchen Inhalt, zum Gebrauche der Prediger und Religionslehrer.* Nach der höchſten Willensmeynung des gnädigſten Fürſt Biſchoffes von Coſtanz, Karl Theodors, Freyherrn von Dalberg etc. Herausgegeben von *Carl Schwarzel*, Doktor der heil. Schrift, K. K. Profeſſor, Pfarrer, geiſtl. Rath und Prediger an der hohen Schule zu Freyburg. Mit Erlaubniſs der K. K. wie auch der F. Biſch. Coſt. Ordinariats-Cenſur. 1802. Erſter Band. 32 B. Zweyter Band. 29½ B. gr. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

Um gegen dieſs Werk gerecht zu ſeyn, darf man nicht überſehen, daſs der jetzige Kurfürſt Erzkanzler gleich bey dem Antritte ſeiner biſchöfflichen Regierung zu Conſtanz (am 22 Januar 1800) es ſich zum angelegentlichen Geſchäfte machte, das *bibliſche Studium* den Geiſtlichen ſeines Sprengels ernſtlich zu empfehlen, und daſs er, um ſchlechte Bücher, aus denen ein Theil der Seelſorger bey ihrer Amtsführung ihre dürftigen Kenntniſſe ſchöpfte, zu verdrängen, eine gute und auf die geiſtigen Bedürfniſſe ſeines Clerus und der Gemeinden ſeines Bisthums berechnete Schrift verfertigt wünſchte, in welcher die Geiſtlichkeit einen erbaulichen Stoff fände, den ſie bey ihren Religionsvorträgen auf der Kanzel, in dem Beichtſtuhl, an dem Krankenbette, und bey andern Gelegenheiten mit Nutzen gebrauchen könnte. Dieſs gereicht unſtreitig dem vortrefflichen Fürſten zu groſser Ehre. Inzwiſchen möchte man doch, nachdem man dieſe Schrift geleſen hat, beynahe zweifeln, ob es ihm geglückt ſey, in Hn. *Schwarzel* ganz den rechten Mann zu Ausarbeitung eines ſolchen Werks zu finden. Zwar nicht als ob wir einen Augenblick an dem *guten Willen* des Hn. D., etwas ſehr Nützliches und Erbauliches zu liefern, zweifelten; wir wollen auch nicht läugnen, daſs manches Brauchbare in dieſem Werke zu finden ſey, und wir würden vielleicht noch vortheilhafter davon denken, wenn uns die elenden Tröſter zu Geſichte kämen, die bis dahin zum Theil in den Gegenden, für welche es beſtimmt iſt, als Hülfsmittel der geiſtlichen Amtsführung gebraucht worden ſeyn mögen, und an deren Statt nun *dieſs* Werk den Geiſtlichen des Bisthums, die einer ſolchen Anweiſung bedürfen, in die Hände gegeben wird; man muſs ſogar fürchten, daſs für die Finſterlinge des katholiſchen Schwabens ſchon *zu viel* Licht in dieſer Schrift ſey, da ſie nach S. VI der Vorrede des zweyten Theils, in den berüchtigten *Augsburger Religionsſchriften* ſchon *zum Voraus* verketzert worden iſt, ehe ſie erſchien; allein bey dem allen iſt ſie doch ſo gerathen, daſs, wenn man auch noch ſo gelinde urtheilen will, man ſich des Wunſches doch nicht enthalten kann, daſs der erhabene Karl Theodor *ein tüchtigeres* Werkzeug der Ausführung ſeiner menſchenfreundlichen Abſichten gefunden haben möchte. Wir müſſen zuvörderſt Hn. Schw., der S. VII der Zueignung ſich ſchmeichelt, daſs vielleicht die hochwürdige Geiſtlichkeit *von ganz Deutſchland* (!) dieſe Schrift benutzen werde, in der Meynung von dem hohen Werthe ſeines Werks ſtören. Wie wenig muſs er mit dem jetzigen Zuſtande der theologiſchen Wiſſenſchaften bekannt ſeyn, wenn er einen Augenblick glauben kann, daſs man ſeiner Schrift einen andern als localen Werth beylegen, ja daſs die Geiſtlichkeit von *ganz Deutſchland* begierig darnach greifen werde, als wenn ſie erſt durch den Hn. D. erfahren müſste, was Unwiſſende allenfalls daraus lernen können. Er halte doch nach Paulus nicht weiter von ſich, als es ſich gebühret zu halten! Gewiſs kann ſelbſt ein groſser Theil der katholiſchen Geiſtlichkeit ſeine Schrift entbehren, ob wir ihr gleich durch dieſs Urtheil von ihrem Verdienſte um den vernachläſsigten Theil des Clerus des Bisthums Conſtanz nichts entziehen wollen. — Wir können ſodann nicht bergen, daſs dieſs Werk *viel zu weitläuftig* gerathen iſt, und, da es durch das Officialat zu Conſtanz allen Geiſtlichen des Bisthums empfohlen, und den Decanen aufgegeben ward, das Verzeichniſs der Pränumeranten auf daſſelbe *an die Kanzley der geiſtlichen Regierung* einzuſenden, damit man ſehe, wer es kaufe, oder nicht kaufe, beynahe einer Finanzoperation ähnlich ſieht. Man denke: dieſe zwey Bände von mehr als ſechzig ſehr enge gedruckten Bogen umfaſſen erſt *die zwanzig erſten Capitel des Matthäus;* welch ein voluminöſes und theures Werk muſs es alſo werden! Hr. Schw. ſelbſt findet es zwar immer noch ſehr klein; „Calmet, ſagt er, füllte *zwölf Foliobände* mit „einer Erklärung des buchſtäblichen Sinns der Bibel; „der heil. Chryſoſtomus ſchrieb *ein und neunzig* Ho„milien über den Matthäus, die *einen Foliobaud* aus„machen; und das Weſentliche dieſer Homilien, wo„von der heil. Thomas verſichert, *daſs ſie ihm lieber „ſeyen, als die Stadt Paris* (!) ſind, dem Weſentlichen „nach, meiner Erklärung des Matthäus einverleibt, „wovon der Bogen Pränumerando nur 5 Kr. koſtet; „wie kann man ſich denn beklagen?“ Ueber die vier

vier Evangeliſten will er *nur ſechs Bände* ſchreiben, wovon der *dritte* ſchon *unter der Preſſe*, der *vierte* ſchon *unter der Cenſur*, der *fünfte* ſchon *unter der Feder* iſt, und der *ſechſte* mit Gottes Hülfe auch bald unter die Feder kommen wird. (Bewundrungswürdige Induſtrie!) Allein Rec. beruft ſich auf den gutmüthigſten Leſer, ob er nicht mit ihm dieſs Werk nunmehr als die Hälfte zu weitläuftig angelegt finden werde; gewiſs die Schrift hätte eben ſo gemeinnützig, und vielleicht noch gemeinnütziger werden können, wenn Hr. Schw. dieſe zwey Bände in ein Alphabet hätte zuſammenſchmelzen wollen. Denn *omne ſupervacuum pleno de pectore manat.* — Und wie ſieht es nun mit dem *Inhalte* der Schrift aus! Rec. will die erſte Stelle, die er aufſchlägt, als Probe mittheilen. Es trifft S. 229 des erſten Theils, und erläutert einen Theil von Matth. V, 31. 32. Hier heiſst es: „Es frägt ſich, wie es zu verſtehen, daſs man „das Weib (um) des Ehebruches willen (aber es heiſst „ja πορνεια!) entlaſſen könne. Da in der Schrift auch „der Götzendienſt ein Ehebruch genennt wird, ſo er„klärt uns der heil. Paulus 1 Kor. VII dieſe (?) Stelle „dahin, daſs der Mann und ſo auch das Weib den „Gegentheil (andern Theil) um eines fleiſchlichen „oder geiſtlichen Ehebruches wegen (willen) entlaſſen „*könne*, aber nicht *müſſe*, weil er ſagt: So ein Mann „oder eine Frau einen unglaubigen Gegentheil (Ehe„genoſſen) hat, und will ihn beybehalten, ſo behalte „er ihn; denn ein Theil kann den andern heiligen „und reinigen; will er ihn aber entlaſſen, oder der „Gegentheil will ihn nicht beybehalten, ſo ſoll er „zwar geſchieden ſeyn; *doch ſo daſs er ungeehlicht „bleibe bis zum Tode* oder ſich mit ſeinem Gegentheile „ausſöhne.“ Allein Paulus ſagt ausdrücklich 1 Kor. VII, 15: „Wenn der unglaubige Theil nicht bey dem „chriſtlichen Ehegenoſſen bleiben will, *ſo ſoll der „Bruder oder die Schweſter in ſolchen Fällen nicht ge„bunden ſeyn.*“ Hr. Schw. ſchaltet hier *das bis zum Tode Unverehlichtbleiben* ein, das doch der Apoſtel *für dieſen Fall nichts feſt ſetzt*, ob er gleich V. 10. 11 allerdings ſagt, daſs, wenn *beide Theile* Chriſten ſeyen, nach der Vorſchrift des Herrn, die Ehe nicht getrennt werden dürfe (παρεκτος λογου πορνειας Matth. V, 32). Laſst uns noch eine Stelle aufſchlagen; ſie ſteht S. 419, und bezieht ſich auf das blutflüſſige Weib. Hier heiſst es: „So groſs ihr Glaube war an die *Mi„rakelkraft* des Heilandes, ſo groſs war ihre Unwiſ„ſenheit in Bezug auf ſeine Natur und Perſon; denn „wie konnte ſie glauben, daſs ſie unentdeckt bleiben „würde, wenn ſie den Heiland als einen (?) allwiſſen„den Gott anerkannt hätte? Groſs war ihr Vertrauen „*auf das Kleid des Heilandes;* aber unvollkommen „ihr Glaube in Bezug auf ſeine Perſon; daher (?) „*zwingt* (*?!*) ſie Jeſus, öffentlich zu bekennen, „was ſie ſuche“ u. ſ. w. Nun noch etwas aus dem *zweyten* Theile: S. 249 „Der Heiland erſchien (Matth. XIV, 25. 26) „den Jüngern nicht gleich in der Perſon „eines Erretters, ſondern in der *Geſtalt eines Geſpen„ſtes.*“ S. 232: „Die Schiffleute *bekennen die Gottheit „Chriſti*, welche heut zu Tage viele Irrlehrer nicht „anerkennen wollen.“ S. 256: „Chriſtus ſcheint ſich „oft *zu verſtecken.*“ S. 324: „Ueberall und zu allen „Zeiten ſoll ſich ein Chriſt mit dem Kreuze Chriſti „bewaffnen; bey ſeiner Geburt wird er mit dem „Kreuze bezeichnet; wenn er getauft und geheiligt „wird, giebt man ihm das Siegszeichen des Kreuzes „auf das Haupt und auf die Stirne. Dieſes Zeichen „der Erlöſung prangt in unſern Häuſern und Gemä„chern, in unſern *Fenſtern* (!) und *Wänden*, glänzt „auf unſrer Stirne“ u. ſ. w. Wenn man dieſe und andere ähnliche Stellen lieſt: ſo kann man ſich des Gedankens nicht enthalten, daſs dieſs Werk ein wenig unſchicklich mit dem Bilde des aufgeklärten *Karl Theodors* prange. Es gefällt übrigens an Hn. Schw., als an einem katholiſchen Geiſtlichen, wenn er S. 359 bey Erklärung von Matth. XVII, 24—27 ſagt: „Oft will man *gewiſſe perſönliche Frey„heiten, gewiſſe Vorzüge ſeines Standes* vorſchützen, „wenn es um die *Abführung allgemeiner Abgaben*, „oder um die *Entrichtung gewiſſer Schuldigkeiten ge„gen obrigkeitliche Befehle* zu thun iſt; allein bey al„len dieſen *Anmaſsungen* liegt kein ſolcher Grad der „Demuth, der Liebe und der Beſcheidenheit zum „Grunde, als Chriſtus in ſeinem Betragen zeigte. Jene „ahmen dem göttlichen Heilande gewiſs nicht nach, „welche eines kleinen Gewinnſtes oder eines zwei„felhaften Rechts wegen, den Frieden mit dem Ne„benmenſchen brechen, mit Obrigkeiten Zank und „Streitigkeiten führen, die Glaubigen ärgern, und „das Seelenheil vernachläſſigen.“ (Dieſs zugleich als Probe der *beſſern Stellen;* nun fährt er aber auch, zur Probe *unbedachtſamer Ausdrücke*, fort:) „Sollten wir „auch *unſers Standes oder Amts wegen* von *allen Men„ſchenpflichten* (von *allen Menſchenpflichten!! horrendum auditu!*) *„frey ſeyn*, ſo ſind wir doch, „nach dem evangeliſchen Geſetze der Liebe, die „Knechte von allen.“ Noch bemerkt Rec., daſs Hr. Schw. bey der Ueberſetzung des Matthäus nicht nur den Text des *Originals*, ſondern auch den der *Vulgata* ſtets vor Augen hatte, daſs er aber von *Varianten* keine Notiz nahm, ſondern ſich lediglich an den Text der *Complutenſer Bibel* nach der Ausgabe des *Arias Montanus* bey *Plantinus zu Antwerpen* vom Jahr 1584 hielt, wie es ihm denn auch ſcheint, daſs die *Variantenſammler* dem Anſehen der göttlichen Bibel *mehr geſchadet als genützt* haben. Satyriſch bittet er S. LI der Zueignung die Gelehrten, „bey ihrem „hohen Adlerfluge, wozu er ihnen von Herzen Glück „wünſche, *mit ſeinen ſchwachen Taubenſchwingen* Ge„duld und *Mitleiden* zu haben,“ welche Bitte ſie ihm gerne gewähren werden; Gott den Herrn aber bittet er S. XLVII, „er wolle *dem am Ende der Zu„eignung Unterzeichneten* die *Gebrechen ſeiner Unwiſ„ſenheit, die man oft wahrnehmen werde, durch die „Salbung ſeiner Gnade erſetzen*“ (ſoll vielleicht nach Offenb. III, 18 heiſsen: *entdecken*).

LEIPZIG, b. Cruſius: *M. Traugott Auguſt Seyffarths*, Superint. zu Liebenwerda, *praktiſche Anweiſung zu einer fruchtbaren Einrichtung der Predigten über*

über die gewöhnlichsten Sonn- und Festtägigen Episteln, zum Gebrauche für solche, die bey ihren Predigten ihrem eignen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erstes Heft. Wird auch unter dem Titel ausgegeben: *Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien etc. Zweyter praktischer Anhang, welcher die gemeinnützige Anwendbarkeit der gewöhnlichen Episteln betrifft. Erstes Heft.* 1801. XXVI u. 244 S. 8. (1 Rthlr.)

Für welche Gattung von Predigern diese praktische Anweisung bestimmt sey, sagt schon der Titel, und der Vf. hat sich in der Vorrede zu seiner Bearbeitung der Evangelien ausführlicher darüber erklärt. Er sagt in der Vorrede zu dem gegenwärtigen Hefte: „Die übrigen (Prediger) will ich freudig von mir entlassen, die entweder von dem edlen Gefühle eigner Kraft belebt sind, oder die sich Krücken, worauf ihr ganzer Körper ruhet, in den Werkstätten eines Beyer, Kämpf, Witting und Andrer holen, dabey aber grösstentheils eine Kost finden, die so schlechte Bestandtheile hat, und so wenig Nahrung für einen denkenden Geist verschafft." Dieses Urtheil würde Rec. nicht unterschreiben; denn man findet doch, besonders in dem Beyerschen Magazin, viele brauchbare Materialien, obgleich, wie es bey solchen Sammlungen gemeiniglich der Fall ist, schlechte mit unterlaufen. Indessen hat die Arbeit des Vfs. vor andern dieser Art manche Vorzüge, und verdient Predigern empfohlen zu werden. Auch bemerken wir mit Vergnügen, dafs er den an seinen frühern Arbeiten mit Recht getadelten Fehler der Dunkelheit und Unbestimmtheit hier grösstentheils glücklich vermieden hat. Uebrigens sind in diesem ersten Hefte die Sonn- und Festtags-Episteln vom Neuenjahrstage an bis auf Mariä Heimsuchung enthalten.

Basel, b. Flick: *Jesus von Nazareth, sein Leben und Geist* (Jesu v. N. Leben u. G.) *aus der Urquelle geschöpft nach dem Matthäus von Leonard Meister.* 1802. 18½ B. 8. (16 gr.)

Es gereicht dem Vf., einem Landprediger, der schon das sechzigste Jahr zurückgelegt hat, zur Ehre, dafs er immer noch mit seinem Zeitalter fortschreitet. Diese seine Schrift ist mit Geschmack geschrieben; er verräth darin schöne Kenntnisse, und eine gute Bekanntschaft mit dem neuern Zustande der Theologie in unserm deutschen Vaterlande; der eigentliche Gelehrte kann sie zwar entbehren; aber der Mann im Amte, der über das Leben Jesu und den Geist seiner Lehre zu predigen hat; und seinen Vorträgen durch Mannigfaltigkeit der Darstellungen von Zeit zu Zeit einen neuen Reiz zu geben wünscht, wird manche oft nur mit wenigen Worten angedeutete Idee des Vfs. gelegentlich gut benutzen können, und auch der gebildete Laye, der Interesse für den Inhalt einer solchen Schrift hat, wird vieles daraus lernen können, wenn er sich nicht durch die Scholienform dieser Belehrungen über den Evangelisten Matthäus, und durch die lateinischen Noten (grösstentheils aus Gualter's und Musculus's Commentarien über diesen Evangelisten) vom Lesen derselben abschrecken läfst. Hie und da liefs freylich der Rec. an. Was soll z. B. der Leser dabey denken, wenn es S. 12 heifst: „Bey „Maria äufserten sich die Anzeigen der Schwangerschaft, *und zwar voll Kraft des Geistes von oben* „herab?" Eine solche Erläuterung erläutert nichts. Auch ist der Sinn der Worte: το εν αυτη γεννηθεν εκ πνευματος εστιν αγιου, nicht richtig angegeben, wenn es heifst: „Unter der Kraft Gottes und seines Geistes „wird ihre Leibesfrucht emporwachsen." Offenbar wollte Hr. *M.* hier etwas verwischen. Matth. V, 18 ist keineswegs von dem *Gesetze der Liebe* die Rede, wovon *nicht der geringste Punct ausgelöscht* werden solle; sondern Jesus spricht von dem *ganzen mosaischen Gesetze*, von dessen Foderungen *nichts* abgehen, das vielmehr nur *vervollkommnet* werden sollte. (Dafs nach dem Tode Jesu eine *neue* Religionsverfassung nach und nach zu Stande kam, ist freylich wahr; aber der *lebende* Jesus entband *niemanden* von dem jüdischen Gesetze, und wollte niemanden davon entbunden wissen; auch unterwarf er sich *selbst* den Vorschriften desselben.) Matth. V, 29. 30. Hier geht Jesus nicht, wie der Vf. zu glauben scheint, von den μοιχοις zu den πορνοις über, sondern es ist immer noch von ehebrecherischen Attentaten *auf das Weib eines andern* die Rede. Dafs die Regel, die Jesus hier giebt, auch den πορνοις zu empfehlen ist, versteht sich; nur hat er diese jetzt nicht im Auge, sondern er redet mit Rücksicht auf: ου μοιχευσεις. Matth. XXVII, 46 ist das λαμα σαβαχθανι so ausgedrückt: „warum *scheinst* auch du mich verlassen zu haben?" Allein das Anthropopathische der Davidischen Frage berechtigt Hn. *M.* nicht, etwas daran zu ändern; eine Stelle eines Gedichts mufs so angeführt werden, wie es im Gedichte lautet; solche Verfeinerungen der Ideen sind am unrechten Orte angebracht. Matth. XXVII, 55. 61 findet der Vf. einen besondern Zug der *Sittsamkeit* der Frauenzimmer darin, dafs sie sich der Leiche Jesu erst genähert haben, nachdem sie eingewickelt gewesen sey; allein dieses ist nicht nach unsern Begriffen von Sittsamkeit zu beurtheilen; nach diesen hätten sie sich schon der Kritik des Publicums dadurch ausgesetzt, dafs sie in einiger Entfernung von dem Kreuze des *ganz nackten* Jesus standen, worüber sich doch, nach der Erzählung der Evangelisten, kein Mensch aufgehalten zu haben scheint, ob es gleich *viele* Frauenzimmer waren, von denen dieses erzählt wird. S. 295 heifst es: „*Um sich nach dem* „*Geiste der Zeit zu bequemen*, begleitete Jesus seinen „Unterricht *mit Zeichen* und *Wundern*." Dieses würde Rec. nicht so ausdrücken, sondern er würde lieber ganz kurz sagen: „Jesus begleitete seinen Unterricht „mit Heilungen und Rettungen, welche zum Theil „als Wunder angestaunt wurden." Solcher Bemerkungen liefsen sich noch mehrere machen; wir lassen es aber bey diesen bewenden. Der Stil des Vfs. ist für einen Schweitzer gut; um so mehr mufs man sich

wun-

wundern, dafs auch Hr. M., der doch so viele deutsche Bücher lieft, ſtatt: *nicht ſo ſehr*, oder: *nicht ſo wohl*, noch immer mit ſeinen übrigen Landsleuten ſchreibt: *nicht ſo faſt*. Hierin könnte er ſich doch wohl nach dem deutſchen Sprachgebrauche richten.

Heilbronn u. Rotenburg, b. Claſs: *Neue Beyträge zur Homiletik für Prediger und Katecheten*, herausgegeben von *Philipp Joſeph Brunner*. *Erſtes Bändchen*. 213 S. in 8. (16 gr.)

Der durch ſeine Bemühungen, moraliſch-religiöſe Aufklärung unter den Katholiken in Deutſchland zu verbreiten, und durch manche dabey erlittene Kränkungen von der Obſcuranten-Parthey, ſchon bekannte Herausgeber, will durch dieſe Sammlung eine Fortſetzung der *homiletiſchen Beyträge*, wovon 6 Bände 1787—90 zu Heidelberg unter dem Titel: *chriſtliche Reden* etc., und 3 Bände 1791—93 zu Salzburg herausgekommen ſind, liefern, und ſagt ſich dabey ganz von allem Antheil an der zu Heidelberg bey *Pfähler* durch einen andern Redacteur 1792. 98 gelieferten Fortſetzung der *chriſtlichen Reden* los. Abſicht und Plan bleibt bey dieſen *neuen Beyträgen* unverändert. In dieſem erſten Bändchen iſt unter der Rubrik *Abhandlungen* und *Recenſionen*, welche mit zum Plane dieſer Beyträge gehören, noch nichts mitgetheilt, der Herausgeber verſpricht aber ſeine Leſer im nächſten Bändchen dafür ſchadlos zu halten. Die hier aus dem Manuſcript ihrer Vff. mitgetheilten Predigten ſind folgende: 1) *Die wahre Aufklärung durch Jeſum*, über Joh. 8, 12. zu Salzburg gehalten von *Reiter*, 2) *Es iſt Pflicht, die Gründe unſers Glaubens zu prüfen*, über Joh. 20, 25 von *Zirkel*. 3) *Leichenrede am Grabe des Galleriedirectors Guibel* von *Schluſs*. 4) *Vorbereitungspredigt* über Apoſtelgeſch. 3, 19 auf den erſten Sonntag des Jubiläums, vom *Herausgeber*. 5) *Dankpredigt* über Pſ. 102 zum Beſchluſſe des Jubiläums gehalten von *demſelben*. 6) *Anrede an Kinder bey ihrer erſten Communion* von *demſelben*. 7) *Oeffentliches Kirchengebet am Schluſſe des Jubiläums, und am erſten Communiontage der Kinder* von *demſelben*. 8) *Predigt am Feſte der Schmerzen Mariä*, über Luc. 1, 38 gehalten von *Brennig*. Unter dieſen Beyträgen können Numer 3 wegen der vielen Wiederholungen, und mancher müſſigen, wie es ſcheint, von franzöſiſchen Kanzelrednern erborgten Tiraden, und Numer 8 wegen der vom Herausgeber ſelbſt in den Noten gemiſsbilligten Uebertreibungen in der Darſtellung der Schmerzen und der Geduld Mariens, ſo wie wegen vieler ſchwankenden Ideen und ſpielenden Ausdrücke, wohl nicht als Muſter empfohlen werden, wenn gleich auch bey ihnen die lobenswürdige Hauptabſicht iſt, moraliſch-religiöſe Geſinnung und Thätigkeit anſtatt der mechaniſchen Werkheiligkeit, als die Hauptſache der Religion darzuſtellen. Alle übrigen Aufſätze verdienen zum Muſter für katholiſche Prediger aufgeſtellt zu werden, da ſie ſich durch Reichthum richtiger Ideen, und durch faſsliche Darſtellung in der That auszeichnen. Auch die Anmerkungen des Herausgebers, in welchen einige Ideen theils berichtigt und näher beſtimmt, theils weiter entwickelt, theils Parallelen älterer und neuerer Schriften zur weitern Beherzigung angezeigt werden, erhöhen die Brauchbarkeit dieſer homiletiſchen Beyträge. Möchte nur der Herausgeber in der Folge ſeine Aufmerkſamkeit auch darauf richten, manche Provinzialismen in den gelieferten Beyträgen auszumerzen, und durch ſprachrichtige Ausdrücke zu erſetzen. Rec. hat ſich folgende angemerkt, deren Gebrauch gewifs nicht gebilligt werden kann. S. 61. 110. 166 *thorecht* für *thöricht*. S. 70 *derley* für *dergleichen*. S. 73 *vergeuts* ſtatt *vergräbts*. S. 75 *Begierlichkeit* für *Sinnlichkeit*. S. 197 *ſeine Lichter, ſes lumieres* für *ſeine Einſichten*. S. 131 *verkoſten* für *genieſsen*. S. 134 *gehorſamen* für *gehorchen*. S. 150. 169 *Auferbauung* für *Erbauung*. S. 193 *geſchühete* für *geſchähe*. S. 201 *die verboſsteſten* ſtatt die *boſshafteſten*. Mit Ausnahme dieſer wenigen Flecken iſt die Sprache der hier geſammelten Beyträge rein und voll Würde und Kraft.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

Wien, b. Pichler: *Lehre über die erſte Grundlage des menſchlichen Glücks durch phyſiſche Erziehung und Bildung*. Von *Anton Frölich*, der Arzneywiſſenſch. Doct. und wirkl. Mitgl. der medicin. Facultät. 1802. VI u. 195 S. gr. 8. (16 gr.)

Das Buch geht von den Aeltern aus, von dem Phyſiſchen und Moraliſchen der Ehen und dem Einfluſs davon auf die Nachkommenſchaft, von dem Verhalten der Schwangern, erſten Nahrung der Neugebornen u. ſ. w., worauf dann die weitern Belehrungen über die phyſiſche Erziehung der Kinder in Abſicht auf Nahrung, Bewegung, Ruhe, Kälte, Wärme, Luft, Schlaf, Bekleidung, u. a. m. folgen. Von der Vaccine ſpricht der Vf. S. 173 noch problematiſch, und will noch längere Erfahrung, ehe man ihr unbedingtes Vertrauen ſchenken könne. Wir ſtimmen dem Vf. darin vollkommen bey, dafs derjenige ſein Buch intereſſant genug finden werde, „wer brauchbaren Inhalt für ſeine Kinder finden und benutzen wolle," bedauern aber, dafs er ihm nicht auch das Intereſſe gegeben habe, welches man von einer gefälligen Darſtellung und correcten Schreibart, nicht, wie er wunderlich genug meynt, „vom *erhabenen* Stil und *aufgeputzten* Geſchichten" erwartet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Roſenmüller*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Scholia in vetus Teſtamentum. Partis quartae, Pſalmos continentis, Volumen ſecundum.*

Auch unter dem Titel:

Pſalmi annotatione perpetua illuſtrati ab Ern. Frid. Car. Roſenmüllero, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Volumen ſecundum.* 1802. in fortlaufender Seitenzahl 549—1127. 1 Alph. 14 Bog. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dieſer Theil, welcher die Anmerkungen zu Pſ. 21 bis 50 enthält, iſt mit eben der Sorgfalt ausgearbeitet, als der vorhergehende. Hr. R. fährt fort, die mannigfaltigen Erklärungen und Beyträge, welche ältere und neuere Interpreten über die Pſalmen geliefert haben, fleiſsig zu benutzen, die verſchiedenen Anſichten und Erklärungsverſuche mit einer guten Auswahl darzuſtellen, ſie genauer zu würdigen und mit ſeinen eigenen Bemerkungen zu begleiten. Auch hier kommt mehreres vor, welches nicht allein die ſchon bekannte richtige Interpretationsmethode des Vfs. aufs neue beurkundet, ſondern auch einer näheren Aufmerkſamkeit und Prüfung werth iſt. Wir wollen einiges zur Probe auszeichnen. Pſ. 21 wird die Meynung beſtritten, daſs dieſer Pſalm ein Danklied nach erfochtenem Siege ſey. Auch miſsbilligt der Vf. den von Dathe aufgeſtellten Geſichtspunkt, und findet es mit Paulus wahrſcheinlich, daſs dieſer Pſalm dazu gedichtet ſey, um ihn an dem jährlichen Feſt der Königsfeyer abzuſingen. Sollte aber wohl die jährliche Feyer eines ſolchen Feſtes in dieſen Zeiten hinreichend aus der Geſchichte begründet werden können? Bey V. 13 werden die verſchiedenen Erklärungen, die das Wort שכם veranlaſst hat, angeführt und geprüft. Der Vf. erläutert es mit Müntinghe aus dem Samaritaniſchen und überſetzt *exitium eos pones.* Die gewöhnliche Ueberſetzung *pones eos humerum*, ſcheinet doch dem Rec. nicht ſo verwerflich zu ſeyn. Wenigſtens hat Montanabbi eine ähnliche Redensart, *du machteſt ihre Angeſichter, wo du ſie antrafſt, zu ihrem Rücken* d. i. du ſchlugſt ſie aller Orten in die Flucht; und die Schwierigkeit, die man in dem letzten Glied des Verſes findet, verſchwindet, wenn man überſetzt: *du wirſt machen, daſs ſie den Rücken kehren, wenn du den geſpannten Bogen gegen ihr Angeſicht richteſt.* Pſ. 22, 9. wird גל אל יהוה überſetzt *laetatur de Jehova, gloriatur eo, ut patrono et defenſore ſuo.* Allein wegen der Conſtruction mit אל würde Rec. doch lieber גל von גלל *volvit* ableiten und mit den 70 und dem Syrer überſetzen: *er vertraut auf Jehova, verläſst ſich auf ihn.* Daſs das Wort גיל *laetari* ſonſt mit ב conſtruirt wird, z. B. Pſ. 35, 9 Jeſ. 65, 19 iſt doch wichtiger, als was der Vf. jener Erklärung entgegenſetzt. V. 16. wird die Bedeutung von שעה *diſpoſuit* mit Recht und ganz einleuchtend gegen Paulus vertheidigt. Von dem Wort כאשי V. 17. wird in einem beſondern *Epimetron* S. 627—645. ausführlich gehandelt. Der Vf. ziehet die Leſeart כרו von כור *valide conſtrinxit, arete colligavit*, als die wahre Leſeart vor. V. 25. wird ענוי ענוי richtig nach dem Vorgang der Alten und dem Parallelismus durch *preces afflicti* überſetzt. Im Syriſchen iſt ܙܡܪܐ *der Geſang* und ענה wird überhaupt von der Rede und der Bezeichnung durch dieſelbe gebraucht. V. 30—32. hätte noch die Abtheilung und Aenderung von Müntinghe können bemerkt werden. Pſ. 23, 4. wird die Meynung, daſs צלמות ein zuſammengeſetztes Wort ſey, gegen Michaelis in Schutz genommen; und das Anſehen der alten Ueberſetzer vertheidigt. Pſ. 24, 4. wird mit 2. Moſ. 20, 7. verglichen und נפשו auf Gott gezogen. Rec. findet aber doch darin etwas Gezwungenes, weil יהוה ſo weit voranſtehet, und durch נקי כפים von נפשו getrennt iſt. Lieber würde er mit Köhler, der ſchon die Aehnlichkeit mit 2. Moſ. 20, 7. bemerkte, überſetzen: *wer nicht falſch ſchwöret bey ſeiner Seele*, wie es auch die Syrer und Chaldäer nahmen, wenn nicht auch auf dieſe Weiſe der Satz völlig tautologiſch mit dem folgenden würde. Eben deswegen iſt er noch immer geneigt zu überſetzen: *wer ſich nicht zur Falſchheit neigt, und nicht betrüglich ſchwöret.* Auf dieſe Weiſe entſtehet hier keine Tautologie, ſondern der erſtere Satz enthält das allgemein, was der andere näher beſtimmt, wie es die Regeln des eigentlichen Parallelismus erfodern. Hr. R. beruft ſich zwar darauf, daſs die Redesart נשא נפשו *ſich zu etwas hinneigen, etwas verlangen* ſonſt mit אל conſtruirt werde; aber das praef. ל wird mehrmals mit אל in der Conſtruction vertauſcht. Wollte man durchaus dieſes letzte hier nicht zugeben: ſo würde man in dem letzten Glied am beſten der Leſeart der 70 folgen, welche לרעהו nach נשבע laſen. Auf dieſe Weiſe wäre denn auch eine nähere Beſtimmung in dieſem letzten Satz. In dem alphabetiſchen Lied Pſ. 25, 2. glaubt Hr. R. daſs אלהי aufser dem Verſe ſtehe. Rec. würde es lieber zu dem erſten Vers ziehen, oder eine Verſetzung annehmen בך אלהי. In dem 5. V. ſoll der Dichter ſich die Freyheit erlaubt haben, die Buchſtaben ה und ו zu verbinden, und dieſer letztere ſoll in ולמדני zu ſuchen ſeyn.

Weil aber ולמדני mit dem vorhergehenden zu genau verbunden ist: so würde Rec. lieber ואורך lesen, wie mehrere Ake und auch einige Handschriften haben, und damit den Buchstab ו anfangen. Wahrscheinlich ist aber ein Glied in diesem Vers verloren gegangen. Dass der Buchstab ק in dem Wort ממצוקותי enthalten sey, ist gesucht und ohne Beyspiel. Da V. 18. und 19. beide mit ראה anfangen: so ist wohl hier ein offenbarer Fehler im 18. V. Unter den verschiedenen Conjecturen ist wohl die wahrscheinlichste, dass das Wort קומה im Anfang des Verses weggefallen sey. V. 14. wird סוד sehr gut erläutert und durch *familiaris consuetudo* übersetzt. Hr. *R.* vergleicht das Arabische سان in *M. clanculum in aurem locutus est* daher سوان *colloquia secreta, consuetudo*, wie aus Meidani zugleich erwiesen wird. Denn 26. Ps. setzt Hr. *R.* in die Zeit, welche 1. Sam. 22, 5. 8. beschrieben wird. Unter בעלמים versteht er *absconditos in insidiis*. Ps. 27, 2. wir die Redensart אכל בשר, welche Michaelis und andere durch *verläumden* übersetzen, ganz richtig von der Wuth der Feinde Davids, die ihn ganz aufzureiben und zu vertilgen suchten, erklärt. V. 7. 8. ist die Aenderung und Conjectur von Müntinghe nicht angeführt, Rec. stimmt aber dem Urtheil bey, dass die gewöhnliche Lesart als die schwierige müsse beybehalten werden. Billig wird das mit Punkten bezeichnete לולא V. 13. als unächt verworfen. Der Vf. erklärt sich die Entstehung dieses Worts daraus, dass das לו welches mehrere alte Handschriften, wie man z. B. aus den 70 siehet, am Ende des vorhergehenden Vers lasen, in einigen Handschriften לא sey geschrieben worden, und die spätern Abschreiber beides mit einander verbunden hätten. Vielleicht würde ursprünglich von einem Abschreiber לו blos zur Ausfüllung der Zeile noch hinzugesetzt und dieses nachher von andern mit abgeschrieben und nun in לולא verändert. Ps. 28, 7. wird משירי als die seltnere Construction in Schutz genommen, und *de cantico meo* durch *uno vel pluribus canticorum meorum eum celebrabo* erklärt. Als Grund wird die ähnliche Redensart Ps. 137, 3. angeführt. V. 8. vertheidigt Hr. *R.* auch das Wort למו als die ächte Lesart. Es soll sich auf עם im folgenden Vers beziehen, und als Beyspiele werden die Stellen Ps. 87, 1. 4. Mos. 24, 17. angeführt. Allein diese Stellen können doch nicht wohl als Beweise hier gelten, denn zwischen למו und עמך im folgenden Vers steht noch der Satz ומעוז ישועות משיחו, wodurch jenes von diesem zu weit getrennt ist, und überdem haben alle alten Uebersetzer ausser dem Chaldäer die Lesart לעמו ausgedrückt, welche auch durch 7 Handschriften bey Kennicott, und eine bey Rossi bestätigt wird. Den 30 Ps. setzt Hr. *R.* in die Zeit, als David nach der Pest den Platz zum Tempel erwählte, und einen Altar daselbst errichtete. 1. Chron. 12, 26. 22, 1. V. 8. wird להררי *monti meo* durch *magnitudini et dignitati meae* erklärt, und durch mehrere Beyspiele gezeigt, dass die Araber جبل eben so gebrauchen. Rec. würde, besonders nach dem angegebenen Gesichtspunkt, das Wort lieber eigentlich nehmen und übersetzen: *meinem Berg hattest du Festigkeit gegeben*, ich war glücklich und sicher auf Zion, *aber ich erzitterte, als du dein Angesicht wegwandtest*. Ps. 32, 7. wo Hr. *R.* übersetzt: *cantionibus liberationis circumdas me*, würde Rec. doch lieber רני ganz wegstreichen, weil es ganz seltsam hier stehet, und eine Wiederholung der drey letzten Buchstaben von תצרני zu seyn scheint, aber alsdann auch im Verfolg מסובבני lesen, welche Lesart die 70 schon vor sich hatten. V. 9. wird עדיו durch *ornatus ejus* übersetzt, und hauptsächlich dadurch gerechtfertigt, dass in andern Stellen, wo das Wort vorkommt, die Bedeutung *ornatus* die einzige sey. Allein da hier von dem Pferde die Rede ist und عدو im Arabischen der *Lauf des Pferdes* bestimmt bezeichnet, auch Zügel und Stricke wodurch das Pferd gebändigt wird, nicht schicklich der Schmuck des Pferdes können genannt werden: so ziehet Rec. noch immer jene Bedeutung vor, ohne deswegen die Abtheilung von Müntinghe zu billigen. Ps. 33, 7. wird die Lesart כנד *quasi cumulum* gegen die Uebersetzung aller Alten, die hier כאד lasen, behauptet. Ps. 34, 11. ist übersetzt: *Leones egent et esuriunt, sed qui Jovae studet, nullo bono carent*; und dabey bemerkt, dass David gewöhnlich seine Feinde und überhaupt die Gottlosen Löwen nenne. Rec. vergleicht hier das Arabische كافر *Ungläubiger, Gottloser* von كفر *verleugnen*. Warum sollte das Hebräische כפיר nicht auch diese Bedeutung haben, ob sie gleich in den Wörterbüchern fehlt? Auf diese Weise ist der Parallelismus vollkommen: Ungläubige, Gottesverächter darben und hungern, aber die Verehrer Jehova's haben keinen Mangel. Ps. 35, 12. ist שכול richtig durch *orbitas, filiorum privatio* erklärt; aber Rec. würde den Sinn nicht also bestimmen: sie verursachen mir einen Schmerz, der dem Schmerz der Mutter gleicht, die ihrer Söhne beraubt wird. Bey den Arabern ist es eine der härtesten Verwünschungsformeln, wenn sie jemand wünschen, er solle kinderlos sterben. Aber bey den Hebräern wurde Kinderlosigkeit als das gröfste Unglück angesehen. David will also sagen: Meine Feinde wollen euch kinderlos haben, sie wünschen mir das gröfste Unglück, kinderlos zu sterben, und bestreben sich auch es in Erfüllung zu bringen. שכול erklärt das vorhergehende רעה näher. Bey V. 16. würde Rec. die Aenderung und Erklärung von Müntinghe, der מעוג vom Arabischen معج *os distorsit* ableitet, vorziehen. Ueberhaupt hat die Stelle noch ihre Schwierigkeiten. Ps. 37, 20. möchte wohl in dem Ausdruck כיקר כרים *ut pingue ovium* zu viel gesucht werden. Der Vf. sagt: *similitudo agnorum pingvium ad praesens negotium valde est accommodata. Ut enim pingviorum agni duntaxat macian ur, non macilenti, nec morbidi. sic improbi, opibus et voluptatibus bene saginati miserе pereunt.* Der Grund der Vergleichung liegt wohl allein darin, dass sie schnell und gänzlich zu Grunde gehen, wie das Fett der Lämmer, das ganz verbrennt und im Rauche aufgehet. Fast möchte aber Rec. lieber

ber טיקו כרים lesen, und im Verfolg כעשן, welches letztere durch die alten Uebersetzer und durch mehrere Handschriften bestätigt wird. Der Sinn wäre alsdann: wie angezündete Felder werden sie verzehrt, wie Rauch schwinden sie dahin. V. 28. stimmt Hr. R. denen bey, welche עולים נשמרו nach dem Wort נשמרו ergänzen. Auf diese Weise ist der Vers ersetzt, der nach der alphabetischen Ordnung mit ע anfangen mufs. Am richtigsten schliefst man wohl mit לעולם den Vers. Das Wort נשמרו ist in נשמרו verändert, weil עולים wegen des ähnlichen לעולם weggefallen war, und nun נשמרו nicht zu dem vorhergehenden pafste. V. 36. wird ויעבר *et abiit, flatim periit* übersetzt. Hier ist aber doch wohl die Lesart ואעבר dem gewöhnlichen Text vorzuziehen. Nicht allein die alten Uebersetzer die 70, der Syrer, Hieronymus haben so gelesen, sondern der Parallelismus erfodert die erste Person: *Ich gieng vorüber und er war nicht mehr, ich suchte nach ihm und fand ihn nicht.* Ps. 39, 2. wird die Bedeutung von מחסם *cápistrum* gegen Michaelis mit Recht vertheidigt. V. 6. wird כל אדם נצב *omnis homo consistens* übersetzt, und die Meynung von Knapp und Döderlein beitritten, welche das Arabische نصب *unmächtig müde, hinfällig seyn* vergleichen wollten. Den 40 Ps. erklärt Hr. R. von David, er wagt es aber nicht genauer zu bestimmen, in welche Zeit er gehört. V. 8. wird übersetzt *in volumine legis praescriptum est mihi.* Nimmt man mit *van der Palm* an, dafs in dem Psalm auf die Anstellung Davids zum König über Israel 2. Sam. 5, 1—3. gesehen werde, bey welcher Gelegenheit der König das göttliche Gesetz beschwören mufste, so bekommt die Stelle noch mehr Licht. Auch die Meynung von *van der Palm*, dafs dieser Psalm eigentlich aus zwey Liedern bestehe, wäre der Bemerkung werth gewesen. Bey den 42. Ps. sagt Hr. R. seine Meynung von der Ueberschrift לבני קרח, welche überhaupt 11 Psalmen haben. Er findet es am wahrscheinlichsten, dafs diese Psalmen von den vornehmsten unter den Korachiten, unter welchen sich mehrere durch Kenntnifs und Geschicklichkeit rühmlichst auszeichneten, gedichtet seyen. Ganz richtig wird bemerkt, dafs sich die Gesänge der Korachiten durch Erhabenheit der Gedanken und starke Empfindungen von den Gesängen Davids sehr unterscheiden. Von dem 42 Ps. vermuthet Hr. R., dafs er in die Zeit der Flucht vor Absalon gehöre, und dafs damals einer von den Korachiten sich in die Lage Davids versetzt, und diesen Psalm im Geist des Königs gedichtet habe; andere Korachiten wären diesen Beyspiel gefolgt, und hätten mehrere Psalmen über diesen und ähnliche Gestände gedichtet. V. 5. wird מך in der Bedeutung *numerus collectus, turmae hominum* genommen. Wenn aber die Meynung, welche das Wort mit den meisten Alten durch *tabernaculum* erklärt, dadurch bestritten wird, dafs diese Bedeutung deswegen nicht statt finden könne, weil das *suff. plur.* in אדרם nur auf dieses *collectivum* könne gezogen werden: so kann Rec. nicht einstimmen. Dieses Suffix kann sehr füglich auf das folgende המון sich beziehen. Man vergl. *Schroeder Synt. H.* 39. Nr. 2. V. 7. ist Hr. R. geneigt חר מצער als Appellativ zu nehmen, welches auch ohne Zweifel die richtigste Erklärung ist. Nach der Geschichte 2. Sam. 17, 24. befand sich David zu Mahanaim am Fufse des Hermons. Den 44. Ps. setzt Hr. R. mit mehrern Auslegern in die Zeiten der Verfolgung der Juden unter Antiochus Epiphanes. V. 12. wird aus der Geschichte 1. Maccab. 1, 17—29. und 2. Macc. 5, 11 bis 27. erläutert, und V. 23. wird mit 1. Macc. 1, 30 bis 67. verglichen. V. 20. במקום תנים wird erklärt: *in servitute inter crudeles gentes, quae feritate draconibus similes sunt.* Den 45. Ps. hält Hr. R. für einen Glückwunsch, den ein jüdischer Sänger unter persischer Herrschaft einem neuem persischen König bey dem Antritt seiner Regierung überreicht habe. Er findet darin, besonders V. 17. persische Sitten und Gebräuche. Rec. kann sich aber nicht überzeugen, dafs ein religiöser jüdischer Dichter sich so stark und erhaben von einem fremden König würde ausgedrückt haben, wie in diesen Gedicht besonders V. 7. 8. geschieht. Schwerlich würde sich auch einer unter den persischen Königen auffinden lassen, dem alle diese hier genannten Prädicate könnten beygelegt werden. Was als charakteristisch und übereinstimmend mit der persischen Sitte angegeben wird, ist nicht hinreichend, um gerade den König als einen persischen König auszuzeichnen. Es wird überhaupt ein orientalischer König geschildert. V. 17. kann nicht wohl von der Vertheilung der Satrapien unter die königlichen Kinder bey Lebzeiten des Königs erklärt werden. Es ist vielmehr von der Succession die Rede, wie der Ausdruck תחת אבותיך klar genug anzeigt, und בניך ist gesetzt, weil אבותיך vorhergehet. V. 9. wird wie gewöhnlich übersetzt *Myrrha et xylaloe et casia omnia vestimenta tua, ex palatiis eburneis Armeniae exhilarant te.* Das letztere stehet aber wirklich etwas sonderbar und stimmt nicht recht mit dem vorhergehenden. Rec. findet noch immer die Bemerkung von Berg (s. *Möllers* Denkschrift S. 147.) annehmlich, nach welcher man die Worte also lesen müsse: מגורתי כלי שן מני *pretiosa alabastrorum Minaea (arabica) recreant te.* Fände man aber diese Abtheilung der Worte zu gesucht, so würde man doch היכלי שן מני durch *mit Elfenbein geschmückte Palläste der Minnäer* übersetzen müssen; denn eben die vorhin genannten Producte, woran sich der König ergötzte, kamen nicht aus Armenien, sondern aus Arabien. Die Minnäer in dem glücklichen Arabien handelten aber mit Weihrauch und andern kostbaren Specereyen und hatten sehr prachtvolle Wohnungen. Diodor 3. B. Kap. 47. bemerkt überhaupt von dem Reichthum der Einwohner des glücklichen Arabiens, dafs die Einwohner aufserordentlichen Aufwand in ihren Gebäuden machten, und gedenkt ausdrücklich der Auszierung mit Elfenbein, Gold und kostbaren Steinen.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hinreichend seyn, um die Leser, die etwa das Buch noch nicht aus eigenem Gebrauch kennen, auf dieses treffliche Handbuch aufmerksam zu machen, und zugleich um zu zeigen, dafs Rec. das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Wir wünschen die baldige Fortsetzung

und

und Beendigung dieſes nützlichen Werks, das wir allen angehenden Theologen zum fleiſsigen Gebrauch empfehlen.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Martini: *Die Verſchwörung der Gracchen.* 1803. 155 S. 8. (12 gr.)

Der Ueberſetzer dieſes Werkchens, welcher ſich in der Vorrede *J. G. Grohmann* unterſchreibt, hat wohl von den neuern hiſtoriſchen Producten wenig geleſen; er würde ſich gewiſs nach der Lectüre von *Hegewiſch* Bearbeitung des nämlichen Gegenſtands nicht zur Ueberſetzung der ältern ganz oberflächlichen Erzählung des Franzoſen *St. Remy* entſchloſſen haben. Es fehlt hier alle zuſammenhängende Kenntniſs der römiſchen Staatsverfaſſung, ohne welche ſich die Bearbeitung ſchlechterdings nicht mit Glück unternehmen läſst. Statt einer Entwicklung der Urſachen, welche die vorhergehende Spannung der Anführer des Volks gegen den Senat bewirkten, lieſt man hier eine leere Tirade über den ſchon durchaus geſtiegenen Luxus der Reichen; und dann als Einleitung die Geſchichte der Kriege in Spanien gegen den Viriathus und die Numantier, ganz ohne Einſicht in die innere Verkettung der Dinge. Den Viriathus lernen wir hier als einen Hirten kennen, der es mit der Zeit „vermittelſt ſeiner ſchlechten Geſinnungen" bis zur Würde des Anführers einer Räuberbande brachte; — und der den andern miſsvergnügten Völkern Hiſpaniens die verderbliche Lehre gab, man dürfe ſich unter einem kühnen und klugen Anführer nur empören etc. Sollte man nicht glauben, es wäre von lauter Unterthanen die Rede, die ſich gegen ihre rechtmäſsige Obrigkeit empört hätten? Dabey wird eine Stelle des Eutropius in der Note angeführt, auſser dieſer aber im ganzen Buche nur noch ein paar andere aus dem Cicero und Homer, welche gar nicht zum Beweis des Vorgetragnen dienen. — Ueber den unrechtmäſsigen Ackerbeſitz und die dagegen erfolgten Geſetze hat der Vf. ohne Zweifel ganz eigene Quellen benutzt. Dieſe Felder waren den Feinden abgenommene Domanialgüter, die man den Armen ſo ſehr im Pachte ſteigerte, daſs er ihn nicht mehr zahlen konnte. Durch ein Ackergeſetz, welches die Allgewalt der Tribunen *ſogleich* durchſetzte und in Vollziehung brachte, wurde dem Uebel ſchnell abgeholfen. Aber nun lieſsen die Reichen die Güter en Gros verpachten, zogen die einzelnen Theile unter erdichteten Namen an ſich, und trieben das Ding ſo arg, daſs endlich Tib. Gracchus, der den Senat haſste, das Uebel bey der Wurzel ergriff. — Der Ueberſetzer will aus dem nämlichen St. Remy auch den Bürgerkrieg des Marius und Sulla, nebſt der Schilderung des Lucullus liefern. Möchte er es doch nicht thun! Er kann etwas Beſſers liefern; ſeine Ueberſetzung verräth Sprachkunde und Leichtigkeit des Ausdrucks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weimar*, b. Gädicke: *Prolusione altera de Medea Euripidea cum priscae artis operibus comparata*, orationes — indicit *Carolus Augustus Böttiger.* 1803. XVI S. 4. Nachdem der Vf. in dem erſten Programm (ſ. A. L. Z. 1803. Nr. 194) die dramatiſchen Behandlungen der Medeenfabel bey den Alten erläutert, und mehrere von alten Schriftſtellern erwähnte Kunſtwerke, welche ſich darauf bezogen, nahmhaft gemacht hatte: ſo führt er nunmehr, mit gleicher Sorgfalt, diejenigen Kunſtwerke auf, welche bis zu unſerer Zeit erhalten worden ſind. Nur auf Einer Gemme findet der Vf. die Medea als Kindermörderin dargeſtellt, auf dem bekannten Stoſchiſchen Carniol, welches man vor Leſſing zu den Furiendarſtellungen zählte. Hr. *B.* bringt es mit der Beſchreibung einer Medeen-Statue bey Calliſtrat. XIII, p. 903. in Verbindung, und muthmaſst, daſs beide Künſtler Ein Urbild nachgeahmt haben. Auf Marmorn aber und auf Sarkophagen ſind mehrere Vorſtellungen aus dem Fabelkreiſe von der Medea, wie ſie die Verbindung des Jaſon mit der Kreuſa durch eine Reihe von Freveltaten rächte, entlehnt. Der Fabelkreis ſelbſt ward, wie andere, die gleichen Umfang hatten, und gleiche Mannigfaltigkeit der Scenen darboten, von den alten Künſtlern Theilweiſe behandelt; ſo, daſs man immer nur einzelne Vorſtellungen, welche ſich wechſelsweiſe ergänzten und aufhellten, zum Sujet auswählte. Hr. *B.* vertheilt das Ganze, ſo wie es nach dem Vorgange des Euripides von Künſtlern bearbeitet ward, in fünf Theile oder Acte: der erſte Act befaſst die Hochzeit des Jaſon mit der Kreuſa. Auf die Kunſtwerke, welche dieſem Acte gewidmet ſind, ſchränkt ſich der Hauptinhalt dieſes Programms ein.

Der Hauptinhalt, ſagen wir; denn übrigens gilt auch von dieſer Schrift, was überhaupt die Böttigeriſchen Arbeiten charakteriſiret: *materiem ſuperat opus.* Mögen es auch nur Parerga ſeyn, welche der Vf. in den reichhaltigen Noten behandelt: ſo erregen ſie doch, durch Inhalt und Ausführung, kein gemeines Intereſſe. In dieſer Abſicht iſt es hinreichend, auf das aufmerkſam zu machen, was S. 7. über die Eigenthümlichkeit der tragiſchen Trilogien bey den Griechen in Vergleichung mit den neuerlich von zwey deutſchen Dichter verſuchten; S. 8. über die *Juno pronuba* auf den alten Kunſtwerken; S. 10. über den phöniciſchen Hermes, welche mit den groſsen Göttern und als Diener derſelben (*Cadolus*, *Cadmilus*, *Casmilus* genannt) nach Samothracien kam, und die daher entſprungenen Camillos, d. h. Altar- oder Opfer-Knaben, welche von Samothracien zu den Etruriern und von dieſen zu den Römern übergingen, und von denen, nach Hn. *B.* Meynung, ſogar die Altarknaben der chriſtlichen Kirche abſtammen; S. 13. über den Granatapfel, als altes, ſchon den Orientalern gewöhnliches Symbol der Begattung und Fruchtbarkeit, und über deſſen geheimen, myſtiſchen Sinn in den Weihungen, welcher dann zu einem Kunſtſymbol überging, mit einem Aufwande von ſeltener Gelehrſamkeit und künſtlich combinirten Deutungen von dem Verfaſſer bloſs beyläufig geſagt worden iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Junius 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur Erläuterungen rechtlicher Gegenstände* von D. *Justus Friderich Runde*, Hofr. und Prof. der Rechte zu Göttingen. *Erster Band.* 1799. 514 S. *Zweyter Band.* 1802. 388 S. 8. (3 Rthlr.)

Diese Beyträge entsprechen der Erwartung, wozu Arbeiten eines Rechtsgelehrten von dem allgemein anerkannten Verdienste des Hn. Hofr. *Runde* berechtigen; sie tragen beynahe durchaus das Gepräge eines richtigen praktischen Blickes, einer alle factische Umstände durchforschenden Genauigkeit und einer ungezwungenen Rechtsanwendung. Bey allen dem Werthe aber, den die Ausführungen, vielleicht ohne Ausnahme, für ihren Wirkungskreis als richterliche Aussprüche oder als Processschriften, gehabt haben mögen, finden sich doch manche darunter, deren Entscheidungen zu sehr auf Thatumständen, auf natürlicher Auslegung besonderer Willenserklärungen, oder auf unbestrittenen Gesetzen oder gesetzlicher Aehnlichkeit beruhen, als dass dadurch dem Fache selbst ein Gewinn zuwächst: z. B. B. II. N. 2. über die in der Familie von Meschede zu Alme vertragsmäßig statt findende Regredienterbfolge nach Abgang des Mannsstamms. N. 4. und 5. die weitläuftigen in ihrem gerichtlichen Costume hier mitgetheilten Deductionen von der Dauer und Wirkung der Lehnsanwartschaften, besonders nach den Rechten des Kurbraunschweig-Lüneburg. Lehnhofs. Auch hätte wohl, selbst bey verschiedenen Abhandlungen von Belange, durch Weglassung factischer Umstände, die keinen neuen Aufschluss geben, oder unbezweifelter Rechtssätze, eine zweckmäßigere Kürze erreicht, und die Aufmerksamkeit auf die neuen Bemerkungen mehr fixirt werden können.

Wir müssen diese Anzeige nur auf die erheblichsten Aufsätze, und einige wenige, die auf kleine Erinnerungen führen, einschränken. *I. Band.* N. 1. *Von den Theilnehmungsrechten bey Auseinandersetzung der Gemeinheiten.* So gerne wir dem VI. beytreten, wenn er die Viehzahl, womit jeder Theilnehmer die gemeine Weide zu betreiben befugt war, als Maasstab zur Bestimmung der Antheile annimmt: so wenig können wir seiner Meynung beypflichten, dass eine solche Gemeinheitsvertheilung unterbleiben muss, wenn ein einziges Mitglied derselben widerspricht; es ist ihr auch schon in den *staatswiss. u. jurist. Nachrichten* 1800. B. II. S. 447—457 widersprochen worden. N. 2. *Welche Güter des Domcapitels zu Minden unter der Säcularisation des Stifts begriffen sind?* ist ein gründlicher Beytrag zu einem Commentar über den Art. XI. des W. Fr. Instr. — Das Gutachten unter N. 3 über einige *Anstände zwischen dem Freystaate der drey Bünde und seinen Unterthanen in Veltlin, Worms und Cleve* hat nach den neuesten politischen Veränderungen dieser Länder zwar sein Interesse verloren, doch kommen hier einige nützliche Erläuterungen über die Natur der Garantien und die authentische Auslegung der Völkerverträge in Bezug auf dritte vor. In N. 4. wird der Satz bewiesen: *die Zeit der Eröffnung eines Lehns, worauf angebliche Stammvettern Anspruch haben, tritt mit dem Tode des letzten Besitzers*, und nicht erst bey dem Anfange des wider die Stammvettern entschiedenen Rechtsstreites *ein*, und *die während dieses Streits erhobenen Lehnsnutzungen gehören den Anwärtern* zu sochen Lehn, wenn dergleichen vorhanden sind, *von der Zeit ihres gegründeten Befugnisses zur Erwerbung des Guts selbst.* (Macht der Lehnherr einem Prätendenten das *dominium utile* streitig: so bezieht jener mit Recht, so lange er nicht in *mala fide* sich befindet, die während der Zwischenzeit fälligen Früchte.) N. 9. *Ob kaiserliche Notarien in ihren Amtsverrichtungen der gesetzgebenden Gewalt des Landsherrn unterworfen sind?* ein im Namen des vormaligen Fürstbischofs zu Hildesheim an das R. Kammergericht erstatteter Bericht, den die Beschwerden einiger Hildesheimischen Notarien gegen eine Landesverordnung wegen der Legitimation zu Gemeindeprocessen veranlasste; er liefert eine vortreffliche Entwickelung der Natur und des Ursprungs des kaiserlichen Reservatrechts, Notarien zu machen, und des landesherrlichen Rechts, sie an gewisse Vorschriften zu binden. Auf gleiche Weise ergänzen (N. 11.) die Betrachtungen *über eine besondere Modification der Primogenitur-ordnung, nach welcher auch der Vater unter mehrern Söhnen einen zum Nachfolger erwählen kann*, eine bisherige Lücke in der Theorie der Successionslehre, welche auch durch die in N. 12. mit Scharfsinne begründete Entscheidung bereichert wird: Wenn die Primogeniturerbfolge in den Hausverträgen auch auf die weiblichen Nachkommen erstreckt ist, und die Kinder einer älteren jedoch erst nach dem ledigen Anfalle verstorbenen Schwester der letzten Besitzerin concurriren mit einer jüngeren Schwester derselben: so hat der Erstgeborne jener Kinder den Vorzug in der Erbfolge. — Der *Begriff des Neubruchs* ist N. 14. gegen J. H. *Böhmer* richtig nach den Gesetzen und der Natur der Sache als solcher Boden bestimmt, *welcher bey Menschengedenken kein Gegenstand einer landwirthschaftlichen Bearbeitung ge-*

wesen ist. Dagegen findet Rec. N. 13. die Bemerkung über den *Unterschied zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung* durch *Posse's* neuern Angriff dieser Ausdrücke entkräftet. Auch vermisst man No. 17. u. 20. das *Befugniss, öffentliche Schauspiele zu gestatten,* Landsassen, welche „oberherrlich Recht und Gerechtigkeit Gebot und Verbot" (*advocatiam patrimonialem*) besitzen, eingeräumt wird, eine bestimmtere Erörterung, ob dieses Recht zur höhern Landespolizey, oder zur niedern Polizey zu rechnen ist. Eben so sollte, da N. 18 gezeigt wird, dass *Ehescheidungsklagen wegen unversöhnlichen Hasses für sich allein der Regel nach unstatthaft sind,* dass aber der Landesherr nach den Grundsätzen der Protestantischen Kirche in solchem Falle das eheliche Band auflösen kann, die Ursache dieses Dispensationsrecht mehr erhoben seyn.

Der *IIte Band* beginnt (N. 1.) mit sehr schätzbaren Bemerkungen *über Dienstinstructionen für die Sachwalter der Patrimonialgerichtsbarkeit* und mit einem brauchbaren *Beyspiele* einer solchen Instruction. Hr. R. setzt dem Verhältnisse zwischen dem Gutsherrn und dem Patrimonialgerichtsverwalter den Mandatscontract voraus; erwägt man aber die mancherley in der Natur dieses Verhältnisses liegenden Modificationen eines gemeinen Auftrags: so wird man geneigter, eine blosse *Präsentation* des Patrimonialgerichtsbeamten durch den Gutsherrn, zum Grunde zu legen. — In N. 3. wird der *Gebrauch des Rechtsmittels aus L. fin. C. de edict. D. Hadr. toll. und die Suspensivwirkung einer dagegen eingewandten Apellation bey Meyergütern* aus wahren Gründen verworfen; wenn aber *überhaupt* der gegen *jede* diesem Gesetze zufolge erkannte Immission in die Erbschaft ergriffenen Apellation eine Suspensivwirkung beygelegt wird: so widersprechen gesetzliche Bestimmung und das Wesen dieses Rechtsmittels offenbar; noch mehr fällt es auf, dass (S. 148) die *Veranlassung* eines Gesetzes mit dem *Grunde* desselben vermischt, und mit unverbürgter Zuversicht die Absicht des *Edict. Hadr.* einzig in dem fiscalischen Interesse gesucht wird. N. 6 und 7. *Wie fern den Angehörigen des Reichkammergerichts, wie auch des Tribunals zu Wismar eine rechtliche Befreyung vom Abschoss und der Nachsteuer zustehe?* enthält eine richtige Angabe und Würdigung der Quellen der bisher behaupteten Nachsteuerfreyheit der Angehörigen des R. Kammergerichts, und führt den Satz überzeugend aus, dass, solcher Befreyungen ungeachtet, die der städtischen Gerichtsbarkeit und Besteuerung unterworfenen Grundstücke, wenn sie in der Absicht des Wegziehens und gänzlicher Verlassung des Wohnorts veräussert werden, als Gegenstände der Nachsteuer zu betrachten sind. Ist es aber wohl nicht eine zu grosse Begünstigung der städtischen Foderung, wenn ein solches Vorhaben, nach S. 352, schon aus einer nach der Veräusserung erfolgten Veränderung des Wohnorts *deutlich* abgenommen werden soll? Wenn der Vf. ferner die von verkauften Grundstücken zu entrichtende Nachsteuer eine *Reallast* nennt: so kann dieser Ausdruck nur im uneigentlichen Sinne genommen werden; denn nur dann ist die Nachsteuer in dem Verstande, wie die Steuer, eine Reallast, wenn sie mittelst einer besondern Verführung auf dem Grundstücke selbst haftet. — Der (N. 10) *eine gerichtlich gefoderte Abstellung der Frohndienste* betreffende Rechtsfall führt auf die Bemerkung, dass ein allgemeines Versprechen der Aufhebung der Naturalfrohnden nicht nach den Grundsätzen des Kauf- und Verkaufcontractes zu beurtheilen sey, und dabey, wenn gleich kein Entschädigungsquantum festgesetzt ward, eine Klage begründe, und zu einer Eideszuschiebung Gelegenheit gebe. Nach N. 12. hat die *Anwendung der L. 6. C. de sec. nupt. und Nov. 22. c. 27.* nur bey solchem deutschen *Witthum* statt, dessen alleiniger Grund in der *Freygebigkeit* des Ehemanns besteht, welcher sich in eine neue Ehe eingelassen hat. Hiebey muss aber, wie Rec. dünkt, das Stamm- und Lehnvermögen immer ausgeschieden bleiben; denn es lässt sich ja auch denken, dass durch Hausgesetze den Nachgebornen ein gewisses Deputat festgesetzt, und dabey dem Vater die Befugniss gegeben ist, seiner ersten oder zweyten Frau nach Willkür ein Witthum aus dem Stammgute zu bestimmen; auch hier würde das erwähnte römische Gesetz gewis nicht statt finden. — Der *Vorschlag zur Verbesserung des Sustentationswesens des k. Reichskammergerichts,* (N. 13.) geht wohlmeynend dahin, dass, statt die Zahl der arbeitenden Assessoren zu mindern, die unnöthigen Präsidentenstellen aufgehoben würden. Es wäre auch zu wünschen, dass bey Landesstellen das dirigirende Personale, wozu sich freylich immer Liebhaber genug vorfinden, nicht auf Kosten des arbeitenden vermehrt würde — N. 16. werden die Ausdrücke: *vollrittermäßige vollbürtige* Heyrath in den Testamenten und Ehestiftungen dahin erklärt, dass sie eine eheliche Verbindung zweyer zu Helm und Schild geborner Personen bedeuten, wobey es auf keine Ahnenprobe ankommt. Von dieser kann, wie hier ganz richtig behauptet wird, die Erbfolge in Lehn- und Stammgütern nie abhangen, „weil kein Besitzer solcher Güter befugt ist, Bedingungen festzusetzen, unter denen die Nachkommen ein *ex pacto et providentia majorum* habendes Erbrecht verlieren." Passt aber nicht eben dieser Grund auch auf Dispositionen wegen vollbürtiger Heyrath? — In einem sonderbar verwickelten Falle N. 17. ist der *Unterschied zwischen der Statthaftigkeit und Ausführbarkeit des Retracts* dargestellt; aber nicht befriedigend wird N. 18. behauptet, dass der *Hofdiebstahl* nach allgemeinen Grundsätzen eine erschärfte Strafe verdiene.

In Ansehung der hier nicht berührten Aufsätze verweiset Rec. die Leser auf das Buch selbst, an denen es dem würdigen Vf., auch in der Fortsetzung, gewis nie fehlen wird, besonders wenn er aus dem Vorrathe seiner Ausführungen das Interessanteste, von der Geschäftsform entkleidet, in der Gestalt kurzer Bemerkungen erscheinen lässt.

HAND-

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Weimar, b. d. Gebrüd. Gädicke: *Der Kaufmann auf den Messen und Märkten, oder Unterricht für alle Mess- und Marktfremden sowohl für Ein- als Verkäufer, u. s. w.* — Grösstentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet, von *Ehregott Meyer*, Herz. Sachs. Cob. Saalf. Commerzienrath. *Erster Theil.* 1802. VIII u. 394 S. *Zweyter Theil.* 1802. 628 S. 8. (3 Rthlr.)

Bey dem fast gänzlichen Mangel hinlänglicher Vorarbeiten über einen Gegenstand, der wegen seines grossen Umfanges, fast eben so viele Einsichten, theoretisch-praktische Kenntnisse und Erfahrungen, als Geduld und Beharrlichkeit erfoderte, um ihn zur Belehrung eines jeden zweckmässig zu bearbeiten, ist ein Werk wie dieses, ein verdienstliches Unternehmen. Die bisherigen Klagen über die Messen und über die Stockung der Fabriken, die sogar oft zu den Thronen der Fürsten drangen, blieben unerhört, weil Keiner es wagte, Hand an's Werk zu legen und die Ursachen derselben vielen Staatsmännern und Kaufleuten räthselhaft waren. Der Vf., der diese bey den Kaufleuten selbst gefunden zu haben versichert, nimmt daher Gelegenheit, mit aller Freymüthigkeit, die zwar den Stempel der Bescheidenheit trägt, doch nicht selten einen entscheidenden Ton annimmt, dem Kaufmannsstande, zu dem er sich selbst bekennt, harte Wahrheiten, zu sagen. Man kann daher dieses Buch, zumal den *ersten Theil*, nicht aus der Hand legen, ohne dem Vf. für die mühevolle Arbeit, der er sich zum Vortheil des Handlungsstandes unterzog zu danken, und zu wünschen, dass doch alle die Messe besuchenden *denkenden* Kaufleute, dieses lehrreiche Buch lesen möchten, — nicht um zu lesen, sondern über das darin gesagte, gründlich nachdenken, und die ihnen vom Vf. ertheilten Winke, zur Beförderung ihres Glücks und ihres eigenen Wohlstandes zu befolgen! Alsdenn würden mit der Zeit der Klagen über *schlechte Messen* und geringe Güter-Concurrenz minder werden, und der allgemeine wie der besondre Credit zu der altdeutschen Biederkeit wieder zurückkehren.

Im *ersten Theil* werden zuförderst das seit mehreren Jahren entstandene Sinken und Fallen der Messen, ihre Ursachen und Wirkungen, wie die Mittel, sie zu heben, gründlich erwogen, und die Vorzüge, weswegen der Commissionshandel, dem Besuchen deutscher Messen vorzuziehen sey, mit vieler Einsicht geschildert. Die Kenntnisse, die jeder Meisse mit mitbringen muss, um dem Namen eines rechtschaffenen, seinen Vortheil suchenden Kaufmanns zu verdienen, der zur rechten Zeit die Messe besucht, nachdem er sich hinlänglich dazu vorbereitet hat, zeugen von der Gewandtheit eines Mannes, der auch in Ansehung der Mittel und Vorschläge, die er wegen der Reise zur Messe, der Messlogis, der Läden und Gewölber, wegen des Empfangs der Messgüter, der Spediteure, Fuhr- und Schiffsleute, der Messhelfer, Güter-Bestäter, Auf- und Abladen der Güter, der Kranmeister, Nachtwachen, u. dgl. ertheilt, allenthalben von der Erfahrung unterstützt wird. — Die Schilderung der Pflichten eines Kaufmanns gegen den Staat, und die weise Benützung der besondern Messfreyheiten ist, wie die Vorschrift des Verhaltens der Käufer, die auf Messen keine fremde Sprachen reden, und wie man es anzufangen habe, seine Handlung dem Mess Publico zu empfehlen, verdienen beherzigt und befolgt zu werden. Nicht minder lehrreich ist der Unterricht über die Anfertigung des Mess-Schemm's, das Abgeben der Preis-Couranten, der Börsenbesuche, die Benutzung der Cours Zettel und Wechsel-Mäkler, die Vorsichts-Massregeln, welche bey Annahme der Wechselbriefe, Anweisungen und baarer Gelder zu beobachten sind, u. a. Dinge mehr. Den Nutzen der Handels-Gerichte auf Messen, betrachtet der Vf. in einem zweydeutigen Lichte. (Wir stimmen ihm darin völlig bey, und wünschen nichts sehnlicher, als dass es sich auch hiemit bessern möge!) Wem man auf Messen, und unter welchen Umständen man Jemanden creditiren dürfe, — und ob der Kaufmann Gelder auf Wechsel, in der Messe zahlbar, auf sich selbst negociiren könne, wird, wie das Betragen des Kaufmanns bey guten oder schlechten Messen, hinlänglich aus einander gesetzt. Wenn eigentlich die beste Zeit zum Einkaufe der Waaren auf Messen sey, und wie man sich beym Einpacken und Aufheben der übrig gebliebenen Güter zu benehmen habe, verdient, wie die Vorschrift über das Packen und Versenden der Güter, alten und jungen Messfremden zur Nachahmung empfohlen zu werden. — Auch hat der Vf. über die Posten, Landkutschen, Marktschiffe, Messfremden, Speisehäuser, Gesellschaften und Vergnügungen zur Messzeit, und wegen der Rückreise, der Pflichten bey ihrer Ankunft zu Hause, viel brauchbares und lehrreiches gesagt.

Der *zweyte Theil* enthält zuförderst eine historisch-topographisch-merkantilische Beschreibung der vornehmsten deutschen Messen S. 5—136, die in alphabetischer Ordnung folgen. Dann wird S. 155—184 in 3 *Kapiteln* der Unterschied zwischen Messen und Märkten, der Kaufleute und Krämer, — der Professionisten und Juden, wie die Verschiedenheit ihrer geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Bildung gezeigt. Die Bitten und Vorschläge an alle Obrigkeiten, dem Verfall der Märkte vorzubeugen, den Mängeln derselben abzuhelfen, und den Hindernissen, die sich oft ereignen, auf eine geschickte Art auszuweichen, werden gewiss so lange nicht erhört, als Magistrate nicht zum Theil aus Kaufleuten bestehen, welche des Vfs. gute Absicht erkennen, beherzigen, und auf Mittel sinnen, den Verfall der Märkte darnach abzuwenden. — Aeusserst brauchbar ist S. 185—624 das alphabetische Verzeichniss der meisten Messen und Märkte, die in Deutschland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden, welchem ein Register der Namen und Feste angehängt ist, an welchen Messen und Märkte, da es meistens sogenannte Heiligen- oder Kirchen-Patrons-Tage des Mittelalters etc. folglich unbeweglich

lich sind, gemeiniglich gehalten zu werden pflegen. Bey aller angewandten Sorgfalt des Vfs. sind ihm doch einige Fehler entwischt, die aber leicht zu verbessern sind.

MAGDEBURG, b. Keil: *Neues vollständiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens für jede Art der Handlung passend.* Zum Gebrauche für angehende Lehrer und Selbstlernende, wie auch für Handlungsschulen. Entworfen und nach eigenen Grundsätzen bearbeitet, von *Andreas Wagner.* 1802. 4½ Bog. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dass der Vf. das Buchhalten theoretisch und praktisch kenne, sieht man allenthalben dem Buche an; aber als Geschichtschreiber dieser Wissenschaft scheint er weniger in die Untersuchung der frühern Handelsbegebenheiten eingedrungen zu seyn. S. 7. behauptet der Vf., dass die Aegypter, früher als die Carthagenenser *die Grundsätze der Handlung* in ein regelmässiges System gebracht hätten, da doch bekannt ist, dass die ältesten Aegypter allen Verkehr mit Fremden verabscheuten, und fast bis zur Ankunft der Griechen und Macedonier jeden Seehandel hassten. — Dass Hr. W. die erste Epoche des *eigentlichen Buchhaltens* in Italien setzt, ist recht, und dass sie gegen die Mitte unserer Zeitrechnung äusserst wahrscheinlich in den damaligen italiänischen Handelsstaaten Venedig und Genua entstanden sey, kann nicht geleugnet werden. Die Gründe, die der Vf. von der frühen Einführung des Buchhaltens in doppelten Posten beybringt, sind daher schätzbar, indem sie bis zum Anfange des 15ten Jahrhunderts hinaufsteigen. Rec. hat aber noch ältere Belege gesehen, die er anderwärts näher angeben wird. Hr. W. führt *Coid Dompt* in einer Ausgabe von 1694 an; Rec. hat diese nie gesehen, dagegen besitzt er von diesem damals noch in Lübeck gestandenen Schulmanne zwey andre Schriften ähnlichen Inhalts, unter den Titel: *Kurze doch gründliche Instruction vom Handels Buchhalten;* Lübeck 1691 4. und *Ein, nach jetzt üblichen Mercatorischen Stylo eingerichtetes Handels-Memorial, von ein- und ausländischen Comp.-Handlung in Grossions- ein- und ausländischen Proper-Commissions. In deutscher, dänischer und holländischer Sprache.* Lübeck 1692. 4. In letzterm Buche findet man das von Hn. W. angeführte. Da der Vf. einen ansehnlichen Theil Schriften der Hamburgischen Kunstrechner kennt, die zu Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts erschienen, unter welchen viele sind, die zugleich mit der Rechenkunst, auch gelegentlich das Buchhalten, wenigstens die Hauptsätze desselben in Kurzem abhandeln: so wundert es uns, dass er *Jak. Henr. Wohlgemuths wohlgegründetes Unterhaltungs-Schul, worin gelehret wird, was Buchhalten sey, und wie die Bücher nach der sogenannten italienischen Manier gehalten werden,* u. s. w. Hamburg 1711. 7½ Bog. 4. nicht angeführt hat. *Schaap's* und andre grosse und kleine Bücher, die das Buchhalten um keinen Schritt beförderten, nicht zu gedenken. Wenn aber der Vf. in einem schneidenden Tone die wirklichen Verbesserer des doppelten Buchhaltens neuerer Zeiten, und ihre Verdienste, als *unschmackhaftes Wasser* schildert: so ist dies ein moralischer Uebelstand. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass jede Anleitung zum Buchhalten, zugleich auch eine Uebung in der kaufmännischen Rechenkunst liefert, vorausgesetzt, dass der Unterricht in jenem, die höheren Theile auswärtiger Waaren- Wechsel- Land- und Seehandlungs-Geschäfte enthält. Wenn übrigens auch der Vf. S. 17 ff. mit Recht behauptet, dass die methodische Erlernung des Buchhaltens, den zur Handlung bestimmten Zöglingen zu weiter nichts dienen, als ihnen höchstens eine systematische Theorie dieser Wissenschaft, und einige praktische Anwendung derselben beyzubringen: so billigen wir gar nicht den Rath, dass das Buchhalten aus dem Lections-Catalog aller Handlungsschulen ausgestrichen, und die darauf zu verwendende Zeit lieber auf das Schönschreiben angewandt werden sollte; denn ausser dass die Lehre und die praktische Anwendung des doppelten Buchhaltens, wohin wir auch die Führung der kaufmännischen Correspondenz rechnen, die den Schüler gleichzeitig, wenigstens nach Abschluss eines jeden Monats in einer oder mehreren Nationalsprachen, mit vornehmen muss, den Verstand aufklärt und den Handlungsbeflissenen, bey einem zweckmässigen mündlichen historischen Vortrage, mit Dingen bekannt macht, die ihm nachher bey der Handlung und in seinen Lehrjahren geläufig und gemeinnützig werden, ohne zu seiner Selbstbelehrung die oft unfreundlichen Handlungsbedienten um Rath zu fragen, — ist das praktische Buchhalten eine wahre Schule der Schönschreibekunst, in der man sich, ohne mechanische Vorschriften, unvollkommen und auch zugleich im Stil üben kann. — Uebrigens wird S. 20—31. vom Buchhalten überhaupt, und S. 32—60 vom Gebrauche der als Schema angeführten Handlungsbücher insbesonders gehandelt, wobey S. 60—64 eine Erläuterung verschiedener Handlungsbücher angebracht wird, die mit in den Plan des Vfs. aufgenommen worden. Dann folgen die schematisch-bearbeiteten Handlungsbücher selbst, als *Memorial, Cassa-Inventur-* und *Bilanz-Buch, Facturen-* und *Calculatur-Buch,* nebst einem *Anhange* zum Entwurf eines *Conto Finto, Journal-* und *Hauptbuch* ohne jedoch die Geschäfte historisch zu beschreiben, wie es *Hellwig, Berghaus, Ihring* und *Gerhard* thaten. Etwas Ausgezeichnetes haben wir nirgend angetroffen, es sey denn, dass die Debitones und Creditones der hier in sechs Monaten von Januar bis Junius einschliesslich vorgetragenen Handlungsgeschäfte, bey einer jeden Memorial-Post, durch *Soll* und *Haben* bezeichnet worden, welches vor hundert Jahren üblich war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Junius 1803.

CHEMIE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Archiv für die thierische Chemie.* Herausgegeben von D. *Johann Horkel*, Privatlehrer der Chemie auf der Universität zu Halle. *Ersten Bandes erstes und zweytes Heft.* 1800. 1801. zusammen 284 S. 8. (jedes Heft 12 gr.)

Die chemischen Zeitschriften, die schon seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren in Deutschland fortgesetzt werden, sind freylich auch für Aerzte und Wundärzte bestimmt; indessen kann man nicht in Abrede seyn, dass diese Gelehrten, besonders die, welche sich mit der Physiologie und Pathologie beschäftigen, weit weniger Nahrung für ihre Wissbegierde in diesen Werken finden, als der eigentliche Physiker, der Apotheker, der Technolog u. s. w., und dass sie dieselben, eben weil zoochemische Aufsätze nur selten darin vorkommen, wenig benutzen, und sonach mit manchen Versuchen und Beobachtungen, die sie interessiren könnten, gar nicht bekannt werden. Der Herausgeber dieses Archivs hat sich daher mit einer nützlichen Arbeit zu beschäftigen geglaubt, wenn er die zoochemischen Abhandlungen und kürzern Aufsätze, die in mehrern neuen, oft ziemlich voluminösen, Werken zerstreuet sind, in einer eigenen Zeitschrift sammelte, und sie mit eignen, oder ihm von andern Scheidekünstlern zugesendeten Bemerkungen und Versuchen vermehrte. Auch wir halten dafür, dass dieses Unternehmen sehr gebilligt zu werden verdiene, und wünschen daher, dass dieses Archiv, das, unsers Erachtens recht gut neben den Journalen der Herren *Crell* und *Scherer* bestehen kann, fortgesetzt werden möge. — Die Abhandlungen, die den Inhalt der ersten Hefte ausmachen, und die gröstentheils aus englischen und französischen Schriften, z. B. aus *Nicholsons Journal of natural Philosophy*, aus den *Annales de Chimie*, der *Encyclopedie methodique* u. s. w. entlehnt sind, enthalten manche wichtige Thatsachen und Folgerungen, und sie verdienen daher kürzlich angezeigt zu werden: 1) *Fourcroy über die künftigen Arbeiten in der thierischen Chemie.* Der Vf. behauptet mit Recht, dass diese Chemie für die Zukunft unglaublich viel, in Rücksicht auf das Wesen der Krankheiten, auf die Ursachen und Wirkungen derselben u. s. w. verspricht; sie wird, meynt er, die gröste und wohlthätigste Umformung der Heilkunde herbeyführen und überhaupt den Aerzten Mittel an die Hand geben, durch deren rechten Gebrauch sie ihre Zwecke weit sicherer, als bisher, zu erreichen im Stande seyn werden u. s. w. Der Vf. fügt einige gute Vorschriften für die bey, die sich mit der thierischen Chemie beschäftigen wollen, und nennt zugleich mehrere Materialien, die wir, in Ansehung ihrer Bestandtheile, nur wenig kennen, und mit welchen wir doch genau bekannt seyn müssen, wenn wir uns von den mehr oder weniger bedeutenden Rollen, die sie in der thierischen Oekonomie spielen, richtige Begriffe verschaffen wollen. 2) *Cruickshank über den Harn, besonders im kranken Zustande.* Der Herausgeber erzählt in diesem Abschnitte die Versuche, die Hr. *Cr.* mit gesundem und krankem menschlichen Harne angestellt, und Hr. *Rollo* in seiner ins Deutsche übersetzten Schrift: *Cases of the diabetes mellitus*, ausführlich beschrieben hat. 3) *Auszug aus einer Abhandlung der Bürger Buniva und Vauquelin über das Schaafwasser von Frauen und Kühen.* Die Vff. beweisen, dass das Schaafwasser der Kühe sich von dem der Frauen durch eine schmuzigrothe Farbe, durch einen gewissen, einem Pflanzenextracte ähnlichen Geruch, und besonders durch eine eigenthümliche Säure unterscheidet; die letztere kommt, wie mehrere Versuche gelehrt haben, weder mit der Säure des Milchzuckers, noch mit der Blasensteinsäure überein, doch hat sie Stickstoff in sich, und die Vff. tragen daher kein Bedenken, sie zu den thierischen Säuren zu zählen. 4) *Pauße über die Benzoësäure im Viehharne.* Hr. *Fourcroy* hat gezeigt, dass der Harn der Pferde Benzoësäure in sich hat; unser Vf. hat die Versuche des Hn. *F.* wiederholt, und hierbey, so wie bey andern Arbeiten, die er anzustellen Gelegenheit hatte, gefunden, dass nicht nur der Harn der Pferde, sondern auch der Harn der Schaafe, Schweine und Kühe, Benzoëfäure aus sich abscheiden lässt. 5) *Versuche und Beobachtungen über Schaalthiergehäuse und Knochen.* Die Gehäuse verschiedener Schaalthiere weichen, wie Hr. *Hatchett*, der Vf. dieser Abhandlung, darthut, sowohl in Ansehung ihrer äusserlichen Eigenschaften, als auch in Rücksicht auf ihre Mischung, von einander ab; einige dieser Schaalen, die wie Porzellain aussehen und eine mit Schmelz überzogene Oberfläche und zuweilen ein strahliges Ansehn auf dem Bruche haben, sind aus kohlensaurer Kalkerde, die durch einen kleinen Antheil Gallerte unter sich verbunden ist, zusammengesetzt, andere aber, wie z. B. das Gehäuse der gemeinen Gartenschnecke, die Schaalen der Seeigel. Krebse u. s. w. haben, ausser den genannten Bestandtheilen, auch phosphorsaure Kalkerde in sich, und nähern sich also, beides in Hinsicht der Natur und des Verhältnisses ihrer Theile, den Eyerschalen der Vögel u. s. w.

f. w. 6) *Auszug aus der erſten Abhandlung der Bürger Fourcroy und Vauquelin über den Menſchenharn, beſonders über ſeine Analyſe und Fäulniſs.* Die von dieſen beiden Scheidekünſtlern mit dem Harne vorgenommenen Unterſuchungen haben ihnen die Gelegenheit verſchafft, manche wichtige Entdeckung zu machen; ſie haben, aufser den Beſtandtheilen, die man ſchon längſt kannte, phosphorſaure Talkerde, blaſenſteinſaure Ammoniaca, Eyweifs, wahre Gallerte, Sauerkleeſäure und zuweilen auch Kieſelerde im Harne gefunden; die ſo eben genannte Erde halten ſie indeſſen eben ſo wenig, als die Sauerkleeſäure, für einen weſentlichen Beſtandtheil des Harns, ſie glauben vielmehr, dafs dieſe Erde nur äuſserſt ſelten, oder zufälliger Weiſe, darin vorkomme, und dafs die Sauerkleeſäure wohl zuweilen einen Beſtandtheil der Blaſenſteine ausmache, aber eigentlich nie im Harne eines geſunden Menſchen zugegen ſey. — Die Materie, der die Vff. den Namen *Harnſtoff* (*Urée*) geben, und welcher ſie noch eine beſondere Abhandlung (die 7te in dieſem Archive) gewidmet haben, iſt eine Zuſammenſetzung aus Gallerte, Benzoëſäure, ſalzſaurer Amoniaca und etwas ſalzſaurem Natron, und ſie wird durch die Gährung, die die gallertartige Subſtanz erleidet, in Ammoniaca, Kohlenſäure und carboniſirte Eſſigſäure verwandelt. Der Harn verdankt, nach dem Urtheile der Herren *F.* und *V.* alle ſeine charakteriſtiſchen Eigenſchaften dieſem Stoffe, und je reichlicher derſelbe damit verſehen iſt, deſto dunkler iſt ſeine Farbe, deſto ſtärker ſein Geruch u. ſ. w. Die Vff. haben auch dieſen Stoff in ſeine entferntern Beſtandtheile zu zerlegen geſucht, und gefunden, dafs 100 Theile deſſelben aus 39½ Oxygen, 32½ Stickſtoff, 14⅛ Kohlenſtoff und 13⅞ Waſſerſtoff zuſammengeſetzt ſind. — Am Schluſſe dieſes Aufſatzes ſprechen die Vff. noch vom Nutzen der Kenntnifs des Harnſtoffs für die Phyſiologie und Technologie, und erläutern mehrere ihrer Behauptungen mit guten Beyſpielen. 8) *Verſuche über den Harn. Hr. Prouſt*, der dieſe Verſuche angeſtellt hat, beſtätigt das Daſeyn der Benzoëſäure im Menſchenharne, und benachrichtigt uns zugleich, dafs er eben dieſe Säure auch im Eyweifse und im Eydotter, im Blute, in der Seide, im Leime und in der Wolle entdeckt habe. Den Harnſtoff hält er für eine harzähnliche Subſtanz, und meynt, dafs er mit dem Gallenharze ſehr übereinkomme. 9) *Abhandlung der Bürger Fourcroy und Vauquelin über den Harn der Pferde.* Die Beſtandtheile, welche die Miſchung dieſes Harns ausmachen, ſind Waſſer, Schleim, ſalzſaures Kali, benzoëſaures und kohlenſaures Natron, kohlenſaurer Kalk und eine eigenthümliche vegetabiliſche oder animaliſche Subſtanz. Die Gährung bringt, ſo wie in andern Materien, die dazu geneigt ſind, ſo auch im Harne der Pferde eine bedeutende Veränderung hervor, und man mufs daher, wenn man ſich vom Daſeyn der genannten Stoffe überzeugen will, Verſuche mit friſchem Harne anſtellen, oder, wenn man gegohrnen Harn bearbeitet, gewärtig ſeyn, dafs man, ſtatt des kohlenſauren Kalks und Natrons, carboniſirte Eſſigſäure und kohlenſaure Ammoniaca erhält. 10) *Verſuche über die hydropiſche Flüſſigkeit.* Hr. *Fourcroy* hat, wie er verſichert, wenigens 20 vergleichende Analyſen dieſer Flüſſigkeit unternommen, und bey allen dieſen Verſuchen keine bedeutende Verſchiedenheit, in Anſehung der Erſcheinungen, bemerkt, die Flüſſigkeit mochte aus dem Unterleibe eines mit der eigentlichen Bauchwaſſerſucht, oder mit der ſogenannten Sackwaſſerſucht behafteten Menſchen abgezapft, oder bey der Operation des Waſſerbruchs aufgefangen, oder aus dem Herzbeutel eines Bruſtwaſſerſüchtigen genommen worden ſeyn; dieſe Flüſſigkeit ſcheint alſo immer die nämliche Beſchaffenheit zu haben und ſich aus den nämlichen Gefäſsen zu ergieſsen; und wenn ja, bey verſchiedenen Fällen der Waſſerſucht, eine Verſchiedenheit, in Hinſicht der angeſammelten Flüſſigkeit, ſtatt findet: ſo beruht dieſe blofs auf dem Verhältniſſe der im Waſſer aufgelöſten Theile (des freyen Natrons, phosphorſauren Kalks, und phosphorſauren und ſalzſauren Natrons), und namentlich auch in der ſtärkern oder ſchwächern Verdünnung des Eyweifses und der darin herumſchwimmenden Eyweifsflocken; die letztern kommen, nach Hn. *F.* Erfahrungen, um ſo häufiger in der Flüſſigkeit vor, je länger dieſe in den Hölen des Körpers geſtockt hat, und das hydropiſche Waſſer ſtellt überhaupt, in allen Fällen eine mehr oder weniger geſättigte, und mit einigen Salzen und etwas Schwefel vermiſchte, Eyweifsauflöſung vor; (dieſe letztere Behauptung mufs wohl etwas eingeſchränkt werden: denn es giebt bekanntlich waſſerſüchtige Kranke, bey welchen die im Unterleibe, oder in einem beſondern Sacke angeſammlete Flüſſigkeit einer dünnen Milch, und noch andere, bey welchen ſie dem Harne ſehr ähnlich iſt, und ſolche hydropiſche Flüſſigkeiten müſſen ſich folglich auch bey der chemiſchen Bearbeitung anders verhalten, als das helle und faſt ganz geſchmackloſe Waſſer, das ſich freylich in den meiſten Fällen im Zellgewebe, oder im Unterleibe, oder in einer andern Höle eines waſſerſüchtigen Kranken anzuhäufen pflegt). 11) *Autenrieth und Werner Verſuche über die Art und Weiſe, wie der Chymus in Chylus verwandelt wird.* Der Chymus mehrerer Säugethiere hat, den Erfahrungen zufolge, die die Vff. angeſtellt haben, eine Säure in ſich, die nicht von den genoſſenen Speiſen und Getränken herſtamme, ſondern im Magen erzeugt worden iſt; — der Chylus iſt eine mehr dem Blute, als der Milch ähnliche Flüſſigkeit, er hat Eiſen, aber kein Oel und keinen Milchzucker, in ſich, und das genannte Metall, das ſich im Blute als phosphorſaures Eiſenoxyd befindet, ſcheint im Chylus im Zuſtande eines weifsen Phoſphats enthalten zu ſeyn. u. ſ. w. — Aufser dieſen ausführlichern Abhandlungen theilt Hr. *H.* noch einige *Auszüge* aus *Rollo's* bereits genannter Schrift und aus der franzöſiſchen Ueberſetzung dieſes Werkes mit, und beſchliefst das zweyte Heft mit *einigen Nachrichten* von Verſuchen, die mit Ohrenſchmalze, mit Gichtknotenmaterie, mit dem Schleime von Zähnen u. ſ. w. von *Madiard*, *Deyeux*, *Hallé* und andern

dern Chemikern angeſtellt worden ſind. Die letztern ſind gröſstentheils aus bekannten Schriften entlehnt, und ſie bedürfen daher hier ſo wenig, als jene Auszüge, einer umſtändlichern Anzeige.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, gedr. b. Holmberg: *Utförlig Geografie författad af Dan. Djurberg*, Rector Scholae, Ledamot af Cosmogr. Sällsk. i Upſala. I Delen. Andra Uplagan. (Ausführliche Geographie, verfaſst von *D. Djurberg*, Rector der Schule und Mitglied der Cosmogr. Geſellſchaft zu Upſala —) 1801. 720 S. 8.

Bihang til utförliga Geografien — (Anhang zur ausführlichen Geographie) mit einer Karte von Weſtindien, von *D. Djurberg*. 1802. 181 S. 8.

Hr. Rector *Djurberg* hat ſich ſchon auf mancherley Art um die Geographie verdient gemacht. Auſser einem Auszug ſeiner ausführlichen Geographie in drey Bänden, wovon wir gleich reden wollen, hat er auch eine Geographie für die Jugend, eine andere für Anfänger, und ein kleines geographiſches Handbuch, alle in ſchwediſcher Sprache, ſeit 1776 drucken laſſen. Auch hat man von ihm fünf geographiſche Karten, eine in groſsem Imperialformat von Polyneſien, und vier kleinere von Frankreich nach ſeiner jetzigen Eintheilung, der aſiatiſchen Türkey, von Polyneſien und Weſtindien erhalten. Seine vollſtändige oder ausführliche Geographie aber fing er 1785 an herauszugeben; es ſind davon drey Theile in ſechs Bänden erſchienen, die zuſammen 3 Rthlr. 36 Sch. koſten, womit aber das Werk noch nicht geendigt iſt. (Der vierte Theil, der Schweden enthält, wird nächſtens ans Licht treten.) Da der erſte Band dieſes groſsen Werks ſchon ganz vergriffen iſt: ſo erſcheint davon hier eine neue ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Dieſer enthält eigentlich nur die Cosmographie und allgemeine Erdbeſchreibung. Der Vf. handelt zuerſt vom Weltſyſtem, in deſſen ganzen Umfange, von S. 1—100 hier weit ausführlicher als in der erſten Ausgabe. Zweytens von der Erde überhaupt. Sie iſt hier von S. 101—153 mathematiſch, von S. 153—434 phyſiſch und von 435—570 geographiſch beſchrieben. Auch hier, ſo wie überhaupt in ſeinem Buche, iſt der Vf. bisweilen zu weitläuftig, bisweilen wieder zu kurz. Dann folgt eine beſondere Unterſuchung über die Bevölkerung der Erde von S. 570—665. Da der Vf. hier von einigen andern abgeht; ſo wollen wir daraus bemerken, dafs er Portugal 3 Mill., Spanien 11, Frankreich 33, Italien (ohne die öſtreichiſchen Beſitzungen und Corſica) 16,600,000 Mill., Deutſchland, (ohne die Oeſterreichiſchen und Preuſsiſchen Länder) 11,360,000, Oeſtreich 24,900,000, Preuſsen 8 Mill., England 13, Dännemark 2,500,000, Schweden 3,200,000, Rufsland in Europa 35, der Türkey 10 Mill., Europa überhaupt an 180, Aſien 440, Africa 120, Columbien (ſo nennt der Vf., der die Welt in ſechs Theile theilt; Nordamerika) 25, Amerika (eigentlich Südamerika) 15, und Polyneſien 20 Mill., und alſo der Erde überhaupt 800 Mill. Einwohner giebt, wobey er in Anſehung der Gebornen und Geſtorbenen doch faſt zu ſehr ins Detail geht. Nun folgt eine allgemeine politiſche Beſchreibung der Erde oder die Abtheilung derſelben in Reiche und Staaten, von S. 655—666, alſo nur ganz kurz. Den Beſchluſs macht die Geogonie, die vielleicht ganz zuerſt hätte ſtehen ſollen. Wenn Rec. hier gleich nicht ganz mit dem Vf. einſtimmt; ſo bemerkt dieſer doch ſehr richtig, dafs man die moſaiſche Erzählung von der Bildung der Erde als eine ſolche Vorſtellung anſehen müſſe, wie ſie ſich für den Begriff und für das Bedürfniſs der damaligen Zeit, als ſie aufgeſetzt worden, ſchickte. Unter dem Titel: *Kritik*, ſind einige Zuſätze zum vorigen, als z. B. von dem neuen von Piazzi entdeckten Planeten u. d. m. kurz beygefügt. Ueberhaupt ſind die neueſten Entdeckungen in allen Theilen dieſer Geographie benutzt, doch ohne die Quellen anzuführen.

Der Anhang enthält eine ausführliche Beſchreibung der vier Inſeln, Ceylon, Cuba, Jamaica und Domingo, wo von den Namen, der Lage und Gröſse, der phyſikaliſchen Beſchaffenheit, den Produkten, der geographiſchen Eintheilung, den Gewerben und dem Handel, der Zeitrechnung, den Sitten, den Einwohner, der Religion, Literatur, Staatsverfaſſung, Landesgeſchichte und Topographie dieſer Inſeln gehandelt iſt. Beygefügt iſt eine Karte der Antillen.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Buchheiſter: *Reiſe eines Ungenannten durch Deutſchland und die Schweiz in den Jahren 1799, 1800, 1801. — 1802.* 218 S. gr. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Die Reiſe geht von Leipzig aus über Gera und Bayreuth nach Nürnberg, wo der Vf. etwas verweilt und einige gute Nachrichten ſammelt. Er wandert dann weiter über Anſpach und Donauwerth nach Augſpurg. Von hier eilt er über Burgau, Günzburg und Ulm, und ſo weiter über Möskirch und Bregenz nach Graubündten, welches er ſehr kurz abfertiget, ſo dafs wir ihn bald in Bormio, oder Worms finden. Seine Abſicht war, nach Italien zu gehen; da aber die Zeitumſtände dieſes nicht erlaubten, wendete er ſich nach dem Gotthard über ungewöhnliche und unbeſuchte Wege. Dieſe beſchreibt er als gefährlich, und das können ſie wohl ſeyn; allein er ſcheint hierüber ganz eigene Begriffe zu haben, denn er findet auch Gefahr auf der Straſse durch das Livinerthal, wo Rec. nie die geringſte entdecken konnte. Ueberhaupt ſind ſeine Nachrichten über die Schweiz oberflächlich, und hin und wieder zeigt er, dafs es ihm gänzlich an Vorkenntniſſen fehlte. So wünſcht er die Quelle des Teſſin zu ſehen, der oben auf dem Gotthard entſpringt, und ſetzt hinzu, dafs drey Stunden weiter die Quelle der Rhone ſey. Aus zehn Reiſebeſchreibungen hätte er lernen können, dafs die Rhone auf der Walliſerſeite der Furka entſpringt, und von dem

Capu-

Capuzinerkloster auf dem Gotthardt eine gute Tagereise entfernt ist. Mehrere Orte der Schweiz sind unrichtig geschrieben. — Der Vf. geht nun durch den Canton Uri herab nach Altorf und über den vier Waldstetterse nach Luzern, Sempach und Zürich. Von hier aus besucht er verschiedene Orte am See, und verfolgt dann seinen Weg weiter nach Schafhausen. Mit dieser Stadt endiget sich die Reise durch die Schweiz und geht über Hechingen nach Stuttgard, Ludwigsburg, Carlsruhe, Heidelberg und Mannheim. Ueber die letzte Stadt findet man einige gute und richtige Bemerkungen. Weiter geht der Weg über Hanau, Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Erlangen und abermals nach Nürnberg. Hier liefert der Vf. wieder einige Bemerkungen, unter andern über die sogenannte grosse Uhr und ihre Art, die Zeit anzugeben. Diese schien ihm wichtig genug, um eine besondere Tabelle darüber zu liefern. Hier endiget sich die Reise.

Wenn man bedenkt, dass diese Reise auf 200 Meilen Weges umfasst: so kann man dem Vf. wenigstens nicht vorwerfen, dass seine Beschreibung zu weitläuftig ist. Er hält den Leser nicht mit sich selbst, mit Geschichten und unnöthigen Nebensachen auf, und was er sagt, enthält wirklich entweder Beschreibungen oder Bemerkungen. Ueber Nürnberg, Stuttgardt, Mannheim und Frankfurt sagt er manches Lesenswerthe, und so kann denn seine Reise neben der Menge von andern wohl auch bestehen.

Hin und wieder ist die Sprache etwas fehlerhaft, besonders macht er einen zwar nicht ungewöhnlichen, aber falschen Gebrauch von dem Wörtchen *was*. S. 13 Das Opernhaus, das allerdings dem Dresdner, *was* (welches) zu den Zeiten der Auguste gebraucht wurde etc. S. 32 In einem Zimmer, *was* (das) noch gut eingerichtet war etc. Ebend. Diese *finden* einen eigenen Hang *an der* Nationaltracht etc.

Die sechs Kupferstiche, die zu dieser Reise gehören und Ansichten von 1) Nürnberg, 2) Altorf im Canton Uri, 3) Zürich, 4) Constanz, 5) Heidelberg, und 6) Mannheim liefern, sind unter aller Kritik.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*: *Die sichersten und untrüglichsten Mittel, sich von den Krämpfen zu befreyen, kein Geheimniss.* Für Aerzte und Nichtärzte, und besonders für alle diejenigen zu Tage befördert, welche von diesem Uebel gequält werden und sich nach Hülfe sehnen. Oder eine genaue und richtige Beschreibung dessen, 1) Was unter Krampf zu verstehen sey. 2) Der Ursachen, woher Krämpfe entstehen, und 3) Wodurch man Krämpfe bey Zeiten verhüten, und, wenn man einmal damit befallen ist, wie man sich gänzlich davon befreyen könne. 1802. 8. (12 gr.) Unter diesem scharlatanmässigen Aushängeschilde wird dem Publicum ein, mit einem Pettschafte, worin ein grosses *F.* steht, versiegeltes Couvert von blauem Papiere, auf dessen Rückseite der obige, auf rothes Papier gedruckte, Titel aufgeklebt ist, geliefert. Schon dieses Aeussere erfüllte uns mit einer Ahnung und Indignation, die wir durch das bekannte: *Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?* noch viel zu schwach ausdrücken würden, und nach der Erbrechung des Siegels vollkommen gerecht fanden. Jener Umschlag enthält nämlich eine, mit demselben Titel gezierte, gedruckte und brochirte Piece von — *anderthalb Bogen*, so, dass, wenn man das Titelblatt und die letzte leere Seite abrechnet, jedes Blatt von materiellen Inhalte über einen Groschen zu stehen kommt. Das gute Zutrauen, was der Verfasser und der Verleger (wenn sie anders nicht vielleicht nur Eine Person ausmachen,) zu dem deutschen Publicum haben müssen, ist wahrlich Nichts weniger, als ein Compliment für dasselbe. Wie es diess aufnehmen und erwiedern will, ist seine Sache. Unsere Pflicht aber erfodert, dass wir es vor dieser offenbaren und groben Prellerey warnen, so viel wir können. Denn das Innere des Couverts ist ganz so, wie das Aeussere es bey dem ersten Blick erwarten lässt. Nach einem Galimathias über Krampf, Reizbarkeit, Muskelfaser, Nerven, Nervensaft, u. d. gl. und über die Ursachen der Krämpfe, der für Aerzte und Nichtärzte gleich seicht ist, empfiehlt der Vf. auf den letzten vier Seiten, völlig als bloser nackter Empiriker, drey Recepte, deren keines für ohne Unterschied unschädlich gelten kann, und in denen Chinarinde, Baldrian, Eisenfeile, und Römische Chamillen die Basis, Citronen- und Pommeranzenschaale aber, Pfeffermünze, Anis, Zimmet, Cardamomen, Malagawein, Zimmetwasser etc. die Adjuvantien ausmachen. Die Corrigentien hat er dem Publicum, wie es scheint, überlassen; das beste ist, seine Schrift nicht zu kaufen, aus der wir nur noch den Schluss, als Probestück, ausheben. „Bey der Cur selbst," heisst es, „kann „der Patient folgende, nicht genugsam zu empfehlende Nah„rung geniessen, und zwar Mittags und Abends, nämlich:

„Einige halb weich gesottene Eyer. Darzu trinke man ein „ächtes Glas (!) Tri-Madera-Wein. Zum Frühstück geniesse „man ein leichtes lockeres Brod, wie z. B. das Lockwitzer „ist, mit einigen Schnittchen Braunschweiger- oder Cervelat„wurst, (!) wozu man auch *ein* Glas von obigen Weine trin„ken kann, wenn der Patient es zu bezahlen im Stande „ist. (!!) Zur Abwechselung geniesse man des Mittags auch „etwas gebratenes Wildpret, oder eine gute Kraftbrühe von „gutem Rindfleisch, mit etwas Wurzelwerk und Cardamomen „abgekocht, worzu man *ein* Eydotter abziehen kann."

Erdbeschreibung. *Potsdam*, b. Horvath: *Der Königliche neue Garten an der (dem) heiligen See, und die Pfaueninsel bey Potsdam*, welche Friedrich Wilhelm II zu seinem Lieblingsaufenthalte erbauet hat. 1802. 60 S. 8. m. K. (22 gr.) Dieses kleine Buch wird für den, der den neuen Garten und das Marmorhaus besucht, von Nutzen seyn; da es die Erklärung sämmtlicher Gemälde, Statüen und anderer Kunstwerke enthält, die darin befindlich sind, und deren Meister angiebt. Auch die Zeichnungen und Risse sind recht gut, und können dem Entfernten eine deutliche Idee vom Ganzen geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 4. Junius 1803.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Küchler: *Verſuch eines neuen Entwurfs des einzig richtigen und zweckmäſsig dargeſtellten Syſtems der tranſcendentalen Elementarphiloſophie oder der ſogenannten Metaphyſik*, als der Grundlage, des Kerns und Geiſtes aller wahren Philoſophie und Wiſſenſchaft überhaupt, von D. *Joh. Karl Wezel*. 1802. LVI. u. 459 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. iſt, ſo wie Fichte, dem er auch in mehreren Punkten nachtritt, überzeugt, daſs ohne eine über alle bisherige Logik und Metaphyſik hinausgehende *abſolut höchſte Grundwiſſenſchaft*, welche die Realität des *Inhalts* und der *Form* aller Erkenntniſs aus *einem und demſelben* abſolut höchſten Princip darthue, kein Theil der Philoſophie auf ſicherm und feſtem Grunde ruhe. Alle bisherige Metaphyſik thue nur die Realität ihres *Inhalts*, die Logik hingegen nur die Realität der *Form*, und auch dieſe nicht einmal mit Gewiſsheit dar; folglich könne keine von beiden die eigentliche Fundamentalphiloſophie oder Wiſſenſchaft der höchſten Erkenntniſsgründe alles Wiſſens, *Philoſophia prima*, ſeyn. Von jeher und bis auf die neueſten Zeiten wären alle metaphyſiſchen Syſteme bey dem *gegebenen* Bewuſstſeyn und Vorſtellen ſtehen geblieben, ohne den abſolut letzten Grund deſſelben, den ſelbſt das urſprüngliche Vorſtellen doch eben ſo gut, als das empiriſche, vorausſetze, anzugeben. Selbſt die Kantiſche Philoſophie bleibe bey den *Thatſachen* des urſprünglichen Bewuſstſeyns und Vorſtellens ſtehen, ohne den *unbedingt höchſten Grund* deſſelben aufzuſtellen, und alſo ohne die *Möglichkeit* alles Bewuſstſeyns erklären zu können; obgleich *Kanten* das Verdienſt bleibe, die Tranſcendentalphiloſophie *vorbereitet* und manche *bedeutende Winke* zur Entdeckung des ſchlechthin letzten Grundes alles Bewuſstſeyns und Wiſſens gegeben zu haben. (Kant dürfte ſich wohl auch dieſe ihm zugedachte Ehre verbitten, da es ihm ſo wenig als irgend einem Menſchen von geſunder Vernunft einfallen konnte, einen ſchlechthin letzten Grund der tranſcendentalen Einheit des Bewuſstſeyns, oder der bloſsen Vorſtellung *Ich*, an die ich meine Vorſtellungen knüpfe, die aber ſelbſt nicht weiter an etwas geknüpft, folglich auch nicht von einer höhern Vorſtellung, als ihrem Grunde, abgeleitet werden kann, auszugrübeln. Er konnte alſo auch nicht darauf hindeuten, und wir wären begierig, die Stellen in ſeinen Schriften zu wiſſen, in welchen die vorgeblichen *bedeutenden Winke* zur Entdeckung jenes höchſten abſoluten Grundes der Möglichkeit alles Bewuſstſeyns, enthalten wären.) An dem, woran alle Philoſophen bis auf dieſe Stunde geſcheitert ſind, will nun auch unſer Vf. ſein Heil verſuchen. Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit einer alle formale und materiale Philoſophie durch ein einziges gemeinſchaftliches Princip begründenden Fundamentalphiloſophie iſt ſo felſenfeſt, als ſein Vertrauen auf die Gründlichkeit ſeiner Forſchungen zur wirklichen Herſtellung einer ſolchen erſten Grundphiloſophie. Es thut uns leid, bekennen zu müſſen, daſs wir die Sache anders finden. Bey aller Deutlichkeit, deſſen ſich Hr. *W.* befleiſsiget, fehlt es doch durchgehends den Begriffen an Beſtimmtheit, den Raiſonnements an der nöthigen Begründung, und das Ganze beruht auf einer mangelhaften Einſicht in den Geiſt der kritiſchen Philoſophie und auf grundloſen Vorausſetzungen; dabey iſt die Ausführung ſo weitſchweifig, und ſo voller Wiederholungen derſelben Gedanken, daſs der Vf., wenn er ſeine Darſtellung gedrängter abgefaſst hätte, mehr als die Hälfte des Raums, den ſeine Schrift einnimmt, und ſeinen Leſern den Verdruſs und die Langeweile, die ihnen jene in ihrer jetzigen Geſtalt verurſacht, erſparet haben würde.

Das Ganze, das aber hier noch nicht vollendet iſt, beſteht aus einer *allgemeinen Einleitung* und *zwey Haupttheilen*. Jene *Einleitung* beſchäftiget ſich in vier Numern mit folgenden Gegenſtänden: Nr. I. *Ueber den Begriff der Philoſophie überhaupt* liefert: 1) eine kurze Theorie der (von) Wiſſenſchaft überhaupt in Beziehung auf Philoſophie; 2) eine vorläufige Deduction des Begriffs der Philoſophie überhaupt; 3) eine vorläufige hypothetiſche Eintheilung aller Philoſophie. II. *Hypothetiſch aufgeſtellter Begriff von Fundamentalphiloſophie.* Hier werden die Fragen, 1) kann die abſolute Grundwiſſenſchaft entweder bloſse Logik, oder Metaphyſik, oder beides zugleich ſeyn, und auf Definitionen urſprünglich gegründet werden? 2) was hat Fundamentalphiloſophie eigentlich zu leiſten, welchem wichtigen Bedürfniſſe unter allen Wiſſenſchaften allein ganz ausſchlieſsend abzuhelfen? beantwortet, und 3) der Begriff der abſoluten Grundwiſſenſchaft oder Fundamentalphiloſophie ſyſtematiſch entwickelt. III. Giebt eine *wiſſenſchaftliche Erörterung des Begriffs der Fundamentalphiloſophie*, und IV. eine *hypothetiſche Eintheilung derſelben*. Von den beiden Haupttheilen enthält der *erſte* die *tranſcendentale Elementarlehre* in *zwey Theilen*, einen *problematiſchen oder hypothetiſchen* und einen *apodiktiſchen, theoretiſch-praktiſchen*. Hier erſcheinet nur der erſte *problematiſche Theil*, der, im *erſten Hauptſtück*, von Principien und Grundſätzen, und im *zweyten* vom abſo-

lut letzten Grunde und von der Bedingung der Möglichkeit alles Bewufstseyns überhaupt handelt. Dieses zweyte Hauptstück zerfällt wieder in *zwey Abschnitte:* 1) von dem Ursprunge alles Bewufstseyns; 2) Prüfung des Schulzischen Scepticismus; 3) kurze Uebersicht dieses Entwurfs; 4) Beschlufs.

Wir wollen einiges zur Bestätigung unseres obigen Urtheils anführen. *Kant* hat in der *Disciplin der reinen Vernunft* einleuchtend genug gezeigt, dafs die Philosophie keine eigentlichen Definitionen, sondern nur Erklärungen anerkenne, dafs sich weder empirisch noch *a priori* gegebene Begriffe *definiren* lassen, und dafs man in der Philosophie nicht so, wie in der Mathematik, von *Definitionen* ausgehen könne. Hr. *W.* redet in der allgemeinen Einleitung §. 2. und 3. wo er vom Begriff der Wissenschaft handelt, von dem Gebrauch der Definitionen ebenfalls, aber auf eine so unbestimmte und zweydeutige Art, dafs man seine eigentliche Meynung nicht errathen kann. Einmal heifst es, die Grunddefinition, welche an der Spitze einer Wissenschaft stehe, solle das jeder besondern Wissenschaft eigenthümliche Object angeben; er nennt es eine gerechte Foderung, dafs jeder Verfasser seinen wissenschaftlichen Vortrag mit einer vollständigen und richtigen Definition von dem Begriffe der abzuhandelnden Wissenschaft anfange, und dieses sey in dem Systeme der Philosophie um so nöthiger, je weniger es bis jetzt einen allgemein geltenden, noch weniger aber einen schon allgemein gültigen Begriff von Philosophie gebe u. s. w. und doch heifst es kurz darauf wieder: durch blofse Definition sey in der Philosophie nichts auszurichten, und man könne hierdurch allein, also mit Hülfe der *leidigen Logik* (setzt der Vf. sehr bedeutend hinzu, ob man gleich nicht erfährt, was die Logik dabey verschuldet haben soll, da sie mit den Objecten selbst gar nichts zu thun hat) nicht zu dem *einzig richtigen* unter *allen möglichen* Begriffen von Philosophie gelangen. Unter solchen Umständen, fährt der Vf. fort, ist es unmöglich, die Philosophie auf eine blofse Definition zu gründen und damit anzufangen. Gleichwohl kann ohne einen vollständigen und richtig bestimmten Begriff, ohne eine richtige Definition von Philosophie auch in dieser Wissenschaft kein Schritt mit Sicherheit vorwärts gethan werden. In dieser kritischen Lage glaubt sich der Vf. von der *unzulänglichen, obgleich so hochgepriesenen Schullogik*, ganz verlassen. (Freylich! er sollte aber nur nicht mehr von ihr fodern, als sie zu leisten übernommen hat. Mit mehr Grund, als seine der Logik gemachten Vorwürfe haben, dürfte diese sein ganzes in diesen Paragraphen geliefertes Raisonnement in starken Anspruch nehmen. Das Widersprechende in demselben liegt vor Augen.) Nach §. 5. sollen die ursprünglichen, wesentlichen Merkmale des Begriffs von *Philosophie* überhaupt, und von Fundamentalphilosophie insbesondere, nur durch den richtigen Begriff der *Wissenschaft* aufgefunden und dargestellet werden können; denn das *Eigenthümliche* jeder Wissenschaft, wodurch sie sich von jeder andern wesentlich unterscheide und auszeichne, könne nur in dem *Objecte* und der *Quelle* gegründet seyn, wodurch eine Wissenschaft von jeder andern abgesondert werde. (Also enthielte der Begriff von *Wissenschaft* das *Object* und die Quelle der *Philosophie!* O arme Logik!) In der Anmerkung zu diesem § ändert der Vf. die Sprache; aber auch hier läfst sein Ausdruck die Sache noch sehr unbestimmt. „Wir müssen daher von dem Begriffe der Wissenschaft überhaupt ausgehen, dann den Begriff von Philosophie bestimmen, und erst nach diesen Untersuchungen zur wissenschaftlichen Erörterung des Begriffs der Fundamental-Philosophie fortschreiten." (Es ist doch etwas Sonderbares, dafs nach dieser Wezelschen Methode zu philosophiren, der Begriff von Wissenschaft, welcher nichts als ein systematisches Ganzes unserer Erkenntnifs, also etwas blofs die Form der letztern betreffendes ausdrückt, den Begriff der Philosophie überhaupt und den der Fundamental-Philosophie insonderheit erst begründen und bedingen soll!) Aber, eben so wie *Fichte*, hält unser Vf. dafür, dafs jede Wissenschaft — ein Begriff, der ihm offenbar aus den Begriffen *Wissen* und *Schaffen* zusammengesetzt ist! — einen an und für sich, seiner innern Natur nach unmittelbar gewissen, *absolut höchsten* Satz als Grundsatz haben müsse, von welchem die Gewifsheit aller übrigen Sätze abhänge. Dieser Behauptung liegt eines Theils ein zu enger Begriff von Wissenschaft, andern Theils die Voraussetzung zum Grunde, dafs die systematische Verbindung die Gewifsheit der Folgesätze aus den Vordersätzen, die alle aus einem einzigen allgemeinen evidenten Satze, der an der Spitze stehe, abgeleitet würden, bezwecke. Allein nicht jedes systematische Ganze führet einen allgemeinen höchsten Grundsatz an der Spitze; dieses ist der Fall nur bey den Systemen, welche nach synthetischer oder progressiver Methode, nicht aber bey denen, die nach der analytischen oder regressiven Methode aufgeführet werden. Wenn ich den Grundbegriff, den Grundsatz zu einer Wissenschaft noch nicht habe, und es darauf ankömmt, ihn erst auszumitteln: so kann ich in meinen Untersuchungen nur die regressive Methode, die vom Besondern ausgeht, und zum Allgemeinern bis zum Allgemeinsten fortschreitet, befolgen. Was also der Vf. von der Wissenschaft allgemein behauptet, pafst nur auf die progressive Methode, die vom Allgemeinen auf das Besondere übergeht. Es erhellet also auch hieraus schon von selbst, dafs in einem nach analytischer Methode aufgeführten Systeme die Gewifsheit der Sätze nicht von der Gewifsheit der durch einen höchsten Grundsatz begründeten vorhergehenden Sätze abhänge, und es ist nicht wahr, dafs es in keiner Wissenschaft und in keinem philosophischen Systeme einen an sich gewissen Satz gebe, und dafs in *jedem* solchen Systeme alle Sätze ihre Gewifsheit erst durch den ersten höchsten Grundsatz erhalten müfsten. Dafs überhaupt auch ein vollständiges philosophisches, selbst nach progressiver Methode aufgestelltes System nur durch *einen einzigen* Grundsatz möglich sey, wie der Vf. nach *Fichten* behauptet, wird derjenige schwerlich glauben, der aus seiner Logik weifs, dafs, wenn Sätze aus andern abgelei-

geleitet werden sollen, solches nur durch Syllogismen geschehen könne, deren jeder wenigstens zwey Vordersätze als Grundsätze haben müsse, in welchen die Gewissheit des Obersatzes so wenig von dem Untersatze, als diese beiden von dem Schlusssatze abhängen. (Wenn nun schon in einem Schlusse wenigstens zwey Vordersätze, die ihn begründen, erforderlich sind, wie viel weniger ist da ein ganzes System durch *einen* Grundsatz möglich, das aus einer Reihe von Schlüssen besteht!) S. 65. und 107. ff. kömmt der Vf. wieder auf seine schon oben gedachte Lehre von den Begriffen und Definitionen zurück, mit der er nicht fertig werden kann, mit der es ihm nirgend glücken will, und in der er nicht müde wird, sich zu wiederholen. Etwas ganz Neues und bisher Unerhörtes ist indess, dass keine *Definition* ohne *zwey* Begriffe, die einander *entgegen* und doch auch wieder *gleich* gesetzt werden müssten, möglich sey; denn wenn man etwas definiren solle, so müsse man es an *ein anderes Etwas* halten, damit vergleichen, es ihm entgegensetzen und davon genau unterscheiden. Die Begründung der Fundamental-Philosophie durch Definitionen kann nach dem Vf. darum nicht statt finden, weil jede Definition *irgend ein Seyn* nothwendig voraussetze, auf dem Standpunkte des Seyns aber es kein *absolut Erstes* und *Letztes* geben könne, weil jedes *Seyn* als *entstanden* ein *höheres*, und als *begründend* ein unter ihm stehendes *tieferes* Seyn voraussetze. Hieraus folge denn, dass das, worauf sich die Fundamental-Philosophie gründen, wovon sie Philosophie ausgehen solle, so etwas seyn müsse, das gar nicht als *seyend* gedacht, das folglich gar nicht bestimmt und erklärt werden könne. Wie gleichwohl aus einem solchen *Etwas*, wenn man das, was nicht *ist*, anders so nennen darf, Philosophie *entstehen*, wie man ein Etwas, dem gar kein Seyn, weder ein ideales und logisches, noch ein reales und materiales zukommen soll, denken, und aus demselben etwas ableiten könne, mag Hr. *W.* begreifen, wir begreifen es nicht. Was über die Principien überhaupt vorgebracht wird, charakterisirt das Unbestimmte und Verworrene in des Vfs. Art zu philosophiren so sprechend, dass wir uns nicht enthalten können, auch hiervon Einiges anzuführen. Es giebt, äussert er, offenbar nur zweyerley Arten von Principien, *Realprincipien* und *Idealprincipien*. Jene enthalten den *unmittelbaren Grund* des *Philosophirens* und in so fern (in wie fern denn?) den *mittelbaren* der aus dem Philosophiren entspringenden *philosophischen Erkenntniss*. Soll aber diese letztere in ein System gebracht werden: so sind hierzu die *Idealprincipien* unentbehrlich; sie dienen zur *Ableitung* bestimmter philosophischer Erkenntnisse, der Materie und Form nach, mithin zur *Bestimmung* und Begründung anderer Sätze dieser Erkenntniss, und müssen entweder *materiell* oder *formell* seyn. Da *das Philosophiren* nur eine bestimmte *Art und Weise* des Vernunftgebrauchs überhaupt ausdrückt: so können die Principien *des Philosophirens* keine andern, als die Regeln für den Verstandes- oder den Vernunft-Gebrauch überhaupt, und in wie fern diese eine Wissenschaft zu Stande bringen will, seyn, also keine andern, als welche die Elementarlehre und die Methodenlehre der reinen allgemeinen Logik aufstellt; da ferner diese Regeln sich gar nicht mit bestimmten Gegenständen, die gedacht oder erkannt würden, sondern blos mit dem, was zum Denken überhaupt erfodert wird, also mit der blossen Form des Denkens, beschäftigen; so ist weder einzusehen, warum sie *Realprincipien* heissen sollen, noch wie sie den obgleich auch nur mittelbaren Grund der philosophischen *Erkenntniss* enthalten können. Wenn es endlich auch schon Principien giebt, die den unmittelbaren Grund des Philosophirens und den mittelbaren der philosophischen Erkenntniss enthalten: so sind ja die *idealen* Principien, welche zur Ableitung der philosophischen Erkenntnisse dienen sollen, ganz überflüssig, da diese letztern auch aus den sogenannten Realprincipien, als ihrem mittelbaren Grunde, müssen abgeleitet werden können. Aber was wohl diese Zwitter von *materiellen Idealprincipien* für Dinge seyn mögen!) Solcher *Idealprincipien*, lautet es weiter, kann es zwar mehrere geben; sie müssen aber alle auf die *Realprincipien*, als ihre gemeinschaftlichen Quellen, *bezogen* und zuletzt aus denselben *geschöpft* werden können. (Dann wären ja aber die Real- und Idealprincipien nicht zweyerley verschiedene *Arten!* Wenn das nicht Unsinn ist, so giebt es keinen!) Gäbe es nun mehrere *Realprincipien:* so müssten auch diese einen gemeinschaftlichen Quell, ein absolut höchstes Princip haben, und dieses müsste *real* und *ideal*, folglich in letzterer Hinsicht, *material* und *formal* zugleich seyn; denn sonst könnte das absolut höchste Princip nicht der gemeinschaftliche letzte Grund und Quell aller möglichen Real- und materialen und formalen Idealprincipien seyn, wie doch gefodert wird. (Natürlich! die Realprincipien müssen ja einen gemeinschaftlichen Grund und Quell haben, wenn es ihrer mehrere giebt, denn woher sollten sie denn sonst kommen? und die materialen und formalen Idealprincipien, müssen sich in den Schoos ihrer Mütter, der Realprincipien, zurückziehen und diese, wenn sie jenen das Daseyn geben sollen, auch erst geschaffen werden. Es muss also nothwendig ein höchstes Princip, eine erste Mutter aller Principien geben, aus der sie hervorgehen können; und es müssen Real- und Ideal Principien da seyn, denn sonst wäre ja ein höchstes Princip gar nicht nöthig. Man sieht, das ist alles sehr natürlich und anschaulich; das höchste Princip des Hn. *W.* ist der wahre *Androgyn* der alten jüdischen Philosophie.) So reich dieses Buch noch an Stoff zu ähnlichen Beyspielen ist: so müssen wir doch zu Ende eilen, und so mag denn folgendes Raisonnement über den einzig möglichen höchsten Grund, von welchem der wahre Philosoph, nach Hn. *W*s. Vorstellung, ausgehen muss, diese Anzeige beschliessen. Der letzte Grund, heisst es, jedes möglichen Dinges kann nur ein *solches Etwas* seyn, das eigentlich ursprünglich noch gar *kein Etwas* ist, sondern sich erst als ein Etwas bestimmt, also durch *Bestimmung seiner selbst* aus eigner freyer Kraft sich erst in die Sphäre aller

Wirk-

Wirklichkeit herabläßt und ſich zu einem Etwas im Denken macht, nämlich zugleich zum *Subjecte* und *Objecte* des Denkens. Dieſs iſt nur die *abſolute freye Selbſtthätigkeit der Vernunft* als abſolut, d. h. ſo geſetzt, daſs ihr kein bloſs leb- und *bewuſstloſes Etwas*, wodurch ſie beſtimmt werde, alſo weder ein Subject noch ein Object, vorausgeſetzt wird. Sie macht ſich vielmehr ſelbſt zum Subject-Object, in wie fern ſie ſich eigenmächtig *beſtimmt*; ſie iſt beſtimmend und beſtimmt zugleich, doch beides *für und durch ſich ſelbſt*, aber weder für noch durch etwas anderes auſser ihr. Daher iſt nichts, was man auſser der abſoluten Vernunftfreyheit ſetzen mag, für und durch ſich ſelbſt beſtimmt und beſtimmend, ſondern immer nur für und durch die freye Intelligenz. Die *abſolute Freyheit* iſt alſo der *einzig mögliche höchſte Grund*, von welchem der wahre Philoſoph ausgehen muſs u. ſ. w. (Hierauf nur ſo viel.) Wenn der letzte Grund jedes möglichen Dinges, alſo auch des Denkens, Erkennens, Wollens u. ſ. w. *nur ein ſolches Etwas* ſeyn kann, das eigentlich *urſprünglich gar kein Etwas* iſt, wie der Vf. ſo zuverſichtlich weiſs: ſo ſehen wir die Möglichkeit nicht ſo leicht wie der Vf. ein, wie ſich ein ſolches *urſprüngliches Nicht-Etwas* oder *Nichts* zu einem *Etwas* ſelbſt und aus freyer Thätigkeit beſtimmen, und in die Sphäre der Wirklichkeit durch ſich ſelbſt übergehen könne. Daſs die abſolut freye Thätigkeit der Vernunft, ganz unabhängig von irgend einem Etwas auſser ihr, ein ſolches Etwas wäre, das eigentlich urſprünglich kein Etwas ſey, und als ein ſolches Nichts ſich ſelbſt zu einem Etwas im Denken, zu einem Subject-Object machen könne, daſs ſie, als ein urſprüngliches Nichts, ſich zum Denken zu erheben vermöge, und im Denken ein Etwas, ein Subject und Object zugleich werde, überſteigt auf gleiche Weiſe unſere Begriffe. Woher endlich weiſs denn der Vf. etwas von einer abſoluten freyen Selbſtthätigkeit der Vernunft, wenn dieſe urſprünglich ein Nichts ſeyn ſoll, und daſs ſie urſprünglich ein ſolches Nichts iſt? Der Grund dieſer Erkenntniſs muſs alſo in etwas anderm als in jener freyen Thätigkeit liegen. Woher weiſs er überhaupt nur etwas von einer freyen Thätigkeit der Vernunft, da er ſich allenthalben als einen groſsen Widerſacher aller innern und äuſsern Erfahrung, aller *Thatſachen* des Bewuſstſeyns äuſsert? Woher können wir verſichert ſeyn, daſs ſeine *abſolute freye Thätigkeit* keine bloſse Fiction ſey? Er ſage uns, woran wir uns zu halten haben; denn auf ſein Wort und da er alle weitern Gründe verwirft, und dieſen höchſten Grund eigenmächtig, ohne allen Erkenntniſsgrund, ſo nackt und bloſs hinſtellt, können wir ihm nicht glauben, ſondern müſſen ſein ganzes Raiſonnement, für eben ſo grundlos erklären, als es der geſunden Vernunft widerſpricht und ſinnlos iſt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Voſs u. Comp.: *Die elegante Strickerin, oder, Sammlung kleiner Strickmuſter für Freundinnen des guten Geſchmacks.* Mit 12 illuminirten Kupfern. 1802. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Von allen dieſen Muſtern können wir nur zwey nicht billigen. Das erſte iſt eine Joniſche Säule Tab. 2. die uns als Zwickel auf Strümpfe geſtrickt keineswegs paſſend ſcheint; das andere in gleichem Geſchmack ein Fuſsgeſtell mit canelirtem Säulenſturz und oben darauf etwas, das faſt wie eine Blume ausſieht Tab. 3. Die übrigen ſind alle mehr oder weniger zweckmäſsig und einige in der That zierlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Danzig*, b. Troſchel: D. *Friedrich Theodor Rink's Actenmäſsige Ablehnung der Vollmerſchen Inſinuationen.* 1803. 38 S. gr. 8. Der auch im Intelligenzblatte dieſer Zeitung (vgl. 1802. Nr. 129) zwiſchen dem Hn. D. *Rink* und Buchhändler *Vollmer* geführte Streit gewann bekanntlich literariſche Wichtigkeit durch die Anſchuldigung des letzten, daſs Hr. *Rink* eine *unrechtmäſsige*, Er dagegen, der Buchhändler *Vollmer*, eine *rechtmäſsige* Ausgabe von *Kants phyſiſcher Geographie* ins Publicum gebracht habe. Es kann keinem Verehrer der Kantiſchen Schriften gleichgültig ſeyn, zu erfahren, auf welche Art und durch welche Gründe der täuſchenden Beſchuldigung begegnet werde. Dieſe Gründe nun legt Hr. D. *Rink* in dieſer Schrift mit einer Mäſsigung dar, welche ſchon an ſich für die gute Sache ſprechen würde, wenn auch nicht das volle Gewicht von jenen hinzukäme: Hr. *Rink* hat nämlich, um ſeines Gegners Anſchläge abzuwehren, 1) *Kants eigene Handſchrift der phyſiſchen Geographie*, 2) *zwey andere ihm von Kant übergebene Handſchriften* deſſelben Werks, mit *deſſen eigenen Randanmerkungen* verſehen, 3) ein *von Kant eigenhändig unterzeichnetes Schreiben an ihn*, aus dem deſſen Genehmigung dieſer Ausgabe augenſcheinlich erhellet, an die *akademiſchen Gerichte zu Königsberg* mit dem Anſuchen eingeſchickt, eine gerichtliche Recognition der Handſchrift anzuſtellen, und ihm darüber eine Vidimation in Form Rechtens auszuſtellen. Dieſe „unter des Senats-Inſiegel und der gewöhnlichen Unterſchrift ausgefertigte" Vidimation, welche zu Hn. *Rink's* vollkommenſter Rechtfertigung gereicht, hat er hier wörtlich abdrucken laſſen, und dadurch eine Sache entſchieden, welche auch für diejenigen, die von der moraliſchen Seite des Gegners den Blick wandten, ein nicht geringes literariſches Intereſſe haben muſste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Junius 1803.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Ueber den Urſprung unſerer Erkenntniſs. Zwey Preisſchriften*, von *Lazarus Bendavid* und *Block*, Prediger zu Holtorf bey Gartow im Hannöveriſchen. Herausgegeben von der königl. Akad. d. Wiſſ. zu Berlin. 1802. 212 S. gr. 8. (16 gr.)

Obgleich die Frage über den Urſprung unſerer Erkenntniſs durch die Kantiſche Kritik der reinen ſpeculativen und praktiſchen Vernunft und der Urtheilskraft, nach ihrem ganzen Umfange beantwortet und völlig entſchieden war: ſo glaubte doch die philoſophiſche Claſſe der im Titel genannten Akademie, wahrſcheinlich durch die Widerſprüche, welche beſonders die Kritik der reinen Vernunft gefunden hatte, veranlaſst, jene Frage, wegen ihrer Wichtigkeit, von neuem zum Gegenſtande der Unterſuchung machen zu müſſen. Unter den eingelaufenen Abhandlungen wurde zweyen, nämlich der hier gelieferten des Hn. *Bendavid* und einer bis jetzt noch nicht bekannt gemachten des franzöſiſchen Bürgers *Degerando*, der Preis zuerkannt; die hier ebenfalls abgedruckte *Blockiſche* erhielt das Acceſſit. Nach den Urtheilen, die *Degerando* im National-Inſtitute über die kritiſche Philoſophie, öffentlichen Nachrichten zu folge, geäuſsert hat, kann das Verfahren bey ſeiner Unterſuchung der Preisfrage kein anderes als das dem kritiſchen entgegengeſetzte ſeyn, und auch Hr. *Block* nimmt einen andern als den kritiſchen Weg. *Bendavid* allein folgt dem Kantiſchen Lehrbegriffe. Da nun der Preis unter zwey entgegengeſetzte Partheyen vertheilt worden: ſo ſcheint die Akademie durch dieſe Arbeiten noch zu keiner ſichern Ueberzeugung in Anſehung des beantworteten Gegenſtandes gekommen, und die Preisvertheilung mehr durch äuſsere als durch innere Gründe beſtimmt worden zu ſeyn. Dem ſey nun wie ihm wolle: ſo ſind die beiden hier mitgetheilten Abhandlungen von ſehr verſchiedener Natur. *Bendavid* konnte zwar, da für ihn die Sache ſchon lange zuvor, ehe die Akademie die Frage aufwarf, abgethan war, auf keine neuen Reſultate ſtoſsen, und von keinem andern Standpunkte ausgehen, als welchen die Kritik genommen hatte, und ſeiner Ueberzeugung nach allein mit Sicherheit nehmen konnte; aber deswegen ermangelt ſeine Arbeit der Beweiſe von Selbſtſtändigkeit und Freyheit ſeiner philoſophirenden Vernunft doch keinesweges. Dieſe offenbaret ſich vielmehr in der hellen Anſicht der Sachen, über die er reflectirt, in der überdachten Wahl der Beyſpiele und den glücklichen Wendungen, durch welche er jeden Gegenſtand, jeden Satz, jede Gedankenfolge zu verdeutlichen weiſs, durch die Gefälligkeit, Leichtigkeit und Popularität ſeiner Darſtellung und ſelbſt durch den originellen Gang, den ſeine Unterſuchung dadurch nimmt, daſs er ſich ſtellt, als kenne er gar kein bisher beſtandenes metaphyſiſches Syſtem, und in ſich ſelbſt einen Mann als Selbſtbeobachter einführt, „der ſich über dieſe wichtige Frage belehren, ſich nicht durch rhetoriſche Wendungen täuſchen oder durch Eintheilungen und Terminologien verwirren will; der keine andere ſyſtematiſche Ordnung kennt, als die ihm die Natur ſeiner Unterſuchung ſelbſt an die Hand giebt; keine andere Terminologie, als die ihm der gewöhnliche Sprachgebrauch darbietet, und keine andere Sprache, als die des Menſchen mit ſich ſelbſt; der ſich daher auch nicht ſcheut, morgen den Gedanken weiter auszuführen, den er geſtern für vollendet gehalten hat, und in ſeinen Unterſuchungen nicht weiter zu gehen, als gerade ſo weit er ſie zur Beantwortung der vor ihm liegenden Frage braucht.“ Um dieſer wohlgewählten und gut ausgeführten Form willen, in welcher die Sachen hier vorgetragen ſind, halten wir dieſen Aufſatz für eine wahre Bereicherung unſerer philoſophiſchen Literatur. Ueber den weſentlichen Inhalt ſelbſt aber haben wir nicht nöthig uns zu verbreiten, da dieſer den bekannten Reſultaten der Kritik ganz entſpricht. Nur wünſchten wir noch, daſs es dem Vf. gefallen haben möchte, in einem Anhange auch die wichtigſten Einwürfe der Gegner zu beantworten, um dem Urtheile der akademiſchen zur Entſcheidung über die eingelaufenen Abhandlungen ernannten Commiſſion leitende und beſtimmende Entſcheidungsgründe an die Hand zu geben, da die einmal gewählte Form nicht wohl verſtattete, auf dieſe Einwürfe in der Ausführung ſelbſt Rückſicht zu nehmen.

Von einer andern und ganz entgegengeſetzten Beſchaffenheit iſt die *Blockiſche* Abhandlung; in ihr iſt alles ſchwankend, unbeſtimmt, grundlos und verworren; allenthalben will der Vf. *Kanten* widerlegen, ohne zuvor ſeine Erkenntniſs von den Dingen, von denen er redet und die er widerlegen will, berichtigt und deutlich aufgefaſst zu haben. Hier ſind einige Proben, die den Geiſt dieſer Schrift zur Genüge bezeichnen werden.

Die Preisfrage ſcheint unſerm Vf. den Sinn zu haben: „nicht allein *ob*, ſondern vorzüglich *wiefern* unſere Erkenntniſs aus äuſserer *leidentlicher*(!) *Einwirkung* der Gegenſtände — aus *Erfahrung*, oder aus der innern Selbſtſtändigkeit der denkenden Kraft — aus *Vernunft*

nunft — ihren Urſprung nehme.“ Der Vf. läſst hier die *Erfahrung* ſchon zum voraus in der Erkenntniſs aus *äuſserer leidentlicher Einwirkung der Gegenſtände*, oder, wie er wahrſcheinlich hat ſagen wollen, in der Erkenntniſs, die aus der Einwirkung äuſserer Gegenſtände auf unſere ſich leidend verhaltende Sinnlichkeit, entſpringt, beſtehen, ohne zu bedenken, daſs bloſse empiriſche *Anſchauung*, die er hier im Sinne hat und mit Erfahrung verwechſelt, noch keine *Erfahrung* zu Stande bringen kann, und daſs zu *dieſer* auſser den ſinnlichen Eindrücken, noch andere Beſtandtheile erfodert werden, die a priori aus dem Gemüthe entſpringen. Wie verkehrt deutet er alſo den Sinn der Aufgabe, wenn er meynt, die Akademie wolle wiſſen, ob und wiefern unſere Erkenntniſs aus *Erfahrung* oder aus *Vernunft* abſtamme! Das erſte kann ſie nicht wiſſen wollen, ſondern ſie frägt nach der Quelle der Erfahrung ſelbſt, ſie will wiſſen, aus welcher Quelle die Beſtandtheile flieſsen, welche die Erfahrungserkenntniſs ausmachen. Der Vf. wendet die Sache um, und macht die Erfahrung, die ſchon ihrer Natur nach eine Erkenntniſs iſt, in welcher empiriſche mit reinen Vorſtellungen verbunden ſind, zur Quelle der Erkenntniſs. Auch verlangt die Akademie nicht *vorzüglich* zu wiſſen, *wiefern* unſere Erkenntniſs empiriſch oder rein a priori iſt; dieſes würde den Sinn der Frage, der von dem weiteſten Umfange iſt, ohne Grund und Nutzen eingeſchränkt, und zu Beantwortungen, die den Gegenſtand nur einſeitig betrachtet und unerſchöpft gelaſſen hätten, Veranlaſſung gegeben haben, ſondern, ob es auſser den empiriſchen Erkenntniſſen auch Erkenntniſſe a priori gebe, und aus welchen Quellen die Beſtandtheile einer jeden von beiden flieſsen. S. 112. heiſst es ganz richtig: die Materie, der Stoff, der Inhalt der Vorſtellungen von wirklichen Dingen werde von auſsen gegeben, ihre Form aber entſpringe aus der vor aller Wahrnehmung hergehenden Anlage und Einrichtung des Erkenntniſsvermögens und ſey inſofern a priori entſprungen. Aber darum, fährt der Vf. nunmehr fort, daſs in Vorſtellungen etwas a priori entſprungen ſey, könne man doch nicht ſagen, die Vorſtellungen wären a priori, indem ja die Form derſelben nichts für ſich beſtehendes ſey, ſondern erſt mit dem Inhalte entſtehe. Und da man eben ſo wenig die Form oder Anlage des Erkenntniſsvermögens, wodurch von Seiten deſſelben Vorſtellungen möglich oder begründet würden, *Vorſtellung* nennen könne: ſo gebe es keine Vorſtellungen a priori, ſo wenig a priori vorhandene, als a priori entſprungene; ſondern alle Vorſtellungen der äuſsern und innern Sinne wären Producte aus dem Erkenntniſsvermögen durch Einwirkung der Gegenſtände. (Hier iſt der Ort nicht, uns auf alle die Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche, die in dieſen Sätzen liegen, umſtändlich einzulaſſen; alſo nur ſo viel! Wer hat denn Vorſtellungen, deren Inhalt uns von auſsen gegeben wird, oder den wir durch unmittelbare Wahrnehmung, durch Empfindung erhalten, jemals a priori genannt? Ohne die Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes ſind freylich weder Anſchauungen noch Begriffe möglich, aber dieſe bloſse *logiſche* Rückſicht beſtimmt die Beſchaffenheit und den Unterſchied der Vorſtellungen, als empiriſcher und a priori, ſelbſt nicht; dieſes kann nur der Inhalt der Vorſtellung, folglich nur die *metaphyſiſche* Betrachtung der letztern, bewirken. Iſt dieſer Inhalt einer Vorſtellung durch unmittelbare Wahrnehmung und Empfindung gegeben: ſo heiſst ſie *empiriſch*; iſt er hingegen aus der Natur des Erkenntniſsvermögens hervorgegangen: ſo heiſst ſie *a priori* und *rein*, in wiefern gar nichts Empfindbares in ihr enthalten iſt. Dergleichen reine Vorſtellungen will der Vf. nun nicht zulaſſen, weil ja das, was an den *Vorſtellungen* die Form ausmache, nichts für ſich beſtehendes ſey, erſt *mit* dem Inhalte entſtehe und weil man die *Form* des Erkenntniſsvermögens, wodurch Vorſtellungen möglich würden, nicht *Vorſtellung* überhaupt nennen könne. Iſt denn die *Materie* der Vorſtellungen ſubſtantieller als ihre *Form*, beſteht denn dieſe nicht eben ſo gut für ſich als jene? beide machen ja, nach dem Vf. ſelbſt, *Beſtandtheile* der Vorſtellungen aus. Es iſt ja der auffallendſte Widerſpruch, wenn er die Form der Vorſtellungen erſt für etwas, das ſchon *vor aller Wahrnehmung* aus der Anlage und Einrichtung unſeres Erkenntniſsvermögens ſelbſt *entſprungen* ſey, erklärt, und dann doch behauptet, daſs ſie erſt mit dem Inhalte, der Materie der Vorſtellung, *entſtehe*. Die Formen des Erkenntniſsvermögens entſtehen nicht durch, oder welches hier eben das heiſsen ſoll, *mit* den ſinnlichen Merkmalen unſerer Vorſtellungen und Erkenntniſſe, oder der Erfahrung, ſondern dieſe veranlaſst nur, daſs die im Gemüthe ſchon liegenden Formen in Wirkſamkeit und Anwendung geſetzt, und daſs wir uns ihrer, als ſolcher bewuſst werden. Und warum ſollten denn die Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes, — nicht *die Form*, wie der Vf. immer redet, als ob es nur *eine* überhaupt gäbe — nicht Vorſtellungen abgeben können? Wenn man in den Vorſtellungen überhaupt *Materie* und *Form*, wie er ſelbſt zugiebt, unterſcheiden kann: ſo müſſen ſie auch Gegenſtände unſerer Vorſtellungen ſeyn, ſie müſſen von uns vorgeſtellt werden können, auſser dem wären wir nicht vermögend, beide von einander zu unterſcheiden, und der Vf. hätte ſelbſt kein Wort darüber vorbringen können.) In eben dieſem oberflächlichen, unbeſtimmten und an keine ſichern Gründe gebundenen Gleiſe bewegt ſich das Raiſonnement des Vfs. mechaniſch fort, indem er ſich zu beweiſen quält, daſs die Formen der Vorſtellungen, Zeit und Raum, die reinen Begriffe, Grundſätze und Geſetze des Verſtandes, die Ideen der Vernunft, zwar a priori, aber dennoch nur durch und mit der ſinnlichen Wahrnehmung entſtanden; daſs die reine Mathematik gar nicht auf reinen Anſchauungen beruhe u. ſ. w. Aller der verſtändlichſten und überzeugendſten Beweiſe *Kants* von der Unmöglichkeit einer Erkenntniſs der Dinge, wie ſie an ſich ſind oder ſeyn mögen, ungeachtet, beſteht unſer Vf. dennoch darauf, das wir doch einige Erkenntniſs davon hätten, weiſs aber nicht anzugeben, worin denn dieſelbe eigentlich beſtehe. Er ſo wenig als wir, mag wiſſen, was es will, wenn er ſpricht:

„Wir

„*Wir erkennen die Dinge nicht, wie sie an sich sind*, nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit und Verknüpfung; aber wir erkennen sie auch nicht blofs als Erscheinungen oder Gegenstände der Erfahrung. Sie sind nicht allein an sich selbst, sondern auch für unsere Erkenntnifs *etwas mehr als Erscheinungen* sinnlicher Wahrnehmung. Wir erkennen, dafs den *letztern* und ihrer Beschaffenheit und Verknüpfung *etwas Reales* aufser uns zum Grunde liegt, und indem wir *das Daseyn dieses Realen* und die *nothwendige Verknüpfung desselben mit den Erscheinungen* durch Vernunft einsehen, so *erkennen* wir *allerdings mehr von den Dingen, als wir erfahren* können." Die Leser mögen zusehen, wie sie sich aus dieser Verwirrung herausfinden; der Vf. selbst hat sich aller Mühe überhoben zu seyn geglaubt, Licht in dieses Chaos zu bringen, und seine Ausprüche gegen den Vorwurf des Widerspruchs zu retten. S. 138 heifst es: „Wir können zwar die *Gesetze, wonach wir die Dinge erkennen, aus uns selbst schöpfen*, nicht aber die *Gesetze der Dinge, als Gegenstände der Erkenntnifs* selbst und schlechthin; indem die aus unserm Verstande hergeleiteten Gesetze der Erfahrung uns nichts von den Gegenständen selbst und ihren Verknüpfungen lehren." Wir wären doch begierig, den Unterschied zwischen jenen Gesetzen, die der Verstand selbst hergiebt, und diesen, die wir an oder in den Dingen selbst gewahr werden sollen, und die Harmonie oder Differenz beider von dem Vf. näher entwickelt zu sehen; wie kömmt es, dafs er über diesen so wichtigen Gegenstand gar kein Wort weiter fallen läfst, als seine blofse Behauptung? — Mit den höchsten *Denkgesetzen* ist es eben so: sie „beruhen freylich nicht auf Erfahrung; die *Erkenntnifs* derselben aber ist allerdings von Erfahrung abhängig, sofern sie nicht ohne Wahrnehmung entstehen kann." Psychologisch betrachtet giebt es freylich keine reinen Gesetze des Verstandes und der Vernunft, deren, als solcher, ich mir nicht bewufst werden müfste, wenn ich sie zu einem Gegenstande meines Nachdenkens machen will. In wiefern ich mir dieser Gesetze in mir, als solcher, und ihres Inhalts und Zwecks bewufst bin, ist die Erkenntnifs derselben, *subjectiv*, und dieses Bewufstseyn ist es ohne Zweifel, was der Vf. als Erfahrung betrachtet; er will sagen, dafs wir doch das Daseyn jener Gesetze in uns erst erfahren müfsten. Allein dieser verändert die Beschaffenheit jener Gesetze und unseres Erkenntnisses von ihnen, als a priori, gar nicht; jene Gesetze enthalten so wenig als unser Erkenntnifs von ihnen etwas Empirisches, kein Prädicat, das sie als einen Gegenstand der äufsern oder innern Anschauung charakterisirte, und der Vf. ist auch nicht im Stande, ein solches aufzuzeigen. Die reinen Gesetze der theoretischen und der praktischen Vernunft sind *objective* Erkenntnisse, da sie die Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntnifs der Gegenstände der Erfahrung und aller Bestimmungen der Willkür enthalten, und für alle vernünftige Wesen gültig sind. Wir könnten noch mehrere dergleichen Beyspiele anführen, wenn wir nicht glaubten, über diese Abhandlung schon mehr gesagt zu haben, als ihr innerer Gehalt eigentlich verdient.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, b. Forsgren: *Suenska Krigsmanna Sällskapets Handlingar for år* 1800. (Abhandlungen der schwedischen militärischen Gesellschaft für d. J. 1800.) 1802. 195 S. 8.

Die schwedische militärische Gesellschaft besteht unter ihrem Protector, dem Könige, aus 11 Ehrenmitgliedern und 80 arbeitenden Mitgliedern; doch ist dieses nur das zweyte Heft ihrer gedruckten Abhandlungen, seit 1797, wo das erste, das auch in diesen Blätt 1798 N. 144. angezeigt worden, ans Licht trat. Auch liefert dieses Heft nur zwey Stücke: 1) *Versuche um die Kraft des Pulvers zu bestimmen*, vom Grafen *Benj. Rumford*, ausgezogen aus seiner Abhandlung von *William Nicholson*, und hier aus dem *Philosophical Transactions* des Jahrs 1781 übersetzt von *C. A. A.* (Obristlieut. *Arrhenius*). *Robins* Behauptung, dafs die Ausdehnungskraft des durch Entzündung des Pulvers erzeugten elastischen Fluidums tausendmal gröfser sey, als das Medium des Drucks der Atmosphäre, und *Dan. Bernoulli's* Berechnung dagegen, dafs diese Kraft zehntausendmal gröfser sey als letztere, bewogen den Grafen Rumford zu diesen mit vieler Vorsicht und Mühe angestellten schätzbaren Versuchen. Ohne sie hier, da sie längst bekannt sind, näher anzuführen, wollen wir nur bemerken, dafs der Uebersetzer in den Anmerkungen die Kraft des Pulvers nach neuern chemischen Entdeckungen, besonders auch aus der im Salpeter befindlichen Salpetersäure und deren Decomposition erklärt. Auch empfiehlt er bey den Versuchen eine aus Eisen und Gold zusammengeschmolzene Halbkugel, welche härter als die von Stahl sey, und stärkere Politur annehme, daher die aufgelöseten Dünste sie weniger angreifen können. Ferner hält er dafür, dafs daraus, wenn die aufgelöseten Dünste aus der Röhre drangen und in der Röhre nichts zurückliefsen, nicht folge, dafs in dem Moment der Explosion die ganze Pulvermasse in Dünste aufgelöset sey. Er glaubt vielmehr, dafs die Dünste sich so geschwinde ausdehnen, dafs sie mehrere feine feste Bestandtheile des Pulvers mit sich wegführen und zerstreuen. Er glaubt, dafs die Wirkung des Pulvers blofs durch die erhitzten darin befindlichen Wasserdünste entstehe, und dafs diese Dünste daher ihre Ausdehnungskraft in dem Mafse verlieren, als sie kälter werden u. d. m. Die zu dieser Abhandlung gehörigen Figuren in Kupfer fehlen doch hier. 2) Hr. Obristlieutnant und Ritter *von Döbeln* hat eingesandt: *Anmerkungen zum Exercir-Reglement der Armee; Regeln zum Ein- und Ausmarsch zur gröfsere im Lager stehende Corps; Berechnung der zum Marsch gehörigen Zeit, mit Hinsicht auf die Beschaffenheit der Wege, und einen Entwurf zu gewissen militärischen und localen Ortbeschreibungen, zur An-*

Anlegung eines Kriegsarchivs. Allein, obgleich die Geſellſchaft einhellig beſchloſſen, ſolche den Abhandlungen dieſes Jahrs einzurücken: ſo haben doch die Koſten, welche die dazu gehörigen Kupfer erfodert, ſolches verhindert. Es muſs alſo wohl der Geſellſchaft, ſo ſtark ſie iſt, doch gänzlich an einem gewiſſen Fond fehlen. Daher iſt denn auch hier nur aus der angeführten Döbelſchen für die Tactik nicht unwichtigen Abhandlung bloſs ein Auszug mitgetheilt worden. Die Berechnung der Marſchzeit von einem Lager zum andern auf alle Fälle anwendbar, iſt beſonders mit Tabellen und vielen Exempeln erläutert. Bey der öſterreichiſchen Armee ſind dergleichen Berechnungen allgemein bekannt, bey andern aber hat ſie der General-Quartiermeiſter oft nur in ſeinem Portefeuille. Auch ſind die Marſchzeiten für Infanterie, Cavallerie, Artillerie und den Troſs beſonders berechnet u. d. m.

TÜBINGEN, in d. Cotta'ſchen Buchh.: *Taſchenbuch für Soldaten* auf 1803, von *J. G. Hoyer*. 1802. 197 S. 12. X S. Vorr. u. militäriſche Zeitrechnung für 1802, u. 1 Kupft. die Feldſchanzen betreffend.

Auch unter dem Titel:

Taſchenkalender auf das Jahr 1803. (20 gr.)

Die auf 46 Seiten mitgetheilte *Ueberſicht der Geſchichte der Kriegskunſt* findet Rec. ſo zweckmäſsig, daſs er wünſchte, es hätte dem Vf. gefallen mögen, das ganze Taſchenbuch dieſem Artikel zu widmen, wodurch manches viel ausführlicher und folglich lehrreicher hätte dargeſtellt werden können. Nicht minder intereſſant iſt auch die Schilderung von Kaiſer *Karls V. Kriegszug nach Afrika* im J. 1535 und in einigen der folgenden Jahre. Minder zweckmäſsig ſcheint dagegen Rec. das alphabetiſche *Regiſter der Terrain-Gegenſtände* zur Nachſicht beym Recognosciren, theils weil man eigene Schriften über dieſen Gegenſtand hat, theils aber auch, weil in Schriften über das Aufnehmen dieſer Gegenſtand beyläufig abgehandelt wird, theils und hauptſächlich deswegen, weil dieſes Recognoscirungswörterbuch doch eigentlich nur eine Ueberſetzung aus dem *Aide memoire à l'uſage des Offic. de l'Artillerie* (von *Gaſſendi*) iſt, welches nützliche Werk keinem mit gründlichen Kenntniſſen ſich beſchäftigenden Officier unbekannt ſeyn ſollte. Die *Notizen über die Feldverſchanzungen* ſind beym Beſitze des ältern *Scharnhorſtiſchen* Taſchenbuches entbehrlich. Was die *Bemerkungen über die Kriegskunſt* (auch nach dem *Aide mémoire*) betrifft: ſo ſind ſie für den Linienofficier zu kurz und daher zu wenig lehrreich; beſonders iſt das, was vom *Defilement* einer Feſtung im erwähnten *Aide mémoire* vorkommt und hier mitgetheilt wird, für Dilettanten unverſtändlich und für Sachkundige viel zu unbefriedigend.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Dresden*, in d. Hilſchar. Buchh.: *Verſuch einer neuen Art, geſchwind und deutlich zu ſchreiben, auch für diejenigen, die wenig oder gar nicht ſchreiben können.* Mit (vier) Kupfern. 1802. 1 Bog. 4. (4 gr.) — Ein Product von unbedeutendem Gehalte, wie wir ſeit einigen Jahren mehrere ähnlicher Art erhalten haben. Der Mechanismus der Schreibart iſt folgender. Drey Zeichen, nämlich ein gerader, ſenkrechter Strich, ein gewöhnliches lateiniſches C, und ein umgekehrtes C. (I C ↄ) drücken, nach ihrem Standorte, alle Buchſtaben des Alphabets aus. Man zieht mit einem Roſtrale, das aber nur vier Linien beſchreibt, vier gleichlaufende Striche. Ueber dem erſten derſelben nun bedeuten jene drey Zeichen a. b. ch., auf der erſten Linie d. e. f., zwiſchen der erſten und zweyten g. h. i., auf der zweyten k. l. m., zwiſchen der zweyten und dritten n. o. p., auf der dritten q. r. s., zwiſchen der dritten und vierten sch. t. u., auf der vierten v. w. y., unterhalb der vierten z. ä. ö. (Alſo c. und x. fallen weg.) Man kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Bedeutung jener drey Zeichen, nach dem Orte, den man ihnen giebt, auf mannichfaltige Art nach Belieben verändern. Die Interpunctionszeichen laſſen ſich durch einen kleinen horizontalen Querſtrich zwiſchen den Linien andeuten. Als tachygraphiſches Hülfsmittel hat, wie man ſieht, dieſe Methode vor der gewöhnlichen Buchſtabenſchrift Nichts voraus; im Gegentheile iſt ſie umſtändlicher, und weit eher Irrthümer veranlaſſend, als dieſe, wie denn auch z. B. auf der dritten Kupfertafel gleich das zweyte Wort einen Beweis davon liefert; es heiſst, durch eine verkehrte Richtung der krummen Striche daſelbſt *Erhndung*, ſtatt *Erfindung*. Als ſteganographiſches Kunſtſtück betrachtet, gehört ſie unter die ganz einfachen, alltäglichen, von jedem Halbkenner leicht zu überſetzenden Zifferſchriften, obgleich der Vf. S. 8. das Gegentheil verſichert. Und für diejenigen, die wenig oder gar nicht ſchreiben können, iſt ſie ſchon aus dem Grunde nicht paſslich, weil es ſolchen Leuten gemeiniglich auch am richtigen Buchſtabiren zu fehlen pflegt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. Junius 1803.

MATHEMATIK.

AMSTERDAM, b. den Hengst: *Verhandeling over Volmaakte Maaten en Gewigten, door* (Abhandlung über vollkommene Maafse und Gewichte, von) *J (an) H (endrik) van Swinden. Eerste Deel*, XVI und 416 S. Mit 2 Kupfertafeln. *Tweede Deel*, S. 417—708. Mit XLVIII Vergleichungstafeln, u. IV Hülfstafeln. 1802. gr. 8. (5 Fl. 10 Stüb. holl.)

Dieſes wichtige Werk rührt von einem Manne her, der nicht nur als Phyſiker und Mathematiker längſt vortheilhaft bekannt iſt, ſondern der auch als Mitglied derjenigen merkwürdigen Verſammlung von franzöſiſchen, däniſchen, bataviſchen, ſpaniſchen, piemonteſiſchen, römiſchen, liguriſchen, cisalpiniſchen, toscaniſchen und helvetiſchen Gelehrten, welche, auf Einladung der franzöſiſchen Regierung, vom 28 Nov. 1798 bis zur Mitte des Julius 1799 in Paris ſich über die beſte Art berathſchlagte, *Einheit der Maafse und Gewichte* einzuführen, eine ausgezeichnete Rolle ſpielte. Er war es auch, dem die phyſiſche und mathematiſche Claſſe des franzöſiſchen Nationalinſtituts auftrug, dem Publicum einen kurzen Bericht über die Arbeiten der gedachten Verſammlung vorzulegen; ein Bericht, den das franzöſiſche geſetzgebende Corps bekannt machen lieſs, und der hernach in dem *Journal de Phyſique* wieder abgedruckt wurde. Den erſten Stoff zu dem gegenwärtigen Werke gaben eine Anzahl Vorleſungen, die der Vf. in den Jahren 1794, 1795 und 1796 in der bekannten Amſterdamer Geſellſchaft *Felix Meritis* gehalten hatte, die er aber nicht eher bekannt machen wollte, als bis er ihren Gegenſtand noch ſorgfältiger und vielſeitiger bearbeitet hätte; wozu ihm in der Folge der Auftrag der bataviſchen Regierung, jenem gelehrten Congreſſe in Paris, nebſt dem kundigen Mathematiker *Aeneae*, beyzuwohnen, die erwünſchteſte Gelegenheit darbot. Die Art der Bearbeitung wird aus der folgenden Anzeige erhellen.

Einleitung. Die Frage: *Was muſs geſchehen, wenn Maafse und Gewichte vervollkommnet werden ſollen?* zerfalle eigentlich in folgende Fragen: „Welches ſind „die Erfoderniſſe vollkommener Maafse und Gewich„te? Was gehört dazu, wenn man dieſen Erfoder„niſſen Genüge thun will? Wie weit kann man es „in dieſem Stücke bringen, und wie weit hat man es „darin gebracht? Hat man die Vollkommenheit er„reicht? wo nicht, wie nahe iſt man ihr gekom„men?“ Ein *philoſophiſches*, ein *vollkommenes Maafs* muſs folgende *acht Erfoderniſſe* beſitzen: 1) Es muſs eine beſtimmte, hinlänglich bekannte Gröſse haben; dieſe muſs der Maafsſtab ſeyn, wornach alle, im Handel und Wandel gebräuchliche Maafse mit der nöthigen Genauigkeit verfertiget werden. 2) Dieſe Gröſse muſs, wenn ſie einmal feſtgeſetzt iſt, unverändert und immer dieſelbe bleiben. 3) Dieſe Gröſse muſs nicht willkürlich angenommen ſeyn, nicht auf ſchwankende Gründe ſich ſtützen, ſondern ſie muſs aus der Natur ſelbſt genommen ſeyn, und auf einen Maafsſtab, den die Natur ſelbſt liefert, philoſophiſch ſich gründen. 4) Dieſe, als Grundlage der Maafse feſtgeſetzte, und, dem dritten Erfoderniſſe zufolge, aus der Natur genommene Gröſse muſs, ihrem Weſen nach, unveränderlich, mithin unabhängig von allem verändernden, zerſtörenden Einfluſſe der Zeit und der Menſchen ſeyn. 5) Dieſe Grundlage der Maafse muſs auch ſo beſchaffen ſeyn, daſs ihre Gröſse jederzeit, wenn auch alle, darnach verfertigte Maafsſtäbe verloren gingen, wiedergefunden und hergeſtellt werden könnte, wofern ſich nur die Erinnerung an das, worin ſie beſtand, erhalten hätte. 6) Da man im Handel und Wandel für jede Art von Dingen, die gemeſſen oder gewogen (gewogen, d. i. ihrem materiellen Inhalte nach gemeſſen) werden, Maafse von verſchiedener Gröſse nöthig hat: ſo müſſen die Unterabtheilungen der Maafse ſo eingerichtet ſeyn, daſs ſie alle aus der angenommenen *Einheit*, oder aus der *Grundlage* des Maafses, auf eine einfache, ungezwungene Weiſe folgen, und von jedem Menſchen leicht behandelt und berechnet werden können. 7) Maafse dienen im Handel und Wandel dazu, verſchiedene Sachen zu beſtimmen, nämlich a) die Länge; b) die Oberflächen, oder den Inhalt nach Vierecken; c) den Raum, den die Körper einnehmen, z. B. Würfelſchuhe; d) die Menge der, in einem Körper enthaltenen Materie (Gewichte); e) den Werth der Dinge (das Geld); und endlich, wenn man will, die Dauer oder die Zeit. Alle dieſe verſchiedenen Maafse müſſen, wenn ſie ein *vollkommenes* und *philoſophiſches Syſtem* ausmachen ſollen, in einem natürlichen, engen und beſtimmten Zuſammenhange mit einander ſtehen. 8) Endlich muſs die Grundlage der Maafse, oder ihres ganzen Syſtems, und der Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Arten von Maafsen, von der Beſchaffenheit ſeyn, daſs alle Völker gleich viel Intereſſe dabey haben, ſie anzunehmen, und ſich ihrer zu bedienen, und keine Nation einen Grund finde, ſie zu verwerfen. Durch die Auseinanderſetzung dieſer Materien, ſagt der Vf., ſey zwar der Umfang der Abhandlung gröſser, ſie ſelbſt aber auch um ſo viel vollſtändiger geworden, als

wenn er sich blos auf die Darlegung des Systems der neuen französischen Maase und Gewichte eingeschränkt hätte.

Der Inhalt der *Abschnitte*, woraus das Werk besteht, zeigt, wie Hr. *v. Sw.* den so eben angegebenen Plan verfolgt hat. *I. Abschn.* Ueber das erste Erforderniss vollkommener Maase und Gewichte, die genaue Bestimmung eines Maasstabes. *II. Abschn.* Ueber das zweyte Erforderniss vollkommener Maase und Gewichte, die Unveränderlichkeit des Maasstabes. *III. Abschn.* Ueber die Nothwendigkeit, den Maasstab der Maase aus der Natur zu nehmen. *IV. Abschn.* Ueber die Länge des einfachen Pendels, betrachtet als Maasstab des Längenmaases. *V. Abschn.* Ueber den Meridian des Erdbodens, betrachtet als Grundlage des Längenmaases. *VI. Abschn.* Wie ein Bogen des Meridians mit der gehörigen Genauigkeit zu messen sey. *VII. Abschn.* Ueber die Gröse des Umfanges des Erdbodens. *VIII. Abschn.* Ueber denjenigen Theil des Meridians, welcher als Maasstab der Längenmaase gebraucht werden mus; und über die Länge des Mètre. *IX. Abschn.* Ueber die Wahl zwischen der Länge des Pendels und des Mètre, als natürlichen Einheiten der Längenmaase. Einwürfe beantwortet. *X. Abschn.* Ueber das vierte und fünfte Erforderniss vollkommener Maase: dass die, zur Grundlage dienende Gröse unveränderlich seyn, und, wenn sie verloren gegangen, aufs Neue müsse bestimmt werden können; und über die, bey der Verfertigung der Maasstäbe anzuwendende Sorgfalt. *XI. Abschn.* Ueber die Unterabtheilungen der Maase. *XII. Abschn.* Ueber die besonderen Arten von Maasen, und über die Längenmaase insbesondere. *XIII. Abschn.* Ueber die Maase der Oberflächen, und über die Maase der Länder. *XIV. Abschn.* Ueber die Gewichte. *XV. Abschn.* (Deel II) Ueber die Maase fester Körper, und über die Inhaltsmaase. *XVI. Abschn.* Ueber die Münzsorten. (Besonders ausführlich über die holländischen Gold- und Silbermünzen.) *XVII. Abschn.* Ueber die Zeit. Resultat: Den Tag, statt 12 Stunden, in 10 eintheilen zu wollen, kann nur für Berechnungen der Sternkundigen und Seefahrer, aber nicht für das gemeine Leben, von Nutzen seyn. *XVIII. Abschn.* Ueber das achte und letzte Erforderniss vollkommener Maase und Gewichte: dass ihr System allen Völkern auf gleiche Weise sich empfehle.

Anhang. Genaue Untersuchung einiger, in Holland gebräuchlichen Maase; nebst einer nähern Beleuchtung der Namen, die man den neuen Maasen gegeben hat. Die gedachten holländischen Maase sind: das rheinländische Fusmaas; der amsterdamer Schuh; die haagsche Elle; die, in Amsterdam gebräuchlichen Ellen; die, in Delft gebräuchlichen Ellen; das Troygewicht; das haagsche Gewicht; und das Gewicht in Delft. Bey der Beleuchtung der neuen Namen ist auch auf die neueste französische Verordnung, vom 13 Brumaire IX (4 Nov. 1800), worin die allgemeine Einführung des Decimalsystems der Maase und Gewichte auf den 1 Vendemiaire X (23 Sept. 1801) festgesetzt wurde, Rücksicht genommen. Dass auch die batavische Regierung am 8 Junius 1802 die Einführung jenes Decimalsystems in gesetzlicher Form verordnet hat, konnte der Vf., als er dieses schrieb, noch nicht wissen. — *Zusätze.* Erklärung der (XLVIII) *Vergleichungstafeln* der Maase und Gewichte. Wie nützlich diese, mühsam ausgearbeiteten, und sorgfältig erklärten *Vergleichungstafeln* seyn müssen, kann man sich leicht vorstellen. Sie erstrecken sich auf alle gewöhnliche Maase und Gewichte, und die alten Maase und Gewichte der bekanntesten Länder sind mit den neuen französischen verglichen. Wie natürlich, ist das Medicinalgewicht auch nicht vergessen. Die (IV) *Hülfstafeln* betreffen 1) das Längenmaas nach Ruthen und Schuhen, in gemeinen Zollen; 2) dasselbe in Quadratzollen; 3) dasselbe in Würfelzollen; und 4) das Medicinalgewicht.

Leipzig, b. Hinrichs: *Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften*, theils für den öffentlichen, theils für den Privatgebrauch in denselben, besonders auf Gelehrten- und Bürgerschulen eingerichtet; dann aber auch zur eignen Belehrung zu gebrauchen. *Erster Band*, welcher *die reine Arithmetik und Geometrie*, besonders für den öffentlichen Unterricht auf den benannten Schulen, enthält, von *Joh. Gottl. Schmidt*, d. W. M. und Mathem. zu Pforta. 1803. 381 S. 8. mit 8 Kupfertafeln. 1 Rthlr. 16 gr.)

Der weitläuftige Titel bestimmt das Buch, wie man sieht, hauptsächlich für öffentliche Schulen, und sodann auch zum Privatunterricht und zur eigenen Belehrung. Ungeachtet wir nun dergleichen Bücher im Ueberflusse haben: so kann man doch die Rechtfertigung gelten lassen, dass der Lehrer einer öffentlichen Anstalt, gerade für *seinen* Zweck, für *seine* Lehrart, für *seine* Schüler auch am besten *sein* eigenes Buch zum Grunde legen könne; um so mehr dann, wenn ihr Verfasser nicht blos andere abgeschrieben oder ausgezogen, sondern die Materien selbst durchdacht und selbst geordnet hat. Dies müssen wir nun dem Vf. des vorliegenden Buchs allerdings einräumen. Die Sätze sind faslich vorgetragen, und der Vf. zeigt sich allenthalben als selbstdenkenden Mathematiker, der seinem Fache gewachsen ist. Nur will uns die *Ordnung* der Materien nicht recht gefallen; nicht etwa, als ob wir dem Vf. vorwerfen wollten, unordentlich geschrieben zu haben; vielmehr ist uns das Absichtliche und Ueberdachte in der gewählten Anordnung nicht entgangen; aber — es mag Angewöhnung an den Euklidischen Gang seyn, diese Anordnung kam uns nicht durchaus methodisch und zweckmäsig vor; z. B. die Aufgabe von Halbirung des Winkels *nach* dem Lehrsatz von der Summe der Winkel im Dreyecke folgen zu lassen u. dgl. Ueberdiess glauben wir, in einem Buche, woraus sich der Anfänger belehren soll, müsse nicht blos Ordnung wirklich da seyn, sondern auch so viel möglich in

die Augen fallen. Dieſs letztere hätte durch Abſchnitte ſowohl in der Arithmetik als Geometrie bewirkt werden ſollen. Hier geht aber der Vortrag in einem fort, ohne dem Schüler Ruhepuncte und ſyſtematiſche Ueberſicht zu gewähren. Auch hätten wir mehr *Kürze* gewünſcht. Die Erklärung der wörtlichen und ſchriftlichen Zahlenbezeichnung nimmt *zehn* Seiten, die Diviſion *ſechzehn* Seiten ein. Wie gedehnt iſt der Vortrag bey der Aufgabe: auf eine gerade Linie eine andere ſenkrecht zu ziehen; ferner bey der Lehre von den Parallellinien, bey dem Beweiſe der Aehnlichkeit der Durchſchnitte einer Pyramide u. ſ. w. — Und nun noch einige andere Bemerkungen. S. 96 ſcheint uns die Angabe der Merkmale, woran man erkennen kann, ob eine Zahl durch 7 aufgehe, ziemlich überflüſſig. Für die übrigen einfachen Ziffern auch etwa für 11 und 12 ſind dergleichen Merkmale brauchbarer. — S. 153 iſt der Beweis für Ausziehung der Quadratwurzel, und eben ſo S. 173 der für die Cubikwurzel übergangen. — S. 190 heiſst es: „die Zahl, welche anzeigt, wie viel mal ein *nach-folgendes Glied in ſeinem vorhergehenden* enthalten „iſt, heiſst der Exponent des Verhältniſſes.“ Dieſs iſt gerade das Umgekehrte von der gewöhnlichen Bedeutung. Daſs es kein Druckfehler ſey, lehrt die Folge. — Von Progreſſionen und Logarithmen iſt gar nichts beygebracht. — Daſs der Vf. vor der Lehre von den Parallellinien, Sätze von der Lage der Linien mehr als gewöhnlich auseinanderſetzt, iſt ſehr zu billigen; die *geometria ſitus* verdient mehr Erörterung, als ihr in den Lehrbüchern meiſtens zu Theil wird. Auch der Vortrag von Entſtehung der Prismen u. ſ. w. iſt beyfallswerth. — So wenig übrigens Rec. ein ſtrenger Puriſt iſt: ſo würde er doch *Vertex*, *opponirt*, *Diameter*, *Centrum*, *Chorde* u. a. mit deutſchen Wörtern vertauſcht haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Supprian: *Saadi's, des weiſen Perſers, Königsſpiegel.* Herausgegeben von *J. G. Grohmann*, Prof. zu Leipzig. Mit dem Bildniſs des Saadi. 1802. XX u. 172 S. 8. (18 gr.)

Nach *Herbelot* war dieſer perſiſche Dichter zu *Schiras* im Jahr 571 der Hegira (1193 unſerer Zeitrechnung) geboren, ſoll ein Alter von 120 Jahren erreicht haben und im Jahr 691 der H. (1313 u. ZR.) geſtorben ſeyn. Er iſt den Europäern durch *drey* Werke bekannt worden, *Guliſtan* oder der *Roſengarten*, *Boſtan*, der *Obſtgarten*, und *Molamaat*, die *Strahlen*. Von den beiden erſtern hat der Baron *Rewiczki von Rewiſsnie* Auszüge geliefert. *Boſtan* und *Molamaat* ſind durchaus metriſch, *Guliſtan* proſaiſch mit untermiſchten Verſen. Eine vollſtändige Ueberſetzung mit dem perſiſchen Original zur Seite, lieſs *Georg Gentius* vom *Guliſtan*, im Jahr 1651 zu Amſterdam bey Joh. *Blaev* in Fol. unter dem Titel *Roſarium politicum* drucken, und im Jahr 1687 erſchien eine Ausgabe derſelben mit Kupfern in 12. Hr. G. hat keine Zeile von Nachricht beygefügt, woher er ſeine Ueberſetzung genommen hat. Einige der hier gelieferten 48 Stücke befinden ſich in der Folioausgabe des *Gentius* vom Roſengarten, die wir vor uns haben, wiewohl in veränderter Geſtalt, die meiſten ſind aber anderswoher entlehnt, vielleicht aus den *Aſiatic Miscellanies*. Jene ſtehen im *erſten Buche* des *Roſarii*, welches *de moribus regum* überſchrieben iſt und von *Gentius* gleich zu Anfange ſeiner Vorrede auch *Speculum regum et principum* genannt wird, woher vielleicht der Titel dieſer Ueberſetzung entſtanden iſt. Die deutſche durchaus proſaiſche Ueberſetzung — das perſiſche Original iſt, wie geſagt, vermiſcht, proſaiſch und metriſch — iſt angenehm, leicht und flieſsend, und beſtätiget das günſtige Urtheil, welches der gelehrte Baron *Rewiczki* von dieſem Dichter gefällt hat. Der Gang der kurzen Erzählungen, die dieſe Ueberſetzung liefert, iſt ganz einfach, der Ton und die Manier des Vortrags gefällig und ſanft. Ihr Stoff iſt eben nicht von Bedeutung; er beſteht aus kleinen Geſchichten, Anekdoten und eigenen Erfahrungen aus dem geſellſchaftlichen Leben; aber die Art, wie der Dichter ſich derſelben zu moraliſchen Zwecken bedient, und die Wendungen, die er in dieſer Rückſicht nimmt, ſind fein und ſinnreich; Lehren der Weisheit und Klugheit anſchaulich zu machen, iſt der Hauptzweck dieſer Erzählungen. Der Titel *Königsſpiegel* iſt aber dem Inhalte nicht ganz entſprechend; die Materie der Erzählungen iſt nicht immer aus der Sphäre des Hof- und Regentenlebens und der höhern Staatsbedienungen, ſondern auch aus dem kleinern Wirkungskreiſe der niedern Stände genommen, und viele Moralen und *Maximen* ſind von allgemeinerm Intereſſe. Von den originellen Formen der Gedanken des Perſers mag wohl, da eine Ueberſetzung aus einer andern in unſeren europäiſchen Sprachen vielleicht durch die dritte und vierte Hand, abſtammt, vieles verwiſcht ſeyn. Wie verſchieden iſt ſchon der Ton und Ausdruck in nachſtehenden zwey deutſchen Ueberſetzungen, von welchen die erſte proſaiſche dieſem Buche, die andere metriſche *Herdern*, in der *vierten Sammlung* ſeiner *zerſtreuten Blätter* (Gotha 1792), wo die meiſten der daſelbſt geſammelten Blumen morgenländiſcher Dichtkunſt, aus *Saadi* genommen ſind, angehört.

Grohmann.

Die Höflinge.

Nourſhivan der Gerechte war eines Tages auf der Jagd, und wollte ein von ihm erlegtes Wild genieſsen; aber es fehlte ihm an Salz. Er ſchickte in das nächſte Dorf, *deſſen zu holen* (!), und verbot, es ohne Bezahlung zu nehmen.

„Was könnte daraus für ein Unglück entſtehen“, ſprach einer von den Höflingen, „wenn ein König ein Biſschen Salz nicht bezahlte?“

Nourſhivan gab zur Antwort: „Wenn ein König in dem Garten eines ſeiner Unterthanen einen Apfel pflückt, ſo kommen des folgenden Tages die Höflinge, und hauen die Bäume ab.“

Her-

Herder.

Salz.

Nuschirvan, der Gerechte, speiſt' einmal
auf ſeiner Jagd in freyem Felde. Salz
gebrach ihm. Holet, ſprach er, Salz,
im nächſten Hauſe; doch bezahlt das Salz.
Wie? ſagten ſeine Diener, groſser König,
bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?"
Aus ſolchen Kleinigkeiten, ſprach Nuſchirvan,
iſt aller Druck entſtanden, der die Welt drückt."
Alles Uebel der Welt iſt aus dem kleinſten entſproſſen;
Klein war der Anfang ſtets jeder unedeln Gewalt.
Brach der König nur einen Apfel vom Baume des Armen;
Hieben die Knechte ſofort, nieder zur Wurzel, den Baum.
Eignete er fünf Eyer ſich zu; ſie nahmen der Hennen
Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Gentius überſetzt dieſe Erzählung ſo;

Narrant hiſtoriae; juſto Nuſchirvano in venatus campo, praedam a ſuis aſſatam fuiſſe: deficiente forte ſale, ſervum in proximam villam miſerunt, qui ſal afferret: Momenti Nuſchirvano, ut ſal pretio emeret, ne malus mos inde natus, villam vaſtaret; inquiunt miniſtri: Ex re adeo parvi momenti, quid damni ſurgere poteſt? Nuſchirvanus reſpondet: Iniquitatis initia in hoc orbe primum fuerunt exigua, quae a poſteris paulatim aucta, in tantum adolevere.

Si Rex ex ſubditi horto unum pomum comederit;
Servi ipſius arborem ipſam eruerint.
Si Rex quinque ovorum iniquitatem licitam duxerit;
Continuo milites ejus mille gallinas vero fixerint.
Non reſtat iniquus iniqui temporis autor:
Reſtat vero aeternum ſuper illo diriſſima execratio.

Man ſieht leicht, daſs unter dieſen drey Ueberſetzern der zweyte den Genius des Perſers am beſten aufgefaſst und wiedergegeben habe.

Weimar, im Induſtrie-Comptoir: *Neues Natur- und Kunſtlexicon*, enthaltend die wichtigſten und gemeinnützigſten Gegenſtände aus der Naturgeſchichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. Zum bequemen Gebrauch inſonderheit auch für Ungelehrte und für gebildete Frauenzimmer ausgearbeitet von *G. H. C. Lippold*, und herausgegeben von *C. Ph. Funke*. — *Erſter Band.* 1801. 1203 S. (A — I) (4 Rthlr.) *Zweyter Band.* 891 S. (K — R) gr. 8. (3 Rthlr.)

Man hat naturhiſtoriſche, phyſicaliſche, chemiſche und Gärtner-Wörterbücher u. ſ. w., die alle für dieſe einzelnen Zweige ausſchliefslich berechnet ſind, und dieſelben ausführlich behandeln. Dieſs Lexicon, welches Hr. *Lippold*, Prediger in Hersdorf bey Wörlitz, nach dem Plane des bekannten Herausgebers ausgearbeitet hat, erſtreckt ſich über mehrere Theile der gemeinnützigen Natur- und Kunſtwiſſenſchaften. Rec. hat nicht nöthig, eine ausführliche Anzeige von dieſem Werke zu liefern, da er die Ausarbeitung ganz den Verſprechungen getreu findet, die in einer beſondern Ankündigung und in der Vorrede gemacht worden ſind. Es ſoll die Stelle des *veralteten Hübneriſchen* Natur- Kunſt- und Gewerbslexicons vertreten, und iſt daher ein zweckmäſsiges und bequemes *neues* Hülfsmittel zur Belehrung über die wichtigſten Gegenſtände aus dem Gebiete der Natur und Kunſt, und zwar für alle diejenigen, welche nicht aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen können. Dafs der Vf. mit Vorliebe die Gegenſtände aus der Naturgeſchichte bearbeitet, wird der Leſer ſogleich finden, und auch dieſs, daſs er ſogar dieſe Wiſſenſchaft in der freyen Natur ſelbſt ſtudirt hat; daher es denn aber auch kommen mag, daſs dieſer Theil des Wörterbuchs am ausführlichſten behandelt worden iſt, ſo daſs vielleicht eine zweckmäſsige Abkürzung mancher ſolcher Artikel einen *dritten* Band (denn mit dem zweyten iſt das Werk, wie doch verſprochen worden, nicht geſchloſſen, ſondern läſst noch einen dritten erwarten) überflüſsig gemacht hätte. Die Quellen, aus welchen der Vf. geſchöpft hat, ſind allezeit hinter dem Artikel angegeben; nur hätte der Vf. auch bey *Blochs* Naturgeſchichte der Fiſche, wovon er nur die Abſchrift beſeſſen, und alſo den Theil und die Seitenzahl nicht hat angeben können, wenigſtens ein Exemplar leihen ſollen, um dieſs noch beyzufügen, da die genauere Angabe dieſes Werkes eben ſo nöthig iſt, als die der übrigen angeführten Schriften.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, in d. Schäfer. Buchh.: *Observationum botanicarum* faſciculus primus. Scripſit *Hom. Ad. Hedwig*. Cum tabb. XI. pictis. 1802. 16 S. 4. (3 Rthlr.) Es iſt nicht abzuſehen, was Hn. *H.* bewogen haben mag, dieſe zwey Bogen Text und elf mittelmäſsige oder ſchlechte Tafeln als eine einzelne Schrift heraus zu geben, da, was wichtig ſcheinen könnte, ſich füglich auf zwey Tafeln darſtellen, auf einem halben Bogen beſchreiben, und irgend einer botaniſchen Zeitſchrift einverleiben liefs. Gleich die erſte Tafel, die *Funks Tetraphis ovata* darſtellen ſoll, iſt ſo ſehr unter aller Kritik, daſs man Hedwigs des Vaters Meiſterwerke kennen muſs, um den Abſtich deſto empfindlicher zu fühlen. Calyptra und Deckel, ſagt der Vf., habe er nie geſehen, und doch bildet er ſie ab. Die Zähne des Periſtoms könnten eher für eine Schweinsklaue gelten. Dann folgt *Tremella lactea* im Texte *Tr. nivea*, nicht viel beſſer dargeſtellt. Der Vf. fand ſie an den Halmen der Riedgräſer unter Waſſer. Die übrigen Kupfer enthalten Schwämme, worunter Rec. Taf. 5. *Pollinxia fuſca*, Taf. 8. und 9. mehrere Octoſporen, und Taf. 11. zwey *Lycoperda* auszeichnet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Junius 1803.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, im Industrie-Comtoir: *Die Rosen*, nach der Natur gezeichnet und colorirt, mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet von Dr. *Rössig*. *Erstes* und *zweytes Heft*. Taf. I—X. gr. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Ein deutsches Prachtwerk, welches der Verlagshandlung alle Ehre macht. Die Künstler haben im Ganzen genommen die Natur erreicht, auch Hr. *Rössig*, der die botanische Bestimmung zu besorgen hatte, ist wegen seiner sorgfältigen Bearbeitung zu rühmen. Doch möchten gerade in botanischer Rücksicht noch am ehesten Blössen entdeckt werden. In der voran geschickten Terminologie findet Rec. einige auffallende Fehler: z. B. verwechselt Hr. *R. wollig* und *filzig*: er unterscheidet *oval* von *elliptisch*, welches doch einerley ist. Von *eyförmig* (*ovatum*) giebt er keine genügende Erklärung, die er in *Willdenow's* Anfangsgründen besser hätte finden können. Was die Kupfer selbst betrifft: so ist Nr. I. die *Centifolie* zwar recht gut gearbeitet, und besonders sticht das glänzende Grün der Blätter, gegen das matte Grün der *Monatsrose* Nr. VIII. sehr gut ab. Allein, um die Unterschiede dieser beiden leicht zu verwechselnden Arten noch mehr ins Licht zu setzen, hätte doch die untere Fläche der Blätter genauer gezeichnet werden müssen, damit man die Härchen auf den Nerven der Centifolien-Blätter und die Zotten-Haare auf der Unterfläche der Blätter der Monatsrose hätte sehen können. Die letztere (Nr. VIII.) ist überhaupt sehr flüchtig gezeichnet: die Blattstiele, Blüthenstiele, Kelche und Fruchtknoten sind ganz glatt, da alle diese Theile wenigstens mit gestielten Drüsen und die Blattstiele oft mit weichen Stacheln besetzt sind, welche bey der Centifolie gewöhnlich an den Blattstielen vermisst werden. Bey Hn. *R's.* Beschreibung dieser beiden Arten bemerken wir, dass die Blätter der Centifolie nicht eyförmig (*ovata*) sondern rundlich, oval, sind. Richtig ist es, wenn er dem Blattstiele Stacheln giebt, die aber die Zeichnung nicht ausdrückt, und auf die Unterscheidungs-Kennzeichen von der Centifolie macht er auch nicht aufmerksam, nur dass er der Monatsrose schmalere Blätter giebt, als der Centifolie. Nr. II. *Die gelbe Rose* (*Rosa lutea*, hier *cerea* genannt.) An der Zeichnung ist auszusetzen, dass die rothen Punkte, die die Drüsen der Kelchblätter vorstellen sollen, auch über den Fruchtknoten, ja sogar über den Blumenstiel weggehn, welche letztere Theile doch vollkommen glatt sind. Ferner sind die Blattstiele ganz glatt gezeichnet, da sie doch hier und da einen feinen Stachel haben. Die Unterfläche der Blätter, die gewöhnlich mit Drüsen besetzt ist, ist gar nicht angegeben. Die doppelt gesägten Ränder der Blätter fehlen; sie sind hier nur einfach gesägt; die Form der Blätter selbst ist zu schmal; sie sind eigentlich rundlich eyförmig. Die Beschreibung ist zu kurz, und besonders fehlt die Angabe des Wanzen-Geruchs der Blume, wodurch sich diese Art, mit ihrer Abart, der Sammtrose, so sehr auszeichnet. Nr. III. Die *Mayrose* (*Rosa cinnamomea* hier *maialis*). Die Zeichnung ist, im Ganzen genommen, richtig. Nur hätten die feinen Haare und kurzen Stacheln des Hauptblattstiels ausgedrückt werden müssen. Die Beschreibung ist untadelhaft: nur bemerkt Hr. *R.* dass das Vaterland dieser Rose unbekannt sey, da sie doch in Deutschland wild wächst. Nr. IV. Die *Burgunder-Rose*. Der systematische Name *R. parvifolia Ehrh.* hätte doch angegeben werden müssen. *Guillemeau* hält sie fälschlich für die *R. pumila*, welche letztere sich doch durch borstige Fruchtknoten sehr wesentlich unterscheidet. Die vorliegende Zeichnung ist unstreitig eine der mittelmässigsten, und stellt keine der wesentlichen Bestimmungen dar, weder die drüsigen Blumenstiele, noch die feinen Stacheln an den Blattstielen und den Aesten, noch die Zottenhaare auf der Unterfläche der Blätter, noch die runzliche Beschaffenheit der letztern, worauf auch Hr. *R* in der Beschreibung nicht einmal Rücksicht nimmt. Dagegen führt er, gegen alle Gesetze der Wissenschaft, die Carminfarbe der Blume als wesentliches Kennzeichen an. Nr. V. Die *Sammtrose*, hier die feuerfarbene genannt. (*Rosa lutea β. bicolor.*) Die Zeichnung ist, bis auf die Blätter, die verfehlt sind, richtig; besonders ist der Ueberzug der Kelchblätter richtig begränzt und besser dargestellt, wie bey Nr. II. In der Beschreibung fehlt ebenfalls die Angabe des Wanzen-Geruchs der Blumen. Nr. VI. Die *Moosrose*. Die Zeichnung der klebrigen gestielten Drüsen, deren Stiele vielfach getheilt sind, ist nicht sorgfältig genug. Auf dem einen Blatt ist auch der Rost (*Accidium rosarum*) illuminirt, welches wohl hätte wegbleiben können. Dass die Moosrose, wie Hr. *R* sagt, auf den Alpen einheimisch ist, hätte erwiesen werden müssen. Rec. weiss von dem Vaterlande dieser Art nichts, und glaubt, dass sie erst durch die Cultur entstanden ist. Nr. VII. Die *glänzende Rose* (*R. lucida*) Hr. *R* sagt: Einige nennen sie *R. pimpinellifolia*. Allein die letztere hat glatte Fruchtknoten, welche bey dieser Art borstig sind; auch sind die Blätter hier viel schmaler und lanzetförmig, bey der *R. pimpinellifolia* aber zugerundet. An der Zeichnung ist nichts auszusetzen: auch

auch die Farben sind gut aufgetragen. Das Vaterland, sagt Hr. R., sey ungewiss: es ist aber Pensylvanien und Kanada. Nr. IX. *Rosa spinosissima*, heisst hier *R. pimpinellifolia*. Diese Verwechselung fällt sogleich durch den ersten Anblick der Zeichnung auf. *Rosa pimpinellifolia* nämlich hat blassrothe Blumen, die hier weiss sind, und bey weitem nicht so häufig gedrängte ungleiche Stacheln am Stamm und den Aesten, wie die *R. spinosissima*. In der Beschreibung kommen mehrere Fehler vor: Hr. *R.* sagt: die Blätter seyn *subrotunda;* in der Zeichnung aber sind sie ganz richtig eyförmig und etwas lanzettförmig. Er sagt, die Blumenstiele seyn glatt: sie sind aber borstig. Nr. X. *Rosa rubiginosa*, die *Weinrose*, heisst hier *R. Eglanteria rubra*. Die Zeichnung ist gut; nur dass die Blattstiele keine Stacheln haben, und dass der Unterfläche der Blätter die klebrigen Drüsen fehlen. Die Beschreibung ist gut, aus *Willdenows* Baumzucht entlehnt.

Nürnberg, in d. Raspischen Buchh.: *Allgemeines botanisches Repertorium*, zum gemeinnützigen Gebrauch für jeden Kenner und Liebhaber dieser interessanten Wissenschaft, von *Friedr. Ludw. Langstedt*, der Weltweish. Doctor und Privatlehrer zu Göttingen. *Erster Band.* A—F. 1801. 768 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine möglichst-vollständige Sammlung der Synonymieen, genaue Angabe der Etymologie der Kunstausdrücke und Pflanzen-Namen, kurze Anführung der besten Beschreibung und Abbildung der Pflanzen, nebst der Auseinandersetzung des medicinischen, ökonomischen und technischen Gebrauchs; das war es, was Rec. in diesem Werke vermuthete, und vermöge dieser vorgefassten Idee glaubte er ein nützliches Buch zu bekommen. Aber dafür hat Hr. *L.* ein elendes, geistloses Machwerk, ohne Sachkenntniss und ohne Beurtheilung zusammen geschrieben, und fast allein aus *Nemnichs* Lexikon, aus *Beckmanns* und einigen andern Arbeiten alles zusammen gerafft, was ihm eben in den Wurf kam. Der Liebhaber der Botanik wird dieses Buch nicht brauchbarer finden, als der Kenner; denn kein einziger Artikel ist mit Verstand ausgearbeitet. Nirgends sind die Synonymieen beygebracht, selten das Vaterland angegeben, überall kommen grobe Verstöfse gegen Botanik und Sprachkenntniss vor. Rec. hebt blofs wenige Artikel aus, wie sie ihm eben aufstofsen. *Aconitum Lycoctenum* soll blau blühen. Wer weiss nicht, dass es gelbe Blumen hat? *Adiantum lunulatum* soll in Nordamerika so häufig wachsen, dass die Kaufleute ihre Waaren damit einpacken. Dieses Farrenkraut wächst aber in Bengalen, wo es auch nur selten vorkommt. Von *Aeschynomene* werden exotische Benennungen angeführt, ohne zu sagen, in welcher Sprache. *Ambelonia auda Aubl.* wird unter diesem Namen aufgeführt, ohne zu sagen, dass sie jetzt *Willughbeya* heisst. *Anastomoses* sollen Pflanzen seyn, die mit ihren Spitzen zusammen laufen. (Wie unverständig!) Es ist von den Gefäfsbündeln oder Rippen der Blätter die Rede. *Anciſtrum* soll Widerhaken am Kelche haben; sie sitzen aber am Saamen. *Anthericum calyculatum* wird allein unter diesem Namen aufgeführt, da es doch jetzt *Helonias borealis*, sonst auch *Tofieldia*, *Scheuchzeria*, *Heriteria* und *Phalangium* genannt wurde. Bey *Caryophyllus aromaticus* fehlt auch der systematische Name *Eugenia caryophyllata*. Bey *Cauda* sind alle gleichbedeutende Wörter aus *Nemnich* abgeschrieben, aber mit keiner Sylbe erklärt, was man in der Botanik darunter versteht. Bey *Croton lacciferum* heisst es: nach Einigen soll der Baum selbst das Gummi-Lack ausschwitzen, nach andern sind es die Excremente der rothen Ameisen, und dabey wird der Artikel *Coccus* citirt, der gar nicht in diesem Buche vorkommt. Man sieht, der Vf. schrieb gedankenlos diesen Artikel aus irgend einem andern Wörterbuch aus, ohne sich um *Kerrs* (*Philos. transact. T.* 1781.) und *Sprengels* (*antiqu. botan.* p. 86. sq.) Untersuchungen über die *Lacca* zu bekümmern. Bey *Conmarouna odorata Aublet.* erfährt man nichts davon, dass dieser Baum die bekannten Tonca-Bohnen trägt, und dass es *Dipteryx odorata Schreb.* ist. Bey *Datisca cannabina* steht kein Wort von ihren medicinischen Kräften. Unter *Evea guianenses* wird von der *Hevea* gesprochen, ohne zu bemerken, dass dieser Baum vorzüglich das Federharz liefert. *Epistomium* übersetzt der Vf. durch den Deckel auf den Antheren der Moose. Er weiss also nicht, dass, was Linné bey den Moosen Antheren nannte, die Fruchtkapsel ist. Doch Rec. wird müde, Beweise von der Unwissenheit des Verfassers und von der Unbrauchbarkeit dieses Werkes zu geben.

Leipzig, in d. von Kleefeld. Buchh.: *Oekonomisch-botanische Beschreibung der verschiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Rosen*, zu näherer Berichtigung derselben, für Liebhaber von Lustanlagen und Gärten, von D. *C. G. Rössig*, Prof. in Leipzig. *Zweyter Theil.* Nebst Nachträgen zu dem ersten Theile. 1803. 246 S. 8. (18 gr.)

Die genaue Bestimmung der Rosen hat so grofse und zum Theil noch gröfsere Schwierigkeiten als die Auseinandersetzung derer Gattungen, wovon mehrere Arten cultivirt werden. „*Cultura, tot varietatum mater, optima quoque varietatum examinatrix est*“ sagt Linné; aber er setzt auch gleich hinzu: „*Varietates diversas sub sua specie colligere, non minoris est, quam species sub suo genere collocare.*“ Das Verdienst einer solchen Unterordnung der durch Cultur entstandenen Spielarten unter die wesentlich verschiedenen Arten ist um so gröfser, je auffallender dem ungeübten Auge die Abweichungen der Formen (besonders bey den Rosen) erscheinen. Aber von der Gröfse eines solchen Verdienstes scheint der Vf. dieser *Rhodologie* keine Begriffe zu haben. Nicht allein fehlte er darin, dass er die Bearbeitung dieser Monographie anfing, ehe er das ganze Feld übersah, welches er durchzumustern sich vornahm; daher unaufhörliche Nachträge und

Nach-

Nachträge zu Nachträgen nothwendig werden; sondern er stellt auch ohne alle Ordnung eine Varietät nach der andern hin, uneingedenk des Linné'schen Ausspruches: „*Varietates leviſſimas non curat botanicus.*“ Rec. muss frey bekennen, dass durch diese Monographie noch mehr Verwirrung in die Rosen-Historie gebracht zu werden scheint, als vorher darin herrschte. Beweise von dieser Behauptung braucht man gar nicht ängstlich zu suchen. Die Rose von Meaux, die Burgunder und Champagner Rose werden an verschiedenen Orten aufgeführt; da sie doch alle zur *Rosa parvifolia Ehrh.* gehören. Ganz richtig ist die Idee des Vfs., durch genauere Unterscheidung der Formen des Fruchtknotens die Arten und Abarten der Rosen selbst sorgfältiger zu bestimmen. Aber Rec. sieht aus dem Detail selbst, dass es dem Vf. an deutlichen Begriffen hierüber fehlt. Ohne irgend ein erläuterndes Beyspiel anzuführen, unterscheidet er den ovalen von dem eyförmigen, diesen von dem halbkugelichten Fruchtknoten, und nun noch die Rieben- (Rüben-) Form von der Birn- und Kugelform. Wie die Unterabtheilung, der eingeschnittenen und uneingeschnittenen Blumendecke zu verstehen und anzuwenden sey, sieht Rec. nicht wohl ein. In der Literatur der Rosen kommen auch die Schriften über die Rose von Jericho vor, welches bekanntlich ein Sommergewächs, *Anaſtatica hierochuntica*, ist. Zum Ueberdruss des Lesers werden eine Menge Floren angeführt, worin kaum die Rede von genauerer Bestimmung der Rosen ist. Auch steht hier eine „*Flora Pannoniae a Comite Wallenſteinio edita.*“ Wahrscheinlich sind die *Waldstein'-Kitaibel'schen* Beschreibungen und Abbildungen hungarischer Pflanzen gemeynt. Rosen-Archäologie. Von den Feinden der Rosen, besonders von den Insekten, die hier nach systematischer Ordnung angegeben sind, und endlich die Ordnung der von *Lawrence* gelieferten Rosen-Gemälde.

Leipzig, b. Supprian: *Handbuch der Pflanzenkenntniſs*, für Oekonomen, Gartenliebhaber, Forstleute, Manufakturisten und Apotheker, zur leichtern und vortheilhaftern Betreibung ihrer verschiedenen Geschäfte; von *F. C. Berger.* 1801. 446 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dem Vf. fehlt es an allen erforderlichen Kenntnissen und Talenten, um ein guter populärer Schriftsteller über die Botanik zu seyn. Die erste Foderung, welche man an jeden machen kann, der es unternimmt, eine Wissenschaft gemeinfasslich vorzutragen, muss doch wohl die seyn, dass er die Wissenschaft selbst kenne und dass er beträchtliche Fortschritte in derselben gemacht habe; aber auch diese erste Foderung bleibt bey dem Verfasser unbefriedigt. Gedankenlos hat er das Meiste aus verlegenen Büchern oder aus Collegien-Heften zusammen gestoppelt, und dieses unverdaute Zeug in der gemeinsten Sprache vorgetragen. Zuerst handelt er *von den Beſtandtheilen der Pflanzen.* Da erfahren wir, dass das vegetabilische Laugensalz aus Kalkerde, Phlogiston und Feuermaterie, das mineralische Laugensalz aus Bittererde, Phlogiston und Feuermaterie; dass das ätherische Oel, mit Brennbaren stark beladen, den Zucker bilde; dass in hundert Pfunden *grünen frischen* Pflanzen sich ungefähr 12 bis 13 Pfund fettes ausgepresstes Oel befinden; dass eben dieses fette Oel mit Säuern und Erde verbunden, Gummi bilde, Harze liefere theils die Natur, theils die Kunst. Die Wege der Natur seyn: a) die Gährung; b) die Extraction mit Oel oder Weingeist; c) heftiges Kochen mit Wasser; d) das Aufsieden des frisch ausgepressten Saftes. Das sind nur einige Proben der phytochemischen Kenntnisse des Vfs. Rec. versichert, dass jede Periode von solchen Schnitzern Beweise liefert. Nun folgt eine Art von Terminologie, aber so erbärmlich, dass man nicht weiss, ob man der Thorheit des Vfs., in einem ihm ganz fremden Fache Schriftsteller seyn zu wollen, lachen oder ihn bemitleiden soll. „Ranken, *cirrhi*, sind schnurförmige Bänder zur Haltung schwacher Gewächse an fremden Körpern.“ — „Die Blätter sind, wie Wurzel und Stamm, aus Oberhaut, Rinde, holziger Substanz und Mark zusammen gesetzt. Das Mark liegt zwischen einem holzigen Netze, das auf beiden Seiten mit einer rindenähnlichen Haut, dem *Cutikel*, überzogen ist, die aus einem saubern Netze von Gefäsen und feinen Drüsen besteht, und von dem sehr zarten Oberhäutchen, das zu äusserst die Blätter überzieht, verschieden ist.“ Den Zweck des Honigsafts in den Blüthen kennt der Vf. nicht. Die „flügelartigen, haarichten Ansätze“ der Saamen nennt der Vf. *cornula*: dies Wort ist Rec. nie vorgekommen.

Hierauf handelt der Vf. von den zum Nutzen des Menschen und der Thiere anzuwendenden Gewächsen, namentlich von Getraide-Arten, Küchen-Gewächsen, Futterkräutern, Manufactur-Arzneypflanzen, Garten-Blumen, Obstbäumen, Forsthölzern und Gesträuchen, alles ohne Kenntniss, Ordnung und Verstand zusammen gerafft. *Lathyrus odoratus, pratenſis, ſylveſtris* und *latifolius* stehen unter den Getraide-Arten. Die ganze Anleitung zur Cultur gehörte gar nicht in ein Handbuch der Pflanzen-Kenntniss, aber der Vf. hat sie treulich aus ökonomischen Büchern abgeschrieben.

Wien, b. Schalbacher: *Fern. Bern. Vietz — icones plantarum medico - oeconomico - technologicarum cum earum fructus uſusque deſcriptione.* Vol. II. — *Ferdin. Bern. Vietz, Abbildungen aller mediciniſch-ökonomiſch-technologiſchen Gewächſe*, sammt der *Beſchreibung ihres Nutzens und Gebrauches. Zweyter Band.* (Ohne Jahrzahl.) 64 S. 4. (20 Rthlr.)

Dieser Band enthält Taf. 111—222. doch fehlen drey Tafeln, nämlich 142, für *Juniperus lycia*, 171, für *Veratrum luteum* und 180, für *Pterocarpus ſantalinus* bestimmt. Der Vf. entschuldigt sich deswegen in einem beygelegten Blatte, dass er keine Abbildungen der genannten Gewächse habe auftreiben können; von *Juniperus lycia* hätte er sie indess aus *Labelii icon.* 221. entlehnen können. Im Ganzen kann man über die-

dieſe Kupfer kein günſtiges Urtheil fällen. Sie ſind gröſstentheils, und oft ſchlecht, copirt, grob gearbeitet, ſchlecht colorirt, und nicht wiſſenſchaftlich, zur Unterſcheidung der weſentlichen Merkmale, eingerichtet. Die Anordnung iſt alphabetiſch, und zwar nach den in den Officinen gebräuchlichen Namen, welches ſehr unbequem iſt. Die beygefügte lateiniſche und deutſche Beſchreibung iſt aus den gewöhnlichen Handbüchern zuſammen getragen. Rec. will einige Tafeln näher durchgehen. Taf. 111. *Rumex acutus*, aus dem *Blackwell*, doch die Blüthen etwas vergröſsert, ſieben Antheren: nichts von dem gezähnten Rande der Kelchblätter. Taf. 114. a. *Laurus nobilis*. Die Blätter ſchlecht: die Nektarien an den Staubfäden grob und unrichtig. Taf. 120. *Glycyrrhiza glabra*. Der Gattungs-Charakter im Kelche fehlt völlig. Taf. 121. *Myriſtica officinalis;* aus *Uſteri's* Magaz. St. 6. Taf. 136. *Cynomorium coccineum*, bey weitem nicht ſo gut, wie *Micheli's* Darſtellung. Taf. 138. *Aconitum Napellus*, ſchlecht colorirt, ohne Unterſcheidungs-Merkmale von *A. Cammarum*, *neomontanum* und *tauricum*. Taf. 166. *Roſa centifolia:* die Rippen der Blätter viel zu roth. Taf. 174. *Orchis Moria:* erbärmlich; die Zeichnung iſt eine aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Taf. 209. *Aſtragalus Tragacantha*. Es iſt nicht möglich zu errathen, was hier für eine Pflanze abgebildet iſt; auf keinen Fall aber iſt es der Traganth. Manche, aber nur wenige Abbildungen, ſind beſſer: z. B. Taf. 203. *Tamarindus indica*. Taf. 221. *Magnolia glauca;* auch Taf. 160. *Anthemis Pyrethrum*.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Hortus Herrenhuſanus*, ſeu plantae rariores, quae in horto regio Herrenhuſano prope Hannoveram coluntur, auctore *Jo. Chriſtoph. Wendland*. Faſc. 2—4. 1799—1801. tab. VII—XXIV. Fol. max. (7 Rthlr. 12 gr.)

Muſterhafte Abbildungen und genaue Beſchreibungen ſeltener exotiſcher Gewächſe zeichnen auch dieſe Fortſetzung ſo ſehr zu ihrem Vortheil aus, daſs wir ſie den beſten neuern Kupferwerken an die Seite ſetzen können. Ganz neue Arten ſind: 1) *Pultenaea retorta* Taf. 9. 2) *Pelargonium alternans* Taf. 10. 3) *Achyronia villoſa* Taf. 12. Die mit den Borbonien verwandte, neue Gattung *Achyronia* hat der Vf. ſchon in ſeinen *obſerv. botan.* p. 40. beſchrieben; ſo wie auch 4) *Billarderia canarienſis* Taf. 15. 5) *Wendlandia populifolia Willd.* von dem Vf. in ſeinen *obſerv. bot.* p. 38. als *Androphylax ſcandens* aufgeführt. Die hier abgebildeten, ſchon bekannten Arten ſind: 1) *Protea torta* Taf. 7. 2) *Protea mellifera* Taf. 13. 3) *Protea imbricata* Taf. 14. 4) *Protea pallens* Taf. 19. 5) *Protea conifera* Taf. 20. 6) *Pultenaea daphnoides* Taf. 17. 7) *Mimoſa linearis* Taf. 18. (Der *Mimoſa anguſtifolia hort. Schönbrunn.* tab. 301. ſehr ähnlich.) 8) *Bankſia dentata* Taf. 8. 9) *Hibiſcus ſpecioſus* Taf. 11. 10) *Solanum Veſpertilio* Taf. 21. 11) *Aſparagus retrofractus* Taf. 22. 12) *Roſa bracteata* Taf. 23. 13) *Hibiſcus incanus* Taf. 24. Einzelne Unvollkommenheiten in der Zeichnung und Ausführung könnte man zwar hier und da finden, z. B. daſs Taf. 19. die Blätter der *Protea pallens* mit ihrer bräunlichen Knorpelſpitze nicht ganz richtig gezeichnet und illuminirt ſind, daſs Taf. 8. die Unterfläche der Blätter der *Bankſia dentata* nicht weiſs genug ſind; aber dieſe Kleinigkeiten verringern den Werth der vortrefflichen Arbeit auf keine Weiſe.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, im Verlage d. Craz. Buchh.: *Neues Zeichen und Stickerbuch, mit ſechszehen Kupfertafeln*, (eigentlich acht colorirte und eben dieſelben wieder in bloſsen Umriſſen) *enthaltend nach der Natur ausgemalte Blumen und Früchte*, gezeichnet von *Lück*. Dritte Sammlung. 1801. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Umriſſe ſind zart; an den ausgemalten Blättern bemerkt man, ſo wie in den von uns zu ſeiner Zeit angezeigten frühern Heften oder Sammlungen dieſes Werks, eine leichte geübte Hand und ſchöne helle Farben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Langhof: *De Philoſophiae ſtudio ſcholarum doctoribus perquam utili*. Oratio ſolennis, quam pro munere docentis in Gymnaſio Lubecenſi rite petrando iuſſu magnificorum ſcholae illuſtris praefectorum publice habuit *Henricus Kunhardt*, Philoſ. Doct. Gymnaſ. Conrect. Bibliothecae publ. Praef. 30 S. 8. (4 gr.) Die Vortheile des Studiums der Philoſophie ſowohl überhaupt als einzelner Disciplinen für Schullehrer, in ſo fern es ihnen Mittel an die Hand giebt, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Lehrlinge kennen zu lernen, ihre moraliſche und religiöſe Denkart zu bilden, ihre moraliſche Erkenntniſs feſt zu gründen, gegen die Zweifelſucht, den Unglauben und den Leichtſinn des Zeitalters zu befeſtigen, ihren Verſtand auf mannigfaltige Weiſe zu üben; endlich auch in wie fern Lehrer bey Erklärung der Werke alter Dichter und Philoſophen von philoſophiſchen Kenntniſſen unterſtützt werden müſſen, dieſe und mehrere Vortheile werden in dieſer Antrittsrede nur kurz aber zweckmäſsig geſchildert. Ein ächt philoſophiſcher Geiſt, ein gebildeter Geſchmack, und Sinn für das Praktiſche, zeichnen dieſe Rede auch ohne redneriſche Begeiſterung, welche der Stoff nicht zuliefs, aus, und erwecken die günſtigſten Erwartungen von dem glücklichen Erfolge ſeines Lehramtes.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Junius 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

BRAUNSCHWEIG, in Comm. b. Culemann: *Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg*, von G. *Hassel* u. K. *Bege*. *Erster Band*, welcher die Statistik der beiden Fürstenthümer und die Topographie des Wolfenbüttelschen Bezirks enthält. 1802. XXVII u. 532 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Die vieljährigen Sammlungen des verstorbenen Hn. Consistorial-Raths *Hassel* in Wolfenbüttel aus beglaubten schriftlichen und mündlichen Nachrichten gaben den beiden Verfassern dieses unstreitig schätzbaren Werks, von denen der erste dessen Sohn ist, die Veranlassung, mit Zuziehung mehrerer handschriftlichen sowohl als gedruckter Nachrichten eine vollständige Topographie und Statistik der beiden Fürstenthümer, die uns bisher fehlte, zu schreiben. Sie theilten Beschreibungen der einzelnen Ortschaften den Superintendenten, und durch diese den Predigern mit, um nach ihrer planmäfsigen Vorschrift durch sie die Lücken zu füllen, und das fehlerhafte verbessern zu lassen. Diese so berichtigte und ergänzte Arbeiten schickten sie abermals an verschiedne Obrigkeiten, und andre sachkundige Männer, und fanden fast überall Bereitwilligkeit und Beförderung ihres mühsamen Unternehmens. Dafs auf solche Art ein sehr vollständiges Werk geliefert werden konnte, wenn damit von den Vf. eine sorgfältige Prüfung und geschickte Zusammenstellung der Materialien überall beobachtet wurde, leidet keinen Zweifel. Rec. glaubt aber, dafs der vielen Unterstützung und des angewandten Fleifses ungeachtet, vieles ihrer Aufmerksamkeit entgangen, dafs überhaupt die letzte Feile nicht angewandt sey, und dafs besonders die lebhafte Einbildungskraft des Vfs. der Einleitung und Statistik oft zu rasche Urtheile und Behauptungen, die eine grofse Einschränkung verdienen, veranlafst habe. Gleichwohl hebt diefs die grofse Brauchbarkeit dieses Buchs nicht auf, und man kann immer behaupten, dafs wir nur von wenig Ländern eine so vollständige Topographie und Statistik haben, wenn anders der zweyte Band diesem ersten an Reichthum der Materialien nicht nachsteht, welches man aber wohl nicht zu befürchten hat.

In diesem ersten Bande begreift der erste Theil die Statistik beider Fürstenthümer in drey Abschnitten, davon der erste unter dem Titel: „*Chorographisch-statistische Ansicht der beiden Fürstenthümer*" aus sechs Unterabtheilungen besteht: Bestandtheile und Gränzen, Flächeninhalt, Lage und Boden, Klima, Gebirge und Waldungen, Gewäfser. Der Flächen-Inhalt ist theils nach der grofsen noch nicht bekannt gemachten, auch nicht graduirten Karte des verstorbenen Obristlieutenants Gerlach, deren Vollständigkeit man aus dem 1772 herausgegebenen Plan des Amts Calvörde schon erkennen kann, so, wie solche der Professor Leiste berechnet, theils nach den eigenen Angaben des sel. Gerlach, der solche aus den Rissen und einzelnen Berechnungen der Feldmesser nehmen konnte, und selbst bey der Landesvermessung angestellt war, bestimmt, nach Leiste nämlich 70 $\frac{1}{8}$, und nach Gerlach 71 Quadrat-Meilen oder 1,581000 Morgen. Davon rechnet er für das Fürstenthum Wolfenbüttel und das Amt Thedinghausen 62 $\frac{2}{3}$ Qu. M., oder 1,400000 Morgen, und für das Fürstenthum Blankenburg und Stiftsamt Walkenried 8 $\frac{1}{7}$ Qu. Meilen, oder 181000 Morgen. Die Länge einer Meile nimmt er zu 23629 Rheinl. Fufs, den Morgen aber zu 120 Qu. Ruthen, die Wurzel oder Seite einer Quadrat-Ruthe 16 Braunschweigische Werkfufs, und das Verhältnifs eines solchen Werkfufses zum Pariser königl. Fufs, wie 1265:1440 an. Da er nun 22041 Braunschweigische Morgen auf eine Qu. Meile rechnet: so wären jene 1400,000 Morgen noch etwas über 63 $\frac{1}{2}$ Qu. Meilen und die 181000 Morgen etwas über 8$_{7}$ Qu. Meilen, also der ganze Flächen-Inhalt 71 $\frac{7}{10}$ Qu. Meilen. Allein die runden Zahlen von Morgen, darin alles angegeben ist, machen die ganze Gerlachische Angabe etwas verdächtig. Auch wird man in folgenden Angaben schon bemerken, dafs man es hiebey sogar genau nicht genommen hat. Es werden nämlich von diesen 1,581000 Morgen für das Acker- und Gartenland 542000, für Wiesen, Weiden und Aenger 446000, für Holzungen 496000, (es sind nur, wie in der Folge bemerkt wird, 495196 Morgen) und für den Raum der Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche, und unurbarer Plätze 97000 Br. Morgen gerechnet, lauter runde Zahlen, die unmöglich genau seyn können.

Bey der Beschreibung des Bodens, nach seiner Lage, Gestalt und Beschaffenheit ist es auffallend, dafs der grofse zu 18000 Morgen angegebene Lehrerwald im Amte Kampen unter die Moore gerechnet wird, die reichhaltig an Torf sind. Es ist ein grofser Streitplatz für mehrere Dörfer, der hin und wieder nasse Gründe hat, welche Torf enthalten mögen. Auch das ist nicht eigentlich zu nehmen, dafs von hier an in einer Strecke zwischen Helmstädt und grofsen Steinum bis in die alte Mark hinein auf den meisten Sandhügeln dieser Gegend ungeheure Granitblöcke oft in regelmäfsiger Ordnung aufgethürmt sind. Gro-

fse granitartige Feldsteine findet man hier, wie anderwärts, und einige mögen wohl im Alterthum über Begräbnifsplätze zusammengewälzt, und über einander gelegt seyn, wie diefs wahrscheinlich bey den über einander gelegten grofsen Steinen auf dem Corneliusberg vor Helmstädt der Fall ist. Für merkwürdige Naturspiele kann man diefs wenigstens nicht halten.

Die Höhe des Brockens ist nach Rosenthal und Erxleben angegeben. Woher aber kommt der höchst unrichtige Zusatz, dafs die oberste Kuppe an 6000 rheinl. Fufs über die Meeresfläche erhoben sey? Der 2te Abschnitt handelt von Bevölkerung, Abstammung, Körperbau, Charakter etc., Sprache, Religion, Standes-Klassen. Die Zahl der Einwohner ist aus den Zählungslisten von 1760, 1788, 1793 und 1799 genommen. In dem letzten Jahre betrug sie mit Inbegriff des Militärs und Kommunion-Harzes 200164 Menschen. Im Jahre 1793 war sie ohne das Militär und den Kommunion-Harz 191713, mit denselben aber 194545 Menschen. Im J. 1793 lebten in den Städten 54720 und auf dem Lande 136983 Menschen. Das ganze Land enthält überhaupt 12 Städte, 12 Flecken, 434 Dörfer und Weiler, 18 Stifter und Klöster, 38 Aemter, 7 fürstliche, 5 Kloster- und 49 Adliche Gerichte, und 25560 Feuerstellen, wovon 6814 in den Städten befindlich waren.

Die Charakteristik der Einwohner hätte füglich wegbleiben können. Von der plattdeutschen Sprache wird gesagt, dafs sie seit 1532 aus den Gerichten, aus den Kirchen aber seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, und aus den Städten erst seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts verdrängt worden sey. Das letzte möchten wir doch nicht behaupten.

Unter der Aufschrift Religion findet man eine kurze Geschichte der Reformation und des Kirchen-Regiments, der Consistorien, General- und Special-Superintendenturen, Kirchen, Pfarrer etc. In den 12 Städten sind 26 auf dem flachen Lande aber 373 Kirchen und Kapellen, und bey jenen 41, bey diesen aber 197 Prediger, ohne Adjuncten, Collaboratoren und Praeicanten. Ueber 100 Ortschaften haben keine Kirchen und Kapellen, und 79 keine Schulen. Das baare Kapital aller Kirchen im Fürstenthum Wolfenbüttel betrug im J. 1800, 210000 Rthlr. Die Einkünfte aller Pfarren schätzte man 130,000 und die der sämmtlichen Schulen 36000 Rthlr.

Der 3te Abschnitt von den Producten, der Landwirthschaft, und Forst-Cultur, dem Bergbau, den Fabriken, Messen, Exporten und Importen, Handel, Maafs, Gewicht und Münzen giebt uns einen hohen Begriff von den Reichthümern des Landes, und dem Wohlstande seiner Einwohner.

Bey Aufzählung der Produkte aus allen drey Reichen der Natur, besonders des Getraides, des Holzes und der vorzüglichsten Mineralien sind auch die Gegenden angewiesen, wo sie vorzüglich gewonnen werden. Man wird mit dieser ganzen Darstellung zufrieden seyn; und wem es ja auffallend seyn sollte, wenn er einmal sagt, der Bar und das Elend sey schon seit Jahrtausenden aus den Wildnissen verjagt, der wolle doch bedenken, wie häufig man in ältern Zeiten besonders bey Berechnung des Weltalters, Jahrtausende statt Jahrhunderte, ja wohl gar halbe Jahre, wie bey den Lava Schichten des Aetna, gebraucht findet. Von dem Flor der Landwirthschaft, und der Güte des Bodens mag folgendes zur Probe dienen. In der Gegend um Wolfenbüttel galt 1798 ein Halbspannerhof, völlig Last tragend 8200 Rthl., und 1796 ein Kothhof mit 12 Morgen Land 1400 Rthl., und in mehreren Aemtern des nördlichen Theils des Fürstenthums Wolfenbüttel giebt es auf den Dörfern Hofbesitzer, die neben ihren Grundstücken noch ein baares Vermögen von 20 bis 30,000 Rthlr. besitzen. Beide Fürstenthümer enthalten 542000 steuerbares und freyes Ackerland. Davon kommen 1) auf die Domainen und Klosterpachtungen 56340 Morgen, 2) auf die Besitzungen der Geistlichen und piorum Corporum 19710 Morgen, 3) auf die Besitzungen des Adels 42980 Morgen, 4) auf die Aecker der Städte und Bürgerschaft 27740 Morgen. 365230 Morgen betragen die Bauerländereyen, und den übrigen Raum nehmen die Frucht Obst und Hopfengärten ein.

Ungeachtet die Waldungen und Berge beynahe $\frac{1}{3}$ des Landes bedecken, und von dessen Ackerfeldern $\frac{1}{4}$ dürftigen und undankbaren Boden haben: so kann das Land doch in Mitteljahren ohne seinen Nachtheil immer 10.000 Wispel Korn abgeben, und dabey noch für fehlschlagende Aernten einen kleinen Vorrath anhäufen. Bey Schatzung dieses Getraidewerthes kommen die Vff. auf die Vergleichung der ehemaligen und jetzigen Kompreise, und liefern zu dem Ende die seltene völlig authentische Fruchttaxe des Braunschw. Stifts S. Blasii von 1330 bis 1630, davon wir doch einiges anführen wollen.

Nach der Blasianischen Fruchttaxe von 1330—1632 galt der Himpten

	Waizen		Rocken		Gerste		Hafer	
	Ssl.	Pf.	Ssl.	Pf.	Ssl.	Pf.	Ssl.	Pf.
1330	—	8½	—	7½	—	6	—	4½
1500	2	—	1	6	1	—	1	—
1545	5	—	4	—	3	—	2	6
1600	10	6	10	—	8	6	7	2½
1632	13	6	8	1½	7	6	7	1½

	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.
1633	18	—	14	—	14	—	11	—
1645	20	—	13	—	10	—	9	—
1695	22	—	18	—	14	—	9	2

Umständlich wird hier der Flachsbau, ein Hauptgegenstand der National-Industrie, der Garnhandel, Leinewand-Manufaktur, besonders im Weser-Distrikt beschrieben, und gezeigt, was für grofse Summen das Land dafür zieht. Bey einer Gattung Leinewand, die

die die Bauern in einigen Orten zu ihrer Kleidung selbst verfertigen und färben, scheint indefs der Vf. nicht genau unterrichtet zu seyn. Man nennt dieses theils aus Wolle, theils aus Garn verfertigte Zeug Beilewand, und giebt ihm seine schwarzbraune Farbe in Modderkuhlen. So viel Rec. weifs, wird es in einem Kessel gefärbt, worein eine schwarze eisenhaltige Erde gethan wird.

Es würde zu viel Raum erfodert werden, wenn wir die vielen schönen statistischen Bemerkungen über andere Artikel des Gewerbes und Kunstfleifses hier anführen wollten. Das hier bemerkte wird hinreichend seyn, bey jedem, der dieis Land näher kennen lernen will, die Begierde nach dem Buche selbst zu erregen. Von der Topographie des Fürstenthums Wolfenbüttel, als dem 2ten Theile dieses ersten Bandes ist hier nur der Wolfenbüttelsche Distrikt beschrieben. Ueberall, auch von den kleinsten Oertern findet man ihre Lage und Entfernung von Wolfenbüttel, Zahl der Feuerstellen, der Einwohner, Mühlen, Bache etc. häufig auch Geschichte, Gerechtsame etc bemerkt, wobey indefs noch wohl manches zu berichtigen seyn möchte. So würde Rec. nicht sagen, dafs das Fürstenthum Wolfenbüttel aus uralten Besitzungen des Hauses Welf Este bestände, sondern, wie auch nachher gesagt wird, aus den Allodien der Billinger, Brunonen, Supplingenberger und Nordheimer, die durch Heyrath an das Haus Welf-Este gekommen sind, und aus den Gütern verschiedner Dynasten, die nach und nach mit demselben vereinigt worden. Um dergleichen kleine Flecken wegzuschaffen, wird nur nöthig seyn, dafs dieses Werk eine 2te Auflage, die es gewifs verdient, bald bekomme. Sachkundige werden nun viel leichter an Ort und Stelle mit dem Buche in der Hand alles genauer prüfen, und den Vff. die nöthigen Verbesserungen mittheilen können.

MAGDEBURG, b. Creutz: *Wanderung durch einen grofsen Theil des Harzes und einen Theil der Grafschaften Hohenstein und Mansfeld.* 1802. XXIV u. 283 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine sehr umständliche Beschreibung der Naturschönheiten des Harzes; denn auf andere Dinge läfst sich der Vf. wenig ein. Die Statistik ist ihm zu *kalt*, und er berührt blofs einige dahin gehörige Gegenstände in kurzen Noten. Was über die Bergwerke gesagt wird, ist nicht befriedigend für den Leser, der schon etwas davon weifs, und nicht hinlänglich für denjenigen, der ganz Neuling darin ist. So weit Rec. selbst den Harz kennt, hat er die Beschreibung des Localen ziemlich genau gefunden; nur mufs man bey seinen Gemälden und Naturschönheiten sehr vieles für den Enthusiasmus des Vfs. wegrechnen. Er ist ein junger Mann, der zum ersten male in seinen Leben Berggegenden zu besuchen scheint, und bey jeder Gelegenheit in die grofse Posaune stöfst, womit er dem Leser, der mehr gesehen hat, oft nicht wenig lästig wird. Seine Sprache und Bewunderung sind immer auf das höchste gespannt. Wie würde er sich ausdrücken, wenn er die schönsten Gegenden von Sachsen sähe, die weit über den Harz sind; wie, wenn er in gewisse noch schönere Striche von Süd-Deutschland käme? Und wo würde er endlich Worte und Bilder hernehmen, wenn er die Schweiz sähe, die über alles Genannte erhaben ist? Junge Leute sollten das doch überlegen und bedenken, dafs sie durch ihren Enthusiasmus und ihre pomphafte Sprache den Unwissenden irre führen, denjenigen Lesern hingegen, welche wissen, dafs die Herrlichkeiten des Harzes weder unter die erste, noch die zweyte Classe europäischer Naturschönheiten gehören, Ekel erregen. Auch liefse sich etwas über den Umfang des Bandchens sagen! Wie konnte der Vf. dem Leser zumuthen, 300 Seiten über seine kurze Reise und alle die Ausbrüche seines Enthusiasmus und seiner jugendlichen Freude zu lesen? Es konnte ihm doch auch nicht unbekannt seyn, dafs wir noch mehrere Werke über den Harz haben. Aber der Vf. scheint sich wenig um das Publicum zu bekümmern, und sich blofs mit seiner schönen, holden, liebenswürdigen Edwina zu beschäftigen, an welche diese Briefe geschrieben sind. Diese findet man auf jeder dritten und vierten Seite; ihr sagt der Vf. so viel Schönes und Gutes vor, an sie richtet er so viele Complimente, dafs er ganz und gar zu vergessen scheint, dafs sein Buch auch ernsthaftern Lesern in die Hände fallen könnte. In allen diesen überflüssigen Stellen vermifst man wenigstens jugendliche Bescheidenheit, so wie in der 24 Seiten langen Vorrede, wo der Vf. gleich bey seinem ersten Ausfluge zum Lehrer und Rathgeber für künftige Reisende wird, und ihnen sagt, wie sie ihren Plan machen, wie sie sich kleiden, wie sie ihre Ausgaben einrichten, wie sie Trinkgelder geben müssen u. s. w. Uebrigens ist das Werkchen recht gut geschrieben; und, um es vollständig zu machen, giebt der Vf. auch Nachricht von mehrern Orten, die er nicht selbst gesehen hat. — Die Reise geht von Magdeburg über Ballenstedt, das Selkethal, Falkenstein, die Rofstrappe, Blankenburg, die Biels- und Baumannshöhlen, Elbingerode, den Brocken, Goslar, Clausthal, Andreasberg, Nordhausen, und über Sangerhausen nach Magdeburg zurück.

PARIS u. LEIPZIG: *Manuel portatif, ou Guide des Voyageurs de toutes les classes qui parcourent l'Allemagne* par *Jean Chr. Fick*, Lecteur de la langue Angloise à l'Université d'Erlangen. Ouvrage traduit de l'Allemand sur la troisieme Edition. 1802. 444 S. 8. Gebunden mit dem Etui. 6 Liv. (1 Rthl. 12 gr.)

Da das Original dieses Werkes „Taschenbuch für Reisende jeder Gattung durch Deutschland" in der Allg. Lit. Zeit. schon zweymal angezeigt worden ist: so haben wir es hier blofs mit der Uebersetzung zu thun. Die Franzosen dürften freylich hin und wieder Ausstellungen zu machen haben, sie ist aber doch im Ganzen weit besser als die mehresten französischen

sischen Uebersetzungen, die von deutschen Büchern dieser Art in Deutschland erschienen sind. Eigentliche Verstöfse hat Rec. nur wenige gefunden, wie z. E. das *Magazin des hardes* zu Leipzig, wodurch das von Tischlern errichtete Meublen-Magazin gemeynt seyn mufs. Aber warum hat man durchaus das französische *lieue* für eine halbe deutsche Meile gebraucht? Die *lieue*, deren 25 auf den Grad gehen, ist ein sehr bestimmtes Maafs und läfst sich auf deutsche Meilen nur durch Brüche reduciren. Daher ist es besser, das deutsche Wort zu gebrauchen, und der Franzose, der in Deutschland reist, kennt das *mille d'Allemagne* recht gut. — Uebrigens war diese französische Uebersetzung sehr zu wünschen, und dem Ausländer wird ein so kurzes und dabey so reichhaltiges Werkchen über Deutschland gewifs willkommen seyn.

RÖMISCHE LITERATUR.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Horazens lyrische Gedichte, in poetische Prose übersetzt*, mit einer kurzen Vertheidigung ungebundener Uebersetzungen alter Dichtwerke von M. *Heinrich Kunhardt*, Conrector des Lüb. Gymnasiums. *Erster Band*, welcher die drey ersten Bücher enthält. XVI und 148 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. giebt in der Vorrede drey Gründe an, welche ihn zur Bekanntmachung dieser Probe eines prosaisch übersetzten Horaz bewogen. Der erste — oder vielmehr bey dem Vf. der letzte; allein wir erlauben uns hier der Deutlichkeit halber ein Hysteron Proteron — ist von dem wohlfeileren Preise dieser Uebersetzung hergenommen; wogegen wir nichts zu sagen haben. Der zweyte besteht in der Hoffnung eines vielfachen Nutzens für Schulen, und hängt genau mit dem letzten zusammen. Hr. K. hält es nämlich für unläugbar gewifs, dafs in ihrer Art eine prosaische Uebersetzung vollkommener als eine metrische seyn könne; ja er behauptet gerade zu, dafs es ein fruchtloses Unternehmen sey, alle Gesänge des venusinischen Dichters in einer mit der seinigen so grell contrastirenden Sprache metrisch nachsingen zu wollen. Rec. bekennt, dafs er gegen jene *unläugbare Gewifsheit* sehr viel zu sagen hätte, wenn hier der Ort wäre, weitläuftig zu entwickeln, warum ein Dichter nur metrisch, und zwar in seinem eigenthümlichen Silbenmasse übersetzt werden müsse. Am wenigsten befriedigt uns der Vf., wenn er, um seine Behauptung zu rechtfertigen, Stellen aus Ramlers oder Eschens Uebersetzungen anführt, in welchen das Höchste, aber deshalb nicht Unerreichbare, nicht erreicht worden ist, oder gar solche Stellen, welche durch bedeutende Schnitzer nichts weiter erweisen, als dafs die Flüchtigkeit ihrer Verfasser Tadel verdiene. Ein solcher ist es z. B., wo Eschen das Horazische *diveene, prisco natus ab Inacho — sub divo moreris*, so verdeutscht, als ob das lettzte Wort von *movi* abgeleitet werde: *ob du reich — am freyen Himmel sterbest*. Solche Fehler zu vermeiden, bedarf es noch keines prosaischen Horaz. Unser Vf. hat sie freylich vermieden: ob aber seine Uebersetzung mehr, als etwa die Ramlerische, dazu geeignet sey, dem Schüler ein Gefühl des Schönen und die Ueberzeugung zu erwecken, dafs auch in der deutschen Sprache die Gedanken der Alten *mit Würde und Anmuth* (Vorrede p. XVI) vorzutragen möglich sey; dieses mögen verständige Leser aus einer kurzen Probe selbst beurtheilen. Wir wählen dazu die bekannte Ode *Vile potabis modicis Sabinum Cantharis*, und glauben, zur Würdigung dieses Versuchs, nichts weiter hinzusetzen zu dürfen.

An den Mäcenas,

den er auf seinem sabinischen Landgute erwartete.

Schlechten Sabiner wirst du hier trinken, geliebter Ritter Mäcenas, aus mäfsigen Bechern, den ich selbst in griechische *Scherben* that, und *verpichte*, als im Theater so laut dein Beyfall erscholl, dafs des väterlichen Stromes Ufer und mit ihm des vaticanischen Berges scherzender Wiederhall dein Lob zurück schallen liefs. Cäcuber wirst du hier trinken und den ausgepreßten Traubensaft des Caleners. Weder die Frucht des falernischen Weinstocks, noch der formianischen Hügel, wird in meine Pokale gemischt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Neues Verfahren, um Baumwolle, Wolle u. s. w. mit Dampf zu bleichen.* Nebst Beschreibung der von dem französischen Bürger *O'Reilly* veranstalteten Einrichtung. Einzeln abgedruckt aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen für Fabrikanten u. s. w. Ohne Jahreszahl, 8 S. 4. m. 1 Kpft. (6 gr.) Die neue Art Leinwand, Wolle u. s. w. zu bleichen, welche der Bürger *O'Reilly* zuerst ausführlich beschrieben hat, ist in Deutschland schon aus mehrern theils einzeln herausgekommenen, theils in Sammlungen abgedruckten Aufsätzen so bekannt, dafs sie eben keiner neuen Wiederholung bedurft hätte. Wer indessen weder das Magazin, aus dem die vor uns liegende Abhandlung entlehnt ist, noch die Uebersetzung derselben, die in Strasburg herausgekommen ist, noch die von H. *Eschenbach* herausgegebene vollständige Bleichkunst *O'Reilly's* oder das Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie, besitzt, kann sich, wenn er die Methode, durch Dampf zu bleichen, kennen zu lernen wünscht, den angezeigten neuen Abdruck anschaffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Junius 1803.

GESCHICHTE.

WINTERTHUR, in d. Steiner. Buchh.: *Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung.* Geſammelt und herausgegeben von *Heinrich Zſchokke. Erſter Band.* 1803. 330 S. 8.

Dieſer erſte Band enthält: I. Ueberſicht der politiſchen Ereigniſſe von Graubünden. Seit dem J. 1787 bis 1799 von B.** (*Bawier?*) II. Die Emigration der Bündner. Von dem Herausgeber. Richtig gewählt iſt der Standpunkt, aus welchem der Vf. der erſtern Schrift allſeitig ſowohl die Quellen als die Ueberſchwemmungen jener Partheywuth ins Auge faſst, die Jahrhunderte lang unaufhörlich Bündens Bergthäler erſchütterte. In ältern Zeiten nährten den Partheygeiſt auswärtige Mächte, denen es während der italiäniſchen Feldzüge keineswegs gleichgültig war, auf welche Seite Bünden ſich lenkte; in neuern, ſelbſt friedlichen Zeiten nährten dieſen Geiſt das Gold und Silber, welches theils aus den unterworfenen Provinzen, Veltlin, Cleven und Worms, theils aus den auswärtigen Kriegesdienſten, theils aus den Zöllen dem Lande zufloſs, und welches jede Parthey oder mächtige Familie der andern aus der Hand reiſsen wollte. Gleich einer Waare, kauften und verkauften die bündnerſchen Beamten Recht und Gericht; um dieſen Handel theils ſicherer, theils vortheilhafter zu treiben, vereinigten ſie ſich gleichſam in Handelsgeſellſchaften, und ſie trieben ihr Spiel mit dem Räubergeiſte von Monopoliſten; eben ſo die Befehlshaber in auswärtigen Kriegsdienſten; ausſchlieſsend und erblich benutzten ſolche Dienſte nur einzelne Familien, und im Lande verſtärkten ſie ihr Anſehen unter auswärtigem Einfluſſe, z. B. die Familie Salis unter franzöſiſchem, die Familie Planta unter öſterreichiſchem. Die Zölle, die einzigen Staatseinkünfte von Bünden, die man noch bis in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts für öffentliche Rechnung bezog, überlieſs man hernach beynahe ſechzig Jahre um den ſehr niedrigen Pachtzins von 12 bis 16000 Gulden der Salis-Masnerſchen Familie. Im J. 1787 büſste dieſe Familie einen Theil ihres Gewinns ein, indem ſie in den Zollpacht auch die Familie Bawier aufnehmen muſste. Um eben dieſe Zeit beſchwerte man ſich über den Monopoliſtengeiſt der Salis auch von anderer Seite, von Seiten der unterwürfigen Provinzen; ſie ſtellten den bündnerſchen Oberherrn ſowohl als dem Kaiſer, dem Gewährleiſter des mayländiſchen Capitulats vom J. 1639, ſehr dringend vor, daſs dieſem Capitulate zuwider ſich auch reformirte Bündner im Veltline und in Cleven niederlieſsen; daſs ſie (hier waren die Salis gemeynt) mittelſt ihres Anſehns und Reichthums theils die beſten Güter an ſich zögen, theils die Aemter gleichſam forterbten, theils ihre Zollbefreyung, als Bündner, zum Verderben der Eingebornen miſsbrauchten. Dagegen beriefen ſich die eingeſeſſenen reformirten Bündner auf einen geheimen Artikel des Vertrages zwiſchen Mayland und Bünden vom J. 1764, vermöge deſſen die Familie Salis und einige andere in Betreff ihres Aufenthaltes im Veltline nicht an die Beſchränkung des Capitulats gebunden ſeyn ſollten. Durch die Anmaaſsung dieſes Vorrechtes, durch die bloſs ausſchlieſsend erworbene Privatduldung machte ſich bey der Gegenparthey die Familie Salis verdächtig, als ob es ihr weniger um Duldung überhaupt, um Humanität und Aufklärung zu thun ſey, als um ausſchlieſsenden perſönlichen Vortheil. Die Mehrheit der bündnerſchen Gemeinen beſchloſs die Zurückberufung der Reformirten aus den Provinzen.

Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, erfolgte auch von dieſer Seite Untergrabung der Vorrechte der Familie Salis; bisher beſaſs ſie in Frankreich ausſchlieſsend und erblich mehrere Compagnieen, nun aber wurden auch die bündnerſchen Truppen, ſo wie die ſchweizerſchen, ganz abgedankt. Bey dieſer Umkehrung der Dinge neigte ſich die Salisſche Familie (es verſteht ſich, daſs immer nur einzelne Mitglieder gemeynt ſind,) unvermerkt von der franzöſiſchen Seite auf die öſterreichiſche. Um ſich auf dieſer Seite Verdienſt zu erwerben, hob im Julius 1793 die Parthey Salis den franzöſiſchen Geſandten Semonville mitten auf neutralem Boden bey ſeiner Durchreiſe auf; um ihren Anhang im Lande zu verſtärken, warf ſie die Schuld von der ſchwäbiſchen Fruchtſperre auf die Gegenparthey. Zur Unterſuchung theils von den Urſachen des Getreidemangels, theils von andern Landesbeſchwerden traten unter tumultuariſchen Bewegungen im Februar 1794 in Chur aus allen Gemeinen Abgeordnete zuſammen, welche eine Standesverſammlung niederſetzten, die ſich aber im Auguſtmonate ſchon wieder auflöſete. Im J. 1796 verbreitete ſich der Schauplatz des auswärtigen Krieges von der Lombardey her bis nach der bündnerſchen Gränze. Bey der allgemeinen Gefahr vereinigten ſich alle Partheyen zur Niederſetzung einer Standescommiſſion; ſehr bald verlor dieſe Commiſſion das Zutrauen, beſonders auch in dem Veltlin. In dieſer Provinz drang eine Parthey auf gänzliche Losreiſsung von Bündens Oberherrſchaft. Auf Bitten der bündnerſchen Obrigkeit, übernahm im Sommer 1797 Bonaparte, franzöſiſcher Obergeneral in Mayland, das Mittleramt; ſein Vorſchlag

ging dahin: Entweder sollten die Bündner unter gleichen Rechten auch die Provinzen in ihren Bund aufnehmen, oder diese letztern sollten der neuen italiänischen Republik einverleibt werden. Auf Anstiften der Salisschen Parthey überschritt Bünden die gestattete Bedenkzeit, und nun wurden am 10. October 1797 Veltlin, Cleven und Worms der neuen cisalpinischen Republik einverleibt. In Bünden wurde ein Landtag niedergesetzt; zu Anfange des Jahrs 1798 befragte dieser die sämmtlichen Gemeinen um ihre Gesinnungen betreffend Bündens Einverleibung in die helvetische Republik; mit grosser Stimmenmehrheit erneuerten die Gemeinen den Wunsch nach solcher Einverleibung, jedoch freylich unter Vorbehalt ihrer besondern Oekonomie und Polizey. Klüglich verschob hierüber der Landtag nähere Unterhandlungen; zu Ende des Augustmonats 1798 begehrte und erhielt er die Entlassung. Kaum hatte er die Regierung an die Bundeshäupter übertragen: so beriefen diese im Anfange des Septembers nach Ilanz einen Bundestag. Unter dem Vorwande von Gränzbesetzung und auf das grundlose Gerüchte von drohendem französischen Einmarsche in Disentis, verordnete der Bundestag eine Bewaffnung von 6000 Mann, und aus eigener Willkür trat er die Landesregierung einem Kriegsrath ab. Da dieser die Gränze nur nach der französischen Seite bewachen liess: so beschwerte sich hierüber der französische Resident in Bünden, als über Verletzung der Neutralität. Mehrere, besonders Gränzgemeinen erklärten die Gränzbewachung für beleidigend und unklug, der Kriegsrath aber liess sie durch andere, ihm ergebene Gemeinen entwaffnen. Auf seine Einladung erfolgte den 19. October 1798 der österreichische Einmarsch. Nun wurde über die Anhänger der Gegenparthey von Salis ein Strafgericht niedergesetzt; kaum hatte es seine Sitzungen eröffnet, so wurden den 7. März 1799 die österreichischen Truppen von den französischen über die Gränze gejagt. Wegen Verletzung der Neutralität und Organisirung eines Landsturmes gegen die Franzosen liess der französische Feldherr 61 theils Mitglieder, theils Anhänger des Kriegsrathes gefänglich nach Frankreich führen. Die harten Bedrückungen von Seiten eines französischen Commissars in Disentis jagten den 1. May 1799 die Bauern in Harnisch; bey tausenden zogen sie auf die Franzosen los; am 14. May kehrten die Oesterreicher triumphirend wieder in Chur ein; sogleich nahmen sie 78 Bündner in Verhaft, und schickten sie gefänglich nach Inspruk.

Die *zweyte* Schrift (über die *Emigration der Bündner*) ist von dem Herausgeber selbst; sie enthält theils die bündnerische Revolutionsgeschichte, theils des Vfs. eigene Geschichte. Je reichhaltiger diese Schrift, und je häufiger sie mit episodischen Scenen verwebt ist, um so viel weniger sind wir im Stande, davon einen vollständigen Auszug zu liefern. Bevor sich der Vf. mit der Zeit- und Tagesgeschichte beschäftigt, wirft er den Blick auf die Geschichte der grauern Vorwelt. Das Volk der rhätischen Gebirge bildete sich aus verschiedenen, theils frühern und spätern, theils allseitigen Einwanderungen; noch heut zu Tage herrschen unter diesem Volke hin und wieder theils uralte, theils sonst nirgends übliche Sprachen, z. B. die romanische und die provincial-ladinische. Noch interessanter sind des Vfs. Bemerkungen theils über die fortgeerbten Sitten und Meynungen des Volkes, theils über seine Verfassung und Wirthschaft, Viehzucht und Spedition. Warum sieht man weit weniger Cultur in den bündnerschen Bergthälern, als z. B. in den Schweizerschen und Neuenburgischen? In jenen mangelt es an Menschenverkehr, Bevölkerung, Beschäftigung. Eine Ausnahme macht das Engadin. So wie in Bünden, war der Föderalismus nie und nirgends bis in die kleinsten Bezirke zerstückelt, und eben darum nirgends so anarchisch und so wenig für Ausbildung empfänglich. Sowohl in der vegetabilischen als in der animalischen Schöpfung bemerkt man in Bünden auffallenden Unterschied auf der nordwestlichen und auf der südöstlichen Seite; weit schöner, gesünder und kräftiger sind auf der erstern Seite Gewächse und Menschen. — S. 119—129. Nachrichten über die Schulanstalten von Haldenstein, Marschlinz, Reichenau.

II. Abschn. Neuere Revolutionsgeschichte. An der Spitze der Factionen erhoben sich mehr durch Rang als Talent die auswärtigen Minister; auf der einen Seite der Baron v. *Kronthal* als kaiserlicher Resident, auf der andern Seite *Comeyras*, französischer Geschäftsträger. Treffend geschildert ist der Charakter des letztern; eben so der Charakter seines Nachfolgers, *Florent Guiot*. Einwirkung der helvetischen Revolution auf die bündnersche. In Bünden blieb nur die Frage noch übrig: Wenn wir uns nicht an die Schweiz anschliessen, wie entgehen wir der österreichischen Oberherrschaft? Auf österreichische Seite neigte sich allein die Parthey Salis. Zur Schwächung ihres Einflusses schrieb der Vf. einige Flugblätter, jedoch ohne viel Erfolg. Den 29. Julius 1798 verwarf die Mehrheit der Gemeinen den Vorschlag zur Einverleibung in die helvetische Republik. Nun verbreitete die helvetisch gesinnte Parthey ein Kreisschreiben mit der Einladung an alle gleich gesinnten Gemeinen, sie sollten sich von Bünden losreissen und sich für helvetisch erklären. Ein solches revolutionäres Verfahren zog dieser Parthey von der Parthey Salis heftige Verfolgungen zu. Zahlreich flüchteten sich die helvetisch gesinnten Bündner über die Gränze; unter denselben auch der Vf. Hier schaltet dieser über die Lage und den Lauf der rhätischen Gebirge ein interessantes Fragment ein; noch ein anderes Fragment über die Frage: Hat die Minorität der Staatsbürger ein Recht gegen die Majorität; hat sie ein gegründetes Recht, Reformationen zu beginnen?

In Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung, arbeitete *Zschokke* nebst *Tscharner* an partieller Einverleibung einzelner bündnerschen Gemeinen in die helvetische Republik; in Paris hingegen beschränkte sich eben so klug als bescheiden J. V. Sprecher nur auf Bemühungen zur Sicherstellung der bündnerscher Neutralität und Unabhängigkeit.

III. Ab-

III. Abſchn. Traurig iſt des Vfs. Schilderung von der Unbehülflichkeit der helvetiſchen Regierung. Während ſowohl dieſe als die franzöſiſche die Entſcheidung für oder wider Bündens Einverleibung verzögerten, rief unter der Hand die Parthey Salis Oeſterreich um Schutz an. Dictatoriſch herrſchte in Bünden ein öſterreichiſch geſinnter Kriegsrath; am 19ten October zog er öſterreichiſche Truppen ins Land, und organiſirte den Landſturm. Wenige Tage vorher begab ſich der franzöſiſche Geſchäftsträger über die Gränze. Ganz ohne Hoffnung zu künftiger Rückkehr ins Vaterland, traten unter *Zſchokke's* und *Joſt's* Leitung die ausgewanderten Bündner über die Gründung einer bündnerſchen Colonie in den Bergthälern von Einſiedeln mit der helvetiſchen Regierung in Unterhandlungen. Ueberflüſſig aber wurden die Unterhandlungen, als im J. 1799 unter Maſſena's Anführung die Franzoſen alle öſterreichiſchen Truppen aus Bünden verjagten.

So weit der Inhalt des erſten Bandes. Den Schluſs machen von S. 281—330. verſchiedene Anmerkungen, z. B. über die romanſche und die ladiniſche Sprache; bündnerſche Aus- und Einfuhrartikel; Urkunden über Bündens Vereinigung mit der Schweiz.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: M. *Georg Chriſtian Raff's*, weiland ordentlichen Lehrers der Geſchichte und Erdbeſchreibung auf dem Lyceum zu Göttingen, *Abriſs der allgemeinen Weltgeſchichte* für die Jugend und ihre Freunde. — Nach dem Tode des Verfaſſers fortgeſetzt von einem Freunde deſſelben. *Fünfter Theil.* 1800. 552 S. *Sechſter Theil.* 1803. 940 S. in zwey Abtheilungen. 8.

Auch unter dem Titel:

Abriſs der neuern allgemeinen Weltgeſchichte, von *Adam Chriſtian Gaſpari*, der Philoſophie Doctor und Profeſſor. *Erſter* und *zweyter Theil.* (3 Rthlr. 10 gr.)

Eigentlich ſollte blos dieſer zweyte Titel an der Spitze des Werks ſtehen, denn die beiden Bände werden auch als eigenes Buch verkauft, und die Behandlungsart iſt in Rückſicht des Vortrags, und wir dürfen ſagen, auch der Kenntniſſe, welche *Raff* in den erſtern Theilen zeigte, ſehr weit verſchieden. Keine Spur findet ſich hier von dem kindiſch tändelnden Tone, von der Redſeligkeit, welche die frühere Arbeit nicht zu ihrem Vortheile auszeichnet; alles iſt in einem leichten erzählenden, aber der Geſchichte ziemenden, ernſthaften Stile niedergelegt. — Bey der Beſtimmung des Buchs für das gröſsere Publicum, für Menſchen aller Stände, die auf Cultur Anſpruch machen, kann von kritiſchen Unterſuchungen, von Aufklärung oder Berichtigung bisher ſchwankender Thatſachen aus den erſten Quellen nicht die Rede ſeyn; die wichtigſten gröſsern ſchon vorhandenen Werke neuerer Schriftſteller, von welchen Hr. G. einige allgemein geſchätzte in der Vorrede angiebt, dienten als Führer. Das Hauptverdienſt einer ſolchen Arbeit beſteht alſo in der richtigen Auswahl des Merkwürdigern, in der wahren Verkettung der Begebenheiten und in der kräftigen, lichtvollen Darſtellung derſelben. Dieſe Vorzüge findet Rec. bey dem vorliegenden Werke in einem hohen Maaſse. Der Vf. räſonnirt nicht häufig, aber er erzählt mit hinlänglicher Vollſtändigkeit, und ſetzt dadurch den Leſer in den Stand, ſelbſt zu urtheilen, ſpricht unbefangen, und mit keiner fühlbaren Partheylichkeit, ſelbſt in den neueſten Zeiten, aber offenherzig genug, um Ungerechtigkeiten geradezu bey ihrem Namen zu nennen; und wir wüſsten kein anderes Buch über die neuere Geſchichte, von den Zeiten der Reformation an bis auf unſere Tage, welches wir dem Manne oder Jüngling, der ohne gröſsere Werke zu ſtudieren, ſich in den Thatſachen befriedigend unterrichten will, zuverſichtlicher empfehlen könnten, als dieſe viel umfaſſende, mit dem ſparſamſten Druck in ein kleines Volumen gebrachte Erzählung. Ein Werk ähnlichen Inhalts, wo alles in gleichen Zuge fortgeht, erlaubt weder eine Inhalts-Anzeige, noch die Auszeichnung hervorſtechender Unterſuchungen. Doch macht Rec. auf die gut entwickelte und unterhaltend vorgetragene Geſchichte des 30jährigen Kriegs aufmerkſam, wo der Vf. als lebhafter Vertheidiger Wallenſteins erſcheint; auf die Erzählung der Pariſer Bluthochzeit etc. — Mit der zweyten Abtheilung des zweyten Theils fängt die Geſchichte des 18ten Jahrhunderts an, bey welcher wir die zu groſse Sparſamkeit, welche vielleicht merkantiliſche Rückſichten des Verlegers hervorbrachten, tadelhaft finden. Es iſt zwar kein wichtiger Vorfall übergangen, und bey jedem einzelnen die nöthige Auskunft gegeben, ohne daſs der Leſer nöthig hat, erſt zu andern Büchern ſeine Zuflucht zu nehmen; aber bey den neueſten Ereigniſſen dürfte man eine etwas reichlichere Entwicklung der Verkettungen, der veranlaſſenden Urſachen erwarten, als ſie hier ſich findet; zumal da Hn. G's. Unpartheylichkeit und ſeine kurzen aber treffenden Urtheile den Leſer bey dem Vortrage mit Vergnügen feſt halten. Die Einleitung zu dieſem zweyten Abſchnitte diene als Beleg unſerer Angabe von dem ſchlichten Vortrage, der richtigen Einſicht und Unbefangenheit des Vfs. „Die Geſchichte des deutſchen Reichs im achtzehnten Jahrhundert iſt faſt nichts anders als die Geſchichte ſeiner gröſsern Stände, die demſelben nur ſo viel einräumen, als ſie wollen. Für Deutſchland als einen verbundenen Staat bleibt wenig übrig. Schon ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden, der den deutſchen Ständen ſo groſse Rechte, ſonderlich das dem Staatskörper ſo gefährliche Recht der Waffen und Bündniſſe, gab oder zuſicherte, konnte man deutlich merken, wie das Band, das die Vaſallen an den Kaiſerthron knüpfen, und mit ihrem Haupte zu einem gemeinſchaftlichen Intereſſe vereinigen ſollte, immer ſchlaffer und weniger geachtet wurde. Dazu trug viel bey, daſs ſo viele Reichsſtände Kronen trugen: Oeſterreich die Ungariſche, Sachſen die Polniſche, Zweybrücken die Schwe-

Schwedische, Brandenburg die ganz neue Preussische; Dänemark hatte wegen Holstein, Schweden wegen Bremen und Pommern die Reichsstandschaft, und bald bestieg noch ein Kurfürst den Grosbritannischen Thron. Es war natürlich, dass der König seine Souveränetät auch als Reichsstand möglichst geltend zu machen suchte, und was die gekrönten Fürsten sich erlaubten, das verlangten die übrigen alten ebenfalls. Dass dabey der Landfriede einer Seits, und auf der andern der Reichsverband sehr gefährdet war, zeigte sich bey vielen Gelegenheiten." Eine andere Bemerkung ist Rec. aus der Seele geschrieben: S. 382. „Wenn die Jacobiner insonderheit Robespierre durch ihren schröcklichen Blutdurst den Fluch und Abscheu der Nachwelt verdient haben: so ist doch nicht zu läugnen, dass sie die Republik durch ihre erstaunenswürdige Energie retteten." S. 484. übernimmt er die Vertheidigung des Betragens Pitts während des letzten Kriegs mit sehr guten Gründen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Neues Möbel-Magazin für Tischler und Ebenisten.* 1. 2. und 3. Heft, jeder mit 6 Kupfertafeln. 1802. gr. 4. (2 Rthlr.)

Fast der ganze Inhalt besteht aus schon bekannten Sachen; ja es lässt sich vermuthen, dass sogar einige Kupferplatten von andern Werken benutzt worden sind. Unterdessen schadet solches dem innern Werth der Sache nicht; sondern wir glauben vielmehr dieses Magazin denjenigen, für die es bestimmt ist, empfehlen zu dürfen; verschiedene Muster, welche dasselbe enthält, sind in der That schön und gut; die meisten dem gegenwärtig herrschenden Mode-Geschmack gemäss, und also das Ganze für den damit beabsichtigten Zweck wohl eingerichtet.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *L'Art de tricoter, développé dans toute son étendue; ou Instruction complète et raisonée sur toutes sortes de tricotages simples et compliqués*, mise dans un ordre methodique, par *Netto* et *Lekmann*. Avec L. planches dont XXV. sont enluminées. 1802. Querfol. mit dem Text, der 51 bedruckte Seiten einnimmt. (10 Rthlr.)

Eine beträchtliche Anzahl sehr geschmackvoller Strickmuster machen dieses Werk unserer Empfehlung werth; nur ein paar Blätter mit Landschaften, Papageyen, Hunden, Vasen, Bouquets, und andern unzweckmässigen Dingen, hätten wir entweder ganz weg, oder mit besseren angefüllt wünschen mögen. Der Text giebt hinlänglich deutlichen Bericht über die verschiedenen Arten zu stricken, und kann für solche, die nicht nur blosse Anfänger in dieser Kunst sind, auch wohl als Anweisung dienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers über eine in Hamburg erschienene Schrift*, genannt: *Hamburgs bestes Gluck nicht von aufsen.* 1801. 90 S. 8. (12 gr.) Allerdings verdiente der Vf. von *„Hamburgs bestes Gluck nicht von aufsen"*, eine Zurechtweisung; aber schwerlich eine, wie die, welche er hier empfängt. Auch ist der Vf. dieser Rüge keinesweges der unpartheyische und unbefangene Mann, für den er sich ausgiebt, und wofür er sich vermuthlich selbst hält. Er sagt zwar, er sey weder ein dänischer Unterthan, noch ein Hamburger, und schreibe blos aus Liebe zur Wahrheit; daher erlaube er sich keine *Invectiven* und wisse nichts von *Animosität*; allein er verfolgt seinen Gegner durch das ganze Werkchen hindurch mit so viel Heftigkeit und Bitterkeit, wirft dabey so manche widrige Nebenblicke auf Hamburg, und macht den humanen, grosmüthigen und edlen Dänen so viel Complimente, dass es dem unbefangenen Leser gar wohl erlaubt ist, anzunehmen, dass der Vf. bey Ergreifung der Feder noch andere Beweggründe hatte, als die Liebe zur Wahrheit. Hin und wieder scheint er auch seinen Gegner vorsetzlich zu missverstehen; wenigstens zieht er so manche Folge aus dem Buche, woran sein Vf. wohl schwerlich gedacht haben möchte. — Doch vielleicht hat Rec. schon zu viel über eine Schrift dieser Art gesagt, welche nebst manchen andern, die über den nämlichen Gegenstand geschrieben worden sind, in kurzem vergessen seyn wird.

Ohne Druckort: *Apologie Dänemarks wider die Schrift: „Hamburgs bestes Glück nicht von aufsen."* Von einem Holsteiner. 1801. 93 S. 8. (12 gr.) Diese Schrift verhandelt den nämlichen Gegenstand, bestreitet das nämliche Werk, wie die vorhergehende, nur ist ihr Vf. unendlich humaner, und schreibt nicht mit jener Bitterkeit und Heftigkeit, ob er sich gleich für einen Holsteiner und nicht für einen Weltbürger erklärt, auch nicht sagt und wiederholt, dass er ohne Animosität sey. Man sieht durchaus einen ruhigern Forscher, und seine Widerlegung ruht auf bessern Gründen, als die vorhergehende. Freylich geht es auch ihm, wie den mehresten, die alles vertheidigen wollen; er legt Grundsätze nieder, die, wenn man sie ausdehnt und auf andere Gegenstände anwendet, endlich alles positive Recht umstossen und alles erlaubt machen. Dahin gehört vorzüglich der Grundsatz, dass eine kriegführende Macht alles thun kann, was ihrem Feinde schadet. Folglich kann sie auch, wenn ihrem Feinde dadurch Schaden geschiehet, die Länder ihres unschuldigen Nachbarn wegnehmen, sein Eigenthum angreifen, seinen Handel zu Grunde richten, und was sich alles sonst daraus folgern lässt. Dinge dieser Art, und Sophismen, die schwerlich vor dem Richterstuhle der ganz ruhigen Vernunft die Prüfung aushalten möchten, finden sich hin und wieder. Aber es ist beynahe unmöglich, dass ein Hamburger oder ein Däne in den ersten Augenblicken ohne alle Partheylichkeit über den Gegenstand hätte schreiben sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Junius 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Mylius: *J. J. Engels Schriften. Dritter* und *vierter Band.* 1802. *Der Fürſtenſpiegel.* 335 S. *Reden. Aeſthetiſche Verſuche.* 373 S. 8. Auf Velinpapier (5 Rthl. 8 gr.) auf Schreibpapier 3 Rthl.)

Der Fürſtenſpiegel, eines der letzten Werke des verewigten Vfs., wurde zum erſten male im J. 1798 gedruckt, und ſcheint durch die Begebenheiten der Zeit veranlaſst zu ſeyn. In dem verfloſſenen Jahrzehnt gab es wohl wenige denkende Männer, die nicht in der Geſchichte des Tages dringende Veranlaſſung fanden, ihren Blick auf den Staat zu richten, einen von den beiden Polen, wie Voltaire ſagt, um welche das menſchliche Leben ſich wendet. Während Andre bemüht waren, neue Verfaſſungsformen zu erſinnen, trachtete unſer Vf., den Geiſt zu veredeln, der die in dem fürſtenreichen Deutſchlande beſtehenden Formen beſeelen muſs. In den groſsen Geſchäften des Lebens überhaupt, und der Regierung inſonderheit, kommt, wie Geſchichte und Erfahrung lehren, weniger an auf groſsen Verſtand, als auf rechten Willen. Der beſonnene, thätige, mehr um den Gebrauch als um den Genuſs des Lebens bekümmerte, Regent wird in den meiſten Fällen durch das Gewiſſen ſchneller und ſicherer finden, was heilſam iſt, als der leidenſchaftliche bey der gröſseſten Klugheit. Inſofern hat vorliegendes Werk, obgleich es ſeiner nächſten Beſtimmung nach ethiſch iſt, auch politiſchen Werth. — „Die Abſicht bey nachſtehenden Aufſätzen, heiſst es in der Vorrede, iſt: jungen Prinzen „und beſonders ſolchen, die zum Regieren beſtimmt „ſind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu ſagen; nicht wie gewöhnlich in Bildern, als wodurch „der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, ſondern mit aller der Offenheit, die ſich „ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht „dieſen die Furcht vor Anwendungen bände.“

Sey auf der Hut, ſagt Marc Aurel zu ſich, daſs du nicht *verkaiſerſt.* Sich häufig in jenem Spiegel zu beſchauen, kann man den Söhnen unſerer Fürſten nicht genug empfehlen, als ein wirkſames Mittel, zu verhüten, daſs ſie nicht *verprinzen*, d. i., daſs ſie nicht unterliegen den mannichfaltigen rings ſie umgebenden Verſuchungen zur Trägheit, zur Ausländerey, zum Eigenſinne, zur Hoffarth, zum Uebermuthe, zur Ueppigkeit, zur Menſchenverachtung. Der Vf. reihet eine Anzahl von Gemälden auf, um die genannten Fehler entweder als lächerlich, oder haſſenswürdig, oder verächtlich, oder abſcheulich darzuſtellen. Ueberall merkt man ihm an, es ſey ihm Ernſt geweſen, er habe nicht für ſich geſchrieben, für ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm, den dieſes Werk eben nicht erhöht, ſondern wahrhaftig für das Vaterland. In allen Aufſätzen herrſcht die bey Vornehmen ſo beliebte franzöſiſche Leichtigkeit, die in Form und Inhalt alles meidet, was anſtrengen und ermüden könnte. Wer nur mit halb geöffnetem Auge vor dieſen Spiegel tritt, muſs ſehen was er ſehen ſoll.

Die auf die höchſten Stände berechnete Popularität, welche dieſes Werk auszeichnet, giebt dem Vf. gerechten Anſpruch auf den Namen eines Hofphiloſophen im edelſten Sinne des Wortes. Die Sprache iſt meiſtens, wie es dem Deutſchen ziemt, ernſt, gemüthlich, herzlich, väterlich. Doch verſchmäht der Vf. auch nicht den Spott, weder den lachenden, noch ſelbſt den bittern. Zur Erinnerung an vorige Zeiten heben wir folgende Anekdote aus, die den Abſchnitt *Nationalehre*, anfängt. „Zu dem letzten Herzoge „von Zelle, der mit einer Franzöſin vermählt, und „von lauter Franzoſen umringt war, ſagte einſt einer „dieſer Ausländer: Drollicht, Monſeigneur! Sie ſind „der einzige Etranger hier im Zimmer.“

In Anſehung der Ausländerey ſcheint noch jetzt der Beherzigung ſehr werth des Vfs. Bemerkung (S. 181) daſs in der franzöſiſchen Sprache ſo manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin ſie von ihrer Wahrheit verlieren. Gewiſs! allen Prinzenerziehern liegt die Pflicht ob, ſorgfältig darüber zu wachen, daſs durch zu häufige und zu frühzeitige Uebung jener *gleiſſenden* Sprache das innere Auge ihrer Zöglinge nicht erkranke, und in ſeiner Verblendung verwirrte Anſichten von den menſchlichen Dingen faſſe. Von einigen Aufſätzen hat der Vf. wahrſcheinlich befürchtet, ſie möchten ihm den Vorwurf einer zu groſsen Bitterkeit zuziehn. Er verwahrt ſich dagegen in der Vorrede mit der Bemerkung, daſs durch zu beſcheidene Verſchleyerung keine Scham, und durch zu furchtſame Schonung kein Abſcheu erweckt werde. Ein wahrhaftiges Meiſterſtück von erſchütterndes Beredſamkeit iſt der Abſchnitt überſchrieben: *Culturgrad.* Oft ſcheint die Ausarbeitung des Werkes die Seele des Vfs. getrübt zu haben; um ſo erfreulicher iſt die heitere Stimmung, mit welcher er daſſelbe alſo ſchlieſst: „Junge Prinzen, „die Ihr zu Regenten beſtimmt ſeyd! Ihr habt nach „Weſten geſehn, und Ihr habt zittern gelernt. Sehet „nach Nordoſten, und lernt aufhören zu zittern.“

Ohne Zweifel verdient der Fürſtenſpiegel die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr als jemals jetzt, wo

eine neue Ordnung der Dinge unter uns anhebt. Nachdem Umsturze der ständischen Geistlichkeit, und nach der Unterwerfung fast aller freyen Städte, ruhet Deutschlands Wohlfahrt mehr als je in den Händen der Erbfürsten. Jene Umwandlung des Reichs, herbeygeführt durch Umstände und Begebenheiten, die den Patrioten tief betrüben mussten, möge sie uns und den Nachkommen heilsam werden, als glänzende Epoche neu belebten Eifers der Fürsten für das Volk, des Volkes für die Fürsten!

Johannes Müller, ein grosser Mann, der die Geschichte der Welt und des Vaterlandes kennt wie wenige, ist der Meynung, dass im Süden die Tugend mit Rom vergangen ist, im Norden aber sich, wenn irgendwo, bey dem deutschen Volke unterhalten hat. Arbeitsamkeit und eine daraus entspringende gewisse Kraft des Gemüths, welche die Wollüste des Lebens nicht übermässig schätzend und das Ungemach nicht übermässig scheuend, beides dem Glück und dem Unglück standhaft widersteht; in Kunst und Wissenschaft starkes Gefühl, tiefer Verstand, Geist der Vollendung, in den gesellschaftlichen Verhältnissen des häuslichen Lebens, durch Gutmüthigkeit gemilderter Ernst, in den grosen Geschäften, mit Ordnungsliebe verbundener Unternehmungsgeist, mit Bescheidenheit verbundener Freymuth; diese Ehrfurcht für bestehendes Recht und Gesetz, welche sie scheuer macht, gegen dasselbe zu handeln als zu dulden. — So ist der Charakter der Deutschen des Kernes der Nation, derer, welche weder herrschen noch dienen, welche auf der einen Seite sich nicht versäumen dürfen, weil sie Glück und Ruhm nur von sich selber erwarten können; und welche auf der andern Seite in ihrer Thätigkeit durch keine Willkür gehemmt werden. Unter solchem Volke des fürstlichen Ranges würdig zu seyn, erfodert viel, gewähret aber dem, der es ist, schönen Lohn in allgemeiner Liebe solcher, deren Liebe ehrt. „Denn, möchten wir ausrufen, was der edle und glückliche Weimarische Dichter den Tasso sagen lässt:

Denn glaubet nicht, dass uns
Der Freyheit wilder Trieb den Busen blähe.
Der Mensch ist nicht geboren, frey zu seyn,
Und für den Edeln ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Beyzutragen, dass unsere künftigen Regenten der Verehrung der Guten und Edeln würdig werden, Energie zu giessen in die fürstliche Jugend, sie mit ermunternder, warnender, strafender Stimme aus dem Schlummer der Selbstvergessenheit aufzurufen, und unablässig wacker zu erhalten und kräftig, wie es Deutschen dieser Zeit geziemet — dahin hat *Engel* gestrebt, dafür gebührt dem Verewigten der Dank des Vaterlandes, und dieser Dank besteht darin, dass man auf seine Stimme höre.

Der *vierte Band* fängt an mit drey Reden; die erste ist eine Lobrede auf den König Friedrich den Grosen vom Jahre 1781; die zweyte wurde gehalten bey der Aufnahme des Vfs. in die königliche Akademie der Künste im Jahr 1786; die dritte am Geburtstage König Friedrich Wilhelms II. im Jahre 1786, fünf Wochen nach der Thronbesteigung dieses Monarchen.

Bey aller Theilnahme, mit welcher man diese Reden liest, wird man doch gewahr, dass sie in ihrer Art nicht das Höchste erreichen. Die Beredtsamkeit ist nicht, wie die Poesie, eine freye Kunst, sondern eine dienende; sie arbeitet nicht *für* die Phantasie, sondern durch die Phantasie, sie soll als letzte und höchste Wirkung nicht Ruhe hervorbringen, sondern Bewegung; sie hat nicht zum Zwecke schöne Darstellung ihres Objects, sondern eine solche, die ein bestimmtes Gefühl erwecke, unterhalte, herrschend mache. Es giebt Redner, die in ihren Werken durch eine unendliche Ideenfülle des Hörers Einbildungskraft in solchem Grade beleben, dass sie zur Erregung des beabsichtigten Gefühls schöpferisch wirkt. Das sind die Redner des ersten Ranges, die genialischen. Es giebt andere, die durch eine begränzte Ideenfülle die Einbildungskraft zwar in Thätigkeit setzen, aber in eine solche, die ihre Schranken fühlt. Das sind die Redner des zweyten Ranges, die talentvollen. Zu diesen scheint *Engel* zu gehören. Durch die zierlich an einander gereiheten zweckmässigen Gedanken und Bilder befriedigen seine Reden in hohem Grade den Verstand; aber ihnen fehlt das Herz, ihnen fehlt jene feurige Kraft, die, wohin sie sich richte, zündet. In Johannes Müller's (ohne Zweifel eines der grösesten Psychagogen) Darstellung des Fürstenbundes vergleiche man den Abschnitt über den Tod Friedrichs II., und man wird finden, dass hier wenige Zeilen von der Grösse jenes Königs ein innigeres und tieferes Gefühl geben als die ganze Lobrede Engels.

Unter den ästhetischen Aufsätzen enthält der erste Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung (S. 101—266) geschrieben im Jahre 1774. In der Einleitung, welche allgemeine Principien zur Eintheilung der Dichtungsarten aufstellt, wird der Vf. dem, welcher die Schriften der neuesten Kritiker kennt, nicht genügen, desto mehr in der Abhandlung selbst durch viele sehr feine und scharfsinnige Bemerkungen. So ist der Gang des Räsonnements. In einem Gedichte ist Handlung insofern, als wir darin eine Veränderung werden sehn durch die Thätigkeit eines Wesens, welches mit Absicht wirkt. Der Künstler zeigt uns einen bestimmten Zustand, und führt uns durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Die Einheit der Handlung liegt in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung, die Vollständigkeit der Handlung liegt darin, dass die

letzte

letzte Absicht der Person erreicht oder verfehlt wird.

Die bey der Handlung beabsichtigte Veränderung ist entweder blofs Veränderung des innern oder zugleich des äufsern Zustandes. Jene ist die philosophische Handlung, diese ist Handlung in enger Bedeutung. Sie erfodert immer Mitwirkung anderer Personen, die philosophische dagegen in den meisten Fällen nur die Wirksamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele. So entstehen philosophische Selbstgespräche, über die der Vf. vortreffliche Bemerkungen macht, und für welche er Lessings Schriften als Muster anführt. (Diesen Mustern könnte man vielleicht Engels eigene Schriften beyzählen, namentlich diese Fragmente.) Wenn gleich in den philosophischen Dialogen die Personen nicht so zusammenwirken wie im Drama: so ist doch das Gespräch voll wahrer Handlung; denn die Hauptperson trägt nicht Resultate von Untersuchungen vor, sondern stellt die Untersuchung selbst an. Nachdem der Vf. noch bemerkt hat, dafs der philosophische Dialog oft nichts ist, als Selbstgespräch unter der Form des Dialogen, dafs gleichwohl in diesem Falle die zweyte Person nicht überflüssig ist, weil sie den ganzen Gang der Untersuchung bestimmt, und durch das Eigenthümliche der Situation, die sie herbeyführt, die Wahrheit in ein sehr helles Licht setzen hilft, nachdem er ferner bemerkt hat, es gebe eine Art von Dialogen, die nichts sind als Abhandlungen unter der gefälligen Form des Gesprächs (wie die Dialogen des Cicero) — kommt er auf eine höchst wichtige Untersuchung, die schon manchen in der Stille mag beschäftigt haben. So wie man, sagt er, Abhandlungen machen kann unter der Form von Dialogen: so kann man Erzählungen machen unter der Form von Scenen. *Aber die Erzählung im Drama ist etwas anderes als in dem Epos, das Dramatische im Epos ist etwas anderes als im Drama selbst.* Worin liegt dieser Unterschied? Rec. bekennt, dafs er lange darnach gesucht hat. Unser Vf. findet ihn nur in der gröfseren oder geringeren Ausführlichkeit — eine Erklärung, die durchaus nicht genügt; denn es giebt eine epische Ausführlichkeit, die im Drama, es giebt eine dramatische, die im Epos unerträglich wäre. Nein! der Unterschied liegt anderswo. Rec. sey erlaubt, nach den neuen Grundsätzen der Kritik eine Erklärung desselben zu versuchen. Im Epos hören wir von Personen erzählen, die gehandelt haben; im Drama sehn wir handelnde Personen vor uns. Jenes stellt eine Handlung dar, wie sie geworden; dieses eine Handlung, wie sie wird. Die Stimmung, worein jenes versetzt, ist der Zustand ruhiger Betrachtung; die Stimmung, worein dieses versetzt, der Zustand eines bestimmten Gefühls. Alles was uns einseitig berührt und die Gleichmüthigkeit aufhebt, ist dem Epos, alles was uns vielseitig berührt und die Theilnahme unterbricht, ist dem Drama entgegen. Also müssen den Gesprächen epischer Personen bey aller Subjectivität solche Züge beygemischt werden, welche die Ansicht des Objects nach seinem ganzen Umfange klar und herrschend erhalten, und von den Erzählungen dramatischer Personen mufs, ungeachtet ihrer Objectivität, alles entfernt werden, was nicht der Individualität des Sprechenden angemessen ist. Der heftigen Leidenschaft, mit welcher der zürnende Achilles gegen den Agamemnon wüthet, ist es durchaus entgegen, dafs er eine lange Beschreibung des Zepters macht, bey dem er schwört (Iliade I. 234 — 239). Deswegen ist jene Beschreibung durchaus undramatisch, aber eben deswegen ist sie im höchsten Grade episch: denn der Dichter will, dafs wir den zornigen Achilles betrachten sollen, ohne mit ihm den Zorn zu theilen. Was thut er also? Alle die Vorstellungen, welche in der Seele des bey seinem Zepter schwörenden Achilles sich regten, aber zu schwach, als dafs er in dem Momente der entzündeten Leidenschaft sie hätte in Worte fassen können; alle diese nimmt der erzählende Dichter auf in die Rede, welche er ihm in den Mund legt, und zwar thut er dieses um zu verhüten, dafs wir, seine Zuhörer, unsern Blick nicht zu starr auf Einen Punct richten, dafs wir mit dem Auge immer eine gewisse Fläche beherrschen, auf welcher das Gröfseste neben dem Kleinsten, das Wichtigste neben dem Unwichtigsten in angemessener Helle erscheinet. Eben so ist im Oedipus des Sophokles die Schilderung der Pest unepisch, aber eben dadurch im höchsten Grade dramatisch, weil die gewählten Züge sich vereinigen, nicht, die Pest als ein Object der Betrachtung, sondern den jammervollen Zustand, worein sie die Stadt versetzt, als ein Object des Gefühls darzustellen.

(Der Beschlufs folgt.)

TÜBINGEN, b. Cotta, u. PARIS, b. Fuchs, Levrault u. Henrichs, *Almanach des Dames pour l'an XI, 1802 et 1803, avec figures. Diversité c'est ma Devise.* An XI. 1802 u. 1803. 204 S. 12.

Zu dieser gefälligen Blumenlese lieferten poetische oder prosaische Beyträge *Chenier, J. Delille, le Brun, Mercier, Parny, Colin Harleville, Ducis, Simonin, Segur* der ältere, *Hoffmann, Piémouillé, la Chabeaussière, Pezai, St. Marcel, St. Lambert, Raboteau*, die liebenswürdigen Dichterinnen *Georgeon, Beaufort, Pipelet, Dufrenoi, d'Antremont, Jaucourt*, und mehrere Ungenannte. Für Rec. war es besonders erfreulich, einige Stellen aus *Gesners* erstem Schiffer, vier Amazonenlieder von *Weifse, Zachariä's* Gedicht an die Nachtigall, und *Klopstocks* Herrmann und Thusnelda glücklich übersetzt zu finden. Aber die Kraft und Kürze der deutschen Sprache vermifste Rec. dennoch in diesen Nachbildungen. Man vergleiche z. B. die Verse von Chenier:

Hermann, repose toi: que sur ton front j'essuie
Ton sang et ta noble sueur.
Comme il brule, ton front, de Rome heureux vainqueur.
Non jamais Thusnelde ravie
Ne sentit pour toi cette ardeur.

Non!

Non! pas même le jour, en sous un chêne antique,
Hermann, par l'amour emporté,
Fuyante, me saisit de son bras indomptée
J'observai son oeil héroïque,
Et s'y vis l'immortalité.
C'est ton bien déformais etc.

mit den *Klopstockischen* Strophen:

Ruh' hier, dass ich den Schweis der Stirn' abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! So hat dich
Niemals Thusnelda geliebt!
Selbst nicht, da du zuerst in Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder fasstest!
Fliehend blieb ich, und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,
Die nun dein ist etc.

Bey dem Briefe *Martins* an seinen *Sohn*, S. 14. *Le sermon sans fin* S. 149 und dem Epigramm S. 188 sind alte Anecdoten benützt. Die Glossen über *Wortspiele* mögen den Franzosen heilsam seyn. Das Sinngedicht: „*Sur un Pédant*"

Amant passionné d'Homère et Ciceron,
Bardus à chaque instant nous dit d'un ton farouche,
Que le français n'est qu'un Jargon.
Oui, Bardus, mais c'est dans ta bouche.

dürfte auch in unsern Gränzen etwa so treffen:

Du giebst von hoher *Griechheit* alte Kunde,
Und lehrst in *göttlich-grobem* Ton:
„Die neue Dichtkunst sey *Jargon*."
Ja, Pompus, aber nur in deinem Munde.

Le Brun's Einfall über einen: „*Facheux, dont la nullité nous ennuie.*"

On n'est pas seul, on n'est pas deux

entstand wohl aus dem Epigramm in den *Delassemens d'un galant homme* 1742.

„*Parlons, disputons ensemble,*
„*Car autrement il me semble,*
„*Que je suis seul avec toi.*"

Der Ausfall auf einen Medicaster: *En se montrant il fait vomir et pour faire suer, il parle*" hätte Rec. weggewünscht. — An witzigen und rührenden Gedichten fehlt es diesem Almanache nicht. Die sieben Kupfer nach Raphael, Poussin, Le Brun etc. interessiren. Ein Register würde künftig die Uebersicht erleichtern.

ARNSBERG, gedruckt b. Herken: *Poetische Versuche*, von *Ferdinand Wolf*, Kan. Präm. und Professor der Philosophie. 1802. XVI und 240 S. 8.

Den Anfang dieser Sammlung macht die an das Publicum gerichtete Fabel vom Neanthus, der die Leyer des Orpheus zu erhalten wuste, und damit gleiche Wunder zu bewirken hoffte. Es glückte ihm zwar, die Thiere gleichfalls dadurch rege zu machen; aber die Ungeschicklichkeit seines Spiels beunruhigte sie nicht, sondern reizte sie zur Wuth; und er ward von Hunden zerrissen. „Zitternd schreib' ichs — sie zerrissen ihn!" singt unser Vf. und fährt fort:

Gott steh mir bey und allen jungen Dichtern!
Mir schaudert sehr vor solchen strengen Richtern;
Drum bitt' ich dich, mein liebes Publikum,
Sag mir doch treu, mit unverstellter Miene,
Ob ich des Stümpers Schandetod verdiene?
Dann bleibt in Zukunft meine Leyer stumm.

Doch, würdest du zu diesen kleinen Stücken
Halbschonend mir ersehnten Beyfall nicken,
Dann greife ich mit kühn gewordner Hand
Zur Leyer, um ein gröfsres Lied zu singen;
Dir töut es schuldigst, sollt' es mir gelingen,
Zu meines Dankes schwachen Unterpfand.

Ohne dem Publikum im mindesten vorgreifen zu wollen, und ohne auf den Charakter oder die Strenge solcher Richter, vor denen der Vf. schaudert, und deren Vorbilder seine Fabel gar schmeichelhaft darstellt, den geringsten Anspruch zu machen, wagt es Rec., ihm *treu*, *mit unverstellter Miene* zu sagen, dass seine poetischen Versuche der Todesstrafe — wenn gleich sie nicht *Schandetod* seyn wird — wohl schwerlich entgehen werde. *Nicken* werden vielleicht manche Leser dabey; aber schwerlich *halbschonenden Beyfall*, sondern eher vor halbschlummernder Müdigkeit. Denn in der That, die Reimerey ist durchaus mittelmäfsig; und schwerlich läfst sich aus diesen *kleinen Stücken*, die meistentheils aus Fabeln bestehen, irgend ein völlig Erträgliches auszeichnen. Des Schlechten enthält die Sammlung desto mehr; und wem davon die obige Probe nicht genügt, der lese noch folgende Fabel:

Der gute Knabe.

Ein armer Knabe trug gewandt
Und wonnevoll in zarter Hand
Ein wohlbelegtes Butterbrod,
Und bat: O lieber guter Gott!
Nimm doch dem Mann, der mir es gab,
Die lange, lange Krankheit ab!
Ein Biedermann von edler Sitte
Vernahm des Knaben fromme Bitte,
Und sprach zu ihm: Du gutes Kind,
Geniefse doch das liebe Butter!
Mein Herr, versetzt' er sanft gelind,
Ich habe eine arme Mutter.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Junius 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Mylius: *J. J. Engels Schriften. Dritter und vierter Band.* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Jetzt zurück zu unſerm Autor! Er unterſcheidet drey Gattungen philoſophiſcher Dialogen. Einige ſind durchaus und rein philoſophiſch, es iſt darin den Perſonen um nichts als um die Erkenntniſs einer Wahrheit zu thun; in andern hängt der philoſophiſche Charakter der Perſonen mit ihrem allgemeinen ſittlichen zuſammen; in noch andern iſt das dramatiſche Intereſſe mit dem philoſophiſchen verknüpft, ſo fern an dem Ausgange des Räſonnements dem Ehrgeize, dem Eigennutze der Perſonen gelegen iſt. Im Drama entſtehen philoſophiſche Geſpräche dann, wenn um eines individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Monologen ſind es, wenn die Perſon ſich durch ihre eigene Einſicht zu überzeugen ſucht, Scenen, wenn die Ueberzeugung durch Hülfe der Einſichten eines andern entſteht. Wird der Monolog blofs bey Gelegenheit des vorhergehenden Auftritts von der zurückbleibenden müſsigen Perſon geführt: ſo iſt er Epiſode. Iſt aber der Perſon an dem Ausgange des Räſonnements um der Folge willen gelegen: ſo iſt der Monolog oder der philoſophiſche Dialog ein Theil der Handlung.

Ein claſſiſches Werk der dialogiſchen Literatur giebt es, welches keiner der erwähnten Gattungen beygezählt werden kann — das iſt Diderots Unterredung eines Vaters mit ſeinen Kindern. Um das Eigenthümliche deſſelben zu zeigen, vergleicht der Vf. es mit den Theaterſtücken, die man *pièces à tiroir* nennt, ſpricht mit groſser Bewunderung und Vorliebe von jenem Dialog, und findet nur das eine tadelhaft, dafs der Leſer ungewifs gelaſſen wird wegen der Parthey, die er über die wichtige Streitfrage zu ergreifen hat. Dieſs letzte iſt merkwürdig als ein abermaliger Beweis, dafs *Engel* ſelten ſich zu rein äſthetiſchen Anſichten erhob; gar zu häufig ſucht und vermiſst er in der Kunſt etwas, das nicht Kunſt iſt.

In dem letzten Theile dieſer Fragmente, welcher den Unterſchied zwiſchen Geſpräch und Erzählung beſtimmt, werden für beide Formen folgende Hauptvergleichungspunkte angegeben: jetziger Augenblick, vergangene Zeit — Individualität, Allgemeinheit — Moment für Moment, Sprung — Abſichten des Erzählers, alleinige Abſichten der Handelnden.

S. 267—296. folgt ein Aufſatz über die Schönheit des Einfachen. Alle noch ſo verſchiedenen Definitionen vom Schönen geben als weſentliches Merkmal deſſelben Fülle und Mannigfaltigkeit an. Gleichwohl giebt es Farben, Töne, Bewegungen, Umriſſe, in denen man nichts Mannigfaltiges unterſcheidet, und die man dennoch *ſchön* nennt. Wie kann dieſs geſchehen? So fern, ſagt der Vf., als ſie durch die Beſtimmtheit des Eindrucks, den ſie machen, ſich als Elemente des Schönen ankündigen. Bey Farben und Tönen hält er aufser der Beſtimmtheit auch ſinnliche Annehmlichkeit zur Schönheit für nothwendig. Dieſe aber ſcheint dem Rec. nur negativ zu wirken, weil nämlich ihr Gegentheil, ſinnliche Unannehmlichkeit, die Seele verhindert, die Beſtimmtheit des Eindrucks durch Reflexion aufzufaſſen.

Den Aufſatz über die muſikaliſche Malerey (S. 297—342.) kann Rec. wegen Mangels an Kenntniſs der Muſik nicht beurtheilen, begnügt ſich alſo einen gedrängten Auszug davon zu geben, und nur dieſs anzuführen, dafs er des Vfs. Bemerkungen mit ſeinen eigenen Beobachtungen über eine verwandte Kunſt, die Declamation, übereinſtimmend gefunden.

So iſt der Gang des Räſonnements: Von dem Tonſetzer ſagt man, er male, wenn er ſeine Töne ſo nachahmend macht, und ihnen mit dem Gegenſtande ſelbſt ſo viele Aehnlichkeit giebt als möglich. Er bewerkſtelligt dieſes dadurch, dafs er entweder den Gegenſtand nachahmt, oder den Eindruck, den dieſer auf die Seele zu machen pflegt. Die Mittel, welche die Muſik zum Malen hat, ſind die Wahl der Tonart, die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen ſoll, die Melodie, die Bewegung und andere mehr. Um zu erklären, wie die Muſik durch Anwendung dieſer Mittel malen könne, muſs man bemerken: Alle Leidenſchaften haben gemein, dafs ſie mit gewiſſen Bewegungen im Nervenſyſteme verbunden ſind. Was ſie unterſcheidet, iſt die gröfsere oder geringere Stärke jener Erſchütterung, und die Folge derſelben: alſo kann die Muſik malen, indem ſie Töne wählt von einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich iſt, und indem ſie dieſe Töne auf einander folgen läſst gemäfs dem Gange, den die darzuſtellende Leidenſchaft nimmt. Hieraus folgt, dafs die Muſik weit fähiger iſt, Empfindungen zu malen als Gegenſtände der Empfindung: denn dieſe kann ſie faſt immer nur durch einzelne, ſchwache, entfernte; jene aber durch eine Menge ſehr beſtimmter Aehnlichkeiten andeuten. So viel über die Frage: Was und wie *kann* die Muſik malen?

len? Jetzt zu der Frage: Was *soll* sie malen? Sie soll lieber Empfindungen als Gegenstände malen. Sie soll ferner nur eine solche Reihe von Empfindungen malen, deren Gang und Folge lyrisch ist, d. i. eine solche Reihe von Empfindungen, wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von aufsen ungestörten, in dem freyen Laufe ihrer Ideen ununterbrochenen Seele entwickeln. Alle diese Bemerkungen gelten von der Musik, wenn sie rein wirkt ohne Begleitung einer redenden oder mimischen Kunst. Nun geht der Vf. über zur Singecomposition. Hier mufs man unterscheiden Malerey und Ausdruck. Nämlich: in jeder Empfindung unterscheidet man die Vorstellung des Gegenstandes und die Vorstellung des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf unser Begehrungsvermögen macht. Jenes ist das Objective in der Empfindung, dieses das Subjective. Malerey in der Singecomposition heifst Nachahmung des Objectiven, Ausdruck, Nachahmung des Subjectiven. Die gewöhnliche Regel: der Singecomponist soll nicht malen, sondern ausdrücken, will der Vf. lieber so fassen: *Der Singecomponist soll sich hüten, wider den Ausdruck zu malen.* Um diese Regel richtig anzuwenden, mufs man unterscheiden die homogenen und heterogenen Empfindungen. Homogen sind diejenigen, in welchen das Objective mit dem Subjectiven verschmilzt, wie bey der Liebe, wo das Wohlgefallen an der Schönheit, und das Verlangen nach Vereinigung mit derselben in gleichem Grade wirken; heterogen sind diejenigen Empfindungen, in welchen das Subjective dem Objectiven widerstrebt, wie bey der Furcht, wo die Stärke des Subjects sinkt, in eben dem Grade als die Stärke des Objects steigt. In der Darstellung homogener Empfindungen ist Malerey zugleich Ausdruck; in der Darstellung heterogener Empfindungen zerstört Malerey den Ausdruck.

Der letzte Aufsatz dieses Bandes ist eine im Jahr 1793 gehaltene akademische Vorlesung über Artikel, Hülfs- und Personenwörter der neuern Sprachen. Sie ist gegen Hn. *Adelung* gerichtet, welcher die genannten Eigenheiten der neuern Sprachen für eine Wirkung der Cultur, für eine Frucht der wachsenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe hält. Siegreich bestreitet unser Vf. diese Behauptung erst historisch, dann philosophisch; und in diesem Theile schien dem Rec. vornehmlich lehrreich, was von dem engen Bündnisse gesagt wird, in welchem Deutlichkeit und Lebhaftigkeit stehen. Man kann nicht aufmerksam genug machen auf den grofsen Unterschied zwischen der flachen *Begreiflichkeit* und der tief einleuchtenden *Helligkeit* des Vortrags. Wenn man jene an französischen und französirenden Schriftstellern oft über die Gebühr preist: so vergifst man, dafs diese ein weit gröfserer Vorzug der Schreibart ist.

Dies nun ist der Inhalt von *Engels* ästhetischen Versuchen, welche, obgleich seit ihrer Erscheinung dieses Fach unserer Literatur mit so manchen Werken vortrefflicher Denker bereichert worden, für immer einen unschätzbaren Werth behalten, wäre es auch nur wegen des Vortrags, in welchem ein höchst edler, gebildeter, heiterer, freyer Geist sich auf die gefälligste, liebenswürdigste und einnehmendste Art mittheilt. Das fleifsige Studium derselben kann nicht genug empfohlen werden, besonders jungen Männern, welche lernen wollen, so zu sprechen und zu schreiben, dafs man auch aufser der Schule sie gerne höre und lese. — Nur eine Bemerkung gegen die Schreibart unseres Vfs. kann der Rec. nicht unterdrücken; nämlich, dafs *Engel*, der so viel auf Correctheit hielt, sich ihrer so eifrig befliss, dennoch dieselbe dann und wann auffallend verletzt. Sind z. B. die oben angeführten Schlufszeilen des Fürstenspiegels correct? Läfst sich das Zittern, und noch mehr, das Aufhören des Zitterns als ein Gegenstand der *Erlernung* darstellen? Und eine solche Uncorrectheit am Schlusse eines solchen Werkes und in seiner Anrede!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Handbuch der italiänischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter Stücke aus den classischen italiänischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken*, von *Ludwig Ideler*. *Zwey Theile.* 1800—1802. 8.

Der Vf. dieses Handbuchs ist durch die Herausgabe ähnlicher Werke zum Behuf eines sorgfältigeren und zweckmäfsigeren Studiums der französischen und englischen Sprache und Literatur hinlänglich von Seiten seiner Gelehrsamkeit, seines Geschmacks, und seiner Liebe für Correctheit bekannt. Das vor uns liegende Handbuch hat Form und Tendenz mit den älteren Handbüchern gemein, und unterscheidet sich von diesen nur durch eine gröfsere Vollständigkeit. Auf die Tendenz macht der Vf. in seiner Vorrede noch besonders aufmerksam, indem er erklärt: „Er habe nicht für Anfänger, am wenigsten für Kinder, gearbeitet, sondern sich gebildete Leser gedacht, die, mit der italiänischen Sprache vertraut, die vorzüglichsten in derselben geschriebenen Geisteswerke kennen zu lernen wünschen.“ In der That ist dies das Charakteristische des ganzen Werks.

Der erste Theil enthält Auszüge aus vierzig Prosaisten, welche in chronologischer Ordnung neben einander gestellt sind, um auf die Entwickelung der Sprache in einem Zeitraum von mehr als drey Jahrhunderten aufmerksam zu machen. *Dino Compagni* macht den Anfang; *Denina* den Beschlufs. Ohne alle die einzelnen Namen anzuführen, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, begnügt sich Rec. mit der Anzeige, dafs sich unter denselben kein einziger befindet, welcher nicht in seinem Vaterlande oder auch in Auslande von besonderem Gewicht gewesen wäre, oder noch ist. Alle bezeichnen entweder Historiographen, oder Romanendichter, oder Redner, oder Literatoren, oder Reisebeschreiber, oder Epistolographen; kurz, man trifft in diesen Auszügen nicht nur eine

grofse

grofse Mannigfaltigkeit der Materien, fondern auch in den Materien felbſt ſo viel Unterhaltung an, daſs ganze Bibliotheken dadurch überflüſsig gemacht werden. Sehr vortheilhaft zeichnet ſich das Ganze noch durch die Biographien aus, welche der Vf. den Auszügen aus jedem einzelnen Schriftſteller vorangeſchickt hat; Biographien, die, wie ſehr ſie auch ins Kurze mögen gezogen ſeyn, dennoch charakteriſtiſch genug ſind, und durch eine Menge unſchätzbarer Nachweiſungen, die ſie enthalten, nicht nur auf eine ſehr genaue Bekanntſchaft mit der italiäniſchen, ſondern mit europäiſcher Literatur überhaupt zurückſchlieſsen laſſen. Wie grofs auch die Zahl der italiäniſchen Hand- und Leſebücher ſeyn mag: ſo befindet ſich darunter kein einziges, welches in dieſer Hinſicht mit dem vor uns liegenden auch nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte; und doch iſt eine vorhergegangene Bekanntſchaft mit dem Schriftſteller das natürlichſte und ſtärkſte Incitament zur Lectüre ſeiner Werke. Aber nicht genug, daſs der Vf. hierin den Vorzug vor allen ſeinen Vorgängern hat; er hat dieſe weſentlichen Theile ſeines Werks auch mit ſo viel Sorgfalt und Kritik gearbeitet, daſs er ſelbſt Gelehrten von Profeſſion ſehr nützlich werden kann. Um nicht allzu ausführlich zu ſeyn, macht Rec. nur auf den Artikel *Macchiavelli* aufmerkſam. Macchiavelli iſt ein ſo berühmter Name. Gleichwohl findet man unter den Gelehrten höchſt ſelten einen zuverläſſigen Beurtheiler der Verdienſte dieſes Mannes, indem die Vorurtheile, welche im ſiebzehnten Jahrhundert von ihm verbreitet wurden, in beynah alle Köpfe übergegangen ſind und noch immer fortdauern. Was der Herausgeber über ihn als Geſchichtſchreiber ſagt, iſt um ſo mehr der Wahrheit angemeſſen, da ſelbſt Robertſon in Macchiavelli ſeinen Meiſter ſah. Auch des berühmten Principe hat ſich Hr. *I.* angenommen, um den moraliſchen Charakter des grofsen Schriftſtellers vor künftigen Verunglimpfungen zu bewahren. Was er über die Entſtehung dieſes Werks ſagt, iſt gewiſs im Detail ſehr zuverläſſig; aber die Hauptidee deſſelben ſcheint er doch nicht ganz aufgefaſst zu haben. Ohne ſich von irgend einer Autorität unterſtützt zu ſehen, glaubt Rec. daſs dieſe Hauptidee keine andere ſeyn könne, als die: daſs ſchlechte Social- und Nazionalverhältniſſe ſich nicht anders als auf dem Wege der Gewalt und Liſt verbeſſern laſſen. Dieſs beweiſet vorzüglich der Schluſs des ganzen Werks, wo Macchiavelli den berühmten Lorenzo de' Medizi auffodert, das unglückliche Italien, mit Hülfe ſeines Oheims Leo's X. vom fremden Joche zu befreyen, und alle einzelnen Staaten zu einem grofsen Ganzen zu vereinigen; und wo er mit dürren Worten ſagt, daſs, wer ſo etwas zu Stande bringen wollte, einen Moſes, Cyrus und andere Staatengründer zum Muſter nehmen, und alle moraliſchen Rückſichten um ſo mehr beſeitigen müſste, da Menſchen in einer ſchlechten Verfaſſung nicht anders als ſchlecht ſeyn, und eben daher auf keine gütige und offene Behandlung Anſpruch machen könnten. Einen ſolchen Gedanken kann nur ein Mann haben, der, wie Macchiavelli, den gröſsten Theil ſeines Lebens hindurch Partheyen beobachtet, und die Welt im Grofsen kennen gelernt hat; einen ſolchen Gedanken kann nur ein Mann haben, der, weil das Studium der Geſchichte ſein ausſchlieſsendes Studium iſt, die menſchliche Tugend nach ihrem Weſen, nicht nach bloſsen Definitionen kennt; einen ſolchen Gedanken können alle diejenigen *nicht* haben, welche mit dem wahren Inhalte der Geſchichte, wie Bacon, Rouſſeau, u. ſ. w. ganz unbekannt ſind. Daher die ſchiefen Urtheile über ein Werk, deſſen Inhalt nur für die Zeiten vorhanden war, in welchen es geſchrieben wurde, und eben deshalb für unſere beſſern Verfaſſungen beynahe gänzlich verloren iſt. Rec. hofft, den Vf. werde dieſe Anſicht eines Werks nicht befremden, deſſen Einheit und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt nur auf dieſem Wege gerettet werden kann. Dafür geſteht Rec. dem Vf., daſs ihn viele ſeiner Berichtigungen ſehr angenehm überraſcht haben, daſs das italiäniſche Handbuch überhaupt ſehr belehrend für ihn geweſen iſt, und daſs es ihm beſondere Freude gemacht hat, einen *Galilei*, *Friſi*, u. ſ. w. entkleidet von dem Ernſt der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften, in Briefen an vertraute Freunde oder in hiſtoriſchen Compoſitionen als claſſiſche Schriftſteller ihrer Nation kennen zu lernen. Die Nachrichten, welche von den beiden eben genannten Mathematikern gegeben werden, ſind in der That ſo vollſtändig und gründlich, daſs ſie noch anderweitig bekannt gemacht zu werden verdienen. So viel von dem proſaiſchen Theil des Handbuchs.

Der poetiſche Theil zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erſte Auszüge aus den älteren, die zweyte Auszüge aus den mittleren und neueren Dichtern Italiens enthält. Beide zuſammengenommen machen mit einigen achtzig Dichtern bekannt. Des Vfs. Abſicht iſt bey dieſem Theile, offenbar eine Fortſetzung der *Meinhardſchen Verſuche über den Charakter und die Werke italiäniſcher Dichter* geweſen; und jeder unpartheyiſche Leſer, welcher der Ueberſetzung entbehren kann, wird eingeſtehen, daſs dieſe Abſicht erreicht iſt. Iſt es einem hiſtoriſchen Gemüthe angenehm, den Verwandlungen zu folgen, welche die poetiſche Welt der Italiäner in einem Zeitraume von mehr als drey Jahrhunderten durch eine nothwendige Veränderung der Ideenmaſſe in Europa erfahren hat: ſo wird es für ein poetiſches Gemüth unſtreitig noch gröſseres Vergnügen ſeyn, in jeder dieſer Verwandlungen eine neue Welt zu erblicken, welche die Willkür ſelbſt geſchaffen hat, um ſich darin nach Herzensluſt zu bewegen. Der Vf. ſeiner Seits hat alles gethan, dieſe verſchiedenen Welten gehörig aufzuklären; und da faſt alle ſeine Bemerkungen hiſtoriſchen Inhalts ſind, ſo unterſcheiden ſie ſich um ſo weſentlicher von denen, die man in den gewöhnlichen Anthologien antrifft, und deren der Leſer, wenn er nicht von allem Abſtractionsvermögen verlaſſen iſt, ſehr füglich entbehren kann. Den Anfang der *erſten* Abtheilung macht *Guittone*; den Beſchluſs derſelben, *Teſti*. In der Mitte ſtehen, auſser den allgemein bekannten:

Caval-

Cavalcanti, *Burchiello*, *Lorenzo de' Medici*, *Pulci*, *Bojardo*, *Sannazaro*, *Vittoria Colonna*, *Rucellai*, *Casa*, *Caro*, *Bernardo Taſſo*, *Coſtanzo*, *Baldi*, *Rinuccini*, *Taſſoni*, *Chiabrera*, *Lalli*. Von allen dieſen Dichtern giebt der Vf. ausführlichere oder kürzere Nachrichten, je nachdem ihr Leben merkwürdig iſt; und obgleich die ſorgfältigſte Kritik gleichen Antheil an allen dieſen Artikeln hat: ſo mufs Rec. doch vorzüglichſt aufmerkſam auf diejenigen machen, deren Gegenſtände *Dante*, *Petrarca*, *Lorenzo de' Medici* und *Torquato Taſſo* ſind; denn in ihnen wird der gelehrte Leſer ſehr viel Neues finden, da der Vf. alle in Deutſchland vorhandenen Hülfsmittel benutzt hat, um die Widerſprüche zu löſen, die ſich in den Nachrichten von dieſen Männern befinden: Unterſuchungen dieſer Art verdienen um ſo mehr den Beyfall der Kenner, weil die damit verbundene Mufse und Aufopferung den Blicken der gewöhnlichen Leſer ganz entgeht. Die *zweyte* Abtheilung beginnt mit *Salvator Roſa* und endigt mit *Filiſtri*. Zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen: *Redi*, *Filicaja*, *Lemene*, *Zappi*, *Marchetti*, *Baldovini*, *Fortiguerra*, *Manfredi*, *Maffei*, *Rolli*, *Frugoni*, *Algarotti*, *Metaſtaſio*, *Colpani*, *Parini*, *Ceſarotti*, *Monti*, *Bondi*, *Fantoni*, *Pindemonte*, *Caſti*, *Pignotti*, *Bertola*, *Roſſi*, *Alfieri*, *Federici*, und neunzehn minder merkwürdige Sonnetten-Dichter. Die Interpretation der italiäniſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt bekanntlich mit eben ſo groſsen, wo nicht noch gröſseren Schwierigkeit verbunden, als die der älteſten, theils wegen der ungeheuern Menge von Anſpielungen, die ſie enthalten, theils wegen der Verkünſtelung überhaupt, welche den Charakter ihrer Werke ausmacht. Der Vf. hat alſo dasjenige, was er zur Charakteriſtik der Zeiten aufnehmen mufste, nicht nur ſo gewählt, dafs er ſeinen Leſern die unüberwindlichen Schwierigkeiten erſpart, ſondern er hat auch, von den beſten Kommentaren unterſtützt, die übriggebliebenen Schwierigkeiten gehoben. Unter den neueren Dichtern wird der Leſer mehrere antreffen, die er bisher nur den Namen nach gekannt hat. Hier war ein fortlaufender Commentar minder nothwendig, weil ſie von der gegenwärtig in Europa herrſchenden Darſtellungsart weniger abweichen, ob ſie gleich zum Theil von hoher Originalität ſind. Aufmerkſam macht Rec. vorzüglich auf die Werke des Grafen *Alfieri*. Dieſer Dichter iſt ſo ganz aus ſich ſelbſt hervorgegangen. Geraume Zeit vor der franzöſiſchen Revolution trat dieſer Graf — eine für Deutſche höchſt ſeltſame Erſcheinung — in dem Gewande eines Tragikers als Apoſtel der Freyheit in ſeinem Vaterlande auf. Alle ſeine Werke glühen von einem Ideal der Freyheit, das theils aus den Schriften des Tacitus, theils aus den älteren Schriftſtellern Italiens, beſonders aus Dante und Macchiavelli abſtrahirt iſt. Entſprechen ſie vermöge dieſer beſonderen Tendenz den Begriffen nicht, die ſich die Deutſchen in neueren Zeiten von der Kunſt gebildet haben: ſo ſind ſie doch im höchſten Grade poetiſch, und den Werken der Griechen nur allzu ſehr verwandt. Niemand wird ſie ohne groſses Vergnügen leſen; und jeder wird es unſerem Vf. Dank wiſſen, dafs er ſo ausführliche Nachrichten von einem Manne gegeben hat, der als Dichter den Ausſchlag über alle ſeine Landesleute neuerer Zeit giebt, obgleich *Fantoni*, *Monti*, *Caſti*, *Parini*, *Bondi* in den lyriſchen, didaktiſchen und beſchreibenden Gattungen mit groſsen Erfolge gearbeitet haben.

Es iſt kaum der Mühe werth, zu bemerken, dafs durch dieſs Handbuch und beſonders durch den zweyten Theil deſſelben alle die Vorurtheile über den Haufen fallen, welche Hr. von *Archenholz* über *Italiens* neuere Dichter verbreitet hat. Das Handbuch ſelbſt iſt in jedem Betracht das vollſtändigſte und beſte von allen in Deutſchland vorhandenen. Werden Arbeiten dieſer Art in der Regel mit Recht gering geſchätzt, weil ſie das Machwerk weniger Wochen oder Monate ſind; ſo macht dieſe die gerechteſten Anſprüche auf Beyfall und Hochachtung, da jede Zeile beweiſet, dafs ſie das Product eines gereiften Geſchmacks, einer ſeltenen Gelehrſamkeit und eines anhaltenden und mühſamen Forſchens und Sammelns iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle* u. *Leipzig*, b. Ruff: *Ein deutſcher Auszug aus Georg Bertola's und Joh. Gerh. de Roſſi's italiäniſchen Fabeln*, für die erwachſenere Jugend beiderley Geſchlechts, von *Joh. Chr. Dreyſig*. 1803. 76 S. 8. (6 gr.) Bertola und de Roſſi zeichnen ſich unter den italiäniſchen Schriftſtellern durch edle Schreibart und feinen Geſchmack aus. Von ihren Fabeln einen Auszug in deutſchem Gewande zu machen, war daher kein unglücklicher Einfall. Gegenwärtige Arbeit wird unſerer Jugend lehrreich und angenehm ſeyn, weil jede Fabel mit einer moraliſchen Lebensregel ſchlieſst, und ſich durch einen leichten und ſchönen Vortrag empfiehlt. Nur zuweilen erſcheint der italiäniſche Genius zu genau nachgeahmt, beſonders in Participien; z. B. *und ſie bereueten beym halbtodt und zuckend auf die Erde Fallen zu ſpät ihre thörichte Aenderung.* — *Die Beglückten den Buſen bewohnenden Roſen überhoben ſich.* Mehrere harte Stellen dieſer Art fallen beym Leſen ins Auge, auch einige Provinzialismen, als: Man lief zum Arzte, welcher die Urſache dieſes Uebels *beniemte* — und unrichtige Imperfecte, als S. 2. *ſprung*, S. 20. *ſchlung*, u. a. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Junius 1803.

PHILOLOGIE.

Erlangen, b. Palm, u. Hamburg, b. Remnant: *A compleat engliſh-german, (and) german engliſh Dictionary.* Vol. I. containing the engliſh german part, wherin (wherein) not only the words to be met with in other dictionaries may be found, but all expreſſions of natural hiſtory, husbandry, marine, merchandiſe, the law and its courts, the vulgar tongue and provincialisms are inſerted by *John Chriſt. Fick. Vollſtändiges Engliſch-Deutſches und Deutſch-Engliſches Lexicon. Erſter Band*, worin etc. (der übrige Titel dem Engliſchen gleichlautend). 1802. 726 S. zwey Columnen für eine Seite gerechnet. — Der 2te B. enthält den Deutſch-Engliſchen Theil. 523 S. (3 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede ſagt der Vf., daſs der öftere Gebrauch, den ſowohl er als mehrere ſeiner Schüler von den jetzt vorhandenen Engliſchen Wörterbüchern gemacht, ihn überzeugt habe, daſs ſie unzureichend ſind; daſs ihre Verfaſſer viele Hülfsquellen und Autoritäten ganz überſehen haben, und daſs ein jeder, der auch nur wenige Engliſche Bücher geleſen hat, eingeſtehen werde, daſs er ſich oft vergeblich in ſeinem Wörterbuche Raths zu erholen ſuchte; daſs viele techniſche Ausdrücke, Wörter der Volksſprache und Provinzialismen gar nicht zu finden wären; (hier iſt jedoch das von Ebers zum Theil auszunehmen, weil dieſer eine Menge Wörter aus dem *Diction. of the vulgar tongue* in das ſeinige übergetragen hat;) daſs man endlich wenig Wörter finde, die auf die Engliſche Verfaſſung, auf politiſche und geſellſchaftliche Inſtitute, auf Rechte, Gerichtshöfe etc. Beziehung haben; daſs ſie endlich ſehr mangelhaft in der Naturgeſchichte, Landwirthſchaft, Schifffahrt, Handel etc. waren. (Hierin ſtimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey.) Hr. *F.* fing daher an, alle Wörter und Ausdrücke ſorgfältig zu ſammeln, die ſeine Vorgänger ausgelaſſen hatten, und ſuchte neue Hülfsmittel, die Lücken zu erſetzen. Unter dieſen nennt er *Nemnich* und *Röding*, die Werke eines *Wendeborn*, *Archenholz*, *Küttner*, das Journal London und Paris, die Engliſchen Miscellen. Auſser den bekannten Wörterbüchern bediente er ſich *Maſons Supplement to Johnſons engl. Diction.*, des *botanical Diction. for the curious in husbandry et gardening* von *Bladley*, des *complete Farmers*, oder *Diction. of husbandry* etc. *Martyns language of Botany* etc. *Mrs. Piozzis Brit. Synonymy*, des *Claſſ. Diction. of the vulgar tongue*, des *provincial Gloſſary* und *Blackſtones Commentary upon civil Law.* (Zu wünſchen wäre, daſs der Vf. auch *Chambers Cyclopedia*, oder wenigſtens ein Kunſtwörterbuch gehabt hätte.) Durch dieſe Hülfsquellen behauptet er, über 5000 Wörter mehr in ſein Werk gebracht zu haben, als man in den Wörterbüchern ſeiner Vorgänger findet.

Für dieſes mühſame Zuſammentragen verdient Hr. *F.* unſtreitig den Dank aller Liebhaber der Engliſchen Sprache. Auch iſt die ganze Einrichtung ſeines Werkes ſo, daſs er durchaus Platz zu erſparen geſucht hat, wodurch es dann, der Vermehrung ungeachtet, noch immer die Gröſse eines Handwörterbuchs nicht überſtiegen hat.

Wir wollen nun die erſten zwanzig Bogen wählen, und von jedem derſelben die zwey erſten Seiten genauer durchgehen. *I am a bed* iſt gemein, und ſollte durch ein Zeichen dafür angegeben ſeyn. (Ueberhaupt iſt es ein Fehler dieſes Werkes, daſs das Pöbelhafte zwar oft, aber nicht immer als ſolches angezeigt iſt. Der Deutſche will nicht nur wiſſen, was ein Wort, oder eine Redensart bedeute, ſondern ihm liegt auch ſehr viel daran, ob er ſie wieder gebrauchen darf). *Abacus* iſt nicht ein Säulencapital, ſondern das, was zunächſt auf dem Capital liegt, und wird auch von den Deutſchen Abacus, oder die Platte genannt. *Abbeſs* iſt nicht eine Kupplerin, ſondern die Eigenthümerin eines Bordels. *Alligation* iſt im Deutſchen die Kettenrechnung. *Alliteration* iſt jede Zuſammenſtellung mehrerer Wörter, die ſich mit den nämlichen Buchſtaben anfangen, nicht nur Verſe. S. 43 fehlt das ſehr bekannte Wort *to authenticate*, authentiſch machen. *An authenticated copy*, eine vidimirte Copie. S. 49 Die Eintheilung der Engliſchen Barone paſst nicht mehr. Man überläſst es einem jeden, der zum Baron gemacht wird, ob er zu ſeinem Namen den Lordstitel, oder ein Gut, das ihm gehört, oder irgend einen Ort, mit dem er in Verbindung ſteht, ſetzen will. Daher Lord Thurlow, Lord Nelſon etc. Daſs die Frau eines Baronets den Titel Lady hat, iſt ganz richtig; aber was meynt der Vf. mit Madam? Madam gebraucht man blos in der Anrede und zwar für jedes weibliche Weſen, verheyrathet, oder unverheyrathet, von der Königin an durch alle Stände bis auf die Handwerksfrau herab. *A baron of beef* iſt wohl nichts weiter als ein Irrthum, oder Miſsverſtändniſs aus dem Journal London und Paris. Das Engliſche iſt *Sir loin of beef.* S. 50 Die Erklärung von *Barriſter* iſt ganz falſch. B. iſt jeder Rechtsgelehrte, der vor den hohen Gerichtshöfen plaidiren darf. Erſkine und alle die groſsen Rechtsgelehrten,

die man aus den Zeitungen kennt, ſind Barriſters. *Barrow*, ein Grabhügel, nämlich jene alten, die wir gewöhnlich *tumuli* nennen. *Baſket.* Die niedrige Redensart „*I am in the baſket*“ kommt häufig vor, und bedeutet: Ich verſtehe nicht, was gemeynt iſt, ich bin nicht im Geheimniſſe. S. 65 *to blanch almonds*, Mandeln mit heiſsem Waſſer brühen und die Haut davon abſchälen. S. 66 *Blaſt*, jedes groſse Feuer, als *the blaſt of a forge, the blaſt of gun-powder.* S. 67 weggelaſſen *venitian blinds*, Jalouſien oder jene beweglichen Bretchen in den Hausfenſtern, Kutſchfenſtern etc. S. 68 fehlt *bloody hand*, die blutige Hand in den Wappen der Engliſchen Baronets, worauf häufig angeſpielt wird; *blotting paper*, Löſchpapier; *to blow one up* heiſst nicht einen verſchreyen, ſondern, ihn zu Grunde richten, indem man ſein Geheimniſs, oder ſeine Betrügerey entdeckt. S. 81 fehlt *to bruiſe*, boxen. *Bruiſer*, ein Boxer, beſonders von denen, die recht eigentlich Profeſſion davon machen. *Bruſhe* iſt nicht nur ein Borſtenpinſel, ſondern auch jeder Haarpinſel, zum Malen, Laviren etc. *to bruſh up*, herausputzen, aufputzen; (*He bruſhed himſelf up* etc. *to bruſh up any thing old.*) fehlt, eben ſo *Buck*, eine Art Stutzer und zwar von denen, welche die Moden übertreiben. *to caſt away*, Schiffbruch leiden etc. muſs heiſsen *to be caſt away.* *Caſtrametation*, die Kunſt, ſich zu lagern; beſſer: die Kunſt, ein Lager abzuſtechen. *Catchpenny* iſt nicht die Erfindung einer neuen Auflage, ſondern jedes Ding, wodurch man den Leuten ihr Geld ablockt. Ein ſchlechtes Buch mit einem anziehenden Titel, eine Ausſtellung, von der man viel verſpricht und die unbedeutend iſt u. dgl. ſind ein *catch-penny.* *Cathedral* heiſst zu einer Cathedralkirche gehörig, oder ihr gemäſs. Eine Menge Kirchen, zu denen kein Biſchoff gehört, haben *cathedral ſervice*, d. h. einen Gottesdienſt, wie er in den Cathedralkirchen gebräuchlich iſt, wie z. B. in Weſtminſter, Windſor und vielen andern. S. 113 *Cloſe to the ground* heiſst nicht, der Erde gleich (das iſt *on the level of* etc.), ſondern dicht an der Erde. Ein *congé d'elire* iſt die Erlaubniſs, die der König einem Capitel giebt, ſich einen Biſchoff zu wählen etc. nicht *aus dem Capitel*, denn letzteres geſchieht ſehr ſelten. Uebrigens iſt das Ganze eine bloſse Form, denn der Hof macht die Biſchöffe, nicht die Capitel. S. 145 Bey *creſt* fehlt die Bedeutung *Helmzierde*, welche ſehr oft vorkommt. Ein paar Worte weiter fehlt *crim-con*, Ehebruch. Eigentlich iſt es *criminal converſation*, wird aber faſt allgemein *crimcon* geſchrieben und ausgeſprochen. Weiterhin fehlt *the Curſe of Scotland*, die Careau Neune, ein Ausdruck, den man beym Spiel oft hört. *Demagogue* iſt nicht Oberhaupt einer Parthey, ſondern nur einer Volksparthey, ein Volksführer. Bey *demi* fehlt *demi-rep*, ein Frauenzimmer von zweydeutigem Rufe, eine, die nur nicht gerade eine Hure iſt. *to dine with duke Humphrey* heiſst nicht nur faſten, ſondern gewöhnlicher, allein eſſen. Ebend. Die älteſten Söhne der Engliſchen Herzoge haben den Rang als Marquis, aber nicht immer den Titel. Die jüngern Söhne haben den Titel Lord vor dem Tauf- und Familiennahmen, als Lord Henry Spencer, Sohn des Herzogs von Marlborough, Lord Robert Fitzgerald, Sohn des Herzogs von Leinſter. S. 194 *dunghill cock* iſt jeder gemeine Hahn, im Gegenſatze der Streithähne, die von einem edlern Blute ſind. Eben ſo ſagt man auch *dunghill hen*, eine gemeine Henne. Ebend. *to kick up* oder *raiſe a duſt* iſt nicht ſowohl Unruhe erwecken, als Lerm machen, Aufſehn erregen. *Entablature*, das Gebälk; richtig! Nicht aber „das Frieſs oder der Kranz einer Säule“, denn es iſt, ſo wie das deutſche Wort Gebälk, der Hauptbalken, der Frieſs und der Kranz zuſammen. S. 209 *Envoy* iſt niemahls Reſident. Er kommt gleich auf den Ambaſſador und ſteht über dem Miniſter plenipotentiary. *Epigraphe* iſt jede Ueberſchrift, nicht nur auf einer Säule. S. 210 *Equerries* ſind am Engliſchen Hofe Officianten, die den König begleiten, beſonders beym Ausreiten; gewöhnlich Officiers der Armee. *Farmer.* Anſtatt „in England heiſsen alle Bauern *farmers*“ würde Rec. ſagen: in England giebt es faſt keine Bauern, ſondern Pachter, Knechte und Taglöhner. In Nord-England findet man hin und wieder Bauern nach unſerer Art, und dieſe heiſsen *eſtatesmen.* *Faſcia* (Archit.) heiſst nicht der Kranz an einer Säule, ſondern ein Streif des Unterbalkens (Architrave), welcher aus drey ſolchen Streifen beſteht. S. 228 *people of faſhion* ſind nicht Leute, worunter man den Adel und die gröſsten Güterbeſitzer verſteht; ſondern Leute von Ton, die auf den groſsen Fuſs der Mode leben. Viele Adeliche ſind nicht *people of faſhion*, ſo wie viele *people of faſhion* nicht vom Adel ſind. *Flippant* entſpricht auch einigermaſsen unſerm *Naſeweis*, welches die Engländer ſonſt nicht auszudrücken wiſſen. Bey *to flirt* fehlt die Bedeutung coquettiren, worin es ſehr häufig gebraucht wird; eben ſo *a flirt*, eine Coquette; und *flirtation*, Coquetterie, ohne Buhlerey zu ſeyn. Bey *fuſee* iſt die Bedeutung Rackete vergeſſen. *Grace. To ſay grace*, vor oder nach der Mahlzeit beten. *to grapple* fehlt die Bedeutung, ſich an ein Schiff anlegen und Handgemeng werden. *To grate*, einem wehe thun, beſonders ſeiner Empfindlichkeit. *Huſtings* bedeutet auch das hölzerne Gerüſte, wo an einigen Orten die Parlamentsglieder gewählt werden.

Der Leſer wird nunmehr im Stande ſeyn, ſelbſt zu beurtheilen, was er von dem Engliſch-Deutſchen Theile dieſes Wörterbuchs zu erwarten hat. Rec. hat nur noch hinzuzuſetzen, daſs er es, aller dieſer Erinnerungen ungeachtet, für das brauchbarſte hält, das wir jetzt haben. Sollte es manchem auffallen, daſs ſich auf 40 Seiten ſo viel zu erinnern fand, ſo muſs er bedenken, daſs es andern Wörterbüchern an Mängeln und Irrungen auch nicht fehlt, wenn man ſie auf die nämliche Art prüft. Rec. ſtellte dieſe Unterſuchung an, weil das Werk wirklich viel Verdienſt hat, und weil der Vf. vielleicht dadurch bewogen wird, die Sprache noch mehr zu ſtudieren, und in der Folge eine vollkommnere Ausgabe zu liefern; denn Vieles bleibt ihm allerdings noch zu thun übrig.

Auch

Auch die Ausſprache hat der Vf. mit deutſchen Buchſtaben anzugeben geſucht; allein dieſs iſt der ſchlechteſte Theil des ganzen Buches, und Rec. findet da ungefähr alle die Fehler, die er noch zeither in den Werken gefunden hat, die von Deutſchen über die Engliſche Ausſprache geſchrieben worden ſind. Sie ſind unzählig, und Rec. muſs dem Leſer rathen, ja keinen Gebrauch davon zu machen; ſo weiſs er wenigſtens, daſs er nichts falſch lernt. Um ſeine Behauptung zu beweiſen, will Rec. nur Einiges ausheben. Für drey verſchiedene Ausſprachen des Engliſchen *a* nimmt er nur ein einziges Zeichen an, das deutſche ä, welches er denn vermuthlich ausſpricht, wie das e in Leben, geben, ſtreben. Dieſs paſst denn auf das erſte *a* in *abate, abdicate, abdication, away*. Aber das zweyte *a* in allen dieſen Wörtern muſs wie unſer e in gehen, ſtehen, ausgeſprochen werden. Nun nimmt aber der Vf. auch für das zweyte a ein ä an; folglich ſpricht er alle die Tauſende von Wörtern, die ſich in *ation*, *ate* und *ay* endigen, falſch aus. Selbſt die Endungen in *ai* überſetzt er durch ä; alſo ſind auch dieſe falſch. Er irret gleich in der erſten Zeile ſeines Werkes, indem er das Engliſche A äh ausſpricht. Dieſs iſt das A der Schotten und Irländer; der Engländer nennt den erſten Buchſtaben ſeines Alphabets e, oder eh, wie in Ehre. Ja ſelbſt da, wo das Engliſche A beynahe wie unſer deutſches a klingt, als in *arch*, *father*, *farmer* etc. ſchreibt er noch immer ä. — Die Endungen in *er* drückt er durch ör aus; ein Ton, der, wenn er im Deutſchen richtig ausgeſprochen wird, in der Engliſchen Sprache nicht exiſtirt, den auch der Engländer, in der Regel, gar nicht ausſprechen kann. — In manche Wörter ſetzt er ein h, wo im Engliſchen keins zu hören iſt, als *deification*, dehifikäſchn, *deiform*, dihifaam, *deism*, dihism etc. — Auch das o ſchreibt er in einer Menge von Wörtern durch ein deutſches a, wie faſt alle ſeine Vorgänger. Von allen falſchen Ausſprachen iſt dem Engländer keine ſo widerlich, wie dieſe. — Doch genug, um den Leſer vor der Ausſprache des Vf. zu warnen.

Der zweyte Theil iſt für den Deutſchen weniger wichtig; auch hat dieſer dem Vf. gewiſs nicht ſo viel Arbeit gemacht, als der erſte, da er das groſse und ziemlich vollſtändige Eberſche Wörterbuch benutzen konnte. Er iſt aber, ſo wie der erſte, mit vielem Fleiſse ausgearbeitet und überaus reichhaltig an Wörtern. Für den Engländer iſt es ein ſehr brauchbares Handbuch; aber für den Deutſchen, der aus ſeiner Sprache ins Engliſche überſetzen will, reicht es nicht zu, denn dazu iſt es, bey der ungeheuern Menge von Wörtern, die es enthält, nicht umſtändlich genug. Auch iſt nicht zu verlangen, daſs ein Handwörterbuch allen Zwecken entſprechen ſoll. Daſs das Engliſche oft nicht richtig iſt, und noch öfter das Deutſche nicht erſchöpft, wird wohl niemanden befremden, der die Schwierigkeit der Unternehmung kennt. Auch hier nur einigermaſsen in das Umſtändliche einzutreten, würde den Umfang einer Recenſion weit überſchreiten.

BERLIN, in d. Voſſiſchen Buchhandl.: *Einleitung in die Grammatik*, oder *Vorbereitungslehre zu jedem grammatiſchen Unterricht*, für Knaben- und Töchterſchulen; von *Theodor Heinſius*, Dr. der Philoſophie. 1801. XIV u. 146 S. 8. (10 gr.)

Einen zweckmäſsigeren Sprachunterricht zu befördern, und dem Anfänger das trockene Studium der Grammatik zu erleichtern, dazu iſt vorliegende Schrift nicht bloſs von dem Vf. beſtimmt, ſondern durch gute Abfaſſung wirklich geeignet. Sie enthält die Prolegomena zu jedem grammatiſchen Unterricht, zwar nicht mit erſchöpfender Gründlichkeit, aber faſslich und in lichtvoller Ordnung vorgetragen; und da faſt auf jeder Schule wenigſtens die deutſche, lateiniſche und franzöſiſche Sprache ſchon in den untern Claſſen gelehrt wird, ſo kann ſie als Einleitung zu dieſen Lehrvorträgen dienen. Der Vf. iſt nicht bloſs bey der Erklärung grammatiſcher Kunſtausdrücke ſtehen geblieben, ſondern hat alles, was die allgemeine Grammatik betrifft, und was überhaupt bey dem Erlernen einer beſtimmten Sprache ſchon vorausgeſetzt werden ſollte, mit aufgenommen, inſofern es für den erſten Unterricht gehört, und einer populären Darſtellung fähig iſt. Wenn daher gleich, wie Hr. *H.* in der Vorrede ſelbſt bekennt, manche Erklärungen, z. B. von dem Verbum, dem Subſtantivum etc. in philoſophiſcher Hinſicht nicht befriedigend genug ſind: ſo halten wir doch ſchon das für Gewinn, wenn erſt durch dieſen Leitfaden auch Ungeübte zu grammatiſchen Begriffen gelangen, und nicht mehr bloſs Worte erlernen werden, bey welchen ſie gar nichts zu denken vermögen. Fügt ein geſchickter Lehrer zu den hier gegebenen Erläuterungen paſſende Beyſpiele hinzu: ſo kann es nicht ſchwer fallen, auf dieſem Wege auch Mädchen grammatiſche Begriffe beyzubringen, und ſie eine Sprache nach Regeln, mithin gründlicher als gewöhnlich, zu lehren.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Vollſtändiges griechiſch-deutſches Wörterbuch*, ausgearbeitet von *Johann Gottfried Haas*, Conrector an d. Schule zu Schneeberg. *Zweyter Band:* A bis und mit Ω. 1801. 1952 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir können uns bey der Anzeige dieſes Bandes kurz faſſen, da nicht bloſs in der Recenſion des erſten (A. L. Z. 1797. N. 252) die Einrichtung des Werkes, ſammt deſſen Vorzügen und Fehlern, umſtändlich dargelegt, ſondern auch bey Beurtheilung des *Schneiderſchen* Handwörterbuchs (A. L. Z. 1798. N. 236) von Neuem vergleichende Rückſicht darauf genommen worden iſt. Auch in dieſem Bande offenbart ſich überall der mit eigener Prüfung und ſorgfältiger Beleſenheit verbundene Sammlerfleiſs des gelehrten Vfs.; aber die Erfoderniſſe eines Handwörterbuchs, zumal wenn es ſich als ein *vollſtändiges* ankündiget, welche

welche in obgedachter Recenſion aufgeſtellt wurden, ſind auch hier nicht befriediget. Selbſt bey einzelnen Wörtern iſt noch Manches zu berichtigen, Manches nachzutragen. Die Artikel μηρός, μιμίαμβος, πίστις fielen uns zuerſt ins Auge. Bey den erſten beiden finden ſich ſo viel Fehler, als Zeilen, bey dem letzten iſt wenigſtens nicht bemerkt worden, daſs bey den Griechen auch die Verſicherung durch Handſchlag πίστις genannt wurde. So unterſcheidet Ariſtophanes (Acharn. 307) βωμός, eidliche Verſicherung beym *Opfer*, ὅρκος, Zu[illegible] durch Worte, und πίστις, durch *Handſchlag*. Der Scholiaſt führt dabey das homeriſche δεξιαὶ, ἃς ἐπέπιθμεν an. Uebrigens muſste, ſchon der Conſequenz halber, in dieſem Theile manches von dem Plane des Vfs. beybehalten werden, was ſchon bey der Recenſion des erſten als unzweckmäſsig, entweder überhaupt, oder doch für ein ſolches Wörterbuch, ausgezeichnet ward. Dahin rechnen wir namentlich die geographiſchen, hiſtoriſchen und mythologiſchen Artikel, und die Ableitung der griechiſchen Wörter von hebräiſchen, arabiſchen oder ſyriſchen Wurzeln. Wir konnten uns auch jetzt der Befremdung nicht erwehren, als wir μασχάλη von מעט, μάτην oder doriſch μάταν von עטה, *wanken, kehren*, μῆνιγξ, das *Hirnhäutchen* vom עטה, *prohibere, tegere*, in vollem Ernſt hergeleitet fanden. Jedoch auch über dieſe etymologiſchen Grillen iſt in jener erſten Recenſion das Nöthige bemerkt worden, und damit nicht Nachahmer zu ähnlichen Combinationen verlockt werden, ſtehe hier, zu kräftigerer Warnung, ein merkwürdiges Urtheil *Bentley's* aus einem ziemlich vergeſſenen Briefe an Godofr. Richter (in deſſen *Specim. Observat. criticarum* p. 43): *Certe, ſi in ulla eruditionis parte, in hac praeci[illegible]ue τῶν ἐτυμολογιῶν, opus eſt ſolido et ſubacto judicio: quo qui deſtituuntur, turpiſſime ſe dare ſolent et deridendos propinare. Ea enim eſt indoles linguarum Orientalium, ut ſi (pro more hominum, qui in ea re hodie lauream quaerunt) vocalium nulla ratio habeatur, conſonantium autem permutatio tam patienter admittatur, quidvis poſſit deduci, et tota verborum graecorum ſuppellex ex Oriente deportari. Superiore ſaeculo Goropius Becanus — omnia linguae ebraea vocabula ex brabanticis deducere aggreſſus eſt: vix magis inſanus, quam qui hodie omnia noſtra ex ebraeis petere conantur, febriculoſis conjecturis et inanibus ſuſpicionibus freti. Hanc tu ut ingeniorum peſtem fugias, auctor tibi ero. Nullus enim ſolidae doctrinae fructus, nulla apud cordatos homines gloria provenire hinc poterit.*

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Altorf* u. *Nürnberg*, b. Lechner: *Diſſ. inaug. de Lemna*, quam in ſtudiorum univerſitate Altorfina pro gradu Doctoris medicinae et chirurgiae obtinendo, die IX Nov. 1801 publice defendet auctor *Io. Fried. Wolff*, Suenofurto-Francus. Cum tabula aeri inciſa. 1801. 22 S. 4. (10 gr.) Eine fleiſsige Arbeit, die für den Beobachtungsgeiſt ihres Vfs. auch für ſeinen Beruf zum Naturforſcher ein günſtiges Vorurtheil erweckt. Die Waſſerlinſen, dieſe in ganz Europa äuſserſt gemeinen Gewächſe, dienen zum auffallenden Beweiſe, wie fortlos unſere Naturforſcher in der Unterſuchung des Baues und der Oekonomie der Pflanzen noch oft geweſen ſind. Ungeachtet die Befruchtungstheile der *Lemna minor* dem bloſsen Auge ſich leicht darſtellen, und im Spätſommer häufig zu finden ſind: ſo hat die Gattung doch bis jetzt einen falſchen Ort im Linnéſchen Syſtem eingenommen. Zur 21ſten Claſſe gehört ſie nämlich viel weniger, als die Callitriche, und man kann ſie mit allem Rechte, ſchon nach den vortrefflichen Micheli'ſchen Beobachtungen, in die zweyte Claſſe ſetzen. *Vallisneri* war zwar der erſte, der die Blüthen etwas genauer unterſuchte (Opere, tom. II. p. 81. f.), aber ſeine Beſchreibung iſt ſo undeutlich und ſticht zu ihrem Nachtheil ſo ſehr gegen die unvergleichlichen Beſchreibungen und Abbildungen von *Micheli* (nov. plant. gener. p. 15. 16. tab. II) ab, daſs man den letztern eigentlich als den wahren Entdecker anſehn muſs. Micheli ſetzte die Wahrheit ſeiner Bemerkungen ſo auſser allen Zweifel, daſs man ſich billig wundert, wie *Gärtner* (de fruct. et ſemin. p. XIX) die Sexual-Fortpflanzung den Waſſerlinſen abſtreiten und ſie allein durch Keime ſich vervielfältigen laſſen konnte. Medicus und Andere nehmen indeſſen dieſe Idee an, und ſelbſt *Schkuhrs* treue Forſchungen (Handb. III. Taf. 281) ſo wie *Ehrharts* frühere Bemerkungen (Beyträge, Th. I. S. 43 f.) an der *Lemna gibba* gewannen nur einen Theil der Botaniſten. Denn die eigentlichen Samen, durch eigentliche Befruchtung entſtanden, hatte doch nur *Micheli* beobachtet; ſeine Angabe von der Geſtalt und Zahl der Fruchtkapſel widerſprach *Roth* (flor. germ. I. p. 391) und weder *Ehrhart*, noch *Schkuhr* konnten die Samen ſelbſt unterſuchen.

Dieſe Ungewiſsheit machte demnach eine neue Unterſuchung ſehr nothwendig, und der Vf. hat dieſelbe, auſser der italiäniſchen *L. arrhiza*, an allen übrigen Arten mit vieler Sorgfalt angeſtellt. Sehr zweckmäſsig fangt er mit der Fortpflanzung durch Keime an, und zeigt, wie ſich durch Oeffnung des Seitentheils eines Blatts ein neues Blatt erzeugt, und wie dieſe Art der Vermehrung bey Waſſerlinſen, die auf ſchattigen Sümpfen wachſen, die gewöhnlichſte iſt, dagegen ſolche, die von der Sonne beſchienen werden, eher Befruchtungstheile erzeugen. Die Wurzeln beſchreibt er ſehr genau, läſst es aber dahin geſtellt ſeyn, wozu die Mützchen an der Spitze der Wurzeln dienen. In Rückſicht der Befruchtung ſelbſt hat er zwar Micheli's treffliche Unterſuchungen nicht übertroffen, ja in Rückſicht der Darſtellung der Samen nicht einmal erreicht. Aber er macht dagegen auf die Körperchen aufmerkſam, womit die Blätter und Wurzeln der *L. triſulca* beſetzt ſind, und die dem Rec. wie Knoſpen vorgekommen ſind. Die Abbildungen ſind richtig, wenigſtens beſſer als die Schkuhr'ſchen, aber mit Vergnügen verweilt man doch noch immer bey den Micheli'ſchen, wo man unter andern den Unterſchied findet, daſs M. der *Lemna gibba* fünf Samen in jeder Kapſel, der *L. minor* aber nur zwey giebt. Hr. *Wolff* hingegen bildet auch Fig. 14. 15 bey der *L. gibba* eine *capſula diſperma* ab.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. Junius 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PEST, gedr. b. Patzko: *Zeitschrift von und für Ungern* zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur, herausgegeben von *Ludw. von Schedius. Ersten Jahrganges Zweyten Bandes Zweytes Heft.* S. 131—255 *Drittes Heft.* S. 259—368. *Zweyten Jahrganges* 1803 *Dritten Bandes Erstes Heft.* S. 1—68. *Zweytes Heft.* S. 71—132. 8.

Schon aus der vorangezeigten Seitenzahl wird ersichtlich, dafs mit dem Jahrg. 1803 eine Veränderung in der Herausgabe dieser Zeitschrift eingetreten sey. Diese Veränderung besteht nämlich darin, dafs sie nunmehr in monatlichen Heften, jeden zu wenigstens 4 Bogen gerechnet, erscheint, und so durch die Post regelmäfsig versendet werden kann.

Zweyter Band 2tes Heft. 1) *Reise nach Constantinopel in Briefen*, vom Hn. Grafen *Vincenz Batthyáni*, eine Fortsetzung. Herabgesunkener militärischer Ruhm der Türken; äufsere Politik, innere Verwaltung: alles kurz aber kräftig geschildert. (Hiebey eine — wiewohl sehr lesenswürdige Abschweifung auf einen neuern leider schon verstorbenen, in seinem Leben verkannten ungrischen Staatsmann, Alexander von Pálzthori, in dem sich grofse Talente mit warmen Patriotismus vereinigten.) Wirkung der Religion auf die Türken; Müfsiggang; Geringschätzung andrer Nationen; schneller Uebergang von Entschlossenheit zur Feigheit. 2) *Maafs- und Gewichtseinrichtung in den k. k. Erbländern*, vom (verstorbenen) Freyherrn *Georg Vega*, verglichen mit dem französischen neuen Maafs- und Gewichtssystem. 3) *Historisch-diplomatische Aufklärungen über Stephan V. Königs von Ungern Tod im J. 1272 und über die ersten Regierungsräthe Ladislaus des Kumaners*, von *Joh. Christ. v. Engel.* Diese Aufklärungen, die ein paar neue Facta zur ungrischen Geschichte beytragen, sind aus einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek genommen, welche ein Formularium des Kanzlers von Ottocar, K. in Böhmen, des M. Heinricus de Yfernia enthalten. 4) *Rhapsodische Bemerkungen über Croatien und einige Gegenden Ungerns*, von *Steph. v. Köröskényi.* Der reellen Thatsachen und Bemerkungen sind hier nicht viele; aber dennoch liefs sich dieses Gemisch von sentimentalen, dichterischen, philosophischen und reellen Bemerkungen wegen der reinen Schreibart und der lebhaften Darstellung sehr gut. Der erste Brief handelt vom Charakter des croatischen Landmanns, der zweyte von dem Zustand der Schriftstellerey und der Gelehrsamkeit in jenen Gegenden: freylich ist alles mit verschönerndem Griffel geschildert. Die Bücherssammlung des verstorbenen gelehrten Staatsmanns und Obergespans Nic. Skerletz von Lomnitza soll sich auf 60,000 Bände belaufen, und wie der Vf. gehört hat, zum öffentlichen Gebrauch aufgestellt werden. Dieser Mann hat sich auch um das Schulwesen in seinem Comitate viel Verdienste gesammelt. 5) *Ueber die Verbreitung der Kuhpocken im Graner Comitate*, vom Comitatsarzt D. *Mich. Lenhoſsek.* 6) *Ueber den handschriftlichen Nachlafs des Matth. Bel*, von *Jac. Ferd. v. Miller.* Bekanntlich hat der verstorbene Cardinal und Primas von Ungern, Joseph Batthyáni, Bels Nachlafs im J. 1767 an sich gekauft, und mit den Schätzen seiner reichhaltigen Bibliothek vereinigt. Bey dem Transporte wurden einige Handschriften durch das auf dem Schiff in die Küsten eingedrungene Wasser beschädigt. Dieſs war mit Ursache, dafs die Fortsetzung der Belischen *Notitia Hungariae Novae*, wovon nur vier Bände und vom 5ten einige Bogen gedruckt sind, bisher nicht ans Licht trat, ungeachtet sie Bel ganz ausgearbeitet, und deren Herausgabe nach seinem Tode anempfohlen hatte. Allein wenn auch einiges durch das Wasser verdorben und unleserlich worden; warum wollte man das übrige der Kenntnifs des Publicums vorenthalten? Eben so bedauernswerth ist es, dafs Bels in Handschrift fertig liegender 2ter Theil seines vortrefflichen *Adparatus ad historiam Hung.* bis jetzt noch nicht ans Licht gefördert ist. Zwar sind die dazu bestimmten Stücke gröfstentheils schon gedruckt, aber wie selten, und wie werth des Nachdrucks ist nicht z. E. *Stephani Taurinii Stauromachia.* Sie fehlt sogar im gräfl. Széchényischen Catalog. Sollte die wünschenswerthe Herausgabe noch erfolgen: so könnten einige neuerlich herausgegebene Stücke (wie z. E. *Sigism. a Pesitz* richtiger *a Pesintz hist. exped. Max. in Pol.* und *Ruinae Pannonicae lib. IV.* nämlich von *Christ. Schesaeus*, wovon das erstere von Hn. *v. Kovachich Script. minores* I. 158 und das andere vom Hn. Abbé *Eder* herausgegeben worden) wegbleiben. Hr. *v. Miller* hätte nach der Pflicht eines guten Bibliographen nicht vergessen sollen zu bemerken, dafs sowohl die Dec. I. Nr. 3. erwähnte *Vita Jacobi Despotae* als die Dec. II. vorkommenden *Elegiae XV.* (nämlich *de Clade Moldavica*) von *Joh. Sommer* herrühren. — Wir übergehen hier, wie bey den folgenden Heften die zweckmafsigen Bücher-Anzeigen und das nützliche literarische Intelligenzblatt, wovon die Leser der A. L. Z. aus Nro. 160. 1803. die Einrichtung und Beschaffenheit kennen.

Zweyter Band 3tes Heft. 1) *Fortsetzung der Briefe über Conſtantinopel.* Ueber die Lage und den Umfang dieſer Hauptſtadt; über die merkwürdigern Gebäude und Plätze derſelben; vorzüglich über die Sophienkirche, in Begleitung hiſtoriſcher Rückerinnerungen. 2) *Vorſchlag eines Inſtituts für Fallſüchtige in Ungern*, vom Hn. Prof. G. (*Generſich* zu Käsmarkt.) Das Inſtitut ſollte ſowohl zur Heilung als zur Aufbewahrung ſolcher Kranken beſtimmt ſeyn. Was wider dieſen Vorſchlag vom Protomedicus Hn. von Schraud eingewendet worden, wird unten vorkommen. 3) *Etwas über den Wegebau in Ungern, und über die Nothwendigkeit einer Chauſſée zwiſchen Presburg und Kaſchau über Neuſohl und Leutſchau*, von *Joh. Chriſt. v. Engel.* Der Aufſatz hat zur Abſicht, zum ordentlichen Betrieb des Straſsenbaues zu ermuntern, die Nothwendigkeit der Bezahlung von Wegzöllen, ohne alle Rückſicht auf Privilegien des Clerus und des Adels zu zeigen, und zugleich das Muſter nach Verdienſt zu rühmen, welches Hr. Graf Kobáry durch ſeinen Straſsenbau im nördlichen Theil des Gomorer Comitats in ſeinem Gebiet gegeben hat. Auf dem Reichstag des J. 1803 kam der Wegbau auch zur Sprache, aber unglücklicher weiſe nicht eher, als damals, wo ſich ſchon die durch das Vorhergegangene ermüdeten Stände der bevorſtehenden Weinleſe wegen nach Hauſe ſehnten. In Siebenbürgen — iſt der Wegbau, wie auch der Vf. bemerkt, am ſchlechteſten beſtellt; Rec. muſs die Urſache hinzuſetzen: weil in Siebenbürgen noch nicht einmal ein Urbarium eingeführt iſt, und der Bauer weder weiſs, wie viel Ländereyen er vom Grundherrn angewieſen bekommen ſoll, noch wenn und wieviel Dienſte er hievon zu leiſten hat. Ein Bauer, den der Edelmann nach Willkür zu Frohndienſten verwendet, kann freylich nicht noch zum Wegbau hinausgetrieben werden, ohne ganz zu Grunde zu gehen. 4) *Einige Hinderniſſe der Induſtrie in Ungern beſonders an der Theiſs*, von *Sam. Theſchedik.* Der Vf. meynt es gut, hat aber nicht deutlicher reden können oder wollen. Winke genug liegen indeſſen in folgenden Worten: „Kaum fängt die Induſtrie auf irgend einem bisher „wüſte gelegenen Flecke an aufzublühen: ſo drückt man „ſie ſchon in der Blüthe durch ſchwerere Abgaben, „durch Vertauſchung der verbeſſerten Gründe mit „ſchlechtern u. ſ. w. mit Gewalt nieder.“ — Der Vf. wünſcht ferner Induſtrieſchulen, und vorzüglich die Zertheilung und Regulirung der Ortſchaften, welche bey dem groſsen Umfang ihres Gebiets von ihren Gründen und Szálláſen (d. h. ungefähr Meyerhöfen) zu weit entfernt ſind, und wobey die Landleute viel Zeit mit Hin- und Herfahren verlieren. Rec. begreift leicht, wie nach der Verwüſtung der Gegenden an der Theiſs, die er aus eigner Anſicht kennt, durch Türken, Tataren etc. die ſich wieder anſiedelnden Ortſchaften zu ſo groſsen Gebieten gelangten; (ſo z. E. hat Kartzag 1500 Familien Väter, aber ein Gebiet von mehrern Meilen im Umkreiſe) aber er begreift nicht, wie man es dabey laſst, ungeachtet der in die Augen ſpringenden Nachtheile. 5) *Bibliographiſche Merkwürdigkeiten.* Hr. Prof. *Joh. Szombathi* zeichnet aus dem ihm vorgekommenen Catalog der Bibliothek des jungen Sigmund Rákótzi (ſtarb an Blattern 1652) einige ſeltnere Bücher, vorzüglich in ungriſcher Sprache aus. Hr. *Alexius Horányi* giebt Nachricht von einer ſeltnen gedruckten Beſchreibung Paläſtina's von einem ungriſchen Mönch Gabriel von Pétsvárad, der dahin 1514 gewallfahrtet war. Hr. Prof. *Ladisl. Németh* in Raab beſchreibt (aber zu kurz und ohne Auszug) eine Kirchenagende und Kirchenordnung für die Superintendentur A. Conf. jenſeits der Donau, aus den Zeiten des Superint. Muſai vom J. 1650. 6) *Fortgeſetzte Bemerkungen über Croatien* u. ſ. w. Ueber die Vaterlandsliebe der Ungern — über das augenſcheinlich ausgebreitete Streben nach höherer Cultur — über die Verdienſte des Biſchoffs von Croatien Max. Verhovátz. (Von dieſem durch K. Joſeph II. vom Rectorat des Generalſeminariums zum Zagraber Bisthum beförderten Manne heiſst es hier, und dieſs mag auch eine Probe des Stils des Hn. v. Köröskényi ſeyn: „Er wirket hier für die beſſere Bil„dung des jungen Clerus, und dort für die beſſere Ver„waltung ſeiner ausgebreiteten Güter. Er ſchenkt „hier einem Nonnenkloſter, wo weibliche Jugend er„zogen wird, gute deutſche Erziehungsſchriften, und „laſst dort zwey Steinkohlengruben mit Nutzen be„arbeiten. Wenn er hier an der (Agramer) Akade„mie Schüler und Lehrer aufzumuntern weiſs: ſo „verfolgt er dort zu gleichen Zeiten die Spur edlerer „Metalle. Er hat mir Silber und andre Stufen gewie„ſen, die er in Croatien vorfand. Vielleicht dankt „ihm einſt Croatien ergiebige Bergwerke. Die für „den Handel Ungerns ſo wichtige Schiffbarmachung „der Kulpa beſchäftiget ihn itzt überaus; alle Hin„derniſſe derſelben und die Mittel ſie zu entfernen, „ſetzt er dir mit Sachkenntniſs und Eifer auseinander. „Alle dahin gehörigen Plane und Karten kannſt du „bey ihm ſehen.“) Ueber die Gartenanlagen zu Paukowez — Vergleichung des Charakters der Ungern und der Croaten. („Dieſe Sprache, hörſt du, wie „kühn, wie ſcharf, hochtönend, ſtolz — dieſs iſt der „Unger; jene wie friedlich, einfach, ſanft, ruhig — „dieſs iſt vielleicht der Grundzug im Charakter des „Croaten und Slaven“). Ueber die ſchiefen Urtheile und die geographiſche Unwiſſenheit vieler Ausländer über Ungern. In der Encyclopädie wurde geſagt: „*La langue Hongroiſe eſt un dialecte de l'Eſclavonne*“. — Zu dieſem Abſchnitt lieſsen ſich viele Nachträge ſammlen, aber Rec. geſteht mit dem Vf.: „Wie „wenig haben wir ſelbſt gethan, um den Ausländer „eines Beſſern über unſre Heymath zu belehren.“ Zuletzt etwas zum Lob der Schauſpielergeſellſchaft, die im Winter 1801 zu Warasdin geſpielt hat. — Ein brauchbares Regiſter beſchlieſst den erſten Jahrgang der nützlichen Zeitſchrift.

Dritter Band erſtes Heft. Im bündigen Vorbericht verſpricht der Hr. Herausgeber fortzuſchreiten auf ſeiner Bahn „beſeelt von jenem verſichtigen Mu„the, der zwar nie mit gigantiſcher Wuth den Him-

„mel

„mel ſtürmen, noch mit abergläubiſcher Schwärme-„rey ſich in den brennenden Pfuhl ſtürzen wird, der „aber manches Hinderniſs, das den kalten Rechner „zurückſchreckt, zu beſiegen im Stande iſt". — 1) *Ueber die mediciniſche und naturhiſtoriſche Literatur von Ungern*, von Hn. D. *Joh. Carl Lübek*. Eine nützliche, noch weiter fortzuſetzende Ueberſicht; nur glaubt Rec., der Vf. hätte von Veſzprémis *biographio Medicorum*, aus der er ſelbſt ſo viel geſchöpft hat, glimpflicher urtheilen können. 2) *Fragmente aus dem Tagebuch eines Reiſenden in Siebenbürgen.* Der ungenannte Vf. beſchäftigt ſich vorzüglich mit Cronſtadt und mit deſſen Handels- und Fabriks-Vertrieb, wovon er genaue und richtige Angaben liefert. Wenn aber der Vf. die Urſache des Abſtands zwiſchen den Szeklern und den deutſch-burzelländſchen Dörfern in der orientaliſchen Indolenz der erſtern findet; ſo hat er vermuthlich dabey vergeſſen, daſs die Szekler jetzt nicht mehr ihre alte Verfaſſung haben, ſondern entweder das Gewehr tragen, oder unterthänige Leute ſind. Hingegen die Burzelländer Deutſchen ſind keinem Grundherrn, ſondern nur ihrem Landsherrn unterthänig. 3) *Ein Beytrag zur vaterländiſchen hiſtoriſchen Literatur*, von *Joh. Chriſt. v. Engel* aus *v. Smittmers* vermehrter Literatur der geiſtlichen und weltlichen Ritterorden beſonders des Maltéſerordens. Hr. v. E. ſchlägt vor, den Catalog der gräfl. Széchenyiſchen Bibliothek zum Grunde zu legen, um ein vollſtändigeres Gebäude der ungriſchen Literatur aufzuführen; zu dieſem Ende aber auch alle in ausländiſchen Journalen und Büchern zerſtreute Aufſätze über und von ungriſchen Gegenſtänden in der Zeitſchrift zu verzeichnen. 4) *Flächen-Inhalt einzelner ungriſchen Geſpanſchaften in Decimal-Zahlen nach den Görögiſchen Comitats-Karten berechnet*, von *Ladisl. Németh.* Es wird nämlich ſowohl das trockene Land als das ſumpfigte, jedes für ſich angegeben. Dieſer Aufſatz zeigt wohl ganz deutlich, wieviel neue Ländereyen die öſterreichiſch-ungriſche Regierung ohne alles Blutvergieſsen, bloſs durch Austrocknen von Sümpfen gewinnen könnte. Wie wenn der Vf. noch auſserdem hätte beſtimmen können, wie viel von trockenen Lande ungebaut, und unbenutzt oder ſchlecht benutzt ſey?

Dritten Bandes 2tes Heft. 1) *Fortgeſetzte Fragmente aus dem Tagebuche einer Reiſe in Siebenbürgen.* In Cronſtadt und im benachbarten Hidvég wird Baumwollengarn und Baumwollenzeug hochroth gefärbt. Den Vorſchlag Zucker, Caffee, ausländiſche Zeuge, welche die Wallachey, Bulgarey u. ſ. w. über Cronſtadt beziehen könnte, nur mäſsige Tranſitozölle bezahlen zu laſſen, iſt ſehr beherzigenswerth. Die Urſachen, warum die Bevölkerung unter den Wallachen ſchneller zunehme, als unter den Sachſen, werden gut angegeben. Ueberhaupt hat der Vf., ungeachtet er ſich nur anderthalb Tage zu Cronſtadt aufhielt, ganz richtig geſehen und beobachtet, was er erzählt. 2) *Prüfung des Vorſchlages zur Errichtung eines Inſtituts für Falſüchtige in Ungern*, vom Protomedicus *Franz v. Schraud.* Das Uebel fange in der Jugend an, und müſſe in dieſer Zeitperiode geheilt werden. Aber gerade dann lieſsen die Aeltern dieſe Kranken am unliebſten von ſich weg; und ſie würden es um ſo weniger thun, da der Wahn der Unheilbarkeit der Krankheit allgemein verbreitet iſt. In einem ſolchen Inſtitut würde das Laſter der Selbſtbefleckung allgemeiner werden, und die Krankheit noch mehr unterhalten: ſo wie die traurige Abgeſchiedenheit von den Seinigen auf das Gemüth und den Körper des Kranken nachtheilig wirken müſste. Die epileptiſchen Zufälle des einen Kranken würden die Fallſucht des Andern reizen. Ein ſolches Inſtitut würde auch die Wiſſenſchaft zu heilen nicht weiter bringen. — Rec. ſcheint dieſe letztere Behauptung des Hn. S. nicht gegründet; auch deſſen übrige Bemerkungen könnten vielmehr dazu dienen, eine gewiſſe Modification und Einrichtung eines ſolchen Inſtituts räthlich und nöthig zu machen, nicht aber den Vorſchlag an ſich ſelbſt zu widerlegen. 3) *Ueber den Seidenbau in Ungern*, von *Joſ. Barcheti*, Kaufmann in Erlau. Mit Recht hält der Vf. dieſen Zweig der Induſtrie für deſto wichtiger, da die Franzoſen nun Herren des Preiſes der Piemonteſiſchen, Mayländiſchen, ja gewiſſermaſsen der Florentiner Seide ſind. Der Vf. ſey von der Brauchbarkeit der ungriſchen Seide ganz überzeugt, und habe hierüber die beſten Zeugniſſe von Wiener Fabrikanten gehört. — Was that nicht Preuſsen für den Seidenbau bey einem rauhern Clima? Was würde nicht K. Joſeph II. thun? Wo eigner Vortheil bey dem hohen Preiſe der Seide Reiz genug zum Seidenanbau giebt, da bedarf es nur einer zweckmäſsigen Impulſion der executiven Macht zu einem günſtigen Erfolg, und die öſterreichiſche Monarchie bedarf wirklich aller Hülfsquellen, um das Conventionsgeld, das ſie noch beſitzt, zu Hauſe zu behalten, und durch Activ-Verkauf zu vermehren. 4) *Flächen-Inhalt einiger Geſpanſchaften*, eine Fortſetzung. S. 94. rügt der Vf. Hr. v. *Németh* an der Novotnyſchen Statiſtik einige Fehler in der Angabe des Quadratflächen-Inhalts der einzelnen Geſpanſchaften, ſo wie der Bevölkerung derſelben, und ſchlieſst mit dem Epiphonem: „Hiernach kann „jedermann über den Werth der Novotnyſchen Statiſtik urtheilen". — Rec. kann dieſs nicht als ein beſcheidenes Urtheil eines Inländers über die verdienſtvolle, wiewohl nicht vollkommene Bemühung eines Ausländers anſehen, in der ungriſchen Statiſtik etwas zu leiſten. 5) *Etwas über die Erziehung der Serviſchen Jugend aus einer ſchon 1798 gedruckten Schrift des jetzt in Arad privatiſirenden Hn. Sabbas Tökölyi.* Die Serviſchen Schulen zu Carlowitz und zu Werſchez ſtehen unter der Leitung des Serviſchen Clerus, welches die Folge hat, daſs auch die beſſern Köpfe zum geiſtlichen Stande gezogen werden, wenn ſie ſich nicht etwa dem Militärſtand in den Gränzen widmen. Der Vf. wünſchte eine Serviſche Schule zu Arad unter Civilaufſicht, und für Civilliſten, d. h. ſo eingerichtet, daſs hier vorzüglich gute Handwerker, Kaufleute, Dicaſterial- und Comitatsbeamte gebildet würden. Er bot hiezu 2000 fl. Capital an und ſeine Schweſter die Frau Generalin von Putnik eben-

ebenfalls 2000 fl. Es ist zu wünschen, dafs der Erfolg der rühmlichen Absicht entspreche. 6) *Etwas über den Zustand der ungrischen Finanzen im Anfange des XVI. Jahrhunderts*, aus einer Handschrift der königl. Universitätsbibliothek. Diese Handschrift füllt im Drucke drey Seiten und ist ein sogenanntes Präliminarsystem, (ein Budget), ein vorauskalkulirter Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben des Reichs, und zwar für das J. 1523 oder 1524, wie der Herausgeber es scharfsinnig aus den Zeitumständen bestimmt hat. Mit diesem Präliminar-System sah es denn nun freylich sehr traurig aus. Mehrere einträgliche Zweige der Einkünfte waren an mächtige Reichsbaronen verpfändet, die übrigen wurden erbärmlich verwaltet; das Deficit war vorauszusehen; die Stände halfen nicht, weil sie mit den Ministern und den Höflingen Ludwigs II. ganz unzufrieden waren, und auch diesen Ministern, zum Theil Bischöfen, war daran gelegen, einen armen von ihnen selbst abhängigen König zu haben. So mufste freylich das Reich seinem Verderben bey Mohács entgegen eilen. Noch mehr würde dieser Finanzetat und der damalige Zustand des Reichs erläutert, wenn das *Registrum proventuum et erogationum* von J. 1525 und 1526, welches z. E. in den Kollarischen Handschriften des k. k. Hausarchivs vorhanden ist, herausgegeben würde, und die Herausgabe desselben müfste selbst dem höchsten Hofe willkommen seyn, da auch dieses Registrum beweist, wie wenig sich Clerus und Adel billigen Beyträgen, zumal in Zeiten der Bedrängnifs entziehen sollten, wenn sie es mit dem König, dem Vaterland und sich selbst redlich meynen. In den Bücheranzeigen dieses Hefts kommt vor die kritische Untersuchung des sel. *Cornides* über den sogenannten *Anonymus Belae regis Notarius*, herausgegeben von Hn. *v. Engel*, (*Vindiciae Anonymi B. R. Not.* 1802. 4.) welche die Zweifel mehrerer neuern deutschen Kritiker von Gewicht wider die Glaubwürdigkeit dieses ältesten Geschichtschreibers der Ungern beantwortet. Auch war es Rec. sehr lieb, im Intelligenzblatt biographische Notizen vom Hn. Mich. v. Thiból zu lesen, dem die gräfl. Széchényische, jetzige Reichsbibliothek so viel verdankt.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Der neue Cölibatsapoſtel in Frankreich.* 1802. 64 S. 8. (4 gr.) Dafs ein Mann, wie *Portalis*, in seiner bekannten schönen Rede, durch welche er dem Gesetzgebungscorps im Namen der Regierung das mit dem Papste geschlossene Concordat ankündigte, sich mit so seichten Gründen zum Vertheidiger des Cölibats der Geistlichkeit aufgeworfen hat; darüber mufs man sich, sagt der Vf. dieser Schrift, billig wundern. Nichts weniger. Aus ihm sprach blofs der Wille der Regierung; und wenn der Machthaber im Staate einmal seinen Entschlufs gefafst hat, wenn er selbst seine bessern Einsichten der Politik und der vielbedeutenden Convenienz aufopfern will: so müssen sich die Gründe dazu wohl finden; ob sie grofsen oder geringen Beyfall finden, kümmert ihn weiter nicht. In dieser Betrachtung verdienten also auch die von P. gebrauchten desto weniger eine Widerlegung, da ihnen diese schon so oft und so leicht zu Theil geworden ist. Allein da doch, wie unser Vf. (allem Ansehen nach ein Katholik) mit Recht bemerkt, die Aeufserungen eines so angesehenen und aufgeklärten französischen Philosophen auf den grofsen, ungelehrten Haufen starken Eindruck machen, und die zahlreiche Verfinsterungszunft der Zeloten darüber vermuthlich frohlockt: so ist diese Prüfung keine überflüssige Arbeit. Auch ist diese so befriedigend, dafs selbst dem spitzfindigsten Verfechter des Cölibats keine Auskunft übrig bleibt; und der Schreibart fehlt es nicht an Lebhaftigkeit. Gegen den ersten Grund z. B. *der Cölibat sey eine zu alte, zu tief eingewurzelte Satzung, als dafs sie ohne Gefahr für das Ganze angetaſtet werden könnte*, zeigt der Vf., was nach und nach zu diesem Vorurtheil und Mifsbrauch Gelegenheit gegeben; wie ihn die Päpste seit dem Ende des eilften Jahrhunderts mit Gewalt durchzusetzen angefangen, und wie noch im sechszehnten katholische Fürsten und Bischöfe zur Zeit des Tridenter Concilium die Anhebung desselben betrieben haben; und dafs also erst seitdem diese Versammlung, d. h. die sie regierenden Päpste, alle solche Bestrebungen abgewiesen haben, die eigentliche Herrschaft des unnatürlichen Verbots ihren Anfang genommen habe. Bey dem zweyten Grunde: *Menſchen, die sich dem Dienſte der Gottheit widmen, müſſen sich selbſt einer gewiſſen körperlichen Reinigkeit befleifsigen*, ist es etwas schwer, ernsthaft zu bleiben, wenn man sich erinnert, welche körperliche und Sittenreinigkeit der eheloſe Stand des Clerus bey so vielen Tausenden in vertraulichem Umgange mit ihren *Focarlis*, (wie sie die heilige Kirche nannte,) unvermeidlich hervorgebracht habe. Unter den treffenden Instanzen, die der Vf. dagegen beybringt, ist auch diese: „Nach der allgemeinen Lehre der Moralisten, machen nur schwere Sünden den Priester unwürdig, das Mefsopfer zu verrichten, und verpflichten ihn, zuvor zu beichten, oder wenigstens eine vollkommene Reue zu erwecken; wegen kleiner oder läfslicher (erläfslicher, *venialis*) Sünden aber fodert man weder das Eine, noch das Andere. Läfsliche Sünden machen folglich den Priester nicht unwürdig, die Messe zu lesen; wie kann ihn denn der eheliche Beyschlaf, der nicht einmal eine läfsliche Sünde ist, (wenn wir anders mehr der Schrift und der gesunden Vernunft, als einigen überspannten Moralisten und Doctoren glauben wollen,) unwürdig und unfähig dazu machen?“ — Doch man möchte sich beynahe in unsern Zeiten schämen, solche und ähnliche Gründe für den Cölibat, z. B. *der katholiſche Gottesdienſt erfodere eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit, und dürfe durch keine häusliche Angelegenheiten geſtört werden*, zu wiederholen; oder anzugeben, wie sie abgefertigt werden müssen. Schon in frühern Jahrhunderten haben mehrere römisch-katholische Gemeinen keine eheloſen Priester dulden wollen, um die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter mehr zu sichern; und nach S. 43 „haben vor einigen zwanzig Jahren, unter *Mariä Theresiens* Regierung, verschiedene Gemeinen in Mähren mit allem „Ernste verheyrathete Seelsorger verlangt, weil sonst die Cölibanten ihren Eheweibern allzusehr zusetzten.“ Wie laut, weit verbreitet und nachdrücklich jetzt im römisch-katholischen Deutschlande das Verlangen nach Aufhebung des Cölibats werde, ist allgemein bekannt. Aber nichts ist den Vortheilen des Papstes mehr zuwider; und so lange noch katholische Fürsten ihm die oberste Regentschaft in Kirchensachen zugestehn, wird auch jenes Verlangen immer noch unter die frommen und fruchtlosen Wünsche gerechnet werden müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MARBURG, in d. neuen academ. Buchhandl.: *Nationalgesänge der Hebräer;* neu übersetzt und erläutert von *Karl Wilhelm Justi*, Consistorialrath, Superint., D. u. ordentl. Prof. der Philos. auf der Univers. zu Marburg. 1803. XIV u. 160 S. 8.

Unter diesem Titel liefert Hr. J. die Uebersetzung und Erklärung folgender Stücke aus dem hebräischen Alterthum: I. Mose's Siegsgesang, 2 Mos. 15. II. David's Klagegesang über Saul und Jonathan, 2 Sam. I, 19—27. III. Todtengesang auf den König von Babylon. Jes. 14, 4—23. IV. Trauergesang auf die Babylonische Verweisung. Der 137 Psalm. *Nationalgesänge* nennt der Vf. diese schönen Ergiessungen des dichterischen Geistes, weil sie nicht nur in dem Geiste der hebräischen Nation gedichtet sind, sondern auch, nach der Absicht ihrer Verfasser, von der Nation gesungen werden sollten. Der Uebersetzer hat durch Weglassung des bestimmenden Artikels ohne Zweifel andeuten wollen, dass er nicht alle Nationalgesänge der Hebräer hier liefere. Denn der Kenner des hebräischen Alterthums wird unmöglich zugeben können, dass blos die hier mitgetheilten Stücke auf den Namen Nationalgesänge Anspruch machen können. Wer wird nicht z. B. sogleich *Deborah's* treffliches Epinikion (B. d. Richt. K. 5) ungern vermissen? Aber auch die *Apokryphen* könnten manchen schönen Beytrag liefern, z. B. Tobi K. 13. Judith K. 16 u. a. Wir wünschen daher, dass Hr. J. uns in einer *zweyten* Sammlung die noch fehlenden Nationalgesänge geben möge. Wir wünschen dies nicht nur deswegen, damit das Publicum etwas Vollständiges in dieser Gattung erhalte, sondern auch damit ihm von der vollendenden Hand des Vfs. ein neuer Genuss bereitet werde. Das Letztere wird jeder Leser mit Grund hoffen, der die frühern geschmackvollen Arbeiten des Vfs. in diesem Fache kennt, und die Vollkommenheit der gegenwärtigen zu würdigen versteht.

Jedem der hier mitgetheilten Gesänge ist eine Einleitung vorgesetzt, welche die Resultate der Untersuchungen älterer und neuerer Erklärer, mit den eigenen Anfichten und Bemerkungen des Vfs. durchflochten, enthält. Hierauf folgt eine metrische Uebersetzung, der man es auf den ersten Blick ansieht, dass Hr. J. die Dichtersprache in seiner Gewalt hat, und die bey genauerer Vergleichung sich dem Kenner eben so sehr durch gewissenhafte Treue als durch zweckmässig gewählten Ausdruck empfiehlt. Diese Uebersetzung begleitet Anmerkungen philologischen und ästhetischen Inhalts, welche eben so sehr die orientalische Sprachgelehrsamkeit als den gebildeten Geschmack des Vfs. documentiren, und eine glückliche Mittelstrasse zwischen der exegetischen Dürftigkeit und einem allzureichlichen Auskramen von philologischer Gelehrsamkeit halten. Von Mose's Siegsgesang fällt Hr. J. im Allgemeinen das Urtheil: „Er trägt unstreitig das Gepräge des hohen Alterthums an sich, und dürfte höchstens in einzelnen Ausdrücken späterhin etwas überarbeitet worden seyn, wiewohl auch diese bisweilen angefochtenen Ausdrücke sich noch rechtfertigen lassen." Diese angefochtenen Ausdrücke sind V. 17 יְהוָה מָכוֹן לְשִׁבְתְּךָ פָּעַלְתָּ und מִקְדָּשׁ אֲדֹנָי (vgl. V. 13). In den Anmerkungen zu dieser Stelle S. 48—50 sucht zwar Hr. J. zu erweisen, dass diese Ausdrücke nicht nothwendig vom *Tempel* verstanden werden müssten; allein wenn auch jeder einzelne Ausdruck entweder das *gebürgige Palästina* oder die *Stiftshütte* bezeichnen könnte: so scheint doch diese Zusammenstellung allerdings auf den Tempel hinzudeuten. An den *Tempel, der dem Jehovah künftig erbaut werden sollte* (wornach also die Stelle als Weissagung zu betrachten wäre), will der Vf., nach S. 49 nicht gedacht wissen. Indess versteht er doch darunter den Berg *Silo*, oder einen andern Ort, wo die Stiftshütte aufgerichtet werden sollte — also doch eine Hindeutung auf etwas Zukünftiges. Aber selbst nach des Vfs. Uebersetzung:

> Führ' es (das Volk) hinein und pflanz' es auf dein Erbgebürge,
> Auf deiner Wohnung Sitz,
> Die du, Jehovah, dir erkohrest,
> Hin auf das Heiligthum, das du dir selbst erbauetest —

scheint sich die Idee von Tempel von selbst aufzudringen. Ausser dieser Localität, die sich allerdings auf das Zeitalter *nach* David zu beziehen scheint, enthält, wie uns dünkt, das Lied noch manche Aeusserungen, die ein späteres Zeitalter verrathen. Die Idee vom Jehovah, als אִישׁ מִלְחָמָה (Kriegsgott) (V. 3) ist gewiss erst späterhin ausgebildet worden. Die Erwähnung der Philistäer, Fürsten Edom's, Moab's und Kanaan's V. 14 und 15 passt auch gar nicht auf Mose, der mit seinem Haufen so eben erst Aegypten verlassen hat und das Land Kanaan niemals betritt. Auf jeden Fall müsste es als Vorherverkündigung genommen werden. Endlich finden wir auch noch in dem Gebrauch einiger Formen und Ausdrücke Bedenk-

denklichkeiten, die wir hier blofs andeuten wollen. Z. B. יָהּ statt יְהוָה עוֹז, יהוה, gleich dem אֲשֶׁר, die Infinitivconstruction צְאֵת בָּאָה מִצְרָיִם u. a. Diese Umstände zusammengenommen machen es uns wahrscheinlich, dafs dieses Lied entweder sein Daseyn erst nach David erhielt, oder dafs die Hand eines spätern Emendators dem veralteten Mosaischen Siegslied eben den Dienst leistete, den einige neuere Dichter Luther's Kraftliedern oft so undankbar erwiesen haben. Die Einleitung zu Jes. 14, 4—23 hat uns vorzüglich gefallen, und wir erkennen in ihr ein würdiges Seitenstück zu dem von dem Vf. ehmals bearbeiteten *Triumphgesange über Babylon.* Jes. K. 47. (Marburg 1789. 8.) Indefs wundern wir uns, dafs er V. 3 nicht noch hieher gezogen hat, eben so wie es beym Mosaischen Hymnus geschehen ist. Auch würden wir statt der Ueberschrift: „*Todtengesang*" lieber *Spottlied* oder eine ähnliche Benennung gewählt haben; denn מָשָׁל ist offenbar ein *vituperium*, ein bitterer Sarkasmus. Auch hier weicht משל nicht von seiner ursprünglichen Bedeutung ab, denn das Ganze ist eine Vergleichung; der Tyrann von Babel wird verglichen mit dem, was er ehmals war und was er jetzt ist, es werden zu seiner Kränkung die übrigen Erdenbeherrscher aufgeführt. Vgl. V. 9. 10. 18. 19. Die Stelle V. 11 übersetzt Hr. J.:

> Hinabgestürzt zur Todtenwelt ist nun dein Stolz,
> Dahin der Vollklang deiner Harfen.

In der Anmerkung S. 123 erklärt er שְׁאוֹל durch *Grab*, „weil von Moder und Würmern die Rede ist." Rec. möchte die Bedeutung doch nicht ändern; Moder und Würmer geht auf den erschlagenen Leichnam, der auf der Erde liegt und unbegraben verfault (V. 19); das *simulacrum* kommt hinab in den Orkus. Dahin begleiten den Tyrannen, der nun auch ein Schattenkönig geworden ist, sein גְּאוֹן (stolzer Sinn, Uebermuth) und הֲמִיַּת נְבָלֶיךָ, das Rauschen deines Saitenspiels. Der Vf. erklärt dies mit den übrigen Auslegern so: „Das Rauschen des Harfenspiels, womit der übermüthige König einst seine Siege feyerte, steht hier für Pracht überhaupt. Sollte aber nicht der Sinn noch weit stärker werden, wenn man נְבָלָה von נְבָלָה, Thorheit, eitle, nichtige Thorheit ableitete; also: *strepitus fultitiae tuae inanis:* dein Stolz und deine eitle Thorheit, die sich mit so viel Geräusch ankündigte, sind nun deine Begleiter im Scheol? Ps. 137, 2 übersetzt der Vf.;

> Unsre Harfen hingen wir
> Dort an ihren Weiden auf.

צַד wird richtig auf *Babylon* und die dortige Gegend bezogen; תָּלָה *suspendere.* „Das Aufhängen der musikalischen Instrumente ist ein bekanntes Zeichen der Traurigkeit. Virg. Eclog. VII, 23. 24." Dazu scheint aber עֵרֶב, Weidengesträuch, doch nicht recht passen zu wollen. Rec. möchte daher das Wort von לוּן ableiten, welches bekanntlich auch die Bedeutung *murmuravit, ejulavit, conquestus est* u. s. w. hat, welches hier einen sehr treffenden Sinn giebt: *An Babel's Sträuchen sassen wir, weinend wenn wir an Zion dachten; gelagert in dem Weidengesträuch umher liefsen wir unsere Harfen Trauertöne erschallen.* Auf diese Weise hängt auch der folgende Vers mit dem gegenwärtigen am natürlichsten zusammen. Sollten nicht vielleicht auch V. 7 בְּנֵי אֱדוֹם (Edom's Söhne, Idumäer), welche ganz unerwartet hier aufgeführt werden, in בְּנֵי אָדָם (hier *Feinde, Barbaren* vgl. Ps. 12, 2. 9 u. a.) zu verwandeln seyn? Rec. legt auch diese Vermuthung den Lesern und dem Vf. zur weitern Prüfung vor. S. 158 ff. ist eine lateinische metrische Uebersetzung unsers Psalms von dem gelehrten Landgrafen *Moritz* von Hessen (aus der selten gewordenen Schrift: *Davidis regii Prophetae Psalterium vario genere carminis latine redditum ab ill. Principe ac Domino Dn. Mauritio H. L. Smalcaldiae* 1593. 4. angehängt, welche als eine literarische Merkwürdigkeit, und da sie wirklich in ihrer Art vorzüglich ist, allerdings hier eine Stelle verdiente.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Beyträge zur Verbesserung der Liturgie*, denkenden Freunden des Christenthums zur Prüfung mitgetheilt von *Z. H. B. Dräseke*, erstem Prediger in Mölln. 1802. 164 S. 8. (12 gr.)

Im ersten Abschnitt giebt der Vf. nach allgemeinen Bemerkungen über die Rechtmäfsigkeit und Pflichtmäfsigkeit liturgischer Verbesserungen, kurze Nachricht von der Entstehung, Einleitung, und den ersten Schicksalen, der von ihm vorgenommenen liturgischen Veränderungen. Zuerst hatte er bey Privatcommunionen den Buchstaben der Agende verlassen; durch *Henke's Eusebio* erwachte in ihm der Wunsch, auch das alte schlechte Tauf- und Traufotmular zu verbessern. Gemeinschaftlich mit einem würdigen Collegen, und gesichert vor der Mifsbilligung seiner Obern, nach vorbereitenden Belehrungen seiner Gemeine, und im Vertrauen auf den Beyfall und die Liebe der gebildeten Gemeindeglieder, wurde nun ein neues Taufformular, aber nicht als feststehende buchstäbliche Norm, sondern als Muster zu geistvoller Nachahmung und Benutzung, nach wohlgeprüften richtigen Regeln in Absicht des Materialen und Formalen, entworfen, um die Gemüther auf das Bessere vorzubereiten, und zu künftigen, mit der steigenden Zeitcultur fortschreitenden Verbesserungen den Grund zu legen. Die Vorgesetzten billigten des Vfs. Vorhaben, und empfahlen blofs Vorsicht bey der Ausführung, um das angefangene Gute nicht wieder rückgängig zu machen. Bald nach der wirklichen Einführung entstand indessen Gemurmel über das vermeyntliche Anbringen von Neuerungen in Religionssachen, besonders über die vermeyntlich neuen Verpflichtungen der Taufpathen zur Fürsorge für die Täuflinge, welche der Vf. in dem Formulare durch bestimmte Fragen über ihre Entschliefsung zur Erfüllung ihrer Pflichten den Taufzeugen dringender ans Herz gelegt hatte. Endlich weigerten sich einige

Tauf-

Taufzeugen geradezu, dieſe Fragen zu bejahen, und gaben erſt nach vorheriger kurzer Belehrung ihre Zuſtimmung. Dadurch, und durch ähnliche Unterredungen vor und während der Taufhandlung, endlich durch eine eigne Predigt über liturgiſche Verbeſſerungen, ſiegte der Vf. über alle Vorurtheile. Gleiche Verbeſſerung nahm er nun mit dem Trauformular vor, mit gleicher Vorſicht, und gleich gutem Erfolg. Der zweyte Abſchnitt ſeiner Schrift liefert nun das neue Taufformular, die Rede zur Anempfehlung deſſelben, und eine Copulationsrede, nebſt angehängter Probe eines neuen Trauformulars. Die Taufrede empfiehlt ſich durch Wahrheit und Herzlichkeit, nur iſt ſie etwas zu wortreich, beſonders in den Gebeten, und läſst noch eine beſtimmtere Belehrung über das bedeutende Symboliſche der Taufgebräuche, und über den Sinn der Taufformel, vermiſſen, auch kann der Ausdruck „*Teufelswerke*“ S. 71 leicht Irrthum veranlaſſen. Die folgende Predigt iſt gründlich und faſslich, und meiſt mit Ruhe, und ohne lärmenden Eifer wider die Gegner des neuen Formulars abgefaſst. In der Copulationsrede iſt wieder das Gebet zu wortreich, der Ausdruck „*harmoniſch*“, der dreymal in fünf Zeilen hintereinander, und ſonſt noch öfter, vorkommt, wohl für viele Brautpaare unverſtändlich, ſo wie „*Intereſſe*, *Harmonie*, *Disharmonie*, *Phantaſie*, *Einklang*, *Miſsklang*, *Zärtling*, *ſympathetiſch*, der Popularität des Ausdrucks zuwider ſind. Die Trauformel iſt nach Inhalt und Ausdruck empfehlenswürdig. In einer Nachſchrift S. 146—164 vergleicht der Vf. noch ſein Formular mit den Foderungen an eine neue Taufliturgie in *Henke's Eusebia* St. 4. Rec. wünſcht, daſs viele Prediger dem Vf. nacheifern möchten im Streben nach dem Beſſern, und in der Vorſicht, es herbeyzuführen, aber eine ſo weitläuftige Rechenſchaft ans Publicum über jede liturgiſche Verbeſſerung hält er für überflüſſig, höchſtens kurze Anzeigen in liturgiſchen Journalen für zweckmäſsig.

ALTENBURG, b. Rink u. Schnuphaſe: *Kritik und Erklärung der im hebräiſchen Staate ſich ereigneten Wunderbegebenheiten, von Joſua bis auf Jeſus, mit exegetiſchen und hiſtoriſchen Anmerkungen*. Ein Beytrag zum richtigen Verſtehen der heiligen Schriften der Hebräer. 1802. 318 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der uns unbekannte Vf. dieſer Schrift hätte nicht nöthig gehabt, ſich in der Vorrede *pöbelhafte* Recenſionen zu verbitten. Die wenigſten ſeiner Kritiken und Erklärungen ſind neu; ſie ſind gröſstentheils von andern guten Exegeten, z. B. von *Eichhorn*, *Hezel*, von dem Vf. einer *ausführlichen Erklärung der ſämmtlichen Wundergeſchichten des A. T.*, in dem *Bibelcommentar für Prediger*, in dem *exegetiſchen Handbuch des A. T.* und in andern Schriften vorgetragen worden, die doch, ſo viel wir wiſſen, in keiner guten gelehrten Zeitſchrift *pöbelhaft* recenſirt worden ſind. Der Vf., dem es keinesweges an Sprachkenntniſſen und an Beleſenheit fehlt, hat die verſchiedenen Erklärungen der eben genannten und andrer Gelehrten angeführt und beurtheilt. Bisweilen kommen auch neue Erklärungen vor, welche eine weitere Prüfung wohl werth ſind, und Beyfall verdienen. So ſucht er z. B. den Schwierigkeiten bey der bekannten Stelle 1 Sam 6, 19. dadurch abzuhelfen, daſs er vermuthet, das hebräiſche נך ſey nicht zu überſetzen: *und er* (Jehovah) *tödtete* 50,000 *Menſchen*. Er meynt, die Urkunde wolle bloſs im Allgemeinen ſagen: es konnten ungefähr 50,000 Menſchen ſeyn, *welche von jener Krankheit befallen worden*; und es ſey allem Anſchein nach die nämliche Krankheit geweſen, unter welcher die Philiſtäer litten. Daſs übrigens manche, auch unwahrſcheinliche Conjecturen mit unter vorkommen, verſtehet ſich wohl von ſelbſt. Nicht ſelten iſt ſein Tadel der jüdiſchen Prieſter übertrieben und ungerecht. Er beſchuldiget ſie, ihr Streben ſey ganz auf die Unterjochung des Volks gerichtet geweſen. *Elias* und *Eliſa* werden Schamanen genennt; und ſo werden auch *Samuel* und *David* von einer häſslichen Seite dargeſtellt. Hingegen läſst er den Dichtungen eines *Jeremias*, *Ezechiel* etc. volle Gerechtigkeit wiederfahren, und bey der Erläuterung der aus ihren Schriften ausgehobenen Stellen hat er die meiſten und beſten neuen Ausleger ſorgfältig benutzt. Der vorangeſchickten Abhandlung *über Wunder und übernatürliche Offenbarung* fehlt es ſehr an Gründlichkeit, und ſie hätte füglich ganz wegbleiben können. Der Vf. leugnet z. B. die Möglichkeit göttlicher Erſcheinungen und Offenbarungen unter andern auch aus dem Grunde, weil Gott nur *Idee* für den Menſchen ſey, die aus unſerm Innern hervorgehe; ſobald unſer moraliſches Bewuſstſeyn aufhöre, ſobald höre auch Gott auf. Hierüber ſollen die Philoſophen unſrer Zeit ſo gut als *einverſtanden* (??) ſeyn. Daſs weder Moſes, noch Joſua, noch irgend ein andrer Menſch eigentlich durch vernehmliche Worte mit der Gottheit geſprochen habe, brauchte wohl in einer ſolchen Schrift nicht bemerkt zu werden; denn welcher, nicht ganz unwiſſende Theologe wird ſich heutiges Tages noch ſo kraſſe Begriffe von dem Sprechen Gottes machen? Uebrigens verſpricht der Vf., zu einer andern Zeit mehr über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben; und das müſſen wir erwarten. Wir wünſchen nur, daſs ſeine künftigen Unterſuchungen gründlicher ausfallen mögen, als die gegenwärtige iſt.

OEKONOMIE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Ny Journal uti Hushållningen* (Neues ökonomiſches Journal für das Jahr) 1801. 12 Stücke. 268 S. 8. Jahr 1802, vom Januar bis Junius, 6 Stücke, mit Kupf.

Wie gewöhnlich wollen wir aus dieſer noch immer unter Aufſicht der königl. patriotiſchen Geſellſchaft mit Beyfall fortgeſetzten Monatsſchrift wenigſtens einige der gemeinnützigſten Aufſätze bemerken. Dahin gehören in dem Jahrgange von 1801 z. B. Anleitung

leitung zu einer nähern Kenntniss der englischen Landwirthschaft, aus den neuesten und zuverlässigsten Berichten. Beschreibung, wie verschiedene der besten Arten von Käse in England, in der Schweiz und in Frankreich gemacht werden. Nutzen des Alaunschlamms zum Anstreichen der Häuser, zur Sicherung vor dem Verfaulen des Holzes und vor Feuersgefahr; die Kunst, französisches Brodt zu backen; *machia thyrsiflora* und *Swietenia* zum Färben anzuwenden; über die Natur des Düngers und die Mittel, ihn zu vermehren; Beantwortung der Preisfrage: wie man die Kohlpflanzen vor schädlichen Insekten und Würmern verwahren und solche vertilgen könne, nach sichern Versuchen und vieljährigen Erfahrungen, vom Bergrath *v. Engeström*; C. A. G. über eine verbesserte Methode, Gusseisen zu verfertigen; über die neueste und sicherste Art, den Hanf in die Röthe zu legen; aus den ökonomischen Heften; Methode, Stroh- und Rohrdächer so einzurichten, dass sie nicht allein dauerhaft, sondern auch der Feuersgefahr minder ausgesetzt sind; Vergleichung der Vortheile, die man davon hat, wenn man die Aecker mit Ochsen statt mit Pferden bearbeitet; auch aus den ökonomischen Heften.

Aus den sechs Stücken des Jahrs 1802 zeichnen wir hier nur an: Art und Weise, wie aus Rosskastanien gutes Mehl zu machen sey, aus dem polytechnischen Magazin; Methode, das Rüböl so rein zu erhalten, dass es dem Baum- und Mandelöl gleichkomme; wie die Austern, so wie in Amerika geschieht, durch Einsalzen zu einer Handelswaare gemacht und verschickt werden können, von *Sefström*; Beschreibung eines so eingerichteten Hecks, dass es von fahrenden und reitenden Personen leicht aufgemacht werden kann, ohne aus- oder abzusteigen, mit Zeichnung; Beschreibung der in Frankreich und England neulich gemachten Entdeckungen in Ansehung der Gerberey und Bereitung des Leders; über den Nutzen, den man aus der Frucht der Siberischen Hanbuttenstaude (*Rosa ochroleuca*) ziehen kann. Hr. Prof. *Schwarz* hat sie aus dem Samen gezogen, und im botanischen Garten verpflanzt. Sie kommt sehr gut fort, und der rothbraune Saft der Frucht kann zu vielerley Farben gebraucht werden. Beschreibung, wie ein Acker von Steinen gereiniget werden könne, wie auch eines neuen Sechs am Pfluge, von *S. N. Collin*, mit Zeichn.; über den Anbau des weissen Mohns im Grossen, um daraus ein herrliches Oel zu ziehen; Methode, die Erdtoffeln durch die Samenkapseln der Stauden fortzupflanzen u. d. m.

VOLKSSCHRIFTEN.

Berlin, in der Müllerschen Buchhandl.: *Lesebuch in Beyspielen, für dienende Mädchen und solche, die es werden wollen. Erste Sammlung.* (Ohne Jahr) VIII u. 96 S. gr. 8. (7 gr.)

Die kleinen Erzählungen entsprechen ihrer Absicht. Sie lehren Vermeidung des Unrechts und der Fehler an den Beyspielen unrechtlicher und schlechter, und Befolgung des Guten an den Beyspielen braver Dienstboten. Der Sammler hat aus *Zobers* rechtschaffenem Dienstboten und aus *Reinhards* Mädchenspiegel geschöpft, und verspricht eine zweyte Sammlung nachfolgen zu lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Jena*, b. Göpferdt: *Was hatten Luthers Bemühungen für ihr Zeitalter für eine Wirkung? und welche gesegnete Vortheile hat die Nachwelt ihnen zu danken?* 1802. 83 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift ist allerdings voll von seinem grossen Gegenstande; er hat auch das, was zur Beantwortung der von ihm vorgelegten Fragen gehört, ziemlich gut ins Auge gefasst; allein die Gabe, recht bestimmt, bündig und lichtvoll darüber zu schreiben, besitzt er nicht. Da es seine Absicht nicht seyn konnte, etwas Neues zu sagen, wohl aber das historisch Wahre und Ausgemachte, mit Verweisung auf die ächten Quellen, in historischer Simplicität darzustellen: so war das Rednerische, Panegyristische zuweilen sogar Heftige im Ausdrucke, (der auch nicht immer correkt und fliessend genug ist,) die zweymalige Vergleichung der kirchlichen Finsternis mit der ägyptischen, u. dgl. m. hier nicht am rechten Orte. Für Leser, welche sich erst einen Begriff von den Wirkungen der grossen Unternehmung *Luthers* machen wollen, hätte derselbe theils kürzer, theils noch vollständiger gefasst, noch mehr aus dem Innern der Geschichte hergeleitet werden sollen; und er musste nicht allein von übertriebenen Lobpreisungen frey bleiben; sondern auch durch seine Geradheit den schiefen Wendungen von selbst ausweichen, die man in unsern Zeiten der Reformation zu geben versucht hat. Ueberhaupt wäre es wohl im Jahr 1803 u. fg. weit leichter, als noch vor zwanzig, dreyssig Jahren, von den Grundsätzen, der Richtung, den Mitteln und den Folgen der Reformation einen historischen Begriff zu entwerfen, der die aufgeklärten und billigen Mitglieder aller Religionsgesellschaften befriedigen könnte. Unrichtig ist es übrigens, wenn S. 60 fg erzählt wird, „dass die Fürsten des „Schmalkaldischen Bundes es durch das Glück ihrer Waffen „dahin gebracht hätten, dass den Christen von der Augsburgischen Confession die Religionsfreyheit ertheilt, und ihre „Kirche für unabhängig erkannt worden sey.“ Sie haben das so wenig bewirkt, dass vielmehr ihr Bund im Jahr 1547 ganz zernichtet, und sie selbst mit ihren Glaubensgenossen in die willkürlichste Abhängigkeit von dem Kayser gestürzt worden sind. Aber bekanntlich hat fünf Jahre später ein Fürst, der niemals Schmalkaldischer Bundesgenosse seyn wollte, und vielmehr gegen sie selbst focht, durch die Ueberlegenheit seiner Waffen den Grund zum Religionsfrieden gelegt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Junius 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hahn: *Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft bey Heyrathen*, nach dem mosaischen Gesetze, dem römischen und kanonischen Rechte, und den protestantischen Kirchenordnungen, mit besonderer Hinsicht auf die Kur-Braunschweig-Lüneburgischen Kirchenordnungen; nebst einem Versuche zu einer neuen Begründung der Eheverbote nach reinen Principien der Sittenlehre und des Naturrechts, und einer Prüfung der bisher darüber aufgestellten Systeme, von *Karl August Moriz Schlegel*, Superint. d. Inspection Göttingen andern Theils. 1802. 652 u. XX S. 8. Mit 1. Kupfertafel. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Abhandlung zeichnet sich durch sorgfältiges Quellenstudium und philosophische Behandlung ihres, in mehrerer Hinsicht schwierigen, Gegenstandes so vortheilhaft aus, dafs Rec. sie ohne Bedenken einen wahren Gewinn für das Kirchenrecht nennt. Da übrigens der Titel schon ziemlich bestimmt die Ordnung der Ausführung selbst nachweist: so wird es genügen, nur einige der vorzüglichern eigenthümlichen Ansichten des Vfs. hier anzugeben, um dieses Urtheil zu motiviren.

Bey der Erörterung der Eheverbote des *mosaischen* Gesetzes macht der Vf. darauf aufmerksam, dafs Moses diese Verbote selbst für allgemein verbindliche Naturgesetze erklärt. Doch findet sich im N. T. keine ausdrückliche Bestätigung derselben. Gegen das vormals gangbare System sind diese Eheverbote übrigens nicht nach Graden zu erklären, sondern auf die einzeln namhaft gemachten Fälle zu beschränken, wie schon *Luther* in seinem 1522 herausgegebenen Buche vom ehelichen Leben sie erklärt. Eine absolute und allgemeine Gültigkeit derselben läfst sich aber nicht behaupten, sondern sie sind nur in so fern und in so weit allgemein verbindlich, als sie erweislich Natur- und Moralgesetze sind, und in so fern findet auch keine Dispensation davon statt.

Die Eheverbote des *römischen* Rechts weisen fast durchgängig auf das Natur- und Völkerrecht zurück, und gründen sich ganz besonders auf das älterliche und kindliche Verhältnifs. Daher sind sie in der geraden Linie gar nicht auf gewisse Grade beschränkt, so wie sie überhaupt nicht nach Graden bestimmt sind, und in der ungleichen Seitenlinie berücksichtigen sie fast einzig den *Respectum parentelae*. Auch hierauf sehen sie nur bey der Schwägerschaft, welche ohnedies nur, sofern sie durch gesetzmäfsige Ehe entstanden, ein Ehehindernifs bildet. — Da das römische Recht aber auch das Princip der Schicklichkeit annimmt: so sind demselben die Eheverbote wegen vorhergegangenen Verlöbnisses mit dem Vater oder Sohn, wegen Adoption, wegen Vormundschaft und späterhin wegen geistlicher Verwandtschaft eigenthümlich. In frühern Zeiten kannte es keine Dispensabilität, sondern setzte allenthalben die Nichtigkeit verbotener Ehen fest; unter den Kaisern ward aber schon einzeln dispensirt.

Das *kanonische* Recht ist zwar von den Eheverboten des römischen Civilrechts ausgegangen, hat aber dieselben weit über die bisherigen Gränzen ausgedehnt, und zuerst die Verbote nach Graden festgesetzt. (Hier vermissen wir ungerne die Entwicklung, wie die kirchliche Gesetzgebung die bis dahin blofs bürgerliche Bestimmung der Ehehindernisse an sich gerissen habe.) Die Eheverbote des kanonischen Rechts sind eben deshalb durchaus nicht nach Principien des römischen Rechts zu beurtheilen, weil es specifischer Charakter derselben ist, dafs sie sich durchaus auf gewisse festgesetzte Grade erstrecken. Nach dem ausdehnenden System derselben bewirkt daher jede fleischliche Vermischung eine Schwägerschaft, welche überdem vormals mehrere Gattungen (*Genera*) haben sollte; und von der geistlichen Verwandtschaft stellte man auch mehrere Arten durch die Confirmation und den Katechismus auf. — Die auch hier vorhandene ursprüngliche Indispensabilität ward aber erst im 13ten Jahrhundert durch das aufgestellte Princip der unbeschränkten, und an kein Gesetz gebundenen Machtvollkommenheit des Papstes ganz vernichtet, und ist durch die Trienter Synode und jetzige Praxis nur sehr beschränkt hergestellt.

Bey den *protestantischen* Eheverboten sind zwar die mosaischen zum Grunde gelegt, die Hauptprincipien, und die hinzugefügten Bestimmungen aber gröfstentheils nicht aus dem damals so sehr verabscheuten kanonischen Rechte, sondern nach den eigenen ausdrücklichen Erklärungen der Kirchenordnungen, *aus dem alten römischen Civilrecht* entlehnt, wie auch die, in vielen Punkten, und besonders in den charakteristischen Principien der römischen Eheverbote auffallende Uebereinstimmung beweist. Daher erklärt sich die vorzügliche Rücksicht auf den *Respectum parentelae*, und dieser war auch wohl der Grund, dafs man die Eheverbote bis auf den dritten Grad der ungleichen Seitenlinie erstreckte. Um so mehr möch-

liegende verdient wegen der vielen Veränderungen, Zusätze und Erweiterungen, die sich schon aus der Vergleichung beider Seitenzahlen ergeben, vorzügliche Aufmerksamkeit, selbst ohne auf die politischen Modificationen und auf die Incorporation von Piemont Rücksicht zu nehmen.

Die literarische Statistik Frankreichs, nämlich das Personale aller Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, mithin der Ministerien, Institute, Schulen und Collegien unter den mannigfaltigen Benennungen vom *Prytanée*, *Lycée*, *Bureau* u. s. w. der Bibliotheken, Societäten, Conservatoires, füllet ein Sechstheil des grofsen Volumens, und insbesondere das achte Kapitel ganz, so wie zwey Abschnitte des neunten aus. Diese ist aber bereits im diesjährigen Intelligenzblatt der A. L. Z. Nr. 72. und 75. zusammengestellt, so dafs Rec. sich lediglich darauf beziehet. Kein Staatskalender ist darin so reichhaltig, wie der Französische, zum Contraste mit dem magern *Cracas* des ehemals wissenschaftlich-reichen *Roms*.

Neun Kapitel dienen zu Ruhepunkten der fast unzähligen Nomenclatur. — Das *Erste* begreift das Ausland und Frankreichs Verhältnisse mit demselben. Bey jedem Staat, selbst den deutschen Reichsständen, die Staatsminister ziemlich correct. Statt *Etrurien* das alte Wort *Toscana*; *Baden*, *Hessen* und *Wirtenberg* schon als *Kurfürstl.*; die *neuen* Republiken *Ragusa* und *Wallis*; bey der *Italiänischen* ihr Rang in die Stelle von *Venedig*; bey *Lucca* die zwölf *Anciens*; bey *Malta* noch der Grofsmeister *Ruspoli* u. s. w. Am Schlusse die Titulaturen aller Gouvernements, und der Autoritäten und Bürger in Frankreich; eine Rubrik, die längst in den politischen Zeitungen herausgehoben wurde. Das *zweyte* Kapitel enthält das Gouvernement und die vordersten Autoritäten mit deren Attributen, *Bureaux*, Administrationen und Dependenzen nebst dem Wohnungszeiger, bisweilen unter Beziehung auf die beiden letzten Jahrgänge. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, S. 112—121. ist für den diplomatischen Geschäfts- und zugleich wegen der Handlungs-Commissariate für das Commerz sehr unterrichtend. So sind es auch die Notizen von den Audienzen der Staatsminister für jeden Geschäftsmann. — S. 226—234. zum erstenmal die Bischöfe und deren General-Vicarien, mit Inbegriff derer in Piemont. — Im *dritten* Kapitel die *Militär-Organisation* unter vier Abschnitten durch alle 27 Divisionen hindurch. Der besonders jährlich herauskommende *Militär-Almanach* wird dadurch für den Civilstand entbehrlich. — Ganz diesem ähnlich ist das *vierte* Kapitel von der *Marine* und *Colonien* eingerichtet. — Am anschaulichsten wird der Zustand von Frankreich durch die administrative, die gerichtliche und die Handels-Organisation, welche den Inhalt der drey folgenden Kapitel ausmacht. Hier findet der Statistiker und der im Innern des Landes Reisende in vorkommenden Fällen befriedigende Auskunft, und summarisch alles dasjenige beysammen, was die in 24 französischen Departements seit Jahres Frist herausgekommenen Special-Staatskalender ausführlicher geben. — Vom *neunten* Kapitel an (S. 585—732.) wird das Handbuch ein *Departements-* und *Adrefskalender für die Stadt Paris*, von der Präfectur an durch alle Quartiere und Divisionen hindurch, bis zu dem untersten Polizey-Diener; auch die Bankiers, Handels-Agenten, Pfarrer, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Postbeamte, *mit praktischen Notizen* aller Art durchflochten. Den Beschlufs machen die General-Post-Boten-Markt-Münz- und Maafszeiger, eine höchst detaillirte Bevölkerungs-Liste von Frankreich, und ein Sach-Register.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Breslau*, b. Barth u. Hamberger: *Verzeichnifs der in Schlefien, der Grafschaft Glatz und neu Schlefien* (Neu-Schlefien) *lebenden katholischen Pfarrern* nebst einer Uebersicht der Eintheilung des Breslauischen Bisthums in Ansehung der Geistlichkeit. (1802.) 70 S. kl. 8. (4 gr.) Der vollständige Titel zeigt den Inhalt des Buchs. Die Uebersicht des Bisthums nach seinen vier Archidiaconaten steht voran S. 1—30. Hierauf folgt das Verzeichnifs sämmtlicher Pfarrer in Alt-Schlefien preufsischen Antheils und Glatz 660 an der Zahl, die genaue Angabe des Tauf- und Zunamens; so wie auch des Antritts der Amtsführung mufs jedem Geschäftsmanne willkommen seyn. Zuletzt steht ein Verzeichnifs der katholischen Geistlichkeit in Neu-Schlefien und Südpreufsen Breslauer Dioces, 74 Pfarrer; folglich mit obiger Summe zusammen 744. Aber die Grafschaft Glatz steht eigentlich unter dem Erzbisthum Prag; und einige Gegenden von Ober-Schlefien gehören zu der Ollmützer und andere zu der Cracauer Dioces. Dafür aber gehörte schon von alten Zeiten her das Archipresbyterat Oftrzeszow (ein Theil des Wieluner-Landes) zum Bisthum Breslau, und durch die preufsische Acquisition von Südpreufsen und Neu-Schlefien sind noch in Neu-Schlefien die Archipresbyteriate Siewierz und Pilica mit 39 Pfarreyen in Südpreufsen Czenstochow und Rempen mit 24 Pfarreyen dazu gekommen. Wie viel Pfarreyen eigentlich nun unter Breslau stehen, hat Rec. nicht bestimmt gefunden. Nach S. 24. sind es wahrscheinlich mit Einschlufs der südpreufsischen und neuschlefischen 583 Pfarreyen, 52 Curatien. Folglich blieben für die Ollmützer, Cracauer und Prager Dioces 49 Pfarreyen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Junius 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

CASSEL, b. Grieſsbach: *Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde*, herausgegeben von *J. Schaub*, der Arzney- und Wundarzneykunſt Doctor, Profeſſor der Chemie u. ſ. w. und D. *Georg Heinrich Piepenbring*, Apotheker zu Carlshafen u. ſ. w. *Erſten Bandes erſtes, zweytes und drittes Stück.* 1802. 859 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bekanntlich haben wir ſchon mehrere Journale für die Cultur und Vervollkommnung der pharmaceutiſchen Chemie und Materia medica; es fragt ſich alſo nur, ob dieſes neue reichhaltig genug geweſen ſey, um ſeine Stelle neben den frühern behaupten zu können. Eine genauere Inhaltsanzeige mag den Leſer ſelbſt urtheilen laſſen. Das *erſte Heft*, welches, ſo wie die beiden folgenden, weitläuftigere Abhandlungen und kürzere Anzeigen und Notizen enthält, beginnt mit einer *Rede bey der erſten Verſammlung der Mitglieder der correſpondirenden Geſellſchaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde des Bezirks Heſſen-Caſſel gehalten*, von *Schaub*. Der Vf. ſpricht zuerſt (freylich nicht ſo, wie einſt H. *von Haller* über denſelben Gegenſtand ſprach, aber doch leidlich genug,) von den Vortheilen, welche gelehrte Geſellſchaften den Wiſſenſchaften überhaupt, und beſonders der Chemie und Pharmacie verſchafft haben, und breitet ſich dann über den Nutzen aus, den die correſpondirende Geſellſchaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde leiſten kann. Dieſe Hülfswiſſenſchaften der Heilkunſt ſind allerdings noch mancher Verbeſſerungen fähig, und wir wünſchen, daſs dieſe Geſellſchaft den Geſichtspunkt, den ſie ſich vorgeſteckt hat, nie aus den Augen verlieren möge. Die *zweyte Abhandlung* von Hn. *Piepenbring* enthält Antworten auf die Fragen: *Verdient die Schwefelmilch als Arzney beybehalten zu werden, und wenn die Antwort bejahend ausfällt, welches iſt denn die beſte Zubereitung derſelben?* Dieſer pharmaceutiſche Präparat unterſcheidet ſich, ſagt Hr. *P.*, durch ſeine gröſsere Zartheit ſowohl als durch einige Stoffe (Waſſerſtoff und Sauerſtoff), die es in ſich hat, ſo ſehr von dem gemeinen Schwefel, daſs man ſich davon, wenn man es als Heilmittel gebraucht, ſchnellere und ſtärkere Wirkungen, als von dem Schwefel ſelbſt und von den Schwefelblumen, verſprechen kann; es behaupte alſo, ſetzt der Vf. hinzu, in der Heilkunſt einen vorzüglichen Rang, und ſey der Stelle, die es in dem Arzneyvorrathe einnimmt, ſehr würdig. Hr. P. macht noch einige, wie uns dünkt, nicht ungegründete Erinnerungen wider die von *Hermbſtädt* empfohlne Bereitungsart der Schwefelmilch, und giebt ein anderes Verfahren, dieſen Niederſchlag zu verfertigen, an, das aber von dem, das man gewöhnlich in den Apotheken zu befolgen pflegt, eben nicht verſchieden iſt. Einige Bemerkungen, die ſich in dieſem Aufſatze finden, ſind recht gut, aber die Weitſchweifigkeit deſſelben können wir nicht billigen; denn was z. B. *Gren*, *Mönch*, *Hahnemann* und andere Schriftſteller von der Schwefelmilch geſagt haben, welchen Begriff ſich manche Scheidekünſtler vom Schwefel machen, was von den Heilkräften des ſchweiſstreibenden Spieſsglaſes und des Zinnobers zu halten ſey, u. ſ. w. iſt bekannt genug, und hätte nicht ſo weitläuftig, als hier geſchehen iſt, angeführt werden ſollen. 3) *Huxham's Spieſsglaswein, ein ſehr wirkſames, aber unſicheres Arzneymittel, erſetzt durch eine vortheilhaftere und zweckmäſsigere Zubereitung*, von *Schaub*. Der Vf. wiederholt, was andere Aerzte ſchon oft von dem nach *Huxham's* Vorſchrift bereiteten Brechweine geſagt haben, und giebt den Rath, daſs man künftig, ſtatt dieſes Mittels, lieber eine Auflöſung von zwey Granen Brechweinſtein in einer Unze Wein anwenden ſolle. Dieſer Vorſchlag iſt, wie Hr. S. ſelbſt eingeſteht, nicht neu. Wenn übrigens der Vf. glaubt, daſs dieſe kürzere Bereitungsart nur erſt in einer einzigen Pharmakopöe bekannt gemacht worden ſey: ſo irrt er ſehr; denn ſchon *Wiegleb* und *Schlegel*, die Herausgeber des Bremenſchen Apothekerbuchs und der Vf. der *Pharmacopoea exquiſita* lehren den Brechwein auf eine Art bereiten, die von der, in der *Pharmacopoea boruſſica*, wenig oder gar nicht abweicht. 4) *Ueber Apotheken-Privilegien, ihren Werth, und über die Vermehrung derſelben im Staate.* Hr. *Schmidt* in Sonderburg, von dem dieſer Aufſatz herrührt, eifert wider die Einſchränkung oder Aufhebung der Privilegien der Apotheker, und führt mehrere Gründe für die Meynung an, daſs es nicht gut ſey, die Anzahl der Apotheken in einem Staate ohne Noth zu vermehren. 5) *Kürzere Nachrichten.* Hr. *Piepenbring* belehrt die Leſer, daſs das Bitterſüſsextract viel gebundene Ammoniaca enthalte, und daſs dieſe ſalificable Baſis in dem, was man das Narkotiſche nennt, etwa den andern Beſtandtheil ausmache, der, mit dem narkotiſchen Princip verbunden, die Wirkung hervorbringt, die auf den Genuſs aller mit einem berauſchenden Stoffe verſehenen Arzneyen zu erfolgen pflegt; Hr. *Rink* redet vom Gebrauche der Ameiſenſäure und eines weinich-

ten Aufgusses von Ameisen, Zaunrübe und Farrnkrautwurzel wider die Gicht u. s. w.

Zweytes Stück. 1) *Gedanken über die Wirkungen der äusserlichen Bleymittel* von *Hunold.* Die austrocknende Wirkung des äusserlich angewendeten Bleyes äussere sich dadurch, dass dieses Metall die lymphatischen Gefässe reize, ihre Thätigkeit vermehre, folglich die Zurücksaugung befördere und so, wenigstens an dem Orte, wo es angebracht worden ist, die Menge der Säfte vermindere; auf eben diese Art bewirke es auch eine Zusammenziehung; denn wenn die flüssigen Theile, die im menschlichen Körper die Ursache der Ausdehnung der festen Theile seyen, vermindert würden: so müsse sich nothwendig die in den letztern liegende angeschaffene Elasticität äussern, die Gefässe müssten sich verengern und das dieselben verbindende Zellgewebe und die Muskelfasern sich verkürzen; auf die Blutgefässe wirke das Bley eben so, wie auf andere Gefässe, es hemme mithin auch den Einfluss des Blutes, und hieraus ergebe sich, dass alle Bleymittel, wo nicht gleich Anfangs, doch gewiss in der Folge, sich selbst den Weg in die Masse der Säfte versperren; übrigens wolle er in diesen Blättern durch die Auseinandersetzung seiner Gedanken über die Wirkungsart der äusserlichen Bleymittel zwar nicht ganz leugnen, dass Bleytheilchen zuweilen und unter besondern Umständen in den menschlichen Körper wirklich aufgenommen werden können, vielleicht aber stehe nur den allerfeinsten Auflösungen dieses Metalles der Weg durch die Saugknäle offen u. s. w. 2) *Ueber die Queckfilberseife.* von *Piepenbring.* Diese Seife habe eigentlich kein Queckfilber aufgelöst in sich, sondern dieses Metall sey nur mit der Seife vermengt; indessen sey dieses Präparat einer mit Hahnemannischem Queckfilberniederschlage vermischten Seife doch nicht ganz gleich, das Metall befinde sich in einer solchen Vermischung nicht so innig mit der Seife verbunden, als in jenem Produkte u. s. w. Wir halten die Queckfilberseife für ein sehr entbehrliches Heilmittel. 3) *Untersuchung der Piepenbringischen und Krügerischen Methode, die concentrirte Essigsäure zu bereiten,* von *Schmidt.* Der Vf. hat mehrere Versuche angestellt, um die Vorschläge des Hn. P. und K. zur Erhaltung einer concentrirten Essigsäure zu prüfen, und gefunden, dass man eine sehr starke und ganz reine Essigsäure erhält, wenn man ein Gemisch von 1 Unze Bleyzucker, einer halben Unze feingestossenen Braunstein und eben so viel Nordhäuser Vitriolöl der Destillation aussetzt, und dass die auf diese Art verfertigte Säure ziemlich wohlfeil ist. 4) *Ueber die Verwechselung der männlichen Farrnwurzel,* von *Krüger dem Jüngern,* mit einem Zusatze von *Piepenbring.* Da die mannliche Farrnkrautwurzel zuweilen mit der Wurzel des Tüpfelfarrns und anderer Farrnkrautarten verfalscht, oder die Wurzel der zuletzt genannten Kräuter statt der ächten Farrnkrautwurzel verkauft zu werden pflegen: so geben die Vff. die Kennzeichen an, durch welche man diese Wurzeln von einander unterscheiden, und der Gefahr, betrogen zu werden, entgehen kann. Hr. P. hat immer eine ziemliche Menge ächter Farrnkrautwurzel vorräthig, und ist erbötig, mehr oder weniger davon abzulassen. 5) *Fragmente über den Galvanismus;* a) Vorschlag zu einer liegenden Voltaischen Saule, von *Schmidt.* Diese von Hn. *Neumann* angegebene Batterie soll den Erwartungen, die man sich nur davon machen könne, vollkommen entsprechen. Der Vf. hat die Bemerkung gemacht, dass eine von Silber und Zink aufgebauete Saule eine desto stärkere Erschütterung zuwege bringe, je grösser die Platten seyen, dass Kupfer und Zink bey weitem nicht eine so starke Wirkung äussern, als Silber und Zink u. s. w. b) Anwendung des Galvanismus auf den menschlichen Körper zur Heilung verschiedener Krankheiten, von *Schaub.* Dieser Aufsatz enthält einige nicht unwichtige Beobachtungen; der Vf. hat an 30 Personen, unter welchen 4 Taubstumme waren, mit dem Galvanismus behandelt, und mehrere male sehr gute Wirkungen dadurch hervorgebracht; zwey Taubstummen sey das Mittel so wohl bekommen, dass sie bald hören lernten, und ihr Zustand habe sich, bey länger fortgesetztem Gebrauche desselben, immer verbessert; einigen Kranken habe es aber nur wenig, und einigen andern gar keinen Nutzen verschafft; indessen hofft der Vf., dass diese Heilart, wenn man mit der Anwendung derselben lange genug fortfährt, auch solchen Personen, auf welche sie in den ersten acht oder vierzehn Tagen gar keine vortheilhafte Wirkung zu äussern scheint, nützlich seyn werde; denn er habe die Bemerkung gemacht, dass dies *Mittel* erst in der dritten Woche einige Zufalle, besonders Schwerhörigkeit, die lange angehalten und andern Arzneyen hartnäckig widerstanden hatten, glücklich gehoben habe.

Drittes Stück. 1) *Beytrag zur nähern Kenntniss des ächten Guajakgummi, und Empfehlung eines neuen vorzüglichen Prüfungsmittels zur Entdeckung seiner Aechtheit oder Verfälschung,* von *Schaub.* Der Vf. hat gefunden, dass die ätzende Pottaschenlauge das beste Mittel zur Untersuchung der Aechtheit des Guajakharzes ist; denn wenn man, sagt er, etwas von diesem Harze in hochstverstärkten Weingeiste auflöst, das Harz wieder durch destillirtes Wasser daraus fällt, und dann auf diesen Niederschlag, oder auch zu der milchartigen Mischung eine hinreichende Menge ätzende Pottaschenlauge giesst: so löst sich, wenn man ächtes natürliches Guajakharz zu dem Versuche genommen hatte, alles wieder hell und klar auf, wenn aber ein mit Colophonium vermischtes Harz gewählt worden war: so bleibt das erstere in der Flüssigkeit unaufgelöst zurück, und kann dann leicht durch ein Filtrum abgeschieden werden. Dieses Verfahren ist auch, den Versuchen des Vfs. zufolge, bey der Prüfung des zuweilen ebenfalls mit Colophonium verfälschten Jalappenharzes anwendbar u. s. w. 2) *Nachtrag zu dem Aufsatze über Apothekenprivilegien und ihre Vermehrung im Staate.* Hr. *Schmidt* beantwortet hier die Frage: von wem der

in

in seinen Gerechtsamen durch die Verstattung einer neuen Apotheke in derselben Stadt, oder in demselben Bezirke eingeschränkte Apotheker Schadenersatz fodern könne? und urtheilt ganz natürlich, dass, wenn ein Apotheker durch mächtige Freunde, die er durch unrichtige Vorstellungen zu seinem Vortheile einzunehmen gesucht hat, eines Privilegiums theilhaftig geworden ist, ihm obliege, dem Kunstgenossen der dabey leidet, den Schaden zu vergüten, wenn aber die Regierung selbst ein solches Privilegium gegeben hat, diese auch verpflichtet sey, den beeinträchtigten Apotheker zu entschädigen. 3) *Bemerkungen über die Wirkungen des Rhus radicans oder Toxicodendron auf den äussern Theil des menschlichen Körpers*, von *Krüger*. Die Wirkungen, die dieser Giftrebenstrauch (denn der Vf. hält die genannten Rhusarten für eine und dieselbe Pflanze, welcher Meynung wir doch beyzustimmen Bedenken tragen;) und besonders der haarichte Giftsumach, manchmal auf den menschlichen Körper äussert, beschreibt Hr. K. nach den Beobachtungen, die er an sich selbst gemacht hat, und erzählt zugleich, dass er, als Präservativ, das Streichen mit Oel vor dem Berühren dieser Pflanze, sehr dienlich befunden habe. — Da indessen die meisten Bemerkungen, die hier mitgetheilt werden, schon in andern Schriften, z. B. in *Böhmer's* Abhandlung *de Toxicodendro*, (Wittenberg 1800), vorkommen: so hätte der Vf. sich wohl bey der Erzählung seiner Erfahrungen, kürzer fassen können. — H. *Hunold* liefert einen Nachtrag zu diesem Aufsatze, worin er eine in Nordamerika beym Verbrennen des Sumachholzes beobachtete Erscheinung mittheilt 5) *Chemische Zerlegung des Rhus radicans; Daseyn eines eignen Grundstoffes in dieser Pflanze; Kennzeichen, Eigenschaften und Natur dieses Grundstoffes*, von *van Mons*. Aus H. *Scherer's* Journal entlehnt. 6) *Ueber die von Trommsdorf angegebene verbesserte Bereitungsart des Spiessglasschwefels durch Zersetzung des schwefelsauren Kali*, von *Rink*. Der Vf. hat bemerkt, dass es allerdings vortheilhaft ist, wenn man, bey Bereitung des goldfarbenen Spiessglasschwefels, das schwefelsaure Kali benutzt; doch folgert er aus seinen Erfahrungen, dass $\frac{1}{16}$ Kohle zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks nicht hinlänglich sey sondern $\frac{1}{8}$ davon genommen werden müsse; denn durch eine kleinere Menge Kohle könne das schwefelsaure Kali nicht völlig zersetzt werden u. s. w. 7) *Anwendungsart der Galvani-Voltaischen Metall-Electricität zur Abhelfung der Taubheit und Harthörigkeit*, von *Sprenger*. Man weiss schon aus Nachrichten in einigen öffentlichen Blättern, dass Hr. *S.* so glücklich gewesen ist, manchen Taubstummen durch den Galvanismus das Gehör zu verschaffen, und andere Personen, die mehr oder weniger schwer hörten, von ihrem Uebel zu befreyen. Aufgefodert dazu beschreibt er hier seine Galvani-Voltaische Gehörgebekunst, wie er sich sonderbar genug ausdrückt, und theilt zugleich einige Beobachtungen mit. — Manche Thatsachen, die hier vorkommen, sind allerdings wichtig, aber die Schreibart des Vfs. können wir nicht loben; wir rathen ihm seine künftigen Schriften durch einen Freund von Wiederholungen und andern Fehlern befreyen zu lassen. 8) *Winke und Beyträge für die frühere Geschichte des Galvanismus*, von *Schaub*. Der Vf. zeigt wie andere, dass Hr. *Sulzer* lange vor *Galvani* Beobachtungen über den Metallreiz angestellt habe; und macht auf eine Schrift *de effluviis metallorum* aufmerksam, die, wie er vermuthet, Nachrichten über den Galvanismus (sollte wohl heissen: Nachrichten von Versuchen über die Wirkungen des Metallreizes auf den thierischen Körper) enthalte, mit dem Wunsche, sie näher kennen zu lernen. Rec. kennt sie nicht, weiss aber, dass *Agricola* und *Boyle de natura eorum, quae effluunt ex terra, de mira subtilitate effluviorum, de natura effluviorum determinata* u. s. w. geschrieben haben, und glaubt, dass hier eine dieser Schriften gemeynt seyn möge. 9) *Auszüge aus Briefen*. Hr. *Valentin* hat einige Male bey Kranken, die mit der Harnstrenge behaftet waren, die Phosphorsäure nützlich befunden; Hr. *Rink* ist im Begriffe, Versuche zu unternehmen, um zu entdecken, welche Menge Sauerstoff im fressenden und im versüssten Quecksilbersublimate enthalten sey, in welchem Verhältnisse die Gallussäure zu den andern Bestandtheilen in den Knoppern stehe u. s. w.

BERLIN, in d. Felisch. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Arzneykunde und Geburtshülfe*, von *Christian Ludwig Hirsinna*, königl. preuss. Gen. Chir. und Prof. d. Chirurgie. *Zweyten Bandes erstes Stück*. 1802. XLVIII und 148 S. *Zweyten Bandes zweytes Stück*. 1803. 149—324 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Zweck und die Einrichtung dieses Journals ist schon aus der Anzeige des ersten Bandes bekannt. (A. L. Z. 1802 Nro. 252.) Was der Vf. auf den ersten XLVIII S. des IIten Stücks dieses IIten Bds sagt, ist blos gegen Hn. Röschlaub gerichtet, dessen Bemerkungen und Vorwürfe der Vf. zu berichtigen und zu widerlegen sucht. Hierauf folgen: 1) *Erinnerungen und Winke zur glücklichen Ausführung der neuen Kurmethode des Wund-Starrkrampfes*, von Dr. *Stütz*, Physicus zu Schwabisch-Gemünd. Nach dem Vf. sollen Schwäche des Körpers, Erkältung und niederschlagende Leidenschaften Ursache des Krampfes seyn, die Diät soll stärkend, Opium und die Auflösung des vegetabilischen Laugensalzes so lange verstärkt gegeben werden, als die Krankheit zunimmt, täglich ein Bad von Waschlauge, und einen Tag um den andern ein Klystier von mit Seife saturirten Wasser genommen werden. Hr. M. bemerkt sehr richtig, dass der Vf. in diesem Aufsatze zu einseitig urtheilt, und versichert, den inneren Gebrauch des Laugensalzes unzuverlässig, ja schädlich befunden, vom Opium aber noch immer die beste Wirkung erfahren zu haben. 2) *Von der Ausschälung eines grossen schwammigten Gewächses, das an der innern Seite des rechten Schenkels über der Schenkelschlagader befind-*

befindlich war, vom Reg. Chir. *Ollenrodt*. 3) *Von der glücklichen Operation eines complicirten Wasserbruchs*, von *Ebendemselben*. Der Vf. nahm gegen Hn. M's Rath (s. B. I. St. 2. S. 246) den über der Scheidenhaut befindlichen Zellstoff erst weg, ehe er dieselbe öffnete. 4) *Ueber die Wirksamkeit der Infusion einer Auflösung des Brechweinsteins bey verschluckten und im Schlunde fest sitzenden Körpern*. Durch zwey Beyspiele erläutert von dem Reg. Chir. *Bator*. Die von *Köhler* im ersten Bande von *Schmuckers* vermischten chirurgischen Schriften angegebene Operation ist zweymal von B. mit Nutzen angewendet worden. Hr. M. bedient sich immer einer Federpose, deren rauhes Ende er in Oel taucht, und, wenn er bis an die leidende Stelle gekommen ist, so lange um ihre Axe drehet, bis die Verminderung des Schmerzens die geschehene Lösung des fremden Körpers anzeigt. 5) *Eine Amputatio femoris, welche im hohen Alter mit glücklichem Erfolg unternommen wurde*, vom Reg. Chir. *Mönnich*. 6) *Von einem in der Beckenhöle eingekeilten Wasserkopfe und* (einer) *daher entstandenen schweren Geburt*, von *Demselben*. 7) *Eine schwere Kopfgeburt, mit einem Blasenbruch der Mutterscheide vergesellschaftet*, vom Reg. Chir. *Bauer*. Den zur Erschlaffung der gespannten Theile der Mutterscheide und der Schamlefze angewandten Dampfbädern ist Rec. abgeneigt. 8) *Von einem eingeklemmten und glücklich operirten Schenkelbruch an der rechten Seite*, vom *Herausgeber*. 9) *Von einer ausgebreiteten falschen Pulsadergeschwulst in der Beugung des Arms, das durch die Unterbindung glücklich geheilt wurde*, von *Demselben*. 10) *Von der Operation eines eingeklemmten Schenkelbruchs in der linken Seite*, von *Demselben*. Der Vf. legte dem Operirten ein Bruchband an. Rec. stimmt den Gründen des Vfs. ganz bey. 11) *Ueber den Gebrauch der Jafferschen Salbe bey dem Erbgrind* (*tinea*) *und dem Kleyengrind* (*pityriasis*), vom Reg. Chir. *Schack*. Auch Hr. M. bestätigt die gute Wirkung der Salbe in den genannten Krankheiten.

Zweytes Stück. 1) *Beobachtung einer Verrenkung des zweyten Halswirbelbeins von dem ersten, worauf sogleich der Tod erfolgte*, vom Reg. Chir. *Schaak* d. ä. 2) *Beobachtung einer Steinerzeugung im Hodensack und dessen Entfernung durch die Operation*, von *Demselben*. 3) *Beobachtung einer zur Familie der Wechselfieber gehörenden Fallsucht*, von *Demselben*. Hr. M. bedauert, dafs der Vf. nicht Opium in stärkerer Dosi und ohne Kali angewendet hat. 4) *Von einer vollkommenen und veralteten Verrenkung des Oberschenkelknochens, die aber glücklich wieder eingebracht und geheilt worden*, von D. *Helling*. Ein lesenswerther Aufsatz! Der Vf. glaubt, dafs das runde Band sowohl, als das Kapselband bey einer jeden Verrenkung zerreifse. In einem Anhange hat er einen schönen Beytrag zur Diagnostik der Verrenkung und des Bruchs geliefert. Nach seiner Erfahrung finden nur zwey Verrenkungen, nach aufsen und innen, statt. 5) *Von der Operation eines Netz-Darm-Bruchs*, durch Hn. Reg. Chir. *Ollenrodt* d. j. verrichtet. Der Sectionsbericht ist nicht so vollständig, wie man es hier wünschen sollte. 6) *Etwas über die Entzündung*, vom Stab-Chirurgus *Drewes* in Belgard. Diese Abhandlung ist nicht an ihrer rechten Stelle, da sie ganz und gar nicht dazu geeignet ist, dem Militär-Chirurgen eine richtige Idee von der Entzündung zu geben. Da Rec. sich hier nicht in das Detail einlassen kann: so mag eine Stelle S. 229 den Leser davon überzeugen; es heifst daselbst nämlich: „Je dichter und folglich elastischer das Blut ist, desto mehr „Luft hat es in sich, es gährt also bey der, von der „vermehrten unordentlichen Bewegung der Gefäfse, „erregten Wärme schon für sich leichter, so wie dies „alle Säfte thun in der Wärme, die verschiedene „Bestandtheile und viel Luft in sich enthalten. Nun „füge man hinzu die vorhandene Schnellkraft der „Gefäfse, die durch den Reiz und Attritus des Blutes alle Augenblicke vermehrt wird, so däucht mir, „hat man den sogenannten Entzündungsstand." 7) *Beschreibung einer Säugmaschine, bey aufgesprungenen, durchgefaulten oder durch Schwämme verletzten Bruswarzen*, vom Reg. Chir. *Fibing*. Eine vom Lohgerber zubereitete Kuhzitze wird über einen durchlöcherten Warzendeckel gebunden, so dafs von derselben so viel hervorsteht, dafs das Kind die Zitze, ohne das Holz zu fassen, saugen kann. 8) *Entbindung einer Frau durch den Kaiserschnitt*, vom *Herausgeber*. Ein lehrreicher Aufsatz. Die beygefügte Abbildung der Frau ist ganz überflüssig. 9) *Geschichte eines durch den Höllenstein geheilten Staphylomatis partialis*, vom Bataill. Chir. *Seidel*. 10) *Etwas über die Speichelfistel*, von *Nedel*, W. A. und Geb. Helf. zu Stettin. 11) *Einige Beobachtungen von der Wirkung der Salpetersäure in venerischen Krankheiten*, von *Demselben*. Hr. M. verwirft dieselbe und empfiehlt dagegen vorzüglich den Sublimat in Pillenform. 11) *Geschichte einer nach einem Fall von einer beträchtlichen Höhe entstandenen Kopfverletzung*, vom Reg. Chir. *Balk* d. j. Enthält für den angehenden Wundarzt manche schöne Winke. 12) *Von einer Gelbsucht, die bey einem gesunden Menschen plötzlich erfolgte und binnen 50 Stunden tödtete*, vom *Herausgeber*. Ein merkwürdiger Fall. Rec. kann diese Anzeige nicht ohne den Wunsch schliefsen, dafs der Herausgeber die Anzahl solcher Beobachtungen und Erfahrungen, in denen die Kur oder Operation wegen fremder von innen oder aufsen hinzugetretener Umstände mifslungen ist, vermehren wolle. Für den Anfänger sind dergleichen Aufsätze, deren man schon in den bisher erschienenen Stücken einige findet, gewifs sehr lehrreich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Junius 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

DELFT, b. Roelofswaert: *Geneeskundig Magazijn* (Magazin der Heilkunde), door *A. van Stipriaan Luiscius, C. G. Ontyd. M. J. Macquelyn*, en *J. van Heekeren. Eerſte Deel.* 1801. *Eerſte Stuk*, XXII u. 203 S. Mit 1 Kupfert. *Tweede Stuk*, 226 S. Mit 4 Kupfert. *Derde Stuk*, VI u. 230 S. gr. 8. (5 Guld. 12 Stüb. holl.)

Seitdem *Ed. Sandifort* ſeine *Geneeskundige Bibliotheek* geſchloſſen, hatte die bataviſche Republik eine Reihe von Jahren keine, der Heilkunde ausſchlieſslich gewidmete Zeitſchrift. Im Jahr 1801 erſchienen endlich deren zwey, das vor uns liegende *Magazijn*, und eine zu Leyden herauskommende Zeitſchrift, die faſt durchgehends aus Ueberſetzungen beſteht.

Das *Geneeskundige Magazijn* ſoll, nach der Erklärung der Herausgeber, angeſehen werden: 1) als ein Repertorium deſſen, was die bataviſchen Aerzte in der theoretiſchen und praktiſchen Heilkunde entdecken und beobachten; 2) als eine Fortſetzung der *Verhandelingen*, herausgegeben von der nicht mehr beſtehenden *Natuur- en Geneeskundige Correſpondentie-Societeit* im Haag (S. *Ergänz. Bl. z. A. L. Z.* J., II. B. I. Nr. 65); 3) als eine Sammlung der, die Staatsarzneywiſſenſchaft betreffenden Verordnungen, die von der bataviſchen Regierung erlaſſen werden; 4) als ein Journal, worin in- und ausländiſche mediciniſche Schriften beurtheilt werden; 5) als eine Sammlung von Geburts- Trauungs- und Sterbeliſten, wie ſie bey der Agentur der Nationalerziehung (wobey einer der Herausgeber, Hr. Dr. *van Heekeren*, in Medicinalſachen als Commiſſar angeſtellt iſt) einlaufen; und 6) ein Verzeichniſs neuer in- und ausländiſcher mediciniſcher Schriften, und mediciniſche Neuigkeiten.

Von den, auf dem Titel genannten vier Herausgebern dieſes *Magazins* ſind drey, nämlich die Herren *Luiscius*, *Ontyd* und *van Heekeren*, als Schriftſteller, bereits dem Auslande vortheilhaft bekannt; den vierten, Hn. *Macquelyn*, kennt man aus ſeiner gut aufgenommenen Inauguraldiſſertation *de Vomitu*. Was ſie in ihrem Journale leiſten, wird die folgende Anzeige lehren. In den *drey Stücken*, welche den *erſten Band* ausmachen, ſind enthalten:

I. *Abhandlungen und Beobachtungen.* 1) *C. G. Ontyd's*, Arztes im Haag, *Verſuch über den Einfluſs der Scheidekunſt auf die Verrichtungen des thieriſchen Körpers.* im *1ſten* bis *3ten Stücke*, zuſammen 160 S.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Hauptſtücke, in deren erſtem der Vf. unterſucht, in wie fern der geſunde, im zweyten aber, in wie fern der kranke Zuſtand des thieriſchen Körpers durch die Chemie beſtimmt werde. Er hat es beſonders mit dem Prof. *Reich*, in deſſen Schrift *vom Fieber*, zu thun, von dem er ſagt: „keiner von den Anhängern der neuen „chemiſchen Secte ſey in der Anwendung der chemiſchen Geſetze auf die Naturkunde des menſchlichen „Körpers ſo weit gegangen, als er" (S. 6); aus welchen Worten zugleich die Tendenz des Vfs. durchblickt. Reich ſcheine ſeine Fiebertheorie aus *Reil's* Archiv und Fieberlehre, aus *von Humboldt* über die gereizte Muskelfaſer, und aus *Ritter's* Beweiſs, daſs ein beſtändiger Galvanismus den Lebensproceſs im Thierreiche begleite, entlehnt zu haben. Allein einerſeits hätten dieſe Männer eben ſo wenig, als *Ackermann* (phyſiſche Darſtellung der Lebenskräfte), *Brandis* und *Schelver* (Elementarlehre der organiſchen Natur) überzeugend bewieſen, daſs die erſte Urſache der Lebensverrichtungen in der beſonderen Miſchung der thieriſchen Stoffe zu ſuchen ſey, und andererſeits kämen auch die Lehrſätze der drey Erſten mit den Folgerungen, die Reich daraus hergeleitet, nicht völlig überein. In der Folge macht er den neuen Jatrochemikern den Vorwurf, ſie lieſsen ſich *inductiones*, *petitiones principii*, und Zirkel im Beweiſe zu Schulden kommen; ſie lieſsen die beſondere Miſchung der organiſchen Materie nicht als eine bloſse *conditio ſine qua non* gelten; ſie machten nicht den gehörigen Unterſchied zwiſchen erſtem Princip des Lebens, und zwiſchen unmittelbarer Urſache der Lebensäuſserungen in organiſchen Weſen; u. ſ. w. Des Vfs. Definition der *Geſundheit* iſt (St. 2. S. 11): „*Sie iſt diejenige „Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, wo die verſchiedenen Grundſtoffe, aus welchen die thieriſche Materie „gebildet iſt, durch den Einfluſs der Lebenskraft immerfort im Gleichgewichte erhalten werden, und ihre „chemiſchen Verwandtſchaften und gegenſeitigen Beziehungen dergeſtalt modificirt ſind, daſs ſie diejenige „Proportion und dasjenige Verhältniſs zu einander behalten, welches ſich zu der Natur des organiſchen „Weſens, deſſen Form und Miſchung ſie darſtellen, am beſten ſchicket.*" „*Krankheit hingegen*, ſagt er ebendaſelbſt S. 21 „*iſt der Zuſtand des menſchlichen Körpers, wo, durch irgend eine Urſache, die Wirkung „des Lebensprincips auf die thieriſche Materie verſchiedentlich modificirt, und hierdurch ein beſonderes Verhältniſs der Grundſtoffe, eine, demſelben entſprechende Form und Miſchung, hervorgebracht wird; wovon „natürlich die Folge ſeyn muſs, daſs das Gleichgewicht*

„zwischen den verschiedenen thierischen Verrichtungen „mehr oder weniger gestört wird, und manche thierische Thätigkeiten langsam und mühsam vor sich gehen, „oder auch ganz gehemmt, und andere dagegen vermehrt sind.“ Wie wichtig der thierisch-chemische Gesichtspunct der Krankheit sey, wird umständlich gezeigt. Zuletzt werden die drey Fragen beantwortet: a) Findet in den verschiedenen Krankheiten Mangel oder Ueberfluss eines oder mehrerer Grundstoffe des thierischen Körpers statt? b) Besteht diese Verschiedenheit der Grundstoffe einzig und allein in dem zu vielen oder zu wenigen Sauerstoffe? c) Angenommen, es kann einen Ueberfluss oder einen Mangel an Grundstoffen geben, hat man ihn für die Ursache oder für eine Folge der Krankheit zu halten? — 2) *Etwas über den Perkinismus*, Von *Denselben* (St. 2). Die Sache habe einen hassenswerthen Anstrich von Universalarzney. Der Vf. wolle mit londoner Aerzten darüber in Briefwechsel treten. — 3) *Der Werth der Kuhpocken, besonders als eines Verwahrungsmittels gegen die Kinderpocken*; erwogen, in einer Antwort an den Agenten der Nationalerziehung, von *Matth. van Geuns*, Prof. zu Utrecht. (St. 1.) Unterschrieben den 14ten Januar, 1801. Der Greis erscheint zwar nicht als Gegner der Kuhpocken, dringt aber auf fortgesetzte kaltblütige Beobachtung des neuen Schutzmittels. Einige der von ihm berührten Puncte sind wohl, seitdem er schrieb, mehr aufgeklärt worden. — 4. *Bericht, betreffend die Impfung der Kuhpocken zu Arnheim, nebst Beobachtungen.* Aus Briefen von *D. de Ruik*, Arzte zu Arnheim, an *J. van Hekeren*, Arzt im Haag. (St. 1.) Ueber den Fortgang der Kuhpockenimpfung zu Arnheim. Interessant ist ein Fall, wo bey einem Knaben von 10 Wochen zu verschiedenen Zeiten *Nachkuhpocken* zum Vorschein kamen. — 5. *Auszug aus dem Briefwechsel des Hn. Trompert*, Wundarztes, Operators und Geburtshelfers zu Rotterdam, *mit einem der Herausgeber, über die Kuhpocken.* (St. 1) Fortgang der Kuhpockenimpfung zu Rotterdam. Unter den beschriebenen Fällen dieser Impfung ist einer, in welchem nach gehörigem Verlaufe der Krankheit, bey einem zweyjährigen Mädchen am zehnten Tage sich sehr schwere Zufälle einfanden. — 6) *Schreiben der* (Rotterdamer) *Aerzte J. Davids, Th. F. Opdorp, und der Wundärzte F. H. Gram, J. F. Duvigneau, und C. van Hattem, über die Kuhpocken, an den Agenten der Nationalerziehung der batavischen Republik.* (S. 2). Bericht über den Erfolg ihrer Bemühungen, die Impfung der Kuhpocken einzuführen, nebst Beobachtungen; veranlasst durch ein Umlaufsschreiben des Agenten der Nationalerziehung. — 7) *Beobachtungen über die Naturgeschichte der menschlichen Excremente überhaupt, und über eine beträchtliche Menge einer darin gefundenen Crystallcruste insbesondere.* Von *A. van Stipriaan Luiscius*, Med. Doct. und Chem. Lect. zu Delft (St. 1 u. 3). Diese lesenswerthe Abhandlung findet man übersetzt in *Schmidt's Holländ. Magaz. der Naturkunde*, B. I. St. 2. S. 344—382. Unter den Bestandtheilen des chemisch zerlegten Unrathes befand sich auch *Alaunerde.* — 8) *Bey einer Frau wahrgenommene Ausartung der Eyerstöcke.* Von *H. van den Bosch*, Stadtarzte zu Wageningen. (St. 1). Erläutert durch eine Kupfertafel. Als Hr. *v. d. B.* die Frau zum ersten Male sah, fand er ihren Unterleib zu einer so ungeheuren Grösse angeschwollen, dass er über die Schenkel herab, bis an die Knie, hing, und in seiner Mitte einen Umfang von 2 ½ Elle hatte. Der Nabel stand wie eine Mannsfaust hervor. Nach dem Tode fand man den *rechten Eyerstock* unbeschreiblich vergrößert, und den *linken* in eine Knorpelmasse verwandelt. Beym Leben war jedoch auf der rechten Seite über dem Hüftknochen, wo die Kranke oft über Schmerzen klagte, keine grösere Geschwulst, als überhaupt am Bauche, zu sehen. — 9) *Zwey Beyspiele von dem Nutzen der Lopezwurzel.* Von *Denselben.* Uebersetzt in *Döring's und Salomon's Journ.* B. I. St. 2. — 10) *Beschreibung einer missgestalteten siebenmonatlichen menschlichen Frucht, die durch das theilweise Zusammenwachsen zweyer Foetus entstanden war.* Von *M. J. Mequelyn*, Stadtarzte zu Delft. Erläutert durch 4 Kupfertafeln. (St. 2). Das Geschöpf hatte, nach Aufsage der Hebamme und der Umstehenden, 8—9 Minuten nach der Geburt gelebt, d. i. convulsivische Bewegungen mit den Gliedmaßen gemacht; und Hr. *M.* fand, als er bald darauf gerufen wurde, in der noch vorhandenen Warme desselben die Spuren des erst kürzlich erloschenen Lebensfunkens. Es waren, von unten an gerechnet, zwey völlig ausgebildete männliche Unterleiber, jeder mit seinen Geschlechtstheilen, zusammengewachsen in der Gegend des Nabels; zwey vollkommene Wirbelsäulen, vier Schulterblätter, natürliche Einpflanzung der vier obern Gliedmaßen in dem Oberarmgelenke, u. s. w. Die übrigen, besonders auch die durch die Zergliederung entdeckten Merkwürdigkeiten dieses Naturspiels müssen wir, Kürze halber, übergehen. — 11) *Beobachtung einer, von der Natur verrichteten Trennung des rechten Fusses, und eines Theils des Beines.* Von *B. J. Schuuring*, Lect. d. Geburtshülfe, Wundarzte und Geburtshelfer der Stadt im Haag. (St. 2). Der Kranke war durch einen Schlag von seinem Pferde dergestalt verwundet, dass, ungefähr anderthalb Hände breit über dem Knöchel, das Schien- und Wadenbein gebrochen waren, und die oberen Knochen-Enden aus den Hautbedeckungen heraustanden. Durch zweckwidrige Behandlung wurde der Brand herbeygeführt. Dem Vf. gelang es, durch den innerlichen und äusserlichen Gebrauch der *peruvischen Rinde* und des *Camphers* den Brand zum Stillestehen zu bringen, worauf die Natur auf die glücklichste Weise durch Absonderung sich des Abgestorbenen entledigte, und der Kranke mittelst eines gut gearbeiteten künstlichen Fusses wieder zu dem freyen Gebrauche des rechten Beines gelangte. — 12) *Beobachtung über den ersten oder den Zeitraum der Ansteckung in den Kinderpocken.* Von *J. G. Sandberg*, Arzte zu Hattem. (St. 3). In sechs, von dem Vf. beobachteten Fallen der natürlichen Menschenpocken war die kürzeste Zeit, die, von dem Tage der Ansteckung an (diesen nicht mit gerechnet)

rechnet) bis zum Anfange des Ausbruchfiebers verlief, neun, die längste zwölf Tage. Er zieht, besonders mit Hülfe dessen, was *Camper* hierüber in Ansehung der geimpften Menschenpocken beobachtete, das Resultat, dafs sich hierin die natürlichen und künstlichen Menschenpocken auf dieselbe Weise verhalten. — 13) *Beobachtung einer Entbindung von einem Mutterpolypen.* Von *G. J. van Wy*, Wundarzte und Geburtshelfer, auch Lect. der Wundarzneykunst und Geburtshelfer zu Arnheim. (St. 3). Das Uebel war als ein Gebärmuttervorfall behandelt worden. Als man aber des Vfs. Hülfe suchte, fand er, dafs die Frau von einem birnförmigen, wie die Gebärmutter gestalteten *Polypen*, der an seinem, in der Gebärmutter sitzenden Stiele vor den Geschlechtstheilen hing, entbunden war. Dieser Polyp war 10 rhein. Zoll, 8 aber da, wo er am dicksten war, breit, und hatte 17½ Zoll im Umfange. Den dritten Tag unternahm der Vf., vermittelst des von *van der Haar* in dessen *auserlesenen Abhandlungen* Th. 2 beschriebenen *Paternosters*, die Unterbindung, deren so mahe glückliche Folgen jedoch die Kranke nicht erlebte, indem sie den sechsten Tag nach dem Herausfallendes Polypen starb.

II. *Nachrichten von epidemischen und andern, in der batavischen Republik wahrgenommenen Krankheiten.* 1) *J. Bodel*, Stadtarzt zu Dordrecht, *über die Krankheiten, die im Jahr* 1794 *in dieser Stadt vorgekommen sind.* (St. 2). Voraus etwas über die Localität von *Dordrecht*, inso fern sie auf die Gesundheit der Einwohner Einflufs hat. Als seltene Krankheiten bemerkt der Vf.: *Wechselfieber; Bauchwassersucht; Lungensucht* und *Harnstein.* Der Krankheitszustand ist Monat für Monat angegeben. — 2) *Nachricht von den Krankheiten, die vom September* 1797 *bis zum Julius* 1798 *in dem akademischen Hospitale zu Groningen wahrgenommen wurden.* Von dem daligen Prof. *E. J. Thomassen à Thuessink.* Voran der Witterungszustand, nach den Monaten, den *Bodel* in Nr. 1 nicht angegeben hat. Die Beobachtungen sind, nach den *Krankheiten*, in zwey Classen gebracht, nämlich *Fieber* und *Pleuritides rheumatico-gastricae* mit vielen Erinnerungen gegen die noch in Holland sich mehrenden Anhänger browniscber Behandlungsart. — 3) *Hr. van den Bosch über die Masernepidemie und die Catarrhe, die in den Monaten December* 1800 *und Januar* 1801 *zu Ageningen herrschten.* Aus einem Briefe an Dr. *J. van Heekeren*, im Haag. Die *Catarrhe* gehörten zu der Classe der sogenannten Influenza, und waren also nervöser Art.

III. 1) *Vorstellung des Agenten der Nationalerziehung an die vollziehende Macht der batavischen Republik, betreffend die Beförderung und allgemeinere Verbreitung der Impfung der Kinderpocken.* Mitgetheilt von *J. van Heekeren.* (St. 1). Das Vornehmste ist die hier in Vorschlag gebrachte, und von der Regierung genehmigte Verordnung, welche in der Reihe der *Geneeskundige Verordeningen* (S. A. L. Z. 1803. Nr. 20) die vierte ausmacht. — 2) *Bericht des Commissars der Regierung in Medicinalsachen* (des Doct. *J. van Heekeren*); *die, aus medicinischem Gesichtspuncte betrachtet, Geburts- Trauungs- und Sterbelisten einzuführen seyen.* (St. 2). Dem schriftlichen Vortrage waren Formulare zu diesen Listen beygefügt, die *v. H.* in diesem *Magazin* weggelassen hat. So viel dem Rec. bekannt ist, sind die gedachten Listen wirklich eingeführt. Wir können ihnen das verdiente Lob nicht versagen.

IV. *Beurtheilungen und Auszüge in- und ausländischer medicinischer Schriften.* — V. *Kurze Nachrichten und Auszüge.* (Beides: medicinische Neuigkeiten; in- und auslandische). — VI. *Alphabetisches Verzeichnifs neuer in- und ausländischer medicinischer Schriften.* Dieses Verzeichnifs ist jedem Stücke angehängt. Bey den deutschen Artikeln möchte man mehr Auswahl und richtigern Druck wünschen.

ERFURT, in d. Henningsschen Buchh.: *Die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewifsheit; oder die Theorien, Systeme und Heilmethoden der Aerzte seit Hippokrates bis auf unsere Zeiten.* Von dem Hofrath und Professor *Hecker* zu Erfurt. 1802. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter diesem gesuchten Titel liefert der Vf. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Medicin. Im Ganzen genommen ist wenig daran auszusetzen, je sie enthält sogar einige glückliche Darstellungen, z. B. vom Schaden der misverstandenen Hippokratischen Lehre; doch hätte Rec. gewünscht, dafs der Vf. etwas tiefer eingedrungen seyn mochte. Es ist Hn. *H.* fast blofs um gesuchte Parallelen zwischen der alten und neuen Medicin zu thun; ja er geht so weit, den ehrlichen Pythagoräer, Alkmäon, sogar zu einem Vorläufer Browns machen zu wollen, weil dieser, nach dem Pseudo-Plutarch, die Gesundheit in *Harmonie* gegründet fand. Wer aber weifs, dafs Gesundheit des Leibes von den Pythagoräern eben so wie die Gesundheit der Seele durch ἡμερότης, ἁρμονία erklärt wurde (*Aristoxen. apud Jamblich. de vita Pythagor. c.* 95.), der wird bey jener Definition schwerlich an etwas Anderes als an die dem Pythagoras so gewöhnliche Vergleichung aller Dinge mit Zahlen gedenken. Die Grundsätze der ersten dogmatischen Schule werden auch nicht ganz richtig dargestellt; denn nicht blofs von der Galle leiteten die ersten Dogmatiker die Fieber, sondern von der τέτρας τῶν χυμῶν, (Blut, Galle, Schleim und schwarzer Galle). Die Grundsätze der alten empirischen Schule findet Hr. *H.* in *Hahnemanns* Theorie der Materia Medica wieder, *Galens* System ist nicht hinreichend aus dem Peripatetischen, Akademischen und Eklektischen entwickelt; auch nicht die Paracelsische Lehre. Sydenham und Fr. Hofmann werden über die Gebühr gepriesen; eine genauere Bekanntschaft mit dem Systeme des letztern lehrt, dafs es ihm an Gründlichkeit und Consequenz mangelte. Stahls Seele wird mit dem körperlichen Pneuma der Stoiker vereinigt. Christ. Ludw. Hoffmanns unzusammenhängende Grundsätze nehmen eine ganze Rubrik ein; so wie auch

auch Stoll's gastrische Methode und Kämpf's Insurctus. Das hätte füglich viel kürzer unter der Rubrik: *Späte Spuren des Humoral-Systems*, zusammengefafst werden können. Ganz gut ist die Geschichte des neuesten chemischen Materialismus vorgetragen. Von der Erregungs-Theorie hat der Vf. einen ihm ganz eigenen Begriff. Sie ist ihm eine seltsame Art von ἔκλεξις, aus den verschiedenen dynamischen und atomistischen Systemen unserer Zeit. Oberflächliche Kenntnifs zeigt es allemahl an, wenn der Vf. die Brown'sche Theorie schon bey Helmont, Hofmann und andern Aeltern finden will.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Malerische Charakteristik der Länder und Nationen für Kinder und Erwachsene, Gelehrte und Ungelehrte*, eine Sammlung von neuen Originalzeichnungen und Handschriften, als ein Beytrag zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde. *Erstes Heft.* Russen und Kalmücken. (Ohne Jahrzahl). 39 S. ohne die 16 S. lange Vorrede, 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die angebliche Bestimmung des Buchs „*für Kinder*" hat wol nur eine kaufmännische Rückficht zum Grunde, denn was für Erwachsene und Gelehrte interessant ist, kann es schwerlich zugleich für Kinder seyn, vorzüglich wenn es, wie hier, zur *Erweiterung* der Länder- und Völkerkunde beytragen soll. Auch darf man nur Eine Seite gelesen haben, um zu finden, dafs das Buch für Kinder so wenig als für Gelehrte geschrieben ist.

Für Ungelehrte reifern Alters gewährt indessen das Buch eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Die Charakterzüge der geschilderten Nationen sind sehr gut ausgehoben und in einer lichtvollen Ordnung zusammengestellt. Hin und wieder stöfst man auf Sprachfehler, welche das Vergnügen der Lectüre unterbrechen, z. B. Die Kalmücken sind aber auch vor (für) eine Kleinigkeit dienstfertig. — Diejenigen, welche kleine Handwerker (Handwerke, denn jenes bedeutet die *opifices* selbst) treiben. Weder die Characteristik der Russen noch der Kalmücken ist in diesem ersten Hefte beendigt, sondern sie soll in dem folgenden fortgesetzt werden. Die dazu gehörigen fünf Kupfer stellen die Nationaltrachten und andre Eigenthümlichkeiten der beiden Nationen vor. Die Zeichnung verdient Lob, aber Stich und Illumination könnten besser seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Baumgärtnerischen Buchhandl.: *Phantasien zu ländlichen Verzierungen und Gartengebäuden.* Von verschiedenen Aesthetikern und Architecten. *1stes* bis *4tes Heft.* Mit Kupfern und Erklärung derselben in deutscher und französischer Sprache. gr. 4. (6 Rthlr.)

„*Diese Phantasien*, heifst es in dem Vorbericht, welchen die Verlagshandlung an die Spitze des ersten Hefts gesetzt, *schliefsen sich an das Ideen-Magazin* (vom Hn. Prof. Grohmann) *an; ja sind eine Fortsetzung desselben, und nur die Betrachtung, dafs jenes zu einer sehr beträchtlichen Stärke angewachsen ist, hat uns zu dem Entschlusse bewogen, unter vorstehendem Titel ein neues Werk anzufangen, welches übrigens die Freunde des Ideen-Magazins als Fortsetzung dieses Werks erhalten, denn der Phantasien erstes Heft macht zugleich den 33sten des Ideen Magazins aus.*" Da nun der 33. 34. 35 u. 36ste Heft von Grohmanns Ideen-Magazin in der A. L. Z. 1802 Nr. 78 und 1803 Nr. 18 bereits recensirt worden, und der Inhalt derselben mit dem Inhalte der vier vorliegendenden ersten Hefte der Phantasien einerley ist: so verweisen wir, um überflüssigen Wiederholungen auszuweichen, auf das an den angeführten Stellen gefällte Urtheil.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Gonjon, Sohn u. Defenne: *Mon premier Pas.* Par le *C. Justin G***** 1803. 62 S. 8. Ein junger Dichter, der sich schon in den ersten Versuchen als Liebling der Grazien ankündigt. Nicht ohne feine Erfindung sind seine Tändeleyen und Spiele; nicht ohne delicate Empfindsamkeit; glücklich verbindet er mit den Blüten des Witzes reifere Früchte der Weisheit, so z. B. in der Lobrede auf die Langeweile. Unter den scherzhaften Gedichten zeichnet sich das Gedicht aus, (*les Armes de l'Amour*) in welchem Amor während seiner Verbannung aus dem Olympe dem Plutus seinen Köcher und Bogen um einige Goldstücke verkauft:

Enfin l'Amour, les yeux baignés de larmes,
Consent à tout, et lui remet ses armes,
Plutus les prit, et les conserve encor.

Sinnreich ist das Gedicht: *Die Zeit.* Freundschaft und Liebe werben als Nebenbuhler um die Schönheit; zwischen beide tritt die Zeit; plötzlich verschwindet bey ihrer Annäherung die Liebe; die Freundschaft aber bleibt, und immer neuen Reiz giebt ihr die Zeit. Ein angenehmes Gemisch von Zärtlichkeit und Muthwille herrscht in dem Briefe an die Geliebte meines Freundes und in den Antworten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Junius 1803.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Die Philosophie und der Philosoph aus dem wahren Gesichtspunkte und mit Hinsicht auf die heutigen Streitigkeiten betrachtet*, von *Johann Christian Friedrich Dietz*, Doct. d. Philos. u. Subrector am Gymnasium zu Güstrow. 1802. 13½ Bog. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. ist schon durch seinen *Antitheätet* und die *Beantwortung der idealistischen Briefe* des Hn. Hofr. *Tiedemann* als ein gründlicher und einsichtsvoller Vertheidiger der kritischen Philosophie bekannt. In der gegenwärtigen Schrift fährt er fort, die Einwendungen, welche andere Gegner dieser Philosophie und einzelnen Behauptungen und Philosophemen derselben gemacht haben, einer strengen, aber bescheidenen, Prüfung zu unterwerfen, und bey dieser Gelegenheit manchen misverstandenen Punkt mehr ins Licht zu setzen, wie auch manche gegen jene Philosophie entstandenen Vorurtheile und Zweifel zu berichtigen und zu heben. Alles dieses geschieht in einer überall sehr verständlichen, die Begriffe und Gedanken jederzeit mit Präcision ausdrückenden, correcten und angenehmen Schreibart, wodurch diese Schrift zu einer sowohl dem gesunden richtigen Verstand als Geschmack entsprechenden, unterrichtenden und unterhaltenden Lectüre wird. Die Gegenstände, welche sie abhandelt, sind in IV. Numern eingetheilt: Die *erste* ist gegen das *Schreiben* eines Ungenannten über die Frage: *was ist ein Philosoph?* in der *neuen Biblioth. der schönen Wissensch.* 57. B. S. 70. ff. gerichtet, prüft den von demselben aufgestellten Begriff eines Philosophen und entwickelt den Begriff der Philosophie bündig und einleuchtend. Aus der Entwicklung und weitern Verfolgung der Gedanken des Ungenannten ergiebt sich, dass das Absolute, das Unbedingte das Ziel sey, zu welchem das Philosophiren uns hintreibe; ja dass alles Philosophiren nur Haltung und Bedeutung habe, in so fern etwas Absolutes entweder gesucht oder vorausgesetzt werde. „Mit diesem Ziele aber, das sich der menschliche Geist setzt, indem er auf das Geheiss seiner Vernunft zu philosophiren beginnt, erzeugt er auch die Idee einer Wissenschaft des Absolutgewissen, und einer Reihe mit Sicherheit daraus abzuleitender Wahrheiten. Gesetzt, dass diese Idee nicht ausgeführet werden könnte, so ist es doch eine Vernunftaufgabe, ihre Ausführung zu versuchen.“ Gegen *Reinholds* Behauptung, dass es keine Philosophie geben könne, bevor man eine vollkommene Definition der Philosophie habe, wird richtig angeführt, dass, wenn anders eine solche Definition zu finden sey, solche nur durch die Philosophie selbst herbeygeführet werden könne. Da die Idee des Absoluten durch die Vernunft selbst, als einer Kraft, die sich dadurch äussert, dass sie alles, was in unserm Innern vorgeht, in ein Ganzes zu fassen und zur Einheit zu verbinden strebt, gegeben ist: so ist es auch die Vernunft, die in uns die Idee jener Wissenschaft erzeuget und uns auffodert, sie zu bearbeiten. Sollte die Philosophie auch nur eine idealische Wissenschaft seyn: so kann man sie doch als den, so viel wenigstens möglich, durch Principien verbundenen Inbegriff derjenigen Sätze erklären, die bis jetzt durch die philosophischen Forschungen, d. i. durch das Bemühen nach dem Absolutgewissen und Ersten, durch das Bestreben, alle Erkenntnisse auf die wesentlichen Zwecke der Vernunft zu beziehen und ihnen unterzuordnen, gefunden sind. Kann eine Philosophie, wie sie in der Idee ist; gefunden werden: so kann dieses nur durch immer fortgesetzte Untersuchungen geschehen; wird sie nicht gefunden: so ist uns doch die Idee derselben durch die Vernunft gegeben, und ohne Zweifel zu keinem andern Zwecke, als um uns derselben, so weit wir können, zu nähern. Diese Betrachtungen führen den Vf. zu der Beantwortung der Frage: wie sich der Philosoph in dem Falle zu benehmen habe, wenn uns jene vollendete Philosophie wirklich zu Theil geworden wäre, und wie dann, wenn es unentschieden bleibe, ob die beste vorhandene menschliche Philosophie das sey oder nicht sey, was sie der Idee nach seyn soll; bey welcher Gelegenheit, ausser andern interessanten Gegenständen, auf welche jener Aufsatz des Ungenannten hinleitete, von dem Unterschiede der Logik, Transcendentalphilosophie, Metaphysik, reinen und empirischen Philosophie und Mathematik befriedigend gehandelt wird.

Nr. II. hat die Systeme der Philosophie, das dogmatische, skeptische und kritische überhaupt zum Gegenstand. In dem Raisonnement, das der Vf. über die Natur einer jeden dieser Methoden zu philosophiren führt, stösst er wieder auf jenen Ungenannten, welcher die *kritische Philosophie* für eine *Kritik der Philosophie* und die erstere Benennung für einen Pleonasmus erklärte, und meynte, mit einer Kritik der Philosophie solle man den philosophischen Cursus nicht anfangen, sondern beschliessen, und man könne auf die Kritik einer *Kunst*, für die er die *Philosophie* hält, nicht füglich ein neues Lehrgebäude errichten, da sie blos dazu diene, Fehler zu vermeiden. Nach vollendeter gründlichen Widerlegung dieser Meynungen, kömmt Hr. *Nicolai* an die Reihe, der in seiner Be-

ſchreibung einer Reiſe etc. Bd. II. S. 183., die „Anwendung metaphyſiſcher oder formeller-theoretiſcher Begriffe auf Dinge in der wirklichen Welt" für *Thorheit* erklärt hatte. Der Vf. beſtimmt zuvörderſt den Sinn dieſer Behauptung genau, und zeigt ſodann nicht allein das Irrige in derſelben, ſondern auch das Ungegründete, Fehlerhafte und ſich ſelbſt Zerſtörende in dem Urtheile, das Hr. *N.* über *Fichte*, *Snell*, *Schaumann*, *Niethammer*, *Gräffe*, u. a. deren von ihm ſelbſt entſtellte Aeuſserungen er als Beyſpiele jener thörichten Anwendung und „philoſophiſcher Querköpfigkeit" anführt, ergehen läſst. Das Unangenehme, das mit der Widerlegung ſolcher auf ganz falſchen Anſichten und Sinnentſtellungen beruhenden Urtheile für den ſachverſtändigen Leſer natürlich verbunden iſt, hat der Vf. durch deſto lehrreichere Betrachtungen über das Verhältniſs der Moral zur Lehre des Chriſtenthums und über den heilſamen Einfluſs einer gründlichen Philoſophie und die Anwendung ihrer reinen Grundſätze auf Dinge der wirklichen Welt, die auf ſeinem Wege lagen, und manche durch ſie herbeygeführte treffende kritiſche Bemerkung wieder zu vergüten gewuſst.

Nr. III. Nach einer wahren Darſtellung des Geiſtes und Inhalts des Kriticismus, von welchem es zuletzt noch heiſst, daſs er mehr eine Art zu philoſophiren, als ein beſtimmtes Lehrgebäude ſey; daſs die Lehren, die ſeinen Inhalt ausmachen, durchaus mehr Grundſätze des Verfahrens bey der theoretiſchen und praktiſchen Behandlung der Gegenſtände, als ſelbſt Gegenſtände des ſpeculativen Wiſſens wären; daſs ſo wie jeder ächte Philoſoph, alſo auch beſonders der kritiſche, von den Feſſeln ſeines individuellen Lehrgebäudes frey, und dieſes ihm nur Mittel ſey, den Zuſammenhang ſeiner Gedanken und Grundſätze zu überſehen, ſich ihrer Bündigkeit, Wahrheit und Verkettung zu verſichern und bewuſst zu werden; geht der Vf. auf eine ſehr wohl gerathene Ausführung der Gründe von der Evidenz und Wahrheit des Weſentlichen des Kriticismus über, die wir um ſo mehr der Beherzigung der für die Sache intereſſirten Leſer empfehlen müſſen, da dieſer Gegenſtand bis jetzt noch nie ſo laut und beſtimmt zur Sprache gebracht und durchgeführt worden iſt, als hier. Er findet hierbey Veranlaſſung, mit vieler Einſicht und Gelehrſamkeit den Beweis zu führen, daſs der den Widerſachern der kritiſchen Philoſophie gemachte Vorwurf des Miſsverſtehens derſelben nicht ungegründet und keine bloſse Ausflucht ſey, und zeigt, daſs das Schickſal miſsverſtanden zu werden, nicht bloſs die kritiſche, ſondern auch jede andere Philoſophie zur Zeit ihres Entſtehens betroffen habe, und bewährt die Wahrheit ſeiner Behauptung, daſs der Vorwurf des Miſsverſtehens wirklich gegründet ſey, durch mehrere Beyſpiele; bey welcher Gelegenheit manche miſsverſtandene Sätze und Aeuſserungen *Kants* ins Licht geſetzt werden. Am ausführlichſten geſchieht dieſes in Anſehung der bekannten Erklärung *Kants*, im Intell. Bl. der Leſer Zeitung 1799. S. 870. daſs es ihm nie in den Sinn habe kommen können, in ſeiner Kritik der reinen Vernunft bloſs eine *Propädeutik* zur Tranſcendental Philoſophie und nicht das *Syſtem* dieſer Philoſophie ſelbſt liefern zu wollen, welche Hr. *Schwab* u. a. mit einer andern frühern Erklärung *Kants* (Kritik der reinen Vernunft Vorr. S. XLIII. der zweyten Ausgabe) ganz unvereinbar gefunden haben. Das Reſultat dieſer Ausführung iſt: „Propädeutik heiſst die Kritik nicht im Gegenſatze der Tranſcendental-Philoſophie insbeſondere, ſondern gegen die ganze Metaphyſik; und nicht ſein Buch nannte er Propädeutik, als wenn es nur auf eine Wiſſenſchaft vorbereiten ſollte, die er noch nicht zu Stande gebracht hätte, ſondern die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt Propädeutik zur Metaphyſik und ganzen Philoſophie;" und noch zuvor wird richtig geſagt: „das Syſtem der Tranſcendental-Philoſophie war alſo nach Kant nicht vollendet, in ſo fern er nicht alle Begriffe vollſtändig *analyſirt*; aber es war vollendet, in ſo fern die Kritik wirklich alles *Synthetiſche* enthielt, was dieſes Syſtem ausmacht, und wovon nur manches noch weiter analyſirt werden darf, um das Ganze vollſtändig zu machen." (Oder, wenn auch das noch nicht deutlich und befriedigend genug ſeyn ſollte: Tranſcendental-Philoſophie iſt das Syſtem aller reinen Erkenntniſs *a priori*. Nun ſtellt ſie entweder bloſs die Stammbegriffe, welche die reine Erkenntniſs ausmachen, vollſtändig auf, oder ſie analyſirt auch dieſe Stammbegriffe und liefert eine vollſtändige Recenſion der aus ihnen abgeleiteten Begriffe. Jenes geſchieht in der Kritik der reinen Vernunft. Dieſe *Kritik* enthält alſo wirklich das, was den Gegenſtand des *Syſtems der Tranſcendental-Philoſophie* ausmacht, aber ſie heiſst nur *Propädeutik* zum Syſtem der reinen Vernunfterkenntniſs, weil es dem Kritiker *Kant*, vor der Vollendung ſeiner Kritik, noch problematiſch ſeyn muſste, ob ein Syſtem reiner Vernunfterkenntniſs überhaupt auch möglich ſey. Nun, und nach dieſer Vollendung, kann er gar wohl ſagen, er habe dieſes Syſtem in der Kritik aufgeſtellt; denn um den Namen Tranſcendental-Philoſophie in ſeinem ganzen Umfange zu verdienen, darf nur noch die Analyſe der Stammbegriffe, ein viel leichteres Geſchäft, als die Auffindung derſelben ſelbſt war, hinzukommen. Das Gebäude iſt ſchon architectoniſch aufgenommen, die Materialien ſind ſchon da, ſie dürfen nur vollends verarbeitet werden.)

In Nr. IV. wird der von Fichte in der Wiſſenſchaftslehre und in andern ſeiner Schriften aufgeſtellte Lehrbegriff, mit Rückſicht auf das, was dieſer und ſeine Anhänger der kritiſchen Philoſophie dabey zum Vorwurf gemacht haben, einer ſtrengen aber ſehr humanen Prüfung unterworfen. Es wird durch die Prüfung der Hauptſätze der Fichteſchen und der Anklagen gegen die kritiſche Philoſophie bewieſen, daſs jene das gar nicht leiſte, was ſie auf ihrem vorgeblich höheren Standpunkte zu leiſten verſpreche, und gezeigt, wo entweder Urtheile und Raiſonnements inconſequent ſind, und auf willkürlichen und falſchen Vorausſetzungen beruhen, oder wo die Behauptungen einer dem Sinne der Kritik weniger oder mehr angemeſſenen Auslegung, obgleich der Abſicht des Urhe-

Urhebers der Wiſſenſchaftslehre zuwider, fähig ſind. Bey bloſsen Widerlegungen, wozu die Fichteſchen Philoſopheme unmittelbar ſelbſt Anlafs geben, läfst es der Vf. nicht bewenden, ſondern er nutzt zugleich jede ſich ihm darbietende Gelegenheit, den Sinn kritiſcher Sätze, die einen Anſtoſs erregten oder deren nicht genugſame Beachtung auf Abwege führte, mehr hervor zu heben, und näher ins Licht zu ſetzen. Wo *Reinhold*, als ehemaliger Bekenner der Wiſſenſchaftslehre, *Schelling* und ſelbſt *Grohmann* und *Schad* mit ihren Beſtimmungen dieſes oder jenen Punkts der Fichteſchen Lehre eingreifen, werden auch dieſe mit Schonung und beſonders die beiden erſtern mit Anerkennung ihrer Vorzüge und ihres philoſophiſchen Geiſtes beurtheilt. Auszüge zu geben, verſtattet die Natur dieſer Abhandlung, deren Cenſuren in enger Verbindung fortlaufen, und die nur hier und da durch treffende Nebenbemerkungen, Parallelen und Urtheile anderer Schriftſteller epiſodiſch unterbrochen werden, nicht, und einzelne Stellen würden doch den, auch durch die vertraute Bekanntſchaft mit unſern claſſiſchen Schriften, beſonders Leſſings und Garve's, äſthetiſch gebildeten, philoſophiſchen Geiſt des Vfs., der aus dem Ganzen hervorleuchtet, nur unvollkommen darſtellen.

Leipzig, b. Liebeskind: *Betrachtungen über die Natur*, nicht nach *Bonnet* und *Sander*. 1801. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine Anti-Theodicée, die zum Theil ihre Principien aus *David Hume's* Schriften entlehnt, zum Theil aber auf einer ſorgfältigen, aber immer einſeitigen Betrachtung der Natur ſelbſt gegründet iſt. Dafs viel mehr Böſes als Gutes in der Welt iſt, ſucht der Vf. theils aus den Verheerungen der Elemente, und aus den Zerſtörungen, die die Veränderungen auf dem Erdboden ſelbſt veranlaſſen, theils aus der Menge Raubthiere, theils aus dem moraliſchen Verderben der menſchlichen Natur zu erweiſen. Er wagt es nicht, die Vorſehung wegen der phyſiſchen Uebel anzuklagen, weil dieſe nothwendige Folgen der Naturgeſetze ſeyn, aber er iſt auch ſo troſtlos, dafs er den Widerſpruch zwiſchen dem Uebel in der Welt und der göttlichen Gerechtigkeit ſelbſt nicht durch Erwartung einer beſſern Zukunft zu löſen hofft. Bey der Darſtellung der phyſiſchen Uebel in der Welt macht ſich der Vf. vorzüglich der Einſeitigkeit und des Mangels an Sachkenntnifs ſchuldig. Was hat das Ai, oder das Faulthier, verbrochen, dafs es als ein ſchädliches Raubthier aufgeſtellt wird? Wie konnte der Vf. von der Schiefe der Ekliptik, die doch unſerm Planeten nicht allein eigen iſt, einen Grund hernehmen, um das Uebergewicht des phyſiſchen Uebels anzunehmen? Wie konnte er ſeiner Neigung zum Widerſpruch ſo weit nachgeben, dafs er alle Stufenfolge in der Natur und alle Endabſichten bey der Einrichtung der Welt gänzlich läugnet? Wie konnte ein Mann, der Feld- oder Rebhühner und zahme Hühner für eine Art hält, es unternehmen, Betrachtungen über die Natur zu ſchreiben? Das moraliſche Uebel wird mit kräftigen und wahrern Farben geſchildert. Aber auch hier übertreibt der Vf., wenn er alles Gewiſſen wegläugnet, und ſich der unzähligen Fälle ächter Tugend nicht erinnert, wodurch die Menſchen das Daſeyn des göttlichen Funkens in ihnen von je her bewährten. Wie ungerecht und wie einſeitig iſt nicht der Grundſatz, den der Vf. S. 184. aufſtellt: „Die Bemühungen der „Natur ſcheinen blofs dahin gerichtet zu ſeyn, das „Leben und die Exiſtenz jedes lebendigen Weſens ſo „qualvoll als nur immer möglich zu machen.“ Die Schreibart iſt kräftig und klar, aber nicht frey von grammaticaliſchen Fehlern: „Gott behüte uns *für* den letzten.“ „*Der* Mann iſt nicht zu verdenken.“ „Er läſst *unſchuldigen* Menſchen den Tod ſterben.“ „Das *Röſer*“ etc.

PHYSIK.

Kopenhagen, b. Brümmer: *J. D. Herholdts*, königl. dän. Diviſions-Chirurgen und Mitgliedes der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, *Ueberſicht der mechaniſchen und chemiſchen Mittel zur Reinigung der Luft in Hoſpitälern, Gefängniſſen, in Bergwerken, auf Kriegsſchiffen* u. ſ. w. Mit (3) erläuternden Kupfertafeln. Aus dem Däniſchen überſetzt von D. *Joh. Clemens Tode*, älteſtem Profeſſor der Arzneywiſſenſchaft u. ſ. w. 1802. 126 S. 8. (16 gr.)

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Die Luftreiniger. Eine Ueberſicht der Reinigung der Luft in Berggruben, auf Kriegsſchiffen, in Hoſpitälern, Gefängniſſen*, u. ſ. w. *durch mechaniſche und chemiſche Mittel* von *Johann Daniel Herholdt*, Diviſionschirurg. u. ſ. w. Aus dem Däniſchen übertragen von *Johannes Ambroſius Markuſſen*. Mit 3 Kupfertafeln. 1802. 122 S. 8. (16 gr.)

Die mechaniſchen Mittel, die mehrere Gelehrte und Künſtler zur Verbeſſerung und Reinigung der Luft in Schachten und Geſenken, auf Stöllen oder in andern unterirdiſchen Hölen, auf Schiffen, in Gefängniſſen u. ſ. w. angewendet, oder vorgeſchlagen haben, ſind zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks nicht immer gleich gut und tauglich befunden worden, weil entweder das Locale der Benutzung mancher dieſer Mittel nicht günſtig war, oder weil andere Umſtände den Gebrauch derſelben nicht verſtatteten. Indeſſen ſind mehrere Maſchinen und Werkzeuge, die man in der erwähnten Hinſicht empfohlen hat, in gewiſſen Fällen allerdings ſehr brauchbar, und man kann oft vermittelſt eines haleſiſchen oder andern Ventilators, oder durch die Anwendung einer Waſſertrommel, eines Luftrichters, einer nach *Sutton's* Angabe verfertigten hölzernen Röhre, einer nach *van Marum* Vorſchrift eingerichteten Lampe, (deren Abbildung wir auf den Kupfertafeln bey Hn. *M's.* Ueberſetzung vermiſst haben,) oder einer andern Maſchine, die den Umſtänden in einem gegebenen Falle wirklich angemeſſen

meſſen iſt, die verdorbene und zum Athmen mehr oder weniger untaugliche Luft wegſchaffen, und den Raum, den dieſe einnahm, mit geſunder Luft anfüllen. Der Vf. der angezeigten Schrift, die eigentlich aus zwey in der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gehaltenen Vorleſungen beſteht, hat denen, die ſich in der Nothwendigkeit befinden, von einem ſolchen Werkzeuge oder Hülfsmittel Gebrauch zu machen, das Auffinden des ſchicklichſten, in einem gegebenen Falle, ſehr erleichtert; er hat aus einer Menge von Schriften die Nachrichten und Beſchreibungen von ſolchen Maſchinen und Werkzeugen mit vieler Mühe geſammelt, und die Gutachten mehrerer Theoretiker und Praktiker, zuweilen auch ſeine eigene Meynung, über die Anwendbarkeit dieſer Mittel beygefügt, ſo daſs ſein Werkchen von denen, die den Auftrag haben, eine auf die Verbeſſerung der Luft abzweckende Einrichtung zu treffen, mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Hr. *H.* hat ſich aber nicht allein damit begnügt, die mechaniſchen Mittel, die zu der genannten Abſicht ſchicklich ſind, zu nennen, er hat auch die Verfahrungsarten, die einige neuere Aerzte und Scheidekünſtler zur Reinigung der Luft empfohlen haben, mit Sorgfalt angegeben, und die Umſtände, unter welchen man ſich ſolcher chemiſchen Mittel, z. B. des deſtillirten oder mit mancherley Pflanzentheilen geſchwängerten Eſſigs, der Salpeterſäure, der gemeinen ſowohl, als der oxygenirten Salzſäure u. ſ. w. mit Vortheile bedienen kann, genau beſtimmt. Neue Entdeckungen oder Bemerkungen ſind uns freylich nicht vorgekommen, aber der Vf. hatte auch nicht den Zweck, neue Verfahrungsarten bekannt zu machen; ſondern bloſs, die von andern Phyſikern gethanen und in verſchiedenen Schriften zerſtreuten Vorſchläge zu ſammeln, und dieſes hat er ſo gut ausgeführt, daſs gewiſs alle Leſer mit ſeiner Arbeit zufrieden ſeyn werden. — Die Ueberſetzer haben, in der Hauptſache, ihre Pflicht erfüllt; zwar hat Hr. *Markuſſen* an einigen Orten andere Ausdrücke gebraucht, als Hr. *Tode*; doch kommen dieſe Abweichungen, ſo wie fehlerhafte Conſtructionen, (z. B. *Tode's* Ueberſ. S. 6. 18, 54. u. ſ. w.) nur ſelten vor, und ſind zu unbedeutend, als daſs ſie gerügt zu werden verdienten.

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: M. *Joh. Gottlob Heyms vollſtändige Sammlung von Predigten für chriſtliche Landleute über alle Sonn- und Feſttags-epiſteln des ganzen Jahres zur häuslichen Erbauung und zum Vorleſen in Kirchen,* Nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung des Verfaſſers. Verbeſſert herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *Chriſt. Friedr. Karl Herzlieb.* 3te Auflage. 1802. 867 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 139.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Bamberg*, b. Klietſch: *De mutuo Domini territorialis et ſubditorum conſenſu ad mutandum religionis exercitium contra obſervantiam anni normalis neceſſario et ſufficiente* — — differit *Nicol. Thadd. Gönner*, Phil. D. 1789. 57 S. gr. 4. (16 gr.)

Landshut, b. Krüll: *Ueber Veränderungen der Religionsübung gegen den Zuſtand des Normaljahrs.* Ein Commentar über §§. 30. 31. Art. V. des Osnabr. Friedensinſtruments. Vom Hofrath und Profeſſor *Gönner* zu Landshut. Zweyte vermehrte Auflage. 1802. 172 S. 8. (15 gr.)

Das Hauptthema beider Abhandlungen iſt der Beweis, daſs Verträge über die Religionsübung, welche nach dem Weſtphäliſchen Frieden zwiſchen dem Landesherrn und ſolchen Unterthanen geſchloſſen ſind, die ſich zu einer von jenem verſchiedenen Religion bekennen, nach allgemeinen Rechtsgrundſätzen gültig, und dem Weſtphäliſchen Frieden nicht entgegen ſeyen, wenn auch dadurch der Zuſtand des Normaljahrs geändert wird. Um dieſs in ein beſſeres Licht zu ſetzen, ſchickt der Vf. im erſten Hauptſt. allgemeine Grundſätze über das Subject (Landesherrn und Unterthanen von einer von jenem verſchiedenen Religion) das Object (öffentliche und privat Religionsübung *cum annexis*) und Prädicat voraus, ſondert im zweyten Hauptſt. die verſchiedenen Fälle von einander ab, und beweiſet gegen die Meynung einiger Schriftſteller, beſonders Kreitmayers, die Gültigkeit ſolcher Verträge mit ganz überzeugenden Gründen. Im dritten Hauptſt. werden die nähern Beſtimmungen angegeben, wie dieſe Einwilligung des Landesherrn und der Unterthanen beſchaffen ſeyn müſſe. Zu ſolchen Verträgen iſt weder die Einwilligung der Landſtände, noch ſämmtlicher Glieder einer Religion im Lande, noch des ganzen Religionstheils im Reiche erfoderlich, wie im vierten Hauptſt. bündig gezeigt wird.

Beide Schriften kommen in den Hauptgrundſätzen überein; die zweyte deutſche Ausgabe zeichnet ſich vor der erſten dadurch aus, daſs der Vf. ſeine Sätze durchgängig weiter ausführt, hier und da berichtigt, und *Schnauberts* Erinnerungen benutzt hat, was beſonders der Fall bey der Frage iſt: ob Stimmenmehrheit unter den Unterthanen eines Orts entſcheide, oder ob Stimmeneinheit nöthig ſey, worüber der Vf. in der erſten Ausgabe das letztere annahm, nun aber gewiſſermaſsen ſeine Meynung ändert, und mit Unterſchied auch Stimmenmehrheit zuläſst. Ueberhaupt wird jeder Unbefangene durch die Gründe des Vfs. überzeugt, und durch die gründliche lichtvolle Darſtellung, wie auch die Bündigkeit der Beweiſe vollkommen befriedigt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. Junius 1803.

PÄDAGOGIK.

BRESLAU, b. Barth u. Hamberger: *Studien- und Erziehungsplan für die (katholische) Universität Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz.* 1801. 51 S. Fol. (12 gr.)

Nach einem königlichen Befehl sind durch ein neues Schulreglement für die Universität Breslau und die damit verbundenen Gymnasien d. d. Charlottenburg den 26. Julius 1800. und durch das Schulenreglement für die niedern katholischen Schulen in den Städten und auf dem platten Lande von Schlesien und der Grafschaft Glatz d. d. Potsdam 18 May 1801 mit dem katholischen Schulwesen in Schlesien sehr grosse Veränderungen vorgenommen worden. Eine neue Schulendirection bestehend aus sechs Mitgliedern, nämlich zwey königlichen Kriegsräthen von der Kammer, zwey Mitgliedern des Schuleninstituts und zwey bischöflichen Assessoren, steht an der Spitze des Ganzen. Die katholische Universität zu Breslau, (die aber nur zwey Facultäten hat, die philosophische und theologische), sieben Gymnasia und sämtliche Landschulen, wofür drey neue Seminaria errichtet worden sind, stehen unter derselben. Die Professoren der Universität und der Gymnasien, (sämtliche Docenten derselben führen diesen Titel) dürfen von nun an eben keine Geistlichen mehr seyn, welches sonst *conditio sine qua non* war, und die Congregation der Priester des Schuleninstituts (der Exjesuiten) ist aufgehoben. Doch ist der Zeit nur ein einziger Professor ein Weltlicher. Alle Gymnasien der Klostergeistlichen hören auf, nur das Gymnasium zu Grüssau ausgenommen, welches späterhin nachgegeben worden ist. Sonach sind jetzt die 7 Gymnasien in Schlesien zu Breslau, Glogau, Glatz, Neisse, Oppeln, Leobschütz (ehedem Sagan) und Grüssau; die Landschullehrer-Seminaria aber zu Breslau, Sagan und Oppeln. Jeder im Seminario gebildete Schullehrer auf dem Lande hat die Zusicherung eines jährlichen Gehalts von wenigstens 50 Rthlr., 15 Scheffel Getraide, 3 Scheffel Küchenspeise, freyes Holz, freye Wohnung, einen Gartenfleck von einem Scheffel Aussaat oder 3 Beete ein Gewende lang, die nöthige Gräserey und freye Hutung für 2 Stück Rind- und ein Stück Schwarzvieh. Der Cursus für die Seminaristen ist ein halbes Jahr, während welcher Zeit sie monatlich 2 Rthlr. adjutum bekommen. Diess ist also die neue äussere Einrichtung des Schulwesens in Schlesien. Fast mit ihr zugleich begannen die Reformen bey der Universität und den Gymnasien, und hierzu gehört der neue Studienplan, der durch seine Zweckmässigkeit sich sehr empfiehlt. Der Cursus auf den Gymnasien ist auf 6 Jahr berechnet, und der Zuschnitt des Ganzen trägt die Form der protestantischen Realgymnasien an sich. Der Cursus für die philosophische, in zwey Classen abgetheilte Facultät ist auf 2 Jahre festgesetzt. Die erste Classe erhält den Unterricht in der theoretischen Philosophie 9 Stunden wöchentlich, Mathematik 8 Stunden, deutsche Reichsgeschichte 3 Stunden, philosophische Naturgeschichte 3 Stunden, griechische Literatur 1 Stunde. Der Unterricht dieser Classe dauert ein Jahr. Für das zweyte Jahr sind folgende Lehrgegenstände bestimmt: praktische Philosophie in 5 Stunden wöchentlich; prüfende Darstellung neuer philosophischer Systeme in 3 Stunden, theoretische und Experimentalphysik verbunden mit Mathematik in 8 Stunden, Staatengeschichte in 3 Stunden, das Allgemeinste von der historischen Kritik, Numismatik und Diplomatik in einer Stunde. Einen zweyjährigen Cursus für beide Classen haben die römische classische Literatur wöchentlich 2 Stunden, Geschichte der Griechen und Römer lateinisch vorgetragen 1 Stunde, deutsche classische Literatur 1 Stunde, Religionswissenschaft 1 Stunde. Diese vollständige Angabe der Lectionen kann den Leser in Stand setzen, über das Ganze selbst zu urtheilen. Lobenswerth ist es, dass der Zuschnitt der philosophischen Facultät von der Art ist, dass auch der künftige Jurist und Mediciner Theil am Unterrichte haben kann. Der theologische Cursus dauert drey Jahre. Die Zuhörer theilen sich in 3 Classen. Jede Classe hat wöchentlich 20 Stunden und zwar über folgende Gegenstände. Die erste Classe hebräische Sprache nach Vater's Sprachlehre und Chrestomathie 3 Stunden, Einleitung in das A. T. und hebräische Archäologie 3 Stunden, Einleitung in das N. T. nach Hug 2 Stunden, griechische Sprache 1 Stunde, Kirchengeschichte nach *Epitome historiae ecclesiasticae* (*Vratislaviae*) 3 Stunden, Patrologie nach Wiest 1 Stunde, theologische Encyclopädie und Dogmatik nach Klüpfel 2 Stunden, Pastoraltheologie 4 Stunden, Pädagogik 1 Stunde. Die Theologen der zweyten Classe setzen den Unterricht in der hebräischen und griechischen Sprache jeder in einer, die Dogmatik in 3, die Pastoraltheologie in 4, die Pädagogik in 1 Stunde, wöchentlich fort, und haben ausserdem Hermeneutik des A. T. in 1, des N. T. in 2, beides mit Exegese verbunden, Kirchenrecht in 2, Moraltheologie und Liturgik in 5 Stunden. — Die Theologen der dritten Classe beendigen oben angeführte Lehrcursus. Für

Juriſten und Mediciner haben einige Rechtsgelehrten und Aerzte Privatcollegia angefangen, die aber eigentlich keinen öffentlichen Zuſammenhang mit der hieſigen Univerſität haben. Auf dem Lande können die Reformen nicht ſobald allgemein gemacht werden, aber ein ſehr löblicher Eifer dazu belebt einen groſsen Theil der Pfarrer und Gutsherrn, ſo dafs hoffentlich bald ſehr viel davon zu Stande kommen wird.

Neisse, b. Roſencranz: *Verſuch eines Planes zur Verbeſſerung der katholiſchen Landſchulen in Schleſien*, von *Florian Schmil*, Localcaplan zu Hundorf. 1801. 127 S. kl. 8. (12 gr.)

Recht gute Gedanken und Vorſchläge machen dieſs kleine Buch ſehr leſenswerth. Rec. bemerkt mit Vergnügen, dafs auch alle Vorſchläge des Vfs. von der Art ſind, dafs man ſie leicht ausführen könnte, wenn ſich alle Umſtände dazu vereinigen wollten, ſie zu bewerkſtelligen. Leider aber iſt dieſs nicht immer der Fall. Was der Vf. von Felbigers ſonſt recht gutem Katechismus ſagt: dafs es fehlerhaft iſt, dafs die dogmatiſchen Wahrheiten, als die wichtigern den moraliſchen vorangeſtellt ſind, iſt ſehr wahr; aber ſchwerlich dürfte ſich hier bald eine Abänderung hoffen laſſen.

1.) Leipzig, b. Jacobäer: *Banſeril oder über den Nachtheil, welchen das tiefe Stillſchweigen unſerer Erzieher in Rückſicht des Geſchlechtstriebes nach ſich zieht.* Von ihm ſelbſt geſchrieben und herausgegeben, von D. *Dähne* d. j. 1801. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

2) Bremen, b. Wilmans: *Das wahre Gemälde der Selbſtbefleckung, die Urſachen und Folgen (und ihrer Urſachen und Folgen.) Zur Belehrung und Warnung für Jünglinge*, von *Auguſt Heinrich Curdts*, d. A. G. D. 1802. 8. (4 gr.)

Die noch immer fortdauernde Erſcheinung neuer Schriften über dieſen Gegenſtand, nachdem die Bücher von Tiſſot, Börner, Salzmann, Vogel, die Aufſätze im 6ten Theil des Campiſchen Reviſ. Werks u. a. m. ſchon längſt das meiſte Weſentliche darüber geſagt haben, ſcheint wenigſtens zu beweiſen, dafs die Peſt ſtummer Sünden noch immer, wie bisher, zu wüthen fortfahre. Möchten nur diejenigen, die von dem dadurch angerichteten Verderben Zeugen zu ſeyn Gelegenheit haben, lieber durch thätige Bemühungen dagegen wirken, die ſchon vorhandenen guten Werke in Erinnerung bringen, und allenfalls einzelne neue Bemerkungen, die ihnen darüber vorkommen, in periodiſchen Schriften, wo etwan Raum dazu vorhanden iſt, z. B. in Guts-Muths pädagogiſcher Bibliothek niederlegen, als in eigenen Schriften hundertmal geſagte Dinge wiederholen, damit aber bey vielleicht ſehr zweifelhaften ſchriftſtelleriſchen Talenten den heilſamen Eindruck deſſen, was ſie vorbringen, ſchwächen. So zeigt der Vf. oder Herausgeber von No. 1. eine groſse Unkunde in der beſſern Literatur dieſes Fachs, wenn er ſchon in der Vorrede behauptet: „eine vernünftige, und den Umſtänden „angemeſſene von Aeltern oder Erziehern den Kin„dern gegebene Belehrung über den Geſchlechtstrieb „ſey bisher gänzlich vernachläſſigt worden“ — da in der That von den einſichtsvollern Schriftſtellern dieſes Fachs hierüber ſehr viel (namentlich im Reviſionswerke und im Braunſchweigiſchen Journale) debattirt und mancher treffliche Rath gegeben, zum Theil auch gewifs befolgt worden iſt; mithin eben in dieſer Hinſicht es durchaus nicht an dem gegenwärtigen Buche fehlt, ſo wahr es auch ſeyn mag, dafs die gemeine Erziehungspraxis die beſten Vorſchriften unbefolgt läſst. Uebrigens ſind ſeine Grundſätze über die Art, wie Kindern dergleichen Belehrungen zu ertheilen ſind, Kap. 19—22 allerdings nach Rec. Einſicht die richtigen und beſonders wegen einer vernünftigen Mäſsigung, die ſolche Belehrungen doch auch nicht übereilt, darin nicht mehr geſagt wiſſen will, als Kinder jedesmal intereſſen kann, allerdings zu loben. Die Einkleidung des Buchs iſt eine Art Roman, dem eine wahre Geſchichte, die ein Engländer dem Herausgeber mitgetheilt habe, zum Grunde liegen ſoll. Faſt gewinnt das Vorgeben dadurch Wahrſcheinkeit, dafs in den verſchiedenen Beſtandtheilen der Geſchichte ſo durchaus keine äſthetiſche Verbindung, ſo ſehr viel *hors d'oeuvre*, kurz die ganze Einkleidung völlig gemiſsglückt iſt, indem das Buch für den Erzieher von Handwerk, dem es eigentlich beſtimmt ſeyn könnte, unausſtehlich langweilig iſt, und mehr als zwey Drittheil, für ihn Unnützes enthält. Jungen Leſern möchte es Rec. durchaus nicht in die Hand geben, weil es vermöge ſeiner Form wiederum Vieles, was ihre Phantaſie ſchädlich entzünden könnte, enthält. An manchen übertriebenen und dadurch der guten Sache ſchadenden Behauptungen iſt auch kein Mangel, wie z. B. S. 194 „ein Menſch, der ſich der „Selbſtbefleckung ergeben hat, iſt nie im Stande, ge„ſunde Kinder zu zeugen,“ wovon die Erfahrung das Gegentheil an ſo manchen Kindern ſolcher Väter, wenn dieſe nur nach der Hand jenem Laſter entſagten, beweiſet — uneingeſchränkter dürfte allenfalls jene Behauptung von Kindern derjenigen Mütter, die dergleichen verſchuldeten, gelten. Sehr zu tadeln iſt es, dafs in allen Belehrungen, zu denen der Vf. hier Winke giebt, nur auf die übeln Folgen, nicht auf die innere Schändlichkeit jenes Laſters, und ſelbſt, was jene Folgen anlangt, nur auf die phyſiologiſchen, nicht auf die pſychologiſchen hingewieſen iſt. Beide Auslaſſungen würden aus den trefflichen hier gar nicht benutzten Aeuſserungen Heydenreichs über die ſolitäre Wolluſt in der Schrift Mann und Weib zu ergänzen geweſen ſeyn. Dankenswerth und ſehr der Beherzigung zu empfehlen ſind hingegen die Bemerkungen über die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit mechaniſcher Vorkehrungen gegen jenes Laſter z. B. der Infibulation. Alles Gute, was das Buch hat, verliert nur dadurch ungemein, dafs Alles ſo unausſtehlich breit geſagt iſt. An Sprachfehlern iſt auch kein

Man-

Mangel, die übrigens der Rec. dem Vf., der bey mehrerer Uebung wohl etwas Besseres leisten wird, selbst aufzufinden überlassen will, Dass der Vf. von No. 2. nicht Deutsch schreiben könne, beweist schon sattsam der Titel — und Stellen, wie etwan diese „ich „liefere hier ein Bild der Selbstbefleckung in seiner „Originalität" unzähliger anderer sinnloser und gerädbrechter Ausdrücke nicht zu gedenken. Es war grobe Unverschämtheit, dieß planlose verworrene Machwerk dem Hn. Geh. Rath Hufeland zu dediciren.

PRAG, in Comm. b. Widtmann: *Encyklopädie für die weibliche Jugend*, Ihrer Kais. Königl. Majestät *Maria Theresia* mit allergnädigster Bewilligung unterthänigst gewidmet von der Verfasserin. Mit 1 Titelkpf. 1802. 299 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Keine Vorrede belehrt über Plan und Umfang dieses schön gedruckten Werkes, welches ein Neben-Titel als den *ersten* Band ankündigt. Eine Erzieherin theilt ihren Pflegetöchtern in Gesprächen eine Menge nützlicher Belehrungen mit, die sie gewöhnlich an die biblische Geschichte anknüpft, welche in diesem Bande bis zu Joseph vorrückt, und dann auch mit mancherley Erzählungen, vornämlich aus Salzmanns moralischem Elementarbuch begleitet. Man findet hier nicht blos encyclopädische Entwicklungen desjenigen, was für das weibliche Geschlecht am wissenswürdigsten ist (die wissenschaftlichen, psychologischen u. a. Auseinandersetzungen gelingen der Verfasserin nicht immer zum besten), sondern, und vielleicht noch mehr, Belehrungen sittlicher Art. Die Erzieherin bahnt sich immer von ihrem Unterricht den Uebergang auf die Fehler und Mängel der Kinder, macht sie auf die Quellen derselben aufmerksam, sucht Lust und Liebe zum Guten zu erregen und zu stärken. Sie hat freylich so gelehrige, gutartige, für allen moralischen Unterricht so empfängliche, so reife Schülerinnen, die ihr im Buch das Geschäft, an andrer Besserung zu arbeiten, weit leichter machen, als es im Leben der Fall seyn soll. Kleine Mängel wollen wir nicht rügen, eingedenk, dass von einer Schriftstellerin nicht so viel gefodert werden kann als von einem Schriftsteller, und überzeugt, dass das Buchmachen Erzieherinnen zu einer ganz nützlichen Anleitung dienen kann.

STRASBURG, b. König: *Base d'instruction donnée par une mere à son fils.* 1801. 131 S. 12. (6 gr.)

Eine lesenswerthe kleine Schrift, in welcher gute Vorschriften zur Erziehung junger Leute gegeben werden, hauptsächlich in Hinsicht auf die Religion, welche die Vernunft lehrt. Unsere deutschen Erziehungsschriften erhalten darin das ihnen vorzugsweise gebührende Lob. „*Il est étonnant*", heißt es in dem Vorbericht, „*que dans un département moitié allemand, les Français dédaignent de faire apprendre à lire l'allemand à leurs enfans, ce qui leur coûterait si peu. Si au moins ils le faisaient apprendre à leurs filles, qui ont du tems de reste pour cela. Cependant on a en français bien peu de livres vraiment convenables aux enfans. J'aurai même le courage de dire qu'il n'y en a aucun; lorsqu'il y a en allemand de quoi faire une bibliotheque convenable, depuis l'âge de six ans jusqu'à vingt. Presque tout ce qu'on peut donner à lire aux enfans en français, sont des traductions de l'allemand, et qui sont bien au-dessous du mérite des originaux. Les Allemands sont plus avancés d'un siècle que les Français dans les lumieres sur l'éducation et la maniere d'écrire pour la jeunesse.*"

Ohne Ort und Verleger: *Ein aufrichtiger Blick in das Innere der deutschen Stadt- und Landschulen in meinem Vaterlande Bayern.* Von einem wahren (jungen) Vaterlands- und Jugendfreunde. 1802. 59 S. gr. 8. (4 gr.)

Keine erfreuliche Schilderung, die aber doch wenig darbietet, was sich nur in Bayern so finden, und wozu nicht allenthalben Seitenstücke anzutreffen seyn sollten. Dass es auch in Bayern Ausnahmen von den in der Regel im Argen liegenden Schulen gebe, dass man itzt auf Verbesserungen bedacht sey, und zunächst vorzüglich bey den deutschen Schulen der Stadt München, das erkennt der Vf. selbst an. Folgende Stelle S. 49. würden wir nicht unbedingt unterschreiben: „Die Naturgeschichte ist so wichtig, dass, die Lehren unserer heiligen Religion, das Lesen, Schreiben und Rechnen ausgenommen, nichts so wichtiges gefunden werden kann (?), wenn wir auch das ganze Reich der Gelehrsamkeit durchsuchen, das mit so ausgebreitetem Nutzen und mit grösserer Bequemlichkeit (?) in öffentlichen Schulen gelehrt und gelernet werden kann, als eben sie, diese Geschichte, wie Beckmann sagt."

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Leo: *Artistische Blätter, der Verzierung und Verschönerungskunst gewidmet. Ersten Bandes 3ter und 4ter Heft, und zweyten Bandes 1ster Heft.* 1801. *2ter u. 3ter Heft.* 1802. Jeder Heft enthält nebst einer Vignette 10 zum Theil illuminirte Kupfertafeln und Erklärung derselben, gr. 4. (20 Rthlr.)

Schon die zwey ersten Hefte dieses Werks, welche A. L. Z. 1801. N. 92 u. 173 angezeigt worden, haben uns im Ganzen nicht unbefriedigt gelassen, und gleiches Lob können wir auch den gegenwärtig vorliegenden Heften desselben ertheilen. Manches, was sie enthalten, verdient, wenn man, wie in dergleichen Fällen wohl billig ist, von den allerstrengsten Foderungen der Kunst und des Geschmacks etwas nachläßt, empfohlen zu werden; vieles Andere ist zum wenigsten nicht tadelnswerth und von dem Uebrigen, wogegen wir unserer Pflicht gemäss glauben Einwendungen machen

chen zu müssen, wollen wir das Erfoderliche kurz bemerken.

Im 3ten Heft des 1sten Bandes sieht das Landhaus oder Villa Tab. 23. im Ganzen gut aus, indessen thun die dreyfachen Fenster der Seitengebäude keine gute Wirkung; auch würden wir den kleinen Altan, der auf einem gröfsern steht, wegwünschen, zumal da die Last von beiden das Gebäude ohnehin zu sehr beschweren dürfte. Die Decoration eines Speisezimmers Tab. 27 ist an sich recht niedlich, aber die Blumengewinde in den Lambris so wie die Festonen und Medaillons, womit die Felder geziert sind, scheinen überflüssig. Dem Taubenhaus in Gestalt eines Grabmals Tab. 34 im 4ten Heft, so wie den Stühlen, Tisch und Kanapee Tab. 39 von Gothischem Geschmack können wir nicht geneigt seyn. —. Des zweyten Bandes erster Heft zeigt Tab. 44 ein Gartenhäuschen in Form einer Moschee mit Minarets; allein dergleichen kleinliches Spielwerk thut allemal eine schlechte Wirkung, und sollte darum sorgfältig vermieden werden. Die Decoration eines Spielzimmers Tab. 45 worin Kartenbilder angebracht sind, verdient Mifsbilligung, obschon sie bedeutend genug ist; aber der feine und schöne Geschmack wird dadurch verletzt, und nichts kann den Künstler rechtfertigen, der sich von demselben entfernt. An dem Prachtbette T. 48 hingegen hat der Erfinder zwar Geschmack bewiesen, aber, was ebenfalls ein Fehler ist, sich um die Bedeutung wenig bekümmert: denn die Verzierung mit bacchischen Attributen ist hier ganz und gar nicht schicklich angebracht. Zu einer fast ähnlichen Erinnerung giebt der Fries einer Kapelle Tab. 51 im 2ten Heft des 2ten Bandes und ein Altar Tab. 53 ebendaselbst Anlafs, beide mit Teltern und gestürzten Bechern verziert. Man begreift aber leicht, dafs solcher Zierrath Nebenbegriffe erwecken kann, die der eigentlichen Absicht ganz zuwieder sind. Im dritten Heft des 2ten Banden Tab. 63 findet sich ein Gartenhäuschen von fehlerhaftem Geschmack; die kleinen Dorischen Säulen scheinen von dem Auffatz viel zu sehr beladen und gedruckt. Zwey andere Kupfertafeln eben dieses Hefts enthalten Modelle zu Garten-Anlagen, die zwar an sich nicht übel erfunden scheinen, aber doch vergebliche Bemühungen sind; denn das Eigentliche der Gartenkunst, oder die Bedingung derselben, ist, dafs sie sich in die örtlichen Umstände und Lagen füge, die ein jeder angewiesene Platz ihr bieten mag. Darum wird eine frey erfundene Gartenanlage nirgends anwendbar seyn, weil der Raum, den man zum Garten umschaffen wollte, jedesmal eigene und andere Bedingungen aufstellen wird, als diejenigen gewesen sind, die der erfindende Künstler bey seinem Plan sich gedacht hat.

Hof, b. Grau: *Zwölf grofse Charakter-Köpfe in Crayonmanier nach le Brun*, zur Uebung für angehende Zeichner. Eine Beylage zu dem neuen theoretisch-praktischen Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. 1802. Zwey Hefte jeder mit 6 Kupfertafeln und zusammen 28 S. Text gr. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Eigentlich sind es nicht Charakterköpfe; denn darunter versteht man in der Kunstsprache gewöhnlich etwas ganz Anders; sondern sie sollen den Ausdruck leidenschaftlicher Gemüthsbewegungen darstellen. Unterrichtete Kunstfreunde wissen aber ja wohl, dafs der Meister, nach welchem sie copirt sind, gerade in diesem Theile der Kunst nicht sehr vorzüglich gewesen, wofür eben die angezeigten Köpfe selbst Gewähr leisten können, welche schon im Original grofsentheils unnatürliche Zerrbilder und hier überdem noch schlecht nachgeahmt sind. Der Text giebt Belehrung über die Handgriffe, welche Anfänger beym Nachzeichnen dieser Köpfe zu beobachten haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wittenberg*, b. Vf. u. in allen Buchhandlungen: *Kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Universität zu Wittenberg*, nebst einigen Bemerkungen über die Fortschritte der Wissenschaften im verflossenen Jahrhunderte. Von *Johann Maafs*. 1802. 44 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendaselbst, u. *Leipzig*, b. Göthe: *Kurze Nachricht von den Feyerlichkeiten am dritten Jubelfeste der Stiftung der Universität zu Wittenberg*, von *Joh. Maafs*. 1802. 40 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dieser beiden Schriften, ein Studiosus zu Wittenberg, hat darin Aufmerksamkeit und Fleifs genug bewiesen; und wenn in der erstern manches zu oberflächlich aufgefallen ist, ein Vorwurf, der besonders die Schätzung der Verdienste jedes akademischen Lehrers, auch den Fortgang der Wissenschaften trifft: so weifs man wohl, dafs man über einen Gegenstand, zu dessen Würdigung eine so mannichfaltige Kenntnifs und reife Beurtheilung gehört, nicht zu viel fodern darf. Von den Jubelfeyerlichkeiten dieser Universität sind schon in den Intelligenzblättern der A. L. Z. umständliche Nachrichten ertheilt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Junius 1803.

NATURGESCHICHTE.

1) Paris, b. Debray: *Livre du second age, ou instructions amusantes sur l'histoire naturelle des animaux, des végétaux et des minéraux*, par *J. B. Pujoulx*. Ouvrage orné de 108 figures, représentans quatrupèdes, oiseaux, insectes et végétaux. Troisième édition, augmentée des mammifères amphibies, des cétacés et d'un Traité sur les minéraux. An XI. — 1803. 231 S. 8. (mit schwarz. Kpfr. 1 Rthlr., colorirt, 1 Rthlr. 8 gr.)

2) Göttingen, b. Brose: *Teinture de l'histoire naturelle pour les enfans*, accompagnée d'un vocabulaire françois-allemand par *J. H. Emmert*. 1786. 205 S. 8. (12 gr.)

3) Leipzig, b. Heinsius: *Hausbedarf für Bürger- und Landschulen*. Erste Abtheilung. *Naturgeschichte*, von M. *Wilh. Ludw. Steinbrenner*, Prediger in Grosbodungen. 1799.

Auch unter dem Titel:

Naturgeschichte in Fragen und Antworten. Erste Hälfte. *Die Säugethiere.* 208 S. *Die Vögel.* 48 S. *Die Amphibien und Fische.* 40 S. 8. (10 gr.)

4) Nürnberg, in d. Riegel- und Wiesnerschen Buchh.: *Kleiner Beytrag zur Kenntniss der Naturgeschichte in Schulen und zur Berichtigung so mancher Fabeln, Vorurtheile und Aberglauben, bey Erklärung derselben.* 1802. 63 S. 8. (4 gr.)

5) Erlangen, b. Palm: *Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen?* Oder: *Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur.* Von *Joh. Paulus Pöhlmann.* Erstes Bändchen. Mit zehn Kupfertafeln.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmässige Weise üben und schärfen wollen. Zweytes Bändchen. 1802. 348 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. dient zum Beweise, dass das Publicum in Frankreich eben so wenig, wie in Deutschland, an Schriftsteller für Kinder strenge Foderungen macht, und gutmüthig genug ist, auch mittelmäfsige Schriften mit grofsem Beyfall aufzunehmen. Hat nicht Raffs Naturgeschichte für Kinder unter uns die siebente Auflage erlebt? — Auch *Pujoulx* rühmt in der Vorrede zur dritten Auflage seines Werks den reifsenden Abgang desselben, und die einstimmigen Lobeserhebungen der Journalisten. Besonders schmeichelhaft fand der Vf. den Viervers (*quatrain*) eines zwölfjährigen Knaben, worin dieser ihn *le Buffon de la Jeunesse* nennt, und er war fast Willens, dies zum Titel bey der neuen Ausgabe zu wählen, weil noch kein Buch denselben führe; er besann sich aber doch nachher, jene Worte nur als Motto unter die Titel-Vignette zu setzen.

Indessen ist nicht zu läugnen, dass der Vf. einen ungemein leichten und angenehmen Vortrag in seiner Gewalt hat, und dass er sich von dieser Seite vorzüglich empfiehlt. Zeigte er mehr Ordnung, Genauigkeit und Fleifs in Behandlung der Materien und weniger Seichtigkeit und Einseitigkeit in seinen Räsonnements: so würde sein Werk eine bedeutende Stelle unter den Schriften für die Jugend behaupten können. Wie flüchtig er aber gearbeitet hat, läfst sich schon aus dem Anfange wahrnehmen. Er hatte in der ersten Ausgabe von *vierfüfsigen Thieren* (*quadrupèdes*) [wenn wird man doch aufhören, diese ganz falsche Benennung statt des richtigern Ausdrucks *Säugethiere* zu gebrauchen?], *Vögeln*, *Insekten* und *Vegetabilien* gehandelt. In der neuen Ausgabe fügte er noch hinzu: *mit Brüsten versehene Amphibien* (abermals ein unrichtiger Ausdruck, denn die Seekuh, *Lamentin*, die er dahin rechnet, ist weder in der eigentlichen, noch angenommenen Bedeutung des Worts ein Amphibium), *Cetaceen* und *Mineralien*. Nun sagt er S. 7. so: Wir werden diejenigen Thiere, die wir kennen lernen wollen, in *drey* Theile (??) oder Classen eintheilen 1) vierfüfsige Säugethiere (*quadrupèdes mammifères*); 2) Amphibien und Cetaceen; 3) Vögel; 4) Insekten. Erst theilt er also in drey Classen, und dann nennt er vier, und welche Eintheilung! Welcher Naturgeschichtsschreiber macht wohl aus den *vierfüfsigen* Säugethieren eine besondere Classe, und rechnet nicht gleich die Cetaceen etc. mit dazu? Und wie kommt der Mensch, der S. 33. unter den vierfüfsigen Säugethieren aufgeführt wird, zu dieser Ehre? Dass er von den Amphibien, die er hier mit den Cetaceen zusammenstellt, einen ganz unrichtigen Begriff hat, sieht man S. 57., wo es heifst: *Quelques (?) naturalistes donnent aussi ce nom (amphibies) à ceux, qui, vivant seulement sur la terre, ou dans l'eau, respirent dans des intervalles inégaux, et non d'une manière aussi réglée, que les mammifères en général.* Ein Mann, der so wenig Kenntnifs von der Sache hat, sollte es doch nicht wagen, auch nur für Kinder schreiben zu wollen.

Man sieht nicht ein, und der Vf. führt auch keinen Grund an, warum er zwey wichtige und interessante Classen des Thierreichs, Fische und Würmer, ganz übergangen hat. Ueberhaupt liefse sich auch gegen die Auswahl und Anordnung der einzelnen Gegenstände manches erinnern. Denn wenn gleich ein Buch für Kinder nicht systematisch seyn darf: so ist doch die Zusammenstellung der Producte nach dem Alphabet, wie sie der Vf. gewählt hat, ein wenig allzu bunt, und er selbst weifs es nicht anders zu entschuldigen, dafs er den Esel an die Spitze aller Thiere gestellt hat, als weil *Ane* sich mit *A* anfängt. Ein anderes wäre es, wenn er eine Bilderfibel hätte schreiben wollen.

An Fehlern *der* Art mangelt es auch nicht, wie z. B. S. 108.: *Le roſſignol conſtruit un nid fragile (?) ſur un arbre (??)* — S. 118.: *Tous les inſectes, qui n'ont point d'ailes, ſortent de l'oeuf avec la forme, qu'ils doivent toujours garder; auſſi les appelle-t-on inſectes ſans metamorphoſes.* Der Vf. wufste also nicht, dafs der Floh durch eine Metamorphose zu seiner Vollkommenheit gelangt.

Zuletzt mag hier noch eine kleine Probe von seinen moralischen Betrachtungen, die er hin und wieder anbringt, stehen. S. 17. beschliefst er die Geschichte des Bibers mit folgenden Worten: *Plaignez ces animaux ſi ſages, ſi intelligens: je n'achète jamais un chapeau de Caſtor, ſans me rappeler, qu'il a côuté la vie à pluſieurs de ces petits êtres, et que pour ſe procurer un peu de leur poil, on a peut-être repandu l'effroi dans une peuplade de deux ou trois cents caſtors, et detruit des digues, des habitations, qui leur avaient côuté tant de travaux.* Was für Empfindungen mag der mitleidige Vf. nicht erst bey einer wohl besetzten Tafel haben! — Die Kupfer sind schlecht.

Nr. 2. hat den Zweck, mit dem Unterrichte in der französischen Sprache die Unterweisung in nützlichen Kenntnissen zu verbinden, und diese als ein bequemes Vehikel zu jenem zu gebrauchen. Der Vf. wählte dazu die Naturgeschichte, die so anziehend für die Jugend ist, schränkte sich aber fast blofs auf die Nomenclatur ein. Man hat also hier keinesweges eine ausführliche Naturgeschichte zu suchen, da es dem Vf. hauptsächlich nur darum zu thun war, den Anfängern in der französischen Sprache eine Menge Wörter und Redensarten beyzubringen, wozu die reiche Nomenclatur in der Naturgeschichte den besten Anlafs giebt. Der vorliegende Theil erstreckt sich nur über das Thierreich, wobey Blumenbach und Leske die Führer des Vfs. waren. Dem Rec. scheint das Büchelchen sehr zweckmäfsig zu seyn.

Nr. 3. ist, laut der Vorrede, die erste Probe eines Katechismus für Volks- und Bürgerschulen, dergleichen der Vf. in der Folge mehrere liefern, und auf ähnliche Art die *Technologie*, *Oekonomie*, *Geschichte* und *Erdbeschreibung* und die *Religion* bearbeiten will. Er nimmt deshalb die Katechismusform als die zweckmäfsigste, worin Lehrbücher für niedere Schulen abgefafst werden können, in Schutz, und verwirft die aphoristischen Lehrbücher als trocken und unverständlich für Kinder. Er scheint also die wichtigen Gründe für das Gegentheil, welche unter andern in *Henkens Eufebia* vorgetragen werden, nicht zu kennen. Rec. will dem Vf. hier nur zweyerley zu bedenken geben: 1) die Katechismusform führt zu einer Weitschweifigkeit, die mit der durchaus nothwendigen Wohlfeilheit der Lehrbücher für niedere Schulen im Widerspruche steht. Er hat auf 296 Seiten nur die vier ersten Classen des Thierreichs abgehandelt; wie viel Raum wird er nun noch für die beiden folgenden Classen und dann für die Botanik und Mineralogie brauchen? Werden so voluminöse Lehrbücher auch gekauft werden? — 2) Die Katechismusform, (die man nicht mit der Katechetik oder Sokratik verwechseln mufs) befördert gar zu leicht Gedankenlosigkeit sowohl auf Seiten des Lehrenden, als der Lernenden. Jener hat die Fragen vor sich; warum soll er sich die Mühe geben, eine andere Frage, wenn sie auch zu mehrerer Deutlichkeit nothwendig wäre, zu bilden? Diese lesen entweder die Antwort aus dem Buche ab, oder sie lernen sie auswendig. Rec. weifs aus Erfahrung, dafs dieses fast überall bey dem Unterricht geschieht, der nach Katechismen ertheilt wird. Soll ja ein Lehrbuch in Fragen abgefafst seyn, so ist ohne Zweifel die Methode, welche Bröder in seinem neuen Elementarbuche angenommen hat, die beste, nur dafs auch hier die allzu grofse Weitläufigkeit der Einführung solcher Lehrbücher in öffentlichen Schulen entgegen steht.

In der Auswahl der Materien ist der Vf. auch nicht sorgfältig genug. Die 60ste Lection z. B. ist überschrieben: *Krankheit, Hypochondrie, Fieber, Pocken, Peſt.* Fr. Welches ist eine von den gemeinsten Krankheiten? Die Hypochondrie. Wie heifst sie bey dem weiblichen Geschlecht? Hysterie. — Was nützt Kindern auf dem Lande ein solcher Unterricht?

Nr. 4. Der Titel ist nicht gut gewählt. Zur Kenntnifs der Naturgeschichte trägt dieses Büchelchen nichts bey, und was soll das heifsen „bey Erklärung derselben?" Der Naturgeschichte, oder der Fabeln etc.? — Gegen die Ausführung selbst läfst sich auch manches erinnern. Es gehört wohl nicht zu den schädlichen Vorurtheilen, dafs der Diamant unverbrennlich sey; dafs die Seidenhaasen sich nicht mit den gemeinen Kaninchen begatten; dafs Maulesellinnen nicht befruchtet werden etc. Falsch ist es auch, dafs die Störche ganz unschädliche Vögel seyn, wie der Vf. behauptet. Wo Bienenzucht gedeihen soll, da dürfen in der Nähe keine Störche geduldet werden.

Nr. 5. Zwar auch eine Naturgeschichte in Fragen und Antworten, wie Nr. 3.; aber in einem ganz andern Geiste geschrieben, und da Hr. *Pöhlmann* sein Buch nicht für Kinder, sondern für Lehrer bestimmte, so trifft ihn der Vorwurf der durch diese Form entstehenden Weitläuftigkeit gar nicht. Es ist ein eigentliches Methodenbuch, und leistet das wirklich, was der Titel verspricht. In der lesenswerthen Vorrede erklärt sich der Vf. über seinen Zweck näher. Er will 1) solchen Lehrern, die mit der Kunst, Begriffe sokratisch zu entwickeln, noch nicht vertraut sind, ein Buch in die Hände liefern, durch dessen Gebrauch

brauch sie sich allmälig an eine bessere Fragmethode gewöhnen können. Der Vf. tadelt in einer Note das Unnatürliche in den Gesprächen, welche in Thieme's erster Nahrung etc. und in Höpfners kleinem Physiker vorkommen. Der Recensent des letzten in der A. L. Z. hatte sich als sachkundigen Physiker gezeigt; und als solcher mehrere Erinnerungen beygebracht. Beyläufig hatte er gesagt, der Vf. habe in der Einleitung eine vortreffliche Methode aufgestellt, die Kinder zur Entwicklung der Begriffe zu leiten. Hr. P. ist mit diesem Lobe unzufrieden, und es mag leicht zu stark seyn; deswegen hätte er aber die A. L. Z. nicht beschuldigen sollen, sie nehme zuweilen Recensionen auf, die nicht von Sachkundigen herrühren. 2) Soll dadurch der Geist der Verkehrtheit, der in vielen Schulen noch sein Wesen treibt, in seinem Wirkungskreise eingeschränkt werden. Mit der Sinnenwelt soll der Unterricht anfangen und nicht mit übersinnlichen Dingen, und zur Beförderung dieses Zwecks schrieb der Vf. sein Buch. 3) Will er zugleich Materialien zu kürzern oder längern, den Kleinen leicht verständlichen, Sätzen liefern, die da, wo man die im ersten Bändchen dargelegte Buchstabir- und Lesemethode eingeführt hat, an die Buchstabirtafel gelegt und statt unverständlicher Sätze, womit manche Fibeln angefüllt sind, gelesen werden können.

In diesem ersten Bändchen findet man Unterhaltungen über die Körper im Allgemeinen, über die Säugethiere im Allgemeinen und zuletzt ausführliche Unterhaltungen über einige Säugethiere insbesondere. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und empfiehlt sie allen denen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen, als ein brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der schweren Kunst, Begriffe sokratisch zu entwickeln. Auch die Sprache ist rein; nur eine Construction, die öfters vorkommt, möchte wohl nicht dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäfs seyn. Der Vf. sagt nämlich: Wie *heifst* (ist nennt) *man* das? — Die Körper da droben — — — *heifsen wir* Himmelskörper. — Die Kupfer sind zweckmäfsig und instructiv.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Die Natur und die Menschen.* Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Erster Band. 1803. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine nützliche Sammlung, die wenigstens für die Jugend auch viel Neues enthält. Doch selbst diejenigen, welchen die darin vorkommenden Sachen zum Theil nicht unbekannt sind, werden sie hier gern noch einmal lesen, da der Vf. das Talent besitzt, zu unterhalten und seinen Gegenstand von einer interessanten Seite zu zeigen. Rec. will nur zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit er diese Schrift gelesen hat, einige Kleinigkeiten bemerken. In dem ersten Abschnitt *über feuerspeyende Berge und Erdbeben* sagt der Vf. von Island: „Dieses Land ist trotz dem ewigen Eise, mit welchem es überdeckt ist, doch mit feuerspeyenden Bergen übersäet, von denen sich bald der, bald jener durch seine Ausbrüche furchtbar macht. So ist eine lange Zeit der Hekla berühmt gewesen, der so viel ausgeworfen hat, dafs man 68 Fufs tief graben kann, ehe man auf das Marmorpflaster einer ehemaligen Stadt kommt." Hier vermifst man ungern die nähere Angabe sowohl von der Stadt, die muthmafslich hier stand, als auch von der Veranlassung und der Zeit des Nachgrabens. S. 33. wird *Durra* durch *Hirse* und S. 83. noch mit dem Beysatz *indianische* Hirse erklärt. Diese ist ein ganz anderes Pflanzengeschlecht (*Holcus*), als unsere Hirse (*Panicum miliaceum*), und unterscheidet sich durch seine schwarzbraune Farbe, und durch die ansehnlichere Gröfse der Saamenkörner, die wohl dreymal so grofs sind, als europäische Hirse. S. 40. „Sie schnitten dünne Striemen aus dem Fleische, und hingen (hängten ist die active Form) sie aufs Gepäck." — „*Von nun an* nahm ihr Elend sehr zu — — und wiewohl sie *von nun an* öfters Brunnen fanden." — „Sie hatten deren nur noch fünfe" (fünf). S. 162. „Die Kunst, auf ähnliche Weise *Rennthiere* zu fangen, war schon in alten Zeiten in *England* bekannt," ist vermuthlich ein Schreib- oder Druckfehler. S. 203. wird behauptet, dafs die Schwalben, welche bey uns nur offene Nester bauen, dieselben in Afrika mit einer 6—7 Zoll langen Röhre gegen Raubthiere verwahren. Adanson, Kalm und andere Reisende versichern aber, dafs die im October aus Europa dort angekommenen Schwalben gar keine Nester bauen, sondern blofs als Gäste der Nahrung wegen sich daselbst bis zum Frühjahre aufhalten.

Nürnberg, in d. Stein. Buchh.: *Handbuch der pharmaceutischen Botanik. Zweyter* bis *achter Heft.* 1801, 1802. zusammen 19 Bog. Text und 42 illuminirte Kupfertafeln. Fol. (jeder Heft 1 Rthlr.)

Wir haben unsere Leser bereits in dieser Zeitung (1801. Nr. 138.) mit der Absicht des Vf. sowohl, als auch mit seinem Plane bekannt gemacht; wir zeigen daher jetzt nur an, dafs die vor uns liegenden Hefte, beides in Rücksicht auf den Text und auf die Zeichnungen, dem ersten Hefte ganz gleich sind, und dafs sie Abbildungen und Beschreibungen der officinellen Pflanzen enthalten, die in die 5te und die 7 folgenden Classen und in die beiden ersten Ordnungen der 13ten Classe des Sexual-Systems gehören. — Die meisten Vegetabilien, von welchen in diesen Heften die Rede ist, zeichnen sich durch medicinische Kräfte aus, und sie sind also der Stellen, die ihnen der Vf. hier angewiesen hat, allerdings werth; indessen haben wir doch auch auf den zu diesen Heften gehörigen Tafeln einige Abbildungen von Pflanzen bemerkt, die keine oder nur sehr zweifelhafte Heilkräfte besitzen, und wir wünschen daher, dafs der Vf. in der Folge in der Wahl der zu beschreibenden und abzubildenden Pflanzen etwas strenger, als bisher, seyn, und die Vegetabilien, die in Hinsicht des medici-

cinifchen Nutzens dem Pfennigkraute, dem Ritterfporn, dem Hünerdarm, der Schwarzkerze, der Elephantenlaus u. f. w. gleichen, ganz mit Stillfchweigen übergehen möge. Auch auf die Correctur des Textes hätte mehr Sorgfalt gewendet werden follen; viele, befonders Linnéifche, Namen find ziemlich verunftaltet, und da wohl nur wenige von den Lefern, für welche eigentlich diefes Werk beftimmt ift, dieſelben zu verbeffern im Stande feyn werden, fo mag der Vf. dafür forgen, dafs in der Folge folche Fehler vermieden, und die bereits eingefchlichenen verbeffert werden.

Berlin, b. Franke: *Abbildungen und Befchreibungen naturhiftorifcher Gegenftände.* Heft XIV—XVII. Von S. 69—124. 8. Mit ausgemalten Kupfern. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Abbildungen find gröfstentheils richtig; aber die Illumination ift weder fein, noch der Natur immer ganz getreu. Rec. hat z. B. den Gold- und Silberfafan, die fich in feiner Nähe lebendig befinden, mit den Abbildungen auf der XXIX. Taf. verglichen, und beträchtliche Abweichungen gefunden. Die Befchreibungen find kurz und gut. Aber wozu die Vervielfältigung der Bilderbücher, wenn fie vor ähnlichen, fchon längft vorhandenen weder durch innere Güte, noch durch Wohlfeilheit des Preifes fich auszeichnen?

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Praktifche Methode, Kinder franzöfifch lefen und ausfprechen zu lehren*, von *Z. Beaurains*. Mit 12 illuminirten Kupfern.

Auch unter dem franzöfifchen Titel:

Méthode pratique etc. 1802. 178 S. 8. (16 gr.)

Bey der grofsen Anzahl folcher Bücher, die für den erften Unterricht der Jugend in der franzöfifchen Sprache beftimmt find, fcheint das vorliegende gar nicht überflüfsig zu feyn, indem die Abficht, welche hier zum Grunde liegt, vornehmlich dahin geht, die Denkkraft des Kindes felbft durch das, was es lieft, zu wecken und zu üben. Daher find die vorgetragenen Sachen von der Art, dafs das kleinfte Kind, wenn es das ABC gelernt hat, fie zu faffen und fich dafür zu intereffiren im Stande ift. Ueberdem herrfcht ein Stufengang in den beygebrachten Uebungen, fo dafs die Ideen der Jugend fich nach und nach entwickeln und erweitern können. Die Vorrede, welche von Erziehern gelefen zu werden verdient, zeigt den Gebrauch diefes Buches und eine zweckmäfsige Lehrmethode ausführlich.

Altenburg, in Comm. des literarifchen Comtoirs: *Auswahl intereffanter Anekdoten und finnreicher Gedanken, Darftellungen aus der Völkerkunde und Naturgefchichte, freundfchaftliche und kaufmännifche Briefe*, als Aufgaben zum Ueberfetzen ins Franzöfifche, gefammelt und mit Noten verfehen von *F. A. S.* 1802. 350 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Herausgeber diefer Auswahl fand die in den meiften Büchern diefer Art enthaltenen Auffätze zu gemeinen oder wohl gar anftöfsigen Inhaltes, oder in zu fchlechtem Deutfch abgefafst, oder für die Jugend, die des Reizes der Abwechfelung bedarf, zu trocken und langweilig, oder mit zu vielen Noten verfehen, als dafs fie für feine in der Kenntnifs der franzöfifchen Sprache fchon weiter vorgerückten Schüler von Nutzen feyn konnten. Er hat daher alles weggelaffen, was ihnen fchon bekannt feyn dürfte, oder wovon er glaubte, dafs es in den Wörterbüchern leicht und richtig zu finden fey, und bey fchwereren Fällen, die untergelegte Redensart in den Infinitiv, oder in einen von dem Texte abweichenden Modus gefetzt; nur bisweilen, wenn die Genien der beiden Sprachen zu fehr von einander abweichen, fiehet man die völlige Ueberfetzung eines Satzes unten auf der Seite. Gröfstentheils find die hier abgedruckten Anekdoten neu und unbekannt, und das Ganze fo gewählt, dafs es das Angenehme mit dem Nützlichen fattfam verbindet. Die Auffätze eignen fich überdiefs dazu, dafs der Lehrer mit den Schülern eine Art von Unterredung darüber halten könne, um letztern die Fertigkeit, fich im Franzöfifchen ausdrücken zu lernen, auf eine wegen Fülle des Stoffs leichte Weife beyzubringen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Göttingen*, b. Vandenhök u. Ruprecht: *De l'Article, du Prétérit imparfait, des Prétérits défini et indéfini.* Pour fervir d'introduction à l'étude de la langue françaife. Par *P. Crevel.* 1802. 63 S. 8. (4 gr.) In der franzöfifchen Sprache ift wohl kein Redetheil für den Ausländer fchwerer als der Artikel, und die drey vergangenen Zeiten des Verbi. Welche häufige Fehler gegen den richtigen Gebrauch derfelben gemacht werden, lehret die tägliche Erfahrung. Selbft die Sprachlehren find in Hinficht auf ihre Namen nicht einig, und felten deutlich und vollftändig genug in dem, was ihre Anwendung betrifft. Um nun dem Ausländer die Mühe zu erfparen, die Sprachlehren zu vergleichen und aus ihnen ein befriedigendes Refultat zu ziehen, ftellt Hr. *Crevel* auf diefen wenigen Bogen den kritifchen Gegenftand in ein helles Licht. Mehr zum Lobe feiner Arbeit hinzuzufetzen, wäre überflüfsig, da fie fich felbft genugfam empfiehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Junius 1803.

GESCHICHTE.

Schleswig, b. Röhfs: *D. Martin Luthers Reifen und merkwürdige Schickfale.* Nebft einer kurzen Geſchichte der Reformation und ihrer Schickſale, bis auf den weſtphäliſchen Frieden. Ein Leſebuch für Bürger und Bürgerſchulen, herausgegeben von *Franz Jacob Kutſcher*, Prediger zu Afferde bey Hameln. 1802. 1 Alph. 8. (1 Rthlr.)

Hr. K. hätte ſein Buch nur immer gleich: *Geſchichte des Lebens und der Reformation Luthers*, überſchreiben ſollen: denn das iſt eigentlich der Inhalt deſſelben; und den jetzigen Titel hat er wohl nur darum gewählt, damit ſich das Buch nicht ſo leicht unter der Menge ſchon vorhandener Bücher von jenem Inhalte verlieren möchte. Reiſen können überhaupt in der Geſchichte eines groſsen oder berühmten Mannes nur alsdann ein Hauptgegenſtand der Aufmerkſamkeit werden, wenn er einen ſehr beträchtlichen Theil ſeines Lebens darauf verwandt; durch dieſelben viel zur Erweiterung der Weltkenntniſs und Erdbeſchreibung beygetragen; oder auf denſelben auſserordentlich merkwürdige Schickſale gehabt hat. Alles dieſes aber iſt bey *Luthern* ganz und gar der Fall nicht. Nimmt man ſeine folgenreiche Reiſe nach Rom aus: ſo ſind die meiſten übrigen nur von geringer Bedeutung; oder, wenn ſie auch in wichtigen Abſichten unternommen wurden: ſo iſt es die Ausführung von dieſen, nicht die Reiſe ſelbſt, welche ins Licht geſtellt werden muſs. Doch der Vf. geſteht es ſelbſt, daſs, da noch niemand ſich die Mühe gegeben habe, die Reformationsgeſchichte für den Verſtand des Ungelehrten auf irgend eine anziehende Weiſe zu bearbeiten, er demſelben eine kurze und gründliche Ueberſicht derſelben habe übergeben wollen. Er erkennt, daſs es nicht ſo gar leicht ſey, ein ſolches Buch zu ſchreiben; hat aber doch die Schwierigkeiten, welche ſich dabey finden, zu wenig eingeſehen, und ſie daher auch keineswegs überwunden. Bey einem ſolchen Buche kommt es nicht darauf an, bekannte Vorfälle ohne eine genaue Wahl zu ſammeln, und erträglich zu erzählen, auch ſie mit allgemeinen Declamationen, Reflexionen und panegyriſtiſchem Schmucke zu verbrämen; ſondern darauf, daſs zuerſt treffend und gelaſſen der Zuſtand der Religion und Kirche zur Zeit des Anfangs der Reformation, geſchildert; daraus recht faſslich das Bedürfniſs derſelben hergeleitet; ferner eben ſo hiſtoriſch, ohne alle kirchliche Rückſicht oder gar polemiſche Ausfälle, gezeigt werde, was man von einer ſolchen Reformation zu erwarten und zu fodern berechtigt geweſen ſey; welche Veranlaſſung *Luther* zu der von ihm geſtifteten gehabt habe; was für Abſichten er dabey gehabt, welcher Mittel er ſich dazu bedient habe, und welches der Erfolg davon geweſen ſey. Daſs hier die vornehmſten Auftritte der Reformationsgeſchichte, ingleichen der Charakter und die Thätigkeit *Luthers* und *Melanchthons* mit möglichſt unpartheyiſcher Mäſsigung beſchrieben werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Endlich müſſen auch die Folgen entwickelt werden, welche die Reformation auf Religion, öffentlichen Gottesdienſt, Sitten, geſellſchaftliches Leben, Rechte der Fürſten und Obrigkeiten, Wiſſenſchaften, u. dgl. m. geäuſsert hat. Unentbehrlich iſt freylich für eine ſolche hiſtoriſche Darſtellung eine Apologie der Reformation nicht; aber einige milde Aufklärungen über gewiſſe Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, würden doch auch hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Alles dieſes könnte gar wohl höchſtens auf zehn, zwölf Bogen zuſammengefaſst werden. Einen ſolchen Plan hat nun Hr. K. nicht entworfen. Er hat vielerley, aber nicht immer zweckmäſsig, eine Menge Kleinigkeiten eben ſowohl, als Begebenheiten von Wichtigkeit, zuſammengetragen, und das Ganze gar nicht unter den Geſichtspunkt ſeiner beſtimmten Leſer geſchickt zu ſtellen gewuſst. Wir müſſen ſogar noch mehr ſagen: er hat ſich zwar aus manchen neuen Handbüchern einen ziemlichen Begriff von der Reformationsgeſchichte gemacht; aber in ihren Quellen kann er ſie wenig ſtudiert haben, ſonſt würden nicht ſo viele hiſtoriſche Unrichtigkeiten eingeſchlichen ſeyn.

Im *erſten Buche* werden *Luthers* Lebensumſtände vom Jahr 1483 — 1517 erzählt. Bey Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Rom wird von der *Ambroſianiſchen* und *Gregorianiſchen* Meſsliturgie eine für ein ſolches Leſebuch ganz unnütze und unverſtändliche Erzählung hingeworfen; und was vom Siroccowind, von L. Kopfſchmerzen, u. ſ. w. geſammelt iſt, war auch alles überflüſsig. Groſse Unbekanntſchaft mit Rom beweiſet es, daſs nach S. 28 an der Stelle des alten *Capitolium* nichts als ein Baarfüſserkloſter ſtehen ſoll. Nach S. 37 ſoll *Huſs mündlich und ſchriftlich faſt eben ſo wie Luther, nur nicht ſo ausführlich, gelehrt haben*; wovon das Gegentheil bekannt genug iſt. Im Eingange des *zweyten Buchs*, vom Jahr 1518 bis 1522 (und warum eben bis 1522, nicht gleich bis 1525, da *Luthers* Reformation in Kurſachſen durch landesherrliche Genehmigung eingeführt wurde?) wird gemeldet,

meldet, dafs *Luther* im Anfange des J. 1518 *bey seinem Aufenthalte zu Leipzig mit einem Dominicaner Mönch, der zugleich Professor der Theologie war, mit Namen Peierias* (so steht zweymal statt *Prierias*.) *in einen schriftlichen Streit wegen verschiedener theologischer Lehrsätze, die besonders die päpstliche Herrschaft betrafen, gerathen sey.* Mufs nicht der Bürger, für den Hr. K. schreibt, glauben, der berühmte Magister S. Palatii zu Rom, *Prierias*, sey Professor der Theologie zu Leipzig gewesen? Wozu nützt ihm diese Nachricht überhaupt? Endlich wie schief steht sie an diesem Platze, da bekanntlich Pr. wider *Luthern* wegen seines Angriffs auf den Ablafs geschrieben hat, von welchem Angriffe doch noch nichts gesagt ist? Nun wird derselbe zwar auf der folgenden Seite angeführt; aber wiederum seicht genug. *Tezel soll sich*, auf Befehl des Papstes, *auch in Deutschland haben sehen lassen;* als wenn er nicht in seinem Kloster zu Leipzig gelebt, nicht schon neun Jahre früher den Ablafs in Sachsen gepredigt hätte. Und hier, wo der erste Hauptauftritt *Luthers*, als Reformators, vorkömmt, wo vor allen Dingen ein bündiger Begriff von dem Lehrbegriff hätte gegeben werden sollen, den *Luther Tezels* Ablafspredigt entgegensetzte, findet sich nichts, als die kahle Meldung von seinen 95 Thesibus. S. 72 und an andern Orten schreibt der Vf. immer so, als wenn *Luther* sich mit dem Kurf. *Friedrich* unterredet hätte; und es ist doch allgemein bekannt, dafs er ihn nie gesprochen hat. *Melanchthon* wird S. 73 nur im Vorbeygehen, nur als ein Mann, *der weiter unten noch öfterer erwähnt werden wird*, angeführt; hingegen kommen öfters ganze unnöthige Reisen Diaria von *Luthern*, sogar S. 66 auf einer ganzen Seite umständliche Nachrichten von einer aus Mifsverstand unternommenen Reise desselben vor. Das *dritte Buch* geht von 1523 bis 1530. Hier wird S. 132 *die Engelsburg ein sehr stark befestigter Berg in Rom* genannt, *worauf auch viele Gebäude stehen, die dem Papste gehören.* S. 141 wird bemerkt, dafs schon im J. 1524 (es mufs heifsen 1519) ein neuer Reformator in der Schweiz, *Zwingel*, aufgestanden sey; *in Ansehung des Abendmahls soll er mit seiner Meynung von Luthern abgewichen seyn;* da aber nicht gesagt wird, worin diese Abweichung bestanden habe: so hilft die Nachricht niemanden etwas; auch *soll der Streit zwischen beiden der guten Sache der Reformation und ihrem Fortgange nicht im geringsten geschadet haben;* welches bekanntlich falsch ist. Ein noch gröberer Fehler ist es, wenn im *vierten Buche*, das sich bis zum J. 1537 erstreckt, behauptet wird, *Heinrich VIII habe Luthers Reformation angenommen, und sie in seinen Landen eingeführt:* er, der diejenigen bis an sein Ende verbrennen liefs, welche die Transsubstantiation und andere unterscheidende Lehren der Röm. Kirche bestritten. Doch wir wollen dieses Verzeichnifs von Verirrungen nicht erst noch mit dem *Erzbischoff von Cambridge*; mit *Genf an der Schweizerischen Gränze*, u. dgl. m. vergröfsern; man sieht, dafs der Vf. kaum zur Beschreibung der Reisen Luthers genug vorbereitet kam.

LEIPZIG, in d. Schäfer. Buchh.: *Leben und wunderbare Abentheuer des Ersten und Unvergleichlichsten aller fahrenden Ritter der Römischkatholischen streitenden Kirche, Ignaz von Lojola*, Ritters der heiligen Jungfrau, und Stifters des Ordens der Jesuiten. Von *Wilhelm Frank*, genannt *P. Theil I.* Nebst (2) Kupfern. 1802. 227 S. ohne die Vorrede von 20 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Es ist bekannt, wie reichlichen und unterhaltenden Stoff zu einem Ritterromane die Lebensgeschichte des heil. *Ignatius* darbiete, ohne dafs es eben nöthig wäre, die Erfindungskraft dabey in grofse Unkosten zu setzen. Daher erschien bereits im Jahr 1736 des damals schon verstorbenen Buchhändlers im Haag, *Charles le Vier*, der aber den Nahmen *Hercule Rafiel de Selva* angenommen hatte, „*Hiſtoire de l'admirable Dom Inigo de Guipuscoa, Chevalier de la Vierge, et Fondateur de la Monarchie des Inighiſtes, avec une deſcription abrégée de l'établiſſement et du gouvernement de cette formidable Monarchie*", in zwey Octavbändchen im Haag: eine Geschichte, die freylich nicht zur Ehre des geistlichen Helden und seiner Gesellschaft geschrieben ist, aber ihnen doch in keiner wesentlichen Erzählung oder Abschilderung Unrecht thut. Sie ist auch vor mehrern Jahren deutsch übersetzt worden. Dabey hätte man es nun bewenden lassen sollen. Vor sechzig, siebzig Jahren konnte es noch nöthig scheinen, das Thörichte und Schädliche der religiösen Schwärmerey in einer komischen Einkleidung begreiflich zu machen. Jetzt, da so viele nachdenkende Männer unter unsern R. katholischen Mitbürgern, es nicht nur einsehen, sondern auch öffentlich gestehen, dafs die Heiligkeit eines *Ignatius* und Consorten nicht diejenige sey, welche Christus und die Apostel durch Vorschrift und Beyspiele gelehrt haben, kann eine Schrift, wie die gegenwärtige, nur dazu dienen, die eifrigen Verehrer solcher Heiligen noch mehr zu erbittern. Der Vf. derselben sagt zwar, er sey zur Herausgabe derselben durch die Religionsveränderung des Grafen von Stollberg bewogen worden. Allein zur Beurtheilung dieses Schritts kann sie gar nichts Neues beytragen; und der berühmte Proselyt selbst wird ohne Zweifel, wenn er sie zu sehen bekömmt, dem heil. *Ignatius* das Aergernifs abbitten, zu welchem er Veranlassung gegeben haben soll. Doch unser Vf., entweder an Jahren, oder an Beurtheilung noch sehr jung, scheint sich das *dummodo riſum excutiat*, zu seiner Hauptabsicht gemacht zu haben. Nicht genug, dafs er durchaus beflissen ist, seinen Heiligen in einer lächerlichen Gestalt auftreten zu lassen, und dazu aufser der Ingredientien seiner Geschichte, auch noch seinen eigenen Vorrath von Witz und Lustigmacherey benutzt hat; er fällt auch über andere Gegenstände her, die ihm seines Spottes würdig zu seyn scheinen. Wir übergehen die anstöfsige Dedication, die, wenn sie gleich nach einem spanischen Muster geformt ist, doch immer keine Verpflanzung verdiente. Auch in der Vorrede glänzt der Vf. bereits durch Einfälle, wie folgt: „Die proteſtan-

„tiſchen

„tischen Hirten haben die Nothwendigkeit eines Hun„des für einen Hirten ebenfalls einsehen gelernt. Sie „sind nur Protestanten in Absicht auf die Römische „Kirche, und sind von dem eigentlichen Geiste Lu„thers und des Protestantismus, der nichts anerken„nen will, als was in der Bibel steht, ganz abgewi„chen; *sie treiben ihre Schaafe in die Horden der sym„bolischen Bücher;* verbrennen die Abtrünnigen zwar „nicht; *sperren* aber die, welche sich unterstehen, die „Bibel nicht nach den symbolischen Büchern, son„dern mit Hülfe der classischen Autoren, der Ge„schichte und Philosophie, anders zu erklären, *in „Gefängnisse;* (wo muss wohl das Land liegen, in welchem es Gefängnisse für solche Ausleger giebt?) „oder setzen dergleichen Geistliche von ihren Aem„tern ab, um mittelst des Hungers die Schaafe zu „dem Futter zu treiben, das nur in den Krippen in„nerhalb der symbolischen Horden anzutreffen ist.“ In dem Büchlein selbst kommen sehr feine Späse über ein himmlisches Gesicht des verstorbenen Doktors und Professors P. zu Leipzig; (S. 64 fg.) ingleichen (S. 142) über die theologischen Streitigkeiten von Christo, vor. Selbst der scherzhafte Verleger hat eine Nachschrift beygefügt, die sogar mit lateinischen und englischen Floskeln prangt.

GOTHA, b. Ettinger: *Geschichte des Orients, besonsonders Palestina's älterer und neuerer Zeiten, benebst einer Kritik biblischer Stellen*, von *A. G. Brehme*. 1801. *Erster Theil.* XX u. 116 S. *Zweyter* u. *Dritter Theil.* 200 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede sagt der Vf.: „Wenn das scharfe Auge dieses Werk beleuchtet, so zweifle ich nicht, ohne mich in eine stolze Anmassung zu verlieren, dass dem unpartheyischen Kritiker die Beurtheilung nicht entgehe: dieses Produkt sey angehenden Theologen ein Schlüssel, der ihnen den Weg zur richtigen Bibelerklärung bahne, und ein Hülfsmittel, viele Dunkelheiten biblischer Stellen aufzulösen, und sowohl für ihn, als für die, welche sich nicht in den Armen der Musen wiegen, ein Ganzes in gedrängter Kürze, welches andere Schriften für die Geschichte des Orients entbehrlich mache; und beabsichtige, manches Anstösige und Irrige bey Lesung der Bibel zu verscheuchen und Wahrheit an dessen Stelle zu setzen.“ Rec. kann aber ehrlich und unpartheyisch versichern, dass ihm lange kein so schlechtes Machwerk vorgekommen ist, als eben diese so betitelte Geschichte des Orients, worin der Vf. in neun Kapiteln von der natürlichen Beschaffenheit, Lage und Fruchtbarkeit Palästina's, der Naturgeschichte dieses Landes, der Gottesverehrung und den gottesdienstlichen Gebräuchen der Juden, den wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen der Morgenländer, ihrer häuslichen Einrichtung, Kleidungsart, Beschäftigungen, Speisen und Getränken, der Schätzung des Reichthums der Morgenländer, und der Art, im Morgenlande zu reisen, mancherley auf das sonderbarste zusammengetragen hat. Das Buch ist wirklich eine der elendesten Compilationen, die neuerlich erschienen sind. Mit unter kommen zwar auch einzelne richtige Bemerkungen vor, aber das Ganze ist so voll von Unrichtigkeiten, schiefer und oberflächlicher Darstellung, verworrenen und sich widersprechenden Sätzen, fremden und nicht zur Sache gehörigen Dingen; und dabey mit einer solchen Nachlässigkeit und so geschmacklos zusammengesetzt, dass es kaum zu begreifen ist, wie ein Mann es wagen konnte, so ein Machwerk ins Publicum zu bringen. Rec. glaubte anfangs, das Buch wimmle von Druckfehlern, da er überall auf Unrichtigkeiten stiess; aber das weitere Lesen überzeugte ihn bald, dass die mannigfaltigen Ungereimtheiten und Fehler bey weitem nicht alle auf Rechnung des Setzers oder Correctors zu setzen seyen, sondern grösstentheils dem Verfasser selbst zur Last fallen. Dieses Urtheil ist hart, aber Rec., der nicht gewohnt ist, durch einen Machtspruch zu entscheiden, will es durch einige Belege bestätigen. Man braucht nicht weit zu gehen, um die Beweise aufzusuchen. Wie sonderbar ist gleich der Anfang des ersten Kapitels: „Unter dem *neuern* Palästina, *das in der heil. Schrift vorkommt*, wird das Land verstanden, welches Gott den Nachkommen Abrahams zu geben verheissen hatte, daher hiess es das verheissene Land, oder das Land Kanaan, unter welchen letzten Namen der Strich verstanden wird, welchen die Israeliten an *der Ost- und Westseite* in Besitz nahmen.“ Diese Ost- und Westseite musste doch eigentlich durch etwas näher bezeichnet und bestimmt werden. Es soll heissen *an der Ost- und Westseite des Jordans.* Ist eine solche Nachlässigkeit wohl zu entschuldigen, wenn man auch davon, wie das Ganze gesagt ist, absehen will? Nachher heisst es S. 2 von der Lage des Landes: „Es lag an der südöstlichen Spitze des mittelländischen Meers, gegen Mittag an Syrien, gegen Morgen an der Wüste, gegen Abend an dem felligten Arabien.“ Wer kann sich in diese Bestimmung der Lage finden? Rec. weiss sie auch mit dem, was der Vf. nachher sagt, auf keine Weise zu vereinigen; denn in dem Verfolg sagt er selbst ganz richtig: der Westwind komme in Palästina vom Mittelländischen Meere her, der Südwind von den Gebirgen Arabiens, und der Nordwind über Syrien. Auch heisst es S. 9 ausdrücklich: Arabia Petraa liege gegen Mittag des Landes Kanaan. S. 3 wird gesagt: „Sehr *wahrscheinlich* ist es, dass David und Salomo durchs Glück der Waffen die anfangs kleinen Grenzen sehr erweitert habe.“ Nach der Geschichte ist es nicht blos wahrscheinlich, sondern gewiss. Was S. 4 von Kanaan und den von ihm abstammenden Völkerschaften bemerkt wird, ist äusserst verworren und zum Theil ganz unverständlich. Es wird erzählt, „Kanaan habe 11 Söhne gehabt, die Stammväter eben so vieler Nationen gewesen seyen.“ Nun heisst es weiter: „Werden sie einzeln gezählt, so findet man die Zahl eilf nicht beysammen, sondern 5 oder 7. — Wenn man sie mit den vorkommenden Namen im 1 B. Mos. 10, 15—18 zusammenstellt, so ist es auffallend, dass unter ihnen die mehrsten Völker vorkommen.

kommen, deren Stammväter wir unter den Söhnen *der Kananiter* finden. Noch auffallender aber ist es, dafs die Söhne Kanaans, *die unter den zehn Völker genannt werden, unter den sieben nicht vorkommen.*" Welches wunderliche Gewäsch! Der Vf. will eigentlich sagen: es sey auffallend, dafs von den eilf Völkerschaften der Kananiter nur die sieben genannt würden, welche von den Israeliten bekriegt wurden. Wenn er nun darauf geantwortet hat, einige Geschlechter hätten sich, weil das Land zu klein war, gegen Norden gewendet und andere Wohnungen gesucht, so fährt er fort: „Hierdurch läfst sich der Zweifel heben, woher es komme, dafs in der Geschichte des Kriegs der Israeliten gegen die Kananiter *nichts* von den Nachkommen und eilf Söhnen Kanaans gedacht werde." Wie verworren und widersprechend ist hier alles! Sieben werden ja, wie der Vf. selbst vorher sagt, aufgezählt. Man höre auch, was er von den Pheresitern und ihrer Erscheinung unter den kananitischen Völkerschaften sagt. „Pheres, heifst es S. 6, war nicht der Sohn des Kanaans, so wird seiner nicht gedacht; *vielleicht* wird er als Enkel *genannt*, dessen grofse Nachkommenschaft einen eigenen Stamm bildete, und sich in den *nördlichen* Ländern niederliefs." Nach Jos. 17, 15 u. 1 Mos. 34, 30 wohnten sie zwischen Bethel und Ai, in der Gegend von Sichem. S. 7 wird erzählt: „als die Juden Kanaan bekamen, fanden sie als Nachbarn die Nationen: Midianiter, Moabiter, Amoriter (ist wohl ein Druckfehler anstatt Ammoniter, denn die Amoriter waren eine Kananitische Völkerschaft), Idumäer (Idumäer), Amalekiter — *die vier ersten stammten von Abraham ab, die andern von Loth.*" Mit welcher Unbesonnenheit ist dieses wieder niedergeschrieben! Nur die Midianiter stammten von Abraham, die Moabiter und Ammoniter aber von Loth, die Idumäer von Esau, und die Amalekiter, wie der Vf. selbst drey Zeilen nachher schreibt, von Eliphas. Auf den folgenden 8 Seiten sagt der Vf. wieder selbst: die Idumäer, die von Esau, der auch Edom hiefs, abstammten, und S. 10 die Moabiter, welche von Loth abstammten. Mufs man nicht sagen, dafs der Vf. oft selbst nicht weifs, was er niederschreibt? Aehnliche Verwirrungen und Unrichtigkeiten finden sich fast auf allen Seiten. Nach S. 28 entspringt der Jordan aus dem See *Phiota*, kommt an dem Fufse des Berges, der *Panäas* heifst, wieder zum Vorschein — *breitet* sich nachher *gegen Westen* aus, strömt durch *die See*, fällt in das Meer *Tyberias*, und verliehrt sich *allmählich in der Asfaldischen* See. S. 43 werden die ersten Bewohner des Gebirge Seir *Horder* genennt. Nach S. 48 hat der Berg Morija den Namen von *myrha*, weil darauf viel solcher und andere Kräuter wachsen. S. 50 wird erzählt, man halte Quarantania für den Ort, wo der Teufel Christum versucht habe. Der Vf. macht dabey die Bemerkung: „da aber der Teufel gewöhnlich mit Klumpfüfsen vorgestellt wird, so ist's unwahrscheinlich, indem Reisende bemerken, dafs er wegen der vielen Steine schwer zu ersteigen sey, und oben fänden sich noch Spuren von einem ehemaligen dagestandenen griechischen Kloster. Nach S. 52 ist es der Wahrheit am nächsten, dafs die Verklarung Christi in weiter nichts bestand, als darin, dafs er bey einem feyerlichen Gewitter durch *Kraft der Worte* und *Wärme des Herzens* seine Begleiter in *Extase* setzte. S. 65 wird von der Ebene am Jordan gesagt: sie lag zwischen dem Galilaischen und Salzmeer, *sie ging durch den Jordan*, und wurde *gleichsam* in zwey Hälften getheilt. Nur noch ein kleines Pröbchen, woraus man zugleich die Erläuterungen aus der Naturgeschichte beurtheilen kann. Der Vf., der S. 88 die Schakals unter die zahmen Thiere in Palästina rechnet, sagt S. 90 „Crocodill oder Leviathan, der den Namen von einem Flusse gleiches Namens führt, nach dem Zeugnifs des Plinius. Der Flufs war bey Cäsarea, latemisch heifst er *Chorseus*. Die Araber nennen ihn Crocodilsen. Prokogne nennt ihn Choradin, und hält ihn mit dem Flufs Zirkau für eins. Er *selbst* hat *einige* gesehen, die man nach Akra gebracht hat." Prokogne soll Pocock seyn, man vergl. s. Beschr. des Morgenland. 2 Th. S. 84. Er sagt aber daselbst, er sey auf seiner Reise nach Cäsarea an einen Flufs, Namens Coradge gekommen; dieser sey vermuthlich der Kerseos des Ptolemäus. Nachher sey er über den Flufs Zirka, etwa 3 Meilen nordwärts von Cäsarea gekommen, und diesen halte er für den Crocodilon des Plinius. Man siehet also, wie unrichtig der Vf. abgeschrieben. Maundrel wird mehrmals Montrel geschrieben. Wir haben uns wirklich zu lange bey diesem Buche aufgehalten; aber wir hielten uns verpflichtet, die Leser davor zu warnen, und dieses konnten wir nicht nachdrücklicher thun, als wenn wir ihnen einige Proben zugleich vorlegten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Breslau*, b. Barth u. Hamberger: *Ueber die Hindernisse, wodurch die katholischen Dorfschulmeister in Schlesien bisher gröfstentheils ausser Stand gesetzt wurden, das zu seyn, was sie ihrer wichtigen Bestimmung gemäfs seyn sollten, und über die Mittel, dieselben in Stand zu setzen, das zu werden, was sie bisher nicht waren*; von einem kathol. Pfarrer und Erzpriester im Bisthum Breslau. Ohne Jahrzahl, aber gewifs 1803. 78 S. kl. 8. (6 gr.) Diese kleine Schrift ist sehr lesenswerth. Der Vf. zeigt sich darin als einen denkenden, mit seinem Gegenstande vertrauten Mann. Rec. hat seine Gedanken mit Vergnügen gelesen und wünscht, dafs sie bald realisirt werden möchten; und diefs läfst sich eher als vorher hoffen, da das vortreffliche Schulenreglement für die katholischen Landschulen in Schlesien den Grund zu grofsen Verbesserungen gelegt hat. Der Vf. bezieht sich hierauf und dringt auf die Mitwirkung von Seiten der Unterthanen und Gutsherrn, um den Zweck der Schulenverbesserung möglichst bald zu erlangen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Junius 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Michael Ignaz Schmidts*, des Geschichtsschreibers der Deutschen, *Lebensgeschichte*. Ein so wichtiger als reichhaltiger Beytrag zur Culturgeschichte der Deutschen. Geschrieben von D. *Franz Oberthür*. 1802. 20 B. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Mann, wie M. I. *Schmidt*, setzt sich zwar durch seine Werke, durch seine Verdienste um Aufklärung und Wissenschaft überhaupt, bleibendere Denkmale, als alle Lebensbeschreibungen und Lobschriften, die ihm gewidmet sind, werden können; allein die Nachwelt wünscht doch mit Recht, noch näher mit ihm bekannt zu werden, den Gang seiner Bildung und Bestimmung zuverlässig zu erfahren, und aus den mancherley Auftritten und Verhältnissen seines Lebens, aus seinem Betragen bey wichtigen Ereignissen, die Züge herzunehmen, welche den Abriss seines Charakters vollenden. Um ihr solche lehrreiche Nachrichten mitzutheilen, dazu hatte vielleicht niemand mehr Beruf, als Hr. *Oberthür*. Er ist unter allen seinen Zeitgenossen am längsten und vertrautesten mit ihm umgegangen; hat manches Gute, das *S.* in seinem Vaterlande stiftete, mit ihm gemeinschaftlich bewirkt; seine sämmtlichen Schriften gelesen; mit ihm einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhalten; auch von glaubwürdigen Zeugen alles vernommen, was er nicht von ihm selbst gehört hatte. Ein kurzer Auszug aus seinen Nachrichten, die oft mit eigenen wichtigen Bemerkungen begleitet werden, wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn.

Schmidt kam im J. 1736 zu Arnstein, einem Städtchen des Bisthums Würzburg, auf die Welt. Sowohl im Gymnasium zu Würzburg, als im bischöflichen Seminarium daselbst, hatte er Jesuiten zu Lehrern. Auch beobachtete er die gewöhnliche Politik ihrer Zoglinge, die sich vor andern auszeichneten, oder nach den ersten Plätzen unter ihren Mitschülern strebten, sich zu erklären, dafs er in ihren Orden treten wolle; wählte aber nachher, wie es mehrere derselben auch thaten, den Stand eines Weltgeistlichen. In spätern Jahren hat er bisweilen über *die isolirte Lage eines Geistlichen* geklagt, der sich ausser dem Hause mit Mühe, oft gar nicht oder mit widriger Wirkung, eine Erholung verschaffen kann; — auch einer von den vielen Gründen, wider den an sich schon so unnatürlichen Cölibat des Clerus! Bey dieser Gelegenheit wundert sich auch Hr. *O.* darüber, (S. 32) „wie man so lange, so ganz unbedingt, dem Jesuiter-Orden das Monopolium der Erziehung auch in solchen Ländern habe überlassen können, wo es an der Menge tüchtiger Lehrer aus den verschiedensten Ständen gewifs nicht gefehlt haben würde, hätte man nur suchen und wählen wollen." Aber ein so scharfsichtiger, mit dem Zustande seiner Kirche so wohl bekannter Gelehrter als Hr. O. hätte die Ursachen davon sehr leicht aus der Geschichte dieses Ordens angeben können. Eben so auch davon, wenn er sich wundert, „wie man noch in unsern Tagen habe glauben können, dafs die französische Revolution nicht erfolgt seyn würde, wenn die Gesellschaft Jesu noch bestanden hätte." Er glaubt übrigens, dafs dieselbe schon deswegen von der öffentlichen Erziehung ausgeschlossen bleiben mufste, weil der Gemeingeist, welcher jedes Mitglied an das andere, und an den ganzen Orden bindet, nur gar zu leicht jeden Lehrer dahin bringen konnte, dem Interesse des Ordens das Wohl seiner Zöglinge unterzuordnen, und nicht selten ganz aufzuopfern. Doch zu Würzburg hatte damals bereits *Barthel*, der Stifter einer bessern canonistischen Schule im katholischen Deutschlande, und öffentlicher Lehrer des canonischen Rechts, an dem Clerus des Hochstifts, dem sonst im ausschliefsenden Besitze der geistlichen Wissenschaften, wenigstens des Rufs der tiefsten Gelehrsamkeit in den theologischen und philosophischen Wissenschaften, unter den katholischen Deutschen gestandenen Jesuitenorden, einen nicht unbedeutenden Rival geweckt, der in der Stille immer stärker ward, und nicht nur eben zu der Zeit, da man die Aufhebung des Ordens erwartete, im Stande war, aus seiner Mitte für alle bis dahin von Jesuiten besetzte öffentliche Lehrämter Männer aufzustellen, die sie mit Ehren einnehmen konnten, sondern es auch so weit gebracht hatte, dafs, wenn auch jene Gesellschaft fortgewährt hätte, eine ganz andere Lehrmethode hätte eingeführt werden müssen; für welche auch sowohl aus dem Clerus, als aus andern Ständen, öffentliche Lehrer aufgestellt worden wären. Diesen Entschlufs hatte der Fürst *Adam Friedrich* wirklich gefafst. Von der durch jene Rivalität entstandenen Gährung erlebte S. schon den vollen Ausbruch, und half sie vorzüglich bewirken. Sie fieng eigentlich durch die Verschiedenheit der Meynungen über gewisse theologische Gegenstände an, welche *Barthel* einführte, und welch unter Lehrern und Schülern Parthey stifteten. Er trug nämlich über den *Primat des Papstes* die Lehre der Gallicanischen Kirche vor, und behauptete das Gegentheil von dem *Probabilismus* der Jesuiten. Der junge Cle-

rus, der nun zweifeln und nachdenken durfte, entschied meistentheils für seine Lehrsätze, und S. bestritt in einer öffentlichen Disputation den Probabilismus mit überlegener Stärke. Auch wählte er zeitig die Geschichte zu seinem Lieblingsfache.

Er wurde nun zwar als Licentiat der Theologie und Priester, Caplan zu *Hassfurt*, wo er die Nothwendigkeit einer Reformation des vaterländischen Erziehungswesens zuerst recht einsehen lernte. Als er aber bald darauf in das Haus des Grofs-Hofmeisters *von Rotenhan* zu *Bamberg* zur Erziehung dessen jüngsten Sohnes gerufen wurde: so bildete er, sich darin recht eigentlich zum pädagogischen Reformator, zum vorzüglichen Gelehrten und trefflichen Geschichtschreiber. Denn *Rotenhan*, ein Mann von vielen Kenntnissen und hohem Geiste, in dessen Hause die deutschen und französischen Musen einheimisch waren, führte den jungen Akademiker, der mehr zum Disputiren, als zum Handeln und Wirken, mehr für die Schule, als für das gemeine Wesen studiert hatte, in eine ganz neue Schule der praktischen Weisheit, und von da aus in die Mitte der wirklichen Welt. S. lernte zugleich die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und gewann auch viel durch den Umgang mit angesehenen Männern. Während des siebenjährigen Kriegs nahm ihn *Rotenahn* auf seine Güter bey *Stuttgart*, wo die Nahe des prachtvollen Hofs sein Kunstgefühl verfeinerte. Man rief ihn jedoch nach Würzburg zurück, um im Seminarium die Stelle des abwesenden Vorstehers zu übernehmen, und im J. 1771 wurde ihm das Bibliothekariat bey der Universität anvertrauet. Der dortige Fürstbischof errichtete kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens eine Schulcommission, welche für die Verbesserung des Erziehungswesens sorgen sollte, und S. wurde ein Mitglied derselben. Da die Reformation des Gymnasiums und der beiden bis dahin durch die Jesuiten allein besetzten Facultäten, der theologischen und philosophischen, durch die Aufhebung ihres Ordens erleichtert wurde, und nunmehr neben den aus demselben beybehaltenen Mitgliedern, auch aus andern Ständen Lehrer aufgestellt werden sollten, wurde S. zum Beysitzer der theologischen Facultät, und zum Lehrer der deutschen Reichsgeschichte ernannt. Einige Zeit darauf erhielt er eine Präbende und die Würde eines geistlichen Raths, mit Sitz und Stimme an dem ersten der Landes-Dikasterien, an der geistlichen Regierung.

Unterdessen hatte er sich schon auf mehr als eine Art rühmlich ausgezeichnet. Hr. *Oberthür* erhielt zwar zuerst den Auftrag, pädagogische Verbesserungsversuche an Zöglingen des Seminarium anzustellen, und er erzählt lehrreich (S. 67 ff.) wie, und zum Theil unter welchen Fehltritten, er dieses ausgeführt habe. Allein zu gleicher Zeit bereitete S. eine grösere Reformation für das Gymnasium und die Landschulen vor, indem er (im J. 1769) seine lateinisch abgefasste Schrift über die *Methode zu katechisiren*, ans Licht stellte; eben da der Fürst *Adam Friedrich* den Grund zu einem Landschullehrer Seminarium, einem der ersten in ganz Deutschland, legte. Jenes Buch, das der Abt *Felbiger* ins Deutsche übersetzen liefs, das vorzüglichste seiner Art, in der römisch-katholischen Kirche, wurde auch von Protestanten mit Recht geschätzt. Einen vielumfassenden Studien-Plan entwarf er im J. 1773 auf Befehl seines Fürsten, der auch im J. 1774 gedruckt wurde; doch mehr an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen reich, als ganz ausgeführt und zusammenhängend. Indessen hat Hr. O. wohlgethan, da dieser Plan wenig auswärts bekannt geworden ist, einen Auszug desselben mitzutheilen. (S. 116. ff.) *Schmidt* macht unter andern darin auf die Wichtigkeit der Moral aufmerksam. (S. 121) „Der „Lehrer derselben, schreibt er, wird die Erheblichkeit „seines Amtes, so wie die Nichtigkeit jenes Vorur„theils von selbst einsehen, als wenn nicht eben so „grosse Geisteskräfte, Geschicklichkeit und Fleifs da„zu erfodert würden, als zur Dogmatik." Es war dieses desto nöthiger einzuschärfen, weil vorher bey den Jesuiten die Moral von weniger Bedeutung gewesen war. Ganz von der Dogmatik getrennt, schien sie blofs Casuistik zu seyn, wie sie ein Seelsorger brauchte, und die Candidaten, welche sie hörten, hiefsen spottweise *Theologi a prandio*, weil die Moral Nachmittags gelesen ward. Eben so zeigt er auch, (S. 124) „dafs durch das Katechisiren oft" (er konnte sagen, meistentheils) „mehr Nutzen, als durch das „Predigen selbst gestiftet, und nach und nach eine „ganze Gemeine umgeschaffen werden könne; man „müsse zugleich den Candidaten jenes Vorurtheil be„nehmen," als wenn das Katechisiren so leicht und „unwichtig wäre, dafs es ohne alle Vorbereitung „könnte ausgeübt werden." S. war überdiefs einer von den Mitarbeitern an *den Fränkischen Zuschauern*, der ersten Monatsschrift, welche freyere Denkungsart und feinern Geschmack im katholischen Franken ande zu wecken suchte. Durch seine *Geschichte des Selbstgefühls*, die er im J. 1772 herausgab, charakterisirte er sich noch besonders als einen philosophischen Beobachter.

Wie vielen Ruhm sich *Schmidt* hauptsächlich als *Geschichtschreiber der Deutschen* erworben habe, ist so allgemein bekannt, und selbst über die Vorwürfe, welche man seiner Geschichte gemacht hat, ist schon so viel Erschöpfendes gesagt worden, dafs wir uns dabey nicht zu verweilen brauchten, wenn nicht die Behandlungsart dieses Gegenstandes von Hn. O. solches erfoderte. Zuerst hat er, um nicht partheyisch zu scheinen, Urtheile über jenes berühmte Werk, sowohl von protestantischen Gelehrten, (die er sich aber meist von ihnen selbst erbat, und die also nicht so scharf eindringend sind, als andere,) als von Römisch-Katholischen, (darunter das vom sogenannten *Justus Sincerus Veridicus*, bey allem Anschein von Mäfsigung, doch offenbare Unrichtigkeiten willkürlich eingewebt hat, z. B. *dafs lange vor Luthern Zwingli, Guillaume de St. Amour, Armand von Vil-*

la-

lanova, u. a. m. *ebendieſelben und noch kühnere Theſen, als er, aufgeſtellt und vertheidigt hätten*, u. dgl. m.) vorangeſchickt. Aber ſchon mitten unter dieſelben miſcht ſich auch der Freund des Geſchichtſchreibers, Hr. *Oberthür*, und wiederholt im Grunde nur dasjenige, was jener zum Nachtheil der Reformation erſonnen hatte; beſonders den mit der augenſcheinlichen Geſchichte ſtreitenden Einfall: *daſs ſie den wohlthätigen, friedlichen Geiſt, der lange vor der Reformation angefangen habe, begleitet von der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften, die Theologie aus den düſteren Schulen der unfruchtbaren Scholaſtik in die offene Menſchenwelt einzuführen, verſcheucht habe; daſs nun erſt die Theologen Polemiker geworden wären*; u. dgl. m. Hr. O. gründet auch darauf eine Hauptbeſchuldigung gegen die Reformation, daſs ſie eine *Trennung der Chriſten*, und ſelbſt der Bürger eines Staats von einander bewirkt hat. Er behauptet ſogar, (S. 247 ff.) *was einmal Menſchen trenne, könne und dürfe nicht unter die nützlichen Dinge gerechnet werden.* Alſo auch nicht die Verſchiedenheit der Meynungen, die oft eine ſo heilſame Trennung hervorgebracht hat? und aus dieſer entſtand ja die Reformation! Aufserdem muſs ja Hr. O. wiſſen, daſs *Luther* in den drey erſten Jahren ſeines Streits an keine Trennung gedacht hat, und ein Mitglied der römiſchen Kirche geblieben iſt; daſs ihm die päpſtliche Bulle aus derſelben herausgeſtoſsen, und zu dieſer Trennung genöthigt hat; daſs noch zehn Jahre ſpäter die evangeliſchen Reichsſtände durch die ſo friedfertig abgefaſste Augsburgiſche Confeſſion einer immerwährenden Trennung auszuweichen geſucht haben, aber von der gebieteriſchen Kirche abgewieſen worden ſind; daſs eben dieſe Kirche, wenn ja die Trennung ein Uebel, und nicht vielmehr für den einen Theil der ſich Trennenden ein unſchätzbares Glück war, die traurigen Folgen derſelben hauptſächlich verurſacht habe; und was der hiſtoriſchen Belehrungen mehr ſind, die einen ſo gelehrten und aufgeklärten Mann empfinden laſſen müſſen, wie viel er ſelbſt der Reformation ſchuldig ſey.

Schmidt folgte endlich dem Rufe nach Wien, und entſagte ſeinem Vaterlande, weil er die Kälte, mit der ihn der neue, gegen ihn und ſeine ganze Geſellſchaft durch Feinde der Aufklärung eingenommene ängſtliche fromme Fürſt behandelte, um ſo ſtärker fühlte, da er, den vielen Aeuſserungen von Freundſchaft und Achtung zufolge, mit welchen ihn derſelbe als Privatmann beehrt hatte, etwas ganz anders zu erwarten berechtigt war. Gleichwohl konnte er ſeine eigentliche Entlaſſung von demſelben nicht erhalten. Deutſchland und die Wiſſenſchaften verloren ihn am 11ten November 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Ueber den Umgang des Landpfarrers mit dem Schulmeiſter ſeines Kirchſpiels* von *Chriſt. Karl Friedr. Müller*, Pfarrer zu Hirſchfeld bey Gera. 1802. 55 S. 8. (3 gr.)

Wer den groſsen Einfluſs, den das gute oder ſchlechte Vernehmen, worin Männer in den beiden auf dem Titel dieſer Schrift angedeuteten Aemtern mit einander ſtehen können, in die zweckmäſsige Bildung oder die Verbildung ihrer Gemeinden zuverläſſig hat, nicht nur kennt, ſondern auch dafür ſich intereſſirt, der kann den Gegenſtand, von dem hier die Rede iſt, einer neuen geſchäftlichen Bearbeitung ſicher nicht unwerth finden; ſo viel Wahres und Gutes auch hier und da gelegentlich ſchon darüber geſagt ſeyn dürfte. Rec. nahm daher auch das Büchlein, ſeines Titels wegen, mit Vergnügen in die Hände; aber er muſs leider geſtehen, daſs er es nicht mit eben ſo angenehmen Empfindungen wieder weggelegt hat. Hr. M. hat Alles, was er uns über ſeine Sache gegeben hat, in vier Abſchnitte getheilt. I. Den Schulmeiſter, als Gehülfen des Pfarrers in der Kirche. II. Den Pfarrer und den Schulmeiſter, als Schulcollegen. III. Den Schulmeiſter, als Freund des Pfarrers. IV. Den Pfarrer und den Schulmeiſter, als Geſellſchafter am dritten Orte. Aus dieſer Eintheilung kann ſchon, nach Rec. Ermeſſen, nicht viel Gutes kommen. Sie greift nicht viel tiefer ein, als wenn ſich der Vf. ungefähr ſo eingerichtet hätte, daſs er von dem Umgange des Pfarrers mit dem Schulmeiſter I. im Prieſterrocke, II. im ſchwarzen Rocke, III. im bunten Rocke, IV. im Schlafrocke handeln wolle. Rec. dächte, der Vf. einer Abhandlung *ſolcher* Art müſste den Faden, an dem er zu arbeiten ſich vornähme, lieber von der *Verſchiedenheit* der Subjecte in *beiden* Ständen, in intellectueller ſowohl, als moraliſcher Hinſicht, für ſich abzuwinden ſuchen. Wo er nun Beides, Kopf und Herz, auf Seiten beider Männer an ſeiner rechten Stelle fände; da hätte er wohl leichte und fröhliche Arbeit. Solche Männer fügen ſich ſchon ſelbſt, und wiſſen auch das Deficit, das die Verfaſſung hier und da in Beſtimmung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes etwa gelaſſen hat, aus ihren eigenen Mitteln zu decken. Glückwünſchen mag der Schriftſteller ihnen und ihren Gemeinden und höchſtens Winke geben, wie man ſie *ſolchen* Männern, ohne ſie roth zu machen, geben kann. Schwerer indeſſen würde die Arbeit nun werden, wenn ſich der Vf. einer ſolchen Schrift auch auf die Fälle einlieſse, wo der Mann von Kopf und Herz, des einen oder des andern Standes, an der Seite eines Menſchen ſo nahe wandeln muſs, dem es im Kopfe oder im Herzen fehlt. Hier zeige er ſich nun zuförderſt als Menſchenkenner und mache auf die Krankheiten aufmerkſam, die unter *Pfarrern* und *Schulmeiſtern* häufig graſſiren; dann verſehe er, etwa im Geiſte des ſel. Knigge, die Einen oder die Andern, die darunter leiden, mit Rathe, mit Warnung, mit Troſte. Rec. muſs indeſſen frey bekennen, daſs er ſelten einem Pfarrer, oder einem Schulmeiſter zutrauen würde, über ein ſolches Thema unpartheyiſch ſchreiben zu können. Beſonders findet man, daſs noch bey vielen, ſelbſt in ihrer Art aufge-

geklärten Landpredigern das Vorurtheil herrscht, das aus den Zeiten dicker Finsterniss entsprossen und durch fortdauernde Begünstigung und Auszeichnung des einen Standes vor dem andern sich wohl genährt hat; wir meynen den Wahn, dass ein Pfarrer zu Führung seines Amtes mehr Geist, mehr Herz, mehr Kraft brauche, als der Schulmeister zu Führung des seinigen; dass aber auch Jener in der Regel mehr davon habe, als Dieser; sich also auch grösere Verdienste um sein Publicum erwerben könne und wirklich erwerbe, als Dieser um das seinige. Von dem Allen aber ist, nach Rec. innigster Ueberzeugung, das Meiste ganz falsch, das Uebrige mindestens sehr problematisch. Und der Tag, an dem man hierin ganz anders, als bisher, denken und handeln wird, ist vielleicht nicht eben sogar weit mehr entfernt. Scheint es doch, als ob Strahlen seiner Morgenröthe sich hier und da schon sehen liessen. Erlebt Rec. zugleich mit Hn. M. diesen Tag noch; so hofft er auch noch zu erleben, dass der Vf. Manches in seiner Schrift von selbst zurücknehmen wird; z. B. seine Aeusserung S. 23, dass ein Schulmeister *alle* Eigenschaften eines nützlichen Lehrers besässe, wenn Liebe zu seinem Berufe ihn beseele; ingleichen die Bemerkung S. 36, dass *zertraute* Freundschaft jetzt noch zwischen Pfarrer und Schulmeister gar nicht oder nur unter Umständen statt finden könne, die sich ungemein selten vereinigten, vielleicht auch, dass er S. 40 die Frage: ob auch der Pfarrer den Schulmeister als Freund besuchen dürfe, so fast wie ein Problem nimmt; zu welchem Allen der Vf., so wie jetzt noch die Sachen, sonderlich allernächst *bey und neben ihm* stehen mögen, wohl etwa mehr oder weniger Recht haben konnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Leupold: *Ueber das Verhältniss der Kritik zur Metakritik. Oder entspricht die neuere Philosophie den Ansprüchen des Menschen?* Ein Sendschreiben an Hn. Hofrath D. *Platner*, von *Joh. Christian Aug. Grohmann*. 1802. 48 S. gr. 8. (4 gr.) Dem Schlusse dieser Schrift zufolge scheinet dieselbe ursprünglich eine Ankündigung der philosophischen Vorlesungen des Vfs. auf der Universität Wittenberg gewesen zu seyn; eine Darstellung seiner Ansicht der Philosophie überhaupt, mit einer Anzeige seiner, dieser Ansicht gemäss zu haltenden, Vorlesungen. Der Mensch hat eine Anlage, welche den Wunsch nach der einzigen wahren Philosophie hervorbringt, aber die Erfüllung desselben zugleich unmöglich macht. Diese Anlage besteht in einer *Sehnsucht*, die aus einem *Antheile* der praktischen Vernunft und dem selbstthätigen Vermögen der Einbildungskraft entspringt; sie ist ein *Inneschweben* des Menschen zwischen dem Endlichen und Unendlichen, ohne dass dieses erreicht wird, noch auch der Mensch bey dem erstern stehen bleibt. Den ersten Grad dieser Sehnsucht möchte der Vf. ein *Ahnden* oder eine *Ahndung*, das deutliche und stärkere Gefühl desselben *Glauben*, und den höchsten Grad, wo selbst das sinnliche Bewusstseyn verloren gehe, und wir das Unendliche erreicht zu haben glauben, *Andacht* oder *Begeisterung* nennen. Die Erscheinungen, die aus dieser Sehnsucht hervorgehen, sind *Liebe*, *Philosophie und Religion*, die sich durch *weiter nichts* unterscheiden, als durch das sinnlichere und geistigere *Colorit*, wodurch die Sehnsucht in ihnen *gemalt* ist. Das *Philosophiren* ist der stete Begleiter sowohl der Liebe als auch der Religion, und gleichsam der *Schatten*, den diese Erscheinungen bey ihrem *hellen und alles erleuchtenden Glanze* auf dem Grunde des menschlichen Herzens zurücklassen. Die Liebe und die Religion sind unmittelbare Erzeugnisse der Sehnsucht, die Philosophie oder das Philosophiren aber nur mittelbare Folge derselben; und der Philosoph kann am meisten von den Liebenden und den Religiösen, den Romanenschreibern, Dichtern und Theologen lernen. (Es ist nicht zu läugnen, dass diese Ansicht der Philosophie für junge Studirende viel Anlockendes habe.) In der Sehnsucht vereinigen sich alle mit einem eigenen Namen bezeichnete philosophische Systeme. Der sich Sehnende ist Idealist, Realist, Supernaturalist, Naturalist, Pantheist und Skeptiker, *alles zu einer Zeit und in einer Person zugleich*. Alle philosophischen Systeme stellen die Sehnsucht des Menschen immer nur von *einer* Seite dar, und können daher nie die Ansprüche des Menschen erfüllen. Wenn auch schon ein *Ideal* von einem höchsten Grundsatz der Philosophie in dem *Gefuhle* des Menschen da ist: so ist es doch unmöglich, ihn als Satz aufzustellen, weil durch die *logische* Bezeichnung sogleich sein idealischer Gehalt verloren geht. Der Egoismus und Realismus des *Lockeschen* Systems stimmt wenig mit der Geschichte des natürlichen Philosophirens überein, weil in der *Sehnsucht* zugleich die idealistische *Denkart* enthalten ist. Aus diesem Gesichtspuncte werden dann noch der *Berkleyische* Idealismus, das System des *des Cartes*, des *Spinoza*, *Leibnitzens* und *Hume's* beurtheilt. Unter allen Philosophieen scheint dem Vf. der Humesche Skepticismus die beste zu seyn. Der Mensch, heisst es, ist in seinen Anlagen, Kräften und Aeusserungen ein widersprechendes und mit sich selbst streitendes Wesen; es kann also nur eine Philosophie für ihn passen, welche *eben so widerstreitend* und aus so *widersprechenden Theilen* zusammengesetzt ist. Da sich aber doch auch bey allen seinen Widersprüchen eine feste und bestimmte Einheit in dem Menschen findet: so müsste jene Philosophie, bey allen *widerstreitenden* Theilen, doch wieder *Eins* und *ein Ganzes* seyn. Die Erfahrungsphilosophie hält der Vf. daher für die beste und zweckmässigste zu den Menschen. Die *Kantische* Philosophie ist nichts mehr als eine *Kritik* oder *Disciplin* für die vorhandenen Systeme, also eine *negative* Philosophie, welche zeigt, was die Philosophie nicht thun und seyn darf, sie ist aber keine *positive* Philosophie, und macht eine solche auch nicht unmöglich. Um den Systemgeist in der Zucht zu halten, dazu dient die *Kantische Kritik*, aber das wahre, natürliche Philosophiren, die positive wahre Philosophie besteht in der — *Metakritik*. — Diese hier ausgehobenen Züge sprechen den Geist dieses Productes und die Fortschritte des Vfs. im Philosophiren schon allzu deutlich aus, als dass wir nöthig hätten, sie noch mit Anmerkungen oder Fingerzeigen zu begleiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Junius 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Sommerschen Buchhandl.: *Frohe Gesellschaftslieder*, ein Taschenbuch für Freunde geselliger Freuden, mit in Kupfer gestochenen Melodieen der besten Tonkünstler. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dresden, b. Gerlach: *Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude*, für gesellige Kreise. 1802. (18 gr.)

Regensburg, in Commission der Montag- u. Weisischen Buchhandl.: *Lieder der Freude und des Frohsinns zur gesellschaftlichen Unterhaltung*, mit Musik. 1802. (16 gr.)

Nr. 1 verdient das Lob einer geschickten Auswahl; die berühmtesten unsrer deutschen Liederdichter haben dem Herausgeber zu seiner Sammlung gesteuert; der sanft-schwärmerische Hölty, der griechisch-einfache und moralische Voss, der zierliche Matthisson, der hausväterliche Claudius. Mit Vergnügen bemerkt Rec. in den deutschen Gesellschaftsliedern den herrschenden Charakter rührender Sentimentalität, welcher den brittischen und französischen Liedern dieser Gattung, bey mehr Witz und überraschendern Wendungen, so oft, wenn gleich nicht immer, abgeht, und der so vortrefflich zu dem sinnvollen Ausspruch des Seneca stimmt: *Gaudium — res seria!* Der bekannte Werth des grösten Theils der einzelnen Stücke erspart ihre Kritik; hier — nur einige Bemerkungen über ein Paar derselben. Nach einer originellen Idee ist das Kretschmannsche Lied: S. 86 „Es lebe Freund Bacchus" ausgearbeitet. Die Göttin der Liebe, die Göttin der Weisheit, und Freund Hain, treten nach der Reihe in's Zimmer, und werden, ihren Attributen gemäss, mit muntern Witz begrüsst; nur scheint noch ein Vers zu fehlen, in welchem diese Gottheiten des menschlichen Lebens in eine Art von Harmonie gesetzt würden, wie sie nun auch in dem wirklichen Leben ihre Rollen spielen. Eins der gelungensten Stücke der ganzen Sammlung ist Stollbergs Rundgesang zum Glückwunsch für einen neugebornen Knaben. Wie einfach, und zugleich voll wie hohen und schönen Sinnes ist die Strophe:

Sey deinen Freunden immer treu,
und weich bey fremdem Schmerz!
die Wahrheit sey dir nie ein Scherz!
Rein sey dein Herz,
und schaue glaubend himmelwärts! . .

In dem bekannten Liede S. 94: „Bruder auf dein Wohlergehen", sollte billig die Stelle: „bis der Tod ein Ende macht", abgeändert seyn; das „*bona verba!*" der Alten bey Opfern und andern Festlichkeiten war eine sehr weise Regel: denn sie hat in der Natur der Sache ihren Grund. Die Namen Schulz, Reichard, Kunzen empfehlen die Melodieen dieser Liedersammlung; Druck und Papier, nebst einem Kupferstich, sind geschmackvoll.

Nr. 2 beschränkt sich auf solche Lieder, welche nicht Auffoderungen zu Wein und Liebe zum Gegenstande haben; die Wahl ward also durch diesen Gesichtspunct, wie durch den Umstand erschwert, dass man, wenigstens dem grössern Theil nach, Gesänge aufnehmen wollte, zu welchen bereits Gesangweisen vorhanden sind, oder welche bekannten Compositionen und Melodieen leicht angepasst werden können. Die Sammlung beweist den geläuterten Geschmack des Herausgebers; die Lieder sind theils von den in Nr. 1 genannten Verfassern, theils von Herder, Langbein, Meisner, Gries, Schreiber, Müchler u. s. w.; die musikalischen Compositionen gehören zu den beliebtesten ihrer Gattung. Das ganze poetisch-musikalische Blumengebinde verdient in recht viele Hände zu kommen.

Nr. 3 steht an Eleganz und Geschmack der Auswahl tief unter den beiden angeführten Sammlungen; Gutes und Schlechtes findet man hier bunt durcheinander geworfen, und Nationallieder mit Gelegenheitsreimereyen auf Geburts- und Namenstage vermengt. Gedichte, wie das S. 80 am Geburtstage einer Freundin:

Freundin, dem Tage, der dich gebar,
bringen wir frohe Liederchen dar;
schwärmen und tanzen lustig in Reih'n,
uns deines lieben Festes zu freun;
wünschen, wie Freundschaft wünschen uns lehrt,
alles dir, was dein Herz nur begehrt.

haben gewiss ihre ganze Bestimmung erreicht, wenn man bey dem Gastmahl, bey welchem sie heruingeboten werden, bon-bons darein wickelt; keine höhere Bestimmung kann man einem beträchtlichen Theil dieser Liedersammlung zuerkennen; sogar eine Renommistenphrase, wie „schlampampen" hat man sich nicht gescheut, aufzunehmen Die einzige Stelle aus der Vorrede: „Unser Schooskind, Hoffnung, bietet mit jugendlicher Stärke jedem aufkeimen wollenden Gedanken der Furcht vor ungünstigem Urtheil die Spitze", mag hinreichen, die Herausgeber als Prosaisten und als Aesthetiker zu charakterisiren. Rec. fürch-

tet nicht, eines kritiſchen Kindermordes beſchuldiget zu werden, wenn er dieſen Herren ihr Schooskind, die Hoffnung, erdrückt hätte; im Gegentheil würde er ſich freuen, künftige poetiſche Generationen dieſer ſchaamloſen Zucht im Keim vertilgt zu haben.

Breslau, b. Korn: *Das verlaſſene Dörfchen und der Reiſende; zweey Gedichte* von Dr. *Goldſmith*, aus dem Engliſchen neu überſetzt, von *S. G. Bürde*. 1802. 8. (12 gr.)

Gelungene Ueberſetzungen ausländiſcher Originalgedichte von allgemein intereſſantem Inhalt nimmt der literariſche Patriot immer mit dankbarer Achtung an, auch wenn die Originale nicht vom erſten Range ſind. Goldſmith's Verlaſſenes Dörfchen, welches Hr. *Bürde* hier in einer zweyten ſorgfältig umgearbeiteten Ueberſetzung der deutſchen Leſewelt in die Hände giebt, iſt ungeachtet der Kürze des Gedichts reich an wohlgetroffenen Gemälden von menſchlichen Sitten und von menſchlichen Leiden, an rührenden Situationen, und an ſchön ausgedrückten Weisheitsſprüchen, durch welche der Dichter dem Gemüth ſeiner Leſer die reichſte und wahreſte Lebensphiloſophie kräftig einprägen kann. Gemälde, wie folgende, (die zugleich als Proben des glücklichen Ueberſetzerfleiſſes gelten können,) bringen durch das Sanftrührende und Herzliche ihrer Darſtellung wohlthätigere Wirkungen hervor, als manches epiſche Prunkſtück, und manche tragiſche Scene voll wilder Leidenſchaft:

So weit ich dieſe Welt der Sorgen auch durchſtrichen,
in jeder Noth, (und Gott gab mir mein Maas gehäuft!)
ſtets hofft' ich, endlich doch im Schatten dieſer Hecken,
wo ich als Knabe lag, als Greis mich hinzuſtrecken.
Behutſam wollt' ich dann die Flamm' am Lebenslicht
durch Ruhe ſchonen — (denn der Stolz verläſst uns nicht)
mit meiner Wiſſerey des Neuen und des Alten
am kleinen Feuerheerd die Bauern unterhalten;
erzählen, was ich ſah', all mein erlittnes Weh u. ſ. w.

Eben ſo wird die Schilderung von dem edlen Landpfarrer, bey vierzig Pfunden Gehalt, immer ein Lieblingsſtück des häuslichen Stilllebens ſeyn:

Das war ein Mann! entfernt von Stolz und Heucheley,
der ganzen Gegend werth, für reich, bey vierzig Pfunden
des Jahrs geſchätzt! u. ſ. w.

Ein militairiſcher Invalide kehrt bey unſerm geiſtlichen Biedermann ein, um ſich ein Allmoſen zu ſuchen:

erzählend, wie und wo er ſeine Wunden
empfing, was alles er gelitten und gethan;
warum man dieſe Schlacht verlor, und die — gewann;
ein ſchneller Strahl von Muth belebte ſeine Blicke,
begeiſtert ſtand er auf, und ſchulterte die Krücke.

Wer ſo ſchildert, dem kann man ein poetiſches Auge nicht abſprechen. Unſre oft ſo trockenen Nachahmer der berühmten Gothiſchen Hausepopee könnten mitunter von Goldſmith viel lernen!

Das Gedicht deſſelben Verfaſſers, „*der Reiſende*“, hat zwar nicht ſo viel Handlung, mithin auch nicht ſo viel anziehendes Intereſſe, als das verlaſsne Dörfchen; es iſt mehr didaktiſch, dagegen das letztere mehr von der Elegie hat. Der Reiſende entwirft eine poetiſch ſentimentale Charakteriſtik der Nationen Europens, wo es dann an ſtarken Gemälden, treffenden Reflexionen und nachdrücklichen Sentenzen keineswegs fehlt. Von Italien heiſst es:

So zeigt die ſtolze Burg, aus deren Marmorzimmern
Auguſt der Welt geboth, jetzt einen Berg von Trümmern
worauf der Bettler, wenn's an Herberg' ihm gebricht,
ſich in die Säulenreih von Schilf ein Obdach flicht;
erſtaunt, wozu der Menſch der ungeheuren Stützen
bedurfte, jauchzt er ſtolz ein Hüttchen zu beſitzen.

Nur muſs man, Goldſmith's Schilderung der Schweizer Sitten, ſich nicht an unſeres Hallers Alpen erinnern. In der Charakteriſtik Englands glänzt der Dichter, wie leicht zu erachten, in der vollen Glorie des brittiſchen Patriotismus. Kleine Mängel der Ueberſetzung, z. B.

Gebrechen aller Art, *die* Reichthum, *der* verſchwand,
zurücklaſst, ſchänden hier das Herz und den Verſtand,

(wo die zweyte Hälfte des erſten Alexandriners zwar nicht ſprachwidrig, aber nicht deutlich genug ausgedrückt iſt), mag Rec., der die Zierlichkeit und Geſchmeidigkeit des Ganzen der Ueberſetzung anerkennen muſs, nicht ausheben; er fügt nur den Wunſch hinzu, daſs Hr. *Bürde* ſein Ueberſetzertalent noch an einigen andern engliſchen Originalen dieſer Gattung verſuchen möge. So ſcheinen „*the deſolation of America*“, und „*the ſhort and ſimple Annals of the Poor*“ der Uebertragung in unſre Mutterſprache nicht unwerth zu ſeyn. *Savage's* Gedicht: „*the Wanderer*“, in der didaktiſch beſchreibenden Gattung, verdiente, mit einigen Auslaſſungen, vor allen andern der deutſchen Leſewelt bekannt zu ſeyn.

1) Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Moraliſche Erzählungen*, von *Sophie Ludwig*, gebornen *Fritſche*. 1802. XVI u. 325 S. 8.

2) Leipzig, b. Gräff: *Die Familie Hohenſtam*, oder *Geſchichte edler Menſchen*, von *Chr. Sophie Ludwig*, geb. *Fritſche*. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1801. *Erſter Theil* 422 S. *Zweyter Theil* 446 S. *Dritter Theil* 454 S. *Vierter Theil* 472 S. 8. (mit dem Bildniſſe der Verfaſſerin und vier Vign.)

Man kennt die Manier der Verfaſſerin aus ihren früheren mit Recht geſchätzten Schriften; auch in den jetzt anzuzeigenden bleibt ſie ihr getreu. Ohne höhere Anſprüche auf kunſtvollen Plan und kunſtvolle Ausführung zu machen oder zu befriedigen, gewähren dieſe Schriften eine angenehme, unterhaltende und lehrreiche Lectüre, beſonders dem weiblichen Geſchlecht,

schlecht, auf dessen Bildung und Veredelung die Verfasserin, mit geschärftem Beobachtungsgeiste und reichen Erfahrungen begabt, rühmlich hinarbeitet. Hier stellt sie eine Gruppe guter Menschen zur Nachahmung auf; dort warnt sie durch den Contrast minder guter oder schlechter Charaktere vor gewöhnlichen Fehlern der Erziehung, des Umgangs, des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Ohne die Erwartung sehr zu spannen, weifs sie doch so viele interessante Verhältnisse herbeyzufähren, dafs die Aufmerksamkeit immer rege erhalten wird; und obgleich die Sprache hier und da präciser seyn könnte: so verdient sie doch das Lob der Reinheit und eines sanft fortwallenden Flusses. An der schon bekannten *Familie Hohenstam*, welche sich nunmehr auch durch ein gefälligeres Aeufsere mehr empfiehlt, ist die nachbessernde Feile der Verfasserin überall sichtbar; von den *moralischen Erzählungen* aber war vorher nur die erste: *die arme Familie*, zum Besten der unglücklichen Mitbürger, welche im Frühjahr 1799 durch Ueberschwemmung das Ihrige verloren hatten, abgedruckt; dieselbe wohlthätige Absicht in einem gröfseren Umfange zu erreichen, ist nunmehr eine neue, mit vielem Zartgefühl geschriebene Erzählung: *Was vermag das Beyspiel nicht!* hinzugekommen.

Leipzig, b. Crusius: *Nouveau Recueil de Comédies et de Drames, à l'usage de la jeunesse. Imités de l'allemand de Mr. Weisse, et faisant suite aux pièces du même auteur contenues dans les oeuvres de Mr. Berquin et de Me. de La Fite.* Par J. La Chaise. T. I. II. 1802. Jeder Theil an 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir verdanken bereits Herrn La *Chaise* eine gute Uebersetzung des Briefwechsels einer kleinen Familie (*la correspondance d'une petite famille*) von Weisse. Jetzt giebt er uns eine wohlgerathene Nachahmung aller seiner kleinen Schauspiele, nur die ausgenommen, welche Berquin und Mde. de La Fite schon vor ihm bearbeitet haben. In der Vorrede zum ersten Theile zeigt er die Ungerechtigkeit derer, welche behaupten, dafs Weisse den Berquin ausgeschrieben. Er führt die Stücke namentlich an, wo Berquin aus dem Deutschen schöpfte, und fügt hinzu: *Presque toutes les autres pièces contenues dans les oeuvres de M. Berquin sont également imitées de l'allemand; telles que le page et le bon fils d'Engel, le d'serteur de Stephanie: en général, son ami des enfans n'est qu'une imitation de l'allemand. Ce n'est pas, du reste, qu'en cherchant à réhabiliter la gloire de M. Weisse, je veuille détruire celle de M. Berquin. Non, à Dieu ne plaise! Berquin est un auteur aimable; son livre fera toujours les charmes de l'enfance: mais je l'estimerois lui même bien davantage, s'il eût rendu plus de justice aux personnes, à qui il doit une grande partie de sa réputation. Il se contente de dire, dans sa préface, qu'il a des obligations à Mrs. Weisse, Campe, Salzmann, etc. tandis qu'il leur doit presque tout: n'ayant fait que rendre leurs idées en françois, en les parant des graces de son style. En avouant ingénument, qu'il n'étoit qu'imitateur, M. Berquin eût eu encore assez de mérite; puisque ses imitations ne sont, en aucune manière, inférieures aux originaux.* Um sich nicht ähnlichen Vorwürfen auszusetzen, erklärt er öffentlich, dafs diese neue Sammlung von Schauspielen nur eine freye Uebersetzung der Weissischen Stücke ist, welcher er einen Anstrich von Originalität zu geben sich bemüht hat.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Bilder vaterländischer Thiere nebst ihrer kurzen Beschreibung.* Zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung kleiner Kinder. (Auch mit dem französischen Titel:) *Images d'animaux de notre pays avec leur courte description.* Pour occuper agréablement et utilement les petits enfans. 1802. 271 S. 12. (Eingebunden 2 Rthlr. 16 gr.)

Dieses soll selbst nach der Vorrede eine blofs nützliche Spielerey für Kinder seyn; und ob man gleich dergleichen Bücher und Büchelchen schon in Menge hat, so mufs Rec. doch gestehen, dafs dieses seiner Absicht um deswillen mehr als manches andere entsprechen wird, weil die Kupfer von Hn. Capieux gezeichnet und gestochen, und also besser als die gewöhnlichen sind. Es enthält 30 Kupfertafeln und 139 Thierabbildungen aus allen Classen. Es sind dazu die bekanntesten Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer gewählt. Im Texte, welcher deutsch und französisch gegenüber steht, sind blofs einige kleinen Kindern interessante Züge der abgebildeten Thiere angegeben. Z. B. vom *Kukuk* heifst es: „Er kann vortrefflich an den Bäumen umher klettern (?), und sich die kleinen Thiere hinter der Rinde hervorholen (?) wie der Specht; aber er ist garstig, denn er frifst auch mit unter kleine Vögel (?), und das thut der Specht nicht. Du weifst doch, was der Kukuk für einen Ruf hat? *Kukuk! Kukuk!* ruft er immer, und drum hat er auch diesen Namen bekommen. Zuweilen (?) giebt er auch Töne von sich, die fast so klingen, als ob er lachte. Er macht sich kein Nest; wo läfst er nun aber seine Eyer? — Er legt sie in die Nester anderer kleiner Vögel, und die brüten ihm seine Eyer aus, und füttern auch seine Jungen, bis sie grofs sind." Um auch von der französischen Uebersetzung eine Probe zu geben, so heifst die letzte Stelle: *Le coucou ne fait point de nid. Mais où fait-il ses oefs? — Il les fait dans les nids d'autres petits oiseaux, qui les couvent, et qui donnent aussi à manger à ses petits, jusqu'à ce qu'ils soient grands.*" Dafs hier dreyerley Fehler eingeschlichen sind, dafs nämlich der Kukuk gut klettern, zwischen den Rinden die kleinen Thiere, wie der Specht, hervorhole, und kleine Vögel fresse, wird jeder Kenner sogleich bemerken. Es ist gut, dafs so etwas nur selten vorkommt; allein, wer ein solches Büchelchen schreiben will, sollte doch vorher

seinen

seinen Gegenstand richtig inne haben, besonders in einer Wissenschaft, in der man so viele bewährte Hülfsmittel vorfindet. Die Insecten sind am schönsten gezeichnet, gestochen und illuminirt. Bey den Vögeln stöfst man aber zuweilen auf eine Mifsgestalt, so sind z. B. der Staar, die Dohle u. s. w. verzeichnet, noch mehrere aber sind in Rec. Exemplar ganz falsch illuminirt, vorzüglich die Farben zu dick und grell aufgetragen. Auch das Schaaf hat keine Stellung, in welcher es Kinder interessiren kann. Sie werden es vielleicht in dieser Gestalt gar nicht kennen. Doch, wie gesagt, reichen Leuten, die ihre 4 bis 6jährigen Kinder auf eine angenehme Art beschäftigen wollen, ist dieses Büchelchen zu empfehlen.

1) Leipzig, b. Sommer: *Magisches Weihnachtsgeschenk für Kinder*, gesammlet von *G. A. Eberhard*, ohne Jahrzahl. 128 S. 12.

2) Ebendaselbst: *Der kleine Hexenmeister*, eine Fortsetzung von *G. A. Eberhards magischen Kunststücken für Kinder*, ohne Jahrzahl. 128 S. 12. (Beide zusammen 12 gr.)

„Da, wie bekannt, die sogenannten Schwarz- und „Tausendkünstler u. s. w. eine eben nicht geringe „Rolle spielen, so mufs ein jeder Menschenfreund, „dem das Wohl, so wie das *Ach* und *Weh* seiner Mit„brüder *so ganz* am Herzen liegt, mit vereinigten „Kräften daran arbeiten, dafs er diesem eingerissenen „Uebel Einhalt thue..... Obschon nun Bücher, „die dahin abzielen, *ihr Daseyn aus eben dem Grunde „der Welt zu verdanken haben* — (vortrefflich gesagt!) „— so sind sie doch nicht von der Art und Beschaf„fenheit, wie es das Bedürfnifs der jetzigen Zeitum„stände erfodert — (oder vielleicht das Bedürfnifs des Vfs.). „Wenn in diesem Fache etwas Nützliches geleis„tet werden soll, so mufs, wie erst oben erwähnt wurde, „schon die Jugend damit bekannt gemacht werden. „Dieses kann nun am bequemsten — (ja wohl am bequemsten!) — „so geschehen, wenn man ihr ein „Buch *auf eine leichte Art* — (sehr naiv!) — in die „Hand giebt, woraus sie sich selbst u. s. w." — Wir haben hier etwas aus der Vorrede abgeschrieben, um die Leser mit dem neuen Verdienst bekannt zu machen, welches sich die Verlagshandlung durch dieses wichtige Werk erworben hat. Ehmals mufste man sich dem Teufel verschreiben, um ein Hexenmeister zu werden, jetzt, ihr lieben Kinder, kostet es euch nur 12 gr. Die Hexereyen nun sind zwar aus bekannten Büchern zusammengetragen, aber so ein kleiner Hexenmeister hat doch vor *Wiegleb*, *Guyot*, *Halle* und andern grofsen Hexenmeistern viel voraus, als erstlich: dafs er *klein* ist, und zweytens, dafs in Ansehung der Ordnung hier noch ein Schritt weiter gegangen, das heifst, dafs *gar keine* darin ist. Zuweilen haben zwar ein Paar benachbarte Stückchen einen zufälligen Zusammenhang, z. B. *einen curiösen Sallat auf die Tafel zu bringen* und *die Eyer zu probiren, ob sie frisch oder nicht frisch sind*, dafür aber lernt man auch gleich darauf *einen immerwährenden Kalender* und *eine Zahl durch 3 theilbar zu machen*. Auch für Abwechselung im Vortrage ist gesorgt. Einmal wird erzählt, wie der Taschenspieler *Fix* es machte, ein andermal wird der Ton herzlich: „Vor allen Dingen mufst du, *mein Freund*, einen Stein bey der Hand haben" u. s. w. Da, wie bekannt, die sogenannten Scribler eine eben nicht geringe Rolle spielen: so mufs ein Jeder, dem das Ach und Weh der Literatur am Herzen liegt, daran arbeiten, dem eingerissenen Uebel Einhalt zu thun.

Leipzig, b. Leo: *Die Erwartung, oder bitte, bitte, lieber Vater, gute Mutter, bestes Tantchen, liebster Onkel, schenk uns dies Bilderbuch.* Ein neues Bilderbuch zur Ausbildung des Verstandes. 1803. 168 S. 12. Mit 24 illuminirten Kupfern. (2 Rthlr.)

Der Vf. (Hr. *C. A. Seidel*) sagt in der Vorrede: „Schon manches kleine Buch schrieb ich für Kinder, und jedes mit Vergnügen, und hier, liebe Kinder, junge Freunde, wieder eins, und — durch die Veranstaltung des Hn. Verlegers, der auch ein wackrer Kinderpatron ist, ein ganzes Buch voll Bilder u. s. w." Diese, die Bilder, sind wirklich recht nett, und das Buch zeichnet sich in dieser Hinsich vor unsern gewöhnlichen Bilderbüchern vortheilhaft aus. *Die Manier* des Vfs. ist aus mehrern ähnlichen Schriften bekannt und sich auch hier gleich geblieben. Ohne eben etwas Vorzügliches zu leisten, wird er doch von Kindern gern und mit Nutzen gelesen werden. Rec. wählt eine Stelle, wie sie ihm beym Auffchlagen vorkommt, zur Probe. Kupf. 12. Die Kluckhenne und die jungen Entchen. „Einer Henne hatte man Enteneyer untergelegt, die sie mit der gröfsten Sorgfalt ausgebrütet hatte; und auch die jungen Entchen hielt sie für ihre Art und ihre Kinder, führte sie, und lockte sie mit Mutterzärtlichkeit, wenn sie ein Kernchen (Körnchen) oder ein Würmchen fand, was ihnen zur Nahrung dienen konnte, und erwärmte sie des Nachts und am Tage, wenn sie müde waren, unter ihren Flügeln.

„Einst führte sie ihre Pfleglinge in den Garten, und auf einmal fühlten diese einen Drang, nach den Fliegen und Mücken im Grase herum zu jagen.

„Die Henne lockte besorgt durch ihr Kluck! Kluck! dafs sie sich nicht zerstreuen möchten; allein vergebens! und husch! husch! waren sie ins Wasser, wie sie einen Bach erblickten u. s. w."

Bey Abfassung des Titels hat der Vf. etwas — gekindert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Junius 1803.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Crusius: *Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik.* Für den Anfang der Erlernung dieser Sprachen bearbeitet von *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. u. d. morgenländ. Sprachen. 1802. XXX. u. 394 S. 8.

Wir sehen dieses grammatikalische *Handbuch*, in Verbindung mit den beiden darauf sich beziehenden in der A. L. Z. schon mit Beyfall angezeigten *Lesebüchern*, dem *hebräischen* (Leipzig, 1799.) und dem, welches für das *arabische, syrische und chaldäische* die nöthigen Uebungsstücke enthält, (Leipzig, 1802.) als verdienstliche Beweise an, wie sehr sich der Vf., dessen auch über die unterhaltenderen Sprachschätze der classischen Literatur verbreitete Kenntnisse bekannt sind, zunächst seinem Amtsberuf, zur Bekanntschaft mit den morgenländischen Sprachen Anleitung zu geben, widme und aufopfere, um jene (sich überall vermindernde) Zahl junger Männer, die ein gründliches Studium dieser Sprachen suchen, soviel dieses je vom Lehrer abhängt, zu vermehren, und sie durch mancherley Erleichterungen der Anfangsgründe gleichsam herbey zu locken. Der Hauptzweck dieses Handbuchs ist deswegen dieser, theils das Grammatikalische der auf dem Titel genannten morgenländischen oder hebräischsemitischen Dialekte so vollständig und deutlich, als dem Anfänger nützlich seyn kann, darzustellen, theils durch Hinweisung auf die Vergleichbarkeit dieser Dialekte miteinander zu einem Gesammtstudium des hebräischsemitischen Sprachenstamms Veranlassung zu geben. Bey zweckmäßiger Vollständigkeit hütet er sich vor Ueberhäufung. Doch, dünkt uns, gehören die Zahlwörter, auch alle für sich bestehende Adverbien, die Präpositionen, welche nicht mit andern Worten als Präfixa zusammenfliessen, und die ähnlichen Conjunctiva, eben so gewiss, als jedes andere Nomen, nicht in die Grammatik, sondern in das Wörterbuch, und besonders in die den Lesebüchern angehängten Wortregister. Der Grund, dass diese Worte oft und viel gebraucht werden, giebt ihnen auf einen Platz in der systematischen Sammlung von Sprachregeln (und dies soll die Grammatik seyn!) keinen gültigen Anspruch. Für die Deutlichkeit hat der Vf. vorzüglich durch Uebersichten der Paradigmen bey allen Formen von Nenn- und Zeitwörtern, durch Abtheilungen und Unterabtheilungen in Regeln und Ausnahmen, auch selbst durch äussere Kunstvortheile im Abdruck, um durch Verschiedenheit der Buchstabenformen gewisse Aenderungen in den Wortformen in die Augen fallend zu machen, mit eigenthümlichem Eifer gesorgt. Die vorangehende hebräische Grammatik ist in manchen Rücksichten als Auszug des von dem Vf. zuerst ausgearbeiteten grösseren Werks anzusehen, und kann von Lehrern durch dieses um so leichter erläutert werden. Ueberall aber sieht man auch einen zum weiteren unpartheyischen Forschen geneigten Wahrheitssinn, und daher die nicht ausbleibende Früchte desselben, Verbesserungen aus neuer Prüfung. So nimmt die Vorrede auf Berichtigungen Rücksicht, welche in Nr. 126. 127. der A. L. Z. 1801. angedeutet waren. Doch würde Rec., wenn er zwischen Hn. *V.* und dem Vf. jener kenntnissreichen Recension in die Mitte treten darf, wegen des zu erklärenden ־ plur. welches vor den suffigirten Pronominalworten הֵן, הֵם, כֶּן, כֶּם, bey fömininen Pluralformen etc. erscheint, nicht für die, blos als Erleichterung vom Vf. angenommene, Formel (S. 150.) stimmen: dass man jenes Jod *als einen Theil des Anhängepronomens selbst betrachten* möge. Eine Erleichterung in der Methode, welche auf einen precären oder gar in der Sache selbst unrichtigen Begriff sich gründet, scheint uns nicht empfehlenswerth. Wir wollten vielmehr rathen, die Masculin- und Foem. Formen jener Art z. B. לִבְּשִׁיכֶם und עֲלִילוֹתֵיכֶם, ansehen zu lehren als zusammengesetzt aus dreyerley Theilen, nämlich aus zwey Nennwörtern (denn auch כֶּם ist Nennwort = *Ihr* nicht *Euer*, wie der *status constructus* des vorhergehenden Nennworts beweist) und aus einem als Pluralzeichen geltenden Laut, der Sylbe ־ִי oder ־ֵי oder ־ַי. Macht man dergl. Erklärungsversuche über die wahrscheinliche Entstehung dessen, was in einer Sprache regelmäßiger Gebrauch ist: so muss man unstreitig nach möglichster Richtigkeit streben. Doch hängt, wie sich von selbst versteht, der Hauptwerth einer für Anweisung der Sprachlernenden geschriebenen Grammatik nicht davon ab, da sie mehr in die höhere Untersuchung über Bildung einer gewissen Sprache (*de caussis linguae*) gehören. S. 105. würden wir אַרְעָא und אֶרֶץ, בַּר und בֵּן u. dgl. nicht als „Veränderungen der Aussprache" aufführen, da vielmehr Worte dieser Art zu zwey verschiedenen Stammworten gehören, wie der Vf. S. 121. richtig angemerkt hat, dass der Plural בנין im syrischen nicht von בר sondern von einer, (im syrischen) ausser Gebrauch gekommenen Singularform, abstamme. Nicht überflüssig möchte es gewesen seyn, bey dieser Anmerkung in Parenthesen jedesmal die obsolete Form anzugeben, von welcher der sonst für anomal gehaltene Plural eigentlich abstammt. Die chaldäische und syrische Sprachlehre, die sich auch

wirklich sehr leicht mit einemmal lernen läfst, ist vom Vf. vereint durchgeführt; die arabische steht für sich, so dafs auch die Volksaussprache neben der gelehrten angemerkt ist. Von den noch seltener studierten Dialekten, dem samaritanischen und dem äthiopischen, sind blofs die Alphabete, jenes beym syrischen, dieses beym arabischen eingerückt. Für den Syntax bey diesen Sprachlehren ist noch bey weitem nicht soviel, als beym Hebräischen geschehen. Doch hat der Vf. auch dazu das nöthige Fachwerk angelegt, nach dem vorhandenen Vorrath es ausgefüllt, und zu reicherer Ausfüllung Gelegenheit gemacht, wofür wir von seinem immer fortschreitenden Fleifse viele Vervollkommnung hoffen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZERBST, b. Kramer: *Mnemosyne.* Das literarische Journal im Charakter der Literaturbriefe für jeden gebildeten Freund der Literatur und Lectüre; herausgegeben von *K. G. Schelle.* 1803. *Ersten Bandes, erstes Heft.* 86 S. *Ersten Bandes, zweytes Heft.* 228 S. 8.

Der Literatur im allgemeinsten Sinne, wie sie jeden gebildeten Menschen interessirt, ist diese Zeitschrift gewidmet. Denn „ein eigentlich literarisches Journal (sagt der Herausgeber im ersten Hefte S. 8.), das die allgemein interessanten Gegenstände der Cultur immer von Seiten des Geistes und der Bildung fafste, die sie beurkunden und auf die sie führen, das durch Mittheilung die gebildete Classe immer im Zusammenhange des allgemein Wissenswürdigen erhielte, und Blicke der Betrachtung auf interessante Phänomene der Geisteswelt würfe, ist ein noch unausgeführtes Problem. Und doch würde die Lösung dieser Aufgabe einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen.“ Wenn der innere Gehalt dieser Zeitschrift in demselben Verhältnisse fortschreitet, wie schon das zweyte Heft, nach unserem Urtheil, sich über das erste erhebt: so wird der kenntnisreiche Herausgeber zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, sollte es auch nicht allen als ein allgemeines erscheinen, gewifs nicht wenig beytragen. Denn obgleich bis jetzt das Versprechen, „nichts Gemeines in diese Zeitschrift aufzunehmen,“ nicht vollkommen befriediget seyn mag: so enthält sie doch ohne Zweifel mehrere belehrende und interessante Aufsätze, und diese gröfstentheils, wie es scheint, vom Herausgeber selbst; und bey mancher sichtbaren Einseitigkeit der Betrachtung, bey manchem Widersprechenden des Urtheils, auch über einzelne Gelehrte (vgl. 1. Heft S. 8. 2. Heft S. 176. 178. ff.) zeichnet sie sich doch durch den rühmlichen Charakter einer bescheidenen Freymüthigkeit und einer erwogenen Entfernung von allem Sectengeist aus. Jedes Heft begreift theils *Ansichten* literarischer Gegenstände, theils *Reflexionen*, theils einen *literarischen Anzeiger:* immer aber werden nur allgemeine Gegenstände der Literatur, keiner besonderen Wissenschaft, verhandelt. Die *Ansichten* des ersten Heftes verbreiten sich über die Zeitschriften der Deutschen, über Literatur, „an „welcher es Deutschland noch vor funfzig Jahren fehl„te, da es erst seit dieser Zeit sich von der Schmach „literarischer Nichtigkeit auf eine glänzende Weise „befreyt hat;“ über Gelehrtenstand, wo der Vf., gleichsam vorahndend die unbilligen Anfoderungen des achten Stücks der *Adraftea*, den Zweck und die Beschäftigungen der privatisirenden Gelehrten in Schutz nimmt; über Publicum, Lectüre, literarische Moden und literarischen Luxus. Wir zeichnen, um den Geist dieser Aufsätze zu charakterisiren, einige Aeufserungen aus, welche zum Theil wenigstens für Worte, zu seiner Zeit gesprochen, gelten können. S. 24. „Die Deutschen haben viele classische Schriftsteller (in dem Sinne, in welchem es ein moderner Autor seyn kann): aber es dürfte noch lange Zeit vergehen, ehe Deutschland recht viel classische Leser erhält. Noch giebt es keine neue Ausgabe von *Herders* Ideen zu einer Geschichte der Menschheit — (Rec. weifs nicht anders, als dafs es eine giebt, nur ohne Veränderungen und daher ohne Anzeige auf dem Titelblatt) — und bey einem gebildeten Publicum könnten die sämmtlichen Werke *Klopstocks*, unsers ersten Dichters, keine so laue Aufnahme finden. Aber Klopstocks Werke haben einen tiefen Sinn!“ — S. 30. „Die Erscheinungen der Mode in dem Inneren der Wissenschaften und Künste sterben bey uns — nicht aus; es treten andere an ihre Stelle, zum Theil in noch gröfserer Zahl. Die neueste Aesthetik ist nur noch Sache der Mode; sie mufs erst ihren modischen, von der Zeit zu verwischenden Anstrich überleben, mufs *sich von ihren* Anmafsungen, Uebertreibungen und Auswüchsen reinigen, bis ihr Gewinn, in der Folge der Zeiten geläutert, hervortritt. Die Tendenz zum Katholicismus, zur naturhistorischen Mythologie, so wie zur Vergötterung eines Einzigen, nebst Beygabe anderer kleiner Götterchen, so wie selbst geschaffener kleiner Teufelchen, dürfte sie dann mindestens verlieren.“ — S. 37. Ueber den literarischen Luxus: „Prachtausgaben rechtfertigen bey dem Auslande unseren Kunstsinn und bringen vorzügliche Geisteswerke in den Besitz des begüterten Theils und der höchsten Classen der Nation. Stehn diese Prachtausgaben in Verbindung mit wohlfeilern desselben Werks — wie dies bey den Göschenschen Ausgaben der sämmtlichen Werke Wielands und Klopstocks der Fall ist: so gewinnt dadurch die Literatur in *jeder* Hinsicht. Ist dies hingegen, wie bey den neuen Heynischen Ausgaben des Virgil und Homer, der Fall nicht, oder entbehren die wohlfeileren Ausgaben desselben Werks, gerade wie bey den genannten neuen Bearbeitungen des Virgil und Homer, wesentliche Vortheile: — so bringen splendide Ausgaben gerade diejenigen Classen der Nation um diese Vortheile, welche am meisten in den Gegenständen der classischen Literatur leben. Bey den Reichen stehen sie häufig als blofse Zierden in ihren Bibliotheken aufgestellt. Nun ist es aber widersinnig, Bücher des blofsen Besitzes wegen zu haben, so wie sie für blofs müfsige Besitzer zu vervielfältigen.“ — Ein noch allgemeineres Interesse werden vielleicht die

An-

Anſichten des zweyten Heftes erzeugen, wovon die erſte: *Unſer Welttheil, in Beziehung auf Friedrich Schlegels Europa*, überſchrieben iſt; das zweyte ſehr heilſame, und wie der Vf. nicht zu wiſſen ſcheint, hier und da ſchon ausgeführte Vorſchläge enthält, über deutſche Claſſiker als über alte Autoren auf Schulen und Univerſitäten zu leſen. Lehrreich ſind in der erſten die Bemerkungen über die neuerdings als reiner Gegenſatz gemiſsbrauchten Begriffe des Naiven und Sentimentalen: wir können aber hier nur das Reſultat der ganzen Abhandlung mittheilen: Hr. *Schlegel*, der in Europa lauter Verderbniſs ſieht, muſs es wohl freylich in den tiefſten Abgrund herabſtoſsen. Dank ſey es nur dem Himmel, daſs Er, um uns von dieſer Verderbniſs zu retten, auf keinem hohen Poſten in der Welt ſteht. Als mit einem Univerſalmittel würde er ſonſt die arme europäiſche Menſchheit gewiſs ohne Weiteres mit der neueſten, idealiſtiſchen Philoſophie und Aeſthetik nebſt einer aſiatiſchen Revolution vacciniren. Doch bringt er dieſen böſen Welttheil, nachdem er ſolchen als grundaus verderbt in den tiefſten Abgrund des Daſeyns geſtoſsen, am Ende gewiſſermaſsen wieder zu Ehren; nicht etwa aus Inconſequenz: nein, aus purer chriſtlicher Milde, gleich einem Strafprediger an heiliger Stätte, wo er allein ſprechen darf. — — Möchte doch Hr. *Schlegel* in der Folge, ehe er ſich zum Weltreformator aufwirft, erſt in ſeinen eigenen Geiſt und in ſeine Begriffe Licht und Wahrheit bringen!

Unter der zweyten Rubrik: *Reflexionen*, finden ſich im erſten Hefte einige Gedanken von Jean Paul, von Jacobi, von Platner (über Aufklärung, nicht ſehr hervorſtechend), und Fragmente aus Thiemens hinterlaſſenen Papieren, welche Hr. D. *Gruber* in Leipzig herauszugeben gedenkt. Dieſe Bruchſtücke zeigen den als einen lehrreichen Schriftſteller für die Jugend bekannten Vf. von neuen Seiten, als ſelbſtforſchenden Denker über die verſchiedenſten praktiſchen Angelegenheiten der Menſchheit. Im zweyten Hefte iſt dieſe Rubrik vorzüglich fruchtbar, und enthält mehr Eigenes, als Auszüge aus anderen ſchon bekannten Werken. Beſonders gewährt die Frage, ob Göthes oder Herders Meynung über den Charakter des Hamlet in Shakespear's Trauerſpiel den Ausſchlag gebe, Stoff zu intereſſanten Bemerkungen, die am Ende mehr für Göthes Meynung entſcheiden. Am wenigſten hat uns der Aufſatz S. 172., über die beſten deutſchen Proſaiſten befriediget. Leſſing wird von dem Vf. aus dieſem kleinen Cirkel ausgeſchloſſen, und, um dieſs Urtheil zu decken, Leſſings eigenes Bekenntniſs angeführt. Allein das letzte muſs ungefähr mit einem ähnlichen, welches der mit attiſcher Feinheit ſich ſchätzende Kunſtrichter über ſeine dramatiſchen Verdienſte fällte, in Parallele gebracht werden; und was das erſte anlangt, ſo ſollte ja wohl zuförderſt nach den verſchiedenen Schattirungen, welche der proſaiſche Stil, den verſchiedenen Gegenſtänden gemäſs, nicht bloſs annimmt, ſondern erfodert, und ob denn viele andere Proſaiſten dieſe Verſchiedenheit mit gleicher Gewandheit des Geiſtes und der Sprache dargeſtellt haben, von dem Urtheiler gefragt worden ſeyn.

Die dritte Rubrik, welche theils neue vorzügliche Werke kurz, aber meiſt treffend, charakteriſirt, theils literariſche Nachrichten und Anekdoten enthält, eignet ſich nicht zu einer genaueren Beurtheilung in dieſer Zeitung. Nur die Warnung müſſen wir für den Herausgeber beyfügen, alle literariſche Phlyarie, welche bald in leeren und unverbürgten Sagen (z. B. von dem Wettſtreit zwiſchen Göthe, Voſs und Baggeſen I. S. 77. von Huber S. 76. von dem Director Plato II. S. 220. u. ſ. w.) ſich umher treibt, bald auf Widerſprüche des Urtheils hinausläuft (I. p. 66. 69.), künftig ſtrenger zurück zu weiſen, weil ſie unter der Würde einer ſich ſelbſt achtenden und dem Charakter der Literaturbriefe nachſtrebenden Zeitſchrift iſt.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Auswahl intereſſanter proſaiſcher und poëtiſcher Aufſätze aus den Werken berühmter neuer Schriftſteller.* 1801. VIII. u. 240 S. 8. (18 gr.)

Zwar eine Compilation, wie ſchon der Titel ankündiget, aber eine verſtändige. Denn da manche Werke unſerer beſſeren Schriftſteller entweder für manchen Freund der Lectüre zu koſtbar ſind, oder vielleicht hier und da ganze Aufſätze, wenigſtens einzelne Stellen enthalten, die der Sittlichkeit und dem reinen Gefühle junger Leſer Gefahr drohen: ſo kann allerdings eine auserwählte Sammlung intereſſanter Aufſätze den Liebhabern der Lectüre ein dienliches Mittel werden, die Augenblicke der Muſse auf eine ſo angenehme als erlaubte Art auszufüllen. Der Vf. hat aus Pfeffels, Ramlers, Meiſsners Schriften, aus dem deutſchen Merkur, Starkes Gemälden und einigen ähnlichen Schriften gewählt, und beſtimmt ſein Buch dem Geſchäftsmanne, der gebildeten Frau und der heranwachſenden Jugend zur belehrenden Unterhaltung. Für dieſen Zweck können wir es aus eigener Erfahrung empfehlen.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Moraliſche Reden über die Beſtimmung und (die) wichtigſten Pflichten des Jünglings*, in den Religionsſtunden der zweyten Claſſe des Lübeckiſchen Gymnaſiums gehalten von *Heinrich Kunhardt*, Dr. d. Philoſ. u. Conrector des Gymnaſiums. 1803. VI. u. 140 S. 8.

Auch wir ſind der Ueberzeugung, welche der Vf. in der Vorrede ausſpricht, daſs der zuſammenhängende Vortrag religiöſer und ſittlicher Wahrheiten, wenn er mit katechetiſchen Vorübungen abwechſelt, und Stoff ſowohl als Einkleidung zweckmäſsig gewählt ſind, auf jugendliche Gemüther, durch Belebung und Verfeinerung des moraliſchen Sinnes, den wohlthätigſten Eindruck mache; da hingegen die bloſse Fragmethode, ſo glücklich ſie den Verſtand übt, doch oftmals das Herz kalt läſst, und eine vollſtändige Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten erſchwert. Dieſer Ueberzeugung gemäſs, hat der Vf. dieſe Vorträge

träge vor Jünglingen gehalten, deren Fähigkeiten der Stoff sowohl als die Ausführung passend ist. Sie behandeln vorzüglich die Pflichten der Jugend: z. B. über den Zweck öffentlicher Schulen und über des Schülers Antheil an dessen Erreichung; über die zweckmäfsigste Benutzung der Schuljahre; über die nothwendigsten Rücksichten bey der Wahl des Standes, vorzüglich für junge Gelehrte und Künstler. Aber auch dann, wenn der Vf. solche Gebote der Sittlichkeit, die für jedermann gültig und anwendbar sind, behandelt, z. B. über die Schaamhaftigkeit; über strenge Selbstprüfung, als Beförderungsmittel sittlicher Gewohnheit; über die Macht der Gewohnheit; und ähnliche, hat er diese Gebote in ihrer Beziehung auf die besonderen Verhältnisse der Jugend dargestellt. Aeltern und Erzieher, welche ihre schon heranwachsenden Kinder oder Zöglinge auf ihre Pflichten und auf die Bestimmung des Menschen aufmerksam machen wollen, werden ihnen gewifs auch dieses Buch mit Nutzen in die Hände geben können.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Münster* u. *Leipzig*, in Com. b. Waldeck: *Johann Baptist Boners*, Arzt (es) zu Münster, *Beantwortung der Frage: Ob man bey der in den Jahren 1795 und 1800 im Hochstift Münster herrschenden Ruhr-Epidemie ein persönliches Contagium zu fürchten hatte; mit Hinsicht auf die Wichtigkeit der Entscheidung dieser Frage.* 1802. 3 Bog. 8. (4 gr.) So sehr Rec., durch viele und mehrjährige Erfahrungen überzeugt, mit dem Vf. über die (Stoll'sche) Theorie von der Ruhr und die Unschuld dieser Krankheit in Rücksicht des ihr angeschuldigten Ansteckungsvermögens übereinstimmt: so sehr hätte er gewünscht, dafs derselbe manche ermüdende, weitschweifige, Erörterungen weggelassen, und statt ihrer lieber vollständige beweisende Krankengeschichten hier niedergelegt hätte. Der Gegenstand wird in vier Abschnitten behandelt. Wir übergehen den I. und III., welche *Prolegomena* und *Raisonnement* überschrieben sind, und genugsame Beweise für das oben Gesagte enthalten, um Einiges aus dem II. auszuheben, den der Vf. *Resultate meiner Erfahrungen und Beobachtungen* betitelt hat. Beide Epidemieen fingen nach vorhergegangener starker Hitze und darauf eingetretener nasser, unbeständiger, bald warmer, bald kühler, Witterung gegen die Mitte des Septembers an. Sie trafen, ohne Unterschied des Lebensalters, durchgehends den Mittelstand und die mehr arme Volksclasse. Bey vielen Kranken war nicht die mindeste Spur eines Fiebers zugegen. Bey einem elfjährigen Knaben war es doppelt dreytägig. Andere hatten leichte Tertianfieber. Im J. 1795 war der Genius der Epidemie sehr galligt, im J. 1800 nervös. Die Krankheit zeigte sich oft ganz als ein vager Rheumatismus. Die Ruhr verschwand; es stellte sich eine katarrhalische Augenentzündung oder ein Halsübel, eine Brustkrankheit, (eine sehr uneigentliche Benennung!) ein Rheumatismus, u. d. gl. ein; und waren diese gehoben, so kehrte die Ruhr zurück. Uebelbehandelte Kranke starben bey weitem nicht immer an den unmittelbaren Gefahr drohenden Folgen der Ruhr, nämlich an einer Entzündung der Gedärme oder anderer Theile des Unterleibes, sondern, nach den Umständen, bald an einer Lungenentzündung, bald an einer Bräune, bald an einem Schlagflusse, u. s. w. (Dies ist eine von den Stellen, die hauptsächlich durch ganz bestimmte, genaue, detaillirte, Krankengeschichten und Sectionen unterstützt zu werden verdient hätten.) Bey neun Kranken beobachtete der Vf. wahre Ruhrtripper, (man kann wohl denken, was er eigentlich damit sagen will, aber zweckmäfsiger wäre es doch gewesen, sich nicht so schwankend auszudrücken,) die er durch blofse antirheumatische Behandlung heilte. Bey einem Knaben von sechs Jahren verschwand plötzlich die Ruhr, worauf sogleich eine hartnäckige Paraphimosis entstand. Bey Frauenzimmern wechselte verschiedentlich der weifse Flufs mit der Ruhr: letztere verschwand, und jener wich einzig und allein einer antirheumatischen Behandlung. Mehrmals nahm der Vf. nach dem Verlaufe der Ruhrkrankheit Puckel, Exostosen, und Gelenkwassersuchten wahr, die er alle mit stärkenden, nebenbey bald diaphoretischen, bald diuretischen und reizmildernden, Mitteln glücklich behandelte. Bey einer 32jährigen Frau zeigte sich nach überstandener Ruhr eine Pädarthrocace an der linken Tibia, die durch Antimonialmittel mit China, häufige Getränke von Sarsaparille und Dulcamara, und die äufsere Anwendung erst des Carottenbreyes, dann des trockenen Meerschwammes, geheilt wurde. (Auch hier wären genugthuende Belege durch die ganze Reihe von Thatsachen erfoderlich gewesen. Sollte hier nicht vielleicht das bekannte: *post hoc, ergo propter hoc*, im Hinterhalte stecken? Gewifs wird wenigstens Rec. nicht der Einzige seyn, der nie dergleichen, als Folgen der Ruhr, sah.) Mehrere Ruhrkranke bekamen nach überstandener Krankheit Fleischgeschwüre, die ganz das Ansehen der Gichtgeschwüre hatten und mit gutem Erfolge als solche behandelt wurden. Der IV. Abschnitt handelt die *Wichtigkeit der Entscheidung der im Titel dieser Schrift vorgelegten Frage* gründlich ab, besonders die Nachtheile, die daraus entspringen, wenn eine nicht ansteckende Krankheit von Aerzten für ansteckend erklärt wird. „Die Ruhr," sagt er S. 39., „*sollte* „giftig und ansteckend seyn. *Die Menschen mufsten dieserhalb* „*in der Kleidung, worin sie gestorben, begraben werden; ob-* „*ne alles Gefolge mufsten sie begraben werden; selbst bey den* „*wirklich Genesenen befürchtete man noch ansteckendes Gift,* „*und sie blieben mehrere Wochen von dem Umgange mit den* „*Gesunden und dem gemeinschaftlichen Gottesdienste ausge-* „*schlossen.*" Unbarmherzig genug wurden (S. 44.) zarte Ruhrkinder von ihren Müttern getrennt. „Der Erfolg" (des Urtheils, dafs die Ruhr nicht ansteckend sey,) „war für mich" (schliefst der Vf. S. 46. seinen Aufsatz), „nicht der beste; Ver-„drufs mancherley Art stürmte auf mich ein; man beschuldig-„te mich eines Widersprechungsgeistes, eines Eigendünkels, — „Eigenschaften, die keinem Arzte Ehre machen. Ich würde „allen diesen Verdrieslichkeiten ausgewichen seyn, wenn ich „meine Meynung eingelenkt, wenn ich das, was ich für er-„probte Wahrheit hielt und halten mufste, nur allein für mich „selbst benützt hätte. Ich habe es nicht gethan, und ich ha-„be mich gerechtfertigt." — Traurig, dafs es noch einer Rechtfertigung bedurfte!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Junius 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Leben des Desiderius Erasmus.* 1802. 171 S. 8. mit dem Bilde des Erasmus.

Auch unter dem Titel:

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Ein Lesebuch für den Bürger. *Siebenter Band.* (12 gr.)

Erasmus hat seit dreyhundert Jahren, nicht nur unter den Reformatoren, sondern überhaupt unter den grofsen Männern im Reiche der Wissenschaften, sogar als einer der vornehmsten Anführer in der glücklichen Cultur dieses Reichs, eine sehr ehrenvolle Stelle eingenommen, und diese Stelle hat ihm nicht etwa blofs eine zahlreiche und mächtige Secte, oder der unübersehbare Haufe mittelmäfsiger Köpfe, welche jeden Mann, den seine Zeitgenossen angestaunt und bewundert haben, nie anzustaunen und zu bewundern aufhören, angewiesen; sondern es haben ihm die vortrefflichsten Männer neuerer Zeiten, selbst die einsichtvollsten Gelehrten der entgegensetzten Religionspartheyen zwischen welchen er gleichsam in der Mitte stand, und deren keine er ganz befriedigte, diesen Rang bis auf unsere Tage willig zugestanden. Hier aber kömmt ein Ungenannter, der die gesammte Nachkommenschaft eines andern belehrt, und das nicht etwa blofs durch vorgelegte Zweifel an der Richtigkeit des bisherigen Begriffs, sondern mit einer Zuversichtlichkeit, die wenig ihres gleichen hat. Er *verweiset* gerade zu den E. *aus dem Kreise grofser Männer, unter welche ihn nur eine blinde und befangene Herkömmlichkeit gesetzt haben soll.* Es scheint ihm ganz an der Zeit zu seyn, Männer, wie E., *so tief aufzugreifen, als möglich, und so ungescheut und stark hinzustellen. Was ist es denn nun mehr, wenn ein Götze weniger wird?* Nach einer solchen Ankündigung mufs man doch gewifs einen Schriftsteller erwarten, der weit tiefer in den Geist und die Gaben, in die Schriften, Verdienste, Fehler und Schwächen des E. eingedrungen ist, als die scharfsichtigsten Köpfe, die auf diesen gefolgt sind. Diese Erwartung fällt aber gewaltig, wenn man liest, dafs der Vf. zwar *Gaudius* und *Burigny's* Lebensbeschreibungen des E. kenne; *sich* aber doch *vorzüglich an die* reichhaltige und fleifsige, mit dem besten Willen von *Hefs* zu Zürich, 1790 in 2 Octavbänden *gelieferte, gehaltene habe.* Davon, dafs der Vf. die Schriften des E. und ihn selbst darin genau studirt hätte — worauf doch hier so ungemein viel ankam — kein Wort, und die ganze Schrift beweist das Gegentheil.

Nach einem Gemeinplatz also, wie folget: „Es liegt in den Bedingungen jedes wahrhaft grofsen Ereignisses, welches das Fortschreiten des menschlichen Geistes befördert, dafs nicht nur das, was ihm von aufsen her entgegen steht, kräftig und gewaltsam zurückgetrieben; sondern auch der Kreis selbst, worin es sich bewegt, immer bestimmter abgerundet, und auch innerhalb desselben alles ausgeschieden werde, was ihn verunreinigen, und seine feste Abgeschlossenheit hindern konnte," und nach einer Anwendung desselben auf die Reformation und *Erasmus*, der sogleich — also viel zu früh, — ohne alle historische Data — tief unter *Luthern*, beschämt und feig, heruntergesetzt wird, findet man einen Auszug aus der gedachten *Hessischen* Biographie, der die merkwürdigern Auftritte und Vorfälle seines Lebens, seine Reisen, und besonders seine vielen Streitigkeiten erzählt; seine weit wichtigern Schriften aber gleichsam nur im Vorbeygehen berührt, und sie entweder mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Verachtung abfertigt; eine Gesinnung, die überhaupt mit einer fast beständigen Herabwürdigung seiner Gaben, seines Charakters und seiner Arbeiten verbunden ist. So schreibt der Vf. S. 23. Der Hauptinhalt von *Erasmi Handbuche eines christlichen Soldaten*, laufe auf *eine schale Vergleichung des Christen mit dem Soldaten* hinaus; es sey *ein rednerisches Spielwerk.* Gleichwohl sagt E. selbst, er habe darin den Irthum der meisten Christen widerlegen wollen, dafs die Religion in der Beobachtung eines äufserlichen Ceremoniels bestehe, und in der That erklärt er sich schon damals (im J. 1501.) lebhaft wider die Anrufung der Heiligen. Nach S. 24 *konnte der Zustand der Religionswissenschaft nichts in ihm anregen und ansprechen, als seine Galle und seinen Witz.* Auf *Reuchlin* soll er *eine gemeine, schale, schwülstige Vergötterung* geschrieben haben. (S. 49.) In seiner Ausgabe des N. Test. waren *Text, Uebersetzung und Anmerkungen für die Nachfrage* da. (S. 51.) *Sein Spott und seine Laune* scheinen mehr *eine Uebereilung seiner Natur, als ein mit Freyheit und Liebe bis zur Kunst gesteigerter Trieb*, mehr *ein vorlauter Kitzel*, als ein üppiger Erguss einer ausgebildeten Kraft zu seyn. *Die Religionswissenschaft war ihm nur ein Tummelplatz*, auf welchem er Gelegenheit hatte, seine Belesenheit in verschiedenen abspringenden Richtungen zu zeigen, und eine Streitfrage von mehrern Seiten anzufassen, ohne darum immer in die Mitte kräftig einzudringen. (S. 61. 62.) Seine Streitschrift wider *Luthern vom freyen Willen war eine rohe Schrift;* aber

Luther wollte die Theologie nicht als eine spitzfindige Wiſſenſchaft *menſchlich betrieben wiſſen;* ſondern als eine Angelegenheit des Gewiſſens und Glaubens. Endlich *ſammelt ſich der Vf.* noch einmal, (S. 163) für *das Bild des Erasmus. Ueppige Beweglichkeit* ſoll der Grundzug ſeyn, aus dem ſich alle Erſcheinungen in ihm erklären laſſen. *„Er warf ſich mit ſchöner Uebereilung in ein weiteres und fröhlicheres Gebiet,* als das damalige wiſſenſchaftliche war, ein Gebiet, welches auch die kleinſte Bemühung, es urbar zu machen, reicher und köſtlicher lohnte. Aber ſeine Kraft war noch zu weich, als daſs ſie herrſchend in dieſem Gebiete ſich hätte halten können; dieſs und die Umſtände machten, *daſs er ſelbſt darin verloren gieng.* Denn kaum hatte er das damals ſchon nicht unwichtige Verdienſt, *die Oberfläche berührt* zu haben, als ein zu frühes Lob ſeinen Ehrgeiz rege machte, und *ſeine Armuth ihn zwang, ſein* anerkanntes *Talent, ſich leichter in einer fremden Sprache zu bewegen,* zu gebrauchen. Stoff genug bot ihm die Zeit dar, an dem er es verſuchen konnte, und *je loſer und minder ernſt er es gebrauchte, deſto gefälliger lieh man ihm das Ohr.* Aus dem Leben, wie aus der einzig geltenden Wiſſenſchaft, der Theologie, *griff er irgend etwas auf, um welches er ſchwebte, und an welchem er mancherley ausfindig machte.* So gewann er *eine Vielſeitigkeit, die* viele Menſchen zu ihm lockte, und ihm ſofern *ſein bürgerliches Daſeyn ſicherte;* aber ihm ſelbſt war ſie nachtheilig. Denn ſie machte ihm ein tiefes, inniges, einziges Intereſſe für irgend ein laut gewordenes Bedürfniſs oder Streben des Gemüths unmöglich; machte es ihm unmöglich, von der Mitte aus ſich kräftig, nach allen Seiten hin zu verbreiten. *In den vielfachſten Richtungen immer abſpringend, floſs ſeine Kraft dahin;* brach ſich früher in etwas freyerer Ueppigkeit, und zerflatterte ſpäter in unfreyer Heftigkeit. *Auf dieſem* eingeſchlagenen *Wege, auf dem alles für ihn nur Etwas ward, worüber er gefällig und zierlich plaudern konnte,* erhielt ihn das verhätſchelnde Lobpreiſen ſeiner Freunde. *Er kam im eigentlichſten Verſtande nie zu ſich ſelbſt;* konnte nie in ſicherer vollendeter Abgeſchloſſenheit beruhen; und nur aus dieſer *Unzuſammenhängigkeit,* nirgends anders woher, iſt wiederum *die Unmöglichkeit* zu erklären, *irgend etwas über ſeine Denkart feſtſetzen zu können, als das, daſs ſich eben nichts darüber feſtſetzen läſst.“*

An dieſer erkünſtelten Declamation in die Luft hinein, aber völlig im neueſten Tone; an dieſer Caricatur wird niemand, der mit dem *Erasmus* einigermaſsen vertraut iſt, ihn wieder erkennen. Der Vf., der ihm, unter andern Seltſamkeiten, eine *Vielſeitigkeit* beylegt, empfindet es nicht, daſs ſein Gemälde durch eine höchſt *einſeitige* und partheyiſche Anſicht völlig miſslungen iſt. Weil *Erasmus* nicht den Geiſt *Luthers* hatte; nicht, wie dieſer, das ganze kirchliche und Religionsgebäude ſeiner Zeit zertrümmern wollte, um ein feſteres aufzubauen: ſo kann er unmöglich ein groſser Mann geweſen ſeyn! und weil er nur viele Stellen deſſelben ſanft, gelaſſen und ruheliebend, ohne ſelbſt daraus zu weichen, zu verbeſſern ſuchte: ſo war er nothwendig ein elender Schwachkopf! Merkte der Vf. denn nicht, daſs ſich durch einen ſolchen Trugſchluſs manche ehrwürdige Theilnehmer und Beförderer der Reformation, ſelbſt ein *Melanchthon*, tief erniedrigen laſſen? Davon aber, daſs *Erasmus* nach ſo vielen Jahrhunderten der erſte war, ja, gewiſſermaſsen überhaupt in der chriſtlichen Kirche der allererſte, der die ächte theologiſche Methode, Anwendung der alten Literatur auf die Theologie, Kritik, gründlichere Exegeſe, freyern hiſtoriſchen, philoſophiſchen und dogmatiſchen Forſchungsgeiſt, gleiche Behandlung der Patriſtik, Anweiſung zum edlern Religionsvortrag gelehrt, und bey richtiger und ſcharfer Beurtheilung, auch ſeinem Geſchmacke und Witz im Ausdrucke von allem, was er lehrte, ſelbſt das Beyſpiel gegeben, daſs er viele Gattungen des Aberglaubens und religiöſer Vorurtheile glüklich beſtritten; den Reformatoren ihren Weg ungemein gebahnt; ſelbſt ohne und wider ſeine Abſicht die Reformation ſehr befördert; auf die gebildeteſten Claſſen und angeſehenſten Stände unter mehrern europäiſchen Nationen zum Beſten der Wiſſenſchaften mächtig gewirkt hat, — doch wohl vermuthlich Eigenſchaften und Verdienſte eines groſsen Mannes? — Von allem dieſem weiſs entweder der Vf. nichts, oder affectirt es nicht zu wiſſen, und beſchreibt gleichwohl das Leben des *Erasmus!* Endlich begreifen wir auch nicht, wie dieſes nach dem Titel, ein *Leſebuch für den Bürger* abgeben könne. Was kann es dieſem helfen, weitläufig bewieſen zu ſehen, daſs *Erasmus* kein groſser Mann geweſen ſey, und daſs er ganz und gar keine Vergleichung mit *Luthern*, nicht einmal mit *Hutten*, aushalte, ausführliche Nachrichten von ſeinen Streitigkeiten, mit *Stunica, Bedda, Carpi, Lee*, u. a. m. zu leſen? Er will, wie ihm verſprochen iſt, den Reformator kennen lernen; und erfährt davon nichts. Selbſt die pretiöſe Schreibart hindert ihn daran, hier ein Leſebuch zu finden. Und gerade das Einzige, was ihn in dem Leben des E. hätte anziehen können, ſo viele anmuthige, witzige, ſatyriſche Schilderungen der Sitten, Meynungen, Miſsbräuche, Thorheiten, abergläubiſcher Ausſchweifungen, u. dgl. m. ſeiner Zeit, von welchen beſonders die *Dialogen* des groſsen Mannes überflieſſen, iſt hier durchaus nicht benutzt worden.

PARMA, in d. kön., jetzt Nat. Druck.: *Dizionario ſtoricho degli Autori ebrei e delle loro opere,* diteſo dal Dottore *G. B. De-Roſſi*, Prof. di lingue or. 1802. Vol. I. 192 S. Vol. II. 170 S. 8.

Unter allen Zeitgenoſſen hatte wohl keiner zu einem Werk dieſer Art den Beruf, wie Hr. *De Roſſi.* Er beſitzt nicht allein eine beſondre Kenntnis jüdiſcher Schriften, er beſitzt auch eigenthümlich eine Sammlung von jüdiſchen, gedruckten und ungedruckten, Werken, wie ſie nirgends, auch nicht in einer öffentlichen Bibliothek zu finden ſeyn wird. Das

Wolf

Wolf in der *Bibliotheca hebraica*, und andre Vorgänger nicht selten berichtigt und ergänzt worden, ist zu erwarten. Ob aber auch Vollständigkeit beabsichtet und erreicht worden sey, ist zweifelhaft. Man findet selbst aus Italien nur wenige Namen der neuern Zeit, z. B. Jacob Saraval, aus Venedig; er starb als Rabbine zu Mantua 1782, er war auch mit den Schriften christlicher Philologen gut bekannt; als Beweis seiner aufgeklärten Denkungsart wird bemerkt, dafs er bey aller Anhänglichkeit an die Masora und an den masoretischen Text der Meynung war, die verschiedenen Lesarten der hebräisch-biblischen Mspte seyen nach der Uebereinstimmung mit den alten Uebersetzungen zu beurtheilen. Israel Benjamin Bassani, Rabbine zu Reggio, starb 1790. Er galt für einen der besten Dichter des Zeitalters, und war wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seiner Rechtschaffenheit von Juden und von Christen sehr geachtet. — Von Deutschen nicht unberühmten Juden erscheint Bloch; Maimon; sehr ausführlich Mendelssohn; auch Weisel Herz Naftali, deutsch: Hartwig Wessely. Von diesem wird aber nichts angegeben, als sein Sendschreiben *Divrè Scalom veemed.* (Dieses Sendschreiben דברי שלום ואמת, ist nur das Erste von vier Bändchen Sendschreiben, מכתבים.) Marcus Herz ist nur beyläufig, im Artikel Maimon, genannt. Vergebens sucht man Andre, z. B. Jo. Abr. Euchel, Dav. Friedlander, Joel Lpewe, Aaron Wolffssohn. — Freylich, selbst das Gelehrte Deutschland hat von diesen und andern jüdischen Gelehrten in Deutschland nur unvollkommne Nachrichten. Die unsers Wissens eingegangene jüdische Zeitschrift, המאסף, der Sammler, ist eine reiche Quelle literarischer Nachrichten, aber selbst De-Rossi bey allen seinem Reichthum scheint dieses Werk nicht zu kennen. Unerwartete Zugaben sind Biblia Rabbinica; Jetzira; Machazor; Masora; Medrascim; Pedach Devarai; Rabboth; Sifrà; Talmud, u. dgl. Nicht vergessen sind Filone Alessandrino, Flavio Giuseppe, Aquila, Teodozione. Unter die vorzüglichern Artikel gehören Elias Levita, sein Geburtsjahr wird auf 1472 bestimmt; Mose Maimonides, geb. 1139. Saadia Gaon; Tanchum. Dieser wird auf das Urtheil von Pocock und Schnurrer sehr gerühmt, mit Verweisung auf des Letztern *Dissertazioni filologico-critiche, massimamente in quella, che risguarda il capo XXI di Ezechiele, nella quale posta in arabo e in latino un lungo estratto relativo a questo capo.* Es war vielmehr eine andre Abhandlung anzuführen, *R. Tanchum Hierosolymitani ad libros vet. Test. commentarii arabici specimen.* — Tubing. 1791. Das Hebräische ist durchaus nur mit lateinischer Schrift, aber nach italiänischer Aussprache, ausgedrückt *Even ahezer* (אבן העזר), *Sod ascem* (סוד השם), *Kaarad chèsef* (קערת כסף). Eben so müssen sich auch die Namen von Personen behandeln lassen, *Illele* für *Hillel; Uezio* II. 146 wird wohl *Huetius* seyn. Sehr oft sagt der Vf. d in Leser: *Vedi il Catalogo ragionato de' miei Mss.* Dieser *Catalogue raisonné* ist noch nicht vorhanden, er wird aber erscheinen unter dem Titel: *Mss. codices hebraici omnium facultatum bibliothecae auctoris accurate descripti, perpetuisque scholiis historico-criticis ac commentario illustrati.* Der erste Band ist in der Presse.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HADAMAR, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Rabbinische Mythen, Erzählungen und Lügen. Nebst zwey Balladen der christlichen Mythologie im Mittelalter.* 1802. VIII u. 136 S. 8. (12 gr.)

Eisenmengers entdecktes Judenthum hat seit einigen Jahren das Schicksal, von vielen Schriftstellern compilirt zu werden. Auch die gegenwärtige Schrift hat, wie sie in der Vorrede selbst gesteht, ihre Erzählungen gröfstentheils daraus entlehnt, doch ist das, was im Eisenmenger zerstreut umher steht, hier zusammengestellt und abgekürzt worden. Daraus ist eine für das gröfsere Publicum vielleicht nicht uninteressante, und, wie wir glauben, auch nicht ganz nutzlose Lectüre entstanden. Dafs aber der Sammler hauptsächlich ein *theologisches* Publicum vor Augen gehabt hat, ergiebt sich theils aus der Wahl der aufgenommenen Stücke, theils aus der Vorrede, worin der Vf., nach einigen Bemerkungen über die Absicht der gegenwärtigen Sammlung, Einiges über die Vorstellungen vom *Teufel* zu verschiedenen Zeiten beybringt, was aber zum Theil nicht ganz richtig ist, zum Theil einer ausführlichern Entwicklung bedürfte. S. V. heifst es, dafs „die Furchtbarkeit des Teufels keineswegs eine alte Vorstellung, sondern erst in neueren Zeiten, zum Theil in den Jahrhunderten der Reformation, und vielleicht mit durch Luther, ausgebildet sey. Ferner: „In den Rabbinischen Erzählungen erscheint er (der Teufel) auch keineswegs als gräfslich, im Bilde eines Menschenfressers; sondern er ist der Verführer zum Bösen, der da Gewalt hat, wo gesündiget wird, von der Gemeinschaft mit Gott aber nicht ausgeschlossen ist, sondern mit ihm freundschaftlich verkehrt; der thätig ist, wo Klugheit und List erfodert wird; und der, wie auch in den christlichen Erzählungen, fast immer mit einem komischen Zusatze erscheint. Was der Fuchs unter den Thieren ist, ist der Teufel unter den Engeln des Himmels. Wobey nur dieses sonderbar, dafs man von den guten Engeln fast gar nichts hört, dafs man, wie in Klopstocks Messiade, nur die Teufel handeln sieht, während die Engel in glücklicher Ruhe nur zu geniefsen scheinen, und in der That arme Teufel sind.“ Freylich ist es richtig, dafs der Teufel in den Zeiten des Mittelalters häufig mehr als ein lustiger Geselle als ein Schreck-Gott vorgestellt wird, und dafs er auch in einigen rabbinischen Erzählungen so vorkommt; allein das ist nicht immer der Fall. Das neue Testament stellt ihn als brüllenden Löwen, als die alte Schlange, als furchtbaren Drachen, Fürsten der Hölle, Vater der Nacht u. s. w. vor. An die grausenden Beschreibungen, welche die Kirchenväter von seiner Furchtbarkeit entwerfen, mufs der Vf.

gar

gar nicht gedacht haben. Nro. XXXIII. S. 97 ff. *Rabbinische Erzählungen von Jesus Christus.* Eine Uebersetzung des berüchtigten *Sepher Toledoth Jeschu* aus Wagenseil's: *Tela ignea Satanae* Altdorf. 1681. 4. S. 101. hätte eine Anmerkung über den Unterschied des Namens *Jeschu* und *Jesus* (nach den Rabbinen) gemacht werden sollen, denn ein des Hebräischen unkundiger Leser wird schwerlich das dort Gesagte verstehen. S. 102 und 103 steht zweymal „von den Löwen *angebellet*" statt angebrüllt. Ueberhaupt hat der Vf. auf den Stil gar keine Sorgfalt verwendet, welches gleich in der Vorrede keinen guten Eindruck macht. S. VI. „Die talmudische Erzählung von der Gründung Roms *daher* scheint mir eine ältere zu seyn." S. VIII. „Ging nun die Bibel auch eben nicht mit ihrem Beyspiele voran; *doch* haben spätere Rabbinen" u. s. w. Eine Reihe kleiner Erzählungen. Nro. XXVI. S. 70 ff. führt die sonderbare Aufschrift: „*Der hebräische Münchhausen*"! Hin und wieder kommen auch Ausfälle auf die neuen Transcendental-Aesthetiker vor, die man so leicht hier nicht suchen dürfte. Z. B. S. 91. 92. in der Anmerkung. Und in der Vorrede heißt es S. I. „Man müsste es völlig unbegreiflich finden, wie ein ganzes Volk Jahrhunderte hindurch dieß Gewirr von Witz und Aberwitz als Aushauch göttlicher Begeisterung verehren konnte, wenn nicht manches neuere Werk der neuesten philosophischen Aesthetik auf ähnliche Art unter einem Gewirr des sinnlosesten Unsinns einzelne grosse Ideen, wie verloren, verbärge, und Andere solche Werke doch als Meisterwerke des erhabensten Genius apotheosirten. Und dieß geschieht in unserem hellerem Zeitalter; jenes in den luftleeren Jahrhunderten der Barbarey" —. Die auf dem Titel angekündigten: *Zwey Balladen der christlicher Mythologie im Mittelalter* S. 123—136 sind I. der Schneidermeister Fips im Paradiese. II. Der Minnesänger Salomo im Paradiese. Der Vf. versichert den Stoff aus „christlichen Fabeln des Mittelalters" genommen zu haben. Wir wünschten, dass er seine Quellen genauer angegeben hätte. Die letztere ist von keiner Bedeutung. Die erstere aber ist ziemlich munter und angenehm erzählt. Meister Fips wird, weil er oft gestohlen, vom Teufel geholt. Da dieser aber sein ganzes Augenmerk auf die zugleich mitgeholte fettere Seele eines Prälaten richtet, findet Mstr. Fips Gelegenheit, an den Pforten der Hölle zu entwischen, und sich, da Petrus eben abwesend ist, in den Himmels-Hof einzuschleichen und zu verstecken. Einst, als an einem schönen Tage der Himmels-Herr mit seinem ganzen Hofstaate spatzieren geht, schlüpft Fips, während ihrer Abwesenheit, in den Himmel, bewundert da die vielen schönen Sachen und vor allem unter dem Throne eine wunderbare Fallthüre, durch welche man alles, was auf der Erde geschieht, übersehen kann. Der neugierige Schneider sieht sogleich nach seiner Vaterstadt und Wohnung, wo er zu seinem grosen Schrecken gewahr wird, wie sich seine hochbetrübte Wittwe und der Altgesell zärtlich umarmen. Voll Zorn reisst er einen Fuss vom Throne ab, um damit das liebende Paar zu zerschmettern — aber in diesem Moment kommen die hohen Herrschaften vom Spatziergange zurück und der erschrockene Schneider retirirt sich hinter den Ofen.

Jetzt setzt sich auch der Herr, da kracht
Der Stuhl, und auf den Rücken
Fiel lang der liebe Gott: da lacht
Der Haufen bis zum Sticken.
Doch er sprang auf: „Ihr Teufelspack,
Wer thut mir diesen Schabernack! u. s. w.

Petrus durchsucht nun den ganzen Himmelssaal, wo denn endlich Mstr. Fips ergriffen wird, der sein Verbrechen nicht leugnen kann und reuevoll um Erbarmen fleht. Er erhält folgende Warnung:

Hör Fips! Hätt' ich um jeden Kuss
Und Flick, den du erschlichen,
Geworfen mit des Stuhles Fuss,
Du wärest längst verblichen.
Drum sey gewarnt, o Mensch! und lern'
Sanftmüthig seyn, verzeihe gern.

Wenn, was wir nicht bezweifeln wollen (ob wir gleich eine bestimmte Angabe gewünscht hätten), die Fabel wirklich sich aus dem Mittelalter herschreibt: so ist das ein neuer Beweis von der *liberalen* Denkungsart jenes Zeitalters, wo man es der *gaya scienca* erlaubte, selbst von den herrschenden Religionsvorstellungen einen unschuldigen Gebrauch zum Scherz zu machen.

* * *

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *C. D. Küsters christlicher Soldaten-Katechismus für die Jugend*, auch für Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen Reichen. Dritte verbess. Auflage. Von Sr. Majestät dem König, zum Prämien-Buche für Soldatenkinder bestimmt. Erster Theil, in welchem die vier Grundwahrheiten der Lehre Christi vorgetragen werden. 1801. XXXII u. 79 S. 2ter Th. XXXIV u. 140 S. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 376.)

Dieses Buch wird auch unter folgendem Titel verkauft:

C. D. Küsters christliche Soldaten-Belehrungen. Ein Lesebuch für die zum Militärstand bestimmte Jugend in Cadettenhäusern und Schulen. Auch Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen, von Katholischen, Lutherischen und Reformirten Religionsbekennern zu gebrauchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Junius 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Egerton u. Waring: *The engliſh Bowman, or tracts on Archery, to which is added the ſecond part of the Bowman's glory, by T. Roberts*, a member of the toxophilite ſociety 1801. 42 S. Vorrede u. Inhalt und 298 S. 8. mit Titelkupfer. (3 Rthlr. 16 gr.)

Ein eignes Werk von mehr als dreyhundert Seiten, (werden viele unſerer Leſer beym Anblick des Titels ausrufen) über eine einzige und ſo einfache körperliche Uebung, wie das Schieſsen mit Pfeil und Bogen! Zuſammengeſetztere Uebungen, wie Tanzen, Reiten, Fechten, verſtatten allerdings eine Menge von Regeln, und geben Stoff zu voluminöſen Büchern, worin ſie in *formam artis* gebracht ſind; aber Bogenſchieſsen — das lieſse ſich wohl auf ein Paar Octavſeiten hinlänglich beſchreiben. — Freylich iſt nicht zu läugnen, dafs ziemlich viel Weitſchweifigkeit und kleinliches Detail in dieſem, wie in den meiſten Büchern über ähnliche Materien, herrſcht; Rec. indeſſen iſt ein ſo groſser Liebhaber von Leibesübungen, und von dem Nutzen und dem Vergnügen, welche ſie gewähren, durch eigene Erfahrung ſo ſehr überzeugt, dafs dem ungeachtet auch das vorliegende Buch für ihn viel Intereſſe hatte.

Er kann ſich bey dieſer Gelegenheit nicht enthalten, den Wunſch zu äufsern, dafs man doch mehr und allgemeiner beherzigen möge, was in zwey, faſt zu gleicher Zeit vor einigen Jahren erſchienenen Schriften, in *Gutsmuths Gymnaſtik für die Jugend*, und in *Vieth's Encyklopädie der Leibesübungen* ſo eindringend empfohlen iſt. In beiden iſt auch das Bogenſchieſsen, wiewohl nur kurz, wie es der Zweck erfoderte, abgehandelt. Das erſtere Werk wird von Hn. *Roberts* unrichtig *Salzmanns Gymnaſtik* genannt — weil der engliſche Ueberſetzer für gut gefunden hat, den ihm bekanntern Namen mit dem weniger bekannten zu vertauſchen.

Die erſte Hälfte des *engliſh Bowman* iſt hiſtoriſch und zerfällt in drey Theile, wovon jeder in Kapitel und Abſchnitte getheilt iſt. Der erſte Theil enthält eine Geſchichte des Bogens von der erſten Bekanntwerdung in England, bis zu der Periode, wo ſein Gebrauch im Kriege durch Erfindung des Feuergewehrs abkam. Der Bogen war bekanntlich bey den alten Völkern, ſo wie noch jetzt bey den nicht europäiſch cultivirten allgemein im Gebrauch. Seine Einführung in England iſt ungewifs. Wahrſcheinlich indeſſen lernten die Einwohner des Landes dieſe Waffen ſchon im fünften Jahrhundert durch die Sachſen kennen; obgleich weit ſpäter der Gebrauch im Kriege noch nicht allgemein geweſen zu ſeyn ſcheint, wenn es wahr iſt, dafs Wilhelm der Eroberer ſeinen Normannen den Sieg verſprach, weil die Feinde keine Bogenſchützen hätten. Seit dieſer Zeit aber, das heifst ſeit dem Anfange des eilften Jahrhunderts, wurde der Bogen allgemein, und die Engländer zeichneten ſich vor andern Nationen in der Geſchicklichkeit, ihn zu behandeln, aus. — „*It was the weapon* (ſagt unſer Verfaſſer S. 15) „*of all others moſt ſuited to their „genius proweſs and ſtrength, with which they had been „accuſtomed to form an acquaintance, very early in „life; and it may with truth be ſaid, to have been the „toy of their infancy, the pride of their manhood, and „the boaſt of their old age.*“ In der zweyten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts wurde der Bogen durch das Feuergewehr allmählig verdrängt, obgleich viele kriegskundige Männer die Beybehaltung des erſteren neben dem letzteren wünſchten und anempfohlen, und ſelbſt über den Vorzug des einen oder des andern die Meynungen ſehr getheilt waren. Einer der eifrigſten Vertheidiger des Bogens war *John Smith*, der in ſeinen *Diſcourſes on Weapons*, London 1590. 4. eine Vergleichung deſſelben mit den Muſketen anſtellt, die ganz zum Nachtheil der letzteren ausfällt. *Humphry Barwick* ſchrieb dagegen ſeinen *Diſcours concerning the force and effect of all manual weapons of fire and the diſability of the long bow or archery.* Unſer Verfaſſer giebt von *Smiths* Werk einen Auszug S. 27—62, und ſtellt dann ſelbſt zwiſchen den genannten Waffen eine Vergleichung an, die von Unpartheylichkeit und Sachkenntnifs zeugt. *Smiths* Einwürfe gegen das Feuergewehr waren vielleicht für die damalige unvollkommene Beſchaffenheit dieſer neuen Waffen treffend; jetzt würde er ſie wahrſcheinlich ſelbſt zurücknehmen. *Roberts* bemerkt S. 67 hauptſächlich drey Puncte, worin die Kugel vor dem Pfeile unverkennbare Vorzüge hat, Geſchwindigkeit, Gewalt und Schufsweite (letztere iſt vom ſogenannten Kernſchufs zu verſtehen; bey Hand-Feuergewehren kann überhaupt von Schüſſen in hohen Bogen nicht leicht die Rede ſeyn). Die Kugel, ſagt er, erreicht das Ziel in einer Entfernung von hundert Yards (eine Yard hat bekanntlich 40$\frac{5}{7}$ franzöſ. Linien) in einer Viertel-Zeitſecunde; ein Pfeil auch vom ſtärkſten Bogen losgeſchnellet, braucht dazu nicht weniger als drey volle Secunden. Der Pfeil hat in einer Weite von zwey- bis dreyhundert Yards eine geringe Gewalt, die Kugel noch eine ſehr beträchtliche. Der *gezielte* Schufs mit der Kugel verſtattet eine Weite

von ungefähr hundert und zwanzig Yards, mit dem Pfeil nur funfzig. Will der Bogenschütze über diese Weite hinaus etwas treffen: so hängt es nicht mehr vom Zielen, sondern von Schätzung ab. Hingegen, sagt der Vf., wie uns dünkt, ganz richtig, hat auch der Bogen wiederum einige Vorzüge vor der Musketo. Jener verstattet geschwinder auf einander folgende Schüsse als diese. Es wird dabey folgende Erfahrung angeführt. „*An archer of this day has been known to shoot twelve arrows at forty six yards distance into the circumference of two feet within the space of one minute. An expert musketeer, cannot (we may presume) discharge above half as many bullets in that time with any certainty of effect. The best Prussian musketeers (whose pieces prime themselves) are said to discharge six bullets in a minute; but such rapidity of discharge is too fatiguing to be continued.*“ — Der Pfeil, auch ohne Gift, macht eine gefährlichere Wunde als eine Kugel. Letztere kann bekanntlich selbst ohne sonderliche Unbequemlichkeit, im Fleische stecken bleiben. Es würde hier der unrechte Ort seyn, die Vorzüge der Pfeil- und Kugelwaffen aus einander zu setzen; wir bemerken nur noch, was der Vf. nicht anführt, dass Bogen und Pfeil wohlfeil zu haben, leicht von Jedem selbst zu machen und auszubessern sind, weder Blitz noch Knall geben, ein geringes Gewicht haben, folglich weniger ermüden, und dass ihre Behandlung leicht zu erlernen ist. Rec. ist von den Vorzügen des Bogens nicht so sehr eingenommen, dass er die jetzigen Waffen dagegen herabsetzen will: aber doch scheint es ihm, dass man wohl einmal im Kriege wieder einen Versuch mit einigen Compagnien guter Bogenschützen machen könnte, und wenn er sich recht erinnert, so haben Männer von Metier dasselbe schon in Vorschlag gebracht. Auf jeden Fall aber verdient der Bogen wenigstens als ein Mittel zu einer anständigen und angenehmen Unterhaltung wieder in Aufnahme zu kommen. Rec. war sonst als Knabe ein ziemlicher Bogenschütze, und erinnert sich mit Vergnügen seiner Bogen von Fassreifen, seiner Pfeile von Rohr, und seiner Wurfspiesse. — Warum schämen wir Männer uns der Spiele der Jugend? Bedürfen wir diese Erholungen und Erheiterungen weniger? Warum vertauschen wir nicht die fatalen Zeit und Geld und Gesundheit verzehrenden Kartenblätter mit den unschuldigen, stärkenden, ermunternden körperlichen Spielen, bey denen unsere Knaben und Jünglinge so froh und gesund werden, wenn wir nicht etwa auch diese schon abhalten, um sie frühzeitig zu sitzenden Maschinen zu machen. — In England hat sich das Bogenschiessen als Vergnügen noch immer erhalten. Unser Vf. handelt davon im zweyten Theil seines Werks. Einzelne wenige Gesellschaften von Bogenschützen bestanden noch von alten Zeiten her, vornehmlich zwey in Lancashire und Cheshire. Aber nur erst vor zwanzig Jahren wurde es wieder allgemein beliebt. Im Jahr 1776 kam ein Hr. *Waring* auf den Einfall, seine durch vieles Sitzen zerrüttete Gesundheit durch diese Uebung wieder herzustellen, was ihm auch vollkommen gelang. Sir *Ashton Lever*, bey welchem jener sich in *Leicesterhouse* aufhielt, fand auch Geschmack daran; es gesellte sich bald eine Anzahl von Freunden zu ihm, und sie bildeten im Jahr 1780 eine Gesellschaft unter dem Namen der *Toxophilite Society*, wovon (wie das in Kupfer gestochene Dedicationsblatt dieses Buchs zeigt) der Prinz von Wales Patron, und der Herzog von Bedford Präsident ist. Es entstanden nun bald mehrere solche Bogenschützen-Gesellschaften, und selbst das schöne Geschlecht nahm Theil daran. — Im dritten Theil erzählt unser Vf. verschiedene Anekdoten von starken und geübten Bogenschützen älterer und neuerer Zeit — oder um uns seiner für ein deutsches Ohr etwas widrigen englischen Wortfügung zu bedienen: *an enquiry and investigation into such extraordinary feats, as are said to have been achieved with the english long bow etc.* vorzüglich von einem berühmt gewordenen, in einiger Hinsicht edlen Räuber, *Robin Hood*, der am Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, und mit seinen hundert starken Bogenschützen ein Schrecken der Reichen und ein Beschützer der Weiber und Armen war. Er soll einen Pfeil bis auf eine Weite von 1760 Yards haben schiessen können. Es werden bey dieser Gelegenheit noch einige Beyspiele von asiatischen Bogenschützen angeführt, womit man die in der *Encyklopädie der Leibesübungen* I. S. 424 und an andern Stellen vergleichen kann.

Wir haben uns bey dem historischen Theile des Werks etwas verweilet, theils weil dieser auch für solche Leser interessant seyn kann, welche die Uebung selbst nicht kennen und schätzen, indem wirklich historische Gelehrsamkeit darin angebracht ist, theils weil wir die letzte Hälfte des Buchs oder dessen vierten Theil kürzer anzeigen können, indem dieser eine lange Reihe von Regeln und Beschreibungen enthält, und keines Auszugs fähig ist. Es ist eine Umarbeitung eines vor drittehalb hundert Jahren herausgekommenen Buchs, unter dem Titel: *Toxophilus or the Schole of Partitions* by *Roger Asham*, London 1544. 4. Es wird darin gehandelt: von den Instrumenten zum Bogenschiessen überhaupt; von dem Armschilde (am linken Arm); von dem Handschuh (an der rechten Hand); von der Schnur oder Sehne; von dem Bogen selbst, dem besten Holze dazu, Regeln bey der Wahl des Bogens, Probe desselben, dem Handgriffe, den Enden, der besten Länge; von den Pfeilen, deren Materie, Form, Länge, Gewicht, Gefieder, u. s. w. Sodann von den Regeln der Behandlung selbst, überhaupt, und besonders vom Anspannen, von der Positur, vom Halten, Anziehen der Sehne, Losschnellen, von der Elevation, vom Schiessen nach einem Ziele, u. s. w.; von Erhaltung und Aufbewahrung des Bogens .... alles in eigenen Abschnitten, sehr lang ausgesponnen, — für einen, der nicht ganz besonderer Liebhaber ist, und selbst Bogen und Pfeil zur Hand hat, ermüdend. Zuletzt werden noch die verschiedenen Arten zu schiessen aufgezählt, je nachdem man die grösstmögliche Weite oder Höhe, oder das möglichst genaue Treffen eines

Ziels

Ziels zur Absicht hat. Wenn die Uebung bey uns so beliebt wäre, wie sie in England jetzt zu werden scheint: so verdiente das Buch ins Deutsche übersetzt zu werden, aber es liesse sich um die Hälfte abkürzen. Schliefslich merken wir noch an, dafs das Titelkupfer eine sehr richtig gezeichnete und gut gestochene Figur eines Schützen vorstellt, in dem Moment, wo er den Pfeil fliegen lassen will.

LEIPZIG, b. Rein: *Der Evangelische Kirchen-Rathgeber*, mit Vorbereitung zur Zukunft und Kirchenanzeigen. Herausgegeben von *Arepsarep Aredisda*. *Erstes Bändchen.* Vorbereitung aufs Lutherische Jubelfest 1817. 1803. 9 Bog. *Zweytes Bändchen.* Vertheidigung meines Herrn und seiner Apostel gegen neuere Verunglimpfungen. 10 B. 8. (16 gr.)

Ob Hr. *Arepsarep Aredisda*, wie er auch heissen mag, allein, oder ob mehrere mit ihm, wie er versichert, sich zu Evangelischen Rathgebern in dieser Schrift aufgeworfen haben; daran ist eben so gar viel nicht gelegen. Genug, es herrscht in derselben vom Anfange bis zum Ende einerley Ton: gutgemeynter, hitziger Eifer für biblische Religion, und ächt Evangelisch lutherischer Lehrbegriff; aber ein sehr geringes Maafs von Beurtheilung; seltsame Entwürfe, abentheuerliche Einfälle, apokalyptische Gesichter in die Zukunft, u. dgl. m. kurz das Resultat von allem diesem: *Non tali auxilio, nec defensoribus istis Tempus eget.* Man kann zwar Mitleiden mit dem oder den Verfassern haben, deren bedrängte Umstände nach S. 30 ein solches Erwerbungsmittel zu ergreifen genöthigt seyn mochten; aber darum ist es kein *Morden ihrer Ehre*, wie es S. 32 genannt wird, wenn man ihnen frey heraus sagt, dafs solche Hülfserbietungen, wie die ihrigen sind, bey der jetzigen Lage der Kirche, Religion und Theologie, von keiner Wirkung seyn können; wenn sie gleich in einer gewissen Classe Leser finden dürften, die wir ihnen gerne gönnen. Sie versprechen hier *Nachricht, Anzeige und Rath* 1) in *Evangelischen Religions- und Kirchensachen;* 2) in *Gewissenssachen;* 3) in *Besserungsangelegenheiten irrender Evangelischer Christen;* 4) in *Aufweckungsangelegenheiten schlafender Geistlichen;* 5) in *Wiederaufrichtungsangelegenheiten trostloser*, bekümmerter Zweifelnder, *um des Bekenntnisses J. Christi* und des Worts Gottes Willen hintangesetzter, *gelästerter* etc. *Menschen;* 6) in *Ehe- und Erziehungsangelegenheiten;* 7) in *allen* solchen *Sachen* und Umständen, *die mit dem Protestantismus in Verbindung stehen;* 8) in allerley *theologischen Anfragen, Antworten und Streitigkeiten;* 9) in *Empfehlung wahrer Evangelischer Schriften;* 10) in *Wiederbesetzungsangelegenheiten vacanter Evangelischer Aemter* und Schulstellen. Selbst diejenigen, welche gern *Licht über die Zukunft* zu erhalten wünschen, sollen dasselbe aus den prophetischen Schriften der Bibel empfangen, und sie sollen auf die Zukunft vorbereitet werden. Nun einige Beyspiele! *Eine höchstwichtige Botschaft und Rapport an alle Evangelisch-lutherische Christen.* (S. 35 fg.) Sie besteht darin, dafs, nachdem in den Jahren 1784 und 1785 von einem *Schriftgelehrten* (vermuthlich von dem Vf. selbst) ein öffentlicher *Versuch, der von Gott war*, gemacht worden war, ob sich wohl die katholische und reformirte Kirche geneigt finden lassen wollte, sich mit der evangelisch lutherischen zu vereinigen; er aber darüber allgemein geschmäht, verfolgt, ins Elend verjagt, und genöthigt worden war, in seinem Exil weit über der See mehrere Jahre kummervoll zuzubringen, nunmehr folgender Rapport abgestattet werden kann, dafs es unmöglich sey, die R. katholische Kirche zum reinen Evangelischen Bekenntnisse zu bringen, und zu bewegen; vielmehr, dafs *die beiden Thiere* eine andere gewaltsame Vereinigung nach ihrem Plane im Werke haben, welchen Plan sie nie aufgeben; deshalb sie den westphälischen Frieden zum Theil schon „im Wegfall" gebracht haben, und der ausgeführt werden soll, sobald *die scheckigten und röthen Rosse sich mit einander verbunden haben, und erstere gegen Mittag gezogen sind.* Man sagt, das werden sie ohngefähr um das Jahr 1848 thun; vorher aber erst das Heer der Spötter in Sold nehmen, um die Evangelische Kirche zu peinigen, damit sie desto eher abfalle, u. s. w. *Vortreffliche Schilderung der Lutherischen Kirche und ihrer Schicksale in der heil. Schrift*, S. 39 fg. Sie ist Offenb. XII, 1 in den Worten enthalten: „Ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füfsen, und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen." Denn die Sonne ist Christus: und dafs sie mit demselben noch angethan sey, davon zeugt das neue Dresdner Gesangbuch fast auf allen Seiten mit erhabnen Lobgesängen. Der Mond unter ihren Füfsen aber ist das Reich der Finsternifs, welches sie nun bald 300 Jahre lang unter ihre Füfse getreten hat. *Von ihr fällt der dritte Theil ab*, und wird wieder unter papistische Gewalt und Oberherrschaft gebracht. Dieser dritte Theil nennt sich: *Aufgeklärte. Erster Vorbereitungsvortrag zur dritten hundertjährigen Jubelfeyer der Evang. Luther. Kirche im Jahr 1817.* Eine Prüfung für die Evang. Luther. Gemeinen, ob sie es noch wahrhaftig, oder nur zum Scheine sind. *Eingegangene Bitten um die Fürbitten der Gläubigen;* z. B. für den Rector einer Evang. Luther. Schule, der sich feindseeliger und lästernder Ausdrücke wider den Evang. Luther. Glauben bedient hat. *Anfragen:* Wo wird das Verbot Pauli, 1 Cor. X, 7, am Sonntage nicht zu spielen und zu tanzen, in der Evang. Kirche beobachtet? und sollte nicht darüber gehalten werden? *Eine höchst wichtige Anfrage.* Hr. *Arepf. Ared.* wird *Peter Petersens* Laienbibel mit vortheilhaften Veränderungen neu herausgegeben. Das *zweyte Bändchen* besteht beynahe ganz aus einem *Religionsgeschrey über einige aus den Kön. Preufs. Staaten und aus Jena ausgegangenen harten Angriffen unsers Herrn und seiner Apostel, im Jahr* 1802, besonders über des Hn. Pfarrers *Pölchau* zu Bubenhain in Anspachischen, in Hn. Prof. *Augusti* theologischen Monatsschrift befindliche Bemerkungen zur Begründung einer reinen Ansicht der Wunderer-

zählun-

zählungen, und der sogenannten positiven Lehren des Neuen Testaments.

Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Recueil ou Choix instructif et amusant, extrait des meilleurs auteurs françois*, par *C. A. Gosslar*, maître à l'école royale de Frédéric, 1802. 268 S. 8. (16 gr.)

Diese kleine Sammlung enthält eine lehrreiche und angenehme Auswahl französischer Lesestücke, und zwar aus bekannten guten Schriftstellern; nämlich *Histoire de M. de la Palinière*, von *Mde. de Genlis*; *La bonne Mère*, von *Marmontel*, *la mauvaise Mère*, von eben demselben; *Le père de famille*, von *Diderot*, und zuletzt Satyren von *Boileau*. Der gute Druck, die Correctheit desselben, und der wohlfeile Preis werden diese Sammlung zugleich empfehlen.

* * *

Leipzig, in d. v. Kleefeldschen Buchh.: *Kabalen des Schicksals*. 5tes Bändch. 1803. 191 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 349.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt a. M.*, b. Esslinger: *Neuer Plan der allgemeinen Revolution in der bisherigen Forstökonomie-Verwaltung*, oder letztes Mittel, die mislichen Wald- und Wildnutzungen besser zu sichern, die Holzcultur auf ihre höchste Stufe zu bringen, und den grosen Forst- und Jagdherrn gleich ansehnliche Summen Geldes in die Hände zu liefern. Von *Johann Jacob Trunk*, resignirten V. O. Oberforstmeister, nachher K. K. wirkl. Hofkammerrath und Professor der politisch-ökonomischen Wissenschaften, insbesondere der Land- und Forstwissenschaft. 1802. 96 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vorrede zufolge hatte der Vf. seiner Schrift eigentlich folgenden den Inhalt besser und kräftiger ausdrückenden Titel: „Die schon längstens, besonders höchst nöthige, jedoch ohne einigen Ruin der unentbehrlichen Waldungen und unschuldiger Menschen, leicht ausführbare *Revolution in der Forstökonomie*, d. i. das einzige wahre Mittel, die mislichen Wald- und Wildnutzungen gegen die gewöhnlichen Betrüg- und Diebereyen, ohne den bisherigen grosen Aufwand, und ohne die häufigen Plackereyen der Forst- Frevel- und Ruggerichte ihren grosen Eigenthümern besser zu sichern. Nach theoretischen Grundsätzen durchgedacht, und aus der Erfahrung von Jahrhunderten bewiesen, von einem alten Rechts- und Forstverständigen Oekonomen." gegeben, welchen der Verleger aber für zu schulmäsig und weitläuftig erklärte, daher er ihn, wie oben, abändern muste. Der Revolutionsplan des Vfs. besteht nun eigentlich darin, *dass man aus dem Staats- Herrschafts- und Gemeinde-Eigenthum der Wälder und der wilden Thiere entweder ein völlig unabhängiges oder ein blos nutzbares Eigenthum und zwar nur in lauter kleinen, von einer Familie oder Handlungsgesellschaft wohl übersehbaren Stücken von Wald- und Wildrevieren machen soll.* Durch diese Veränderung der Eigenthümer würden den Herrschaften die grosen Besoldungen der Förster und Jäger gespart, die oft mehr als die Einkünfte von Wald und Wild ausmachten, die Privat-Gutsbesitzer aufgemuntert, sich mehr Forstkenntnisse zu erwerben, sich darin zu üben, und ihre Forstcultur auf die höchste Stufe zu bringen, folglich mehr Holz gezogen und dem Holzmangel abgeholfen, dann grose Geldsummen, nämlich gleich anfänglich beym Verkaufe der Waldungen und Jagden der Kaufschilling, bey jedem Besitzänderungsfalle ansehnliche Laudemial- oder Handlehngelder, und jährlich von jedem Holzschlage das zum Verbrennen, Bauen, Verarbeiten und sonst nöthige Holz und Holzgeld oder andere Waldproducte ohne besondere Mühe und Ausgaben, gewonnen werden u. s. w. Die Veranlassung zu diesem Plane haben eigentlich dem Vf. die Unterforstbedienten gegeben, von denen er ein sehr gräfsliches Bild entwirft. Er sagt auch S. 21 ausdrücklich, dafs er den Forstverwaltern und Förstern hiermit den Krieg ankündige und sie zu stürzen suche, denn sie wären nicht werth, beybehalten zu werden. Dies führt er dann sehr weitläuftig und bitter aus, und versichert, dafs er bey den vielen von ihm bekleideten Amtsstellen die niederträchtigsten Handlungen von den versoffenen, geilen und bestochenen Forstbedienten hätte begehen sehen. Er könnte Jäger nennen, die ihm selbst seine eigenen Bestallungsjagden bestohlen und andern, sogar geistlichen Seelsorgern damit Präsente gemacht, andere, welche vom herrschaftlichen Wildprete ihre ganze Haushaltung gefüttert, genährt und unterhalten; Förster, die um ein Stück Geldes oder Glas Wein allen Waldfrevlern durch die Finger gesehen, und wenn sie dieses, oder was sie sonst von den Bauern foderten, nicht erhielten, auch die unschädlichsten, unschuldigsten Handlungen als Waldfrevel auf ihre Försterpflichten, zur Rüge gebracht, und andere, die von herrschaftlichen und Gemeindewaldungen sich ganze Häuser aufgebaut hätten. Ehrliche und redliche Leute, die ohne Argliſt und Betrug oder heimtückischen Eigennutz wären, gäbe es nur wenige unter denselben, ein redlicher Mann wäre eine seltene Ausnahme von der gemeinen Regel oder dem grosen Haufen der Schurken von Förstern und Jägern. Also weg mit diesen! ohne alle Schonung fort mit ihnen! u. s. w.

Wo die Wälder von solchen Forstmännern verwaltet werden, da mag es freylich schlecht um sie stehen, und man kann es dem Vf. nicht verdenken, wenn er sie als Privateigenthum vertheilt und behandelt wissen will, so wie er den Plan dazu auch mit vielem Scharfsinn und Genauigkeit ausgeführt hat. Allein ob nicht eine Revolution, nicht in den Waldungen selbst, sondern unter den Forstbedienten, wo solche schlechte Subjecte ausgestofsen, und überhaupt die Aufsicht über die herrschaftliche Waldung sorgfaltiger und übersichtlicher geführt würde, zweckmäsiger und besser wäre, das wäre noch zu untersuchen. Rec. lebt in einer Gegend, wo gerade die umgekehrten Klagen geführt werden können, so dafs die herrschaftlichen Waldungen am besten, und die Privatwaldungen am schlechtesten bewirthschaftet werden. Die Ursachen davon liegen sehr nahe, da es, wie bekannt, weit schwerer hält, den gemeinen Mann den Pflichten der Forst- und Jagdordnung zu unterwerfen, als den darauf gelernten und vereideten Jäger. Da dieser Gegenstand überhaupt in den neuern Zeiten mehrmalen zur Sprache gekommen ist: so ist Rec. der Mühe überhoben, alle Gründe, die gegen des Vfs. Behauptung streiten, zu wiederholen. Er kann sich auch noch gar nicht von den Vortheilen für die herrschaftlichen Cassen überzeugen, wenn herrschaftliche Waldungen und Güter an Privateigenthümer vereinzelt werden. Wenn so etwas z. B. zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen wäre, wie ärmlich würde es jetzt um manche Kammer-Casse stehen? Ja er sieht auch nicht ein, wie die Förster bey einer solchen Waldvertheilung zu entbehren sind; die Erfahrung lehrt Rec., dafs noch gröfsere Aufsicht nöthig ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Junius 1803.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confessionen.* Von *Johann Ludwig Ewald*, Doctor der Theologie, Professor der Philosophie, Prediger an der Stephanskirche in Bremen, und der Hayger Gesellschaft zu(r) Vertheidigung des Christenthums correspondirendem Mitgliede. I. Band. VIII. u. 244 S. II. Band. 255 S. 1803. 8. Mit einem schönen Kupfer von Stölzel. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Ewald* ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller, besonders im ascetischen Fache, und ein besserer, als man nach der Menge seiner Producte vermuthen sollte. Er verräth Talent und Kenntnisse, durch eine Fülle von Gedanken, die durch sich selbst und oft auch durch den Vortrag interessiren. Auch die vor uns liegende Schrift beweist das eine und das andere, und wir gestehen gern, dass sie im Ganzen ihrer Bestimmung gemäss eingerichtet ist. — Sie zerfällt in *zwey* Abtheilungen, von denen die *erste allgemeine*, die *zweyte besondere Betrachtungen und Erweckungen für das Mädchen, die Gattinn und die Mutter*, liefert. Dieser Angabe unerachtet vermisst man doch einen gewissen festen Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet, und seine Arbeiten geordnet haben könnte. Der erste Theil enthält manches, was in jedem Erbauungsbuche eben so an seinem rechten Orte stände, als hier; z. B. die Betrachtungen: *Gott ist unser Vater, der gestirnte Himmel*, und andere, die keine nähere Beziehung auf das weibliche Geschlecht haben. Aus der *zweyten* Abtheilung könnte wiederum manche der Abhandlungen in die *erste* gestellt seyn, ohne dass man sie dort weniger passend finden würde; z. B. *der Frühling*, eine *Selbstbetrachtung; der schöne Herbsttag*, an eine kinderreiche Wittwe. Doch, das thut der Erbaulichkeit der einzelnen Stücke, aus welchen das Ganze zusammengesetzt ist, keinen Eintrag. Diese besteht für sich, und wir machen diese Bemerkung blos, weil der Vf. selbst, durch die Ueberschrift der beiden Bücher, dazu die Veranlassung giebt.

Es sind hier mehrere auf das weibliche Geschlecht und auf die sittlichen Bedürfnisse desselben genau berechnete Themata abgehandelt, von denen wir einige, welche uns beym Durchlesen vorzüglich gefallen haben, nennen wollen. Im *ersten Theile: der weibliche Wirkungskreis; wie werden Bedürfnisse des Herzens befriedigt; weibliche Sanftmuth und Geduld; weibliche Wohlthätigkeit; über die Laune*, und besonders die drey Abhandlungen *über Freundschaft*, welche sich eben so sehr durch ihre gute Anordnung, als durch ihre richtige Diction, empfehlen. Im *zweyten Theile* zeichnen sich aus, die Betrachtung: *über Eifersucht, ein Gift für Sittlichkeit und Familienglück; Sorge für den guten Namen; an eine Freundinn, die ihren geliebten Gatten verlor*, und die *über Bildung* (der Kinder) *zur Religion.* — Die dreyzehnte Abhandlung im ersten Bande wünschten wir, um Hn. *Ewalds* willen, ganz weg; wenigstens erinnert sie, so, wie sie da steht, gar zu deutlich an den bekannten Streit des Vfs. mit dem würdigen *Stolz*, und zeigt, dass er immer noch nicht kaltes Blut genug habe, unpartheyisch daran zu denken. Sie ist überschrieben: *über Bibellesen, an die Gr. L. v. St.* Unter andern heisst es S. 83. „*Da* (in der Bibel) *ist nicht von Kaisern und Königen, von Bonaparte und Pitt, von Karl und Moreau — es ist von Gott die Rede*“ u. s. w. Dann wird *Luthers* Uebersetzung dringend empfohlen, und S. 88. folgendes Urtheil gefällt: „*Sie fühlen das Naive, Kräftige, Herzliche dieser Sprache, und ich weiss, es ist Ihnen lieber, als die gedrechselten Perioden, und die verwässerte, oberflächliche Altagssprache, die nicht blos die bilderreiche, lebende, und durch Bilder so vielseitig bedeutende Darstellung des Morgenlands in unsere kalte todte, tödtende Bücher- und Stubensprache, sondern auch den tiefen, oft in seiner ganzen Tiefe nur zu ahnenden Sinn jener Gottesmänner, in die freylich klare, aber nur wegen ihrer Flachheit so leicht zu durchsehende philosophische Religion unserer Zeit übersetzen will.*“ Dann wendet er ein, von dem sel. *Lichtenberg* gefälltes, allgemeines Urtheil über Uebersetzungen auf die Lutherische an, und sagt: „*ich führe diese Autorität nicht um Ihretwillen an, sondern damit Sie dem Bedauern eines allweisen jungen Herrn, oder dem Nasenrümpfen einer vorlauten, immer für die neueste Meynung abergläubigen Dame ein Wort entgegensetzen können, wenn Sie von ihnen über Ihren Luther angetroffen werden.*“ — Gleich darauf heisst es jedoch: „*für das Neue Testament weiss ich Ihnen immer noch keine treuere und verständlichere* (Uebersetzung) *vorzuschlagen, als die Zürchische, die von mehreren Schweizer Theologen, aber in Einem, und einem guten Geiste, gemacht worden ist.*“ S. 91. versichert er die Gr. St., dass er die neuern Hülfsmittel zum Verstehen der Bibel wohl kenne, aber sie darum nicht vorschlage — *weil das Neue nicht immer das Beste sey.* Nun! jeder lebe seines Glaubens, also auch Hr. *Ewald*; aber die Art, wie er sich hier darüber erklärt, ist uns eben so wenig erbaulich gewesen, als die Stelle S. 83. wo er sehr naiv bekennt: „*Ich sah in mehreren Jahren*

ren nicht hinein (in die Bibel). *Und jetzt — mag ich durchaus kein anderes Buch zu meiner Erbauung lesen. Ehe ich morgens etwas in der Bibel gelesen habe, ist mirs, als ob ich mich nicht gewaschen, oder mein Frühstück nicht genommen hätte. Und nichts ist natürlicher!*" Ja wohl, natürlich genug!

Ueberhaupt müssen wir Hn. *Ewald*, bey allem Guten, was sein Buch enthält, doch noch auf einige Auswüchse aufmerksam machen. In einem Erbauungsbuche stöfst man ungern auf *Spielereyen* im Ausdrucke. Es soll den Charakter der Ernsthaftigkeit an sich tragen, und eben darum fällt es z. B. sehr auf, dafs die Vorrede unterzeichnet ist: „*Bremen, an einem heiteren Apriltage, wo Knospen künftiger Blüten im hellen Sonnenschein glänzten — dem Bilde der schönsten Freuden, die uns hier werden können.* 1802." S. 49. „*Liebe ist der einzige Sinn für Liebe.*" S. 23. „*Mein himmlischer Erzieher wird mich ja bewahren, dafs ich mir diese* (verbotene sinnliche Vergnügen) *nicht erlaube; dafs ich mich auch vor den Kosten derselben hüte,*" u. dgl. m. Seinen inneren Beruf mehr für das *weibliche* Geschlecht, als für das *männliche* zu schreiben, schildert er so: „*mich hat meine Erfahrung gelehrt, dafs ich weit mehr auf das weibliche, wie auf das männliche Geschlecht wirken kann. Seys meine Achtung für die zarte Blüte des weiblichen Sinns, (?) für den feinen Duft der weiblichen (?) Jungfräulichkeit,*" u. s. w. Auch mufs ein Erbauungsschriftsteller bestimmt im Ausdrucke seyn, und gerade hierin fehlt unser Vf. am öftersten. So heifst es in der, an sich erbaulichen Betrachtung: *am Morgen*, von Jesu: *er gieng zu Hochzeiten und Mahlzeiten, wozu man ihn einlud, selbst zu solchen* (Hochzeiten?) *die um seinetwillen angestellt wurden.* S. 11. sagt er: *es ist alles Gottes Werk: selbst das Loos, das gezogen wird, fällt wie er es will.* Th. II. S. 4. ist ihm: *innere Keuschheit alles, die einzige Keuschheit. Der Körper kann nicht mehr Jungfrau seyn, und die Seele noch sehr jungfräulich.* — Dergleichen leicht mifszuverstehende Stellen finden sich mehrere in diesem Erbauungsbuche; wir wünschten sie weg, und bey ein klein wenig mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst, wird es dem Vf. ein leichtes seyn, sie zu vermeiden. Warum schreibt er übrigens *schwehr*, und doch *fülen, gewält, woler*?

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Reden über die christliche Religion.* Von *Friedrich Köppen.* 1802. XXV. u. 228 S. gr. 8. (16 gr)

Diese Reden sind durchdacht, wohlgeordnet und sachreich, mehr für den Verstand, als für das Herz, nicht ohne schöne Stellen und treffliche Gemälde. Doch verrathen sie mehr Kunst als Natur, und machen auf Popularität im gemeinsten Sinne des Worts keinen Anspruch. Die erste Rede über Joh. 6, 27. hat, weniges ausgenommen, unsern ganzen Beyfall. Es werden aus dem Texte folgende Hauptgedanken entwickelt: im Menschen findet sich, nebst seiner Endlichkeit, zugleich ein Streben nach Unendlichkeit — der Mensch mufs (soll) suchen, sein Gefühl für das Unendliche und Unsichtbare zu beleben — die christliche Religion enthält hierzu eine Menge Auffoderungen. Die zweyte, welche die Stelle Joh. 14, 6. erklärt, scheint sich bey dem bildlichem Ausdrucke, *Weg*, zu lange aufzuhalten, und über den Weg der Ehre, der Reichthümer (?) und des Genusses, (?) bekannte Dinge zu sagen. Auch hätten wir eine Erklärung darüber gewünscht: wie niemand zum Vater kommen könne, als durch Jesum. Die dritte Rede über Phil. 1, 3—11. von der Art und Weise, wie sich die Freude und Dankbarkeit des Apostels äufsert, und wie er darin für uns ein Muster der Nachahmung wird, hat uns wegen ihrer Natürlichkeit, Wärme und kunstlosen Beredtsamkeit vorzüglich gefallen. Die vierte, die der Vf. selbst zu den gelungensten zählt, über Hebr. 1, 1—14. dafs Gott den Menschen seinen Willen kund gethan habe. Wie Gott seinen Willen bekannt machte — was er in demselben bekannt machte — ist besonders interessant, und voll schöner Stellen. Die fünfte über Tit. 22, 11 bis 14. von den eigenthümlichen Beweggründen, wodurch das Christenthum den Menschen zur Beobachtung seiner Pflichten ermuntert. Die sechste über Hiob. 15, 20. von den Folgen, welche aus bösen Handlungen für das menschliche Gemüth entspringen. Die siebente über Col. 2, 8. welche der Vf. gleichfalls zu den gelungensten rechnet, setzt die Hauptgedanken des Apostels in dieser Stelle auseinander: der Christ kann, nach der Meynung Pauli, zu seinem Schaden eines gewissen Eigenthums beraubet werden, insbesondere durch Meynungen. — Das Eigenthum, welches der Christ verliert, ist so wichtig, *dafs er alle* Aufmerksamkeit anwenden mufs, es zu bewahren. Diese Rede hat unsere Erwartung nicht ganz erfüllt. Die achte über Matth. 27, 50—54. von dem Tode Jesu. Die neunte von dem Glauben an die Fortdauer des Menschen (des menschlichen Geistes) nach dem Tode. In der lesenswerthen Vorrede setzt der Vf. seine Gedanken über Popularität auseinander. Ihr Begriff sey sehr relativ. Vor einem Auditorium, wie es gewöhnlich in Städten gefunden werde, könne der Prediger am ersten dadurch populär werden, wenn er nur Dinge berühre, die der Zuhörer schon wisse; ungewöhnliche Gedanken, und ungewöhnliche Ausdrücke vermeide. Da doch aber der Kanzelredner seine Zuhörer auch mit neuen Kenntnissen bereichern solle; dürfe man die Foderung der Popularität nicht so weit treiben, dafs die gröfsere Anzahl dem ganzen Gedankengange solle folgen können. Die Bibel bleibe immer ein schönes Muster der Popularität.

Leipzig, b. Rein: *Beyträge zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums und* (der) *religiöser* (en) *Sittlichkeit.* Von *Johann Samuel Bail*, Oberconsistorialrath in Glogau. 1802. 115 S. 8. (8 gr.)

Rec. vermuthet, dafs die, unter diesem Titel gelieferten sieben Predigten (das Inhaltsverzeichnifs zählt nur *sechs*) die Zusätze ausmachen, mit welchen der Vf. seine älteren *Beyträge zur Beförderung d. W. d. Ch.*

Ch. etc. bey der letzten neuen Ausgabe derſelben, vermehrt hat. *Sollte das ſeyn*, ſo hätte billig, in der Vorrede, oder auf dem Titel, es angezeigt werden müſſen, weil ſonſt mancher Leſer der Schriften des Vfs. zu einer doppelten Ausgabe verleitet werden könnte. — Dieſe Predigten tragen übrigens, wie die früheren aſketiſchen Schriften des Hn. *Bail*, das Gepräge kalter Ruhe, und es gelingt ihm auch hier nur ſelten, dem Herzen nahe zu kommen und es für Religion und Sittlichkeit zu erwärmen. Dieſs liegt vornehmlich daran, daſs er faſt immer nur beym Allgemeinen ſtehen bleibt, nicht genug ins Speciellе geht, und — wie z. B. in der dritten Predigt — ermüdende Tautologien nicht ſorgfältig genug vermeidet. Daſs er es verſtehe, durch den Verſtand auf das Herz zu wirken, zeigt er in einzelnen Stellen ſeiner Schrift; aber ſie ſind nur ſelten. — Gegen die Reinheit der Sprache und gegen die Popularität des Ausdrucks wäre auch manches zu erinnern. Einige Beyſpiele mögen hier den Beweis führen. *Schauerliche Begebenheiten*, *liſtige Anläufe des Unglaubens*, *auf Gottesverehrung was halten* u. a. ſind Ausdrücke, die theils nicht edel, theils nicht richtig ſind. S. 79. ſteht ein ſehr verfehltes Bild. „*Lieber ſind ihnen* (den Zuhörern) *die*, (Vorträge) *in welchen ihrem ſittlichen Schlummer ein ſanftes Polſter untergelegt wird, und die*, (welche) *die inneren Schäden entweder gar nicht, oder nur äuſſerſt leiſe berühren, damit nur ja keine widrige Zuckung des Gewiſſens veranlaſst, oder der angenehme Eindruck einer lieblichen Rede nicht im mindeſten geſtöhrt wird* (werde). Nur aus Achtung gegen den Vf. machen wir ihn auf dieſe, leicht zu vermeidende, Mängel einer ſonſt guten Schrift aufmerkſam.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Religionsvorträge* gehalten in dem Betſaale der evangeliſch-reformirten Chriſten in Wien, von *Karl Cleymann*, zweytem Prediger obgedachter Gemeine und Katecheten bey der vereinigten proteſtantiſchen Schulanſtalt. *Erſtes Bändchen.* 1802. VIII. u. 237 S. 8. (18 gr.)

Sieben Predigten, welche Hr. *Cl.* hier über folgende Themata liefert: *Die Verpflichtung des Chriſten, den öffentlichen Gottes-Verehrungen beyzuwohnen* (zwey); *über den Luxus; über die Ernährung der lebendigen Geſchöpfe; über Aeltern-pflichten und Aeltern-freuden; hier iſt gut ſeyn, und wie handelt und denkt der aufgeklärte Chriſt in Anſehung der Verſchiedenheit religiöſer Meynungen und Gebräuche.* Von allem, was er darin ſagt, ſteht faſt nichts leer oder müſsig da; nur ſelten ſtöſst man auf bloſse Declamation, und überall iſt die Tendenz des Vfs., nur erbauliche und anwendbare Sachen vorzutragen, ſichtbar. Gegen die Richtigkeit der Eintheilungen lieſse ſich wohl manches einwenden; aber wir ſchränken uns hier nur auf einige Bemerkungen ein, von denen wir wünſchen, daſs der Vf. ſie beherzigen möge. — Seine Predigten haben zwey Eigenſchaften, welche ſie ſehr empfehlenswerth machen. Sie ſind durchaus *praktiſch* und ſehr *populär*. Aber es iſt Hr. *Cl.* nicht immer gelungen, die Klippen zu vermeiden, welche dem, der nur anwendbare Sachen, in einer allgemein verſtändlichen Sprache, ſagen will, ſehr nahe liegen. Er iſt vielmehr oft, ſowohl was den Inhalt, als den Ausdruck betrifft, *gemein* geworden. Die *zweyte Predigt* liefert mehrere Belege zu dieſem Urtheile. Hier nur einige. Es iſt vom Kirchengehen aus unrechten Bewegungsgründen die Rede; da heiſst es dann S. 53. „*Aber ſeht da einen andern. Ich bitte euch, betrachtet ihn mit Aufmerkſamkeit. Wie er räuſpert, wie er gähnt, ſeine Hände reibt, bald mit ſeinen Fingern ſpielt, bald an ſeiner Kleidung ſchiebt und richtet — ach, wie muſs ihn die Langeweile martern — hier wo es nichts zu eſſen und zu trinken giebt*“ etc. und S. 55. „*Wie das Geläute ertönt, das die Verehrer Jeſu verſammelt, greift er unwillkürlich nach Stock und Hut; maſchinenmäſsig leiten ihn ſeine Füſse hieher*“ u. ſ. w. So ſollte *kein* Religionslehrer, dem es um Behauptung der Würde der Kanzel zu thun iſt, und gerade in einer Reſidenz am wenigſten ſprechen. Auch kommen der unedeln Ausdrücke, welche für das ungebildeteſte Auditorium unſchicklich ſeyn würden, viele vor, und der Vf. hätte ſie um ſo eher zu vermeiden ſuchen müſſen, da er ſelbſt ſagt: „daſs er dem gröſsten Theile nach *zu gebildeten Menſchen* rede.“ S. 81. *Hunde* waren mitleidiger, als Menſchen. So *damals — ſo noch!* S. 105. Beide Gatten gehen *jedes (?) ſeine* Wege bis das Geld *in Saus und Braus verſchwendet iſt.* S. 153. Höflichkeit läſst ſich *eintrichtern*, *in ein lautes Gelächter ausbrechen* u. m. a.

Endlich hat der Vf. auch mehrere auf der Kanzel völlig unzuläſſigen Worte, wie *Cultus*, *Ideen*, *Philoſophie*, *luxuriös* u. ſ. w. gebraucht.

Erlangen, b. Plam: *Chriſtliche Religionsvorträge über die wichtigſten Gegenſtände der Glaubens- und Sittenlehre*, von Dr. *Chriſtoph Friedrich Ammon*, Königl. Groſsbrittanniſchem Conſiſtorialrath, ordentlichem Lehrer der Theologie, erſtem Univerſitätsprediger und Director des Königl. Predigerſeminariums zu Göttingen. *Erſter Theil.* 1803. Zweyte, ganz neue Ausgabe. 264 S. 8. (18 gr.)

Es iſt dieſs nicht ſowohl eine neue Auflage, als vielmehr eine neue Sammlung von Predigten; denn von den zehn Religionsvorträgen, welche dieſer Band enthält, ſind neun ganz neu hinzugekommen, und nur einer von denen, welche ſchon gedruckt waren, hat hier ſeinen Platz behalten. Und ſchon hieraus läſst ſich abnehmen, daſs Hr. D. *A.* nicht unter diejenigen Gelehrten gehört, die ſich ſelbſt zu leicht befriedigen; auch darf man nur die gegenwärtigen Predigten mit ſeinen frühern Arbeiten in dieſem Fache vergleichen, um überzeugt zu werden, wie wahr das ſey, was er in der Vorrede von ſich ſagt. Es ſind daher auch nur kleine und unbedeutende Flecken, die Rec. an dieſen Reden entdeckt; Flecken, die nur bey einem Vf., der Sinn für Vollendung hat, bemerkt zu werden verdienen. Hieher rechnen wir z. B. die Methode, nach

wel-

welcher Hr. D. *A.* die Sätze und Unterſätze in ſeinen Predigten zu verbinden pflegt. Er iſt nämlich in ſeiner Anleitung zur Kanzelberedtſamkeit der Meynung, daſs man die verſchiedenen Abtheilungen nicht mit Zahlen bezeichnen, ſondern immer durch ſchickliche Uebergänge an einander ketten müſſe; aber daſs dieſs nicht immer auf eine leichte und natürliche Art geſchehen kann, davon findet man bey ihm ſelbſt den Beweis. Denn Wendungen, wie die folgende, „*laſst uns nicht ſäumen, auch noch dieſes und jenes hieherzurechnen*," die in einer der vorzüglichſten Predigten dreymal hintereinander vorkommt, ſind nur leere Formeln, und man läuft noch aufserdem Gefahr, ſich ſolche ſo anzugewöhnen, daſs man ſelbſt nicht mehr weiſs, wie oft man ſie gebraucht. — Doch dieſe Erinnerung ſoll den würdigen Vf. blofs überzeugen, mit welcher Aufmerkſamkeit wir ſeine Kanzelvorträge geleſen haben; und da ſie richtige und intereſſante Gegenſtände behandeln, ſo finden wir es der Mühe werth, unſern Leſern den Inhalt derſelben hier bekannt zu machen. 1) Ueber die hohe Untrüglichkeit chriſtlicher Wahrheit. 2) Von der edeln Feſtigkeit des Charakters. 3) Von den entſcheidenden Augenblicken, wo uns ein gutes Gewiſſen über alles theuer iſt. 4) Wie unwürdig es ſey, ſeine Leiden durch einen freywilligen Tod zu endigen. 5) Von den Aufklärungen, welche uns die Religion über die dunkle Lehre von unſerm Schickſale giebt. 6) Von dem Einfluſſe, den der Glaube an ein Wiederſehen in die Ewigkeit auf unſere Tugend hat. 7) Daſs wir die Geburt Jeſu noch immer nicht würdiger feyern können, als durch die lebhafte Erinnerung an unſere göttliche Abſtammung. 8) Von den Lehren der Weisheit, die uns die verjüngte Natur giebt. 9) Gottes Vaterſegen in der Aernte. 10) Der Winter, ein Herold der Gottheit.

Dortmund, b. Mallinkrodt: *Predigten bey merkwürdigen Gelegenheiten.* Gehalten von *Friedrich Wilhelm Elbers*, Paſt. in Lüttringhauſen. 1801. IV. u. 501 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſe 25 Predigten, die bey verſchiedenen, für die Gemeinde des Vf. mehr oder minder wichtigen, meiſt traurigen Veranlaſſungen, zum Theile vor vielen Jahren gehalten worden ſind, hat Hr. *E.*, nach ſeiner eigenen Angabe, faſt alle gerade ſo, wie ſie gehalten worden ſind, abdrucken laſſen. „Meine Zeit" ſagt er in der Vorrede „litt es nicht, an ihnen viel zu feilen." Das iſt freylich ſchon gar nicht gut. Dabey verſichert er, daſs er bey ihrem Abdrucke blofs auf *ſeinen* Wirkungskreis Rückſicht genommen habe, und daſs ihn, wenn er dieſem durch die Herausgabe dieſer Predigten (woran er nicht zweifle) nützlich werde, ſonſtige Urtheile gar nicht bekümmern würden. Das iſt nun noch ſchlimmer. Wirklich ſcheint unſer Vf. von dem was neuerer Zeit zur Verbeſſerung dieſer Art Beredtſamkeit geſagt und gethan worden iſt, nicht nur überall keine Notiz genommen zu haben, ſondern wirklich auch nicht haben nehmen zu wollen; aufser etwa davon, daſs man mitten in der Predigt Liederverſe ſingen laſſen kann, was, wie bekannt, neuerlich gerathen, aber nun auch ſchon widerrathen worden iſt. Ob ſeine Sachen *dem* Leſer, der ſeinen Geiſt, ſein Herz, ſeinen Geſchmack in unſern Zeiten ausgebildet hat, zuſagen oder ihn empören; ob ſeine Worte abend- oder morgenländiſch, deutſch oder undeutſch klingen; das ſcheint ihm ſo ziemlich einerley zu ſeyn. „Ich halte feſt ob dem Worte" ſo ſagt er mehr als einmal und recht *con amore*. Zwar ſteht auch in der Vorrede: „Daſs ich oft den Gedanken eines Andern ge„nutzt, dieſe (was denn? den Gedanken oder die Ge„danken?) wohl, wenn es zweckmäſsig war, mit ſei„nen Worten ausgedrückt habe, ohne dieſs in einer „Note anzuführen, darüber entſchuldige ich mich ſo „wenig, daſs ich vielmehr glaube, bey Caſualpredig„ten verdiene dieſs eher Lob, als Tadel." Allein, weggerechnet alles, was ſich denn doch wohl mit Grunde dawider einwenden lieſse, daſs man *ſchon gedruckte* Gedanken unter ſeinem eigenen Namen wörtlich wieder abdrucken läſst, will Rec. hier nur bemerken, daſs er in dem ganzen Buche des Hn. *E.* keine einzige Stelle gefunden habe, die ihm für ſeine Perſon in den Schriften ſolcher Männer, die das deutſche Publicum ſeit zwanzig Jahren als Muſter für ſeine Prediger anerkannt hat, ſchon vorgekommen ſey; daſs in ihm aber auch nur ſehr ſelten, wie etwa in der achtzehnten Predigt, eine Luſt aufgeſtiegen ſey, zu vermuthen, Hr. *E.* könne wohl etwa dort aus einer der eben erwähnten Quellen, aber mit einem unſaubern Gefäſse, geſchöpft haben. Uebrigens will Rec. damit durchaus nicht leugnen, daſs Hr. *E.* es mit ſeiner Gemeinde recht herzlich gut meynen könne. Nur drucken hätte er ſeine Predigten in unſern Zeiten nicht laſſen ſollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Charakterzüge des bürgerlichen Verordneten P. von St.* Mit Beylagen. 1802. 47 S. 8. (4 gr.) In einem ſatiriſchen Tone werden dem *P.* verſchiedene Vergehungen vorgeworfen, beſonders daſs er durch Schleichwege Andere von Aemtern entfernt, und ſich dieſelben verſchafft habe. Zum Beweiſe werden verſchiedene Briefe deſſelben in den Beylagen beygebracht. Wozu alles dieſs durch den Druck vor das gröſsere Publicum gebracht ward, ſieht Rec. nicht ein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Dogmatik und Dogmengeſchichte*, von *Carl Friedrich Stäudlin*, D. u. Prof. der Theol. zu Göttingen.

Auch unter dem beſondern Titel:

Grundriſſe der Tugend- und Religionslehre zu akademiſchen Vorleſungen für zukünftige Lehrer in der chriſtlichen Kirche. *Zweyter Theil.* 1800. VIII, XII u. 1035 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendaſ.: *Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeſchichte*, von *Carl Friedr. Stäudlin.* 1801. VI u. 660 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die *Dogmatik* des Hn. D. *Stäudlin's* leiſtet allen Erwartungen Genüge, zu denen der Name ihres Verfaſſers berechtigt. Sie gehört unter die wenigen Hauptwerke, die von allen Theologen ſtudiert und geprüft und benutzt werden ſollten. Zur Rechtfertigung dieſes Urtheils wird die folgende ausführliche Anzeige hinreichen. Es ſteht aber mit dieſem Urtheile die Erinnerung nicht in Widerſpruch, daſs es dem Vf. wohl möglich ſey, ſeinem Werke eine noch gröſsere Vollendung zu geben. Selten iſt ein ſolches Werk, das eine ganze Wiſſenſchaft in einem verhältniſsmäſsig kleinen Raum umfaſst, ſchon bey ſeiner erſten Erſcheinung ein ganz vollendetes. Daſs auch der Vf. das ſeinige nicht ſelbſt genügſam dafür gehalten wiſſen wolle, bezeugen die Verbeſſerungen, die er ihm in dem *Lehrbuche*, welches mehr als eine bloſse Abkürzung deſſelben iſt, gegeben hat. Um ſo weniger haben wir zu beſorgen, daſs er die Abſicht einiger Bemerkungen hierüber verkennen, oder ihnen ſeine prüfende Aufmerkſamkeit verſagen werde.

Die *Anordnung* der *Dogmatik*, welche im *Lehrbuch* unverändert beybehalten worden, iſt folgende. Die *Einleitung* giebt im 1ſten *Abſchn.* die *Idee einer Religionslehre* für zukünftige Lehrer in der chriſtlichen Kirche, und mit ihr die Methode, welche in der Ausführung des Ganzen und ſeiner Theile beobachtet iſt. Der 2te *Abſchn.* rechtfertigt das *Philoſophiren* über die Religion. Er erklärt die *philoſophiſche Religionslehre* für die Lehre vom Einfluſs des Glaubens an Gott auf die Geſinnung und auf die Beobachtung aller unſrer Pflichten. [Wir würden ſie lieber für die Lehre vom Glauben an Gott, in ſeiner (des Glaubens) Beziehung auf die Geſinnung und Pflichterfüllung erklären.] Hierauf folgt die Eintheilung, nach welcher der Vf. ſie vorträgt, mit genauerer Beſtimmung derjenigen Gattung der philoſophiſchen Religionslehre, zu welcher die ſeinige gehört. *Abſchn.* 3. *Ueber die chriſtliche Religionslehre.* Am beſten wird dieſe mit der philoſophiſchen ſo verbunden, daſs man ein Syſtem der reinen Vernunftreligion aufführt, und die religiöſen Belehrungen des N. T. daran knüpft, auch wohl dadurch weiter entwickelt, berichtiget und vervollkommnet. Im N. T. findet man gewiſſe leitende Ideen, durch welche man die allgemeinen dogmatiſchen Sätze bekommt, welche die Haupttheile des dogmatiſchen Syſtems ausmachen, aber nicht auf Einen Satz gegründet, oder aus ihm hergeleitet werden können. Der 4te *Abſchnitt. Ueber Religion und Offenbarung überhaupt*, hebt mit der treffenden Bemerkung an, daſs in allen Religionen ohne Unterſchied etwas angenommen wird, was über den Menſchen in irgend einer Rückſicht erhaben ſey, auf ſein Schickſal Einfluſs habe, in Anſehung deſſen er gewiſſe Dinge thun und unterlaſſen, das er mehr als alles Andere ehren, und von dem er am meiſten ſeine Glückſeligkeit erwarten müſſe; daſs man alſo in dieſer Hinſicht, und in der, daſs der Grund zu einer reinen moraliſchen Religion in der Vernunft und in dem Herzen des Menſchen liegt, ſagen kann, es gebe nur Eine praktiſche Religion, nur Eine Art, Gott würdig zu verehren, nämlich die Tugend. Die Gründe des Urſprungs der Religion werden aus dem menſchlichen Geiſte und den Lagen der Menſchen in dieſer Welt entwickelt. Unterſchieden werden Religionen der Sinnlichkeit, der Phantaſie, des Verſtandes, der Vernunft. Zu den *ſinnlichen* Religionen wird *die chriſtliche* gezählt, bey welcher der Menſch ſeinen Glauben auf gewiſſe Thatſachen gründet, und die immer, mehr oder minder, eine Autoritätsreligion iſt. Bey der reinen Vernunftreligion im ſubjectiven Sinne wird unterſchieden die theoretiſche und praktiſche. Unterſchieden wird ferner die natürliche Religion von einer geoffenbarten. Der Urſprung der Allgemeinheit des Offenbarungsglaubens wird pſychologiſch erklärt. Die Offenbarungen werden eingetheilt in natürliche und übernatürliche. Die Hauptdenkarten über übernatürliche Offenbarungen werden claſſificirt. Dargethan wird die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung, und bewieſen, daſs eine ſolche Offenbarung Religionsgeheimniſſe, d. h. ſolche Lehren, welche aus der Vernunft nicht können entwickelt und erwieſen werden, und auch ſtatutariſche Verordnungen oder Vorſchriften in Anſehung der Gnadenmittel enthalten könne. Der 5te *Abſchn. Ueber jüdiſche und chriſt-*

christliche Religion und Offenbarung, zeigt, dafs das *Judenthum* wirklich eine Religion, und zugleich eine moralisch religiöse Anstalt enthält, aber fast gar keine Dogmatik und Theologie. Im Judenthum lagen schon die Grundlehren des Christenthums, welches die Vollendung des Judenthums ist. Das *Christenthum*, dessen Erkenntnifsquellen die Bücher des N. T., und selbst die des A. T. (deren Aechtheit und Integrität sich, so weit es zu ihrem Gebrauche als Erkenntnifsquellen nöthig ist, darthun lässet), und die Vernunft sind, enthält ebenfalls eine Religion. Der Hauptzweck Jesu und sein Hauptverdienst war, den Geist, die moralisch-religiöse Tendenz des Judenthums herauszuheben, das Mangelhafte desselben, so wie die herrschenden Vorstellungen, zu berichtigen, das Fehlende hinzuzusetzen, eine moralische Religion aufzustellen, und, sammt einer moralischen Anstalt, unter den Menschen fortzupflanzen. Zu diesem Zwecke ist alles Positive und Historische blofs als Mittel da. Jesus accommodirte sich dabey auf eine weise und wohlwollende Art, ganz gewifs negativ, zweifelhaft, ob auch positiv. Perfectibilität mufs seiner Religion zugeschrieben werden; sie sollte sich mit der fortschreitenden Entwickelung und Vervollkommnung des Menschen vervollkommnen. — Das *Judenthum* behauptet, eine übernatürliche Offenbarung zu enthalten; zugestanden kann ihm werden eine natürliche durch die Veranstaltung der Vorsehung. *Jesus* leitet sowohl den Auftrag, seine Lehre bekannt zu machen, als ihren Inhalt von Gott ab. Das Christenthum ist voll von Wundern und Geheimnissen, besonders in Absicht auf die Person seines Stifters. Auch die Besserung des Menschen wird als eine besondere Wirkung der göttlichen Gnade beschrieben. Wenn der göttliche Ursprung der Lehre Jesu und die Wahrheit seiner positiven Lehren dargethan werden soll: so ist der Wunderbeweis durchaus nothwendig. Aber obgleich eigentliche Wunder (zu welchen auch Weissagungen gehören) zur Beglaubigung eines Religionslehrers und seiner Lehre möglich sind; und obgleich die Wunder Jesu, die er allerdings für Beweise der Göttlichkeit seiner Sendung und Lehre ausgab, weder blofse Erdichtungen sind, noch aus einem naturalistischen Gesichtspunkt aufzulösen und aus geheimen Künsten zu erklären sind: so kann doch überhaupt schon kein Sterblicher je mit vollkommener Gewifsheit überzeugt werden, dafs ein wahres Wunder geschehen sey. [Der Wunderthäter selbst sollte es doch wohl können; wenigstens können wir über sein Erkenntnifsvermögen in dieser Hinsicht nicht entscheiden, und die Uebrigen können doch nach einer solchen Wahrscheinlichkeit wahre Wunder *glauben*, die man in allen andern Fällen der *Gewifsheit* gleich schätzt.] Indessen verdient der Glaube denkender Christen an das Christenthum als eine übernatürliche Offenbarung die gröfste Achtung. — Dafs zur Erhaltung und Fortpflanzung des Christenthums eine *heilige Schrift* erfoderlich seyn würde, glaubten weder Jesus [?] noch die Apostel; allein die Schriften des N. T. wurden wirklich ein ganz unentbehrliches Mittel dazu. Für eine von Gott eingegebene Schrift hat sich keine der heiligen Schriften der Juden und Christen erklärt; aber bald verbreitete sich der Glaube an ihre Eingebung, zumal nachdem sie einmal in Sammlungen gebracht, und dadurch von allen andern Büchern unterschieden waren. Für heilig und göttlich kann man sie allerdings erklären, da sie eine göttliche Lehre enthalten, von Männern verfafst sind, welche die Vorsehung selbst dazu erzog und bildete, und deren moralisch reiner Charakter sich in ihnen abbildet, und da sie die Grundlagen und die Mittel der Fortpflanzung der wahren Kirche auf der Erde geworden sind.

Die *Dogmatik* selbst hat 2 *Theile*. I. *Elementarlehre*. A. *Gott*. Hiebey zugleich von der *Schöpfung der Welt* und von der *Vorsehung*. Die *Engellehre*. Die *Trinitätslehre*. B. *Freyheit*. Unter dieser Rubrik wird vieles abgehandelt, was man nicht unter ihr sucht; der Vf. setzt aber scharfsinnig auseinander, in welcher Beziehung es mit der Freyheitslehre stehe. *Schöpfung*, *Natur und Würde des Menschen*. *Person Jesu*. *Sünde*, ihr Verhältnifs zu einer göttlichen Schöpfung und Regierung der Welt, ihre Folgen und Strafen. *Satan* und seine *Dämonen*. *Heiligung* des Menschen und *Gnadenwirkungen*. *Begnadigung* (Genugthuung). *Gnadenmittel*. *Prädestination*. C. *Unsterblichkeit*. Dabey von *Auferstehung*, *Weltgericht*, *Zustand der Seligen und Unseligen*. II. *Methodenlehre*. Von der *Kirche*, dem *kirchlichen Lehramte*, den *Kirchengebräuchen*, von den *Sacramenten* überhaupt, von der *Taufe* und dem *Abendmahl* insbesondre. (Es fällt in die Augen, dafs die Benennung *Methodenlehre* für diesen Theil nicht glücklich gewählt ist. Der Vf. erklärt sie (S. 20) so: „Die Methodenlehre oder *Ascetik* „ist die Lehre von den Mitteln, den religiösen Glauben und die religiöse Tugend unter den Menschen „zu befördern, auszubreiten, fortzupflanzen, und „wirksam zu machen." Aber erlaubt der Sprachgebrauch, Methodenlehre und Ascetik als Synonymen zu gebrauchen? Der Vf. fühlt diese Härte selbst. S. 918 sagt er: „Sie ist eine Theorie theils davon, wie „Religion gelehrt, theils davon, wie religiöse Empfindung, Gesinnung und Tugend befördert werden „soll, religiöse Didaktik und *Ascetik*." Allein nach dem Sprachgebrauch ist die Methodenlehre *nur Didaktik*, nur Anweisung, wie die Religion gelehrt werden soll; von welcher auch der Vf. Grundzüge giebt. Aber auch abgesehen vom Sprachgebrauche gehört weder die Didaktik noch die Ascetik in die Dogmatik. Die Lehre von der Kirche, dem kirchlichen Lehramt und den kirchlichen Gebräuchen, und von den Sacramenten, insofern sie als wirksame *Mittel* zur Belehrung in der Religion, und zur Beförderung der Religiosität und Moralität betrachtet werden, gehören der *Moral* an; die Dogmatik hat sie blofs als *Anordnungen Christi* zu betrachten und zu behandeln.

Nach dem Bedünken des Rec. liegt an der *systematischen Anordnung* der Dogmatik so viel eben nicht, da doch durch keine eine strenge systematische Einheit

heit in diese Wissenschaft gebracht werden kann; allerdings aber kann die eine besser seyn, als die andre. Die, welche der Vf. gewählt hat, hat viele Vorzüge vor den gewöhnlichen, von welchen allen sie abgeht. Sie setzt die wesentlichen Lehren mehr in das Licht, und verbindet einige Lehren natürlicher, als es in den andern Lehrbüchern der Dogmatik geschieht. Dagegen aber trennt sie doch auch manche Lehren auf eine nicht natürliche Weise, z. B. die Schöpfung der Menschen, die Angelogie von der Dämonologie; auch möchte wohl die Lehre von der Person Jesu natürlicher unmittelbar vor der Lehre von der Begnadigung stehen. — Die *Einleitung* fällt durch ihre Ausführlichkeit auf, da ihr nicht viel vom Drittel des ganzen Werkes fehlt. Allerdings macht die gegenwärtige Lage der christlichen Religionslehre eine solche Ausführlichkeit nöthig, aber abgekürzt hätte diese Einleitung dennoch, ohne Nachtheil ihres Inhalts, werden können, wenn der Vf. den 2ten und 3ten *Abschnitt* mit den folgenden sogleich in Eins verarbeitet, und dadurch eine Menge Wiederholungen sich erspart hätte. Vielleicht gefällt es ihm, in künftigen Ausgaben eine Aenderung damit vorzunehmen.

Die treffliche Methode der Behandlung der *einzelnen Lehren* läfst sich am besten in einigen Beyspielen darstellen, da sie durchaus, nur mit zweckmäfsigen Modificationen, gleichförmig ist. — In der Lehre von der *Besserung* also wird zuerst (§. 120.) der Gesichtspunkt bestimmt, in welchem diese Lehre überhaupt in der Dogmatik betrachtet wird. Hierauf folgt (§. 121.) eine philosophische Untersuchung über die Annehmbarkeit göttlicher Gnadenwirkungen (eines göttlichen Beystandes) zur Besserung. Der 122 §. trägt die Lehre von den Gnadenwirkungen unter den Hebräern vor Jesu vor, und der 123. die Lehre Jesu und der Apostel, und ihm ist die Beurtheilung dieser Lehre angehängt. Der 124. §. handelt von den Gnadenmitteln (Mitteln zur Besserung) nach der Lehre des N. T., ohne Absonderung der Aussprüche Jesu und der Apostel, und ohne weitere Auseinandersetzung und Beurtheilung derselben, weil beides nicht nöthig ist. Der 125. §. liefert dann die Geschichte der Lehre von den Gnadenwirkungen und Gnadenmitteln. — Die Lehre von der *Sündenvergebung* fängt (§. 126.) an mit dem Bedürfniss der Rechtfertigung oder einer zuversichtlichen Hoffnung der Seligkeit. Hierauf wird (§. 127) untersucht, ob eine Aufhebung der von den gebesserten Menschen verschuldeten Strafen Gottes angenommen werden könne. Im 128. §. folgt die Geschichte der Lehre von der Sündenvergebung unter den Hebräern vor Jesu, im 129. die Lehre Jesu von der Sündenvergebung in ihrer Verbindung mit seinem Tode, im 130. die Lehre des Johannes und Petrus, im 131. die Lehre Paulus, im 132. die des Briefs an die Hebräer davon. Der 133. §. enthält die neutestamentliche Lehre von dem Glauben und den guten Werken, ohne vorausgeschickte Untersuchungen, die hier nicht wohl statt finden können. Der 134. §. beurtheilt und entwickelt die ganze neutestamentliche Lehre von der Sündenvergebung, dem Glauben, den guten Werken, und der Rechtfertigung. Die Geschichte dieser ganzen Lehre macht (§. 135) den Beschluss. — Was von der *Prädestinationslehre* gesagt wird, ist zweckmäfsig in den einzigen 136. §. zusammengedrängt, im 137. wird die Geschichte dieser Lehre erzählt.

Die *biblische Theologie* ist sehr schätzbar, und bey einigen Lehren, z. B. von der Sünde, vom Abendmahl, ganz vorzüglich. Nur ist in der *Dogmatik* (N. 1.) nicht die strengste Ordnung in der Zusammenstellung der Bibelstellen beobachtet. So kommt z. B. im 59. §. die Erklärung Paulus, dafs er sich nach den Schwachen richte, S. 241 vor aus 1 Kor. 9. 19—23. S. 244. aus 2 Kor. 11. 29.; dafs Christus alles, was er, (Paulus) lehre, durch ihn wirke, S. 240. aus Röm. 15. 18.; dafs er Offenbarungen von Jesu erhalte, S. 244. aus 2 Kor. 12. 9.; dafs Jesus durch ihn spreche, eb. das. aus 2 Kor. 12. (13. ist ein Druckfehler), 2 ff. dazwischen wird eingeschaltet, dafs er nach dem Auftrag und unter der Einwirkung Gottes lehre, S. 243—246, und dafs er Gebote Jesu von seinen eigenen unterscheide, S. 241; und wieder S. 244, dafs er manches nicht auf Befehl des Herrn schreibe. — Was diese Zusammenstellung veranlafste, ist leicht zu erkennen, und für den Vf. ehrenvoll. Er hat die biblischen Bücher der Reihe nach durchstudirt, und die dogmatischen Lehrsätze derselben excerpirt; er giebt uns also hier die Resultate seines von Vorgängern unabhängigen dogmatischen Bibelstudiums. Indessen gehört es zu den Vorzügen des *Lehrbuchs* (Num. 2.), dafs hier die biblische Theologie mehr nach der Ordnung der Sachen, als historisch zusammengestellt ist. — Dafs viele Theologen, so wie Rec., nicht in alle Erklärungen, in alle Bestimmungen der Begriffe mit dem Vf. einstimmen, dafs manchen hier und da, was nicht zur Abhandlung gehörte, ausgehoben, und dagegen einschlagende Stellen übergangen zu seyn scheinen werden, lafst sich, zumal bey der nothwendigen Kürze, die die Gründe der Wahl und die Auslegung den Vorlesungen überlassen mufste, voraussehen; und Rec. hält es für unzweckmäfsig dergleichen Erinnerungen beyzubringen.

Wahrhaft vortrefflich ist die *Dogmengeschichte*. Noch hat keine unsrer dogmatischen Lehrbücher eine solche aufzuweisen. Besondern Dank verdienet die Aufmerksamkeit auf den *Johannes Damascenus* und auf die merkwürdigsten *Scholastiker*. Die Verbindung einer so ausführlichen Dogmengeschichte mit einem Lehrbuch der Dogmatik scheint uns der Vf. hinreichend gerechtfertigt zu haben. Uebrigens versteht es sich von selbst, dafs auch hier der eine manches zu viel, der andre zu wenig finden kann, und dafs über einzelne Meynungen, ihre Wichtigkeit, und ihren Einfluss auf den Lehrbegriff abweichende Ansichten statt finden. Wir erlauben uns also hierüber nur den Wunsch, dafs der Vf. in künftigen Auflagen eine historische Nachricht von den Meynungen über manche

Eigenſchaften Gottes (nicht aber über die Gerechtigkeit und Güte, von welchen das Nöthige bey den Lehren von der Begnadigung und Vergeltung nachgeholt wird, aber hauptſächlich über die Allgegenwart und Allwiſſenheit), und warum nicht auch über die Fundamentalartikel, und über das Bibelverbot? einſchalten möge.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

TECHNOLOGIE.

Frankfurt u. Leipzig: *Entdeckte Geheimniſſe und Vortheile für Fabriken, Manufakturen und für den Hausbedarf.* Vom Bleichen der Leinwand und der baumwollenen Zeuge; vom Cattun- und Leinwanddruck; vom Walken der Tücher; von der Appretur der ſeidenen Zeuge, u. ſ. w. Ohne Jahrzahl. (1802.) 174 S. 8. (12 gr.)

Die hier mitgetheilten Anweiſungen zur Verfertigung des Berlinerblaues, des Morveauiſchen Zinkweiſſes, einer blauen Farbe aus Erdkobolt u. ſ. f. ferner zur Benutzung des zuerſt genannten Farbeſtoffes, der Dividivi (oder, wie dieſe Bohnenart eigentlich heiſst, der Libidibi) des Waus, Grapps und anderer Produkte des Pflanzenreichs in der Färberey, die Vorſchriften, die Seide zum Färben geſchickt zu machen, baumwollene Zeuge dauerhaft und ſchön zu drucken, Garn auf türkiſche Art roth zu färben u. ſ. w. mögen wohl ſonſt Geheimniſſe geweſen ſeyn, jetzt ſind ſie es nicht mehr; denn verſchiedene Schriftſteller, die der Vf. theils ſelbſt anführt, theils aber auch nicht nennt, haben ſie längſt aufgedeckt, und die Künſtler, die dergleichen Anweiſungen bedürfen, und die allgemein bekannten Werke eines *Habich*, *von Juſti*, *Weber*, *Winterl*, *Höpfner*, *Vogler* und anderer Chemiker und Technologen beſitzen, werden in dem angezeigten Schriftchen wenig neues oder beſonderes antreffen. Er ſcheint ſogar mit den Gegenſtänden, welche er hier behandelt, nicht viel Bekanntſchaft zu haben; er ſchreibt S. 4. Hn. *Scherer* eine Bemerkung zu, die wohl eher gemacht worden iſt, als Hr. *Scherer* ſein Daſeyn erhalten hat; er redet ferner S. 5, 32 ff. von der Benutzung des Berlinerblaues und der Blutlauge in der Färberey auf eine Art, daſs man denken ſollte, es müſste nichts leichter ſeyn, als mit dieſen Dingen ſchön und dauerhaft blau zu färben, und doch ſind dieſelben, wie jeder Färber, der *Macquer's* und *Winterl's* Verſuche wiederholt hat, weiſs, nicht gut ſtatt des Indigs zu benutzen; er ſpricht S. 13 von der Libidibibohne als von einem Farbematerial, das noch Niemand kennt, und doch machen die Färber ſchon ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren von dieſer vegetabiliſchen Subſtanz mit Vortheile Gebrauch; er bedient ſich an mehrern Orten des Ausdrucks: Gähren, wo er von dem Geräuſche redet, das bey der Vermiſchung einer Säure mit einem luftvollen Kali ſtatt findet; er meynt, S. 120, daſs die Galläpfel ihre Eigenſchaft ſchwarz zu färben, dem in ihnen enthaltenen Eiſen zu verdanken haben, und begeht z. B. S. 14. 113, 118, 156 u. ſ. w. noch andere Fehler, die deutlich darthun, daſs er ſelbſt zum Compilator keinen Beruf habe.

Dessau u. Leipzig, b. Steinacker: *Vollſtändige und faſsliche Beſchreibung des Strumpfwirker-Stuhls und der darauf gefertigten Arbeiten;* ein Handbuch für Fabrikanten und Strumpfwirker, von *Johann Friedrich Lehmann.* 1803. 110 S. 8. m. 8 Kpft. (1 Rthlr.)

Die Maſchine, auf welcher Strümpfe, Handſchuh, Hoſen, Mützen, kurze Weſten, Geldbörſen u. ſ. w. eigentlich nicht gewirkt, ſondern geſtrickt werden, gehört unter die ſinnreichſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ſie hätte deshalb ſchon längſt die Ehre, die ihr Hr. L. in dieſem Werkchen erwieſen hat, verdient. Indeſſen mag freylich wohl mancher Mechaniker, oder anderer Künſtler, der im Begriffe geweſen iſt, den ſogenannten Strumpfwirkerſtuhl zu beſchreiben, die Schwierigkeiten, mit welchen die Ausführung eines ſolchen Vorſatzes verbunden iſt, bald eingeſehen haben, und durch dieſelben von ſeinem Vorhaben abgeſchreckt worden ſeyn; unſer Vf. hat mehr Beharrlichkeit bewieſen; er hat dieſe Schwierigkeiten zu überwältigen geſucht, und die Mühe, die er ſich in dieſer Hinſicht gegeben hat, iſt in der That nicht vergeblich geweſen. Er beſchreibt die genannte, äuſserſt zuſammengeſetzte, Maſchine nach allen ihren verſchiedenen Theilen; und erläutert ſeine Angaben durch gute Abbildungen; er redet ferner von den Arbeiten, die auf dieſem Stuhle unternommen werden, und von dem Verfahren des Strumpfwirkers bey denſelben, und beſchlieſst endlich ſein Werkchen mit einer kurzen Anweiſung zur Verfertigung der ſogenannten Patentſtrümpfe. Wir zweifeln nicht, daſs die Künſtler und Fabrikanten, zu deren Belehrung der Vf. eigentlich dieſe Schrift aufgeſetzt hat, ſie mit Nutzen und Vergnügen leſen werden.

* * *

Berlin, b. Matzdorff: *Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.* Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und ſchädlicher Romane. Von *S. Ch. Wagenſr.* Zweyte verbeſſ. Auflage. 1803. 1 Th. 416 S. 2 Th. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 322.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Dogmatik und Dogmengeſchichte*, von *Karl Friedrich Ständlin*, etc.

2) Ebendaſ.: *Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeſchichte*, von *Karl Fried. Ständlin.* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wichtiger aber iſt es, mit den *dogmatiſchen Grundſätzen* des Vfs. die Leſer bekannt zu machen. Er claſſificirt die Hauptdenkarten über die chriſtliche Offenbarung und über Offenbarungen überhaupt (S. 157. ff.) alſo: 1) „Der *Naturaliſt* erklärt ſie für durchaus unmöglich; 2) der *reine Rationaliſt* geſteht zu, eine ſolche Offenbarung ſey möglich, ſey auch vielleicht wirklich geweſen, aber der Glaube an ſie ſey nicht nothwendig zur Religion, zur Tugend und Seligkeit; 3) der *reine Supernaturaliſt* behauptet dagegen, der Glaube an ſie ſey zur Religion, zur Tugend und Seligkeit nothwendig; *gemiſcht* ſind aus den beiden letztern Denkarten die folgenden; 4) nothwendig ſey der Glaube für die, die ſie kennen, oder wenigſtens denen ſie ſelbſt unmittelbar bekannt gemacht worden, oder überhaupt für Menſchen zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden; 5) die reine Vernunftreligion ſey die Hauptſache, der Offenbarungsglaube ſey nicht gerade ſchlechterdings nothwendig zur Religion, aber doch für die Menſchen, wie ſie einmal ſind, nützlich und wohlthätig, und es könne neben einem reinen Religionsglauben zugleich ein vernünftiger Offenbarungsglaube ſtatt finden, ohne daſs man jenen auf dieſen baue.“ — Dieſe Eintheilung iſt nicht genau. Die fünfte Claſſe iſt offenbar keine andere, als die zweyte; kein Supernaturaliſt, nach dem unter Nr. 3. aufgeſtellten Begriffe, kann dieſe Denkart haben. Aber der Begriff des Supernaturalismus iſt ſelbſt unrichtig; dieſer beſteht nicht in dem Urtheile von der Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit, ſondern in dem Glauben an die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Dem Begriffe nach könnte es Supernaturaliſten geben, die die Offenbarung jetzt für ganz entbehrlich, und bloſs für die Zeit der Bekanntmachung beſtimmt, anſähen, wenn es nur möglich wäre, das noch jetzt Brauchbare und Wohlthätige in dem Eigenthümlichen der chriſtlichen Offenbarung zu verkennen, und für veraltet zu halten. Um ſo gewiſſer kann es Supernaturaliſten geben, die den Glauben nicht nur für alle diejenigen zur Seligkeit entbehrlich finden, welche die Gründe für die Göttlichkeit der Offenbarung nicht kennen, ſondern auch für alle die, welche ſich von ihrer entſcheidenden Gültigkeit nach einer gewiſſenhaften Prüfung nicht überzeugen können. Die erhebliche Verſchiedenheit unter den Supernaturaliſten iſt gar nicht angedeutet, daſs einige in der chriſtlichen Offenbarung nur ſolche Belehrungen finden, die ſchlechthin auf Autorität angenommen werden müſſen, und daſs dagegen andere dieſe Offenbarung als eine Erziehungsanſtalt betrachten, welche Winke enthält, die durch den Gebrauch der Vernunft verfolgt werden müſſen. Auch iſt desjenigen Rationalismus nicht gedacht, der zwar eine übernatürliche Offenbarung überhaupt für möglich erklärt, der chriſtlichen aber entſcheidend das Uebernatürliche abſpricht; und doch iſt nur dieſer Rationalismus ein *reiner*. — Der Vf. gehört zur zweyten unter ſeinen fünf Claſſen nach den Beſtimmungen, die er dem Begriffe des Rationalismus gegeben hat. Ueberall ſpricht er mit Achtung und Verehrung von der chriſtlichen Offenbarung, und zeigt, daſs die Gründe für ihre Göttlichkeit keineswegs als gänzlich widerlegt anzuſehen ſind; er erklärt aber auch deutlich genug, daſs er die Beweiſe für ihre Göttlichkeit zur Begründung eines feſten Glaubens nicht entſcheidend genug finde; und daſs er manchen Lehren Jeſu nicht beypflichten könne, ungeachtet er in ihnen keine Accommodation nach den Zeit- und Volksbegriffen erkennt. Damit kann nun immer der Glaube beſtehen, daſs die chriſtliche Lehre dem ungeachtet *vielleicht* übernatürlich geoffenbart ſey, und daſs *vielleicht* auch dieſe Lehren doch wahr ſeyen, deren Wahrheit die Vernunft anzuerkennen nicht geneigt, deren Falſchheit ſie aber auch nicht zu erweiſen vermögend iſt.

Allein wie dieſer rationaliſtiſche (ſkeptiſche) Glaube mit dem Urtheil vereinbar ſey, daſs manche Lehren Jeſu, in denen keine Accommodation angenommen werden könne, *offenbar falſch* ſeyen, iſt nicht wohl einzuſehen. So urtheilt aber der Vf. über die Verſicherung, daſs den wahrhaft Buſsfertigen die verſchuldeten Strafen ganz erlaſſen werden ſollen. Er behauptet (Dogm. S. 709.), daſs „wer eine eigentliche Strafenaufhebung vertheidige, immer etwas von der Vollkommenheit der göttlichen Eigenſchaften, oder der Strenge und Reinheit der Ausſprüche der praktiſchen Vernunft und der moraliſchen Grundſätze abdinge.“ [Der Rec. kann in dieſes Urtheil nicht einſtimmen. Es gründet ſich einzig auf die abſtracte Idee einer göttlichen Strafgerechtigkeit, mit welcher freylich keine Erlaſſung vereinbar iſt (Kants Tugendlehre S. 185.). Aber wenn *Gott* als gerecht gedacht wird, ſo kann ja dieſe Idee nicht in ihrer Abſtraction bey-

behalten werden. Die Gerechtigkeit ist dann eine seiner Eigenschaften, die mit seinen übrigen, namentlich mit seiner Güte, vereinigt seyn, und durch diese Vereinigung eigene Modificationen bekommen muss. Ein Wesen, welches nach der Idee einer reinen Gerechtigkeit gerecht wäre, wäre kein *gutes* Wesen. Mit einem bürgerlichen Richter darf Gott auch nicht verglichen werden. Dem bürgerlichen Richter ist es aufgetragen, die Ausspräche des Gesetzes zu vollziehen, deren Vollziehung zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, und er muss dabey seine milderen Gesinnungen verläugnen; aber auch er wäre kein guter Mensch, wenn er von allen mitleidigen Gefühlen frey bliebe, wenn er nicht wünschte, ohne Verletzung seiner Pflicht den Strafbaren schonender behandeln zu können. Wer wollte aber diesen Begriff auf Gott übertragen? Wer wollte ihn durch die Idee der Strafgerechtigkeit so fesseln, dass seiner Güte nur ein fruchtloses Bedauern des Gestraften frey gelassen würde? Können wir von seinen Strafen den Zweck der Besserung absondern? Und wenn wir diesen Zweck als den Zweck der mit Güte vereinigten Gerechtigkeit betrachten: verschwindet dann nicht das Bild des bürgerlichen Richters, erblicken wir dann nicht in Gott den gerechten *Vater?* Und streitet es mit der Gerechtigkeit des Vaters, wenn er die Strafen allen den gebesserten Kindern erlässt, bey denen er vorausieht, dass die Erlassung ihnen zur fernern Vervollkommnung nicht hinderlich sey? Bleibt er nicht gerecht, wenn er gegen alle seine Kinder gleich verfährt, nicht aus Vorliebe das eine vor dem andern begünstigt? Als der *Vater* der Menschen wird aber Gott im N. T. bestimmt dargestellt; und die Vernunft kann unmöglich diese Vorstellung für verwerflich erklären. Sie kann also auch der Strafenerlassung nichts entgegensetzen, als dass diese die Besserung nothwendig hindern müsse; sie müsste aber wahrhaftig sehr anmassend seyn, wenn sie sich erkühnte, dies unbedingt zu behaupten.]

Eben so wenig würde ein rationalistischer Glaube des Vfs. begreiflich seyn, wenn er die Lehre, dass Gott durch einen *unbedingten* und *absoluten ewigen Rathschluss* dem einen Menschen die zur Besserung nöthigen Gnadenwirkungen zugestehe, dem andern verweigere, für eine wirkliche Lehre Jesu hielte. Dafür scheint er sie aber S. 825. ff. bestimmt zu erklären, wo er sagt: „Man braucht sich deswegen nicht einmal auf „einzelne Stellen, sondern blos auf den Geist und „den Gang des Ganzen zu berufen. Gott hat immer „im A. und N. T. auserwählte Lieblinge, nicht nur „an einzelnen Menschen, sondern an ganzen Geschlechtern, Völkern und Secten" u. s. w. Allein S. 827. ff. sagt er: „Die Schrift lehrt diesen Glauben eigentlich „nicht, sondern lässt uns in dieser Sache nur im Dunkeln;" mehrere Aeusserungen Jesu und Pauli versichern, dass Gott mit Gerechtigkeit nach dem Verdienst und der Schuld der Menschen richte. [Aber eben dadurch werden wir gewiss, dass eine solche Prädestinationslehre dem Geist der Lehre Jesu entgegen ist, und dass die anscheinenden Widersprüche nur Accommodationen im Disputiren κατ' ἄνθρωπον sind.] Es bleibt also ungewiss, was die eigentliche Meynung des Vfs. sey. Aber selbst sein philosophisches Urtheil über die absolute Prädestination ist sehr dunkel. Nach S. 823. ff. hat diese vieles für sich: selbst bey einem unbedingten Freyheitsvermögen des Menschen sey es doch unläugbar, dass die Entwickelung und der Gebrauch dieses Vermögens von einer Menge äusserlicher Umstände abhänge, welche nicht in unserer, sondern blos in Gottes Gewalt stehen. Hingegen nach S. 826. ff. gebieten die Grundsätze einer reinen Moral und Religion, anzunehmen, dass Gottes Vorherwissen und Vorherbestimmen mit unserer Freyheit vollkommen vereinbar sey, „dass er keinen unverdient erwähle, und keinen unschuldig verwerfe, dass er es „keinem vernünftigen Wesen in der ganzen Dauer seiner Existenz an Kraft und Gelegenheit zu seiner Besserung und an seinem gnädigen Beystande zu diesem „Zwecke werde mangeln lassen." [Aber was ist dann die reine Moral und Religion, wenn ihre Grundsätze etwas anzunehmen gebieten, wovon das Gegentheil unläugbar ist? Merkwürdig ist es, dass der Vf. auf die Kantische Lösung der Schwierigkeit gar nicht Rücksicht nimmt, und sie also stillschweigend für ungenügend erklärt. In der That löset sich die Schwierigkeit nur dann, wenn man die Willensfreyheit für das Vermögen erkennt, mit voller Willkür Willensbeschlüsse nach den für stärker, oder nach den für schwächer erkannten Gründen zu fassen.] —, In dem *Lehrbuche* (Nr. 2.) ist dieser §. umgearbeitet, und den Gründen für die Prädestination sind (S. 525.) Gegengründe beygegeben. Wir setzen diese hierher: 1) „Es muss eine „Vereinbarkeit unserer Freyheit mit Gottes Vorherwissen geben, sonst gäbe es keine Sittlichkeit, keine „moralische Welt, keine Religion. 2) Wir sind keine „competente Richter über Gottes Erziehungsplan, und „im andern Leben kann jeder für das noch entschädiget werden, was ihm in diesem zu seiner moralischen Bildung abgieng. 3) Der Grund der tiefsten „Verdorbenheit kann immer noch in der freyen Willkür des Menschen liegen. 4) In verschiedenen Schriftstellen liegt allerdings die Prädestinationslehre, nur „nicht die crasse, sondern als Erklärungsgrund verschiedener sonst unbegreiflicher Erscheinungen in der „moralischen Welt. 5) Im Judenthum und Christenthum liegt allerdings bis zu einem gewissen Punkte „die Lehre von einer absoluten Prädestination, nämlich in Ansehung vieler Nichtjuden und Nichtchristen. In dem letzten aber sind zugleich Keime einer „bessern Lehre enthalten, namentlich in dem, was „von Gottes Gerechtigkeit und Liebe gegen alle Menschen, und davon gesagt wird, dass jeder nur nach „dem ihm anvertrauten Pfunde, und dem ihm gegebenen Gesetze gerichtet werden soll. Und so giebt „das Christenthum auch hier seine Perfectibilität zu erkennen." Wir müssen gestehen, dass wir auch dieses Raisonnement so wenig befriedigend als durchaus richtig finden können.

Noch sind die beiden Werke, als *akademische Lehrbücher der Dogmatik*, von einer eigenen Seite zu betrachten, auf die gewöhnlich bey solchen nicht

viel

viel geachtet wird, und die doch von der gröfsten Wichtigkeit ist. Die schwerste Kunst des akademischen Lehrers bey dem Vortrag der Dogmatik ist diese, zu verhüten, dafs nicht seine Zuhörer Nachbeter von ihm werden. Freylich mag es Lehrer geben, die gerade das wünschenswerth finden, die die Aussicht reizet, eine eigene Schule zu bilden; aber dem streng gewissenhaften Lehrer kann es bey der gegenwärtigen Krisis der christlichen Religionslehre darum nicht zu thun seyn. Sein Augenmerk mufs bleiben, den Zuhörern die Gründe der Hauptpartheyen deutlich und in ihrer vollen Stärke vorzutragen, damit sie in den Stand gesetzt werden, ein selbstständiges Urtheil, auch über seine eigenen Entscheidungen, zu fällen. Am sorgfältigsten mufs hierbey derjenige Lehrer seyn, der vom Supernaturalismus fern ist, und doch künftige Lehrer zu bilden hat, die unter der Versicherung ihres Supernaturalismus angestellt werden sollen. Der Geist der Zeit macht die Zuhörer immer geneigt, seinen freyeren Meynungen beyzutreten, ehe sie nur die Gründe derselben kennen. — Hr. D. *St.* hat hierin das Seinige redlich gethan; er hat den biblischen Lehrbegriff sorgfältig entwickelt, hat in den allermeisten Lehren die Vernunftmäfsigkeit desselben gerettet, und dann erst sein abweichendes Urtheil beygefügt, und bisweilen auch dieses nicht einmal bestimmt ausgesprochen. Es ist also kein Vorwurf, den wir ihm zu machen gedächten, wenn wir bemerken, dafs noch nicht *alle* Gründe für die Schriftlehre *immer* in ihrer ganzen Stärke dargelegt sind; auch zweifeln wir nicht, dafs der würdige Lehrer vieles im mündlichen Vortrage nachholen werde.

Es ist bekannt, dafs der Vf. den *Kantischen* Principien beypflichtet; auch rühmt er von ihrem Einflusse auf die Wissenschaft der christlichen Religionslehre mehr, als der Rec. unterschreiben kann. „Sie „hat ihr (sagt er S. 49.) ein neues Interesse und neuen „Schwung gegeben, und ihr Gesichtspunkte und Aus„sichten eröffnet, die für sie äufserst wohlthätig (?) wer„den können, wenn sie gehörig verstanden und ver„folgt werden." Um so mehr ist es Pflicht, zu bemerken, dafs er nicht nur nicht unter die Zeloten, sondern auch nicht unter die sklavischen Anhänger dieser Schule gehört. So ist er z. B. gegen die theoretischen Beweise für das Daseyn Gottes weit billiger, als der grofse Haufen der Kantianer. Seine Ueberzeugung, dafs Gott alle Geschöpfe [also auch die freyen] ihre Bestimmung erreichen lasse (S. 396.), und die Behauptung (S. 397. ff.): wir wissen, die Vorsehung sey ein Actus, (vgl. Kants Religionslehre S. 115. ff.), geht über das Kantische ἐπέχειν hinaus.

In dem *Lehrbuch* (Nr. 2.) ist die *Literatur* ganz weggelassen, die *Dogmengeschichte* aber ganz beybehalten. Was zur *biblischen Theologie* gehört, ist ins Kürzere zusammengezogen, und mehr nach der Ordnung der Sachen, als historisch zusammengestellt. In der Abhandlung der *Dogmen* sind erhebliche Veränderungen vorgenommen. Manche Paragraphen sind ganz umgearbeitet, andere sehr verbessert, manches ist weggelassen, manches abgekürzt, manches hinzugesetzt, hier und da etwas an der Ordnung geändert — alles, unsers Bedünkens, zweckmäfsig und glücklich, und vieles vortrefflich. So hat die Angelologie (§. 85., in Nr. 1. §. 90—92.) und die Trinitätslehre (§. 88., in Nr. 1. §. 95—100.) durch die Abkürzung sehr viel gewonnen. Kurz die Besitzer von Nr. 1. entbehren viel, wenn sie nicht auch Nr. 2. anschaffen. Da aber dieses ihnen der Billigkeit nach nicht zugemuthet werden kann: so ist zu hoffen, dafs der Vf. die Verlagshandlung disponiren werde, die erheblichsten Veränderungen besonders abdrucken zu lassen.

Nr. 1. ist durch sehr viele Druckfehler entstellt, die bey weitem nicht alle verzeichnet sind. Wir bemerken unter den übergangenen nur folgende. S. 123. Z. 2. *Religion*, l. *Reflexion*. S. 537. in der Mitte: *exfiquatio aeve*, l. *exaequatio sive*. S. 851. Z. 6. v. u. nur l. *war*. S. 866. Z. 11. Ansprüche, l. *Aussprüche*. S. 1018. Z. 8. v. u. Basel, l. *Costnitz*. — In dem Verzeichnisse der Druckfehler im 2. Th. ist selbst ein Druckfehler. Es heifst: S. 430. Nr. 3. philosophische, l. *physisch theologische*; das soll vielleicht heifsen: S. 493. Z. 4. *historische*, l. physisch theologische. — In Nr. 2. sind uns weniger aufgestofsen; aber ein auffallender steht S. 625. Z. 8. v. u. Wasser, l. *Geist*, wie es in Nr. 1. S. 977. l. Z. richtig gedruckt ist. Auf den Abdruck so wichtiger Werke sollten die Verlagshandlungen mehr Sorgfalt wenden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Franke: *Giftpflanzenbuch*, oder *die schädlichsten Giftgewächse Deutschlands*, nach der Natur abgebildet und beschrieben für den Unterricht in Schulen und das gemeine Leben. 1801. 60 S. 8. Mit 14 ausgemalten Kupfertafeln. (22 gr.)

2) Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Gemeinnütziger Unterricht über die Gifte für Kinder und Unwissende.* Von *Scholz*, Mitglied des freyen fürstlichen Stifts zu St. Vinzenz. 1801. 192 S. 8. (14 gr.)

Nr. 1. ist gut und zweckmäfsig. Die Abbildungen sind getreu und die Beschreibungen richtig und deutlich. Der Vf. hat zuletzt noch einige Regeln hinzugefügt, wie man sich nach unvorsichtigem Genufs giftiger Gewächse verhalten müsse.

Nr. 2. begreift mehr, als man nach dem Titel vermuthen sollte. Der Vf. handelt unter andern auch von Pocken, von Feuerkugeln, Sternschnuppen, etc. welche Erscheinungen er von brennbaren schädlichen (?) Dünsten ableitet. Er beschliefst seinen Unterricht mit einer Warnung vor dem unmäfsigen Genufs des Branntweins, des Biers, Weins und Caffe's (warum nicht auch des Thee's?), Getränke, deren Uebermaafs im Körper wie Gift wirke. Auf die Art konnte er freylich auch mehrere, an sich unschädliche Nahrungsmittel mit zu den Giften rechnen. Der Vortrag ist in

Fra-

Fragen und Antworten eingekleidet; die Sprache des Vfs. oft fehlerhaft und undeutſch, z. B. *wofür* muſs man ſich in Acht nehmen? — Köche und Marktweiber *verkennen* den Waſſerſchierling ſehr oft *mit* Körbel, Peterſilge und Paſtinack. Hier der Anfang der erſten Lection. Frage: Was ſind Gifte? Antw. Es ſind ſolche irdiſche Körper, welche ſich nicht in die Natur des thieriſchen Körpers umſchaffen, nicht von den Kräften der Verdauung bezwingen laſſen, ſondern die thieriſchen Säfte in eine andere Natur verwandeln. Es ſind, zweytens, ſolche Körper, welche, wenn man ihrer Wirkung den freyen Lauf läſst, den meiſten Menſchen, ſchnell oder langſam, den Tod bringen.

Dieſs wird hoffentlich hinreichend ſeyn, um den Geiſt des Vfs. kennen zu lernen.

PRAG, b. Barth: כוס־ישועות, *oder Kelch des Heils*, gefüllt aus der Quelle der Wahrheit und mit dem wärmſten Brudergefühle dargereicht den Kindern Iſrael's in den K. K. Staaten, beſonders in Böhmen, von *P. Beer*, Lehrer an der deutſchen Schule der Israeliten zu Neubidſchow in Böhmen. 1802. XVI u. 299 S. 8. (nebſt einem Titelkupfer 16 gr.)

Eine gutgemeynte Anſprache des für die Wohlfahrt ſeines Volks enthuſiasmirten Vfs., der jeder gutdenkende Leſer einen glücklichen Erfolg von Herzen wünſchen wird. Hr. B. kennt genau das Eine, was ſeinem Volke Noth iſt (ein weiſes Fortſchreiten mit dem Geiſt der Zeit und Empfänglichkeit für nützliche Reformen) und er verſteht die Kunſt, es mit Wahrheit und Gefühl zu ſchildern. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Schrift war ein im Jahr 1797 erſchienenes K. K. Patent, die Israelitiſche Nation in Böhmen betreffend, welches treffliche Verordnungen über Religion, Unterricht, Gemeindeverfaſſung, Bevölkerungsſtand, Nahrungswege, Rechtsbehörden und Pflichten gegen den Staat enthält. Des Vfs. Abſicht iſt, die landesväterlichen und weiſen Abſichten des Regenten in dieſen Verordnungen ſeinen Landesleuten recht anſchaulich zu machen und ſie zur pünktlichen Befolgung derſelben aufzufordern. Gegenwärtig hat er ſich bloſs auf die beiden erſten Punkte *Religion* und *Unterricht* beſchränkt, will aber, wenn ſein Verſuch Beyfall findet, die übrigen in einem zweyten Bändchen noch abhandeln. Rec. glaubt ihn dazu auffodern zu müſſen. Hr. B. beſcheidet ſich ſelbſt in der Vorrede, viel Neues geſagt zu haben; er geſteht vielmehr ein, dafs er beynahe Alles, was in neuern Zeitern, beſonders von jüdiſchen Schriftſtellern über die genannten Gegenſtände geſchrieben worden iſt, ſorgfältig benutzt habe. Man kann auch hierin um ſo mehr mit dem Vf. zufrieden ſeyn, da er alles gut zu ſeinem Zweck zu verarbeiten gewuſst hat, ſo dafs man ihn keineswegs unter die Compilatoren rechnen, noch viel weniger des Plagiats beſchuldigen kann. Seine Vorſchläge zur Verbeſſerung des Cultus, der religiöſen Polizey und beſonders der Erziehung können wir keiner ausführlichern Discuſſion unterwerfen. Nur die Verſicherung ſtehe hier, dafs wir ſie gröſstentheils zweckmäſsig und ausführbar befunden haben. Die Schreibart iſt edel und faſt durchgängig rein. S. 257 ff. werden in der Note die Glaubensartikel der *Karaiten* richtig angegeben; allein in dem Citate S. 259 muſs es *Auguſti* ſtatt *Auguſtini* heiſsen. Der vollſtändige Titel dieſer Schrift iſt: *Gründliche Nachrichten von den Karaiten*, von *Friedr. Albrecht Auguſti*. Erfurt 1752. 8. Das gleich folgende Citat: *Wolff Biblioth. heb.* muſs heiſsen: *Wolff: Bibliotheca hebraica*. Vol IV. p. 1069 ſeqq. u. p. 1086 ſeqq.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Prag*, b. Cramer: *Entwurf eines Pflanzenſyſtems nach Zahlen und nach Verhältniſſen*. 1802. 98 S. 8. (7 gr.) Linné, ſagt der Vf., zerriſs die natürlichſten Verbindungen dadurch, dafs er in den meiſten Fällen auf die Zahl der Staubfäden allein und unbedingt ſah. Es würde nicht geſchehen ſeyn, wenn er die Zahl derſelben ſowohl als anderer Blüthentheile gehörig zu berechnen gewuſst hätte. Man fange mit der Blumenkrone an, und man wird zuerſt bemerken, dafs die einblättrigen eigentlich aus verwachſenen Blumenblättern beſtehen, alſo nach der Zahl der Einſchnitte zu ordnen ſind. Man wird ferner finden, dafs ein Staubfaden nie mit mehr als ſechs Abtheilungen oder Blumenblättern verbunden iſt; ein Wink, dafs man nicht über ſechs gehen, und die gröſsern Zahlen auf niedrige bringen ſoll. Die Natur liebt die Verdoppelungen, folglich haben Zahlen die gröſste Verwandſchaft mit einander, wenn der Exponent ihres Verhältniſſes 2 iſt, und nach dieſer Verwandſchaft laſſen ſich nun höhere Zahlen auf niedrige bringen. So muſs nun ferner die Zahl der Staubfäden auf die der Blumenblätter auch Kelchblätter zurückgeführt werden. Dieſes geſchieht ebenfalls durch Theilung oder Vermehrung mit dem Exponenten 2; hierauf folgen die Verwandſchaften mit den Exponenten $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, oder deren doppelten 4, 3, 5 u. ſ. w.; nur muſs man bedenken, dafs die Natur ſtatt $\frac{1}{2}$ immer ein Ganzes bildet. Dieſes zeigt den Gang, welchen der allerdings ſcharfſinnige Vf. in dieſer Schrift nimmt. Er würde, bey einer genauern Betrachtung der Pflanzenformen gefunden haben, wie viel leichter und ungezwungener man alle Pflanzen in zwey groſse Reihen bringen kann: in ſolche, welche eine Tendenz zeigen, drey, und in ſolche, welche eine Tendenz zeigen, fünf Theile in einen Kreis zu ſtellen. Aber wozu ſollen Syſteme dieſer Art dienen? Zur Erkennung der Pflanzen ſind ſie viel zu gekünſtelt, auch gehört die Zahl zu den veränderlichſten Kennzeichen. Zur natürlichen Zuſammenſtellung, zur Kenntniſs der Pflanzen fehlt es uns nicht an andern viel genauern und weniger veränderlichen Kennzeichen, wohin beſonders die Stellung des Fruchtknotens, der innere Bau der Frucht und des Saamens gehören.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. Junius 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Elwe: *Verhandelingen van het Genootschap ter bevordering der Heelkunde te Amsterdam* (Schriften der Amsterdamer Gesellschaft zur Beförderung der Wundarzneykunst). *VIIde Deel.* 1802. XXVIII u. 258 S. gr. 8. Mit 1 Kpf. (2 fl. 18 Stüb. holl.)

Auf die, jedem Bande vorgesetzte Nachricht von den seit der Herausgabe des vorigen (s. A. L. Z. 1802. N. 115) empfangenen Abhandlungen und den Preisfragen bey der Gesellschaft folgen *acht Abhandlungen.* I. *Sammlung von Beobachtungen über die Bauchwunden*, von *Johann Christoph Albrecht* (Stud. d. Chir. zu Amsterdam) und *Jacobus Haakman* (Stud. d. Med. zu Leyden), deren jedem eine silberne Denkmünze zuerkannt wurde. Dieses ist die *vierte*, von der Gesellschaft veranlasste Sammlung von Beobachtungen ursprünglich niederländischer Schriftsteller über Verwundungen einzelner Theile des menschlichen Körpers. Diese Sammlung nimmt in diesem Bande den meisten Raum (164 S.) ein, ist aber eben so wenig als die vorhergehenden, kritisch zusammengetragen. — II. *A. C. Monro* (vier) *Beobachtungen; betreffend die Ansammlung blutiger Lymphe in krebshaften Brüsten. Näher bestätiget durch* (vier) *ähnliche*, von *E. P. Swagerman* (Wundarzte der Diaconie-Armen der niederdeutschen Reformirten zu Amsterdam, und der dasigen chirurgischen Gesellschaft Beysitzer) *gemachte Beobachtungen.* Ueber die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Ausrottung krebshafter Brüste durch den Schnitt erklärt sich *Monro* S. 179 also: „Unter fast „sechzig Brustkrebsen, die ich durch das Messer weg„nehmen sahe, fand ich nur vier Personen, die zwey „Jahre lang frey von dieser Krankheit blieben; drey „davon bekamen hernach wieder den verborgenen „Krebs in der Brust, und die vierte litt an einem of„fenen Lippenkrebs.“ Die Zulässigkeit der gedachten Operation schränkt *M.* auf die zwey Fälle ein, wenn entweder der offene Krebs eine solche Verminderung der Lebenskräfte verursacht, dass die Operation als das einzige Mittel, das Leben zu verlängern, anzusehen, oder, wenn bey einer gesunden, starken Person der verborgene Krebs von äusserlicher Gewalt entstanden ist. In allen andern Fällen dürfe der Wundarzt nur auf die dringendsten Bitten der Kranken sich dazu entschliessen. Auch die vier Kranken, worüber Hr. *S.* hier seine Beobachtungen mittheilt, starben, bey den nämlichen Merkmalen des Krebses, nachdem dieselbe Art von blutiger Lymphe, wie in den von *Monro* beschriebenen Fällen, sich ausgeleert hatte. — III. *Beobachtung einer ungewöhnlichen Verhaltung des Urins; und dessen Abzapfung, bey einer nicht schwangeren Frau, nebst einer daraus hergeleiteten Vorsichtsregel in Ansehung der Bauchwassersucht.* Von *François Jas* (Stadtwundarzte zu Amsterdam.) Eine Frau von 28 Jahren hatte in der Nacht versäumt, den Trieb zum Harnlassen zu befriedigen. Nach 8 Tagen, in welcher Zeit kein Harn abgegangen, und der Unterleib zu einer beträchtlichen Grösse angeschwollen war, liess sie den Vf. rufen. Ausser der sehr hoch hinauf getriebenen, sehr angefüllten Harnblase, fand er einen Gebärmuttervorfall, und keine Schwangerschaft. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, mittelst des Catheters eine gewaltige Menge Urins abzuzapfen. Die Frau genas, nach einigen Wiederholungen des Catheterisirens, und nach stärkenden Umschlägen auf den Leib, bey einer zweckmäfsigen Diät vollkommen. — IV. *Beobachtung einer frischen, nach oben und hinten gehenden Ausrenkung des rechten Schenkelknochens, die in einer sitzenden Stellung der Kranken wieder eingerichtet wurde.* Von *J. Martens*, Stadtwundarzte zu Amsterdam. Mitgetheilt, und anatomisch erläutert von *A. Bonn.* Der berühmte *Bonn* hatte im fünften Bande dieser *Verhandelingen* die Vortheile dargelegt, die, bey einer *unterwärts gehenden* Ausrenkung des Schenkelknochens, die Einrichtung gewähre, wenn sich der Kranke dabey in sitzender Stellung befinde, und er hatte zugleich die Vermuthung geäussert, man werde sich wohl bey einer *nach oben gehenden* Ausrenkung jenes Knochens dieselben Vortheile von dieser seiner neuen Methode zu versprechen haben. Auf diese Aeusserung versuchte Hr. *M.* die *Bonn'sche* Methode in dem vorliegenden Falle mit dem besten Erfolge. Hr. *Bonn* hat auf der beygefügten Kupfertafel, die bey einer solchen Ausrenkung interessirten Theile auf eine lehrreiche Art abbilden lassen, und mit seiner gewohnten Genauigkeit und Gründlichkeit den Wundarzt über das bey einer solchen Einrichtung zu beobachtende Verfahren belehrt. Nach sechs Wochen (so lange hatte sie ihre Zeit liegend zugebracht) konnte die Kranke, eine Frau von 22 Jahren, wieder so gut, als vor der Ausrenkung, gehen. — *Beobachtung einer nach oben und hinten gehenden Ausrenkung des Schenkelknochens, bey einem Mädchen von vier Jahren, wieder eingerichtet in sitzender Stellung des Kindes.* Von *H. Benraad*, Oberwundarzt (Ordinaris Heelmeester) der Marine der batav. Rep., Departement Amsterdam. Eine eben so glückliche Bestätigung der *Bonn'schen* Methode. — VI. Beob-

Beobachtung einer eingeklemmten Gebärmutter, bey einem Bauernmädchen. Von *C. Terne*, M. D. und Geburtshelfer. Das Mädchen hatte, weil sie zu Muttervorfällen geneigt war, von einem Geburtshelfer einen hölzernen Mutterkranz bekommen. Durch die Oeffnung des Kranzes, deren Durchmesser reichlich 1 Zoll und 1 Lin. betrug, war die Gebärmutter durchgedrungen, die, als der Vf. kam, wie ein Kindeskopf, roth, geschwollen, und äuserst schmerzhaft, vor den Geschlechtstheilen hing. Die Umstände waren dringend. Nach einem reichlichen Blutlassen legte Hr. T. eine Säge, womit er sonst den Schädel durchgesägt hatte, an den Kranz an, den er endlich, weil er ihm mit der Säge nicht mehr sicher beykommen konnte, mit dem *Friedschen* Kopfbohrer zerbrach, und so im Stande war, ihn stückweise herauszunehmen, und das Haupthindernifs der Zurückbringung der Gebärmutter zu beseitigen. Die Gebärmutter wurde sogleich zurückgebracht. Mit Hülfe eines Breyumschlages, und einer kühlenden, schmerzstillenden Emulsion war die Kranke bald genesen. Der Vf. versorgte sie wieder mit einem schicklichen Mutterkranze (nur mit einer Oeffnung von ½ Zoll), worauf die Gebärmutter nicht mehr vorgefallen ist. Dieser interessante Fall giebt dem Vf. Gelegenheit, bey Jungfern und bey Frauen, die noch nicht geboren haben, vor den zu grosen Oeffnungen der Mutterkränze zu warnen. — VII. *Abhandlung über das übel gestaltete Becken der Frauen, und über einen neuen Kunstgriff, mit dessen Hülfe in einigen dieser Fälle die Entbindung sehr sicher, und mit Erhaltung von Mutter und Kind, vollbracht werden kann.* Von *Jacobus de Puyt*, Iz. (Jan's Sohne), Operator und Geburtshelfer der Stadt Middelburg. Unter übler Gestalt des Beckens versteht der Vf. hier diejenige widernatürliche Beschaffenheit desselben, wobey die Möglichkeit übrig bleibet, dafs, wofern man nur der Natur zu Hülfe kommt, der Kopf des Kindes in der günstigsten Lage sich darbiete. Seinen *neuen Kunstgriff* bestimmt er S. 242 näher in folgenden Worten: „Die neuern Geburtshelfer verlangen, man soll„le bey allen widernatürlichen Lagen des Kindes die „*Wendung* machen, und es mit den Füsen herausho„len. Meine Absicht hingegen war in diesem Falle, „den Kopf des Kindes vor den Eingang des Beckens „zu bringen, und folglich dessen widernatürliche „Lage in eine natürliche zu verwandeln, in der Hoff„nung, dafs, wenn der Kopf Zeit hätte, sich zu ver„längern, und sich nach der Gestalt des Beckens zu „bequemen, durch die Kräfte der Natur ein lebendi„ges Kind werde zur Welt gebracht werden.“ In zwey, hier erzählten Fällen glückte es dem Vf., durch den gedachten *Kunstgriff* Mutter und Kind zu retten. In dem ersten hatte die Frau bereits viermal todte Kinder zur Welt gebracht. Sollte, nachdem man auf diese Weise die widernatürliche Geburt in eine natürliche verwandelt hat, die Natur nicht Kräfte genug haben, das Kind selbst auszutreiben: so bleibe ja immer noch die Hülfe durch die Zange übrig. Schon *Hippocrates* (de *Morb. Mulier. Lib. I. Sect.* 5.) habe den Rath gegeben, „das Kind, wenn es sich in einer „verkehrten Lage darbiete, dergestalt zu wenden, „dafs es mit dem Kopfe zuerst zum Vorschein kom„me.“ — VIII. *Beobachtung einer Schwangerschaft und Geburt ohne Schafwasser.* Von *Ik. de Koning*, M. D. und Geburtshelf. zu Purmerende. Als der Vf. ungefähr am Ende des vierten Monats der Schwangerschaft gerufen wurde, erzählte ihm die, zum ersten male schwangere Frau, es sey so eben, nachdem sie sich vor einer Viertelstunde, wegen merklichen Uebelbefindens, und befürchteten Frühgebärens, auf seiten Rath zu Bette gelegt, eine ungewöhnliche Feuchtigkeit in grofser Menge aus der Scheide geflossen. Bey näherer Untersuchung fand es sich, dafs diese Feuchtigkeit in ihrer Menge und Beschaffenheit dem Schafwasser ganz gleich war. Der Muttermund war ganz natürlich, und es erfolgte kein anderer Ausflufs aus den Geschlechtstheilen. Die Zeichen des Lebens der Frucht, die, obgleich unter vielen Beschwerden, ausgetragen wurde, offenbarten sich zur gewöhnlichen Zeit, und, als die Zeit da war, gebar die Frau einen wohlgebildeten Sohn, den sie selbst säugte. Bey der Geburt flofs kein Tropfen Wasser oder Blut aus, welches letztere erst in drey bis vier Minuten folgte, als die Natur die Nachgeburt austrieb. Mutterkuchen und Häute waren ganz natürlich.

Erfurt, in d. Henning. Buchh.: *Deutliche Anweisung die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln.* Zur Empfehlung einer neuen Kurart des gemeinen Trippers für angehende Aerzte, Wundärzte, und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige. Von D. *Aug. Friedr. Hecker*, Hofrath und Prof. der Medicin zu Erfurt. 1802. 276 S. 8. (22 gr.)

Der Vf., der sich schon durch seine 1786 herausgegebene Abhandlung vom Tripper um die Pathologie und Diagnostik dieser Krankheit kein geringes Verdienst erworben, hat in dieser Schrift, wie in jener ältern, hauptsächlich die Absicht, die verschiedenen Arten des Trippers gründlich unterscheiden und behandeln zu lehren. In der Einleitung giebt er zuförderst die Bedingungen an, unter welchen der Ausflufs des Schleims aus der Harnröhre erfolgt. Dabey unterscheidet er, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, den geringen Grad der Entzündung von dem gereizten Zustande, mit dem jener zusammenfällt. Auch wäre eine genauere Angabe derer Stellen, welche den Schleim absondern, zu wünschen gewesen. Den sonst sogenannten venerischen Tripper belegt der Vf. mit dem Namen des *gemeinen*, und zeigt, dafs er auch durch andere Scharfen, vermöge des ansteckenden Beyschlafes, sich mittheile. Er theilt den gemeinen Tripper in den atherischen und sthenischen, und jenen wieder in den einfachen, rothlaufartigen und ödematösen. Mit *Berlinghieri* nimmt der Vf. auch an, dafs der gemeine Tripper nicht selten durch die

Na-

Natur geheilt werde, und von selbst aufhöre. Zur Milderung der Schärfe des Urins schlägt er das Wachholdermuss vor, womit allein er viele gemeine Tripper in kurzer Zeit sicher geheilt zu haben versichert. (S. 67.) Die Einspritzungen rühmt er zwar, gesteht aber doch, dass ihre Wirkung sehr vorübergehend ist, und mehrere nachtheilige Nebenwirkungen hervorbringt. Daher empfiehlt er auflösliche Bougies, die er folgendermaßen bereitet: Vier Gran ätzendes fixes Laugensalz werden in zwey Unzen destillirtes Wasser aufgelöst, und zu dieser Auflösung so viel arabisches Gummi gesetzt, dass die Mischung davon dick wird und sich ziehen lässt. Darein taucht man starke leinene oder baumwollene Fäden, die, eines Fingers lang, nachher aufgehängt und getrocknet werden. Sind sie trocken: so werden sie aufs neue in die Masse getaucht, bis jeder Faden gleichmäßig und glatt überzogen ist. So kann man auch Sublimat, Opium, Bleyzucker und andre Substanzen mit arabischen Gummi verbinden und Bougies daraus machen lassen. Diese Bougies sind nun bey asthenischen Trippern dergestalt anzuwenden, dass man sie mit Speichel oder Milch bestreicht, sie ungefähr einen Zoll tief in die Harnröhre einschiebt, und sie so lange liegen lässt, bis die daran hangende Masse aufgelöst ist. Werden die Schmerzen zu heftig nach der Anwendung: so ist die Bougie entweder zu reizend oder zu dick. Der Kranke muss bey der Anwendung ganz ruhig liegen. Bey der rothlaufartigen Entzündung lässt der Vf. die Bougies blos aus Opium verfertigen. Gegen die ödematöse Entzündung empfiehlt er vorzüglich Säuren. Sehr gut ist die Warnung des Vfs. gegen manche bedenkliche und gefährliche Mittel und Methoden, z. B. gegen das kalte Wasser, von *Weikard* sehr unbesonnen empfohlen. Den gestopften Tripper behandelt der Vf. erst mit örtlichen Blutausleerungen, dann mit reichlichen Gaben Opium. Die Inoculation des Trippers findet der Vf. bedenklich. Das Bluten aus der Harnröhre während des Trippers hält er eher für günstig als gefährlich. Auf die nach dem gründlich geheilten Tripper übrig bleibende Empfindung von Wundseyn und Brennen macht der Vf. besonders aufmerksam, räth aber nicht zu viel dagegen zu gebrauchen, sondern das Verschwinden derselben von veränderter Diät zu erwarten. Eine andere Folge des überstandenen Trippers ist vom Vf. allein beobachtet worden, sie besteht in einem frieselartigen, fressenden Ausschlage an der Eichel, mit Harnbrennen und dem Abgang eines weissen Schleims, der getrocknet in Mehl zerfiel, verbunden. Hr. H. heilte diesen Zufall mit einer Salbe aus salpetersaurem Quecksilber und Einspritzungen von Bleymitteln und Kalkwasser. Beym Nachtripper unterscheidet der Vf. die reizlose (indirecte) von der gereizten (directen) Schwäche, und giebt gegen jede zweckmäßige Vorschläge. Uebergangen ist hier *die* Art des Nachtrippers, welche Geschwülste und Verstopfungen der Vorsteherdrüse voraussetzt, und gewiss häufig genug ist. Auch nimmt Wunder, hier nicht die Electricität, als ein treffliches äusseres Mittel, aufgeführt zu sehn.

Hierauf folgt die Abhandlung von denen Fällen des Trippers, die sich zu andern Krankheiten, zur Lustseuche selbst, zum Scorbut, zu den Scrofeln, zum Katarrh und Rheumatismus, zur Gicht, zu verschiedenen Ausschlägen und zu den Hämorrhoiden gesellen. (Den aussätzigen Tripper findet man zu kurz abgefertigt: er ist wirklich noch nicht aus Europa verschwunden.) Ferner die zufälligen Arten des Trippers; von scharfem Urin, von Selbstbefleckung, von Enthaltsamkeit u. s. f. Den Beschluss macht eine nähere Bestimmung der in dieser Schrift empfohlenen Arzneymittel, wo unter andern ein Seifenspiritus zur Verhütung der Tripper-Ansteckung gerühmt wird. Es wundert Rec., hier Salztränke, mit der besondern Vorschrift: *auf einmal, oder auch nach und nach zu nehmen*, empfohlen zu finden. Noch mehr aber wunderte sich Rec., gar keine Erklärung der Zufälle, und nichts von Theorie der Krankheit, in dem ganzen Buche zu bemerken.

Erfurt, b. Keyser: *Deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln.* Zur Empfehlung einer zweckmäßigen Kurart und zur Verbannung einer groben Empirie, für angehende Aerzte, Wundärzte und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige. Von D. *Aug. Friedr. Hecker*, Hofr. u. Prof. in Erfurt. Zweyte neu bearbeitete Ausgabe. Mit 1 Kupf. 1801. XLVI u. 542 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste 1790 erschienene Ausgabe ist in diesen Blättern, J. 1791. B. III. S. 437. beurtheilt worden. Seitdem hat der Vf., wie er in der Vorrede sagt, seine eigene Erfahrung, die später erschienenen Schriften über diese Krankheit, und die Erinnerung seiner Recensenten benutzt, um dieser zweyten Ausgabe mehr Gehalt zu geben. Dass jene Benutzung mit Fleiss, Sorgfalt und Beurtheilung geschehen ist, sieht man durchgängig aus dieser Schrift. Gleich in der Einleitung sucht der Vf. die verschiedenen Meynungen von dem Ursprunge der Lustseuche zu vereinigen, indem er zum Theil auf die Verbindung schon vorhandener örtlicher Zufälle mit der Pest und dem Aussatze, theils auf einen anderweitigen Ansteckungsstoff, der wahrscheinlich aus Westindien herüber gebracht worden, Rücksicht nimmt. So wenig wir diesen Indifferentismus billigen können; eben so wenig gefällt die Annahme des allgemeinen Verderbnisses der Blutmasse durch das venerische Gift, wobey es zugleich heisst, dass nur die Lymphe und der eiterartige Schleim der Sitz des Giftes seyn könnten. Den Unterschied, den die Erregungstheorie zwischen sthenischen und asthenischen Krankheiten macht, findet Hr. H. bey der Lustseuche gar nicht anwendbar. (?) Das venerische Gift hält er für mehr oder weniger scharf, wenigstens bald mehr, bald weniger Vermögen, die Säfte des Körpers sich ähnlich zu machen. Dieser Satz sei den meisten Lesern schon in der ersten Ausgabe auf, er ist hier stehn geblieben; doch, setzt Hr. H. hin-

hinzu, richte sich die Heftigkeit der Zufälle mehr nach dem Grade der Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Bey den Mitteln gegen die Lustseuche erklärt der Vf., wie sonst, die Wirkung des Queckssilbers durch Reiz. Da indessen kein anderes Reizmittel die Lustseuche, wenigstens so sicher, heilt, als das Queckssilber: so müssen den Präparaten desselben gewisse besondere Eigenschaften zukommen, welche Hr. H. *entweder* in dem besonders modificirten Reize, *oder* in gewissen chemischen Verhältnissen des Heilmittels zur Krankheitsursache, *oder* in beiden zugleich sucht. Den innern Gebrauch des Queckssilbers bey örtlichen Vorläufern der Lustseuche verwirft der Vf. im Allgemeinen; doch sagt er gleich darauf, dass bey Schankern und Bubonen, um die zu befürchtende Lustseuche abzuwenden, allerdings Queckssilber innerlich gegeben werden müsse. Die durch vielfache Berührung der Luft, beym Reiben, oxydirten Queckssilber-Mittel vertheidigt der Vf. gegen den Vorwurf, dass man nicht wissen könne, wie viel Queckssilber dabey in den Körper komme. Die durchs Feuer bereiteten Oxyden hält er für ganz entbehrlich. Bey den Queckssilber-Einreibungen sind Chiarenti's und Brera's Anatripsen übergangen, und die Vortheile der Einreibungen überhaupt nicht gehörig ins Licht gesetzt. Auffallend ist es zu lesen, dass Frauenzimmer von sonst guter Gesundheit, selbst Schwangere, im Durchschnitt das Queckssilber besser vertragen als Mannspersonen, und dass Kinder viel und lange Queckssilber nehmen können, ohne den Speichelfluss zu bekommen. Ueber den Gebrauch der Säuren in der Lustseuche urtheilt der Vf. sehr besonnen und unpartheyisch. Das Opium will der Vf. vorzugsweise in der directen Schwäche als Reizmittel anwenden, da es doch, eben als flüchtiger Reiz, vielmehr in der indirecten Schwäche zu empfehlen ist. Bey der übrigens gut und sorgfältig angegebenen Diät in der Lustseuche vermissen wir doch die lauen Bäder. Die örtlichen Zufälle folgen auf einander, nicht immer durch unmittelbaren Uebergang des Giftes, sondern oft nur vermöge der Mitleidenschaft. Bey dem Schanker werden die Unterschiede des wahren von andern Geschwüren angegeben. Die Arten des Schankers blieben, wie in der ersten Ausgabe, auch nimmt der Vf. noch einen gut- und bösartigen Schanker an. Als Aetzmittel gebraucht er gegen den Schanker noch immer den Grünspan, ohne dass er die Vorzüge des rothen Präcipitats und des Höllensteins verkennt. Mit vieler Vorsicht erklärt er sich über die Anwendung der Aetzmittel überhaupt. Die Abhandlung vom Tripper übergehn wir, da wir so eben des Vf. eigenes Werk darüber angezeigt haben. Bey der Abhandlung von den Leistenbeulen und auch anderwärts, bemerkt man, dass der Vf. *Schwediauer's* neuestes Werk benutzt hat. In der eingewurzelten Lustseuche, wo die Kräfte des Kranken noch nicht sehr gelitten haben, hält der Vf. am meisten vom salpetersauren Queckssilber. Gründlich giebt er die Behandlung der Mercurial-Krankheit an. Angehängt ist eine syphilitische Pharmakopöe, wo unter andern ein *Aethiops mineralis auratus*, aus Goldschwefel und laufenden Queckssilber bereitet, vorkommt.

Pegau u. Leipzig, in d. Günther. Buchh.: *Praktisches Handbuch für Ammen und Mütter* über die Erziehung der neugebornen, wie auch ältern (älterer) Kinder, und ihren Krankheiten. Ein wichtiges Noth- und Hülfsbuch. 1802. 454 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey der Herausgabe dieser Volksschrift ist weder der Vf. (ein gewisser D. *Moss* in *Liverpool*) noch der Uebersetzer genannt. Man findet in derselben wenig Neues; bekannte Wahrheiten sind mit ermüdender Weitschweifigkeit vorgetragen, und die Anmerkungen des Uebersetzers sind, wiewohl sie manches zur Erläuterung und Berichtigung des Textes beytragen sollen, nicht ohne Irrthümer. Welcher vernünftige Arzt wird z. B. den Campher unter die kühlenden, einigermaßen narkotischen Mittel zählen? oder als Wurmarzney die Excremente eines Maulwurfs deswegen empfehlen, weil dieses Thier bekanntermaßen der Erbfeind der Gewürme ist, und dessen gepülverter Koth, auf den grössten Regenwurm gestreut, ihn, nach den Erfahrungen des Uebersetzers, in kurzer Zeit tödten soll? Welche Beobachtungen können uns bestimmen, die Wirkungen des kalten Bades den Kraftäusserungen der Electricität gleich zu setzen? Widerspricht nicht die Behauptung des Uebersetzers, dass die Symptome der ersten Schwangerschaft durch eine materielle Veränderung in dem Blutsysteme der Mutter verursacht würden, jeder vernünftigen Ansicht der Construction des weiblichen Organismus, und den, daraus herzuleitenden, in der Schwangerschaft eintretenden, Abweichungen vom Normalzustande desselben? und zu welchen praktischen Missgriffen würde nicht die, vom Uebersetzer S. 360 angegebene primaire Ursache und darauf begründete Kurweise des Kindbetterinnenfiebers — ein Ueberfluss von lymphatischen Feuchtigkeiten, wogegen *Ipecacuanha* und Abführungen verordnet werden, — verleiten, wenn solche als richtig angenommen, und allgemein befolgt würde? Rec. glaubt, dass die angezogenen Stellen sein Urtheil hinlänglich bestätigen, und auch diese Schrift in die Reihe der seit *Tissot*, *Rosenstein* u. a. m. erschienenen, eben so zahllosen, als Gehalt- und Zweck-armen medicinischen Volksschriften stellen werden.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.